
University Library
064062126


VET TES TAM EN
NOV TAM TVM
Dei
Sub Numine
Viget

Internationale Monatsschrift für Wissenschaft Kunst u. Techni

Band VII

1913



Geschäftliche Administration: **August Scherl** G. m. b. H., Berlin SW 68.

INHALTSVERZEICHNIS.

I. Autoren.

II. Abhandlungen und Mitteilungen.



JULIUS VON HANN

Beilage zur „Internationalen Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik“
Verlag von August Scherl, Berlin SW 68.

Internationale Monatsschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Max Cornicelius, Berlin, Zimmerstr. 36

Bezugspreis bei sämtlichen Postanstalten in Deutschland vierteljährlich 3 Mark; bei direktem Bezuge durch Streifband in den Ländern des Weltpostverkehrs 4 Mark. Einzelnummern kosten 1 Mark.

7. Jahrgang, Nr. 1
Oktober 1912

Insertionspreis für die zweigespaltene Nonpareillezeile 50 Pf. — Inseraten-Annahme bei den Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. in Berlin und den größeren Städten Deutschlands u. der Schweiz

Für die Redaktion verantwortlich: Wilhelm Paszkowski, Berlin.
Verlag von August Scherl in Berlin SW. 68, Zimmerstraße Nr. 36-41.

Julius von Hann.

Von

G. Hellmann.

Die Meteorologie ist ein uraltes Wissensgebiet, dessen Pflege bis vor kurzem zumeist in den Händen der Astronomen und Physiker, bisweilen auch der Mediziner lag. Es war daher natürlich, daß, als vor etwa sechs Jahrzehnten die Kulturstaaten besondere Beobachtungsnetze zur Erforschung der klimatischen Verhältnisse ihrer Länder einrichteten, die Leitung der dazu geschaffenen Institute Vertretern dieser Fächer, gewöhnlich im Nebenamt, übertragen wurde. Bei der immer weiter um sich greifenden Spezialisierung der Wissenschaften hat aber die Meteorologie, dank den von ihr gemachten großen Fortschritten, inzwischen eine selbständigere Stellung eingenommen und wird nunmehr als eine eigene Wissenschaft anerkannt, der auch die alten Akademien einen Platz einzuräumen beginnen, obwohl natürlich in deren vor Jahrhunderten entworfenen Satzungen ein solcher gar nicht vorgesehen war.

Der Aufschwung der Meteorologie aus einem Wissensgebiet zu einer Wissenschaft nahm vor etwa einem halben Jahrhundert seinen Anfang und ist mehreren Gelehrten verschiedener Nationen zu verdanken. Der Mann aber, der diesen Fortschritt mit am meisten befestigt und weiter gefördert hat, ist der Österreicher Julius von Hann.

Einer allgemeinen Würdigung der großen Lebensarbeit dieses zeitgenössischen Gelehrten sind diese Zeilen gewidmet.

Hann ist 1839 bei Linz geboren und in Kremsmünster zur Schule gegangen. Hier nahm die Regelmäßigkeit gewisser Witterungserscheinungen in den Alpentälern schon frühzeitig sein Interesse in Anspruch, und seitdem hat er ohne Unterlaß und in immer steigendem Maße die Meteorologie der Alpen in einem Umfange gefördert wie kein anderer zuvor. Nach Abschluß der Universitätsstudien in Wien blieb er daselbst, zunächst als Lehrer an der Oberrealschule, seit 1868 als Privatdozent an der Universität. An dieser wurde er 1873 außerordentlicher, 1877 ordentlicher Professor und zugleich Direktor der Zentralanstalt für Meteorologie, die kurz zuvor ein neues eigenes Heim auf der Hohen Warte in Oberdöbling er-

halten hatte. Die mit der Leitung eines derartigen Inſtituts verbundenen Amtsgeſchäfte sagten Hann, da sie ihn von der rein wiſſenſchaftlichen Arbeit abhielten, auf die Dauer wenig zu, weshalb er 1897 das Direktorat aufgab und mit einer eigens für ihn geſchaffenen Profeſſur für kosmiſche Phyſik in Graz vertauſchte. Dieſe wurde ihm zuliebe 1900 nach Wien verlegt, wo er bis zur Altersgrenze eines öſterreichiſchen Profeſſors erfolgreich gewirkt hat. Beim Ausſcheiden aus dem Amt wurde er in den Adelsſtand erhoben. Jetzt lebt er daſelbſt ganz ſeinen Forſchungen hingegeben.

Es iſt alſo ein ſtilles Gelehrtenleben, deſſen Arbeit wir analyſieren wollen. Denn wenn Hann auch gelegentlich meteorologiſcher Konferenzen manche Teile von Europa beſuchte und auf alljährlichen Sommerreiſen namentlich das ganze Alpengebiet gründlich durchſtreifte, ſo hat er doch fremde Erdteile aus eigener Anſchauung nicht kennen gelernt. Um ſo bewundernswürdiger iſt die Meiſterſchaft, mit der er die verſchiedenſten Klimate der Erde anſchaulich darzuſtellen und lebhaft zu ſchildern weiß.

Hanns wiſſenſchaftliches Lebenswerk gliedert ſich ungezwungen nach fünf Richtungen, nämlich in die ungewöhnlich zahlreichen Originalarbeiten kleineren Umfangs, die größeren zuſammenfaſſenden Werke, die Redaktion der Meteorologiſchen Zeitſchrift, die Lehrtätigkeit und die Leitung der Zentralanſtalt für Meteorologie.

Da ſeine meteorologiſchen Abhandlungen nach hunderten zählen, kann ich hier natürlich nur die wichtigſten, die ſich zu größeren Gruppen zuſammenſchließen, herausgreifen und beſprechen.

Wie bereits erwähnt, war von Anfang an ein Lieblingsobjekt ſeiner Forſchung die Meteorologie der Alpen, die er faſt zu einer eigenen Disziplin ausgebildet hat. Denn wenn auch bereits zu Ende des 18. Jahrhunderts die Genfer Naturforſcher H. B. de Sauſſure und J. de Luc die meteorologiſchen Verhältniſſe der hohen Alpenregionen zu erforſchen begannen und in der Mitte des vorigen Jahrhunderts verſchiedene Gelehrte in den Hochregionen des Himalaja und der Kordilleren von Südamerika geophyſikaliſche Studien trieben, ſo blieb es doch Hann vorbehalten, die alpine Meteorologie und in weiterer Folge die Höhenmeteorologie überhaupt zuerſt in umfaſſender Weiſe zu bearbeiten.

Ein glücklicher Anfang nach dieſer Richtung war ſeine phyſikaliſche Theorie des Föhns in den Jahren 1866 und 1867. Während in dem lebhaften Streit über die Herkunft dieſes warmen und trockenen Windes in den Tälern der Nordalpen, der damals zwiſchen den Schweizer Naturforſchern und Dove in Berlin geführt wurde, eine Einigung nicht erzielt und die wahre Urſache nicht erkannt wurde, fand Hann in der dynamiſchen Erwärmung herabſinkender Luft den Grund für dieſe Eigenſchaften aller Fallwinde, deren Vorhandenſein er auch in Grönland nachwies. Allerdings hatte H. von Helmholtz gelegentlich eines gemeinverſtändlichen Vortrages dieſelbe Urſache angedeutet, indeſſen hätte ohne die eingehenden Hannſchen Arbeiten dieſer richtige Erklärungsverſuch wohl kaum raſch Eingang gefunden. Später haben Hann und ſeine Schüler, namentlich in Innsbruck, die Föhntheorie weiter ausgebaut; und wenn auch ſelbſt heute noch nicht alle Einzelheiten im Auftreten des Föhns bekannt ſind und manche nicht recht gedeutet werden können, ſo iſt doch das der Theorie zugrundeliegende allgemeine Prinzip als richtig erwieſen.

Damit war aber zugleich ein weiterer Schritt zur Begründung einer Thermodynamik der Atmosphäre getan.

Auch die allen Gebirgen eigentümlichen Berg- und Talwinde, die bei schönem Wetter regelmäßig auftreten, hat Hann ſtudiert und deren Theorie, die von indischen Meteorologen schon angebahnt war, zu einem befriedigenden Abschluß gebracht.

Die wichtige Frage nach der Temperaturabnahme mit der Höhe, mit der sich zuerſt A. von Humboldt eingehender beschäftigte, iſt von Hann wiederholt und in sehr umfassender Weise nicht bloß für die Alpen, sondern für alle Gebirgslandschaften, aus denen Beobachtungen vorlagen, bearbeitet worden. Dabei hat er, wie bei vielen anderen ähnlichen Untersuchungen, zum Teil neue Methoden eingeschlagen, die vorbildlich geworden sind. Eines der wichtigſten Resultate dieser Arbeiten war der Nachweis, daß das Maß der Temperaturabnahme mit der Höhe von der geographischen Breite nahezu unabhängig und bei analogen topographischen Verhältnissen überall faſt das gleiche iſt, daß aber die Form der Gebirgserhebung und die Exposition von Einfluß sind.

Die eingehende Beschäftigung mit den in verschiedenen Seehöhen gemachten meteorologischen Beobachtungen veranlaßte Hann auch zu Arbeiten über die barometrische Höhenmessung und über das dem Meteorologen oft wichtigere Problem der Reduktion der Barometerſtände auf das gleiche Niveau. Sodann hat er zum erſten Male versucht, die Abnahme des Wasserdampfes mit der Höhe in der Form einer einfachen Exponentialfunktion darzuſtellen, die für Mittelwerte gute Resultate liefert.

Frühzeitig hatte er begonnen, die gesamten meteorologischen Verhältnisse einzelner Gipfelſtationen monographisch zu behandeln und untereinander zu vergleichen, und da deren Zahl noch sehr klein war, trat er in einem für den internationalen Meteorologenkongreß zu Rom 1879 abgefaßten Bericht entschieden für ihre Vermehrung ein, wobei er zugleich die großen Vorteile darlegte, die aus der Pflege einer Höhenmeteorologie (Gipfelſtationen und Beobachtungen im Ballon) der allgemeinen Meteorologie erwachsen würden. Sein Appell verhallte nicht vergebens. Überall war man bemüht, Gipfel- oder doch wenigſtens hoch gelegene Stationen einzurichten. Ich darf hier vielleicht einschalten, daß ich, der auf dem genannten Kongreß persönlich erhaltenen Anregung folgend, noch im Herbſt 1879 und Frühsommer 1880 auf Preußens höchſten Berggipfeln, auf der Schneekoppe und dem Brocken, Stationen einrichten konnte, die sich später zu Observatorien entwickelt haben.

Hatte ihm in der eigenen Heimat namentlich die Hochſtation auf dem Obir, die später den Namen Hann-Warte erhielt, gutes Material für derartige Untersuchungen geliefert, so war es später insbesondere das Observatorium auf dem hohen Sonnblick in den Tauern (3100 m), dessen Beobachtungen zu ganz besonders wichtigen Arbeiten über die Wärmeverhältnisse in Zyklonen und Antizyklonen dienten. Wenn zur Erhaltung dieser Hochwarte heute noch freiwillige Beiträge aus Öſterreich und zu einem nicht geringen Teil auch aus Deutschland Jahr für Jahr beigeſteuert werden, so geschieht dies wohl hauptsächlich deshalb, weil man weiß, daß Hann aus den daselbſt gewonnenen Aufzeichnungen wichtige Ergebnisse abzuleiten weiß.

Diese im wahrſten Sinne des Wortes aufwärts gerichtete Bewegung in der

Meteorologie war der natürliche Vorläufer der gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts einsetzenden Erforschung der meteorologischen Verhältnisse in den höheren Schichten der freien Atmosphäre. Dringen auch Ballone und Drachen erheblich höher hinauf als selbst das höchste Gipfelobservatorium (Misti bei Arequipa, 5852 m) in die Atmosphäre aufragt, so können wir, obwohl zwischen den Verhältnissen der freien Atmosphäre und der Berggipfel in gleichen Höhen prinzipielle, z. T. auch nur graduelle Verschiedenheiten bestehen, die Beobachtungen auf letzteren doch nicht entbehren; denn sie liefern kontinuierliche Aufzeichnungen, während wir durch die Sondierungen in der freien Atmosphäre nur Momentbeobachtungen erhalten.

Die umfangreiche Darstellung der »Temperaturverhältnisse der österreichischen Alpenländer«, die deshalb auch von allgemeinem Interesse ist, weil sie die Methode der Reduktion einer kurzen Beobachtungsreihe auf die längere einer benachbarten Normalstation gründlich erörtert, möge zu Hanns noch viel zahlreicheren rein klimatologischen Arbeiten überleiten.

In die allgemeine Klimatologie führte er den Begriff der interdiurnen Variabilität der Temperatur ein, worunter die mittlere Änderung der Temperatur von einem Tage zum nächsten zu verstehen ist. Er berechnete diese für biologische und hygienische Untersuchungen wichtige Angabe für viele Orte auf der ganzen Erde, und zwar sowohl nach monatlichen Mittelwerten wie nach der Häufigkeit der Temperaturänderungen bestimmter Größen.

Die Frage nach der mittleren Temperatur der Südhemisphäre, ob und in welchen Breiten sie kälter sei als die Nordhemisphäre, hat Hann mehrfach beschäftigt und noch ganz neuerdings, nach dem Bekanntwerden der auf den antarktischen Expeditionen gewonnenen Beobachtungen, zu eingehenden Untersuchungen veranlaßt. Wir dürfen mit ihm nun annehmen, daß die südliche Halbkugel durchschnittlich um 1.5 Grad kälter als die nördliche ist.

Hanns Beiträge zur Klimatographie sind so zahlreich und umfassend, daß sich kein anderer Forscher in dieser Beziehung mit ihm vergleichen kann. Schon seit dem Ende der sechziger Jahre pflegte er die ans Licht kommenden Beobachtungen aus klimatisch wenig bekannten Gebieten zu kleinen klimatographischen Monographien, oft auch nur Skizzen zu verarbeiten, so daß er allmählich für alle Teile der Erde neue und zuverlässigere klimatologische Angaben beibrachte. Dabei übte er naturgemäß strenge Kritik an der Zuverlässigkeit der Beobachtungen und konnte nicht selten nachweisen, daß die bisher angenommenen Werte erheblich falsch waren. Oft mußte er auch umfangreiche Vorarbeiten hierfür erledigen. So hat er z. B. von vielen Dutzenden von Orten in der Tropenzone den täglichen Gang der Temperatur abgeleitet, um aus den Angaben der täglichen Extreme genaue Tagesmittel bilden zu können.

Hann gelangte bei diesen klimatographischen Beiträgen bald zu einem zweckmäßigen und präzisen Tabellenschema, das die wichtigsten Zahlenangaben enthält und sich zu Vergleichen gut eignet. Natürlich hat er auch die Klimatologie der eigenen Heimat bearbeitet und namentlich in der Zeit seines Direktorats mehrere größere Arbeiten über Wien sowie über Oesterreich, Bosnien und die Herzegowina veröffentlicht. Später fügte er noch eine ausführliche Klimatologie von Niederösterreich hinzu.

Ein dritter Teil von Hanns Originalarbeiten bezieht sich auf die allgemeine Meteorologie, in der er einzelne Probleme mit besonderer Vorliebe und mit großem Erfolg behandelt hat.

Dahin gehören vor allem seine Untersuchungen über den täglichen Gang des Barometers, in denen er unter Beibringung eines umfangreichen Materials aus allen Teilen der Erde und aus allen Seehöhen sowie unter Anwendung der harmonischen Analyse die Gesetzmäßigkeiten im Verhalten der ganztägigen und der halbtägigen Barometerschwankungen sicherer ermittelte. Eine Studie über die Verteilung des Luftdrucks in Mitteleuropa mag hier gleichfalls genannt werden. Sodann hat Hann zuerſt an der Hand des Daltonschen Gesetzes die Zusammensetzung der Luft in größeren Höhen der Atmosphäre berechnet und den Peslinschen Ableitungen der Gesetze der Temperaturänderung in aufſteigenden Luftſtrömen eine neue zweckmäßige Form gegeben, die nun überall gebraucht wird. Über die tägliche Periode der Windgeschwindigkeit hat er, anscheinend mit Vorliebe, oft geschrieben, auch behandelte er wiederholt die Entſtehung der Zyklonen, die allgemeine atmosphärische Zirkulation sowie die Bildung großer Niederschläge.

Bei den meiſten Arbeiten, von denen hier nur einige namhaft gemacht werden konnten, geht Hann von den Beobachtungen aus, diskutiert sie unter Beachtung der allgemeinen physikalischen Gesetze und gelangt so zu Resultaten, die ſtets einen Zuwachs der positiven Kenntnisse in der Meteorologie bedeuten. Nur selten macht er eine Hypothese zum Ausgangspunkt und prüft sie an der Hand der vorhandenen Beobachtungen. Immer aber sind die von ihm angewandten Methoden zweckmäßig oder gar vorbildlich. Ich glaube, daß bei dem gegenwärtigen Stande der Meteorologie jenes Vorgehen das richtige iſt, und daß die Hinzufügung von neuen Tatsachen dieser Wissenschaft jetzt mehr frommt als vorwiegendes Theoretisieren.

Der Analyse von Hanns wichtigſten Einzelarbeiten möge nun gleichsam die Synthese, d. h. die Besprechung seiner zusammenfassenden Werke, folgen. Während mit jenen zumeiſt nur der Fachmann vertraut iſt, sind diese in weite Kreise gedrungen und haben seinen Namen auch allen denen bekannt gemacht, die meteorologischen und klimatologischen Nachweis mehr gelegentlich brauchen.

Wie so viele Gelehrte, die in der Forschung Befriedigung und Erfolg finden, iſt Hann nicht aus freien Stücken an die Abfassung von Lehrbüchern geschritten, sondern von außen her dazu veranlaßt worden. Er hat aber jedesmal die an ihn herantretende Aufgabe ausgezeichnet gelöſt und sich auch als ein Meiſter der syſtematischen Darſtellung erwiesen.

In der Zeit, als er an der Wiener Universität über Geophysik, Meteorologie und Ozeanographie die erſten Vorlesungen gehalten hatte, übernahm er es, für eine »Allgemeine Erdkunde«, bei der F. v. Hochſtetter den geologischen und A. Pokorny den biologischen Teil lieferte, den erſten Teil »Die Erde als Weltkörper« zu schreiben. Das Buch hat auch über die Grenzen der Heimat, für die es ursprünglich beſtimmt war, in mehreren ſtark vermehrten Auflagen große Verbreitung gefunden, und gerade Hanns Anteil iſt in der Sonderausgabe vielen Studierenden ein Leitfaden zur erſten Einführung in die aſtronomische Geographie, den Erdmagnetismus, die Meteorologie und Ozeanographie geworden.

Eine zusammenfassende Darstellung der klimatischen Verhältnisse der Erde gab Hann 1883, nachdem er seit reichlich 15 Jahren die oben erwähnten klimatographischen Beiträge veröffentlicht hatte, im »Handbuch der Klimatologie«, das einen Teil der von Ratzel begründeten und von Penck fortgeführten »Bibliothek geographischer Handbücher« bildet. Ausgezeichnet durch zweckmäßige Stoffgliederung, reichen Inhalt und klare Sprache hat dieses Werk alle anderen ähnlichen Publikationen tief in den Schatten gestellt und sich in drei immer umfangreicher werdenden Auflagen (2. Aufl. in drei Bänden 1897, 3. Aufl. in drei Bänden größeren Formats 1908—1911) die ganze Welt erobert. Es ist das Handbuch der Klimatologie geworden. Bewunderswert erscheint mir das Geschick des Verfassers, das ungeheure Beobachtungsmaterial bewältigt und zu natürlichen, in sich abgeschlossenen Gruppendarstellungen verwertet zu haben. Eine Fülle von neuen Einzeluntersuchungen größeren und kleineren Umfanges ist namentlich in die neueste Auflage hineingearbeitet. Während das Werk niemanden, der sich über die klimatischen Verhältnisse irgend einer Gegend unterrichten will, im Stich läßt, befriedigt den Fachmann in hohem Grade das Bestreben des Verfassers, auch die ursächlichen Zusammenhänge zwischen den speziellen und allgemeinen Klimafaktoren aufzufinden und zu begründen, wodurch die Klimatographie über den Rahmen einer im wesentlichen nur beschreibenden Wissenschaft hinausgehoben wird. Besondere Erwähnung verdient noch die glückliche Einschaltung von allgemeinen Klimaschilderungen aus den Werken von Forschungsreisenden, die zur Belebung der Darstellung ungemein beitragen.

Eine weitere große fachwissenschaftliche Leistung war der »Atlas der Meteorologie«, der 1887 als Abteilung III der neuen (3.) Ausgabe von Berghaus' großem Physikalischen Atlas erschien und das »Handbuch der Klimatologie«, das keine Karten enthält, ausgezeichnet ergänzt. Die meisten in ihm wiedergegebenen Isobaren- und Isothermenkarten waren auf Grund des neuesten Materials von Hann neu entworfen, andere aus den besten vorhandenen Spezialwerken hinzugefügt worden, so daß ein Vergleich dieser dritten Auflage mit der fast ein halbes Jahrhundert vorher vom alten Berghaus selbst besorgten zweiten aufs deutlichste zeigte, welch großen Fortschritt die Meteorologie und Klimatologie in diesem Zeitraum gemacht hatte.

Hat dieser Atlas — der jetzt in manchen Teilen natürlich schon etwas veraltet ist — der meteorologischen Forschung und dem meteorologischen Unterricht bis auf den heutigen Tag große Dienste geleistet, so schätze ich doch noch höher ein den Nutzen, den Hanns 1901 vollendetes »Lehrbuch der Meteorologie« nach beiden Richtungen stiftete.

Es fehlte damals zweifelsohne eine große systematische Darstellung der Meteorologie. Auf eine von einem Verleger ausgehende Anregung entschloß sich Hann eine solche zu schreiben, allerdings nicht ohne mancherlei Bedenken, die er aber glücklicherweise überwand. Der gewaltige Stoff, den er wieder meisterhaft gliederte und durch eigene Untersuchungen ergänzte, wuchs ihm so unter den Händen, daß aus einem Lehrbuch ein Handbuch wurde, worüber jedoch alle Fachgenossen nur erfreut waren; denn ein solches tat gerade zur Förderung weiterer Forschungsarbeit dringend not. In jeder Wissen

schaft muß von Zeit zu Zeit eine umfassende, möglichst abschließende Darstellung des vorhandenen Wissens gegeben werden, und in der Meteorologie scheint diese Aufgabe stets deutschen Forschern zuzufallen: 1831 gab Kämtz, 1860 Schmid die beiden einzigen derartigen Werke heraus, die vor Hanns Lehrbuch der Meteorologie erschienen.

Schon nach 4 Jahren war eine zweite Auflage notwendig. Sie ist zwar aufs laufende gebracht, aber doch vielfach gekürzt (statt 804 S. nur 642), insbesondere in den Literaturnachweisen, so daß wir Fachmänner lieber die erste als die zweite Auflage benutzen. Wünschen wir, daß es dem Verfasser beschieden sei, noch eine dritte Auflage im Umfange der ersten selbst zu besorgen.

Sodann hat Hann noch für die neueste Auflage von Müller-Pouillets Lehrbuch der Physik (10. Aufl. 1907) im Kapitel Wärmelehre eine kürzere Darstellung der Hauptlehren der Meteorologie gegeben, die sehr wohl dazu geeignet ist, den Physiker, der diesem Teil der angewandten Physik ferner steht, mit letzterem vertraut zu machen.

Ein drittes großes Verdienst, das sich Hann um die Meteorologie erwirbt, ist die Redaktion der Meteorologischen Zeitschrift, die er nun schon 46 Jahre mit ungeschwächtem Eifer und gleichem Erfolg innehat. Er hat sie zum führenden Organ dieser Wissenschaft gemacht. Im Jahre 1906, als er 40 Jahre dieses Amtes waltete, vereinigten sich sein Nachfolger in der Leitung der Wiener Zentralanstalt, der inzwischen verstorbene Hofrat Professor Dr. Pernter, und der Schreiber dieser Zeilen, der damals seitens der Deutschen Meteorologischen Gesellschaft an der Redaktion der gemeinschaftlich von dieser und der Österreichischen Gesellschaft für Meteorologie herausgegebenen Zeitschrift teilnahm, um dem hochverdienten Manne zum 40jährigen Redaktionsjubiläum als ein Zeichen besonderer Ehrung einen Ergänzungsband der Zeitschrift zu widmen, an dessen Redaktion er ausnahmsweise selbst nicht beteiligt war. Der »Hann-Band« erschien im selben Jahre mit 42 Beiträgen von Fachgenossen aus allen Ländern.

Bei der außerordentlichen Schaffenskraft Hanns, von der oben genügend Beweise gegeben wurden, war es für ihn wie für die Wissenschaft ein glücklicher Umstand, daß er eine solche fortlaufende Veröffentlichung zur Verfügung hatte, in der er seine eigenen zahlreichen Beiträge — die größeren erschienen in den Schriften der Wiener Akademie der Wissenschaften — rasch publizieren konnte, die er aber auch zum großen Vorteil der Leser dazu benutzte, um von allen wichtigen Publikationen eingehende Referate zu geben.

Besonders aus den klimatologischen Veröffentlichungen fertigte er, manchmal nicht ohne große Mühewaltung, umfassende Tabellenauszüge und handlichere Übersichten, welche die Hauptresultate oft besser erkennen ließen als die Originalarbeiten. Ich erinnere nur daran, wie er die dickleibigen Bände mit den Beobachtungen der arktischen Stationen in den Jahren 1882-83 zu ausgezeichneten Resumees verarbeitete, die erst einen Vergleich der Stationsergebnisse untereinander ermöglichten, und wie er von jeher bemüht ist, aus den entlegensten Publikationen das dem Meteorologen Wichtige durch auszugsweise Wiedergabe in der Meteorologischen Zeitschrift sozusagen zu retten.

Als Universitätslehrer hat Hann ununterbrochen von 1868 bis 1910 gewirkt und Vorlesungen über Meteorologie, Erdmagnetismus, Ozeanographie und physikalische Geographie gehalten. Eine Reihe tüchtiger Fachleute ist von ihm ausge-

bildet worden, und die rührige Schar junger österreichischer Meteorologen, die namentlich auf dem Gebiet der theoretischen Meteorologie arbeiten, ist zum größten Teil als eine Frucht seiner akademischen Tätigkeit anzusehen. Dagegen scheint er auf dem Arbeitsgebiet, das ihn mit am meisten beschäftigt hat, der Klimatologie, weniger Nachfolger in Oesterreich gefunden zu haben. Es liegt das aber wohl weniger an ihm als an der Entwicklung, die die Meteorologie in der Neuzeit genommen hat: das Studium der Einzelerscheinung wird der Betrachtung mittlerer Zustände vorgezogen.

In den 20 Jahren, in denen Hann die k. k. Zentralanstalt für Meteorologie in Wien geleitet hat, war er hauptsächlich bemüht, das Netz der Stationen zu verdichten und in den Alpenländern, wo die meteorologischen Verschiedenheiten naturgemäß besonders groß sind, zahlreiche neue Stationen in Tälern, am Gehänge und auf den Höhen einzurichten. Das Resultat seiner Bemühungen war, daß sich die Zahl der Stationen während seines Direktorats geradezu verdoppelte. Wie er selbst eifrig bestrebt war, aus den Beobachtungen dieses erweiterten Stationsnetzes Ergebnisse abzuleiten, wurde bereits hervorgehoben; hier möchte ich nur noch erwähnen, daß er auch seine Beamten zu solchen Arbeiten veranlaßte. Sodann gab er die Anregung zur Schaffung eines eigenen Beobachtungsnetzes in den Okkupationsländern Bosnien und der Herzegowina sowie zur Einrichtung von Stationen in den dem österreichischen Einfluß zugänglichen Balkanstaaten und in der Levante. Fast an allen in diesen Ländern bestehenden österreichischen Konsulaten werden seitdem fortlaufende meteorologische Beobachtungen gemacht, für deren Veröffentlichung und Bearbeitung Hann Sorge trug. Zu dem Ende ließ er sich die Schaffung und allmähliche Erweiterung eines amtlichen meteorologischen Jahrbuches angelegen sein, in dem er die Ergebnisse der Aufzeichnungen regelmäßig bekanntgab.

Schließlich sei noch seiner Fürsorge für die Systematisierung der erdmagnetischen Arbeiten auf der Hohen Warte sowie namentlich für das Zustandekommen einer magnetischen Vermessung der österreichischen Monarchie gedacht.

Was ich im Vorstehenden mehr andeuten als näher ausführen konnte, bildet das ungewöhnlich reiche Lebenswerk des großen Wiener Gelehrten. Möge dem verehrten Manne noch ein langer, schöner Lebensabend beschieden sein!

Die deutsch-französische Sprachgrenze.

Von

Dietrich Schäfer.

Man trifft nicht allzu viele Gebildete, die eine klare Vorstellung vom Verlauf der deutsch-französischen Sprachgrenze haben, dagegen nicht wenige, die des Glaubens sind, daß das deutsche Sprachgebiet sich einst viel weiter als gegenwärtig erstreckt, daß es sich ungefähr gedeckt habe mit dem ehemaligen Deutschen Reiche. Gelegentlich leitet man daraus auch Besitzansprüche her. Von vorn herein sei bemerkt, daß die deutsch-französische Sprachgrenze, so

weit zurück wir sie überhaupt kennen können, im wesentlichen stets dieselbe wie heute gewesen ist.

Ehe versucht wird, das des näheren darzulegen, ist nötig, ihren gegenwärtigen Verlauf in Erinnerung zu bringen. Es versteht sich von selbst, daß dabei die Teile Belgiens, in denen het Duitsche taal geredet wird, zum deutschen Sprachgebiet gerechnet werden, obgleich in ihnen nicht das Hochdeutsche, sondern das Niederländische Schriftsprache ist und so die Sache etwas anders zu liegen scheint als beim Wallonischen, das zu keiner besonderen Schriftsprache gelangt ist.

Die Sprachgrenze beginnt auf französischem Gebiet am Kanal nicht weit hinter Dünkirchen und wendet sich dann in einem nach Westen ausgreifenden Bogen der belgischen Grenze zu, die sie nördlich von Armentières erreicht. Auf französischem Gebiet bedienen sich noch heute etwa 60,000 Menschen als Haussprache des Flämischen. Von hier zieht sie in direkt östlicher Richtung quer durch Belgien bis an die südöstliche Ecke der niederländischen Provinz Limburg und teilt so das Land in eine nördliche flämisch-deutsche und eine südliche wallonisch-französische Hälfte. Jene ist die bedeutend volkreichere, da sie die Landeshauptstadt, dazu Antwerpen und Gent in sich schließt, während in der französischen Hälfte von größeren Städten nur Lüttich liegt; die Sprachgrenze geht etwa zwei Meilen südlich von Brüssel vorbei. In der Verteilung der beiden Sprachen kommt diese Überlegenheit nicht voll zum Ausdruck, da der Gebrauch des Französischen im nördlichen Teil ungleich häufiger ist als der des Flämischen im Süden; die Wallonen verhalten sich der Zahl nach zu den Flamen etwa wie 4 : 5.

Von der Südwestecke des niederländischen Limburgs aus bleibt die Sprachgrenze, ihre östliche Richtung nach Süden biegend, zunächst noch weiter auf belgischem Gebiet, bis sie zwischen Aachen und Eupen die preußische Grenze erreicht. Dort beginnt eine entschiedene Wendung nach Süden, die dann, mit ganz geringer Neigung nach Osten, beibehalten wird bis zum äußersten Ende, wo die Sprachscheide in den Walliser Alpen auf das Italienische stößt. Sie tritt östlich von Spaa auf deutsches Gebiet — der Kreis Malmedy zählt 9000 französisch (wallonisch) sprechende Bewohner —, folgt weiter etwa 8 Meilen im allgemeinen der belgisch-preußischen und belgisch-luxemburgischen Grenze, um dann wieder völlig ins Belgische einzubiegen und den südöstlichsten Teil der Provinz Luxemburg mit ihrer Hauptstadt Arel (Arlon) der deutschen Sprache zuzuweisen. Es wohnen hier etwa 30,000 deutschredende Belgier. Vom Limburgischen an südwärts ist die Sprachgrenze natürlich eine Scheidung zwischen Französisch und Hochdeutsch. Das Großherzogtum Luxemburg, das sich zweisprachig geberdet, ist ganz deutsch.

Im Reichslande durchschneidet die Sprachgrenze, im äußersten Nordwesten eintretend und südöstlich verlaufend, den Bezirk Lothringen bis zum Donon, wo sie den Kamm der nördlichen Vogesenkette erreicht. Metz liegt bekanntlich auf französischem Sprachgebiet. Weiterhin hält sie sich keineswegs an die Grenze zwischen Elsaß und Lothringen, obgleich diese hier fast in ihrem ganzen Verlaufe durch die hohen und scharf markierten Gebirgskämme der beiden Vogesenzüge gebildet wird. Diesseits des Gebirges haben das obere Breusch-, Weiler-, Leber- und Weißtal französische Bewohner. Das Breuschtal

liegt zwischen den beiden Vogesenkämmen. Die Wasserscheide an der Breusch-Quelle iſt die französisch-deutsche Grenze; das Französische reicht aber bis unterhalb Schirmecks, des Hauptortes im Tal, herab. Die drei anderen genannten elsässischen Täler sind nach Weſten geschlossen, nach Oſten offen. Im französischen Sprachgebiet des Reichslandes zählte man 1905 180,000 französisch Redende.

In der Schweiz spricht der nordweſtliche, im Jura gelegene Teil des Kantons Bern, der »Berner Jura«, französisch; der Bieler See iſt Sprachgrenze und weiter der See von Murten. Im Freiburger Kanton gibt es einen öſtlichen kleineren deutschen Teil und einen weſtlichen größeren französischen. Freiburg selbſt liegt auf der Sprachgrenze; das Gebiet des Saane-Flusses iſt unterhalb dieser Stadt ganz deutsch, oberhalb ganz französisch. Zu jener Sprache bekannten sich im Jahre 1910 42,634, zu dieser 94,378 Bewohner. Wo die Sprachgrenze auf die Berner Alpen ſtößt, wendet sie sich oſtwärts, um diesen zu folgen bis zum Wildſtrubel, im Quellgebiet der Wässer des Simmentals. Dann ſteigt sie hinab ins Rhonetal. Siders liegt auf der Grenze. Das nächſte oberhalb Siders links der Rhone hinaufſteigende Tal, das Turtmann-Tal, iſt deutsch. Südlich der Walliser Alpen, bei der Abgrenzung der sogenannten Deutschen am Monte Rosa, handelt es sich nicht mehr um das Französische, sondern um das Italienische. Das Wallis zählte 1910 80,316 französische, 37,351 deutsche Bewohner.

Schon diese kurzen Angaben zeigen, daß die deutsch-französische Sprachgrenze nirgends eine politische, eine ſtaatliche iſt. Wohl fallen beide Scheidungen auf kurze Strecken von wenigen Meilen zusammen, aber das ändert an der entscheidenden Tatsache nichts. Die Sprachgrenze geht ihren eigenen Weg.

Diese Angaben lassen aber auch schon erkennen, daß das immer so war. Niemals sind die Grenzen zwischen Deutschland und Frankreich oder zwischen diesen Reichen und den später sich bildenden Zwischenſtaaten beſtimmt worden durch die Sprachgrenze.

Die erſte Teilung der Reiche, deren Grenzbeſtimmungen Dauer gehabt haben, iſt die bekannte von Verdun. Die Scheidelinie zwischen Oſt- und Mittelreich, die damals gezogen wurde, verlief ganz auf deutschem Sprachgebiet, die zwischen Mittel- und Weſtreich wies Franzosen jenem zu und ließ Deutsche bei diesem. Das Land links der Schelde, das faſt ganz deutsche Flandern, ward ein Teil Frankreichs und iſt das völkerrechtlich geblieben bis in die Zeit Karls V. Die 300 kundigen Leute, die 843 zusammengerufen wurden, die zu treffenden Beſtimmungen zu erwägen, haben nach anderen Gesichtspunkten geurteilt als nach dem der Sprache. Daß es sich vor allem um eine angemessene Verteilung der Besitzrechte handelte, wird klar aus dem Vertrage von Meersen, der 870 das Reich Lothars II., von dem der Name Lothringen ſtammt, unter Karl dem Kahlen und Ludwig von Oſtfranken aufteilte. Die Beſtimmungen werden feſtgelegt durch Aufzählung der in Betracht kommenden Bistümer, Klöſter und Grafschaften. Auf die Sprachgrenze wird auch jetzt keine Rücksicht genommen. Das Oſtreich erhält im oberen Mosel- und sogar im oberen Maas-, Marne- und Saone-Gebiet zahlreiche französische Bewohner, und andererseits werden die deutschen Lande zwischen der

Schelde und der unteren Maas mit ihren Franken und Friesen dem Weſtreiche angeschlossen. Schon 879 iſt der so an Frankreich gekommene Teil des Mittelreiches dann mit dem Deutschen Reiche vereinigt worden, so daß dieses im Weſten mit geringen Abweichungen die Grenze von Verdun erhielt, also mit dem deutschen zugleich einen ſtarken französischen Zuwachs, während die Flandrer ihm dauernd fern blieben. Diese Grenze hat, mit ganz kurzer Unterbrechung und unwesentlichen Verschiebungen, beſtanden bis zum Weſtfälischen Frieden. Daß auch seine Beſtimmungen nichts mit der Sprachgrenze zu tun hatten, iſt bekannt. Was vom Elsaß französisch wurde, sprach deutsch; das französisch sprechende Lothringen blieb beim Reiche.

Entlang der Grenze der beiden Reiche erwuchs eine ganze Reihe von Territorien, die, entsprechend der allgemeinen Entwickelung, auf der deutschen Seite zu größerer Selbſtändigkeit gelangten als auf der französischen. Sie mündeten zum Teil in die jetzt beſtehenden Zwischenſtaaten aus. Wie diese waren sie, soweit sie überhaupt die Sprachgrenze berührten, sämtlich zweisprachig. Daß das der Fall war, wird sich ergeben, wenn wir der Geschichte der Sprachgrenze nachgehen, was nur an der Hand einer Einzelbetrachtung der Grenzgebiete geschehen kann.

Schon der erſte, oberflächliche Blick auf eine Sprachenkarte läßt vermuten, daß die deutsch-französische Sprachgrenze keine wesentlichen Verschiebungen erfahren hat. Sie zeigt eine geschlossene Linie, kennt weder Enklaven noch Exklaven. Auch sind der Orte oder Landſtriche mit ſtarker fremder Beimischung zu beiden Seiten wenige; nur in der öſtlichen Hälfte des Berner Jura und in anſtoßenden Teilen des französischen Kantons Neuenburg überſteigt die fremde (deutsche) Bevölkerung ein Fünftel der Gesamteinwohnerschaft, was hier in der Uhren-Induſtrie seinen besonderen Grund hat. Die französischen Beimischungen in der deutschen Grenzbevölkerung sind überall nur gering, selbſt in Deutsch-Lothringen und im Elsaß. Der Unterschied wird sofort klar, wenn man einen Blick auf den deutschen Oſten wirft. In ihm bilden geschlossene Sprachgrenzen eine Ausnahme; die Sprachen und Nationalitäten sind wirr durch einander gemischt, ein augenfälliges Zeugnis des faſt ununterbrochenen Wechsels, der hier im Laufe der Geschichte ſtattgefunden hat. Beharren bildet feſte Verhältnisse heraus.

Ein beliebtes Argument, den Verluſt deutschen Sprachgebiets im Weſten zu belegen, bildet die deutsche Benennung mancher französischen Orte. Nancy nennt der Elsässer oder Deutsch-Lothringer Nanzig, Pont à Mousson Muselbruck, Remiremont Reimersberg, Plombières Plumbersbad, Montbéliard Mömpelgard, Verdun Virten (sprich natürlich, wie immer in deutschen Ortsnamen, Firten), Besançon Bisunz, Liège der Deutsche Lüttich, der Niederländer Luik usw. usw. Aber wenn die deutschen Namen dieser Orte, die ja der Sprachgrenze mehr oder weniger nahe liegen, der Vermutung, daß sie einſt auf deutschem Sprachgebiet gelegen hätten, eine gewisse Berechtigung zu geben scheinen, so muß ſtutzig machen, daß auch weit entlegene Orte, bei denen von deutscher Bewohnerschaft überhaupt keine Rede sein kann, eigene deutsche Namen führen. Lyon nannten die Oberdeutschen Welschleiden, die Niederdeutschen Rodenleve

(unter Berücksichtigung der Lage an der Rhone), Bordeaux heißt bei den deutschen Seefahrern Bordeus, Brouage Browasien, Lissabon Lesbon, Leschebom und Lischebom, Cadiz Calismains, Boſton in England Botenſtene, auch St. Botulfi, Kjöbenhavn Kopenhagen, Malmö Ellenbagen; Belgrad (an sich schon deutsch geformt) wird Griechisch Weißenburg genannt usw. usw. Daß Mailand, Genua, Turin, Venedig, Florenz, Neapel deutsche Namen sind, weiß jeder, mancher auch, daß Bologna und Boulogne beide deutsch Bononien heißen. Aus derartiger Namengebung läßt sich schlechterdings kein Schluß ziehen auf die Sprache, die einmal in den betreffenden Örtern geredet worden iſt. Sonſt könnten ja auch die Franzosen Diedenhofen (Thionville), Bolchen (Boulay), Masmünſter und Maurmünſter (Masevaux und Marmoutiers), Dammerkirch (Dannemarie), ja Aachen (Aix la Chapelle), Trier (Trèves), Mainz (Mayence), Köln (Cologne), Haag (Hague), Brüssel (Bruxelles), Antwerpen (Anvers) und auch München, Wien, Warschau, Moskau, Venedig usw. usw. für ehemals französisch erklären, die Italiener Paris (Parigi) usw. usw. Jedes gesunde Sprachempfinden macht sich fremde Namen nach seinem Bedarf zurecht. Wenn dieser natürliche Trieb bei uns in den letzten Jahrhunderten ſtark abgenommen hat, höchſtens noch in unteren Volksschichten heimisch iſt, so hat daran gewiß unser vortrefflicher Schulmeiſter, auf den wir sonſt mit Recht ſtolz sind, ein gut Teil Schuld; wir sollten ihn wieder auffrischen, deutsch nennen, was deutsche Namen hat, uns aber der hiſtorischen Schlüsse daraus enthalten. Denn die sind wertlos.

Eine andere Auffassung, die tiefer greift, doch aber näherer Prüfung auch nicht ſtandhält, sucht die Ortsnamenendungen für die Feſtſtellung früherer Stammes= und Sprachenangehörigkeit zu verwenden. Der verdiente Marburger Rechtshiſtoriker Arnold hat das, besonders in seinen »Wanderungen und Siedelungen deutscher Stämme«, in umfassenden Darlegungen versucht. Seine Schlüsse haben aber mit Recht dauernde Anerkennung nicht gefunden. Wohl kommt beispielsweise die Ortsnamensendung ingen (bayrisch ing, sonſt auch ungen), auf schwäbisch=alemannischem Sprachgebiet besonders häufig vor, aber sie findet sich auch bei allen anderen germanischen Stämmen und in manchen Gegenden gar nicht so sehr selten. Nicht anders iſt es mit heim, das zunächſt als fränkisch angesprochen wird, aber auch auf keinem anderen germanischen Stammesboden, bis über Deutschlands Grenzen hinaus, fehlt. In Lothringen gibt es neben 305 ingen nur 15 heim, im Elsaß andererseits neben 242 heim nur 29 ingen, und doch ſteht geschichtlich unbedingt feſt, daß die Bewohner Lothringens fränkisch, die des Elsaß alemannisch sind.

Für die Frage nach der deutsch=französischen Sprachgrenze kommen bei dieser Betrachtungsweise vor allem die Weiler=Orte in Frage. Sie finden sich mit der Endung villers, villiers, ville weit zerſtreut über Frankreich bis an die Loire, ja darüber hinaus. Die mittellateinische Form iſt villare, und so kommen sie auf romanischem und deutschem Sprachgebiet in den Urkunden, in denen ja bis gegen Ende des 12. bzw. bis gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts das Mittellateinische die allein herrschende Sprache iſt, überaus häufig vor, deutsch dann wilre, wilr, weiler.

Was besonders verlocken konnte, die betreffenden Orte für deutsche Siede=

lungen zu halten, war die überaus häufige Verbindung der Endung mit germanischen Personennamen auch auf romanischem Sprachgebiet. Man muß sich aber gegenwärtig halten, daß Personennamen schon vom 6. Jahrhundert an, seit der sich vollziehenden Verschmelzung von Germanen und Römern, keinen sicheren Schluß auf die Abstammung mehr zulassen, später kaum noch eine Vermutung. In zahllosen Fällen läßt sich mit voller Sicherheit behaupten, daß die Träger germanischer Namen reine Romanen waren. Germanische Namen sind auf römischem Boden rasch Modenamen geworden, die so wenig Schlüsse auf die Herkunft gestatten wie die griechischen und hebräischen Namen, die die Kirche eingebürgert hat. Es ist damit nicht anders als mit der Wahl der Personennamen in unseren Tagen. Wo ein Ortsname ein germanisches Bestimmungswort hat, läßt sich daraus wohl entnehmen, daß er von einem Manne begründet wurde, der einen germanischen Namen trug, nicht aber, daß der Ortsgründer ein Germane war oder gar, daß er noch germanisch redete. Vor allem aber kommt in Betracht, daß sich außerhalb desjenigen Gebietes, das einmal von den Römern beherrscht worden ist, ein Weiler-Name überhaupt nicht nachweisen läßt. Die jetzt herrschende Auffassung, daß die Weiler-Orte durchaus romanischen Ursprungs sind, daß sie, soweit sie auf deutschem Boden vorkommen, germanisiert wurden, hat sicher die weitaus größere Berechtigung. Ist dem aber so, so ist damit gesagt, daß die Sprachgrenze sich — wenn nicht schon früher, wofür manches zu sagen wäre — doch spätestens in der Zeit der Völkerwanderung, will sagen im Laufe des 5. Jahrhunderts, festlegte.

Und dieses Ergebnis wird nun durchaus bestätigt durch alles, was wir aus späterer Zeit Sicheres über die Sprachgrenze wissen können. Hingebende und eindringende Forschung hat das Material auf diese Frage hin durchforscht und ist auf der gesamten langen Grenze vom Monte Rosa bis zum Kanal in der Hauptsache zu dem gleichen Ergebnis gekommen. Für Elsaß-Lothringen knüpfen sich diese Forschungen vor allem an den Namen Hans Wittes, der, früher in elsaß-lothringischem, jetzt in mecklenburgischem Archivdienste, sich um die Geschichte der Verbreitung des Deutschtums außerordentliche Verdienste erworben hat; in Belgien hat sie Godefroid Kurth, der dem obengenannten Arel entstammt, für die Schweiz der Luzerner Zimmerli in die Hand genommen, beide, wie Witte, mit dem vollen Gewicht gründlichster Sachkenntnis.

Es ist der gleiche Weg, der sie zum Ziele führt, die Vertiefung in die Flurnamenforschung. Entstehung und Gebrauch der Flurnamen stehen in engster Beziehung zu dem bodenanbauenden Volkstum. Ihre Überlieferung führt nicht soweit hinauf wie die der Ortsnamen, setzt aber doch schon im 11. Jahrhundert ein. Sie sind von zäher Dauerhaftigkeit, geben aber doch auch nach, wenn die herrschende Stammesart völlig wechselt. Aus späterer Zeit geben Verwaltungs- und Gerichtssprache vielfach Auskunft. Es fehlt auch nicht an Einzelnachrichten, die Schlüsse auf die Sprachenverbreitung gestatten, mit denen sich gleichsam eine Probe auf das Exempel machen läßt. Das völlig sichere Ergebnis ist, daß im Laufe des letzten Jahrtausends erhebliche Verschiebungen der Sprachgrenze nicht mehr stattfanden. Was sich gewandelt hat, kann kaum anders als im Licht lokaler Fragen beachtenswert erscheinen.

*

Kurth weiſt für Belgien nach, daß die Sprachgrenze in der Zeit, in der man sie zuerſt sicher feſtzulegen vermag, von der gegenwärtigen nur ganz unwesentlich abwich. Es sind im Luxemburgischen und im Nordoſten der Provinz Lüttich sowie entlang der Nordgrenze des wallonischen Sprachgebiets einige ländliche Ortschaften dem Deutschtum verloren gegangen (die Fälle sind nicht immer ganz zweifellos), andererseits aber auch an einer Stelle drei Orte gewonnen worden. Anders allerdings liegt die Sache in Frankreich. Dort iſt in den älteren Zeiten auch in der Grafschaft Guines das Deutsche die allgemeine Volkssprache gewesen; dann haben aber zunächſt die Vornehmen und die Bürger das Französische angenommen, später auch weitere Kreise. Ludwig XIV. hat 1684 für seine flämischen wie für seine elsässischen und catalanischen Untertanen den Gebrauch einer anderen Gerichts- und Verwaltungssprache als des Französischen untersagt, und die Republik hat dieses Verbot im Jahre 2 wiederholt. Die flämische Kirchensprache iſt aber erſt im 19. Jahrhundert verschwunden. Trotzdem hat im französischen Flandern in neueſter Zeit die Zweisprachigkeit, wie in Belgien, zwar zugenommen, das Flämische aber nicht abgenommen. Durch ſtarke Einwanderung belgischer Arbeiter erneuert es sich fortgesetzt.

Daß im gegenwärtigen Belgien die alte Sprachgrenze unerschüttert beſteht, bezw. größeres deutsches Sprachgebiet dort nicht verloren gegangen iſt, belegen auch zahlreiche direkte und indirekte geschichtliche Zeugnisse. Gegen den Sachsen Tedo, der 972—976 Bischof von Kamerik (Cambrai) war, wagten seine Vasallen sich zu erheben, weil er ihrer Sprache unkundig war (linguae regionis ignarus); ein großer Teil seiner Diözese, die sich bis Antwerpen hin erſtreckte, war deutsch (Gesta episc. Cameracensium I, 99 in Mon. Germ. hist. Scriptores VII, 441[47]). — In Valenciennes, das noch zu Flandern gehört, wird 1119 Französisch gesprochen (Vita s. Norberti c. 5, ebd. XII, 674[20, 47]). Ein Geiſtlicher, der den aus dem Kleveschen ſtammenden Norbert dort nicht verſteht und später sein Begleiter wird, ſtammt selbſt aus Fosse bei Namur, nahe der Sambre, womit auch der französische Charakter dieser Gegend in damaliger Zeit belegt iſt. Daß Nivelles in Süd-Brabant 1121 wie jetzt nahe der Sprachgrenze lag, bezeugt in derselben Vita c. 10 ebd. 680[29].

Als der heilige Bernhard Anfang 1147 auf seiner Kreuzpredigt von Köln kommend zwischen Maastricht und Lüttich das französische Sprachgebiet betrat, bedauerten seine Begleiter, die seine Wunder protokollarisch verzeichneten, daß die Bevölkerung hier nicht mehr singen konnte! »Am meiſten aber schadete, daß, als wir das Gebiet der Deutschen verließen (ubi Teutonicorum eximus regionem), jenes ‚Chriſt uns gnade' aufhörte, und man nichts hatte, was angeſtimmt werden konnte; denn das Volk französischer Zunge hat keine eigenen Gesänge entsprechend den Euren »(neque enim secundum vestrates propria habet cantica populus Romanae linguae). Als Romana lingua bezeichnen die Miracula s. Bernardi das Französische auch sonſt. In Lüttich wurde nach einem Wunder von den Geiſtlichen das Te Deum laudamus angeſtimmt; aber das Schreien und Schluchzen der Weinenden übertönte den Lobgesang (sed mugitus flentium et singultus vociferationem laudis evicit); das des Singens unkundige Volk gab Tränen für Lieder (dabat pro cantu lacrimas plebs ignara canendi). Auf deutschem Gebiet hatte

man gesungen: »Christ huns genade, kyrie-eleyson. Dhe helegen alle helpen huns«. Der Berichterstatter ist der französische Mönch Galfrid (Gaufridus) von Clairvaux. Ungefähr mittwegs zwischen Maastricht und Lüttich überschreitet man noch heute die Sprachgrenze! (Miracula s. Bernardi in M. S. XXVI, 133[27, 39], 131[34], 132[22]).

Im Jahre 1189 schickte Graf Balduin von Hennegau, dessen nördlichste Ortschaften auf deutschem Sprachgebiet liegen, das aber seiner ganzen Ausdehnung nach zum Reich gehörte, seinen Sohn an den Hof des Kaisers, dort Deutsch und höfische Sitten zu lernen, ad dicendam linguam Teutonicam et mores curie (Giselbertus Hanoniensis, ebd. XXI, 565[48]). — Wir haben ein Itinerar für eine Reise von Stade nach Rom, das uns handschriftlich erst aus der Mitte des 13. Jahrhunderts beim Albert von Stade überliefert, sicher aber wesentlich älter ist. Der Weg geht durch die Niederlande, Frankreich und Burgund nach dem Mont Cenis. Bei Landen im äußersten nordwestlichen Winkel der jetzigen Provinz Lüttich heißt es: Dieser Ort ist gemischt französisch und deutsch (Haec villa mixta est Gallico et Teutonico) und beim nächsten Orte Linsmeau (Lismea des Textes): Hier betrittst du das französische Sprachgebiet (ibi intras linguam Gallicam). Der Autor fügt hinzu: Die nächsten Orte werde ich französisch, nicht lateinisch benennen, weil diese Benennung dem Reisenden nötiger ist (reliquas villas pronunciabo Gallice non Latine, quia haec pronunciatio magis est necessaria viatori), nennt aber gleich den nächsten Platz Geldenake, was man nicht, wie die Monumenten-Ausgabe tut, mit dem Flußnamen Gette oder den Ortsnamen Ste Marie de Geest und St. Jean de Geest in Verbindung zu bringen hat, sondern was der deutsche (brabantische) Name für Jodoigne ist. Mit Händen ist es hier zu greifen, wie ein nahe der Sprachgrenze liegender Ort einen Doppelnamen hat. Die Sprachgrenze aber liegt noch heute an der vom Itinerar angegebenen Stelle, nur daß Landen inzwischen ganz deutsch geworden ist und gerade hier die oben erwähnten drei germanisierten Orte liegen: Hontain l'Eveque, Wals Betz und Wals Wezeren. (Annales Stadenses, M. S. XVI, 336[30]).

Derartige Zeugnisse ließen sich leicht weitere beibringen. Wir wissen nicht anders, als daß die Sprachgrenze in Belgien, soweit sich zurückblicken läßt, keine andere war, als sie heute ist. Zur Erklärung der eigentümlichen Tatsache, daß sie direkt von Westen nach Osten verläuft, um dann fast unvermittelt eine südliche Richtung einzuschlagen, weist Kurth auf die Bedeutung des Kohlenwaldes, des saltus carbonaria, forêt Charbonnière zwischen Schelde und Maas hin, die dieser lange Zeit schwer zu durchquerende Waldbezirk für Siedelung, Verkehr und Grenzbestimmung gehabt hat, und trifft damit gewiß einen richtigen Punkt. Größerem Wechsel als der Verlauf der Sprachgrenze war aber die gegenseitige Stellung der beiden Sprachen unterworfen.

Es braucht nach dem Gesagten nicht weiter dargelegt zu werden, daß die Sprachgrenze in Belgien wie heute so früher keine Rücksicht nahm auf die Grenzen der Landschaften. Die Grafschaften Flandern und Hennegau, die Herzogtümer Brabant und Luxemburg, das Bistum Lüttich, sie waren sämtlich zweisprachig, auch in der Zeit ihres höchstentwickelten Sonderlebens. Als die lateinische Geschäftssprache der nationalen wich, trat überall zunächst

das Französische an ihre Stelle, auch für die deutschen Gebietsteile. In Flandern ist z. B. die erste französische Verwaltungs-Aufzeichnung von 1221, die erste deutsche von 1249. Es hat das seinen Grund in dem allgemeinen Gang der Ausbreitung, den die Neuheit nahm. In Flandern und Luxemburg hat das Französische in der Verwaltung aber stets einen Vorrang behauptet, dort trotz der weit überwiegenden Deutschheit des Landes wegen seiner Zugehörigkeit zu Frankreich, hier weil das Französische das mehr verbreitete war und vom Deutschen Reiche her irgendwelche Beeinflussung nicht stattfand.

In Flandern ist die demokratische Bewegung, die seit dem Beginn des 14. Jahrhunderts Erfolge errang, der deutschen Sprache zugute gekommen. Der Übergang der Lande an das burgundische Haus, das französisch war und blieb, hat dann aber dessen Sprache mächtig gefördert. Unter seiner, der spanischen und der österreichischen Herrschaft ist die angestammte Sprache der deutschen Gebiete zu einer bloßen Volksmundart herabgesunken bzw. in dieser Lage erhalten worden. Die folgende zwanzigjährige Herrschaft der Republik und Napoleons hat sich geradezu bemüht, sie zu beseitigen. Die sprachliche und geistige Neubelebung des germanischen Teiles von Belgien im 19. Jahrhundert, die durch den Anschluß an das niederländische Schriftwesen einen breiteren und festeren Boden gewonnen hat, gehört mit zu den merkwürdigsten, erfreulichsten und segensreichsten Kulturentwicklungen unserer Zeit. Sie führt einen im höchsten Grade bildungsfähigen Volksstamm von glänzender Vergangenheit, den seine historischen Geschicke völlig in den Hintergrund gedrängt hatten, wieder zurück ins volle Tageslicht. Die Bewegung hat große Erfolge errungen und darf auf weitere hoffen.

Wittes Forschungen über Elsaß-Lothringen, bei denen außer den Flurnamen auch die Familien-, nicht die Personennamen, ausgiebige Berücksichtigung gefunden haben, kommen zu dem Ergebnis, daß schon ums Jahr 1000 die Sprachinseln, die bis dahin zu beiden Seiten der Sprachgrenze bestanden hatten, bis auf einige wenige deutsche drüben verschwunden waren. Marbach an der Einmündung der Meurthe in die Mosel und Groß- und Klein-Bessingen unweit Marsal haben sich bis ins 15. Jahrhundert erhalten. Die deutschen jenseits haben im allgemeinen eine größere Widerstandskraft bewiesen als die romanischen diesseits, obgleich diese anfangs viel umfassender waren. Wenn in der Zeit von 1000 bis 1500 eine Verschiebung der Sprachgrenze stattgefunden hat, so ist es zugunsten des Deutschen gewesen.

Eine gegenteilige Bewegung setzte mit dem 16. Jahrhundert ein. Witte legt sie eingehend dar an der Hand eines Kanzleibuchs der Bischöfe von Metz. Es vertauscht die lateinische auch zunächst mit der französischen Sprache. Die erste deutsche Urkunde ist vom Jahre 1343; es werden ihrer bald mehr. Von 1415 an ist genau nach den beiden Gebieten geschieden; die deutschen Orte erhielten deutsche, die französischen französische Urkunden. Das Metzer Bistum war, wie das Herzogtum Lothringen, zweisprachig. Der Brauch ward eingeführt auf Anordnung des deutschen Bischofs Konrad von Boppard, der 1415 den Metzer Stuhl bestieg; sein Nachfolger Ludwig von Baden (1457—1484) behielt ihn bei. Er gestattet eine genaue Scheidung der deutschen und französi-

schen Gemeinden. Heinrich von Lothringen (1484—1505) hat nicht mehr so strenge an der Doppelkanzlei festgehalten, sein Nachfolger Heinrich von Lothringen (1505—1550) sie fast ganz aufgegeben. Es folgte (1552) der Untergang der politischen Selbständigkeit des Metzer Bistums.

Unter französischer Herrschaft war es natürlich aus mit der deutschen Geschäftssprache. Schon unter Johann von Lothringen hatte die Französierung einzelner Ortschaften begonnen, und mit der Ausbreitung des französischen Einflusses und französischer Macht in den nächsten Jahrhunderten setzt sich das dann fort. Marsal, das früher französisch geredet, dann aber die deutsche Sprache angenommen hatte, erhielt 1548 wieder französische Gerichtssprache. Dem Aufsatz von Witte über »Die Ausdehnung des deutschen Sprachgebiets im Metzer Bistum bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts« (Jahrbuch der Gesellschaft für Lothringische Geschichte und Altertumskunde II) ist eine Karte beigegeben, die den Verlust der Deutschen überblicken läßt. Der betreffende Landstreifen erreicht in der Gegend von Marsal und Saarburg eine Breite von 15—20 Kilometer, ist im Durchschnitt aber nicht über eine Meile breit. Am Walde von Remilly, drei Meilen ostsüdöstlich von Metz, hat überhaupt keine Verschiebung stattgefunden. Am Lothringer Gebiet gemessen, ist das kein gleichgültiger Verlust; für die Gesamtbeziehungen der beiden Sprachen bedeutet er verschwindend wenig.

Die Stadt Metz hat zu allen Zeiten französisch gesprochen. Die Beweise dafür sind erdrückend. Allerdings hat es, wie es bei der Nähe der Sprachgrenze nicht anders sein konnte (nächster Abstand noch nicht zwei Meilen), dort stets auch Deutsche gegeben. Sie haben aber nie einen so großen Bruchteil der Bevölkerung ausgemacht wie gegenwärtig. Daß bei der Bestimmung der gegenwärtigen Reichsgrenze die sprachlichen Rücksichten hinter die militärischen zurückzutreten hatten, versteht sich von selbst.

Für das Elsaß ergibt sich so ziemlich das gleiche wie für Lothringen, dieselbe Zeit der endgültigen Festsetzung und Bestand bis um 1500, von da an kleine Verschiebungen. Im Breuschtal ist das Französische durch sein politisches Übergewicht abwärts vorgedrungen; Schirmeck, das früher deutsch war, wurde im 17. Jahrhundert französisch. Heute reicht diese Sprache bis Lützelhausen herab; der Donon ist ganz von ihr umgeben. Andererseits hat in der Markircher Gegend (im oberen Lebertal, franz. Ste. Marie aux Mines) der Bergbau Deutsche herangezogen, und so ist hier, wo rechts des Flusses auch die Verwaltung deutsch (rappoltsteinisch) war, Gebiet gewonnen worden. Im Weißtal und an der Pforte von Belfort sind die Verschiebungen, wenn überhaupt geschehen, sehr gering. Das Gesamtergebnis ist, wegen des Vordringens im Breuschtal von St. Blaise bis Lützelhausen, etwas günstiger für das Französische.

Die Bemühungen der Revolution und des Kaiserreichs, dann Louis Philipps und Napoleons III., das Französische in Elsaß-Lothringen zur vollen Geltung zu bringen, haben nennenswerte Erfolge nicht gehabt. Sie stießen besonders auf den Widerstand der Geistlichen beider Konfessionen. Der strengen Schulordnung von 1866 machte der Krieg ein Ende. Die deutsche Regierung hat durch Erlaß vom 21. Juni 1872 428 Gemeinden des Reichslandes vom Gebrauch der deutschen Sprache dis-

pensiert; heute sind es noch 312, in Lothringen 287 (von 759 vorhandenen), im Ober-Elsaß 3 (Weißtal), im Unter-Elsaß 22 (Leber-, Weiler- und Breusch-tal). Bis zur Zählung von 1905 hat die französische Bevölkerung ständig abgenommen; die jüngste Zählung hat zum ersten Male eine Zunahme ergeben, aber nicht im französischen Sprachgebiet, sondern in den großen, von jeher deutschen Städten des Elsaß, ein klarer Beweis, daß politische Gründe die Angaben beeinflußt haben, da besondere Zuwanderungen von französisch sprechenden Leuten nicht stattfanden.

Es fehlt auch für Elsaß-Lothringen nicht an Einzelnachrichten, die geeignet sind, das dargelegte Ergebnis zu stützen. Wenn 950 Einkünfte der Abtei St. Martin in Metz von einer Besitzung in der Kölner Gegend nicht eingehen propter linguae diversitatem, so ist diese »Verschiedenheit der Sprache« nicht, wie Döring (Beiträge zur ältesten Geschichte des Bistums Metz S. 103 ff.) will, die Verschiedenheit zwischen Ober- und Niederdeutsch, sondern, wie Sauerland (Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung VIII, 653 ff.) mit Recht erklärt, die zwischen deutsch und französisch. — Als der Sachse Pibo 1070 Bischof von Toul wurde, lernte er französisch, um seine Diözesanen lehren zu können (Gesta episc. Tullensium, Mon. Germ. Script. VIII, 646 [34]). — Bischof Stephan von Metz war 1147 auf dem Kreuzzuge in Klein-Asien Dolmetsch zwischen Deutschen und Franzosen (Odo de Diagilo MS. XXVI, 70). — Von Erzbischof Albero von Trier (1131—1152), der unweit Toul zu Hause war, wird gesagt: In französischer Sprache geboren, war er im Gebrauch der deutschen nicht fertig (Gallica lingua natus in Theutonica non erat expeditus, Gesta Alberonis MS. VIII, 257). — Streitigkeiten, die sich im 12. Jahrhundert zwischen Klöstern in Metz und Diedenhofen abspielten, zeigen deutlich, daß damals in Metz französisch, in Diedenhofen deutsch gesprochen wurde (Sauerland a. a. O. S. 654). Die Sprachgrenze überschreitet die Mosel noch heute in der Mitte zwischen beiden Städten. — Als um 1200 in Metz Waldenser auftauchten, wurden drei Äbte dorthin geschickt, gegen sie zu predigen; sie verbrannten Bücher, die aus dem Lateinischen ins Französische übersetzt waren (quosdam libros de Latino in Romanum versos, Albericus Trium Fontium Ms. XXIII, 878 [13]). — In einem Briefe vom 12. Juli 1199 wandte sich Innocenz III. an Stadt und Diözese Metz gegen die Übersetzung biblischer Bücher ins Französische (in Gallico sermone, Potthast, Regesta pontificum Romanorum nr. 780).

Wenn bisher festgestellt werden mußte, daß die Verschiebungen der Sprachgrenze im allgemeinen mehr der französischen als der deutschen Sprache zugute kamen, so ist das, abgesehen von neuesten Hergängen, anders auf dem Gebiete der Schweiz. Das haben Zimmerlis Arbeiten klar erwiesen. Auch hier erfolgte nach seinem Ergebnis die »Festlegung der Grenze im großen und ganzen« schon durch die Völkerwanderung. Wo sie sich später verschob, geschah es zugunsten des Deutschen, nicht des Französischen, so am linken, nordwestlichen Ufer des Bieler Sees, im Freiburger Land um Murten und an der Nordostecke des Murtener Sees und vor allem im Wallis. Dorthin sind die Deutschen vom Oberhasli her über die Grimsel gekommen und haben sich dann rhoneabwärts ausgebreitet. Bis in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts war das Lötschental

(rechts der Rhone) das letzte deutsche, heute ist es das Leuker Tal; die Gemmi hat jetzt Deutsche hüben und drüben. Das Vorschreiten beginnt, seitdem die Bischöfe von Sitten, die von 1454 an fast durchweg Deutsche waren, sich mit den Bauern des Ober-Wallis verbanden, um den Grafen von Savoyen zu widerstehen. Sie taten das mit solchem Erfolge, daß das ganze Unter-Wallis von ihnen und den Ober-Wallisern unterworfen wurde bis hinab zum Genfer See. Über 300 Jahre, bis die französische Republik auch hier eingriff, haben die Leute ob der Mors (Morge-Bach, eben unterhalb Sitten von den Berner Alpen her in die Rhone fließend) hier die Herrschaft geübt. So waren im Wallis wie in der Eidgenossenschaft die Deutschen allein politisch berechtigt, und das erklärt ihre Erfolge. Der französisch sprechende »Berner Jura«, das Bistum Basel mit Bruntrut (Porrentruy), kam erst 1815 zur reorganisierten Schweiz. Es braucht kaum noch darauf hingewiesen zu werden, daß auch hier die Sprachgrenzen keine Landesgrenzen sind.

Neuerdings hat im Wallis unverkennbar eine rückläufige Bewegung eingesetzt. Sitten und das neben ihm liegende Bramois bildeten stets eine Sprachinsel, seitdem in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts das Deutschtum dorthin vordrang. Sie sind in den letzten Jahrzehnten fast vollständig französiert. Siders lag seit dem 15. Jahrhundert an der Grenze des geschlossenen deutschen Sprachgebiets und liegt noch so. Es war vor 20 Jahren noch überwiegend deutsch, ist jetzt dem gleichen Schicksal verfallen wie Sitten. Im Bezirk Siders zählte man im Jahre 1910 unter 14319 Bewohnern 1382 Deutsche, im Bezirk Sitten 1746 unter 11829. Im Wallis überhaupt fanden sich 1880 319 Promille Deutsche, 1910 noch 291. Hauptursache ist die Verkehrslage. Die Verbindung mit der Welt bildet das Rhonethal; mit der Eisenbahn, durch die das Land vom Genfer See her erschlossen wurde, drang auch das Französische vor. Es unterliegt keinem Zweifel, daß das anders werden wird, wenn die im Bau begriffene Lötschental-Bahn und damit die Verbindung mit dem Berner Land fertiggestellt sein wird.

Denn auch der moderne Deutschschweizer zeigt keineswegs eine Neigung, seine Sprache aufzugeben. Er lernt das Französische, weil er es braucht als zweite Sprache seines Staatswesens und im großen Verkehr; aber er hängt an seiner Art. Die Zählung von 1900, die 69,7 Prozent Deutsche ergab gegenüber 71,4 in der letzt vorhergehenden Zählung von 1888, während die Franzosen von 21,8 Prozent auf 22 Prozent hinaufgegangen waren, hat Befürchtungen erweckt über die Stellung der Deutschschweizer zur Nationalitätenfrage. In der Zählung von 1910 sind die Deutschen weiter auf 69 Prozent zurückgegangen, die Franzosen aber noch stärker auf 21,1 Prozent, unter den Stand nicht nur von 1888, sondern auch von 1880. Der Rückgang der Deutschen erklärt sich zum Teil durch eine ziemlich starke Französierung der zahlreichen Deutschen, die sich der Uhren-Industrie im Juragebiet zuwenden. Diese Bewegung ist aber zum Stillstand gekommen. In Biel machten die Franzosen im Jahre 1880 26,67 Prozent der Deutschen aus, im Jahre 1900 47 Prozent, 1910 doch nicht mehr als 48,87 Prozent. In den 20 Jahren von 1880 bis 1900 war ihre Zahl um 4802 gestiegen, in den zehn folgenden Jahren nur um 888. In Genf machten die Franzosen 1900 827 Promille der Bevölkerung aus, 1910 nur 773, die Deutschen 1900 101 Promille, 1910 112,

so im Waadtland 865 und 816 bezw. 87 und 106. Zu einem wesentlichen, ja zum größeren Teil beruht die Verschiebung auf dem Einrücken von Italienern und Fremden. Jene bildeten 1880 5,7 Prozent der Schweizer Bevölkerung, 1910 dagegen 8 Prozent, diese 0,2 bezw. 0,8. Die Italiener nahmen in dieser Zeit um 86,1 Prozent, die Fremden gar um 326,1 Prozent zu, während sich die Durchschnittszunahme für die gesamte Schweiz auf 32,3 Prozent stellte. Die Deutschen hatten 28, die Franzosen 31 Prozent Zunahme, in der zweiten Hälfte der Periode (1900—1910) jene aber 12, diese 9 Prozent, was auch den Umschlag andeutet. Die Zunahme der Italiener beruht auf der Einwanderung von Arbeitern aus dem Königreich; im geschlossenen italienischen Sprachgebiet der Schweiz (Tessin, Misox, Bergell, Puschlav) ist der Bevölkerungszuwachs wesentlich geringer als im deutschen.

Es sei daran erinnert, daß dem Schweizer die deutschen Namen für französische Orte und Landschaften und Orte durchaus geläufig sind. Er spricht von Bruntrut und Delsberg, von Ifferten, Sitten und Siders, von Neuenburg, Wallis und Waadtland, während das deutsche Reisepublikum, das in seiner erdrückenden Mehrheit wohl Hotels und allenfalls Bergführer, nicht aber Land und Leute und ihre Geschichte kennen lernt, von Porrentruy und Delémont, von Yverdun, Sion und Sierre, von Neuchâtel, Valais und Vaudois redet.

Wer die Geschichte der deutsch-französischen Sprachgrenze überblickt und sich dabei vergegenwärtigt, wie häufig und wie heftig um die politische Herrschaft in den Gebieten, die sie durchzieht, gekämpft worden ist, der kann nur staunen über ihre fast unerschütterliche Festigkeit. Sie erklärt sich vor allem aus der Gleichwertigkeit der geistigen und wirtschaftlichen Kultur der Völker zu beiden Seiten. Diese Gleichwertigkeit ermöglichte das Zusammenleben und die gemeinsame Arbeit in demselben Staatswesen, die an der ganzen Sprachgrenze von Anfang an bis auf den heutigen Tag Platz gegriffen hat. An Reibungen hat es ja nicht gefehlt, aber die Geschichte kennt kein Beispiel, daß sie zu einer Sprengung des staatlichen Zusammenhangs geführt hätten. Wir Deutschen haben ein Interesse daran, daß es auch ferner so bleibe. Wir brauchen im Reichslande die angestammte französische Sprache nicht zu bekämpfen; weitere Verbreitung aber hinein in die urdeutsche Bevölkerung dürfen wir nicht dulden. Das wäre nicht nur ein Verrat am Reiche, sondern auch am elsaß-lothringischen Geistesleben. Denn dieses ruht nicht auf dem Grunde einer Mischkultur, sondern ist in seinem innersten Wesen deutsch, begründet auf dem mehr als tausendjährigen Gebrauch der deutschen Sprache; die aufgepfropfte französische Kultur hat es nur mit einem entstellenden Firnis überzogen. Dafür sind noch aus dem 19. Jahrhundert die besten Vertreter elsässischer Bildung Zeugen.

Wer sich des festen Bestandes der deutsch-französischen Sprachgrenze erinnert, der wird auch den Kopf schütteln zu der Rederei über die Neigung der Deutschen, ihr Volkstum aufzugeben. Von einer solchen Neigung kann bei unserer ansässigen Bevölkerung nicht die Rede sein; ob sie unserer fluktuierenden mehr eigen ist als der anderer Völker, darüber ist schwer ein sicheres Urteil zu fällen. Diese Bevölkerung machte bei uns lange Zeit einen wesent-

lich größeren Bruchteil aus als bei Engländern und Franzosen. Sie hatte bis vor kurzem auch nicht die Mög- lichkeit, draußen Gebiete der eigenen Zunge aufzusuchen; dazu hatte die Kleinſtaaterei ja deutsches National- gefühl nicht gefördert. Zu übersehen iſt doch nicht, daß auch Ausländer in unserer Mitte zu Deutschen geworden sind, und daß Leute aus den unteren Ständen immer leicht im Fremden unter- gehen werden, wenn es an Glanz und Gediegenheit der Lebensformen und der Lebenshaltung der Heimat über- legen iſt. Daß dieser Unterschied im Schwinden begriffen iſt, iſt unverkenn- bar. So braucht uns um unsere Sprach- grenze im Weſten nicht zu bangen, soweit friedlicher Wettbewerb in Frage kommt, wie andererseits die Franzosen keinen Anlaß haben, Befürchtungen zu hegen. Unwürdig und nicht ganz unbedenk- lich iſt allerdings bei uns die Neigung weiter oberer und unterer Kreise, sich an fremden Äußerlichkeiten zu freuen und sie nachzuahmen; ein gewisser Mangel an nationaler Würde, eine ge- wisse Unfähigkeit, Artigkeit mit Haltung zu verbinden, sind leider bei uns weit ver- breitet. Spekulationen, die aufgebaut sind auf übertriebener Wertschätzung des Fremden, sind wohl nirgends so häufig, nirgends so mannigfaltig und nirgends so ergiebig wie bei uns. Hoffen wir, daß auch diese Unart richtigerer Würdigung des eigenen Wertes weicht. Es würde zugleich unserem Ansehen draußen und unserer inneren Gesundheit zugute kommen.

Schätzung und Wirkung der Philosophie Bergsons im heutigen Frankreich.

Von

Ernest Seillière.

I.

Ein Bewunderer Fechners, der Medi- ziner und Philosoph Möbius, zitiert in seinem Buche »Im Grenzlande. Auf- sätze über Sachen des Glaubens« ein bekanntes Wort seines Lehrers: »Nach den Grenzen der Erkenntnis hat es mich getrieben, und im Grenzlande iſt mein Zuhause gewesen.« Und zur Erläuterung sagt Möbius: »Die Wissen- schaft iſt schön, und was die Haupt- sache iſt, kann man sich ihr nicht ent- ziehen, man muß mitgehen. Doch ist nicht zu leugnen, daß sie, weil sie alle metaphysischen Blumen ausrupfte, das Leben zu einer grauenhaften Wüste gemacht hat, eine Tatsache, über die weder Kunſt noch Altruismusschwärmerei hinweghilft. Gibt es gar keinen Weg aus der Not? Wir sind viel beschei- dener als die alten Metaphysiker, wir wollen uns mit Wahrscheinlichkeiten begnügen . . . und mit wenigem zu- frieden sein, wenn es rechtmäßig er- worben iſt.«

Man könnte mit dem, was hier offen ausgesprochen wird, die Betrachtung der philosophischen Wirksamkeit Berg- sons einleiten, denn das geiſtige Ver- langen der Unzähligen heute, von dem Möbius redet, hat dieser Denker be- friedigt. Daher wächst zurzeit nicht nur in seinem Lande, sondern über

Aus dem franz. Manuskript übersetzt.

dessen Grenzen hinaus seine Popularität von Tag zu Tage. Nicht nur in der Tagespresse begegnet man seinem Namen immerfort, auch im Pariser Roman erscheint er bereits als eins der wesentlichen Elemente des moralischen Lebens der französischen Hauptstadt. Ein sehr beachtenswerter junger Schriftsteller, Paul Acker, führte im vergangenen Winter den Helden seines Romans Les deux cahiers in den Saal des Professors und versuchte den Eindruck dieses Gelegenheitshörers wiederzugeben, der zwei Stunden zuvor zum Collège de France hatte kommen müssen, um sich den Zugang zu dem gefeierten Denker zu erkämpfen. »Lautlos begeisterte Stille. Bleistifte und Federn in fieberhafter Eile über das Papier fliegend. Gebannte Blicke, krampfhaft gespannte Gesichter. Alles schaut begierig auf den Redner. Wie durchgeistigt erscheinen der schmale zarte Körper, das feine, fast abgezehrte Gesicht; der Mund von leise ironischem Ausdruck. Die Sprache mit ihren etwas schleppenden Endsilben langsam, schlicht, deutlich, von sanftem Fluß; bisweilen nur unvermutet heftiger aufwallend. Plötzlich dann breitet eine vom Redner gestreifte Idee, ein wiederholtes Wort vor der Vorstellung des Hörers einen Horizont aus weit und voller Poesie.«

Derselbe Schriftsteller, der berufene Sprecher der jungen literarischen Generation in Frankreich, gibt auch einen Überblick über die Lehren Bergsons, die hier überall so leidenschaftliche Zustimmung gefunden haben. »Die jungen Leute zwischen zwanzig und dreißig Jahren«, sagt Acker, »sind von seinem Unterricht darum so ganz hingenommen, weil er den Irrtum der übertriebenen Behauptungen erwiesen hat, die nur die wissenschaftliche Erkenntnis als Erkenntnis gelten lassen. Er stellt der Intelligenz, der verstandesmäßigen Erkenntnis, die nur die materiellen Erscheinungen zu erklären vermag, die Intuition entgegen, die das Leben selber begreift; er zeigt nachdrücklich, wie irrig der das offizielle Unterrichtswesen beherrschende Materialismus ist. Während er so die Jugend von dem Vorurteil des Rationalismus befreit, gibt er ihr die entzückenden Schönheiten des Idealismus zurück. Daher sind auch seine Schüler von überströmender Dankbarkeit für ihn erfüllt.«

Wir haben zunächst dem Romanverfasser das Wort gegeben, den schon der Charakter seiner Werke hindert, sich tiefer in die Erörterung dieser gewichtigen Probleme einzulassen, obwohl sie durch ein seltenes Geschick Tages- und fast Mode-Probleme geworden sind. Hören wir jetzt einen andern Vertreter der französischen Jugend, dem das Gebiet der pädagogischen und moralischen Fragen vertrauter ist. Er unterzeichnet seine Schriften mit dem Pseudonym Agathon und ist neuerdings in weiten Kreisen bekannt geworden durch seine Preßfeldzüge gegen gewisse Mängel oder Beschränktheiten des Unterrichts an der Sorbonne. In der Opinion vom 1. Juni 1912 führt er aus, was er Neues in der bergsonischen Philosophie gefunden hat. Die ganze Generation, so schreibt er, deren Denken durch Renan und Taine gebildet ist, glaubte an die unbedingte Wahrheit unserer positiven Kenntnisse, an den absoluten alles beherrschenden Wert der Wissenschaft. Daher verwarf sie die Metaphysik als als eine undeutliche Träumerei über immaterielle, unsern Sinnen unzugängliche Gegenstände. Sie war fest überzeugt, daß unser Intellekt befähigt sei, die Wahrheit in der Natur zu erkennen und durch fortschreitende

Analyse am Ende das Prinzip des Lebens selber zu finden. Sie war also intellektualistisch.

Demgegenüber beginnt die neue Philosophie mit einer sorgfältigen Kritik des Charakters der wissenschaftlichen Wahrheiten und des Wertes unseres Intellekts als Erkenntniswerkzeug. Bergson sieht als das rechtmäßige Gebiet des Intellekts wie der Wissenschaft, die das Erzeugnis des Intellekts ist, nicht das Lebendige, sondern nur die unorganische Masse an. Leben und Bewußtsein in ihrem eigentlichen, tiefsten Wesen sind ganz und gar nicht der wissenschaftlichen, sondern nur einer anderen, besonderen Erkenntnis zugänglich, die die eigentlich philosophische oder metaphysische Erkenntnis ist, und die man auch Intuition nennen kann. Bergson gibt also ausdrücklich die Priorität, den Vorrang vor unserer bewußten Verstandestätigkeit einer andern, mehr verborgenen aber reicheren, die aus der Fähigkeit mit den Dingen mitzufühlen besteht, und die vielleicht der Liebe sehr nahe kommt.

Diese gegenseitige Unabhängigkeit von Wissenschaft und intuitiver Erkenntnis — von denen jene sich begnügt, die Dinge oberflächlich zu berühren, diese darauf ausgeht, sie aus dem Grunde zu verstehen — kann begreiflich von größter Wichtigkeit werden. Denn das Forschungsgebiet der Wissenschaft ist alsdann nicht mehr das Wahre, sondern nur das Nützliche; ihre Aufgabe ist nur, unsere Einwirkung auf die uns umgebende Natur zu verstärken, zur Befriedigung unserer materiellen Bedürfnisse beizutragen, aber durchaus nicht, uns die Wahrheit kennen zu lehren. Hiernach also ist im Grunde die Wissenschaft etwas unendlich weniger Tatsächliches als die intuitive Philosophie; sie ist nur eine Art Symbolismus, in ihrem Ausgangspunkt willkürlich, aber wohl zusammenhängend in ihrer ununterbrochenen Entwicklung. Auch ist ihre eigentliche Aufgabe gar nicht, das Wesen der Dinge zu ergründen, sondern nur, ein System zusammenhängender Beziehungen für gewisse praktische Zwecke zu begründen. Für eine solche Auffassung der Welt ist jedes von den Physikern aufgestellte Gesetz nur eine praktisch bequeme Deutung der äußeren Welt, aber durchaus keine Wahrheit mehr, die irgendwo unsere unbedingte Annahme erheischte.

II.

Versuchen wir jetzt diese bergsonische Intuition etwas schärfer zu betrachten, dieses zarte Werkzeug, dessen charakteristische Eigenschaften sich nur annähernd und durch Analogie bezeichnen lassen. In der Kunst der sinnreichen poetischen Vergleiche eben ist Bergson Meister; er hat für sich eine Methode ausgebildet, metaphysische Vorstellungen, die man in der Sprache des Intellekts nicht klar ausdrücken kann, durch anregungsvolle Metaphern zu »binden« (»encercler«). Dennoch wollen wir uns verständlich zu machen versuchen, obwohl wir so wenig wie möglich zu diesem bilderreichen Wörterschatz unsere Zuflucht nehmen werden. Mit Gillouin, einem der berufensten Ausleger des Meisters, möchten wir dann sagen, daß nach Bergsons Ansicht der Intellekt, unumschränkt in dem ihm angehörigen Gebiet der unorganischen Materie, widerrechtlich auf das Gebiet des Lebens und Bewußtseins Formeln anwendet, die hier nicht verwendet werden können. In jeder Gruppe des Tierreichs, wo wir diesen Intellekt aufkommen sehen — und wo

er bald ſtillzuſtehen pflegt — ſoll er ein beſtimmtes Verhältnis haben zu ihrer Tendenz, Werkzeuge zu verfertigen um auf die unorganiſche Materie zu wirken. Im allgemeinen alſo, auf ſeine urſprüngliche Beſtimmung angeſehen, wäre der Intellekt durchaus nichts weiter als die Fähigkeit, künſtliche Dinge anzufertigen, und zwar beſonders Werkzeuge, geeignet neue Werkzeuge zu ſchaffen und deren Anfertigung unbeſchränkt zu vervielfältigen. Nach richtiger naturwiſſenſchaftlicher Klaſſifikation würde alſo das Menſchengeſchlecht mit dem Prädikat homo faber ſtatt homo ſapiens auszuzeichnen ſein. Dieſe Kritik des Intellekts geht noch weiter als die kantiſche und beſchränkt noch enger das Aktionsfeld, das von Natur ſchon dieſer Fähigkeit des Geiſtes nur zugeteilt iſt.

Die Intuition, welche nach Bergſons Anſicht die unerſetzlichen Mängel unſeres intellektuellen Werkzeugs zu ergänzen beſtimmt iſt, muß man in ihrer typiſchen Form beim Inſtinkt ſuchen. Iſt der Menſch, ſo lehrt er, intuitiver Erkenntnis fähig, ſo iſt er das in dem Maße, wie er zur Intelligenz vorſchreitend doch Inſtinktweſen geblieben iſt. Und zeigt uns nicht in der Tat der Inſtinkt den Typus einer angeborenen Kenntnis gewiſſer Dinge? Der Inſtinkt ſcheint vorzugsweiſe geſchaffen zu ſein, um die Geheimniſſe des Lebens zu erforſchen. Man erinnere ſich nur, um die ihm eigene Art der Erkenntnis ſich vorzuſtellen, jener dunklen Sympathien oder Antipathien, die uns beim erſten Anblick eines Menſchen oder überhaupt eines lebenden Weſens erfaſſen und die nichts oder doch jedenfalls ſehr wenig einer zuvor verſtandesmäßig erworbenen Erfahrung verdanken. Inſofern iſt der Inſtinkt gewiſſermaßen eine Fortſetzung der Arbeit, durch die das Leben die Materie organiſiert. Iſt es nicht eine Art von Mitfühlen, von Sympathie, was dem Räuber ſeine Beute anzeigt? Die intuitive Kenntnis, die eine Art von der anderen in einem beſtimmten einzelnen Punkte beſitzt, wie das ſo oft, beſonders bei den Inſekten ſich findet, hätte dann ihre Wurzel eben in der Einheit des Lebens.

»Wenn wir den Inſtinkt zu befragen verſtünden, und er uns antworten könnte,« ſchreibt Bergſon, »ſo würde er uns die innerſten Geheimniſſe des Lebens verraten. Ins Innere des Lebens ſelber würde uns die Intuition führen, d. h. der Inſtinkt, wenn er intereſſelos und ſelbſtbewußt geworden iſt und fähig, über ſein Objekt nachzudenken und es unbeſchränkt auszudehnen.« Im Menſchen zeigt uns das Vorhandenſein der äſthetiſchen Anlage, daß der Geſamtheit der Dinge gegenüber eine ſolche Befragung möglich iſt. Denn iſt es nicht das Ziel des Künſtlers, die eigentliche Abſicht des Lebens zu erfaſſen, wenn er durch eine Art Sympathie in das Innere ſeines Gegenſtandes einzudringen und durch eine Anſtrengung der Intuition die Schranke zu entfernen ſucht, die ihn räumlich von ſeinem Modelle trennt? Leider nur iſt im Menſchen der Intellekt ſozuſagen zum leuchtenden Kern geworden, den der Inſtinkt, auch wenn er erweitert und bis zur philoſophiſchen Intuition gereinigt iſt, nur wie eine loſe Nebelmaſſe umſchließt. Aber auch in dieſem unfertigen Stadium ihrer Entwicklung kann die Intuition, eifrig und dringend von dem Philoſophen befragt, ihm wenigſtens eine andeutende Empfindung geben von dem, was an die Stelle der Verſtandesbegriffe zu ſetzen wäre, um tiefer in das Geheimnis des Lebens einzudringen.

Das Werk, dem vor allem Bergson seine gegenwärtige große Popularität verdankt, ist sein letztes Buch, 1908 l'Evolution créatrice, ein Werk, das von den hohen Spekulationen der theoretischen Philosophie zur Prüfung der Natur und zum Studium ihrer organisierenden Kräfte herabsteigt. Der Verfasser formuliert hier noch genauer seine Kritik des Intellektualismus und seine Hinwendung zur Intuition, die dem Instinkt so nahe verwandt ist. Eine wahrhafte Philosophie des Lebens muß das Bewußtsein fortschreitend erweitern, bis es fähig geworden ist, durch eine gewaltsame Anstrengung der Sympathie die vielgestaltige Entfaltung der schöpferischen Tätigkeit in der Welt zu umfassen; denn eine solche Philosophie des Lebens macht in der Tat den Anspruch, sich die Intuition des allgemeinen Werdens zu geben. Auch hat unser Führer auf seinem Wege schon die ersten Richtstäbe abgesteckt. Man kann vermuten, sagt er, daß dem Leben zwei Kräfte eigentümlich sind, die ursprünglich in dem lebenden Wesen vermischt, in der Folge mit steigendem Wachstum sich haben trennen müssen: erstens der Instinkt, der in unserer Zeit bei den Arthropoden und den Insekten seine höchste Entwicklung erreicht, und zweitens der Intellekt, der besonders bei den Wirbeltieren und beim Menschen vorgeschritten ist, nicht ganz stetig jedoch, da Bergson der Ansicht bleibt, daß der Mensch vom Affen radikal verschieden ist, seiner ganzen Natur, nicht nur dem Grade nach.

Der Instinkt ist die Fähigkeit, Werkzeuge zu benutzen und zu konstruieren, die organisiert sind um auf die äußere Welt einzuwirken; solche Werkzeuge sind die Glieder des Körpers und die Sinnesorgane. Der Intellekt dagegen, wie wir schon angedeutet haben, ist die Fähigkeit, unorganische Werkzeuge herzustellen und für die Benutzung der umgebenden Materie anzuwenden. Sehr geschickt in der Behandlung des Leblosen, legt er sein Ungeschick offen zutage, sobald er sich beikommen läßt, sich mit dem Lebendigen zu befassen; er ist nur in dem Unzusammenhängenden, Bewegungslosen, Toten zu Hause; ein natürliches Unverständnis des Lebens ist für ihn charakteristisch. In diesen beiden so verschiedenen Fähigkeiten stellen sich die beiden Weisen dar — eine mittelbar und die andere unmittelbar —, zwischen denen das Leben die Wahl hatte, um auf die bei seinem Beginn es umgebende Materie zu wirken. Der Instinkt findet in dem lebenden Wesen zu seiner Verfügung ein geeignetes Werkzeug, dessen Stoff das Protoplasma und dessen verschiedene Entwicklungsformen die Glieder des Körpers und die Sinnesorgane sind, ein Werkzeug, das sich von selber mit einer wunderbaren Präzision herstellt und ausbessert, das andrerseits aber nur sehr langsam in seiner Struktur sich ändert und meist auch nur einer speziellen Verwendung dient. Umgekehrt ist das durch die Arbeit des Intellekts aus der leblosen Materie gefertigte Werkzeug unvollkommen, dient aber dem Wesen, das es benutzt, in zahllosen Fällen zur Verwendung. Hiernach hat das im Tierreich lebendig gewordene Bewußtsein, der Erkenntnistrieb von Anfang an in zwiefacher Richtung, auf dem Wege des Instinkts und des Intellekts, sein Ziel zu erreichen versucht. Er hat es nicht erreicht auf dem des Instinkts (der jedoch, zur philosophischen Intuition verstärkt, vielleicht weiter führen wird); und er hat sich ihm auf dem Wege des Intellekts bis zu einem gewissen Punkte

genähert, aber doch auch nur durch einen plötzlichen Sprung vom Tier zum Menschen und zudem auf Kosten einer bedauernswerten Verfinsterung des Instinkts.

III.

Vielleicht genügen diese flüchtigen Hinweise, um einen ersten Begriff zu geben, wenn auch gewiß nicht von Bergsons philosophischer Lehre in ihrer ganzen subtilen Gedankenverkettung, aber wenigstens doch von den Gründen ihres unerhörten Erfolges. Man wird, denke ich, hiernach sich vorstellen können, wie zeitgemäß sein Unternehmen gewesen ist: ohne den Resultaten der Naturwissenschaft zu widersprechen, eine mystische Auffassung von Welt und Leben neu zu begründen. Und diese Auffassung, wie alle früheren gleichen Charakters, hat sich sogleich nach verschiedenen Richtungen hin als die menschliche Tatkraft wundersam stärkend erwiesen, ja vielleicht sogar auch nach einigen, die der außerordentliche Denker, der seine Zeit dafür empfänglich zu machen weiß, nicht erwartet oder gewünscht hat.

Wir möchten, um hier deutlicher zu werden, behaupten, daß in jedem Jahrhundert sozusagen eine bewegliche Grenze sich findet zwischen unsern wissenschaftlichen Erkenntnissen auf der einen Seite und auf der andern dem, was Gegenstand der Wissenschaft noch nicht ist oder auch niemals sein wird; eine Grenze, die immer von neuem der Fortschritt — zuzeiten auch der Rückgang — der methodischen Forschung zieht. Jenseits von ihr dehnt sich das unermeßliche Gebiet der oft fruchtbaren Intuitionen aus, die man metaphysische nennen kann, wenn man sie als interesselos ansieht, oder auch als mystische bezeichnen, falls sie — wie sie es fast unverzüglich zu tun pflegen — auf eine vermeintliche Verbindung abzielen mit den nur undeutlich zu bestimmenden Mächten, die sie ahnen gegenüber der irdischen Kraft. Bergson selber bleibt reiner Metaphysiker; diese Enthaltsamkeit ist seine Stärke, wenn wir auch sagen müssen, daß er um sich herum Mystiker geschaffen hat. Er hat jene Grenze vor einigen zwanzig Jahren schon mit bewundernswert feinem Geschick und Scharfsinn gezogen. Wenn er uns ermutigt, über sie hinaus einen forschenden Blick zu werfen, bleibt er viel besonnener als seine Vorgänger und teilt außerdem denen, die ihm folgen, ein schönes Zutrauen mit zu der möglichen Schärfe und Klarheit eines solchen Blickes.

Es ist sehr bemerkenswert, daß er besonders bei zwei sozialen Gruppen, die zurzeit in Frankreich vielleicht die rührigsten sind, Erfolg gehabt hat: bei dem revolutionären Syndikalismus und andrerseits bei den im Kampfe stehenden Katholiken. Jener, den als sein hervorragendster Theoretiker besonders George Sorel vertritt, hat einer These lebhaft zugestimmt, die er benutzt, um den Mystizismus in seinem kraftstärkenden Einfluß auf den Imperialismus, den Willen zur Macht, des Proletariats zu erneuern. So wenn er zum Generalausstand aufforderte, hat er dieses Losungswort als einen »Mythus« hingestellt, das heißt als eine Zusammenfassung lebendiger und vertrauter Bilder, die als solche — durch bloße **Intuition**, vor jeder besonnenen Betrachtung im einzelnen — die ganze das Proletariat zum Eroberungskampfe treibende Gefühlswelt aufzuregen vermag. Und sie wählen Bergsons Namen zu Schutz und Rechtfertigung ihrer Methode, weil sie in ihr alle Vorteile nutzbringender Kraftsteigerung finden, die nach diesem

Denker die **intuitive Gesamterkenntnis** auszeichnet vor der langsamen und ungeschickten verstandesmäßigen Analyse des sozialen Tatbestandes, wie sie die politische Ökonomie unternommen hat.

Die Katholiken ihrerseits suchen bei Bergson die Erneuerung der Idee eines weltschaffenden und -regierenden Gottes; Le Roy, einer seiner treuesten und scharfsinnigsten Ausleger, ist ein freier aber gläubiger Katholik. Für die Katholiken der Generation von 1890, so führt der schon von uns berufene Agathon aus, war der Hauptpunkt die **Versöhnung** des Glaubens mit der Vernunft; sie bemühten sich einzig und allein, das Dogma mit der Wissenschaft in Übereinstimmung zu bringen, denn die Wissenschaft war in ihren Augen unfehlbar. Als Anhänger der Entwicklungslehre versuchten sie eine darwinistische Interpretation der heiligen Schriften, als Positivisten verwendeten sie mit Brunetière die Philosophie Auguste Comte's, um »auf die Pfade des Glaubens« zurückzugelangen. Unter Bergson haben solche Bestrebungen aufgehört, denn für die neuen Apologisten scheint die Bemühung um eine solche Versöhnung sinnlos. Die sehr zahlreichen jungen Leute, welche seit einigen Jahren der Moral und selbst der praktischen Betätigung des Katholizismus von neuem sich zugewendet haben, sind der Ansicht, daß Religion und Wissenschaft sich auf zwei voneinander unabhängigen Gebieten bewegen, und die meisten erklären offen, daß es ihnen weit weniger auf Exegese ankommt als auf das Phänomen, das für sie in Wahrheit die Grundlage des religiösen Lebens ist: die **innere Erfahrung**, die mystische Intuition des göttlichen Wesens. Auf diesem Wege kommen sie zu William James, dem amerikanischen Denker, den ja auch in seinen letzten Lebensjahren eine gegenseitige Sympathie mit Bergson verband; denn er hatte dessen Bestrebungen als den seinigen parallel gehend erkannt.

Übrigens hat der französische Philosoph selber nie die Entwicklung seiner Ideen in das religiöse Gebiet oder auch nur auf das des Deismus hinübergeleitet. Sein vielleicht kundigster Schüler Gillouin schloß eine bemerkenswerte Studie über seine Lehre mit diesen Worten: »Der bergsonische Freiheitsbegriff schließt Gott nicht geradezu aus, gibt dieser **Hypothese** aber auch keinen Platz«. In der Tat ist Bergsons schöne Auffassung der menschlichen Freiheit einer der leuchtenden Punkte seiner Lehre, und wir bedauern, daß uns hier der Raum fehlt, um einige Andeutungen davon zu geben. Aber wenn dieser Philosoph der Intuition auch keine Theodizee entworfen hat, so hat er doch im letzten Winter populäre Vorlesungen gehalten unter lautem Beifall, den ja alles findet, was augenblicklich aus seiner Feder oder von seinen Lippen fließt*). Über **Seele und Körper** sprechend, kam er zu dem Ergebnis, daß die mechanistische Theorie, die das menschliche Denken zu einer Funktion unserer Gehirnzellen macht, nichts als eine aprioristische metaphysische Hypothese ist ohne jeden Wahrheitswert. Die Erfahrung würde vielmehr dem Beweise günstig sein, daß die Gehirntätigkeit nicht das ganze Denken erklärt, sodaß die Hypothese von dem **Überleben der Seele** sehr wahrscheinlich, sehr annehmbar ist und durch physiologische und pathologische Tatsachen immer fester wird begründet werden können.

---

*) Vgl. Internat. Monatsschrift, August 1912, Spalte 918 f. Die Redaktion.

Zu dem gleichen Schlusse ist William James gekommen.

IV.

Es ist wohl begreiflich, daß solche Behauptungen, von solchen Autoritäten gestützt, kräftigend und tröstend wirken auf gewisse Geister, die Leben und Leiden für diese Stärkung empfänglich gemacht haben. Wir wissen von Kranken, geistig bedeutenden Menschen, die sich an ihnen aufrechthielten im Kampf gegen einen nahe bevorstehenden Tod. Und darum auch wollen wir unsere Ausführungen beschließen mit dem Hinweis auf diese stärkende, die Lebenskraft erhöhende Wirkung der bergsonischen Gedankenwelt, denn sie scheint der Philosoph selber mit der größten Genugtuung als das wünschenswerte Resultat seiner spekulativen Tätigkeit zu betrachten. Zu einem jener berufsmäßigen Aufsucher, die jetzt schon so häufig (ihm vielleicht zu häufig) den Weg nach seiner Villa in Auteuil gehen, äußerte er ganz kürzlich noch, wie er das Gefühl habe, einer tiefen Umwandlung im Geiste der französischen Jugend beizuwohnen. Seit fast vierzig Jahren, so führte er aus, haben Philosophen wie Gelehrte unaufhörlich versichert, daß der Mensch nichts sei als ein ganz unter Einwirkungen einer bestimmten Umgebung stehendes Wesen, der Wirkung von Kräften unterliegend, gegen die sein Wille erfolglos bleibt, gezwungen, die Folgen der Erblichkeit, der Erziehung zu erleiden, ohne dieser Tyrannei entgegenwirken zu können. Und alles das nahm man ruhig hin, obwohl aus dem Grunde eines jeden Gewissens der Schrei unterdrückten Widerspruchs aufsteigen wollte: »aber Du bleibst doch trotz alledem frei und verantwortlich!« Eine Reaktion gegen diese in ein wissenschaftliches Gewand gekleidete Scheinphilosophie mußte kommen. Man hat sie versucht, und sie beginnt ihre Früchte zu tragen. Ja, gewiß, fuhr Bergson fort, wir sehen eine Art Wiedergeburt der Moral rings um uns her, und was am auffallendsten ist und von dieser Wiedergeburt Gutes erwarten läßt, sie ist nicht nur eine Umwandlung der Anschauungen, sondern eine wirkliche Umwandlung oder vielmehr eine wahre Neuschöpfung der Willenskraft. Der Wille aber ist der eigentliche Ausdruck des besonderen Wesens eines jeden Menschen, das was sich am schwersten in ihm umwandeln läßt. So angesehen erscheint die Entwicklung der heutigen französischen Jugend fast wie ein Wunder. Die glänzenden Erfolge der Luftfahrt haben bewiesen, daß die Generation der Gegenwart im höchsten Grade erfinderisch begabt ist; der Erfindungsgeist aber setzt gerade die stärkste Spontaneität, die stärkste schöpferische Willenskraft voraus. Wie sollte man da nicht lebhaft allem zustimmen, was diese Spontaneität fördern kann? Nicht sich freuen, eine beherztere, kühnere, ihrer Verantwortlichkeiten sich bewußtere Jugend zu sehen, als es die vorhergehenden Generationen waren? —

Deutschland hat schon bemerkenswerte Arbeiten über Bergsons Philosophie aufzuweisen, so die Vorrede, die Windelband der Übersetzung von Matière et Mémoire (Jena 1908) mitgegeben hat, oder den vortrefflichen Abriß von A. Steenbergen (Jena 1909). Wir hoffen, auf diesen wenigen Seiten, wenn auch nicht den genaueren Zusammenhang seiner Lehre, doch wenigstens das aufgezeigt zu haben, was überhaupt bei jeder in lebendiger Rede überlieferten philosophischen Lehre das Wesentliche und Dauernde bleibt — ihren

Widerhall in den Herzen und ihre Wirkung auf Willen und Handeln der Hörer. In der Tat möchte man, mit dem Worte, das Bergson selbst auf die Lippen kam, dieses fortschreitende Umsichgreifen einer so gar nicht schlichten und in ihrem Ausdruck so gelehrten Gedankenbildung fast als ein Wunder bezeichnen. Ein Wunder, das den Psychologen überall, auch in andern Ländern sehr erwägenswert erscheinen muß, denn es kann ihnen Aufklärung geben über die Natur des Menschen und ihre wesentlichen Bedürfnisse und lehrreiche Bestätigungen dessen, was sie selber im Schoße ihrer nationalen Kultur oder im vergangenen Leben der Menschheit beobachtet haben.

Kathedersozialismus und Sozialdemokratie.*)

Von

Gustav Cohn.

I.

Das »kommunistische Manifest«, das von Karl Marx und Friedrich Engels unmittelbar vor der Pariser Revolution von 1848 abgefaßte Parteiprogramm der internationalen Arbeiterverbindung, die sich der »Bund der Kommunisten« nannte, enthält in seinem dritten Abschnitt eine Kritik der sozialistischen und kommunistischen Literatur. Hier wird der Begriff des Wortes »Sozialismus« reichlich weit ausgedehnt, um die ganze Mannigfaltigkeit der damaligen sozialpolitischen Parteibestrebungen darunter zu befassen. Die erste Gruppe bildet der »reaktionäre Sozialismus«, der sich im einzelnen zusammensetzt aus dem feudalen Sozialismus, dem kleinbürgerlichen Sozialismus und dem deutschen oder dem sich selbst so nennenden »wahren« Sozialismus. Die zweite Gruppe ist die des konservativen oder Bourgeois-Sozialismus; die dritte die des kritisch-utopistischen Sozialismus und Kommunismus.

Der »Bund der Kommunisten« und sein Manifest geben die Bezeichnung des »Sozialismus« jener bunten Mannigfaltigkeit, lehnen sie aber für sich selber ab. Und nichtsdestoweniger ist an ihnen und an ihren Nachfolgern eben dieser Name hängen geblieben als an den Sozialisten par excellence. Insbesondere klingt der öffentlichen Meinung bei dem Namen der Sozialisten das Schlußwort des »kommunistischen Manifestes« in den Ohren, welches lautet: »Die Kommunisten verschmähen es, ihre Ansichten und Absichten zu verheimlichen. Sie erklären es offen, daß ihre Zwecke nur erreicht werden können durch den gewaltsamen Umsturz aller bisherigen Gesellschaftsordnung. Mögen die herrschenden Klassen vor einer kommunistischen Revolution zittern. Die Proletarier haben nichts in ihr zu verlieren als ihre Ketten. Sie haben eine Welt zu gewinnen.«

Ein merkwürdiger Zirkeltanz! Die Kommunisten sind es, die den Namen des Sozialismus allen möglichen anderen

*) Zu vergleichen der frühere Aufsatz (dem sich der gegenwärtige als eine Ergänzung anschließt), in der »Internationalen Monatsschrift«, Januar 1912, Sp. 459—490: »Der Kathedersozialismus und seine Schicksale.«

Parteien und Richtungen — außer ihrer eignen — anheften. Und allen diesen anderen Parteien und Richtungen wird es zum Verhängnis, daß der Name des Sozialismus sich an die Stelle des Namens »Kommunismus« setzt, um von dieser Stelle aus der vorzugsweise bekannte zu werden, der die anderen Richtungen kompromittiert. Ja, späterhin erfundene Bezeichnungen wie die des »Kathedersozialismus« sind von Gegnern zu dem Zwecke erfunden, die also bezeichnete Richtung zu verdächtigen, anzuklagen, als gemeingefährlich darzustellen. Auch die Tatsache, daß die Nachfolger des Bundes der Kommunisten einen anderen offiziellen Namen für ihre Partei einführten (den der »Sozialdemokratie«), änderte an der Sachlage nichts. Der herrschende Sprachgebrauch hielt fest an dem Hergebrachten. Und immer mit dem herkömmlichen Erfolge. Ja, die Männer der Wissenschaft haben diesen Erfolg in gewissem Sinne vergrößert, indem sie, aus der Kraft ihres guten Gewissens, den ihnen angehefteten Namen des Kathedersozialismus mehr und mehr legalisierten, statt ihn abzuschütteln. Denn die Legalisation hatte Kurs nur für sie selber und für ihresgleichen, ließ aber das Odiöse des Klanges unverändert für viele andere Ohren.

Die Absicht der folgenden Zeilen ist darauf gerichtet, das wahre Verhältnis etwas näher zu beleuchten, das zwischen dem Kathedersozialismus und dem vulgären Sozialismus besteht.

II.

Wie wir wissen, gibt es noch keine Begriffsbestimmung des Sozialismus, über die man sich in der Wissenschaft oder gar im Leben geeinigt hätte. Inzwischen muß man sich damit begnügen, die wesentlichen Momente aufzuweisen, die bisher den Inhalt dieses Wortes gebildet haben. Solche Momente sind: erstens das materielle, das auf die Beseitigung des Massen-Elends gerichtet ist; zweitens das formelle, das als Prinzip der Organisation dem Individualismus entgegengesetzt ist; drittens das utopische, das als subjektive Stimmung mehr oder weniger die Ideen der Neugestaltung des sozialen Lebens über das Maß des Erreichbaren hinaushebt.

Das erste und zweite Moment bietet den gemeinsamen Boden für Wisssnschaft und soziale Entwicklung. Das dritte Moment bildet das Kriterium der Scheidung zwischen Wissenschaft und sozialistischen Projekten. Denn diese letzteren haben sich freilich im Laufe der Zeiten von den sich selbst so (oder ähnlich) nennenden Utopien abgewendet und sind näher an die Wirklichkeit der Dinge herangetreten. Aber sie haben ein gutes Stück des Utopischen bis zur Stunde bewahrt — was sich darin bekundet, daß sie zwar die hochgespannten Ziele nennen, aber nicht imstande sind, die Wege zu deren Erreichung zu zeigen. Die Tatsache wird dadurch nicht geändert, daß der Sozialismus oder die sozialistische Partei sich selber als wissenschaftliche bezeichnet. Diese Bezeichnung mag insoweit begründet sein, als die Häupter der Partei in nahe Beziehung zur Wissenschaft getreten sind, ja deren Lehren für ihre Parteizwecke nützlich verwertet haben. Aber die darauf gestützten Forderungen an die Neugestaltung der sozialen Welt sind um nichts weniger jener wissenschaftlichen Fundamentierung bar, die aus dem Stoffe der Wirklichkeit gemacht wird und daher berufen ist, die sozialen Reformen dem Maße des Erreichbaren anzupassen. Eine sozialistische Partei

vollends kann befugterweise auf wiſſenſchaftlichen Charakter ebensowenig Anſpruch erheben wie irgend eine andere Partei. Jede politische Partei iſt das Gegenteil der Wissenschaft und ihrer Pflichten. Die Wissenschaft will der Wahrheit dienen; sie soll bereit sein, jeden Augenblick dem besseren Grunde nachzugeben, weil sie keine höhere Pflicht kennt als den Dienſt der Wahrheit. Jeder, der in ihrem Dienſte ſteht, iſt nur für diesen Dienſt gebunden, im übrigen ein Freier. Die politische Partei verpflichtet nicht auf die Wahrheit, sondern auf das Programm. Nicht die Wahrheit bindet die zu ihr gehörigen, sondern der Dienſt für die Dogmen der Partei. Ob diese richtig sind, das haben sie nicht zu untersuchen. Tun sie es dennoch, treibt sie der Dienſt für die Wahrheit über die Parteidogmen hinaus, so mögen sie außerhalb der Partei ihre Hütte bauen. Dieses Verhältnis bleibt beſtehen, selbſt wenn einmal dieser oder jener Artikel des Parteiprogramms geändert wird. (Wie etwa das Dogma des ehernen Lohngesetzes aus dem sozialdemokratischen Programm hinausgeworfen wurde, nachdem viele Jahre vorher unsere Wissenschaft die theoretischen Behauptungen Lassalles widerlegt hatte.) Denn jede politische Partei und jede politische Herrschaft iſt der Freiheit der Wissenschaft entgegengesetzt. Sie ſteht ihr freundlich oder neutral nur so lange gegenüber, wie die Wissenschaft ihre Zirkel nicht ſtört durch Wahrheiten, die ihren Zwecken nicht förderlich sind. Die radikalen Parteien unterscheiden sich von anderen Parteien in dieser Hinsicht nur dadurch, daß sie befangener als jene sind über ihr Verhältnis zur Freiheit des Denkens. Da sie so viel von Freiheit aller Art reden, bilden sie sich ein, daß sie auch die Freiheit der Wissenschaft verteidigen. Sie sind gegebenenfalls sehr weit entfernt davon. Und so iſt es zumal die Sozialdemokratie.

Wenn in dem weiten, schwer abzugrenzenden Kreise dessen, was man Kathedersozialismus nennt, die größten Verschiedenheiten an wissenschaftlichen Richtungen, Methoden, Temperamenten usw. von jeher beſtanden haben, wenn gemäß der praktischen Betätigung dieses Kreises in dem »Verein für Sozialpolitik« den wissenschaftlichen Kräften allezeit praktische Verwaltungsmänner (selbſt Staatsmänner hier und da) beigemengt waren — so iſt es dennoch unbeſtreitbar, daß die wissenschaftlichen Gewohnheiten, die auf Objektivität und Neutralität gegenüber dem politischen Parteiwesen gerichtet sind, von Anfang bis heute die Vorherrschaft in dem Verein behalten haben. Begeiſterte Preußen haben hier vierzig Jahre lang mit intimen Freunden, deren politische Überzeugung die gerade entgegengesetzte war, zusammen gesessen und zusammen gearbeitet. Faſt alle Parteien vom Reichstag und Landtag haben in dem Verein und in dessen Ausschuß (nicht formell, aber tatsächlich) ihre Vertretung gehabt. Doch nicht in der Meinung und noch weniger mit dem Erfolge, die Beſtrebungen dieser Parteien in den Verhandlungen des Vereins durchzusetzen, was ohnehin — entsprechend den Satzungen des Vereins — schwer möglich war; sondern umgekehrt zu dem Zwecke und wohl auch mit dem Erfolge, aus der Atmosphäre dieses Vereins in ihr politisches Parteileben ein wenig von der reineren Luft heimzubringen, die der Mensch da atmet, wo man wegen der Wahrheit und nicht wegen der Interessen redet.

Wenn einzelne namhafte Gelehrte aus den Kreisen des Vereins seit langen

Jahren die Neigung betätigt haben, sich mehr oder weniger mit großen politischen Parteien zu identifizieren, so sind sie glücklicherweise eine Ausnahme gewesen und geblieben. Der Versuch, solche Parteizugehörigkeit wissenschaftlich zu rechtfertigen, hat außerhalb ihrer Partei wenige Leute überzeugt. Der neuere Versuch anderer, sich von aller Verantwortlichkeit für den wissenschaftlichen Charakter ihrer sozialpolitischen Äußerungen freizumachen, um für desto entschiedenere Parteinahme freie Bahn zu haben, war in dem uns beschäftigenden Zusammenhange wünschenswert, wenn er gleich in dem Gewande einer großen wissenschaftlichen Übertreibung auftrat.

III.

Wenn der Kathedersozialismus als solcher sich neutral zu der Mannigfaltigkeit der politischen Parteien verhält, und wenn die Mehrzahl der Kathedersozialisten tatsächlich den Sirenenklängen widersteht, die sie zur Teilnahme an dem politischen Parteiwesen zu locken suchen, ja wenn diese Erscheinung zumal dadurch in grelles Licht gesetzt wird, daß etliche Persönlichkeiten aus dem Kreise des Kathedersozialismus zu der Führerschaft der parlamentarischen Parteien hinübergetreten sind, nachdem sie der Wissenschaft mit halber Seele und halbem Erfolge gedient haben — so ergibt sich daraus die einfache Folgerung, daß die wissenschaftlichen Äußerungen der meisten Kathedersozialisten niemals den ganzen Beifall einer einzelnen Partei erobern können, gerade dann, wenn sie in die praktischen Fragen der Wirtschafts- und Sozialpolitik hinüberreichen, daß vielmehr Lob und Tadel der Parteien und ihrer Organe ihnen in sehr fragmentarischer und widerspruchsvoller Weise zuteil werden wird. Auf den Sonnenschein von heute folgt das schlechte Wetter von morgen; der Beifall der einen Partei hat die Angriffe der anderen Partei im Gefolge. Und bei der Unreife des Parteiwesens versteht es sich von selber, daß Lob und Tadel der Presse nicht allein die Wahrheit oder den Irrtum treffen wollen, sondern auch die Höhe oder die Niedrigkeit des Charakters, der sich also geäußert hat. Ja, eben diese Art der Exploitation der wissenschaftlichen Äußerungen dient zur Würze für ihre Zitate, indem man ein desto stärkeres Argument für die Sache der Partei in den Worten des Mannes findet, den man gestern noch mißhandelt hat.

Derjenige muß sehr jung an Jahren und an Erlebnissen sein, der diesen Fasching des öffentlichen Marktes nicht mit Gelassenheit hinnimmt. Insbesondere sind die Kathedersozialisten seit langen Zeiten daran gewöhnt, daß ihre Ansichten über die Fortbildung der sozialen Zustände von den Parteien der Rechten her öfters als gleichartig den Forderungen der Sozialdemokratie dargestellt werden, während die Sozialdemokratie selber sie als schwächliche Versuche der Vermittelung bezeichnet, die nicht imstande sind, den Zusammenbruch der heutigen Gesellschaft und des heutigen Staatswesens aufzuhalten.

Worin soll die Gleichartigkeit bestehen? Es mag dies an einzelnen Beispielen beleuchtet werden.

Belehrend mag es vor allem andern sein, wenn wir das zeitliche Moment für diesen Zweck zuerst betrachten. Das müßte eine traurige Wissenschaft von Staat und Gesellschaft sein, die — weit entfernt den Reformen der Zukunft vorzuarbeiten — sich darauf beschränken wollte, die Akte der Gesetzgebung herankommen zu lassen, um sich dann mutig dafür zu bekennen. Vor

nicht vielen Jahren hat wirklich ein unterdessen verstorbener und längst vergessener Minister unsere Wissenschaft dadurch ungefährlich machen wollen, daß er sie zu einer »positiven« Nationalökonomie erhob, etwa nach dem Vorbilde der positiven Theologie. Die historische Rechts-, Staats- und Wirtschaftsschule hat bekanntlich nicht ihre stärksten Seiten entfaltet in den Schwächlichkeiten, die sie in dieser Richtung gezeigt hat, seit hundert Jahren bis heute. Jede Wissenschaft, die dem öffentlichen Leben zugewendet ist, wird den sittlichen Charakter ihrer Bekenner darin bewähren, daß sie den Mut haben, für diejenigen Verbesserungen einzutreten, von deren Notwendigkeit sie überzeugt sind, obwohl sie den Tagesströmungen noch nicht gefallen. In dem Bewußtsein, daß sie berufen sind, die Strömungen zu lenken, nicht sich ihnen zu unterwerfen. Je mehr die Staatswissenschaft diesen Beruf erfüllt, um so mehr werden die Neugestaltungen des öffentlichen Lebens vernünftigen Erwägungen und nicht ungeklärten Instinkten entspringen.

Im übrigen hat es auf dem Boden des Deutschen Reiches meistens nicht lange gedauert, bis den Anregungen unserer Wissenschaft die Taten der Gesetzgebung folgten. So das Projekt des Fürsten Bismarck für ein Reichseisenbahnsystem und (nach dessen Scheitern an dem Partikularismus der kleinen deutschen Staaten) das Staatsbahnsystem der Einzelstaaten, zumal Preußens, das mit fliegenden Fahnen die öffentliche Meinung für sich gewann, zuerst in Deutschland, dann in der Schweiz und seinem System der Bundesbahnen, neuerdings zumal in England, wo man seit siebzig Jahren dem Staatsbahnsystem nachtrachtet, ohne es bisher erreicht zu haben, jetzt aber endlich Ernst zu machen scheint.

In den Tagen, da der Kathedersozialismus zuerst auftrat, da in der öffentlichen Meinung die Freihandelsschule und die Doktrin der wirtschaftlichen Freiheit herrschte, lag es nahe, das damals in der ganzen Welt und auch in Deutschland vorwaltende System der Aktienbahnen als den Ausfluß der ökonomischen Rechtgläubigkeit anzusehen, die Staatsbahnidee als ein Stück des »Sozialismus«. Mit dem Augenblick, wo der wirkliche Staat diese Idee in sich aufnahm, war sie kein »Sozialismus« mehr. In Wahrheit war die Alternative falsch, die nur diesen Gegensatz kannte. Die Wissenschaft war dazu da, über die Dürftigkeit jener Alternative hinwegzuhelfen, und die Wirtschaftspolitik ist ihr gefolgt.

Ein anderes Beispiel war die Fortbildung der Steuerprogression in der deutschen wie in der fremden Gesetzgebung. Das bloße Wort des progressiven Steuerfußes hat von der Schreckenszeit der Französischen Revolution her einen in gewissem Sinne begründeten schlechten Ruf mit sich geführt. Es war aber nicht das Prinzip des progressiven Steuerfußes, sondern seine fanatische Gestaltung in der Gesetzgebung der Schreckenszeit. Unsere Wissenschaft ist es gewesen, die durch den Nebel von Vorurteilen hindurch die unerschütterliche Richtigkeit dieses Prinzips nachgewiesen hat, teils an den bereits bestehenden Gesetzen der Heimat und des Auslandes, teils an den Konsequenzen, die sich daraus für die Fortbildung der Gesetze im Sinne der Gerechtigkeit ergaben. An die Stelle der alten Vorurteile und ihrer Widerstandskraft ist mehr und mehr der Einfluß der wissenschaftlichen Erkenntnis getreten, und mit befriedigter Verwunderung bemerkt der Mann unseres Faches jetzt, wie aus dem odiösen

Worte ein Trumpf geworden ist, den selbst diejenigen politischen Parteien ausspielen, die im übrigen auch heute noch dem »Sozialismus« am fernsten stehen.

Der glänzendste Erfolg auf dieser Bahn ist die »Kaiserliche Botschaft« und ihr Gefolge in der Arbeiterversicherung und dem Arbeiterschutz des Reiches. Sie ist in feierlicher Form ein Programm von allgemeinen Sätzen, das die voraufgegangenen Lehren der Wissenschaft in die Sphäre des positiven Rechtes erhoben und mächtig dazu beigetragen hat, neben dem Einflusse der Wissenschaft die Mehrheit für diese Gedanken zu gewinnen. Wo nun aber die richtige Grenze sei für die Fortbildung der sozialen Gesetzgebung, wo jenseits einer solchen Grenze der »Sozialismus« anfängt, das wird niemals festzustellen sein. Es gibt keine ziffermäßige Norm der Gerechtigkeit in sozialen Dingen — nicht in der Steuerpolitik, nicht in der Sozialpolitik. Wohl aber sagt uns die Erfahrung, daß die jeweilen erreichten Fortschritte der Gesetzgebung sich in nicht langer Frist mit einem Edelrost bedecken, der alles unantastbar macht, was einstmals als Angriff auf die Heiligkeit des Eigentums, als Konfiskation des Vermögens erschien. Was bisher bei uns geleistet ist, scheint noch manchen weiterenSchritt wahrscheinlich zu machen, ja unentbehrlich.

Genießen die Männer unserer Wissenschaft in dieser Versteinerung ihrer Gedanken zu Vorschriften des positiven Rechts eine Art von Schutzwehr, so bleibt Stoff genug übrig, der noch flüssig ist als Vorarbeit für die kommende Gesetzgebung. Hier sind sie sozusagen die berufenen Ziele aller Angriffe von rechts und links. Ja es ist ein nobile officium für sie, den Angriffen ausgesetzt zu sein, weil sie verantwortlich gemacht werden auch für das, was andere gesagt haben. Weil man sie mit dem Vertrauen beehrt, daß sie zuletzt doch diejenigen sind, von denen die Gedanken kommen.

So beklagte sich vor der Reichstagskommission für die Börsen-Enquete (1892—93) ein Vertreter der Hamburger Börse darüber, daß »die Universitäten« die Börse zum Gegenstande ihrer Kritik machen. Es mag dem hamburgischen Senate vorbehalten bleiben, den Professoren des Faches für seine künftige Universität solche Kritik zu verbieten. Im übrigen entspricht es den Gewohnheiten der deutschen Wissenschaft und ihrer Universitätslehrer, daß von ihnen alles — selbst die Börse nicht ausgeschlossen — zum Gegenstande der Kritik gemacht wird. Es ist unmöglich, daß sie bei der Erfüllung dieser Pflicht alle Wünsche befriedigen können, da die Wünsche sehr verschiedene, ja einander widersprechende sind. Und gerade darin scheint wiederum der Reiz zu liegen. Denn man hört immer wieder auf ihre Stimme — im Guten oder im Schlimmen. Warum hat jener Hamburger Börsenmann sich nicht über den preußischen Eisenbahnminister beklagt, der viel Schlimmeres über die Börse gesagt hat als wohl jemals ein Mann der Wissenschaft — indem er sie einen »Giftbaum« nannte?

Die mit dem Scheine der Neuheit in dem letzten Jahrzehnt hervorgekehrte Forderung, daß unsere Wissenschaft nicht von dem Seinsollenden, sondern nur von dem Seienden mit dem Anspruch einer Wissenschaft zu reden habe — eine Forderung, die teils innerhalb des Kathedersozialismus, teils von seinen Gegnern geltend gemacht worden ist — schließt neben ihrer Unhaltbarkeit die Gefahr in sich, daß die Verfechter dieser Scheidung einen verschwenderischen Gebrauch von dem

Recht auf Unwissenschaftlichkeit machen, sooft sie von einem Seinsollenden reden. Während die Einsicht in den gleichberechtigten wissenschaftlichen Charakter der Urteile über das Seinsollende dazu anhält, auch diese mit derjenigen Besonnenheit der Methode zu fällen, die jedem wissenschaftlichen Manne ziemt. Das Recht auf Unwissenschaftlichkeit hat einzelne Gegner des Kathedersozialismus dazu geführt, daß sie nicht nur die Parteistellung, sondern auch die Methode der dem Kathedersozialismus feindlichen Interessenkreise angenommen haben. So wurden wissenschaftliche Äußerungen von Kathedersozialisten nach beliebter Manier in eine Reihe mit den Reden der Sozialdemokratie gestellt und als wissenschaftlich unerhört bezeichnet, obschon sie in der Geschichte der Wissenschaft keineswegs neu, ja von anerkannten Autoritäten seit mehreren Menschenaltern geäußert waren. Der Parteipresse mag in ähnlichen Fällen ihre berufsmäßige Unwissenheit zugute gehalten werden. Lehrern des Faches darf eine solche Rechtswohltat nicht erwiesen werden.

IV.

Die Behauptung, daß ernsthafte Arbeiten in dem Gebiete unserer Wissenschaft denjenigen allein vorbehalten seien, die fern von dem Kampfe der sozialen Parteien das reine Dasein des Gelehrten führen, — eine solche Behauptung würde leicht zu widerlegen sein. Unter den berufsmäßigen Lehrern und anerkannten Forschern der Wissenschaft gibt es so manche, die lebhaft an diesem Kampfe teilgenommen haben. Ja, wir verdanken Werke von unbestrittener wissenschaftlicher Bedeutung selbst den Männern, die als Führer und Häupter der radikal-revolutionären Parteien vornean im Kampfe gestanden haben. Der Name von Karl Marx wird in der Geschichte unserer Wissenschaft vielleicht länger leben als der Name vieler Professoren des Faches, selbst der während ihres Lebens berühmtesten. Jedoch darf — unbeschadet solcher Zugeständnisse — die Tatsache festgestellt werden, auf die es für uns bei gegenwärtigem Anlaß ankommt. Dies ist die Einwirkung der berufsmäßigen wissenschaftlichen Betrachtung auf die Anschauungen von Staat und Gesellschaft, die sich in der großen Mehrzahl der Gelehrten als mäßigende Kraft erweist, im Gegensatze zu dem Fanatismus und Dogmatismus der Sozialdemokratie.

Unter allen Kathedersozialisten ist zunächst kein einziger, der mit den verfassungspolitischen Ansichten dieser Partei übereinstimmt. Selbst dann nicht, wenn man den Namen eines Kathedersozialisten auf einen weiteren Kreis als den der Professoren erstreckt — obwohl dieses Verfahren die Argumentation etwas schwierig macht, zugleich aber etwas gegenstandslos, da es sich bei den Angriffen wider die Kathedersozialisten nicht um einzelne Bürgermeister, Journalisten usw., sondern um die vom Staate zur Lehre unserer Wissenschaft an seinen Universitäten angestellten Männer handelt. Sollte es nachgewiesen sein, daß bei dieser Anstellung würdige Kathedersozialisten etwa wegen ihrer republikanischen Überzeugungen übergangen seien (was mir nicht bekannt ist), so könnte das zur Beruhigung der Besorgnisse dienen.

Die verfassungspolitischen Ideale des sozialdemokratischen Programms sind ein Erbe der Französischen Revolution. Was man vor hundert Jahren ihrem Gegenpart nachsagte, das gilt bis zur heutigen Stunde von ihnen. Sie haben nichts gelernt und nichts vergessen. Alle Lehren der Jahrhunderte und des

letzten Jahrhunderts zumal, all der reiche Erfahrungsſtoff innerhalb der eigenen Partei, hat ihnen die Augen nicht geöffnet für die Wirklichkeit des ſtaatlichen Lebens. Ob Republik oder Monarchie — es iſt niemals die Volksmaſſe, welche regiert, welche die Geſchäfte des öffentlichen Lebens beſorgt, welche in den Sorgen für das Gemeinweſen aufgeht. Sie will das nicht, und ſie kann das nicht. Heute mehr als je, nachdem ſie zum Selbſtbewußtſein fortſchreitend erweckt iſt, lebt ſie für ihre ökonomiſchen Intereſſen. Ja, ſelbſt für die ökonomiſchen Intereſſen kommt es auf die Tüchtigkeit der Führer an, die als berufsmäßige Beamte im Dienſte ihrer Organiſationen ſtehen. Kein Staat der Zukunft — jedenfalls derjenigen Zukunft, die von der Gegenwart aus zu erkennen iſt — wird, wie radikal, wie demokratiſch er immer geſtaltet ſei, dieſe Ausſcheidung und Führerſchaft berufsmäßiger Elemente entbehren können. Es ſind demagogiſche Nebelgebilde, die an die Stelle dieſer Wirklichkeit und Notwendigkeit die alten Schlagworte der Revolution ſetzen.

Das demokratiſch-republikaniſche Verfaſſungsleben verläuft in kleinen politiſchen Körpern, je nach dem Grade der Kleinheit, deshalb erträglich, zeigt hier einen beſcheidenen Abglanz der Idee, weil Führer und Geführte nicht durch weite Abſtände getrennt werden, weil die Kleinheit des Spielraums der öffentlichen Geſchäfte die Idee der Selbſtregierung einigermaßen der Wirklichkeit annähert. Aber ſelbſt in den Kantonen der Schweiz ſind es nur die allerkleinſten, wo etwas derart ſich verwirklicht. In den größeren Kantonen nähert ſich das Staats- und Verwaltungsweſen, und heute immer mehr, dem Vorbilde der großen Staaten mit ihrer Weite der Peripherie und zumal mit der Verſchärfung der modernen ökonomiſchen Intereſſen.

In den großen Republiken der Gegenwart zeigt ſich der Kontraſt von Idee und Wirklichkeit immer härter. So in Frankreich, ſo vollends in den Vereinigten Staaten von Amerika. Die Schwierigkeiten der Demokratie, die in dem letzteren Lande immer größer geworden ſind, je größer ſeine Bevölkerung, je moderner ſeine Volkswirtſchaft geworden iſt, entſpringen der weiten Kluft, die ſich auftut zwiſchen der Idee und der Wirklichkeit eines großen Gemeinweſens, das »ſich ſelbſt regiert«. Die Brücke, die über dieſe Kluft hinüberführt, iſt der ehrliche Mann, der den heutigen Politician erſetzen ſoll, der ehrliche Beamte, der ehrliche Volksvertreter, den man ſucht, der Führer, der Vertrauensmann, der des Vertrauens würdig iſt, des Vertrauens, das man immer da einem andern gewähren muß, wo man ſelber die Geſchäfte nicht beſorgen kann.

Die wiſſenſchaftliche Betrachtung entnimmt aus dieſen Erſcheinungen nicht (wie der Hochtory), daß eine öffentliche Anteilnahme am Staate, die politiſche Freiheit, unmöglich ſei. Sie ſieht nur die Schwierigkeiten der Freiheit; ſie weiſt auf die nächſtliegenden Ziele, die zu erreichen ſind, um die Schwierigkeiten zu vermindern, um der Idee der Freiheit etwas näher zu kommen. Sie betont die ſittliche Subſtanz der Dinge, die hierbei in Frage ſtehen. Die Sozialdemokratie dagegen ſieht die Schwierigkeiten überhaupt nicht als politiſche an. Sie zeigt auf ihr Programm, dem zufolge die kapitaliſtiſche Stufe der amerikaniſchen Volkswirtſchaft der ſozialiſtiſchen Stufe Platz zu machen habe. Der aus dieſer entſpringende »freie Volksſtaat« wird von ſelber die Löſung des politiſchen Rätſels bringen. Auf

welche Weise — das bleibt der ungläubigen Welt verschlossen. Für die auf Geschichte und Erfahrung fußende Ansicht unserer Wissenschaft aber bietet jener Sektenglaube nicht die Spur eines Beweises.

Die ganze alte naturrechtliche Ansicht von den geheimnisvollen Kräften, die in der Volksmasse schlummern, von all dem Guten, Edlen, Tugendhaften, das aus diesem Urquell sich in den neuen Staat der Zukunft ergießen, das die verrotteten Institutionen, Stände, Klassen, Behörden, Beamtenschichten des heutigen Staates ablösen soll — sie hat zu große Enttäuschungen an dem Maßstabe der Erfahrung geliefert, um von irgend einer wissenschaftlichen Betrachtung heute noch ernsthaft genommen werden zu können. Das Wahre darin in Ehren! Aber eben dieses kann und soll auf dem Boden des heutigen Staatswesens verwirklicht werden, indem der aus dem »Volke« emporstrebenden Tüchtigkeit immer weiterer Spielraum gewährt wird. Man scheint sich aber über die Fülle dieser emporstrebenden Kräfte zu täuschen. Wäre sie bei uns so groß, so wäre heute schon Gelegenheit, mehr davon wahrzunehmen, als leider der Fall ist. Im übrigen scheinen manche Andeutungen, die man von jener Seite neuerdings im Reichstage gehört hat, die Einsicht zu verraten, daß der freie Volksstaat einige Anleihen bei dem alten Staat zu machen sich genötigt sehen wird.

V.

Wir kommen zu dem, was den Kathedersozialismus näher angeht, wenn wir sein Verhältnis zu der Sozialdemokratie im Hinblick auf die wirtschafts- und sozialpolitischen Materien betrachten. Es berührt sich freilich mit dem, was wir soeben gesagt haben. Denn wie die revolutionäre Tat nicht das Wunder des freien Volksstaates aus ihrem Haupte gebären kann, so auch nicht das Wunder der sozialistischen Produktionsweise. Nicht um Axiome, die aus einer mechanistischen Ansicht der Geschichte entspringen, sondern um Probleme handelt es sich, die durch die ewigen Rätsel der Menschennatur und ihres Verhältnisses zur wirtschaftenden Gesellschaft aufgegeben werden. Das »Volk« ist in dem einen wie in dem andern Falle nicht die Lösung des Problems, sondern nur der Rohstoff, dessen Gestaltung, dessen mühselige Entwicklung in Frage steht. Nicht das »Volk« regiert, und nicht das »Volk« verwaltet. Nicht einmal die Anteilbesitzer der kleinsten Aktiengesellschaft sind in Wahrheit die Verwalter ihres Unternehmens. Sie wollen Gewinn von ihrem Kapital ziehen, und die Arbeit, die dazu gehört, wollen sie einem andern überlassen. Sie selber verstehen es nicht und haben keine Zeit, keine Lust dazu. Selbst hier ist die Führerschaft, der e i n e Mann oder die wenigen, die es machen, die Hauptsache, die eigentliche Bedingung des Erfolges. Ja, allenthalben, wo eine Gemeinschaft, ein Verein, eine Genossenschaft eine wirtschaftliche Aufgabe erfüllen, steht in erster Reihe der e i n e Mann, der die leitende Kraft dafür ist, in zweiter Reihe der Kreis der Mitglieder. Selbst für die bescheidensten Zwecke der Geselligkeit ist es regelmäßig ein einziger, der den Gedanken eines neuen Unternehmens faßt, ihm Anhänger wirbt, ihm Gestalt gibt, ihn durchsetzt. Je größer die Verhältnisse sind, auf die es ankommt, um so mehr ist dies richtig. Für die größten am meisten. Die Masse der Menschen lebt sich selber und ihren nächsten Interessen. Wer wenigstens in seinem engsten

Kreise seine Pflicht erfüllt, der ist ein braver Mann, welcher hervorragt vor vielen Anderen.

In diesem engsten Kreise liegt die Kraft dessen, was die Menschen leisten oder doch die große Mehrzahl derselben. Dieses ist nicht eben das Höchste, was man von der Menschheit sagen kann. Aber es ist das Richtigste. Es beruht auf dem Standpunkte, den man heute unter den Kathedersozialisten als den realistischen, den psychologischen zu bezeichnen liebt. Man kann ihn auch den ethischen (im weitesten Sinne) nennen. Aber dieses Wort ist allmählich abgegriffen wie eine alte Nickelmünze, und geistreiche Leute wollen es nicht mehr in Zahlung nehmen.

Der psychologisch-realistische Standpunkt zerstört den Wahn, daß die sozialistische Produktionsweise fähig sei, alle Verwaltung der wirtschaftlichen Angelegenheiten in ihre Hand zu nehmen. Sie geht von dem anderen Ende der Wirklichkeit aus und fragt vielmehr: was kann der heutige Staat, die heutige Gemeinde an Aufgaben in ihre Hand nehmen, im Unterschiede zu der großen Mehrzahl der Aufgaben, die der privaten Unternehmung anheimgegeben sind? Welche besonderen Gründe sprechen dafür? Welche Voraussetzungen ermöglichen es in den persönlichen Kräften, die vorhanden sind, in den technischen Bedingungen der einzelnen Aufgaben? Wie werden diese Voraussetzungen in dem gegebenen Staats- und Gemeindewesen erfüllt? Wie sind sie in einem anderen zu finden oder nicht zu finden?

Und da wissen wir, daß es die größte und in ihrer Weise großartigste Demokratie der Welt ist, die Heimat der Grund- und Menschenrechte von 1776, wo die Korruption der Staatsverwaltung und zumal der Gemeindeverwaltung ihren klassischen Sitz hat, und zwar derart, daß die Entwicklung des letzten Menschenalters zu unerhörter Produktivität jene finsteren Schatten mächtig gesteigert hat, daß ein Mann wie Abraham Lincoln an der Spitze der Union wohl vor einem halben Jahrhundert, aber keineswegs heutzutage möglich ist. Da haben wir ein ungeheures Versuchsfeld des freien Staatslebens, aus dem uns die alten Worte Popes entgegentönen: »Über die Formen der Regierung mögen Toren streiten; der bestverwaltete Staat ist der beste Staat.«

In deutschen Landen, zumal in Preußen, haben wir ein Staatsbahnsystem, das von der ganzen Kulturwelt bewundert wird. Nicht nur den Amerikanern liegt die Möglichkeit der Nachahmung fern — sie haben an der Korruption ihres gegenwärtigen Beamtentums reichlich genug. Auch die Engländer, obwohl sie seit dem Jahre 1844 ein Gesetz haben, das die Verstaatlichung der Eisenbahnen ernsthaft ins Auge gefaßt, sind bis heute nicht dazu gekommen. Der Trost für das »They manage it better in Prussia« wird ihnen von ihren Autoritäten in dem zweideutigen Lobe Preußens gereicht: dieses sei eben das Land der Autokratie und der Bureaukratie; hier stecke die Mehrzahl der Menschen in Uniform. Es wird aber nicht gesagt, daß die eifrige Nachahmerin des preußischen Musters, die Schweizerische Eidgenossenschaft, weit entfernt ist, eine Autokratie oder Bureaukratie (im Sinne eines abschreckenden Exempels) zu sein.

Und dann wiederum ist es lehrreich, daß derselbe preußische Staat, dem dieser Versuch gelungen ist, auf der Bahn der Verstaatlichungen haltmacht oder doch ein starkes Zögern entgegensetzt den weiteren dahinführen-

den Anlässen. So denen, die aus der Konzentration der Kohlenbergwerke entstanden sind. Es kostet zum mindesten eine lange Frist, bis ein solcher neuer Schritt getan wird. Und warum? Weil man zweifelt, ob die neue Belastung des Staates mit Verwaltungsaufgaben angemessene Kräfte zu ihrer Bewältigung findet — trotz oder wegen alles dessen, was dieser Staat, d. h. sein Beamtentum schon auf sich genommen hat. Ja, selbst die alten Verwaltungszweige, die auf dem werbenden Grundeigentum des Staates sich aufbauen, die Verwaltung der Forsten und der Domänen, sie zeigen an ihrem Vergleich für sich selber die Beschränktheit dessen, was die Beamtenverwaltung leisten kann. Seine Forsten kann der Staat mit seinen geschulten Beamten verwalten, seine Landgüter aber nicht. Diese letzteren kann er nur durch Verpachtung verwerten, und es ist zweifelhaft, ob diese Wirtschaftsweise nicht dem Privateigentum und der Bewirtschaftung durch die Privateigentümer Platz zu machen hat, da sich an das Staatseigentum unter der Bedingung des Pachtbetriebes keine haltbaren Vorzüge knüpfen.

Sollte dieser auf langjährige Erfahrung aufgebaute Zustand durch die Qualitäten des freien Volksstaates übertroffen werden? Sollte dieser ein Verwaltungswesen für die Bewirtschaftung der Landgüter zu seiner Verfügung haben, das obenein nicht blos einen kleinen Bruchteil (wie der heutige Preußische Staat), sondern das Ganze des landwirtschaftlichen Bodens, und zwar entsprechend den Forderungen des Zeitalters, zu bebauen imstande wäre? Das kann nur ein Träumer für möglich halten. Alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß vielmehr, wie so lange, so auch in der Zukunft, gleichgiltig in welcher Verfassung des Staates und der Gesellschaft, die Kraft des Erwerbstriebes der Einzelhaushaltungen die ausschlaggebende bleiben wird, wie selbst für das kleine Gebiet, auf welchem die Staatsverwaltung mit ihrem Grundeigentum genötigt ist, auf den privaten Erwerbstrieb und nicht auf die Beamtenverwaltung sich zu verlassen. So für die Landwirtschaft. So vollends für die große Masse der übrigen Erwerbsgebiete.

Es sind keine neuen Entdeckungen zu machen. Alles etwaige Neue ist beschränkt auf den langsamen Gang der historischen Entwicklung, deren fernabliegende Ziele kaum dem sozialdemokratischen Programm sich nähern werden. Das wohl Aussichtsreichste, was in der Sphäre der Sozialdemokratie während des letzten Jahrzehnts geleistet worden, ist mit den Mitteln geschehen, die einstmals von Lassalle gegen Schulze-Delitzsch nichtachtend und schlimmer verurteilt wurden — den Konsumvereinen. Eine glänzendere Rechtfertigung konnte dem Apostel der Deutschen Genossenschaften nicht zuteil werden als dieser großartige Erfolg seiner Gegner. Von hier aus sind bereits zukunftsreiche Fortbildungen in der Richtung der Produktivgenossenschaften herangewachsen, die ihrerseits als eine praktische Korrektur des Lassalle'schen Vorschlages anzusehen sind. Diese genossenschaftliche Zwischenbildung zwischen die individualistische Wirtschaft und die Staatswirtschaft mag am meisten an fruchtbaren Keimen für die Reform der kommenden Volkswirtschaft enthalten. Aber der Weg wird in jedem Falle ein weiter und die Erfolge werden bedingt sein durch jene Voraussetzungen, die wir vorhin betonten. Es ist die alte Idee der christlichen Sozialisten von England, die seit mehr als sechzig Jahren eine neue Welt der genossenschaftlichen

Organisationen hineinpflanzen wollen in die Welt der Selbstsucht und der freien Konkurrenz.

VI.

Mit prophetischem Scharfsinn hat der Sozialismus seit langen Jahren herankommen sehen, was als die fragwürdigste Erscheinung in der Mitte der heutigen Volkswirtschaft steht — die Konzentration des Kapitals. Aus dem Wesen der Konkurrenz, aus der Natur des Großbetriebes, aus den begünstigenden Umständen der modernen Technik und gestützt auf die Erscheinungen der voraufschreitenden Länder hat er längst hingedeutet auf das, was uns jetzt allenthalben in der zivilisierten Welt umgibt. Die Darlegung dieser Entwicklung in dem »Kommunistischen Manifest« und in dem Hauptwerke von Karl Marx bleibt nicht bei der Notwendigkeit der Tatsache stehen; sie gibt auch das Mittel an, wie die neue Gesellschaft ihrer Herr werden soll. Die Expropriateurs werden expropriiert. Aus dem Widerspruche der ungeheuren Masse des Kapitals, die in wenigen Händen angesammelt ist, zu der Lohnknechtschaft der Masse des arbeitenden Volkes in seinem Dienste geht die Umwälzung hervor, die das arbeitende Volk zum Herrn des Kapitals im freien Volksstaat macht. Der ganze Arbeitsertrag fällt dem arbeitenden Volke zu; kein Kapitalgewinn mehr und keine Anhäufung von Kapitalgewinn. Denn wenn alles Kapital dem arbeitenden Volke gehört, so gibt es keine Zweiheit mehr zwischen Kapital und Arbeit. Wir kennen auch das Mittel, das zur Aufhebung dieser Zweiheit führen soll. Es ist leider nicht zu brauchen.

Dagegen ist heute ein weit verbreiteter Consensus vorhanden über die ungeheure Erscheinung der Kapitalkonzentration und der Riesenvermögen. Von rechts und links und in der Mitte steht man davor und weiß nicht, was daraus werden soll. Ein kleiner Ausschnitt unseres politischen Parteiwesens ist aus nächstliegenden Gründen allein damit zufrieden. Einzelne rein wissenschaftliche Forscher glauben durch exakte Forschungen das große Fragezeichen aus der Welt geschafft zu haben. Einzelne historisch-deskriptive Gemüter scheinen damit zufrieden zu sein, bis zu dem Augenblicke, wo die Gedanken von anderen Denkern mindestens das große Problem in Bewegung setzen. Und soweit sind wir heute gelangt, daß manches geschieht, was die Unabänderlichkeit der monströsen Erscheinung grundsätzlich verneint. Denn es ist nicht möglich, daß wir hiermit auf den Sieg des freien Volksstaates warten.

Schon Stuart Mill hat (1848) in seinen »Prinzipien der politischen Ökonomie mit einigen ihrer Anwendungen auf die Sozialwissenschaft« (Book II, chap. 2; Book V, chap. 5) erklärt: »Niemand sollte das Recht haben, durch Erbschaft mehr als den Betrag einer mäßigen Unabhängigkeit zu erwerben.« Und ein deutscher Manchestermann von unantastbarer Orthodoxie hat das übersetzt. Was Mill in den Jahren, da er dieses schrieb, an Tatsachen des großen Reichtums vor sich sah, diesseits oder jenseits des Ozeans, das war eine Kleinigkeit, verglichen mit den Vermögensgrößen, die heute erreicht sind, zumal in den Vereinigten Staaten von Amerika. Schon Mill wies damals auf die versöhnenden Taten hin, die dort Sitte geworden seien in Gestalt der Schenkungen reicher Leute für Unterrichtsanstalten und andere öffentliche Institute derart. Einer der größten amerikanischen Industrie-Magnaten, der

Schotte Andrew Carnegie, weist heute in Worten und Taten auf die Pflicht hin, das erworbene große Vermögen überhaupt nicht an die Kinder zu vererben, sondern bei Lebzeiten gemeinnützigen Zwecken zuzuführen. In kleinerem Maßstabe des Vermögens ist jener seltene Sozialreformer der Zeisswerke in Jena viel weiter gegangen. Er hat durch die Organisation seines Unternehmens im Vorwege dafür gesorgt, daß statt der Millionen des Gewinns ihm nichts anderes zufließen konnte als ein bescheidener Lohn und dementsprechend den Seinigen nach seinem Tode. Der Präsident der Vereinigten Staaten hat in amtlicher Eigenschaft mit Vorliebe von der Aufgabe gesprochen, durch gesetzgeberische Reformen der Anschwellung der Vermögensgrößen und ihrer Vererbung entgegenzuwirken, durch Erbschaftssteuern und Einkommensteuern. Mehr als in den Vereinigten Staaten ist neuerdings in Europa, zumal in England, in Frankreich, auch Deutschland für letztere Aufgabe geschehen. Gewiß nur Anfänge und Andeutungen bisher, das eine wie das andere. Aber es sind Zeugnisse, daß die Frage anerkannt wird in ihrer Bedeutung, in ihrer Lösungsbedürftigkeit.

Stuart Mill meinte, wenn man einem Erben nur den sechsten Teil lasse, weil dieser zu einer »moderate independence« genüge, so würde das ihm vorenthaltene Fünffache des Vermögens weit mehr Gutes schaffen, wenn es für das Gemeinwesen verwendet würde oder wenn die Lebenslage einer Anzahl anderer Leute dadurch verbessert würde, als wenn der Erbe sechsmal so viel Luxus treiben könne durch Genuß der ganzen Erbschaft. Heute ist dieses Beispiel in vielen Fällen sehr weit von der Wirklichkeit entfernt, weil es sich um ein ganz anderes Vielfaches handelt.

Der Kathedersozialismus ist keineswegs, bei den Schwierigkeiten der Frage, eines Sinnes über die Mittel der Lösung. Ja, es gibt vielleicht manche, die sich darüber nicht den Kopf zerbrechen, selbst das Problem nicht als solches anerkennen. Aber es ist wohl eine nahezu gemeinsame Überzeugung in diesem großen Kreise, daß von irgend einem Ende her und womöglich von mehreren Enden in der Richtung desselben zu arbeiten ist. Durch Organisationsformen der Produktion, die dazu geeignet sind, die Gewinnmassen an ihrer Quelle aufzufangen und sie als einen wohltätigen Tau auszuschütten über die Arbeiter — nach der Art der Genossenschaft. Durch starke Berufsvereine, durch Hebung der Lebenshaltung der Arbeiter, freilich nicht bloß in materieller Hinsicht. Durch Gesetzgebung, zumal im Gebiete der Besteuerung und des Erbrechts. Durch Schenkungen und Stiftungen in viel größerem Maßstabe oder größerer Ausdehnung, als wir sie bisher kennen.

Im einzelnen wird über vieles zu streiten sein. Im ganzen ist es unmöglich, daß die sinnlosen Extreme der Vermögensanhäufung als unantastbare Konsequenzen unserer Rechtsordnung gelten sollten.

Die Frage führt aber tiefer, sie führt zu der Erörterung über das Maß dessen, was an wirtschaftlichen Gütern vernünftigerweise den verschiedenen Stufen der Einkommens- und Vermögensgrößen zugebilligt werden soll. Zu der Erörterung nach der Hinaufhebung der Volksmehrheit über ein gewisses Minimum durch die verschiedenen Schichten aufwärts zu dem Maximum, das als ideelle Größe, gleich dem Minimum, der Entwicklung vorschweben sollte,

denen man nachſtreben wollte, ohne freilich jemals die Wirklichkeit zwingen zu können zu diesen Zielpunkten.

Und noch tiefer führt die Frage. Zu den Problemen fortschreitender Gesittigung, die für große und für kleine Einkommenshöhen erſt die richtige Norm gibt, die in den wirtschaftlichen Gütern nur den äußern Niederschlag sieht für die Vernunft der Lebensgeſtaltung, die in der Entfaltung des Bedarfes den Ausdruck sieht für die sittliche und intellektuelle Stufe der Arbeit.

Die Zukunft der arbeitenden Klassen und ihr Emporſteigen zu einem besseren Lose, als die Gegenwart es kennt, beruht keineswegs in der Eroberung des »Mehrwertes« allein. Auch wenn — nach den Vorſtellungen des sozialdemokratischen Programms — so etwas möglich wäre, es würde in seiner mechanisch-materialiſtischen Beschränktheit doch immer nur den neuen Moſt in die alten Schläuche füllen. Aus der Mehrzahl der Bevölkerung allmählich ein Volk von denkenden und gesitteten Wesen zu machen, sie emporzuheben aus dem Elend nicht nur des schlechten Essens und Wohnens, sondern auch des geiſt- und gedankenlosen Dahinlebens, zu einer freieren, menschlicheren Auffassung des Daseins — darauf kommt es an.

VII.

Von Anfang an hat die Sozialdemokratie ihren internationalen Charakter betont und betont ihn noch heute. Er iſt ein Stück der Erbschaft aus der Revolution von 1789. »Die Arbeiter haben kein Vaterland.« »Mit dem Gegensatz der Klassen im Innern der Nation fällt die feindliche Stellung der Nationen gegen einander.« »Die nationalen Absonderungen und Gegensätze der Völker verschwinden mehr und mehr schon mit der Entwicklung der Bourgeoisie, mit der Handelsfreiheit, dem Weltmarkt, der Gleichförmigkeit der induſtriellen Produktion und der ihr entsprechenden Lebensverhältnisse.«

In diesen Sätzen iſt weder das Prophetische noch das Tatsächliche richtig. Die Gegensätze der Völker sind nicht mit der Entwicklung der Bourgeoisie verschwunden, und es iſt noch weniger Aussicht darauf, daß sie mit der Entwicklung des Proletariats verschwinden werden. Dies zu erörtern iſt hier nicht die Aufgabe. Wir reden nur von der internationalen Ordnung, die angeſtrebt wird für die Bedingungen der Arbeit, als ein Vorläufer oder Ausschnitt aus der Internationalität der Völker. Hierbei iſt der seltene Fall eingetreten, daß den internationalen Beſtrebungen der Sozialdemokratie die Bourgeoisie zu Hilfe gekommen iſt. Beide Parteien haben seit langen Jahren von einer »internationalen Gesetzgebung« gesprochen. Allerdings in weitem Abſtande dessen, was die Einen und was die Andern durch eine solche Gesetzgebung feſtſtellen wollten. Die Einen wollten durch die internationale Propaganda gewisse radikale Schranken der Arbeitszeit durchsetzen, um in einem großen Wurf die Lage des Proletariats zu verbessern; die Anderen wollten die nationalen Schranken, denen die Arbeitszeit ihrer Arbeiter unterworfen war oder unterworfen werden sollte, auf die mit ihrer Induſtrie konkurrierenden Länder übertragen. Beides aber, auch die viel gemäßigteren Beſtrebungen der Bourgeoisie, ging weit über das hinaus, was auf internationalem Gebiete zu erreichen war.

Eine allgemeine Wahrheit liegt allen solchen Beſtrebungen zu Grunde. Solange es eine fortschreitende Kultur

gibt, finden Entlehnungen ſtatt, die den Fortschritt im einzelnen weitertragen von den vorangeschrittenen Völkern zu den nachfolgenden. Wie die Kulturpflanzen und Haustiere, so iſt die Masse der Erfindungen und Entdeckungen gewandert von Volk zu Volk. So hat man die Staatsverfassungen und die Rechtsordnungen übertragen, im ganzen und im einzelnen. So beobachten wir zumal in dem engeren Familienkreise der europäischen Nationen und ihrer Tochtervölker nahe Gemeinsamkeiten und Nachahmungen. Das Verschwinden der Absonderungen und Gegensätze, von dem das »kommuniſtische Manifeſt« redet, iſt der übertriebene Ausdruck für die Erscheinung, die seit einem Jahrhundert sich zeigt in dem typischen Charakter der modernen Volkswirtschaft. Gewiß treibt dieser zu einer typischen Gemeinsamkeit der Reformen, der Heilmittel, der gesetzlichen und anderen Ordnungen. Aber die Gemeinsamkeit erſtreckt sich in den allerwenigſten Fällen auf solche Ordnungen, wie man sie sich denkt, wenn man von »internationaler Gesetzgebung« redet. Im ſtrengen Sinne des Wortes gibt es so etwas überhaupt nicht. Denn in diesem Sinne gehört zur Gesetzgebung eine internationale Inſtanz, die im Widerspruche ſteht zu der Souveränität der Nationen. Sie kann erſt dann entſtehen, wenn die Nationen einen Teil ihrer Souveränität abtreten an eine internationale Gemeinschaft — nach dem Vorbilde dessen, was die deutschen Staaten (1867, 1871) in der Schöpfung des Norddeutschen Bundes, des Deutschen Reichs geschaffen haben. Dergleichen hat sich bisher aber ſtets auf nationale Gemeinschaften beschränkt, die einen höheren Grad der Einheit erreichten. »Internationale« Einheit war immer nur möglich durch Unterwerfung mehrerer Nationen zu einem gemeinsamen Staatswesen. Bei jenem Projekt aber handelt es sich um Nationen, die als souveräne Staatswesen, ob groß, ob klein, sich unabhängig gegenüberſtehen.

Wenn daher das Wort einen praktischen Sinn haben soll, so bedeutet es entweder Gesetzgebung, die von Nation zu Nation frei entlehnt wird ohne irgend eine völkerrechtliche Bindung, oder eben solche Gesetzgebung mit Hinzunahme einer völkerrechtlichen Bindung. Der weitaus größte Teil der internationalen Gesetzgebung gehört der erſteren Kategorie an. Die völkerrechtliche Freiheit der Entlehnung bedeutet dann natürlich auch die materielle Freiheit des Inhalts der Gesetze im einzelnen, die Entlehnung in den Grundzügen, die Abweichung in der Ausführung. So wird die obligatorische Volksschule, so neuerdings die Arbeiterversicherung in England entlehnt von Deutschland. So wird die Arbeiterschutzgesetzgebung samt der Gewerbe-Inspektion (die letztere nach den typischen Enttäuschungen der lokalen Selbſtverwaltung) aus England entlehnt für Deutschland. Keine völkerrechtliche Bindung, keine Übereinſtimmung in allen Einzelheiten. Doch gewisse große Züge, zu deren Entlehnung man sich langsam entschließt. So der Schulzwang, so der Versicherungszwang, den England und Frankreich nach langem Widerſtreben den deutschen Vorbildern entnehmen. So die Gewerbe-Inspektion, die Deutschland viel zu spät dem englischen Muſter folgend einführt (nachdem der Reichstag des Norddeutschen Bundes noch bei der Beratung der Gewerbeordnung sie mit großer Mehrheit verworfen hat im Banne der freihändlerischen Vorurteile und nichts wissend von den Erfahrungen

Englands). Durch die gesamte heutige Steuergesetzgebung geht ein internationaler Zug. Die verbreitete Unwissenheit der Parlamente von internationalen Dingen iſt ein verzögerndes, aber kein dauerndes Hemmnis des Guten, des Besseren, was in anderen Staaten geleiſtet iſt. Stürmischen Geiſtern, radikalen Parteien mag der Wunsch naheliegen, diesen Gang der Reformen zu beschleunigen durch internationale Verträge. Die durch ökonomische Interessen beſtimmten Beſtrebungen mögen die Tendenz haben, auf diesem Wege die eigene Laſt der Steuergesetze, der sozialpolitischen Anforderungen zu einer gleichmäßig auch vom konkurrierenden Auslande getragenen zu machen. Aber derartige Wünsche haben sich bis jetzt noch immer von der Erfüllung weit entfernt.

Einzelnes iſt wirklich gelungen. Aber die Geringfügigkeit der Erfolge iſt lehrreich für die Schwierigkeiten, die den größeren Anregungen im Wege ſtehen.

So die internationale Meter-Konvention. Sie setzt das Siegel auf die Maßreform der Französischen Revolution, nachdem diese die Zuſtimmung der Welt gewonnen, anſtelle der alten Maßsyſteme. Einfach und einheitlich in ihrem Aufbau, einheitlich für alle Objekte der Messung, einheitlich für das Ganze der Staaten, und am Ende einheitlich für die ganze Welt ſtatt der alten Mannigfaltigkeit. Für ihren großen Fortschritt fordert sie keinen andern Preis als die unerhebliche Mühe einer Generation, sich an die neue Rechnung zu gewöhnen. Doch selbſt diese Mühe iſt zu groß für die konservativſte aller Nationen, für die Engländer, die erſt jetzt in den allerletzten Jahren die fakultative Geltung des Metermaßes zugelassen haben, während sie an ihren mittelalterlichen Maßen und Gewichten immer noch feſthalten. Im übrigen sind die beiden größten Reiche, die Vereinigten Staaten und Rußland, bis zur Stunde außerhalb der Konvention geblieben.

Dann der Weltpoſtverein. Hier geht England national voran durch sein Pennyporto und iſt daher der internationalen Einheit geneigt. Die übrige Welt iſt während des Menschenalters 1840—1874 für das Pennyporto gewonnen. Auf Grund der Verallgemeinerung desselben durch die Verdoppelung des alten Satzes und mancher analoger Beſtimmungen wird der Vertrag geschlossen. Manches Verwandte in ähnlicher Weise. Andere Versuche sind gescheitert, weil sie Größeres anſtrebten. So der Lateinische Münzverein, so die Anregungen gar zu einer internationalen Doppelwährungsgemeinschaft, welche letztere in sich selber eine unzureichende Überzeugungskraft der Gründe und der Erfolge hatte.

Zu den kühnſten Idealen gehört der internationale Achtſtundentag, der auf dem Boden der gegenwärtigen Staatsverfassung der verschiedenen Nationen überhaupt niemals ins Auge gefaßt worden iſt, vielmehr nur als Ziel für die internationale Agitation der organisierten Arbeiterschaft durch die Sozialdemokratie aufgesteckt worden iſt. Jede besonnene Sozialpolitik wird diese starre Einheit zurückweisen, weil sie der Mannigfaltigkeit der Arbeitsgebiete, der Arbeitsleistungen usw. nicht gerecht wird, weil sie über den Zusammenhang von Lohn und Leiſtung, von Leiſtung und Arbeitszeit hinweggeht, weil sie die kulturellen Beziehungen des Arbeiterlebens zu der Dauer der Arbeit mißachtet, weil sie keine Rücksicht nimmt auf die gegebenen Zuſtände der Produktion und des Bedarfs. Es iſt im Grunde nur ein Ausschnitt aus dem

sozialistischen Staate; im übrigen allenfalls ein fernes Ideal für den wirklichen Staat und die wirkliche Produktionsweise.

Die Anregungen der Staatsregierungen für eine internationale Arbeiterschutzgesetzgebung sind mäßiger gewesen. Im Jahre 1881 lud die Bundesregierung der Schweiz die benachbarten Staaten zu einer Konferenz ein, veranlaßt durch die Besorgnisse der Schweizer Industriellen, es möchte der im Jahre 1877 durch Bundesgesetz eingeführte elfstündige Fabrikarbeitstag der Schweizer Industrie zum Nachteil gereichen, solange nicht eine ähnliche gesetzliche Schranke der Fabrikarbeit der konkurrierenden Nachbarstaaten auferlegt wäre. Die Einladung fand keine Annahme. Größer war der Erfolg — wenigstens im formellen Sinne —, als im Jahre 1889 eine neue Einladung des Schweizer Bundesrates erging. Sie führte nicht nur zur Annahme bei dem Deutschen Reiche; dieses letztere ersuchte sogar die Schweiz, ihr den Vortritt zu lassen, um eine internationale Konferenz nach Berlin einzuberufen. Diese fand im Februar 1890 statt. Ihr Verlauf war ein interessanter Versuch mit dem (von Sachkennern erwarteten) negativen Ergebnis. Die Protokolle sind eine lehrreiche Bestätigung — nicht der Illusionen, sondern der wirklichen Sachlage. England, sich auch dieses Mal getreu, energisch jede Zeitgrenze für erwachsene Arbeiter ablehnend, dagegen warm für die internationale Gemeinschaft der englischen Sonntagsruhe eintretend. Die kleineren Staaten, so zumal Belgien, ängstlich besorgt um die Antastung ihrer Unabhängigkeit durch internationale Beschlüsse, desto mehr besorgt gerade deshalb, weil die Arbeiterverhältnisse Belgiens ganz besonders reformbedürftig waren.

Darüber ist fast ein Vierteljahrhundert vergangen, und nach langen Anstrengungen freier Gemeinnützigkeit scheint endlich in diesem Jahre ein sehr bescheidener Erfolg ins Leben treten zu wollen, der einem internationalen Vertrag über das Verbot einiger extremer Mißbräuche entsprungen ist.

Die weitgehende Mäßigung, die der Kathedersozialismus (im Unterschiede von der Sozialdemokratie) für die Materie des Arbeiterschutzes gezeigt, hat sich nicht begnügt, die extravagante Forderung des achtstündigen Arbeitstages abzulehnen. Er hat sich in den meisten seiner Vertreter durch die Taten der Gesetzgebung überholen lassen. Das Schweizerische Bundesgesetz von 1877 fand wenig Anklang unter ihnen, obwohl dessen Zeitschranke sich auf das amtliche Gutachten des Schweizerischen Ärzte-Vereins stützte. Und selbst die wesentlich spätere Gesetzgebung des Deutschen Reiches hat keine derartige Vorbereitung im Verein für Sozialpolitik gefunden wie so manche andere Maßregel der Sozialreform. Welch ein Abstand gegen die Sozialdemokratie!

Englische Musik.

Von

Guſtav Erneſt.

Die Geſchichte der Künſte hat kaum ein intereſſanteres Problem aufzuweiſen als das unter dem obigen Titel angedeutete. Lange genug hat man verſucht, es mit einem verächtlichen Achſelzucken und dem ſtereotypen Wort von den »unmuſikaliſchen Engländern« abzutun. Und doch ſollte die Erfahrung, die wir mit der engliſchen Malerei, die wir erſt in allerneueſter Zeit ihrer vollen Bedeutung nach zu würdigen anfangen, gemacht haben, uns zur Vorſicht ermahnen. Statt erſt zu verurteilen und dann auf Grund dieſes Urteils eine Unterſuchung der Tatſachen für überflüſſig zu erachten, ſollten wir vorerſt einmal dieſen auf den Grund gehen und von ihnen aus unſer Vorurteil prüfen. Eine Nation, die einen Shakeſpeare, Milton, Byron und Shelley, einen Reynolds, Gainsborough, Turner und Watts hervorgebracht und Bauwerke wie die St. Paulskathedrale und die Weſtminſter-Abtei geſchaffen, hat zu überzeugende Proben höchſter Begabung gegeben, als daß ſie nicht achtungsvolles Gehör auch auf anderen künſtleriſchen Gebieten fordern dürfte.

Forſchen wir nach, weshalb ſich ein ſolches Mißtrauen gegen die engliſche Muſik gebildet hat, ſo ſtoßen wir auf das unbeſtreitbare Faktum, daß das Wenige, was von ihr aus der Zeit von etwa 1700—1870 im Auslande Eingang gefunden hat (Balfes »Zigeunermädchen«, Wallaces »Maritana« uſw.) ſich faſt durchgängig als ſeichte Unterhaltungsmuſik erwieſen hat. Daraus glaubte man ſich berechtigt, auf völligen Mangel an Talent ſchließen und annehmen zu dürfen, daß die gleiche Sterilität auch von den früheren Epochen vorauszuſetzen und von den künftigen zu erwarten ſei. Aber was hat das Deutſchland des 17. und 18. Jahrhunderts denn in den bildenden Künſten geleiſtet, was auch nur annähernd dem Schaffen anderer Nationen während dieſer Zeit zu vergleichen wäre? Solche toten Stellen finden ſich häufig genug in der Geſchichte der Kunſt, und ſie laſſen ſich immer aus beſonderen Urſachen erklären. Man wird mir einwerfen, daß das Land, das vorher einen Dürer und Holbein, nachher einen Schwind, Feuerbach und Böcklin geboren, genügend Talentproben beigebracht habe. Demgegenüber wäre zu ſagen, daß die Kunſt vieler, die in Deutſchland mit Recht höchſte Würdigung genießen — ich erinnere an die drei eben Genannten — gerade weil ſie ſo ſpezifiſch deutſch iſt, im Auslande nur ſchwer Verſtändnis und Anerkennung zu finden vermag. Und genau ebenſo ſprechen engliſche Muſikgeſchichten mit Begeiſterung von einer ganzen Anzahl von nationalen Muſikern und Werken, denen wir nur wenig Geſchmack abgewinnen können.

Aus dem allen ergibt ſich zweierlei: erſtens, daß, wenn wir die Frage, ob und wieviel muſikaliſches Talent in England ſtecke, ehrlich löſen wollen, wir die ganze engliſche Muſikgeſchichte an uns vorüberziehen laſſen müſſen, nicht einſeitig nur einzelne Perioden, und daß wir zweitens bei Beurteilung des Geleiſteten uns nicht auf den Standpunkt ſtellen dürfen, daß, was uns nicht gefalle, deswegen notwendigerweiſe ſchlecht ſein

müsse, am wenigsten, wenn ernstes Wollen und bedeutendes technisches Können deutlich hervortreten. Die folgenden Fragen sind es also, die zu beantworten wären: wie stand es um die Musik in England in der älteren Zeit; was verursachte ihr langes Brachliegen seit etwa 1700; was hat das Wiedererwachen der Schaffenskraft in den letzten 40 Jahren zutage gefördert; wie kommt es, daß die englische Musik im allgemeinen so geringe Sympathien erweckt, und was hat die Zukunft von ihr, sie von der Zukunft zu erhoffen?

Ein weites Feld, ein zu weites, als daß es möglich sein sollte, es innerhalb des mir zu Gebote stehenden Raumes erschöpfend zu behandeln. Vor allem darf der Leser keine ausführliche Darstellung der englischen Musikgeschichte erwarten. Ein Herausheben des Bedeutungsvollsten, Charakteristischsten muß hier ebenso ausreichen wie in betreff vieler anderer Punkte bloße Andeutungen. Aber vielleicht werden sie doch genügen, den Lesern zu einer gerechteren Würdigung eines vielfach mit Unrecht bespöttelten Abschnittes der Musikgeschichte zu verhelfen. —

Eines der ältesten Musikstücke, das die Welt überhaupt kennt, ist ein den anerkanntesten Autoritäten zufolge etwa 1226 komponierter Canon: »Sumer is icumen in« für sechs Stimmen, nicht nur ein sehr respektables Beispiel kontrapunktischer Kunst, sondern sogar ein für unsere Ohren noch ganz annehmbares, melodiöses Stück. Das Original befindet sich im Britischen Museum in London, und es unterliegt kaum einem Zweifel, daß es aus der Feder eines Mönches des Klosters zu Reading bei London stammt. Ganz besonders interessant aber ist, daß dasselbe Manuskript auch eine Anzahl satirischer Gedichte in gereimten Versen enthält, die Walter Mapes, Archdeacon von Oxford, zum Verfasser haben, und unter denen eines, »Apud Avaros«, folgende Verse enthält:

»Commisso notario munera suffunde,
Statim causae subtrahet, quando, cur, unde
Et formae subjicet canones rotundae.«

Diese Anspielung auf Kanons und rotundae (Kanons ohne Ende, die also immer wieder zum Anfang zurückkehren) — mit dem deutlichen Seitenhieb auf die endlose Langsamkeit des damaligen Gerichtsverfahrens bezw. der Beamten — beweist, daß der Kanon schon am Anfang des 13. Jahrhunderts eine auch in englischen Laienkreisen bekannte musikalische Form gewesen sein muß, da nur unter dieser Voraussetzung der Scherz Sinn hat.

Geht schon hieraus allein klar hervor, daß die Tonkunst von dem Augenblick an, wo sie anfing, sich eine eigene Technik zu schaffen, in England sofort heimisch war, so beweisen es die Antiphonien für 2, 3 und 4 Stimmen, die sich im selben Manuskript und andere, die sich in einem solchen nur wenig späteren Datums im Britischen Museum finden, in unwiderleglicher Weise.

Unter den bahnbrechenden Geistern der folgenden Epoche ist es wieder ein Engländer Dunstable (geb. 1370), der besondere Erwähnung verdient. Was er auf dem Gebiet der Kirchenmusik geleistet, wurde die Grundlage eines neuen Stils, und es kann kaum ein Zweifel darüber sein, daß auch der viel bekanntere Niederländer Dufay Anregungen von ihm erhielt. Sein und seiner Schüler Schaffen spricht aufs deutlichste dafür, daß die Engländer auch des 14. und 15. Jahrhunderts der Kunst ebenso viel Begabung und Begeisterung entgegenbrachten wie die hochangesehene Schule der Niederländer. Er-

wähnenswert ist auch, daß, nachdem 1501 in Venedig die erste gedruckte Sammlung von Madrigalen erschienen, England schon 1530 mit einer ähnlichen heimischen Ursprungs nachfolgen konnte.

Einem so vielversprechenden Anfang hätte eine rasche und fruchtbare Entwicklung folgen müssen, aber der mehr als dreißigjährige »Krieg der Rosen« brach aus (1452), und solange er wütete, hatte England so wenig wie das Deutschland des Dreißigjährigen Krieges Sinn für die Künste des Friedens. Und als dann zeitweilig seit der Thronbesteigung Heinrichs VII. (1485) Ruhe ins Land kam, konnte die Vorliebe des in der Bretagne erzogenen Königs für fremdländische Musik der heimischen auch nicht förderlich sein. Trotzdem gedieh sie in der Stille weiter, und da der Kunst in Heinrich VIII. (1509—1547), der in seiner Jugend selbst eifrig und nicht ohne Talent Musik getrieben und sich mehrfach als Komponist versucht hatte, ein regsamer Förderer erstand, fing sie bald an, ihre Schwingen kräftiger zu regen. In der kirchlichen sowohl wie in der weltlichen Musik (Anthems, Motetten, Madrigale usw.) wurden Werke hervorgebracht, die neben außerordentlicher Beherrschung aller damals geläufigen Künste des Satzbaus auch ausgeprägten Sinn für melodiöse Erfindung und Wohllaut und in der Kirchenmusik eine dem Gegenstand gemäße Würde und Feierlichkeit aufweisen. Thomas Tallis (geb. ungefähr 1510, gestorben 1585), der u. a. eine Motette für acht fünfstimmige Chöre schrieb, William Byrd (ungefähr 1538 bis 1623), Orlando Gibbons (1583 bis 1625), um nur einige der Wichtigsten zu nennen, haben besonders in der Kirchenmusik Talentproben gegeben, die ihnen eine ehrenvolle Stelle in der Musikgeschichte jener Periode sichern.

Bedeutsamer für unsern Zweck ist vielleicht noch die überaus wichtige Rolle, die die Musik damals im Leben der »Gesellschaft« spielte. Der Eifer, mit dem sie von den Herrschern Heinrich VIII. und den Königinnen Mary und Elisabeth, die selbst das Virginal (Vorläufer unseres Klaviers) mit ziemlicher Fertigkeit spielten, gepflegt wurde, mußte die Mitglieder der besseren Gesellschaft zur Nachahmung anspornen. Es wurde Bedingung einer vollständigen Erziehung für einen »Gentleman«, sich gründlich mit der Tonkunst beschäftigt zu haben. Der Lehrplan der Universitäten Oxford und Cambridge umfaßte neben Grammatik, Rhetorik, Logik, Arithmetik und Astronomie auch Musik. Morley, selbst einer der fruchtbarsten und erfolgreichsten Komponisten der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, veröffentlichte 1597 eine »Einfache und leichte Einführung in die praktische Musik in drei Teilen, deren erster das Singen lehrt, zugleich mit allem, was für die Kenntnisse eines geschriebenen Gesanges nötig ist«. Auch er erzählt, daß man als selbstverständlich von einem Gentleman erwartete, daß er eine Stimme beim Vortrag der damals so überaus beliebten Madrigale übernehmen könne. Worte wie die Shakespeares im »Kaufmann von Venedig« (V. Akt, 1. Szene)

»Der Mann, der nicht Musik hat in ihm selbst
Taugt zu Verrat, zu Untaten und Sünde,
Die Regung seines Sinns ist dumpf wie Nacht—
Trau keinem solchen.«

machen gewiß den äußersten Gebrauch von der dem Dichter gewährten poetischen Lizenz, aber wie so viele andere auf Musik bezügliche, die sich in seinen Werken finden, werfen sie doch ein interessantes Licht auf die Bedeutung, die man ihr beimaß. Samuel Pepys,

ein höherer Beamter, dessen vielbändige Tagebücher aus den Jahren 1659—1669 eine unerschöpfliche Quelle für die Kenntnis der sozialen Zustände der Zeit sind, erwähnt einmal wie etwas ganz Selbstverständliches, wie nach einem Diner beim Lord-Kanzler dieser Geigen und Noten bringen ließ und mit ihm und den anderen Gästen musizierte. Und bei der Beschreibung des großen Feuers, das im Jahre 1666 zwei Drittel von London in Flammen aufgehen ließ und 13200 Häuser zerstörte und der Versuche der Betroffenen, sich und ihre Güter auf dem Wasserwege zu retten, heißt es: »Ich beobachtete, daß ziemlich jedes dritte Boot, in dem sich Möbel befanden, ein Virginal enthielt.«

So waren die Hauptbedingungen für eine gedeihliche Weiterentwicklung gegeben: entschiedene Begabung und warmes Interesse für die Kunst und, wenn es weiterer Belege dafür bedürfte, die Tatsache, daß die entsetzlichen Kämpfe, die das Land immer wieder von Grund aus aufwühlten, denen sein bestes Blut auf dem Schlachtfeld oder dem Schafott zum Opfer fiel, und die schließlich zur Hinrichtung des Königs (Karls I. 1649) und zur Ausrufung der Republik führten, daß auch sie nicht imstande waren, dieses Interesse zu zerstören, ist der beste Gradmesser für seine Intensität. Daß sie freilich auch nicht fördernd darauf einwirken konnten, ist ebenso selbstverständlich, wie daß der kunstfeindliche Sinn Cromwells und seiner puritanischen Gefolgschaft ihm schädigend und hemmend in den Weg trat.

Den Puritanern galt alles, was irgendwie der Freude am Schönen diente, als Teufelswerk, sie duldeten nicht einmal, daß ihre Kinder im Singen unterrichtet wurden — um Gott zu preisen, dazu genügte die Stimme, wie Gott sie gegeben! — und mit demselben Haß wie die anglikanische Kirche verfolgten sie auch alles, was mit ihr in Zusammenhang stand. Die Zerstörung der Orgeln und der beim Gottesdienst benutzten Musikstücke erschien ihnen als ein Gott wohlgefälliges Werk. Gerade hier, wo Englands Kunst ihr Bestes gegeben hatte, wüteten sie am erbarmungslosesten, und es ist unschwer abzusehen, was aus der Musik in England geworden wäre, hätte die Herrschaft der Puritaner länger gewährt. Glücklicherweise erreichte sie schon 1660 ihr Ende, und mit dem neuen König Karl II. schien es, als sollten auch für sie wieder bessere Tage kommen; es mußte als gute Vorbedeutung gelten, daß bei seinem feierlichen Einzug in London und seiner Krönung der Musik eine hervorragende Rolle zuerteilt wurde: Matthew Lock und Henry Lawes wurden beauftragt, die nötigen Stücke dafür zu komponieren.

Leicht war es freilich nicht, das in den vorhergegangenen Jahren verlorene Terrain wieder zu erobern; zu tief war puritanischer Aberglaube ins Volk gedrungen, der mit ewiger Verdammnis alle Freude an weltlicher Lust bedrohte; lange dauerte es, ehe man beispielsweise wieder Knaben für die Kirchenchöre finden konnte, und geradezu unmöglich war es, zu ersetzen, was blinde Wut an Schätzen kirchlicher Musik vernichtet hatte. Schlimm für die Fortentwicklung einer unverfälscht englischen Schule war es auch, daß der König als Folge seiner kontinentalen Erziehung viel mehr dem leichten französischen als dem ernsteren englischen Geschmack zuneigte und von seinen Musikern verlangte, daß sie dem gerecht würden. Man sieht, selten wohl hat eine Kunst mit solchen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt wie die englische, der auf der

einen Seite sich der neue, schönheitsfeindliche Sinn breiter Volksmassen — doppelt gefährlich, weil auf dem Boden der Religion erwachsen — auf der anderen die früh an fremden Höfen eingesogene Vorliebe der Herrscher für eine Art der Musikübung, die dem Nationalempfinden wenig angepaßt war, entgegenstellte. Gerade diese letztere sollte schließlich verhängnisvoll werden!

Es würde zu weit führen, wollte ich alles, was das siebzehnte Jahrhundert an englischer Musik hervorgebracht, auch nur erwähnen. Die uns erhaltenen Sammlungen von Madrigalen und Kompositionen für das Virginal zeugen von einer äußerst regen und fruchtbaren Betätigung. Die fälschlich als »Der Königin Elisabeth Virginal-Buch« bezeichnete Sammlung von Klavierstücken enthält allein 291 Nummern: Phantasien, Variationen und charakteristische Beispiele der damals beliebten Tänze: Pavane, Corrente, Galiarden u. a. Ist auch vieles davon für unsern Geschmack kaum noch genießbar, so zeigt anderes doch solche Prägnanz in der Erfindung und so viel Geschick in der Mache, daß es nicht nur dem Besten, was jene Zeit in diesen Formen hervorgebracht, sich anreiht, sondern auch unserm Ohr noch ganz annehmbar klingt. Als Anton Rubinstein seine berühmten historischen Konzerte gab, hatte er deswegen auch als Repräsentanten der ältesten Klaviermusik Variationen von Byrd und John Bull gewählt.

Mittlerweile war in Florenz um 1600 die Oper entstanden und hatte bald ihren Siegeszug durch die Welt angetreten. Die Geschichte der Oper in England weist jedoch auf ganz selbständige Keime zurück, die in den Myracle Plays, dramatischen Darstellungen biblischer Szenen, und in den späteren Masques (Maskenspielen) zu suchen sind; die letzteren mit ihrer Verbindung von Poesie, Musik, Szenerie und höchst komplizierten maschinellen Effekten schon ein sehr bedeutsamer Schritt zur Oper hin. Diese Maskenspiele wurden nach dem Bürgerkriege, während dessen alle Theater geschlossen waren, mit besonderer Vorliebe gepflegt; die schon genannten Henry Lawes und Matthew Lock zeichneten sich auch hier aus, aber das erste Werk, das wirklich die Bezeichnung Oper in unserm Sinne verdient, ist Henry Purcells (1658–95) Dido und Aeneas. Purcell ist unstreitig das größte Musikgenie, das England bis auf unsere Tage überhaupt geboren hat; seine Werke umfassen alle Zweige der Tonkunst und können den Vergleich mit dem Besten, was die Literatur bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts aufzuweisen hat, wohl aushalten. Ihr Gehalt ist um so erstaunlicher, wenn wir ihre ungeheure Anzahl in Betracht ziehen und uns erinnern, daß Purcell nur ein Alter von 37 Jahren erreicht hat. Er war nicht mehr als 17 alt, als er seine Oper Dido und Aeneas im Auftrage eines Tanzmeisters zur Aufführung in einer Schule für »Töchter höherer Stände« schrieb. Mit einem Schlage erhebt er sich hier weit über alles, was seine Landsleute bis dahin auf dem Gebiete der Oper geleistet hatten. Einen früheren Versuch (von Laniere 1617) einer durchkomponierten Oper abgerechnet, hatte man bis dahin nichts anderes als gesprochenen Dialog gekannt. Purcell beseitigt den letzteren vollständig und ersetzt ihn durch das Rezitativ, das er nach italienischem Muster bald in der Weise des Recitativo secco mit wenigen Akkorden begleitet, bald auch an dramatisch bewegteren Stellen durch eine reiche Orchesterbehandlung unterstützt. Purcells Opern,

aus denen manche Einzelnummer auch heute noch zum Repertoire englischer Sänger gehört — ich erwähne zwei so scharf kontrastierende Stücke wie die pathetisch-eindrucksvolle »Klage der Dido« und das graziöse, höchst charakteristisch begleitete »Nymphen und Hirten« aus »The Libertine« — fanden außerordentlichen Anklang. Da sie zugleich unbeschadet des großen Gewinnes, den er aus dem Studium der zeitgenössischen italienischen und französischen Opern zog, ihre national-englische Eigenart bewahrten, so war hier der Grundstein gelegt, auf dem eine Oper so national-charakteristisch wie die Scarlattis in Italien und Lullys in Frankreich aufgebaut werden konnte. Da trat das Ereignis ein, das wie kein anderes dem gedeihlichen Wachstum der englischen Schule verderblich werden sollte — die Ankunft und dauernde Niederlassung Händels, durch den in der Oper der italienische, im Oratorium der deutsche Stil so allbeherrschend wurden, daß nur ein englischer — Händel dem hätte das Gegengewicht halten können.

Bevor wir darauf eingehen, muß noch eines andern Moments Erwähnung getan werden und zwar der verhängnisvollen Veränderung, die sich inzwischen in dem Verhältnis der herrschenden Klassen zur Musik vollzogen hatte. Wir haben gesehen, daß diese lange Zeit einen integrierenden Bestandteil der Erziehung wie des sozialen Lebens in England bildete. Allmählich aber war ein neuer Geist ins Land gekommen. Schon unter Elisabeth hatte der englische Handel seine Fühler nach allen Teilen der Welt ausgestreckt; 1600 erhielt die Ostindische Kompanie ihren ersten Freibrief, und nun vollzog sich ein Schauspiel, wie es die Weltgeschichte vielleicht nie wieder gesehen hat. Einer Handelsgesellschaft mit einer Handvoll geworbener Truppen in ihren Diensten gelang es halb durch diplomatische Schlauheit, halb durch kühnes Draufgehen, ein Reich, dem gegenüber das Mutterland verschwindend klein erscheint, unter ihre Herrschaft zu bringen, ein Reich zudem von märchenhaftem Reichtum. Fester und fester wurde jetzt das ungeheure Koloniennetz um die ganze Welt gespannt, in dessen Maschen der Reichtum fernster Zonen zum Nutzen des Heimatlandes haften blieb; der Handel entfaltete sich in ungeahnter Weise; ein Zusammentreffen von Eigenschaften, wie sie selten wieder ein Volk zugleich besessen hat: staatsmännische Klugheit, rücksichtslos eroberungslustige Kühnheit und Zähigkeit und dazu der kaufmännische Sinn, der, was jene erreicht, sofort praktisch auszunützen weiß, machte das Land in stetiger Entwicklung zu einem der machtvollsten und reichsten der Weltgeschichte.

Ist es zu verwundern, daß da das Selbstbewußtsein des Einzelnen allmählich ins Maßlose sich steigerte, daß die Sucht, schnell reich zu werden, alles ergriff, und daß als natürliche Folge davon der Wunsch, mit seinem Reichtum zu prunken, sich immer vordringlicher äußerte?

Der Sinn wendet sich jetzt mehr und mehr nach außen, von den intimeren musikalischen zu den repräsentativeren bildenden Künsten; die Freude an der eigenen musikalischen Betätigung im Hause hört auf, man verlangt statt dessen nach einer Unterhaltung, die zugleich den Körper stähle und Auge und Verstand übe, scharf zu beobachten, den rechten Moment zu erfassen und mit schnellem Entschluß der Gefahr zu begegnen. Die Liebe zu sportlichen Spielen im Freien verdrängt alles andere. Weniger und weniger ent-

spricht es den Neigungen besonders des Mannes, sich mit einer so gefühlssamen Kunſt wie der Musik zu beschäftigen, bis schließlich, was früher die Regel war, nur noch als gelegentliche Ausnahme übrig bleibt.

Daß unter solchen Umſtänden die schwerblütige englische Musik einen doppelt schweren Stand haben mußte, iſt ſelbſtverſtändlich; die Musik sollte jetzt mehr sozialen als künſtlerischen Zwecken dienen, sollte vor allem anderen unterhalten, und dazu war die melodiöse italienische und die ebenso anmutige wie dramatische französische viel geeigneter als die heimische. Daß solchem Geiſte durch die Herrscher aus dem Hause Hannover, dem 1714 die englische Krone zufiel, außerordentlich Vorschub geleiſtet wurde, iſt natürlich. Händel war, nachdem er sich in Italien so gründlich in das Wesen der italienischen Oper hineingelebt hatte, daß seine Musik, der man vorher nachgesagt hatte, sie besitze mehr Gelehrsamkeit als Grazie, selbſt die Ohren des italienischen Publikums gefangen nahm, vom Kurfürſten von Hannover 1709 zu seinem Kapellmeiſter ernannt worden. Als dieser dann als Georg I. den englischen Thron beſtieg, machte auch Händel London zu seiner Heimat. Vorher hatte er bei kürzeren Besuchen schon mit seinem Rinaldo und anderem ungewöhnliche Erfolge errungen, und als im Jahre 1720 eine Anzahl Adliger mit dem Herzog von Newcaſtle an der Spitze sich zusammentat und die Mittel autbrachte, um Aufführungen italienischer Opern in denkbar glänzendſtem Stile zu garantieren, da wurde er mit seinen berühmten Zeitgenossen Buononcini und Arioſti zur künſtlerischen Leitung des Unternehmens berufen. Dem allgemeinen Zuge der Zeit entsprechend wollte man weniger der Kunſt als den Künſtlern eine Heimſtätte bereiten, wollte die großen Gesangsvirtuosen, deren Ruhm die Welt erfüllte, eine Cuzzoni, Fauſtina Hasse, einen Sinesino und später vor allem Farinelli hören, und die Aufgabe der Komponiſten beſtand in der Hauptsache darin, den Rahmen zu liefern, innerhalb dessen diese ihre Künſte glänzen lassen konnten. Die Aufführungen wurden als eine Art »Rendezvous der fashionablen Welt« behandelt; man kam, um seine Toiletten und Diamanten bewundern zu lassen, seine Freunde zu treffen und zwischenein sich an den herrlichen Stimmen und der Kehlfertigkeit der jeweiligen Stars zu erfreuen. Die dargeſtellten Werke schlossen sich eng an das feſtſtehende Opernschema an, dankbare Nummern, leicht eingängliche Melodien, das war es, worauf es ankam.

Die englische Oper aber, die vor 1700 einen so vielversprechenden Anfang gemacht hatte, konnte einem ihrer Art so grundsätzlich entgegengesetzten Gegner nicht ſtandhalten, was sie bot, einem durch solche Koſt verzärtelten Geschmack nicht behagen. Man hat es als einen Beweis für ihren Mangel an Talent hingeſtellt, daß die englischen Komponiſten nicht, wie so viele deutsche, Händel, Hasse, Naumann z. B., sich dem italienischen Stil und Geschmack anpaßten. Mir will es scheinen, daß das gerade für eine scharf ausgeprägte nationale Eigenart spricht, der es unmöglich war, ihr eigentümliches so ohne weiteres aufzugeben, fremdes leicht zu assimilieren. Denn daß ein Purcell an eigenartiger Begabung weit über einem Hasse und Naumann ſtand, darüber kann wohl kein Zweifel sein, und sein Beſtes hat ja auch Händel erſt gegeben, als er endlich sich aus dem Bann einer seiner eigenſten Wesenheit doch fremden Kunſt befreite und mit seinen Oratorien die

Werke schuf, die uns ihn erst in seiner ganzen urdeutschen Tiefe und Größe zeigen. Aus diesen aber sollte der englischen Musik wieder ein unüberwindlicher Gegner erstehen. Gerade das 18. Jahrhundert war von schwerwiegendster Bedeutung für die Bildung des musikalischen Geschmacks. Die großen Tonformen Oper, Oratorium und Sonate (Sinfonie usw.), die, alles andere überschattend, nach und nach das ganze Musikwesen zu beherrschen anfingen, waren ja weitaus die jüngsten Früchte am Baume der Kunst. Das englische Publikum war ihnen gegenüber ein unbeschriebenes Blatt. Die Eindrücke, die es jetzt empfing, mußten die nachhaltigsten bleiben, der Samen, der jetzt ausgestreut wurde, als ein Musikempfinden von bestimmtem Gepräge in die Halme schießen. Und diese Eindrücke empfing es von einem Fremden, Händels überragender Genius drückte dem Musikleben seinen Stempel auf, an seinen (und seiner Rivalen) italienischen Opern auf der einen, an seinen urdeutschen Oratorien auf der andern Seite bildete sich der Geschmack, und das paradoxe Resultat davon war, daß dem Engländer die heimische Musik völlig fremd wurde und er wahrhaft heimisch sich nur in der fremden fühlte. Wie eine Klette hat dieser Mangel an Sympathie sich an die englische Musik gehängt. Immer, wenn sie etwas frischer ihre Schwingen zu regen versuchte, erstickte der Zustrom fremder Meisterwerke — Haydns, der zweimal zu langem Aufenthalt nach London kam, Webers, der seinen Oberon im Auftrage eines englischen Unternehmers schrieb, Mendelssohns, der England als seine zweite Heimat ansah — ihre Bemühungen im Keim. Das, worin die Wurzeln ihrer Kraft hätten stecken sollen, das nationale Element, wurde ihr Verderb!

Mehr als 150 Jahre hatte die englische Musik dieses kümmerliche Dasein geführt, da sollte endlich auch für sie ein neuer Tag anbrechen. Man kann als Beginn ihrer Renaissance das Erscheinen Arthur Sullivans (geb. 1842) bezeichnen.

In London und Leipzig ausgebildet, versuchte er sich zunächst auf den verschiedensten Gebieten errang und billige Erfolge mit seinen auf den populären Geschmack zugeschnittenen Liedern und mit Oratorien, in denen viel Mendelssohn, ein wenig Wagner und noch weniger Sullivan zu einem Ganzen zusammengerührt waren. Und gerade, weil es jeder persönlichen oder nationalen Eigenart ermangelte und völlig in den altbewährten Bahnen wandelte, fand er damit schnell Anklang. Da kam im Jahre 1877 seine komische Oper »The Sorcerer« heraus — und nun war es mit einem Schlage klar, wo die eigentlichen Wurzeln seiner Begabung steckten. Eine Folge von 170 Wiederholungen zeugte dafür, wie das Werk eingeschlagen. Und nun brachte fast jedes Jahr ein neues Werk und einen neuen Erfolg; »Her Majesty's Ship Pinafore« wurde beispielsweise in London ununterbrochen 700 Mal gespielt. Wenn trotzdem keines auf dem Kontinent heimisch werden konnte, so lag das daran, daß Gilberts Texte fast durchgängig ihre scharfen satirischen Spitzen auf zeitgenössische englische Verhältnisse richteten. Erst mit dem »Mikado« wurde das Eis gebrochen. Ein Buch, das, wie alle Gilberts, weit über dem Niveau des üblichen Operntextes steht, geistreich, lustig und allgemein verständlich zugleich, eine Musik von einer Frische, einem prickelnden Reiz, einer Anmut, wie man sie von den »steifleinenen« Engländern am wenigsten erwartet hatte, das beides zusammen bildete ein so

unwiderstehliches Ensemble, daß das Werk überall mit demselben fröhlichen Beifall aufgenommen und binnen kurzer Zeit zu einem der populärsten wurde. Für mein Empfinden gibt es nur ein einziges anderes, das ihm an die Seite gesetzt werden kann, Joh. Strauß' »Fledermaus«, wohl das reizvollste, was überhaupt in diesem Genre geschaffen worden ist. Aber während alle, die sich sonst in der komischen Oper versuchten, auf Strauß als ihr unverkennbares Vorbild zurückdeuten, gibt sich Sullivans Musik als eine durchweg anders geartete. Man kann den Unterschied am einfachsten dahin präzisieren, daß die Straußsche ihre Färbung von dem graziös-melodischen, schwebenden Walzerrhythmus, die Sullivansche die ihre von dem pikanten, hüpfenden Polkarhythmus erhält. Wer einmal eine englische Hornpipe, einen gewöhnlich im $^4/_4$ Takt stehenden Tanz, der besonders beliebt im 18. Jahrhundert war, aber noch heute populär ist, gehört hat, der weiß, ein wie starkes nationales Element in der Sullivanschen Musik steckt. Die Reinheit und Sauberkeit der Ausarbeitung, die überall die Hand des gebildeten Musikers verraten und die Meisterschaft in der Behandlung des Orchesters kamen dazu, um dem »Mikado« auch bei den Musikern aller Orts Achtung zu verschaffen. Es ist sicherlich weitab von dem Höchsten der Kunst, was Sullivan uns gibt, aber es ist so urwüchsig, so natürlich in Empfindung und Erfindung, daß es hoch über dem vielen steht, was klassischen Bahnen nur folgt, weil es eigene nicht zu finden vermag.

Und nun begann es sich auf allen Seiten zu regen: Mackenzie, Cowen, Starford, Parry (sie alle dürfen bereits das »Sir« vor ihren Namen führen) sind die wichtigsten unter denen, die sich mir aufdrängen. Keiner von ihnen hat durchaus Selbständiges gebracht, aber sie alle zeichnet ein auf höhere Ziele gerichtetes Streben und absolute Beherrschung alles Technischen aus, und immerhin erreichen ihre Leistungen zum mindesten das Durchschnittsmaß des zu gleicher Zeit in anderen Ländern Geschaffenen. Mackenzie ist Direktor der Royal Academy, Parry Direktor des Royal College, und es ist interessant, daß die beiden Institute allmählich Vertreter zweier grundverschiedener Richtungen geworden sind: die Royal Academie einer Wagner-Lisztschen, das College einer Brahmsschen. Selbstverständlich verwischen die Übergänge sich oft, aber im allgemeinen kann man doch beim Anhören der Kompositionen der jüngsten Generation immer mit ziemlicher Sicherheit sagen, aus welcher Schule sie stammen.

Ein wirklich eigenartiges Talent ist England erst wieder in Elgar erwachsen. Elgar ist fast ganz Autodidakt, und diese glückliche Unabhängigkeit von irgend einer bestimmten Schule ist es vielleicht, was seinem Schaffen eine so markante Physiognomie verleiht. Sein Äußeres schon deutet die Wesenheit des Mannes an: das bartlose, hagere Gesicht hat etwas Asketisches, und wenn ich hinzufüge, daß Elgar ein tief gläubiger Katholik ist, so habe ich damit auch schon das Besondere seiner Kunst bezeichnet. Mystische Schwärmerei und eine gewisse Strenge des Ausdrucks, die alles, was irgend auf den Effekt gerichtet erscheint, vermeidet, verleihen ihr ein eigenes Gepräge. Naturgemäß mußte Elgar sein Bestes im Oratorium geben, und hier wandelt er in der Tat eigene Wege. Wer in ihnen schöne »Nummern« sucht, lyrische Ergüsse, dramatische, zum Theatralischen hinneigende Steigerungen, der wird von

ihnen enttäuscht werden — daß übrigens dergleichen nicht außerhalb der Grenzen seines Könnens liegt, hat er in anderen kleineren Werken bewiesen. Aber was uns in seinen Oratorien gefangen nimmt, ist der mystische Stimmungszauber, der uns daraus entgegenweht, die überzeugende, glaubenskräftige Empfindung, die darin zu Worte kommt, und eine Tonsprache, die, durchaus modern, sich doch von allen Übertreibungen der Modernität frei hält. Es ist sicher: kein anderer als ein Engländer konnte diese Werke schreiben, in denen ebensoviel von dem weltfremden Ernst des Puritaners wie von seinem religiösen Fanatismus lebt.

Sullivan und Elgar — sie repräsentieren fast die entgegengesetzten Pole des musikalischen Ausdrucksgebiets; sprudelnde Lebensfreude der eine, weltabgewandten Mystizismus der andere — vielleicht bedeuten sie das Alpha und Omega der englischen Musik, die Gebiete, die sich ihr am bereitwilligsten erschließen, auf denen sie sich am heimischsten fühlt. Denn was zwischen ihnen liegt, die große Oper, die Instrumentalmusik, die weltliche Kantate, in allem hat man sich versucht und doch nichts hervorgebracht, was mehr als ein lokales und momentanes Interesse zu erregen vermochte. Opern von Stanford, Goring Thomas u. a. sind auch in Deutschland aufgeführt worden, man konnte ihnen einen Achtungserfolg nicht versagen, aber auch nicht mehr als einen solchen gewähren. Ganz gewaltige Anstrengungen hat man in der Instrumentalmusik gemacht, und hier besonders sind Werke entstanden, die wohl den Vergleich mit der großen Masse dessen, was anderswo dem Publikum geboten wird, aushalten können, ja vielfach durch technische Meisterschaft darüber hinausragen. Aber eines fehlt ihnen allen, jenes letzte und höchste, was dem Talent die Weihe des Genies gibt, das Überzeugungskräftige, das in jedem Ton uns sagt: dieses Werk mußte geschrieben werden und mußte so wie es ist geschrieben werden, weil es der Ausdruck einer überströmenden ganz persönlichen Empfindung ist. Wohl das beste und erfolgreichste, was ich von den obengenannten Künstlern auf instrumentalem Gebiete kenne, sind die skandinavische Sinfonie von Cowen, die schottischen Rhapsodien von Mackenzie und die irländische Sinfonie von Stanford, lauter Werke, in denen man durch Einführung nationaler Melodien und häufige Verwendung gewisser rhythmischer und harmonischer Charakteristiken der Volksmusik eine bestimmte nationale und eigenartige Färbung zu erzielen versuchte. Gerade dadurch aber mußte der Mangel jeder persönlichen Färbung um so bemerkbarer werden. Denn nicht das äußerliche Betonen des Nationalen kann der Musik einen persönlichen Zug geben, sondern umgekehrt: das scharfe Hervortreten des Persönlichen muß das Nationale herauskehren. Webers Musik ist so urdeutsch, weil sie so urweberisch ist, nicht umgekehrt, ebenso wie Rossinis Musik so uritalienisch ist, weil sie so ganz Rossinisch ist.

Es ist nun einmal nicht darüber hinwegzukommen: es fehlt der englischen Musik mit seltenen Ausnahmen jene Wärme des Gefühlsausdrucks, die den Hörer unwiderstehlich packte und ihn über bewundernde Anerkennung hinaus zu freudigem Genuß gelangen ließe. Hier ist der eigentliche Kernpunkt des Problems, und um ihm gerecht zu werden, müßte die Untersuchung von dem Gebiet der Ästhetik in das der Völkerpsychologie hinübergreifen. Denn hier handelt es sich nicht mehr um die Frage der spezifisch

musikalischen Begabung, die den Engländern unbedingt zugesprochen werden muß, sondern um einen Grundzug des Volkscharakters. Wie dieser Zug entstanden ist, darauf getraue ich mich nicht die Antwort zu geben, aber sicher besteht ein enger Zusammenhang zwischen ihm und der vorher geschilderten Tatsache, daß die männlichen Mitglieder der besseren Klassen allmählich die eigene Beschäftigung mit der Musik als unmännlich, weil zu gefühlsmäßig aufgaben. Jene unnahbare Reserviertheit des Engländers, die ihm den Ruf egoistischster Kälte eingebracht hat, findet hier ihren Niederschlag. Man sträubt sich dagegen, der Welt einen Einblick in sein innerstes Empfinden zu gestatten, man will lieber kalt als gefühlsselig erscheinen. Daß es sich hier um eine absichtliche Maskierung handelt, ist jedem klar, der den Engländern näher getreten ist, der sie im eigenen Heim, im Umgang mit ihrer Familie kennen gelernt, der selbst ihre Freundschaft gewonnen hat. Nicht daran liegt es, daß es ihnen an Wärme fehlt, sondern daran, daß es ihnen widerstrebt, ja vielleicht im Laufe der Jahrhunderte unmöglich geworden ist, sie rückhaltlos zu äußern.

Welche Rückwirkung das auf die musikalische Betätigung haben muß, ist leicht ersichtlich. Gerade in der Musik, und besonders da, wo der Komponist der Anregung durch das Wort entbehrt und seine Inspiration allein in sich selbst finden muß, hängt alles davon ab, daß erstens ein starkes Empfinden schaffenskräftig nach künstlerischer Entäußerung verlange, und daß zweitens der Wille da sei, ihm innerhalb der Grenzen künstlerischer Schönheit vollen Ausdruck zu geben. Gerade das aber widerstrebt dem englischen Nationalcharakter, und es ist diese herbe Zurückhaltung, die ihrer Musik den Stempel aufdrückt.

Man sollte nun meinen, daß das im Herzen des englischen Publikums ein sympathisches Echo erwecken würde! Aber gerade das Gegenteil ist der Fall. Zweifellos hat die englische Musik ihren schlimmsten Feind in der Apathie, mit der die eigenen Landsleute ihr begegnen. Jeder Konzertgeber weiß, daß die Ankündigung einer größeren englischen Komposition jedesmal einen fühlbaren Rückschlag auf den Billetverkauf ausübt. Und auch der jeweilige Andrang zu den Aufführungen Elgarscher Werke fällt da nur gering ins Gewicht; der begeisterte Beifall, den sein »Traum des Gerontius« seiner Zeit auf dem Rheinischen Musikfest auslöste, lenkte Aller Augen auf ihn, man hoffte, daß in ihm endlich dem Lande der Meister geschenkt sei, der es für immer von dem Vorwurf musikalischer Sterilität befreien und ihm den so sehnlich erstrebten Platz unter den Sternen erster Größe am musikalischen Firmament erringen werde. Chauvinismus und Geschäftsinteresse haben dann nicht wenig dazu beigetragen, den Elgartaumel hervorzurufen, der einige Jahre das Publikum beherrschte. Aber auch er ist bereits stark im Abebben begriffen, und jedenfalls ist die Tatsache nicht hinwegzuleugnen, daß unter den Vielen, die sich in den letzten zwanzig Jahren in der ernsten Musik versucht haben, Elgar der einzige ist, dessen Werke mit mehr als einem nur platonischen Interesse aufgenommen worden sind.

Nach allem, was ich gesagt habe, wird das kaum überraschen. Ein Geschmack, der sich fast zwei Jahrhunderte lang an bestimmten Idealen gebildet hat, kann sich nicht plötzlich so anders gearteten anpassen. Die Ausschließlich-

keit, mit der man so lange das Fremde gepflegt, mußte das Verſtändnis und den Sinn für das Heimische ertöten. Was ich hier sage, iſt niemandem besser bewußt, als den Engländern selbſt. Mit einem Gefühl der Beschämung gibt man es zu und versucht alles mögliche, ihm entgegenzuarbeiten. Preise für die Förderung beſtimmter Kompositionsgattungen werden ausgesetzt, ein reicher Liebhaber legt eine halbe Million fest, aus deren Zinsen alljährlich Konzerte zur Aufführung neuer englischer Kompositionen gegeben werden sollen, man gründet zahllose Freiſtellen an den Musikschulen — — — was nützt das Alles? Es trifft nicht den Kern der Sache! Zur Liebe kann man keinen zwingen, und was hilft es dem Werber, wenn ihm die Antwort wird: »Sie sehen, ich tue Alles, um meine Abneigung gegen Sie zu überwinden — fassen Sie sich in Geduld!« — Aber die Muse iſt ein empfindsames Geschöpf, und ermunternder Beifall ist der Lebensatem, ohne den sie nicht exiſtieren kann. Wird er der englischen Musik nicht reichlicher als bisher zuteil, so wird ihre Zukunft ganz davon abhängen, ob sie schaffensfreudig und schaffenskräftig genug ist, den Kampf trotz allem fortzusetzen. Die Musikgeschichte hat mehr als ein Beispiel dafür aufzuweisen, daß eine Tonsprache, die, weil sie anders geartet war, lange für rein verſtandesmäßig galt, sich endlich doch durchsetzte und von der Welt das Zugeſtändnis erzwang, daß man sie falsch beurteilt hatte, weil man nicht in ihr Wesen eingedrungen war. Die weitere Entwicklung der englischen Musik wird zeigen, ob der Wunsch gerechtfertigt iſt, daß das auch ihr Geschick sein möge!

Nachrichten und Mitteilungen.

Eine altbuddhiſtische Chronik.

Die Pali Text Society, die den größten Teil der kanonischen Texte des Buddhismus in ihrer alten Geſtalt, in der Palisprache, der Öffentlichkeit übergeben hat, fügt jenen Publikationen neuerdings eine Reihe dankenswerter Übersetzungen hinzu. Mehrere von diesen dürfen auf allgemeines Interesse Anspruch machen. Über eine solche eben erschienene, die des Mahāvaṃsa, der »großen Chronik« von Ceylon, soll hier kurz berichtet werden. Sie ist von Prof. W. Geiger, unter der Beihilfe von Mrs. Bode hergeſtellt.*)

In der Geschichte indologischer Studien ſteht das Bekanntwerden des Mahāvaṃsa an einem wichtigen Punkt. Es war um das erſte Drittel des vergangenen Jahrhunderts: einer Zeit, als aus den Ländern des indischen Kulturkreises die Entdeckungen von immer neuen ſtaunenerregenden Massen literarischer Werke der Wissenschaft zuſtrömten, die des mächtig anwachsenden Stoffes unmöglich Herr werden konnte. Noch hatte die Erforschung der älteſten religiösen Urkunden Indiens, des Veda, überhaupr kaum eingesetzt. Deutschland begann erſt am Werk der Indologie mitzuarbeiten; weit überwiegend lagen diese Forschungen, wie das natürlich war, in englischen Händen. Wenn es noch heute für große Gebiete der altindischen Literatur unmöglich ist, die Entſtehungszeit der einzelnen Texte feſtzuſtellen, Früheres und Späteres zu sondern, so war damals diese Unsicherheit eine weit größere; die Meinungen darüber, wie über jene ungeheuren Vergangenheitsdimensionen zu urteilen sei, von denen die indischen Überlieferungen berichten, waren noch ganz schwankend. Da nun griffen, der Zeit nach eng untereinander benachbart, zwei Entdeckungen erſten Ranges ein. Dem Genius

*) The Mahāvaṃsa or the Great Chronicle of Ceylon, Translated into English by W. Geiger, assisted by M. H. Bode. London 1912.

und Enthusiasmus von James Prinsep gelang die Entzifferung des Schriftcharakters der ältesten indischen Inschriften. Und vor allem durch George Turnour, einen Beamten des ceylonesischen Civil Service, wurde jenes Geschichtswerk zugänglich, mit dem eben wir es hier zu tun haben, der Mahāvaṃsa. Er ist in Pali verfaßt, dem vermutlich aus dem südlichen Teil der vorderindischen Halbinsel stammenden Volksdialekt, in dem die Texte der altbuddhistischen Literatur sich in Ceylon erhalten haben. Das Verständnis des Pali, das sich zum Sanskrit annähernd wie das Italienische zum Lateinischen verhält, war kurz zuvor durch Burnoufs und Lassens Essai sur le Pali (1826) erschlossen. Jetzt machte Turnour ein ebenso umfangreiches wie inhaltvolles Paliwerk in Text und Übersetzung zugänglich. Man kann sagen, daß er so, mit den beiden obengenannten großen Forschern zusammen, zum Begründer der Paliphilologie geworden ist, die sich als ein wichtiger Seitenzweig der Sanskritphilologie entwickelt hat. Jene Inschriften, zu deren Deutung Prinsep den Weg bahnte, und dies große Geschichtswerk erläuterten und ergänzten sich nun auf das Schönste. Die Inschriften sind in Dialekten verfaßt, die dem Pali sehr nahestehen, und sie rühren von einem König her, der sich aus den Erzählungen eben des Mahāvaṃsa als eine Hauptperson hervorhebt: von Asoka, einem Beherrscher fast des ganzen Vorderindien im 3. Jahrhundert vor Chr. Die Inschriften nennen mehrere griechische Monarchen, die gleichzeitig mit Asoka regierten; der Mahavamsa seinerseits berichtet über Asokas Großvater Candragupta, der den griechischen Historikern als Zeitgenosse Alexanders wohlbekannt ist. So ermöglichen diese Quellen im Verein mit einander ein absolut sicheres Urteil über die Zeit, in die wichtige Begebenheiten der politischen Geschichte Indiens und der des alten Buddhismus zu setzen sind; die Unsicherheiten und Fehler der sonstigen indischen Traditionen ließen sich hier ausschalten. Und war einmal ein solcher sicherer Punkt gewonnen, so fiel natürlich von da auf die vorangehenden wie auf die folgenden Perioden des nachvedischen Zeitalters — ja schließlich auch auf die vedische Zeit selbst — ein Licht, das der Forschung erlaubte manch unbestimmtes Wogen schattenhafter Umrisse durch feste Linien zu ersetzen.

Turnours Werk, bei dem ihn bedeutende Persönlichkeiten des buddhistischen Klerus der Insel unterstützten, verdient als Arbeit eines Wegebahners auf einem damals noch unwegsamen Gebiet alle Bewunderung. Den Ansprüchen heutiger Philologie kann es nicht mehr genügen. Unter dem, was geschehen ist, um hier voller Befriedigendes zu bieten, nimmt den ersten Rang die Textausgabe des Mahāvaṃsa ein, die Geiger auf Grund einer stattlichen Anzahl ceylonesischer und hinterindischer Palmblatthandschriften hergestellt hat. Im selben Jahr, wo diese Ausgabe erschien, 1908, beschloß die ceylonesische Regierung auch eine neue Übersetzung des für das Altertum der Insel so unvergleichlich wichtigen Werkes zu veranlassen. Man kann jene Regierung zur Wahl des Übersetzers, die sie getroffen hat, nur lebhaft beglückwünschen. In der Tat ist niemand mit dem Text selbst wie mit der verwandten, zu seiner Erklärung heranzuziehenden Literatur so tief vertraut wie eben Geiger. Ich unternehme es hier nicht, den Verfasser des Mahāvaṃsa, den buddhistischen Mönch Mahānām (um 500 n. Chr.), als Historiker und als Schriftsteller zu charakterisieren. Als ich vor einigen Jahren einen Versuch machte, von Werken indischer Historiographie auch weiteren Kreisen ein Bild zu geben, wählte ich zur Veranschaulichung zwei hervorragende indische Geschichtswerke: neben der kaschmirischen Chronik Rājataranginī eben den Mahāvaṃsa. So darf ich mich auf jene Schilderung beziehen (s. meine Schrift: »Aus dem alten Indien«, Berlin 1910, S. 65 ff.) und mich hier damit begnügen, auch an meinem Teil dem Dank Ausdruck zu geben, den alle an der alten Geschichte Indiens, Ceylons und des Buddhismus Interessierten der kundigen und gewissenhaften Arbeit Geigers schulden.

Göttingen. H. Oldenberg.

Korrespondenz aus Italien.

Die Gründung einer Gesellschaft für philosophische Studien in Turin. — Die Herausgabe des Briefwechsels und der unveröffentlichten Erinnerungen Francesco Crispi's. — „Die Jugendjahre des Grafen von Cavour." — Euripides' „Bacchantinnen" in Padua.

Nachdem andre italienische Städte, so Florenz, vorangegangen sind, ist im April dieses Jahres auch in Turin eine Gesellschaft für philosophische Studien (Circolo di studi filosofici) gegründet worden. Angeregt und befördert haben den Plan: der unermüdliche Giovanni Vidari, ordentlicher

Professor für Moralphilosophie und Vorsitzender der philosophischen Fakultät an der Universität Turin, die Professoren Felice Momigliano und Rodolfo Mondolfo von derselben Universität, der hervorragende Mathematiker Peano und der Dichter Corrado Corradini; dieselben Männer wurden auch in den Vorstand gewählt.

Bestimmung der Gesellschaft ist die Verbreitung und Vertiefung der philosophischen Bildung bei uns. Dieses Ziel werden die Turiner Gelehrten zu erreichen suchen, indem sie zunächst selber Studien und Erörterungen über die das philosophische Bedürfnis heute am meisten erregenden Probleme fördern und hierzu besonders die Arbeit der Mitglieder sachgemäß ordnen, ihre Kräfte zusammenhalten und disziplinieren, gemeinschaftliche Untersuchungen wie Publikationen einzelner Autoren anregen, Originalschriften herausgeben, an Kongressen teilnehmen, öffentliche Vorträge veranstalten. Weiter aber wollen sie auch noch Unternehmungen, die an andern Orten mit dem gleichen Ziel der Verbreitung und Vertiefung philosophischer Bildung unter uns hervortreten sollten, die tatkräftigste Unterstützung zuwenden. Obwohl die Gesellschaft erst im Beginn ihres Daseins steht, ist doch der Stamm ihrer Mitgliederschaft bereits ansehnlich sowohl an Zahl wie an wissenschaftlichem Gewicht, und auch ihre Arbeit ist mannigfaltig und fruchtbar gewesen. So hat Professor Giovanni Vidari über das Thema: »Der moralische und der religiöse Glaube« gesprochen. Er zeigte, daß es in der Tat auch einen moralischen Glauben gibt, betonte die Notwendigkeit, ihn vom religiösen Glauben zu unterscheiden, und stellte die charakteristischen Züge beider einander gegenüber. Er verfocht den Satz, daß »die lebendige Moral sich stützen muß auf die doch unbeweisliche Voraussetzung einer in Wirklichkeit herrschenden idealen Ordnung, der sich der handelnde einzelne Mensch in Selbstentsagung fügt; das religiöse Leben dagegen stützt sich zwar auch auf den Glauben an eine in Wirklichkeit herrschende höchste ideale Ordnung, schließt zugleich aber die Selbstbetätigung des einzelnen handelnden Menschen in seiner besonderen Beziehung zum Universalen in sich ein.«

In anderen Sitzungen sprachen Professor R. Savelli über die Philosophie Benedetto Croce's und Professor Ettore Bignone über Soeren Kierkegaard. Hervorzuheben ist noch, daß nach jedem Vortrag die Mitglieder zu einer freien Diskussion über die vorgebrachten Behauptungen aufgefordert werden, Diskussionen, die sich bisweilen sehr lebhaft durch mehrere Sitzungen hinziehen, wie das nach dem Vortrag von Professor Vidari der Fall war.

Jetzt, im Sommer, bleiben die Arbeiten eine Zeitlang unterbrochen, zum Oktober aber rüstet man sich zu einer noch energischeren Wiederaufnahme. Unter anderm sind wichtige Vorträge angekündigt: von G. Del Vecchio, Professor an der Universität Bologna, über die modernen Strömungen in der Rechtsphilosophie, von Frau Lydie de Pissayewski über Friedrich Nietzsche. Auch die Veröffentlichung eines Berichts wird mit dem nächsten Oktober beginnen.

* * *

Die Herausgabe der Briefe und unveröffentlichter Dokumente Francesco Crispi's, von seinem Neffen E. Palamenghi Crispi im vergangenen Jahre begonnen und mit umsichtiger Rührigkeit geleitet, ist jetzt bis zum dritten Bande gelangt. Im ersten (»Die Tausend«, Mailand 1911) zeigte sich aufs neue in ihrer ganzen Größe die Gestalt des sizilianischen Revolutionärs, wie er von seinem Freiheitstraume ganz berauscht ist und dann umsichtig das Unternehmen Garibaldis anstiftet und vorbereitet. Der zweite (»Auswärtige Politik«, Mailand 1912) zeigte uns dagegen den geschickten und klugen Politiker, der das neue Königreich aus seiner gefährlichen isolierten Lage befreite und auf die Bühne der europäischen Politik führte, indem er es im Dreibund an Deutschland und Österreich anschloß; ein nicht nur für die Geschichte Italiens höchst wichtiger Band. In den reichlichen hier zusammengestellten Briefen, in den Mitteilungen aus dem Tagebuch und in den von dem großen Staatsmann eilig hingeworfenen Noten, gehen Männer und Ereignisse aus ganz Europa an uns vorüber; besonders tritt die Gestalt des Fürsten Bismarck hervor. Von großem Interesse sind die Wechselfälle mancherlei Art, durch die hindurch es zum Abschluß des Dreibundes kam: Crispi's klare Einsicht von der Notwendigkeit eines festen Anschlusses an Deutschland, seine vergeblichen Versuche, Deutschland zu einer antiösterreichischen Politik zu bestimmen — er blieb doch immer der Patriot von ehedem, mit dem Traum

einer völligen Einheit Italiens, auch als die veränderte Lage eine andere politische Orientierung angezeigt erscheinen ließ —, der durchaus unbeugsame Wille Bismarcks, der Crispi zu sich hinüberzuziehen und Italien zum Bundesgenossen Österreichs zu machen wußte. Wichtig sind auch die Enthüllungen über Crispi's Mittelmeerpolitik. Überzeugt, daß unsere Zukunft großenteils von der Herrschaft über das Mittelländische Meer abhing, fühlte er das Bedürfnis, die Eroberung von Tunis durch Frankreich wett zu machen. Er riet zuerst, wenngleich vergeblich, zur Teilnahme Italiens an dem englischen Vorgehen in Ägypten und nahm später, im Jahre 1890, einen seiner alten Pläne, die Eroberung von Tripolis, wieder auf. Auch führte er ihn schon einer raschen Ausführung entgegen, als der Sturz seines Ministeriums am 30. Juni 1891 ihn mitzerstörte

Der kürzlich erschienene Band (Unveröffentlichte Briefwechsel Francesco Crispi's, Rom 1912) wirft auf verschiedene Punkte der Geschichte unseres Parlamentes neues Licht und wird gewiß eifrige Leser finden. Aber auch alten Streit wird er wieder aufrühren besonders über die sogenannte »moralische Frage«, auf die sich die von Felice Cavallotti geführte Opposition vor allem stützte. Die Briefe, von mannigfaltigem Inhalt, gehen von 1860 bis 1900, für einige Jahrgänge reichlich, in andern von spärlicher Zahl. In ihnen kann man die allmähliche Entwicklung des Politikers Crispi verfolgen vom revolutionären Republikaner bis zum konstitutionellen Monarchisten, eine Entwicklung, die ihren Abschluß fand, als Crispi sich von Mazzini trennte und erklärte, er sei Monarchist, weil »die Monarchie uns eint und die Republik uns zerteilt«, und aus Liebe zum Varterlande mit dem König gehen wollte, aber nur »so lange, als der König mit Italien ginge.« Dieser Band, der auch ein kostbares Briefsträußchen zu der unglücklichen bei Aspromonte gescheiterten Unternehmung Garibaldis enthält, wird wie die früheren dazu beitragen, die Gestalt des großen Ministers in ihr rechtes Licht zu stellen; er läßt das Urteil, das allzu schnell vielleicht über ihn gefällt wurde, von neuem nachprüfen.

* * *

Für eine gründliche Kenntnis unserer Geschichte ebenso wichtig ist die neue Veröffentlichung von Professor Francesco Ruffini, Rektor der Universität Turin. In einem auf sorgfältiger Forschung ruhenden reichhaltigen Bande unternimmt er, das Jugendbildnis des größten Ministers des wiederaufstehenden Italiens zu zeichnen, des Grafen Camillo Benso di Cavour (Francesco Ruffini, La giovinezza del Conte di Cavour. Torino 1912).

Cavours politische Arbeit und Verdienste waren ja schon mehrfach, wenn auch nicht immer gründlich, untersucht und dargestellt worden — ein sehr bemerkenswerter Essay ist der Feder Heinrich von Treitschkes zu danken — und zahlreiche Beiträge verschiedenen Wertes hatte noch unlängst die Hundertjahrfeier seiner Geburt gebracht. Aber seine geistige Entwicklung und die Bildung seines Charakters, seine lange, arbeitsvolle Vorbereitung waren noch unbekannt geblieben. Jetzt ist diese Lücke durch Ruffinis Werk ausgefüllt, das sich auf einigen schon bekannten und einer ganzen Reihe ungedruckter und noch nicht verwerteter Dokumente aufbaut. Unter diesen sind vor allem die Briefe Cavours an die Familie des Oheims Jean-Jacques de Sellon in Genf zu nennen Denn schon hier zeigt der zukünftige Minister mitten im Überschwang seiner jugendlichen Träume, was ihn später auszeichnete: den scharfen, umfassenden und sicheren Blick für die Wirklichkeit der Dinge und die doch immer mit einem gesunden praktischen Verstande gepaarte Genialität; den nicht zu stillenden Wissensdurst, der auf Reisen unermüdlich Neues sehen und kennen lernen wollte oder sich leidenschaftlich in lange Erörterungen über politische, religiöse, moralische Fragen einließ; das sichere Selbstgefühl, das ihm die Ausdauer im Verfolg seiner hohen Ziele stärken und zu ihrer Verwirklichung Kraft geben wird. Umsichtig und liebevoll leitet uns Francesco Ruffini in diesen Erinnerungen und Dokumenten, sie scharfsinnig und mit genauester Kenntnis erläuternd. Die Gestalt des jungen Cavour erscheint uns fast in ihrem vollen Leben, und bequem und anziehend läßt sich so seine politische Entwicklung, das Werden und Reifen der Pläne verfolgen, die später dann der Minister kühn und besonnen ins Werk setzen wird.

* * *

Wem die Verbreitung der klassischen Bildung am Herzen liegt und wer, überzeugt von der Lebenskraft der antiken Poesie, nicht wünscht, daß sie ein ausschließlicher Genuß der Gelehrten bleibe oder auch eine Qual

der nur zur Ergründung ihrer Verbalformen und syntaktischen Konstruktionen verdammten Studierenden, sondern daß man sie in ihrer mannigfaltigen unerschöpflichen Schönheit weit und breit kennen lerne und genieße — alle die werden gern von dem kürzlich mit Glück in Padua gemachten Versuch Romagnolis hören. Romagnoli hat eine kleine Gruppe von Studenten, Professoren und gebildeten Frauen zusammengebracht und mit ihnen im Paduaner Verditheater Euripides' »Bacchantinnen« aufgeführt. Ein ganz neuer Versuch ist es nicht, auch anderwärts und in Italien selber schon hat man griechische Dramen dargestellt. Aber zu diesen kam der Zuschauer in derselben Stimmung, mit der man ein Altertümer-Museum betritt, und auch die Veranstalter — im Grunde dem gleichen Vorurteil nachgebend — in der Meinung, das griechische Drama müßte mit gewissenhaftester Treue reproduziert werden, bemühten sich vergeblich um die Genauigkeit aller äußeren Einzelheiten; sie brachten es schließlich doch nur zu einem künstlich zusammengestückten Ganzen. Romagnoli dagegen, überzeugt, daß die das griechische Drama erfüllenden Leidenschaften auch modern sind — denn der Mensch bleibt immer derselbe im Lauf der Jahrhunderte — hat dieses Drama der modernen Bühne anzupassen versucht und hat zunächst als ausgezeichneter Übersetzer, wie man ihn kennt, eine Übertragung geliefert, die nicht mehr die wörtliche Wiedergabe jeder einzelnen Satzwendung ist, sondern vor allem erreichen will, daß der von der alten Tragödie bewirkte Eindruck für den heutigen Zuschauer in dem neuen Gewande gewahrt bleibe. Er hat also unbedenklich dem Text alles genommen, was nebensächlich ist, und anders zu anderen Zeiten, damit nicht der äußerliche Firniß den gesunden und von noch wirkender Lebenskraft erfüllten Kern verhülle.

Romagnolis Versuch ist völlig gelungen, und uns bleibt nur noch zu wünschen, daß diesem ersten weitere mit anderen Dramen noch folgen, nicht nur mit griechischen, sondern auch aus modernen Literaturen; solchen, die jetzt, weder gut übersetzt noch verständig gekürzt, unbeachtet bleiben und von unserm Publikum nicht gekannt.

Turin. G. A. Alfero.

Die Physik in Großbritannien in der ersten Hälfte des Jahres 1912.

Lord Rayleighs Untersuchung der Fresnelschen Reflexionsgesetze. — Sampsons Verfahren zur Berechnung teleskopischer Objektive — Chapmans Untersuchungen zur kinetischen Gastheorie. — Rankines Methode zur Vergleichung der Viscosität von Gasen. — Ashworths Beobachtungen über Rückstandsmagnetismus. — Harker und Kayes Untersuchungen über die Ausstrahlung von Elektrizität aus Kohle. — Frequenz der Spektrallinien. — Wilsons Untersuchungen über den Ursprung der Reihen. — Professor Osborne Reynolds Tod.

Lord Rayleigh hat seine Versuche vor kurzem der Genauigkeit der Fresnelschen Reflexionsgesetze zugewandt. Nach Jamins Untersuchungen stand es fest, daß diese Gesetze der Genauigkeit sehr nahekommen, aber ein erhebliches Interesse knüpfte sich an die Frage, ob in der Wirklichkeit eine leichte Abweichung von ihnen vorkäme oder nicht. Wenn das Licht rechtwinklig zur Einfallebene auf einen Körper polarisiert wird und in einem partikularen Winkel einfällt, würde nach Fresnel kein reflektierter Lichtstrahl vorhanden sein. In Wirklichkeit ist es unmöglich, dies Verschwinden der Reflexion zu erreichen, wenn sie auch durch vollständiges Glätten der reflektierenden Oberfläche vermindert werden kann. Bei Rayleighs neuen Versuchen, bei denen er eine Diamantoberfläche benutzte, war die Höhe der Reflexion geringer als bei früheren Experimenten; der Unterschied war eine Folge der Methode des Glättens. Nachdem man sie mit einer Säure geglättet und dann mit Wasser geprüft hatte, wurden die Oberflächen einfach durch wiederholten Druck auf eine Asbestplatte getrocknet, die vorher in der Lötrohrflamme geglüht worden war. Diese Methode zeitigte viel bessere Ergebnisse, als man mit abgewischten Oberflächen erhalten hatte. Eine andere Abweichung von Fresnels Gesetzen kann man beobachten, wenn man ein Stück Spiegelglas in eine Flüssigkeit von gleichem Index eintaucht. Unter solchen Umständen müßte eine Reflexion bei allen Einfallswinkeln verschwinden. Lord Rayleigh findet, daß dies nicht zutrifft. Die Gründe dieser Unstimmigkeiten sind noch unentschieden. Sie können herstammen von einem Häutchen auf dem Glas oder dem Diamanten, das entweder durch eine Verunreinigung oder durch die unvermeidlichen Unterschiede veranlaßt ist, die in der Nähe der Oberfläche eines festen oder flüssigen Körpers vorkommen müssen. Das Vorkommen eines solchen Häutchens erklärt die Erscheinung sicher zum Teil richtig, aber es ist zweifelhaft, ob

diese Erklärung für alle Fälle ausreicht. Oder die Anomalien können vielleicht wieder mit der Tatsache im Zusammenhang stehen, daß wenigstens eins von den Medien Licht zerstreut. Gewisse Mechanismen der Dispersion weichen von Fresnels Gesetzen ab.

In letzter Zeit hat der königliche Astronom für Schottland Herr R. A. Sampson bei der Berechnung teleskopischer Objektive einen großen Fortschritt gemacht. Wenn bisher Abweichungen dritter Ordnung mit einbegriffen sein sollten, mußte man immer trigonometrische Berechnungen anwenden, d. h., die Wege der verschiedenen Strahlen wurden genau berechnet durch Anwendung des Refraktionsgesetzes bei jeder ablenkenden Oberfläche in dem Objektiv. Dieses Verfahren ist äußerst unbequem. Sampson hat jetzt gezeigt, daß dasselbe Ergebnis unter Aufwendung eines kleinen Bruchteils an Zeit und Arbeit erreicht werden kann. Er weist nach, daß die Abweichungskoeffizienten sieben Relationen entsprechen, von denen vier die wohlbekannte Petzvalsche Formel enthalten, deren Verschwinden bekannt ist als die Bedingung für die Abwesenheit von Krümmungen des Gesichtsfeldes in Systemen, die Punktbilder von Punkten geben. Sampsons Forschung ist sicherlich für die Bezeichnung von teleskopischen Systemen sehr wertvoll und in hohem Grade instruktiv als theoretisches Forschungsmittel.

Herr S. Chapman, der Chief Assistant am königlichen Observatorium zu Greenwich, hat seine Untersuchungen der kinetischen Gastheorie so weit ausgedehnt, daß man mit dem Vorhandensein von Kräften zwischen Gasmolekülen rechnen muß, Kräften, die irgendeinem Gesetz der Variation entsprechen. Manche von den Ergebnissen verlangen eine Kenntnis des Kraftgesetzes; aber bemerkenswert ist, daß manche der Beziehungen zwischen den physikalischen Eigenschaften des Gases sich als richtig erweisen, wie auch immer dieses Gesetz sein mag. Maxwell hatte gezeigt, daß, wenn es sich um eine Repulsivkraft handelt, die sich im umgekehrten Verhältnis zu dem fünften Wert der Entfernung zwischen zwei Molekülen ändert, die Wärmeleitungsfähigkeit des Gases das Zweieinhalbfache des Produkts der Viscosität und der spezifischen Wärme bei konstantem Volumen ist. Aber wie sich jetzt zeigt, ist dieses Ergebnis in gewissen Grenzen von dem besonderen angenommenen Gesetze unabhängig; und in Übereinstimmung damit zeigen Schwarzes Versuche am Argon und Helium, daß diese einatomigen Gase sich dieser Beziehung sehr eng anschließen. Viele andere von Chapman erzielte Ergebnisse zeigen die Bedeutung seiner Arbeit, wenn auch seine Abhandlung nicht das letzte Wort über den Gegenstand gesagt haben will.

In Zusammenhang mit der Viscosität wollen wir erwähnen, daß Dr. A O. Rankines geistreiche, aber einfache Methode, die Viscosität von Gasen zu vergleichen, ihn in den Stand gesetzt hat, konstante Werte für viele Gase zu erhalten, und eine Änderung der Methode hat für zwei so verschiedene Körper wie Chlor und Brom Werte geliefert.

Einige Beobachtungen von Dr. J. R. Ashworth über Rückstandmagnetismus sind von theoretischer Wichtigkeit. Wenn lange Magnete genommen und wiederholt über einen gegebenen Temperaturgrad erhitzt und abgekühlt werden, so steigt und fällt die magnetische Intensität regelmäßig und im allgemeinen ohne Hysteresis. Der Temperaturkoeffizient des Wechsels kennzeichnet unter diesen Umständen das Material des Magneten. Diese Versuche beweisen, daß die charakteristischen Temperaturkoeffizienten der magnetischen Intensität reiner ausgeglühter ferromagnetischer Elemente in entsprechenden Zuständen der absoluten kritischen Temperatur umgekehrt proportional sind. Unter der kritischen Temperatur in dieser Feststellung versteht man die Temperatur, bei der der Magnet seinen ganzen Rückstandsmagnetismus verliert, und unter dem Ausdruck entsprechende Zustände versteht man Temperaturen, die denselben Bruchteil der absoluten kritischen Temperatur der verschiedenen Materialien haben. Da nach Curie die Intensität bei Temperaturen über den kritischen im umgekehrten Verhältnis zur absoluten Temperatur variiert, so folgt, daß es eine Analogie gibt zwischen dem Verhalten von Magneten und der Variation in der Dichtigkeit von Körpern bei dem Übergang aus dem flüssigen in den gasförmigen Zustand längs der kritischen Isotherme.

Eine Untersuchung von Dr. J. A. Harker und Dr. G. W. C. Kaye über die Ausstrahlung von Elektrizität aus Kohle bei hohen Temperaturen ist von sehr großem Interesse. Eine der beobachteten Erscheinungen ist die Erzeugung eines schnell vorübergehenden elektrischen Stromes zwischen zwei getrennten Kohlen, deren eine in einem Ofen bei hoher Temperatur erhalten wird, während die andere

abwechselnd erhitzt und abgekühlt wird, indem man sie in der heißen Ofengegend oder außerhalb bewegt. Der höchste so erhaltene Strom hatte fast zwei Ampère. Die Kohlen wurden natürlich äußerlich verbunden, aber eine äußere elektromotorische Kraft wurde nicht bei ihnen angewandt. Durch eine passende Einrichtung könnte so ein Wechselstrom erhalten werden.

Wenn das Spektrum einer Substanz, deren Licht ein Linienspektrum bildet, geprüft wird, so findet man, daß die Frequenzen, welche vielen der Linien entsprechen, durch ein einfaches Gesetz mit einander verknüpft werden. So finden wir beim Hydrogen die Beziehung $n = N\left(\frac{1}{4} - \frac{1}{m^2}\right)$, wo n die Frequenz einer Linie, N eine konstante Größe ist, und die verschiedenen Werte von n erhalten werden, indem man m = 3, 4, 5, 6 usw. setzt.

Über den Ursprung dieser Reihen ist viel geschrieben worden. Professor H. A. Wilson aus Montreal hat vor kurzem gezeigt, daß, wenn ein Atom aus einer Kugel positiver Elektrizität besteht, in der negative Teilchen (Elektronen) sich schnell herumdrehen — eine von Lord Kelvin eingeführte Annahme zur Erklärung des Zeeman-Effekts, der auch Sir J. J. Thomson und andere zugestimmt haben — nur eine Periode eine bestimmbare Bedeutung haben kann. Diese Tatsache muß zur Erklärung des Ursprungs der zahlreichen Linien der meisten Spektra herangezogen werden. Sie steht in direktem Widerspruch mit Erklärungen, wie sie W. Ritz vorgebracht hat.

Durch Professor Osborne Reynolds Tod im Februar hat Großbritannien einen Mann verloren, der, bis die Krankheit der letzten Jahre ihn ergriff, in der Erforschung physikalischer Probleme der Ingenieurwissenschaft eine bedeutende Rolle spielte. Dem Physiker ist er am besten bekannt durch seine zusammen mit Mr. Morby festgesetzte Bestimmung des gemeinen Wertes der Kalorie zwischen 0° und 100° C. Die Ergebnisse dieser Untersuchung stellen noch die genaueste, bisher gegebene Bestimmung dieser wichtigen konstanten Größe dar. Seine Untersuchungen über die Bewegung von Flüssigkeiten in Kapillarröhren und über das Aufschichten von Körpern sind ebenso genial ausgeführt. Als Ingenieur steht er durch seine Versuche und Experimente über das Ölen an erster Stelle. Er war in Belfast im Jahre 1842 geboren.

A. W. Porter.

Das Deutsche Museum in München.

Wer in jüngster Zeit über die Doppelbrücke der Isar, die Ludwigsbrücke, des öfteren geschritten ist, wird mit Staunen bemerkt haben, wie sich von Woche zu Woche der Riesenleib des Eisenbetonbaues des Deutschen Museums auf der Kohleninsel, der gewaltigsten Architektur dieser Art in der Welt, die nach dem Entwurfe des Prof. Gabriel von Seidl unter Oberleitung des Architekten Gelius ausgeführt wird, gedehnt hat. Ein Blick auf das Modell des Neubaues belehrt freilich, daß es noch gar viel zu schaffen gibt, bis das imposante Werk zu seinem Ende gediehen ist. Unberührt ist noch der große Plan zwischen dem Modellpavillon und dem seiner Vollendung rüstig entgegenschreitenden Ausstellungspalast, jener Platz, auf dem sich in der Folge das Gebäude der technischen Wissenschaft, der aktuellen geistigen Arbeiten und Studien erheben wird. Von seinem Schwesterbau ist es durch einen großen Vorhof getrennt mit Ausnahme der Flanken an der kleinen und großen Isar, längs denen Nebengebäude ihren Raum finden werden. Von der Ludwigsbrücke gesehen, wird das Studiengebäude den vorderen, das Ausstellungsgebäude den rückwärtigen Teil der Insel bedecken.

Das fünf Stockwerke hohe Ausstellungsgebäude hat quadratische Grundform mit je 100 m Seitenlänge. An der Ost- und Westseite sind Saalbauten bereits hergestellt, zwischen denen auf einem derzeit noch freien Raume drei hohe Hallenbauten Platz finden werden, die mittlere für die großen Objekte der Luftschiffahrt. In den stockwerkartig gegliederten Sälen werden schwerere Gegenstände, Maschinen, Bergbaueinrichtungen usw. in dem Erdgeschosse, die leichteren in den oberen Etagen untergebracht werden. Bis unter das Dach, das infolge der enormen Tragfähigkeit des Eisenbetons jener Verspreizungen entbehrt, die sonst Dachstühle erfordern, wird der Raum vollständig für seinen Zweck ausgenützt werden können. Überall werden die Materien technischer Betriebe logisch so angeordnet werden, daß die Verarbeitung vom Rohstoff bis zur höchsten Vollendung aufgezeigt wird. So wird im Erdgeschoß des Ostbaues der Betrieb des Bergbaues vorgeführt werden, auch der früherer Zeiten in den Ländern ältester Kultur per Menschheit. In der Hauptfront des Ausstellungsgebäudes ist die architektonische Ausstattung des Ehrensaals bereits vollendet.

Durch zwei Geschosse emporreichend, wird diese Walhalla zur Aufnahme von Büften, Reliefs und Inschriften dienen, welche das Andenken an verdiente Männer der Naturwissenschaften und der technischen Wissenschaften feſthalten. Über dem Ehrensaal wird gegenwärtig an einem 27 m hohen Aufbau gearbeitet, worin die Entwicklung der aſtronomischen Wissenschaften von den älteſten Zeiten bis heute vorgeführt wird. Durch diese Bekrönung über dem Hauptportal sowie durch je einen Turm an den Enden rechts und links gewinnt diese gegen die Ludwigsbrücke gerichtete Seite des Baues ihre dominierende Bedeutung als Hauptfront. Ganz eigenartig wirken die von unten bis oben in den Seitentürmen hergeſtellten freischwebenden Schneckenſtiegen.

Zum erſten Male erscheint an dem Bau des Museums der Versuch gemacht, eine eigenartige Stilgattung für das Material, den Eisenbeton, zum Ausdruck zu bringen. Um außerhalb des Nützlichkeitszwecks dem künſtlerischen Geschmack Konzessionen zu machen, wurden die Saaltrakte gegen die Hallenbauten der Mitte terrassenförmig abgeſtuft und nach Süden ein luftiger Vorbau mit ionischer Säulengliederung hergeſtellt. Der Hauptturm im Südweſten des Baues iſt bereits auf seine Höhe (67 m) gebracht. In ihm werden Experimente aller Art (drahtlose Telegraphie usw.) vorgenommen werden. Die Fassaden wurden allenthalben mit einer Masse belegt, die aus gequetschtem Isarkies und Bimsſtein gewonnen wurde; dies aus dem Grunde, um den als guten Wärmeleiter der Kälte und Wärme zu sehr ausgesetzten Beton zu immunisieren und zugleich eine gefällige, dem Gesamtbild des Baues angepaßte rosa-gelbliche Färbung der Außenmauern zu gewinnen. Gegenwärtig wird eifrigſt an der Fundierung der Mittelhallen des Ausſtellungsgebäudes gearbeitet. Rammpfähle von 10 m Länge aus Beton in eiserner Umhüllung werden durch einen drei Tonnen schweren »Bären« in den Boden geschlagen.

Die derzeit im alten Nationalmuseum und in der ehemaligen Isarkaserne (Zweibrückenſtraße) vorläufig untergebrachten Sammlungen mehren sich fortwährend durch wertvolle Spenden von naturwissenschaftlichen und technischen Objekten. Während des heurigen Jahres wurde u. a. die Gruppe »Kriegsschiffe« durch zwei von Friedrich Krupp v. Bohlen geſtiftete, auf der Kieler Germania-Werft verfertigte Modelle des erſten in Deutschland gebauten Unterseebootes bereichert. Auf Tafeln iſt deutlich vorgeführt, wie ein Unterseeboot sich dem Panzer nähert, den Torpedo lanciert, die Wirkung des Schusses beobachtet und flüchtet. Die Porträtsammlung verdienter Männer erfuhr eine wesentliche Bereicherung durch die Zuwendung von 1600 Porträten der berühmteſten Botaniker aller Zeiten durch Geheimrat Dr. Kraus in Würzburg. In der Gruppe »Zentralheizung« bildet das Modell der für den Museums-Neubau projektierten Heizung und Lüftung, gespendet vom Verband deutscher Zentralheizungs-Induſtrieller, eine sehenswerte Neuerwerbung. Für die Abteilung »Musikinſtrumente« spendete Wilh. Heyer (Köln) eine wertvolle Sammlung von Nachbildungen alter Holzblasinſtrumente und zwei Klaviere von Streicher (1825) und J. C. Dietz (1821), die Firma Karl A. Pfeiffer (Stuttgart) eine kleine Orgel aus dem 18. Jahrhundert, ein Pianino aus dem Anfang des 19 Jahrhunderts und ein Klavichord, die Firma Schiedmayer (Stuttgart) ein altes Harmonium mit äußerſt interessantem automatischem Spielapparat. Auch die Gruppen »Baumaterialien«, »Holzbearbeitung« und »Gärungsgewerbe« wurden durch beachtenswerte Spenden gemehrt. Einen besonders regen Besuch von Schauluſtigen weisen die der »Luftschiffahrt« (Zweibrückenſtraße) zugewiesenen Räume auf. In lückenloser Reihe iſt hier die Geschichte derselben von ihren Anfängen bis zu den Leiſtungen des heutigen Tags vertreten. Demnächſt wird der Gruppe »Dampfmaschinen« eine wertvolle Bereicherung durch die Nachbildung des im South Kensington-Museum in London befindlichen Originals der Dampfmaschine von James Watt zuteil werden. Sie wird soeben in den Werkſtätten der bayerischen Eisenbahnverwaltung hergeſtellt. Die große Menge von Zuwendungen von seiten wissenschaftlicher Inſtitute und technischer Behörden sowie zahlreicher opferwilliger Firmen und Privater gibt schon jetzt der Vermutung Raum, daß selbſt die mächtigen Säle und Hallen des Museums-Neubaues seinerzeit für die Unterbringung der Fülle von Objekten nicht ausreichen dürften. Bei einer vor kurzem abgehaltenen Sitzung der Museumsleitung gab der Protektor des großzügigen Inſtituts, Prinz Ludwig von Bayern, dieser Befürchtung Ausdruck.

Karl Fuchs.

Internationale Monatsschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Max Cornicelius, Berlin, Zimmerstr. 36

Bezugspreis bei sämtlichen Postanstalten in Deutschland vierteljährlich 3 Mark; bei direktem Bezuge durch Streifband in den Ländern des Weltpostverkehrs 4 Mark. Einzelnummern kosten 1 Mark.

7. Jahrgang, Nr. 2
November 1912

Insertionspreis für die zweigespaltene Nonpareillezeile 50 Pf. — Inseraten-Annahme bei den Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. in Berlin und den größeren Städten Deutschlands u. der Schweiz

Für die Redaktion verantwortlich: Wilhelm Paszkowski, Berlin.
Verlag von August Scherl in Berlin SW. 68, Zimmerstraße Nr. 36-41.

Die Entwicklungsfreiheit der amerikanischen Wissenschaft.

Von
Paul S. Reinsch.

Die Freiheit des geiftigen Lebens hängt wie von inneren so auch von äußeren Bedingungen ab, und unter letzteren kann man wieder unterscheiden zwischen solchen, die direkt und bewußt auf das Geiftesleben einwirken, und anderen, die durch ihre bloße Exiftenz für alle sozialen Interessen und Betätigungen beftimmend sind. Es ift interessant zu beobachten, wie sich in einem neuen Lande, wo die praktische Beherrschung der Naturmächte das bedeutendfte Problem darftellt, wo der menschliche Geift noch nicht alle Erscheinungen des Lebens in ein geschlossenes Syftem eingereiht hat, das rein geiftige und wissenschaftliche Streben zu den mit der Nutzbarmachung eines Kontinents beschäftigten Tätigkeiten ftellt, und wie es wiederum von ihnen beeinflußt wird. So wollen wir versuchen, einen Überblick über die Beziehungen der Wissenschaft zum Leben in den Vereinigten Staaten zu erlangen und eine Vorftellung davon, in welchem Grade die Bewegungs- und Entwicklungsfreiheit des geiftigen Lebens durch die soziale Umgebung gefördert wird.

I.

Über die Lehrfreiheit im engeren Sinne in Amerika kann man sagen, daß sie ganz allgemein von der öffentlichen Meinung anerkannt und im Einzelfalle vom Gelehrtenberufe selber mit der nötigen Energie gefordert wird. Es sind nur selten und vereinzelt Fälle vorgekommen, in denen der Verdacht vorlag, daß man einem Hochschullehrer seiner Meinungen wegen Schwierigkeiten machen wollte. So hat es sich manchmal an kleineren Universitäten der entlegeneren Staaten ereignet, daß durch Einmischung der Politik in die Lehrverhältnisse einzelne Lehrer einen Zwang zu erleiden hatten. Dieser primitive Zuftand liegt jetzt aber schon ziemlich in der Vergangenheit; die vereinzelten Fälle gaben Anlaß zu energischen Proteften, die den betreffenden Behörden zur heilsamen Lehre gereichten. In größeren Universitäten — Anftalten, die diesen Namen wirklich verdienen — sind solche Fälle höchft selten vorgekommen. Auch hat man von seiten der Verwaltungen nie das Recht beansprucht, den Charakter der

Lehren zu bestimmen, und sich aufs stärkste dagegen verwahrt, die Meinungsfreiheit unterdrücken zu wollen. Aber nichtsdestoweniger hat es den betreffenden Anstalten zu großem Schaden gereicht, wenn auch nur für kurze Zeit der Verdacht sich bilden konnte, daß in ihnen eine Zensur geübt werde.

So wird das Kleinod der Lehrfreiheit nicht nur vom Lehrberuf einmütig gegen Angriffe verteidigt, sondern es hat sich auch schon in der öffentlichen Meinung im ganzen die richtige Ansicht hierüber ausgebildet. Der höhere Lehrstand würde aufs stärkste reagieren gegen Eingriffe in dieses für die Wissenschaft so unumgänglich nötige Recht, so daß eine Anstalt, an der die einzelnen Forscher sich nicht frei fühlten, ihre guten Lehrkräfte verlieren und nicht imstande sein würde, tüchtige neue anzuziehen.

Es ist hier von besonderer Bedeutung, daß in allen größeren Universitäten sowie auch in den meisten der kleineren Anstalten, die diesen Namen tragen, die Fakultäten selbst bei Neuernennungen mitwirken. In den amerikanischen Universitäten ist nicht der einzelne Professor, sondern das »Department« (die Studiengruppe) die Einheit, aus der das Universitätssystem besteht. Soll nun eine neue Lehrkraft angeworben werden, so wird sich in normalen Fällen der Präsident der Universität zuerst von den Professoren, die in dem betreffenden Fach arbeiten, einen Vorschlag machen lassen; er wird von diesem Vorschlag ohne die triftigsten Gründe nicht absehen und auch dann nur, wenn er selbst einen Mann vorschlagen kann, der in jeder Hinsicht die Achtung und das Wohlwollen seiner näheren Kollegen genießt. Die regierende Behörde der Universität, die »Trustees«, mischen sich nicht in Fragen der Ernennung ein, es sei denn, daß in einem gewissen »Department« ganz abnorme Verhältnisse vorliegen. Auf diese Weise steht es ganz bei den Männern der Wissenschaft selber, die wissenschaftliche Auslese unter den Forschern zu bestimmen, und solange sie sich in diesem wichtigen Unternehmen ihrer Pflichten bewußt sind, wird ihnen auch diese Befugnis nicht geschmälert werden. Eine Universität, in der Ernennungen aus anderen Rücksichten erfolgten als auf dem Fundament des Urteils der wissenschaftlichen Fachgenossen, würde sich selbst ihre Zukunft verbauen.

Die Carnegie-Institution zur Hebung des Lehrwesens, welche ein Pensionssystem der Hochschullehrer darstellt, hat sich ebenfalls entschieden in den Dienst der Lehrfreiheit gestellt. Wird irgendwo Anlaß gegeben, Angriffe auf die Lehrfreiheit zu vermuten, so läßt diese Anstalt den Fall sofort durch unparteiische Männer untersuchen und erstattet darüber Bericht, so daß die öffentliche Meinung sich über den Sachverhalt belehren kann.

Wenn man aber auf die Freiheit der Forschung und des wissenschaftlichen Unterrichts so stark dringt, so erwartet man andererseits von den Professoren, daß sie sich ihrer repräsentativen Stellung bewußt seien. Nicht als einzelne mit persönlichen Wünschen und Bestrebungen stehen sie vor dem Publikum, sondern als Vertreter einer Wissenschaft. Die Zeitungen, die sich zwar im ganzen sehr bereit gezeigt haben, die Geistesfreiheit zu unterstützen, werden namentlich in den großen Städten durch ihren Neuigkeitsdrang veranlaßt, dem Publikum gern eigenartige oder bizarre Äußerungen von Professoren aufzutischen. Ein Mann, der dieser Berichterstattung verfällt, ist zu bedauern, wenn anders er nicht selbst nach Reklame dürstet. Die Furcht, so ins grelle

Licht gezogen zu werden, hat vielleicht manche Gelehrte bewogen, den Ausdruck ihrer persönlichen Ansichten abzuschwächen.

Eine andere Beschränkung der Lehrtätigkeit ist darin zu sehen, daß in der wissenschaftlichen Arbeit direkte Stellungnahme für oder gegen irgend welche Religion oder politische Partei nicht ganz statthaft ist. In den Staatsuniversitäten, bei denen strenge Unparteilichkeit in dieser Hinsicht durchgeführt werden muß, ist solche der Propaganda ähnliche Stellungnahme sogar verboten. Es wäre aber ein Mißverständnis, wollte man glauben, daß hierdurch religiöse und politische Fragen vom Lehrgange ausgeschlossen seien; ganz im Gegenteil, man beschäftigt sich sehr eingehend namentlich mit der Politik der Gegenwart. Es wird nur von einem Gelehrten erwartet, welcher Partei er auch als Bürger angehören mag, daß er seine Lehrstellung nicht zu Parteizwecken oder auch zum einseitigen Ausdruck politischer Meinungen gebrauche. Ein Mann, der gern von der Leber weg spricht, mag sich hierdurch manchmal etwas beengt fühlen, aber vielleicht ist dieses Organ doch nicht der geeignetste Führer in wissenschaftlichen Dingen. Solange man sich an den kritischen Verstand hält, braucht man als Gelehrter nichts zu befürchten.

II.

Die wissenschaftliche und die Lehrtätigkeit können ja in keinem Lande ganz dem Einflusse entrinnen, den die fundamentale Verfassung der Gesellschaft auf sie ausübt. Die Forschung sollte ganz voraussetzungslos sein, aber, wie Mommsen sagt, ist das ein ideales Ziel, in der Wirklichkeit nicht erreichbar, da eben Zivilisation überhaupt ohne Voraussetzung ganz undenkbar ist. Religiöse, politische, soziale Überzeugungen werden immer mitwirken, solange der Verstand sich nicht ganz vom Willen und der Menschennatur ablösen kann und irgendwo ein abstraktes Dasein zu führen anfängt. Dies bezieht sich aber nicht auf die Darstellung von Tatsachen, sondern nur auf ihre Wertung und Interpretation. Man besteht vielleicht in Amerika stärker auf Voraussetzungslosigkeit der Forschung und der Lehre als in Europa. In unserer Gesellschaft sind so viele verschiedene Traditionen, Gefühle und Regungen vertreten, daß die nationale Voraussetzung sich noch nicht so klar ausgebildet hat und man auch von engeren Voraussetzungen einen Gelehrten so viel wie möglich frei sehen will. Das amerikanische Ideal der Lehrtätigkeit könnte man sich ungefähr so vorstellen, daß man vor allem auf eine richtige Erkennung und Darstellung der Tatsachen dringt, auf klaren Blick und Wahrhaftigkeit der Aussage. Und daß man weiter dann vom Hochschullehrer erwartet, er werde seinen Studierenden klar machen, woraus das wirklich Fundamentale, allgemein Angenommene in einer Wissenschaft besteht, ihnen aber, wenn er seine eigenen Deutungen und Wertungen von Theorien und Tatsachen vorträgt, ausdrücklich freigeben, ob sie ihm darin folgen oder auf ihre eigene Art zu anderen Schlüssen gelangen wollen.

In diesem Sinne ist auch, um einen Ausdruck Mommsens zu gebrauchen, die amerikanische Universität ein Fechtboden des Geistes. Bisher ist zwar bei uns die Persönlichkeit des Lehrenden im ganzen nicht so stark hervorgetreten, wie das auf den deutschen Universitäten der Fall ist. Unsere ganze Universitätsverfassung dringt mehr auf Zusammenwirken als auf Kampf und Opposition. Man ist im Ausdruck von Meinungen mehr un-

persönlich, vielleicht manchmal zu neutral, aber doch wird es gewürdigt sowohl von Studierenden als in der Gelehrtenwelt selbſt, wenn ein Mann bereit iſt, positiv Stellung zu nehmen und diese auf geniale Art zu verteidigen, solange er nur dabei von den wissenschaftlichen Grundlagen sich nicht losreißt. Aber wir wollen uns hier ja nicht mit der Lehrfreiheit im engeren Sinne beschäftigen, sondern nur mit der Entwicklungsfreiheit der amerikanischen Wissenschaft, sowohl vom Gesichtspunkte ihrer inneren Beschaffenheit und ihrer Beſtrebungen wie der äußeren Lebensbedingungen, unter denen sie zu arbeiten hat. Das letztere bringt uns nun wieder auf das soziale und politische Milieu der amerikanischen Wissenschaft zurück. Iſt der Einfluß der allgemeinen sozialen und politischen Umgebung, der demokratischen Volksverfassung in Amerika der Wissenschaft hinderlich, oder fördert er sie? Von diesen Bedingungen hängen ja alle höheren Lehranſtalten ab; denn auch die großen Universitäten der Oſtſtaaten, die mit Privatmitteln so liberal ausgeſtattet sind, können sich diesen Einflüssen doch nicht entziehen. Ganz besonders aber gilt das von den Staatsuniversitäten, die sich in den letzten Jahrzehnten eines so hervorragenden Aufschwungs erfreut haben. Die bedeutendſten unter ihnen, Michigan, Illinois, Wisconsin, Minnesota, Iowa, Nebraska, California, sowie auch in zweiter Linie Ohio, Indiana, Kansas, Colorado, Washington, Texas und sodann die kleineren Staatsanstalten in faſt allen übrigen Staaten sind unserer Beachtung besonders wert, da sie das Experiment darſtellen, die Mittel eines volkstümlichen Staates zu den höchſten wissenschaftlichen und Erziehungszwecken zu verwenden. Die meiſten dieser Anſtalten haben keinen ſtändigen Fonds, sondern sind ganz von den Bewilligungen der Staatslegislaturen abhängig. In einzelnen Fällen allerdings sind ihnen große Länderkomplexe verblieben, die ſtetig im Werte ſteigen und sie zu den reichſten Universitäten der Welt machen werden. Aber im allgemeinen iſt man vom guten Willen des Volkes, ausgedrückt im Gesetzgebungskörper, abhängig. Es scheint dies auf den erſten Blick eine sehr unsichere Grundlage für eine weitsichtige Entwicklung der Wissenschaften; wenn man im März und April eines jeden Jahres sich sagen muß: die ganze Arbeit dieser Universität hängt davon ab, was die zwei- bis dreihundert Handelsleute, Farmer, Doktoren und Advokaten, die dort das Volk vertreten, beschließen mögen, so kann man leicht um die Zukunft eines solchen Unternehmens besorgt werden. Es sieht auch manchmal recht düster aus, wenn zu solchen Zeiten die Staatsuniversität von allen möglichen Interessen angegriffen wird; aber es erfolgt dann ganz gewöhnlich auf eine durchaus erfreuliche Weise ein Dénouement, indem der Staatsuniversität die nötigen Mittel für ihre Arbeit bewilligt werden. So sind in den letzten Jahren für einzelne Universitäten Budgets von sechs bis zehn Millionen Mark für das Jahr von den Legislaturen sanktioniert worden.

Es iſt allerdings nicht zu leugnen, daß die Staatsuniversitäten trotzdem immer in Gefahr sind, von der Macht der öffentlichen Meinung nicht gefördert, sondern eingeengt zu werden. Präsident Shurman von der Cornell-Universität hat dies in den folgenden Worten ausgedrückt: »Die Endprobe wird sein, ob das Volk eines Staates einerseits sich beſteuern wird, um die Staatsuniversität zu unterhalten, andrer-

seits aber sich die Selbstversagung auferlegen, dieser Anstalt eine freie Entwicklung zu gewähren, so daß sie ihre Mitglieder ihren eigenen geistigen Normen gemäß ernennen kann, und diese Mitglieder, so erlesen, gänzlich frei sind, zu forschen, sowie zu lehren, was sie für wahr halten.«

In einer der bedeutendsten Staatsuniversitäten kam diese Sache im Jahre 1894 zur Verhandlung. Es wurde damals in der Universität von Wisconsin gegen einen Professor der Nationalökonomie Klage geführt auf Grund der Angabe, seine Lehren wären sozialistisch. Der Verwaltungsrat der Universität (Board of Regents) gab bei dieser Gelegenheit eine Erklärung ab, die zu der von Präsident Shurman später aufgeworfenen Frage in einer so weisen Art Stellung nimmt, daß dieser Ausspruch wohl als ein Palladium der Lehrfreiheit auf amerikanischen Staatsuniversitäten angesehen werden kann. Der Beschluß dieser Behörde lautete wie folgt:

»Zweifellos sind von Professoren Dinge geschrieben worden, zu denen viele gute Leute nicht ja sagen würden. Wir dürfen aber die Tatsache nicht übersehen, daß viele jetzt allgemein angenommene Grundsätze noch vor kurzem für phantastisch, unpraktisch und schädlich galten. Als Regenten einer Universität, die von zwei Millionen über die großen Fragen der Jetztzeit sehr verschieden urteilenden Menschen unterhalten wird, könnten wir durchaus nicht daran denken, einen Hochschullehrer zu entlassen oder auch nur zu rügen, weil seine Ansichten manchem phantastisch erscheinen mögen. Täten wir dies, so würden wir damit sagen, daß ein Professor nur das von allen als wahr Angenommene lehren dürfe, und der Lehrgang würde auf diese Weise sehr beengt werden. Mögen anderwärts Begrenzungen der Forschung bestehen, wir unsererseits glauben, daß die Universität von Wisconsin immer jenes beständige und furchtlose Erwägen und Forschen begünstigen solle, durch welches allein die Wahrheit gefunden werden kann.«

Es sind nun gerade die Lehren in den Sozialwissenschaften, die einem eventuellen Zusammenstoß mit der öffentlichen Meinung ausgesetzt sind; insofern sie sich den herrschenden Ideen nicht anpassen, werden sie zuweilen auf dem Kampfesfuß stehen müssen. Man wird aber schwerlich einen Angriff auf sie in erfolgreicher Art führen können, solange sich die betreffenden Gelehrten ihrer Pflicht bewußt sind, sich an die Fundamente der Wissenschaft zu halten und in der Interpretation den verschiedenen Meinungen gerecht zu werden. Sollte sich einmal ein solcher Angriff ereignen, so könnten die Sozialwissenschaften sicher auf die Unterstützung der Naturwissenschaften rechnen. Die letzteren scheinen allerdings zurzeit gegen gefährliche Angriffe ziemlich geschützt, die Elemente, aus denen sie bestehen, müssen eben allgemein anerkannt werden, und, kommt es zu teleologischen Fragen, so werden diese ja gewöhnlich in so esoterischer Art behandelt, daß sich die Diskussion nur an die Eingeweihten richtet. In den Sozialwissenschaften aber glaubt jeder mitreden zu können. Es besteht daher der Drang bei uns, ganz besonders die exakten Teile dieser Wissenschaften zu entwickeln und auf streng positive Art zu behandeln. Daß sich hieraus Gutes für die Wissenschaft selbst ergeben wird, ist zweifellos, wenn man bedenkt, wie sehr das subjektive Element bisher auf diesem Felde mitgewirkt hat. So werden sich diese Wissenschaften dann auch am sichersten gegen Übergriffe verteidigen und auf die ein-

mütige Unterſtützung ihrer naturwissenschaftlichen Schweſtern rechnen können.

Der Zusammenhang der Universitätslehre mit der allgemeinen Moral des Staates gibt überall zu schwierigen Beziehungen Anlaß. Überall ſteht ja jetzt die Welt im Kampfe zwischen den zwei Ideen der Moral, die wir kurz als Massen- und Klassenmoral bezeichnen können. Im fernen Oſten, im europäischen Zentrum und auch in unserem weſtlichen Amerika iſt dies die Frage: Soll die Gesellschaft auf alle ihre Beſtandteile einen einheitlichen Moralkodex anwenden, oder gibt es Ausnahmeſtellungen, die von den allgemeinen moralischen Verpflichtungen befreien? Aus unserer ganzen Sozialverfassung ergibt sich, daß wir uns entschieden auf den erſteren Standpunkt ſtellen müssen. In einem Lande, wo die Tür zum Fortschritt jedem einzelnen offen ſteht, wo die allgemeine Intelligenz, obwohl oft oberflächlich, doch in dem Grade entwickelt iſt, daß das ganze Volk an den Ideen und Geiſtesſtrömungen des Tages teilnimmt, wäre eine andere Stellung grundgefährlich. Dies wird im Auslande nicht allgemein verſtanden. Man hält die amerikanische Moral oft für hypokritisch. Es ſteht aber anders. Was bei uns auf irgendeine Weise öffentlich sanktioniert wird, iſt dadurch dem ganzen Volke, dem regen, emporſtrebenden Volke sozusagen zur Annahme und Nachahmung empfohlen. Es iſt daher nicht leicht, gewisse moralische Vorrechte oder Privilegien auf enge Kreise zu beschränken. Hieraus erklärt sich die Verdammung solcher öffentlichen Aufführungen, die man in andern Ländern zugunſten ganz besonderer künſtlerischer Kreise wohl erlauben mag; hieraus erklärt sich, daß man Maxim Gorki, als er Amerika mit seiner Maitresse besuchte, einen so außerordentlich kühlen Empfang zuteil werden ließ, sowie auch, daß man in Chicago sogar die Aufführung der Salome polizeilich untersagte. Man sagte sich, es iſt nicht gut, daß das Volk ein solches Schauspiel mit ansieht. Der Wunsch des Künſtlers oder des künſtlerisch Veranlagten, ein Hauptwerk der Musik oder der Dramatik genießen und erfahren zu dürfen, muß daher oft gegen eine soziale Notwendigkeit zurücktreten. Es ergibt sich hieraus auch für die Universitäten eine gewisse Beschränkung. Exklusive Kulte werden von ihnen in der Regel nicht begünſtigt werden, und man wird sich auch davor hüten, Lehren vorzutragen, die der allgemeinen Ethik und Moral direkt widersprechen.

III.

In ihren Tätigkeiten werden nun aber die amerikanischen Universitäten ganz besonders dadurch beeinflußt und beſtimmt, daß sich die Wissenschaft mit sozialen und induſtriellen Zwecken alliiert hat. Die Universitäten haben sich andere Ziele geſteckt als ihre Vorbilder in Europa. Sie befassen sich nicht nur mit der wissenschaftlichen Propädeutik für die gelehrten Berufe, sondern ihr Ziel iſt, die Wissenschaft für jede Thätigkeit des Menschen nützlich zu machen. Und zwar nicht allein dadurch, daß man eine Tätigkeit und ihre Bedingungen wissenschaftlich untersucht und so die Praxis auf eine höhere Ebene zu bringen trachtet, sondern indem man sich auch direkt der in diesen verschiedenen Beschäftigungen angeſtellten Menschen annimmt und ihnen Gelegenheit gibt, sich in gewissem Maße des wissenschaftlichen Unterrichts zu bedienen. Ein solches Verfahren wurde zuerſt mit großem Erfolge dem Ackerbau zugewendet und erſtreckt sich jetzt auf alle Felder der Induſtrie. Dieser

Drang, die Nützlichkeit, die Schaffenskraft zu fördern, bildet das interessanteſte Moment in der jetzigen Stellung der amerikanischen Universitäten. Wie sich alle diese Neubildungen zu den alten Idealen der wissenschaftlichen Propädeutik ſtellen werden, darüber sind jetzt bei uns die Meinungen noch vielfach im Kampfe.

Von vielen wird dieser Nützlichkeitsdrang als eine Gefahr für die reine Wissenschaft angesehen, namentlich aber für die Kultur, soweit sie durch die hergebrachten Humanitätsſtudien gefördert wird. Wir ſtehen aber hier vor einem Dilemma. Das ganze heranſtrebende Volk direkt mit dem Humanitätsideal zu durchdringen, iſt unmöglich. Für die jungen Leute, welche sich für die Ausführung großer Ingenieurarbeiten, für die Entwicklung des Ackerbaues oder für Erfindungen und Verbesserungen in der Induſtrie interessieren, läge in dem hergebrachten Erlernen der griechischen und lateinischen Sprache und den rein literarischen Studien etwas Unnatürliches, das sich schwer in wirkliche Beſtandteile ihres Lebens übersetzen ließe. Zeigt man ihnen aber, daß sie durch wissenschaftliche Mittel ihre Schaffenskraft erhöhen und verfeinern können, gibt man ihnen die Macht, ihre eigenen Lebensbedingungen und Fähigkeiten auf eine höhere Ebene zu bringen, so hat man ihr ganzes Interesse gewonnen. Man bringt ihnen damit eine heilsame Unzufriedenheit mit dem Gegebenen bei, und so erfaßt sie der Idealismus. Sie sehen z. B., daß die Pflanzen, mit denen sie arbeiten, durch richtige Behandlung bedeutend vervollkommnet werden können; und so schwebt ihnen in jeder Tätigkeit ein Ideal vor, das direkt auf das Handeln einwirken und sich selbſt gewissermaßen verwirklichen kann. Auf diese Weise werden sie auch anderen Ideen zugänglich, die ihr Verſtändnis für das Schöne in der Kunſt und Literatur, für das Gute und Wirksame in sozialen Einrichtungen fördern.

So bringt man die Wissenschaft in direkte Beziehung zum Leben. Wir denken hierbei an den großartigen Aufschwung der Kunſt im Mittelalter, als künſtlerische Ideen in den Gewerben das ganze Volk durchdrangen und nicht nur in der Künſtlerzunft lebten. Wir hoffen, daß sich auf diese Weise auch von der Durchdringung der ganzen Lebenstätigkeit unseres Volkes durch wissenschaftliche Ideen und Methoden etwas Großes ergeben möge, nicht nur für die Tätigkeiten selbſt in erhöhter Wirksamkeit, sondern für die Menschen durch Erweiterung ihres Ausblicks und dadurch, daß ihnen die Welt der schöpferischen Ideale eröffnet wird. Wird nun aber die Wissenschaft durch diesen Zuſtand gefördert oder gehindert? Es iſt hierbei zu bedenken, daß der Gelehrte, der sich mit der angewandten Wissenschaft befaßt und so in der Mitte zwischen dem rein wissenschaftlichen Forscher und dem Laienpublikum ſteht, der erſte sein wird, die Notwendigkeit der reinen Wissenschaft anzuerkennen. Weit entfernt davon, für sich nur die Mittel und Gelegenheiten, die geboten werden, zu beanspruchen, iſt er daher mit Freuden bereit, dazu beizutragen, den Männern der reinen Wissenschaft in der Erfüllung ihrer Aufgaben behilflich zu sein. Großartige Mittel werden so der Wissenschaft zur Verfügung geſtellt; was ihr nötig zu sein scheint zur Lösung ihrer Probleme, wird ihr vom Staate und der Gesellschaft mit Freuden geliefert. Und nicht nur diese Mittel erlangt sie, sondern auch die Anwerbung von Tausenden, die allerorts

wissenschschaftliche Untersuchungen betreiben, weil sie bis zu einem gewissen Grade in die wissenschaftliche Einsicht eingeführt worden sind, aus der großer Gewinn gezogen werden kann.

IV.

Es hat sich nun auch neuerdings eine direkte Beziehung zwischen der Wissenschaft und der öffentlichen Regierung und Verwaltung ausgebildet. Je mehr die Verwaltung in die Lebenstätigkeit des Volkes eingreift, desto mehr muß sie sich wissenschaftlicher Mittel bedienen. Sie kann sich nun entweder ihre wissenschaftlichen Mitarbeiter direkt anwerben als Staatsbeamte, oder sie kann sich der Gelehrten als Beiräte bedienen. Die Zentralregierung der Vereinigten Staaten hat den ersten, einige Staatsregierungen haben den zweiten Weg eingeschlagen, obgleich in beiden Fällen auch daneben die andere Methode angewendet wird. Die wissenschaftlichen Teile der Zentralregierung haben schon eine große Bedeutung gewonnen. In allen Ministerien sind wissenschaftliche Mitarbeiter angestellt, namentlich aber in den Ministerien für Ackerbau, für Handel und für das Innere. Sachverständige in der Botanik, der Zoologie, der Chemie, der Ingenieurwissenschaft und der Nationalökonomie finden sich dort in so großer Zahl, daß Washington in vieler Hinsicht jetzt schon einer der Hauptsitze wissenschaftlicher Unternehmungen der Welt geworden ist. Das Carnegie-Institut, die größte wissenschaftliche Privatanstalt der Welt, macht guten Gebrauch dieser in Washington dargebotenen Forschungsgelegenheiten, aber doch gibt es nur ungefähr den vierten Teil der Summe aus, die das Ackerbauministerium allein jährlich auf rein wissenschaftliche Untersuchungen verwendet. Es fehlt uns hier die Zeit, darauf einzugehen, ob direkte Anwerbung und Anstellung von wissenschaftlichen Mitarbeitern die beste Methode sei, von Staats wegen wissenschaftliche Forschung zu fördern. Es ergibt sich dabei eine gewisse Reglementierung, die der Bewegungsfreiheit des einzelnen dermaßen im Wege steht, daß die größten Entdeckungen unter diesen Bedingungen vielleicht nicht gemacht werden können. Jedoch muß es jedenfalls anerkannt werden, wenn eine Regierung bestrebt ist, sich auf diese Art für ihr Vorgehen eine möglichst sichere wissenschaftliche Grundlage zu schaffen.

Durch die vielseitige Entwicklung der Staatsverwaltungen ist nun auch in den Einzelstaaten Anlaß gegeben, sich wissenschaftlicher Ratgeber zu bedienen, und es sind natürlich hier in erster Linie die Staatsuniversitäten, die für solche Dienste in Betracht kommen. Wie sie sich dem Publikum dienstbar machen durch wissenschaftliches Einwirken in den verschiedenen Industriezweigen, so fangen sie nun auch an, der Staatsregierung selbst Hilfe zu leisten. Die Staatsuniversität von Wisconsin hat hierin das Vorbild gegeben. In welchen Tätigkeiten immer der Staat wissenschaftlichen Rat braucht, halten sich die Lehrer an der Universität bereit, ihr Wissen und ihre Erfahrung ihm zu Diensten zu stellen. In der Ausarbeitung und Ausführung von Maßregeln über Besteuerung, Arbeitsverhältnisse, Straßenbau, Drainierung, städtische Verwaltung, Gesundheitswesen und anderes mehr stützt sich das Vorgehen des Staates auf die durch die Universität ermittelte wissenschaftliche Kenntnis. Es läßt sich verstehen, daß dies zuerst von gewissen Privatinteressen, die das klare Licht der Wissenschaft scheuen, gefürchtet und an-

gefeindet wurde. Jedoch hat das Syſtem durch seine Zweckmäßigkeit gesiegt. Natürlich muß sich die Universität so wie der einzelne wissenschaftliche Be= rater davor hüten, eigenmächtig in die Staatsregierung einzugreifen, aber das Recht, bei dem gemeinsamen Werk be= hilflich zu sein, wird der Universität jetzt keiner mehr erfolgreich absprechen können. Sie bezahlt dem Staate und dem Gemeinwesen eine Schuld; auch wird die Forschung und der Unterricht dadurch gehoben, daß man die konkrete Wirklichkeit vor Augen hat und mit ihr in ſtete Beziehung tritt. Eine solche Beziehung bringt ihre Gefahren, die nur dadurch vermieden werden können, daß sich die Universitäten auf rein wissenschaftliche Hilfeleiſtungen be= schränken.

V.

Es bleibt aber nun noch die Haupt= frage: Wie wird die produktive Kraft der amerikanischen Wissenschaft durch all diese Bedingungen und Zuſtände beeinflußt? Es iſt uns ja bisher oft vorgeworfen worden, daß es unserer Wissenschaft gänzlich an Erzeugungs= kraft fehle. Wenn noch manchmal solche krassen Vorwürfe gemacht werden, so iſt daraus nur zu schließen, daß sich der betreffende Kritiker nicht genügend über den jetzigen Stand der amerikanischen Wissenschaft unterrichtet hat. Es iſt mir aber hier nicht darum zu tun, die bisherigen Leiſtungen der amerikanischen Wissen= schaft hervorzuheben, auch bleibt es ja wahr, daß während des 19. Jahrhunderts im ganzen genommen Amerika in geiſtiger Hinsicht die Stellung des Lernenden ein= nahm. Die Aneignung und Anpassung des uns von Europa überlieferten wissen= schaftlichen und Kulturkapitals gab unseren Gelehrten bis vor wenigen De= zennien ihre Hauptbeschäftigung; in diesem Sinne waren wir noch eine Kolonie Europas. Es wurde aber während dieser Zeit die Hauptenergie des Volkes für die kulturelle Erobe= rung des Kontinentes aufgewendet, aus der sich nun ganz neue Bedingungen für die Wissenschaft entfaltet haben, wie schon oben dargelegt iſt.

Als die amerikanische Wissenschaft anfing, ihre Materialien selbſtändig zu bearbeiten, nahm sie die deutsche For= schungsmethode, wie sie an den Uni= versitäts=Seminaren und anderen For= schungsinſtituten betrieben wird, zum Vorbild. Es wirkten hier aber ver= schiedene Geiſtesrichtungen zusammen, um diese Arbeit zuerſt eigentümlich zu geſtalten. Der Hauptdrang war nach dem Nützlichen, dem Sichtbaren, dem Konkreten. Man arbeitete mit Atomen, und es bildete sich eine gewisse Zer= ſtäubung der geiſtigen Energie, indem sich die einzelnen Forscher auf ganz kleine Probleme konzentrierten. Auch die Studierenden gefielen sich am beſten in der Zusammenſtellung von sicher ermittelten Tatsachen. Ihre Arbeits= methode wird durch die Erfahrung eines der erſten Rhodes=Schüler in Ox= ford illuſtriert. Als ihm hier ein Thema gegeben wurde, suchte er sich aus Lehr= büchern und Quellen die Tatsachen zu= sammen und ſtellte sie in ihrem Zu= sammenhange dar. Das Ergebnis las er dann seinem Tutor vor. Dieser Herr hörte geduldig zu, gab auch dem jungen Manne aufmunterndes Lob für seinen Fleiß, erklärte aber, das Re= sultat sei gänzlich verfehlt, und forderte seinen Schüler auf, alles nochmals zu schreiben, aber auf eine Weise, daß ersichtlich sei, er kenne die Tatsachen, ohne sie anzuführen. Nach mehrtägigem Nachdenken änderte der Student seine Methode; er las nur wenig und forschte meiſtens in sekundären Autoritäten, aber

in seiner Darſtellung ließ er das Wissen der Tatsachen genügend vermuten. In Oxford hat man bisher Meiſter geschult, die jederzeit mit ihrem Wissen im Parlament wie auf der Tribüne imponieren müssen, ohne jedoch im rauschenden Leben die Zeit zu eingehenden Forschungen zu finden. In Amerika war das Vorhaben, Arbeiter zu bilden, auf deren Resultate man sich verlassen konnte, soweit sie eben reichten. Das war sicher ein guter Anfang, obgleich er noch nicht weit genug ging.

Diese Anwendung der positiven Methode in der Wissenschaft, die sich von den physischen auf die sozialen Wissenschaften erstreckte, gab in den letzteren oft Anlaß zu Arbeiten, die wohl zuverlässig, aber wenig originell waren. Sogar in den humaniſtischen Studien ging man oft nicht sowohl darauf aus, etwas bisher noch nicht Gewußtes zu erforschen, als etwas auszugraben, das im Laufe der Welt glücklich vergessen worden war; oder man befleißigte sich, dasjenige gegen allen möglichen Zweifel zu beweisen, was zu bezweifeln bislang noch niemandem eingefallen war. Auch wurde hierbei der von Mommsen so ſtark betonte propädeutische Charakter des Universitätsſtudiums oft nicht genügend gefördert. Man führte junge, mangelhaft vorbereitete Studenten in pragmatische Forschungen ein; da sie aber noch nicht die genügende Übersicht über ihre Wissenschaft erreicht hatten und es ihnen auch an der sicheren Handhabung der Hilfswissenschaften fehlte, so nimmt es nicht wunder, daß die Arbeiten oft so ausfielen, wie oben angedeutet. Hier sind wir noch nicht aus dem Entwickelungsſtadium heraus; wir haben noch immer für die nötige Zeit zu einer hinreichenden wissenschaftlichen Propädeutik zu kämpfen. Die Jugend verlangt zu ungeſtüm mit der eigentlichen Lebensarbeit zu beginnen, sie freut sich zu sehr der durch eigene Arbeit hervorgebrachten Resultate, um lange genug auf den Studierbänken sitzen zu bleiben und die sichere Überlieferung der Wissenschaft sich gründlich anzueignen.

Andererseits hat dieser Tatendrang und diese Liebe zur positiven Forschung allerdings auch ihr Gutes. Sie iſt das Fundament, auf dem wir hoffen, die amerikanische Wissenschaft zu ihrer wahren Höhe zu bauen. Andere Ideale haben jetzt auch angefangen, hierbei mitzuwirken. Aus einem analytischen, atomiſtischen Zeitalter sind wir in ein synthetisches eingetreten. In der Geschichtswissenschaft verlangt man kunſtvolle Darſtellung, kraftvolle Deutung, geſtützt auf sorgfältig gemachte Vorarbeiten. Das künſtlerische Temperament, das auch im Gelehrten lebendig sein soll, kommt jetzt zu seiner Geltung, nicht nur in den Vorlesungen, sondern auch in der allgemeinen wissenschaftlichen Arbeit. Wir haben aber doch wohl das Recht, von den Eigenschaften, die sich im erſten Stadium der amerikanischen Wissenschaft ausgebildet haben, von der positiven pragmatischen Methode, viel Gutes zu erwarten. So, wie nach dem Realismus in der europäischen Kunſt Oberflächlichkeiten und Unwahrheiten, wie sie noch vor kurzem vorkamen, nun für immer unmöglich geworden sind, so werden auch die Synthesen der amerikanischen Wissenschaft von der Welt mit Vertrauen aufgenommen werden können. Sagt man uns: »Ihr habt keinen Ariſtoteles, Descartes, Locke, Newton, Kant und Savigny!«, so antworten wir wahrheitsgemäß: »Ganz beſtimmt, diese gehören auch uns!« und gerade auf die Tradition solcher Männer

ſtützt sich auch unsere Wissenschaft. Das konſtruktive, schöpferische Alter, in welches unsere Wissenschaft jetzt eintritt, iſt dem ganzen amerikanischen Leben gemein. Man kann aber vielleicht sagen, daß in dieser Hinsicht die Wissenschaft bei uns dem Leben etwas vorauseilt. In der Bewegung nach Verwirklichung der Nationalkultur, nach Ausdruck des nationalen Lebens in Kunſt und Poesie ſtehen die wissenschaftlichen Anſtalten voran. Die Wissenschaft iſt national geworden, jeder Teil derselben hat sich national organisiert.*) Als solche fühlt sie nun auch ihre Pflicht der ganzen Welt gegenüber; nicht länger wird es sie befriedigen, lernend, anpassend, Einzelheiten untersuchend zu arbeiten, sondern sie wird nun auch ihre Erfahrungen zusammenfassen und so an dem großen wissenschaftlichen Werk der Welt mitarbeiten.

VI.

Wie wird sich nun aber das Leben, die Persönlichkeit und das Wirken des amerikanischen gelehrten Forschers in der Zukunft geſtalten? Vergegenwärtigen wir uns Roger Bacon, in seiner engen Zelle argwöhnisch überwacht, oder die einfache Naturbeschauung eines Newton, oder die ſtillen Zeiten von Königsberg, wo man noch tägliche Mittagsschläfe halten konnte, und denken wir dann an die riesigen Forschungsinſtitute Amerikas, ausgeſtattet mit allen Mitteln und Inſtrumenten, wo Regimenter von Assiſtenten und Gehilfen zur Hand ſtehen, so überkommt uns wohl manchmal die Furcht, daß der Mechanismus und die Organisation die Originalität des Einzelnen zu unterdrücken und den genialen Gedanken zu verscheuchen drohe. Werden die Männer, denen solche Mittel zu Gebote ſtehen, es möglich finden, sich in demselben Maße wie die Alten zu konzentrieren, den langen, ermüdenden Gedankenweg zu wandern, bis endlich der Funken springt und der Schlag die tausend Verbindungen schlägt, die nötig sind, um einen großen Fortschritt in der Wissenschaft zu zeitigen? Großartige Mittel bringen allerdings auch ihre Gefahr mit sich. Aber es hieße an der Idee des Fortschritts selbſt zweifeln, wollten wir nicht hoffen und glauben, daß der menschliche Geiſt sich auch fähig zeigen wird, diese neuen Bedingungen zu beherrschen und durch diese Inſtrumente Resultate zu erzielen, die die wunderbaren Geiſtestaten der Vergangenheit würdig ergänzen und vervollkommnen werden. Michel Angelo und Raffael wäre es auch nicht möglich gewesen, das zu leiſten, woran sich noch heute die Welt erfreut, wäre der Reichtum der italienischen Städte nicht von Leuten verwaltet worden, die, vom künſtlerischen Enthusiasmus beseelt, den höchſten Strebungen die nötigen Mittel in die Hand gaben. So können wir auch von der Opferfreudigkeit des amerikanischen Volkes, einschließlich der amerikanischen Reichen, für die Wissenschaft alle möglichen Mittel erwarten. Daß aber Männer von Zeit zu Zeit erscheinen mögen, die diese Mittel in demselben Geiſte und mit demselben Erfolge gebrauchen, wie es die älteren Forscher mit ihren viel kleineren taten, das hängt ganz allein davon ab, wie treu man dem reinen Wissenschaftsgedanken bleibt.

*) Man denke an die American Association for the Advancement of science, die American Historical Association, Political Science Association, Economic Association usw.

Ulrich von Huttens Lebensideale.*)

Von

Kuno Francke.

Die gerechte Beurteilung von Huttens mächtiger, das Dasein aus den Fugen reißender Persönlichkeit ist auf protestantischer Seite nicht weniger als auf katholischer durch die Geltendmachung formal kirchlicher Gesichtspunkte erschwert worden. Man verkennt Huttens innerste Eigentümlichkeit, wenn man ihn in erster Linie als Bundesgenossen der Lutherischen Reformation betrachtet. Er selbst sah vielmehr in Luther den Bundesgenossen und Vorkämpfer seiner eigenen humanistischen Sache; er sah in ihm den Zertrümmerer der Hierarchie, den Befreier des deutschen Volkes vom römischen Joch. Er wäre der letzte gewesen, sich einem neuen religiösen Dogma, wie es von den Wittenbergern gepredigt wurde, zu unterwerfen.

Worauf es ihm ankam, das war die politische und geistige Neugestaltung Deutschlands. Aufhebung der Klöster, Säkularisation des Kirchengutes, Verweltlichung der Schulen und Bildungsanstalten, Gewährleistung freien Denkens und freier Forschung, Stärkung und Nationalisierung des Kaisertums, Beschränkung der Fürstengewalt, Verwendung der Ritterschaft und des Bürgertums zur Bildung eines schlagkräftigen deutschen Heeres — das waren die praktischen Ideale, die seine agitatorische Leidenschaft entflammten.

Vielleicht waren diese Gedanken von Anfang an dazu verdammt, Hirngespinste zu bleiben. Vielleicht hatte die zentrifugale Entwicklung Deutschlands während der vorangehenden Jahrhunderte eine durchgreifende Neugestaltung der Reichsgewalt von vornherein unmöglich gemacht. Vielleicht waren die deutschen Massen noch nicht reif für die Aufnahme einer grundsätzlich rationalistischen Weltanschauung.*) Vielleicht war gerade die deutsche Ritterschaft das allerungeeignetste Rüstzeug einer nationalen Wiedergeburt. Und sicherlich mußten alle diese Pläne an der Tatsache scheitern, daß dem phantastischen Maximilian die Kraft und dem undeutschen Karl V. auch die leiseste Willensregung zu ihrer Durchführung mangelten. Sind sie aber darum für uns Nachgeborene, die ihre Erfüllung, wenn auch in anderer als der von Hutten ersehnten Weise, erlebt haben, weniger merkwürdig und weniger der Bewunderung wert? Hutten bleibt doch trotz all seiner Verirrungen und Gebrechen einer unsrer Helden. Es bleibt ein ergreifendes Schauspiel, wie dieser fast noch im Knabenalter ins Leben hinausgestoßene Mensch, in den ersten Jünglingsjahren der Lustseuche zum Opfer gefallen, jahrzehntelang von den entsetzlichsten körperlichen Leiden gemartert, ganz auf sich allein gestellt, in wirren Kämpfen und Nöten umhergetrieben, unausgesetzt an seinen vaterländischen und freiheitlichen Idealen festhält, mit flammender Beredsamkeit für sie wirkt, sich selber rückhaltlos für sie einsetzt, keinen Augenblick an sich und seiner Sache irre wird und endlich, mit fünfunddreißig Jahren kör-

*) Aus dem in Vorbereitung befindlichen zweiten Band von des Verfassers »Kulturwerten der deutschen Literatur« (Weidmannsche Buchhandlung).

*) Obwohl Zwinglis reformatorische Tätigkeit in der Schweiz für die Befähigung des Humanismus auch zur kirchlichen Lebensgestaltung ein vollgültiges Zeugnis abgelegt hat.

perlich aufgerieben und politisch vernichtet, aber innerlich ungebrochen und aufrecht, dem Tod in der Verbannung entgegengeht.

Hutten selbst hat sich über sein praktisches Verhältnis zum öffentlichen Leben vielleicht am nachdrücklichsten in zwei Freundesbriefen ausgesprochen: dem Brief, mit dem er Crotus Rubeanus sein Scherzgedicht »Nemo« überschickt, und dem Sendschreiben an Wilibald Pirkheimer, in welchem er sich wegen der Annahme einer Stellung am Hofe des Erzbischofs Albrecht von Mainz rechtfertigt.

In dem ersten Briefe erscheint er als der Anwalt eines freien, gänzlich ungebundenen Literatentums. Der Drang zu geistiger Selbständigkeit, zum Kampf mit dem Schicksal, zu abenteuerlichen Kraftproben und zu vollem Ausleben seiner selbst war es ja gewesen, was den sechzehnjährigen Jüngling zur Flucht aus der Fuldaer Klosterschule und dann zu unsteten Vagantenfahrten an deutschen und italienischen Universitäten und endlich zur Annahme von Kriegsdiensten im kaiserlichen Heere getrieben hatte. Ohne zum Abschluß seiner Studien gekommen zu sein, ohne Titel und Würden, voller Verachtung theologischer und juristischer Afterwissenschaft, voller Begeisterung für die humanistischen Ideale, war er im Jahre 1514 heimgekehrt. Anstatt nach so langer Abwesenheit freundlich willkommen geheißen zu werden, wurde er, so berichtet er dem Crotus, von den Seinigen wie ein Entarteter behandelt, als ein Mensch, der seine Zeit verloren und es nicht zu etwas Rechtem gebracht habe, als ein Nichts, ein Niemand. Diese spöttischen Bezeichnungen nimmt Hutten nun als Ehrentitel auf. Jawohl, sagt er, wenn Etwas zu werden bedeutet: sich einen Magister- oder Doktortitel zu verschaffen*); wenn man Nichts ist, bis man sich dazu hergibt, die Posse des gelehrten Unsinns mitzuspielen; wenn es nicht darauf ankommt, was für ein Mensch man geworden ist, sondern ob man gelernt hat, die Kniffe rabulistischer Rechtsverdreher oder die Haarspaltereien verlogener Theologen mitzumachen — dann will ich lieber Nichts gelernt haben, dann will ich lieber ein Nichts, ein Niemand bleiben. Denn der Mann erprobt sich nur im Kampf mit dem Leben und im freien Dienst der Musen; und nichts soll mich dazu verführen, auch nur einen Finger breit von dem Streben nach diesem echten, durch keine leere Formeln und hohle Namen verfälschten Menschentum abzuweichen.

Zeigt sich in diesem Briefe an Crotus das Faustische Begehren des Renaissancemenschen nach freier Persönlichkeitskultur, so erkennen wir in dem Sendschreiben an Pirkheimer vom Jahre 1518 die andere Seite Huttens: seinen leidenschaftlichen Drang, für die Menschheit und vor allem für sein Vaterland etwas Würdiges zu leisten. Er hatte inzwischen Gelegenheit zur Tätigkeit in größerem Stil sowie mannigfache Anerkennung Gleichgesinnter gewonnen. Gegen die äußeren Feinde des Reichs, besonders Venedig, Frankreich und den Papst, hatte er schon während seines ersten italienischen Aufenthaltes in den an Kaiser Maximilian gerichteten Epigrammen ins Kriegshorn gestoßen. In den Philippiken gegen Herzog Ulrich von Württemberg hatte er die Ritterschaft zum Kampfe gegen den Absolutismus der territorialen Fürsten aufgerufen. Zur Reuchlinschen Fehde hatte er, von einem zweiten italienischen Aufenthalte

*) Hodie enim non qualis quisque sit, sed quo vocetur nomine quaeritur. Hutteni Opera ed. Boecking I, 180.

aus, die Fortsetzung der Crotusschen Dunkelmännerbriefe beigetragen und der Idylle mönchischer Faulheit und Versunkenheit das Pathos humanistischer Kampfesfreude gegenübergestellt. Gegen das Papsttum hatte er nach seiner Rückkehr im Jahre 1517 in der Herausgabe von Lorenzo Vallas «Konstantinischer Schenkung» und in ihrer ironischen Widmung an Leo X. seinen ersten großen Schlag geführt. Er selber war im gleichen Jahr von Kaiser Max in Augsburg zum Dichter gekrönt worden, war dann in den Dienst des humanistisch gestimmten Erzbischofs von Mainz getreten und hatte für den Augsburger Reichstag von 1518 eine flammende Rede ausgearbeitet, in der er die deutschen Fürsten zur Einigkeit und zur Bewilligung von Geldmitteln für einen Türkenkrieg ermahnte. Alle diese Dinge klingen in dem Sendschreiben an seinen Freund Pirkheimer vom Oktober 1518, in dem er sich wegen seines Eintritts in die politische Laufbahn und ins Hofleben rechtfertigt, nach, obwohl sie mit Namen nur zum kleinsten Teile gestreift werden.

Das wird aus dem Schreiben klar: Hutten fühlt sich jetzt als Wortführer der Öffentlichkeit, als Vertreter Deutschlands, als Vorkämpfer der nationalen Bildung, Ehre und Freiheit. Er beruft sich auf Pirkheimers eigene vielseitige Tätigkeit, auf das reich entwickelte öffentliche Leben seiner Vaterstadt Nürnberg, welches nicht nur zur höchsten Blüte von Handel und Gewerbe geführt, sondern auch für die wissenschaftlichen und literarischen Bestrebungen eines Regiomontan und Celtes und für die glänzenden künstlerischen Schöpfungen des deutschen Apelles, Albrecht Dürer, Raum geboten habe. Was Pirkheimer und die Seinen für das Bürgertum geleistet hätten, das erstrebe er, Hutten, für seinen Stand, die Ritterschaft. Dem Ritterstande fehle es bis jetzt leider noch an dem Bewußtsein seiner hohen geistigen Aufgaben; er gehe ganz in wirtschaftlichen Nöten und kleinlichen Fehden auf. Daher sei es sein eigener Ehrgeiz, seinen Standesgenossen klar zu machen, daß wahrer Adel erst durch Leistungen erworben werde; ihnen an sich selbst ein Beispiel von echter Standesehre und ritterlichem Eintreten für nationale Angelegenheiten zu geben. Wie eine Vorwegnahme des »Was du ererbt von deinen Vätern hast« klingen die Worte*) »Quippe maius opus moveo, altius meditor, ut non ex imaginariis illis nobilibus tantum censear aut eo quod a maioribus meis accepi contentus sim, verum aliquid ad istas dotes quod a me in posteros proficiscatur adiecisse videar.« Die Zeit sei günstig; nicht wenige der Fürsten seien der Förderung freier Bildung geneigt. Durch das Eintreten in ihre Dienste könne der Adel wieder eine Macht des Fortschrittes werden. Für ihn persönlich sei eine solche praktische Beteiligung an den Aufgaben des öffentlichen Lebens eine innere Notwendigkeit. Noch habe er sich nicht gezähmt, noch sein jugendliches Feuer nicht beschwichtigt, noch nicht genug getan, um sich epikureischer Muße hinzugeben. Aber auch in der Unruhe und den Zerstreuungen des Hoflebens werde er nie aufhören, sich selbst anzugehören, immer werde er Hutten bleiben, nie Verrat an sich begehen. Nie werde er dem Schicksal die Herrschaft über sein Inneres einräumen. Immer werde er den Kampf für die Ideale des Humanismus als die heilige Angelegenheit der Zeit betrachten und sich glücklich preisen, daß er berufen sei diesen Kampf mitzukämpfen.

*) Eb. S. 208.

nd nun folgen die berühmten Worte*): D Jahrhundert! O Wissenschaften! Es eine Wonne zu leben und nicht zu ften, mein Wilibald. Es blühen die udien, die Geifter regen sich. Du, arbarei, nimm den Strick und mache ich auf Verbannung gefaßt.«

Seit den Tagen Walthers von der ogelweide hatte kein Deutscher so räftig die Verbindung von geiftiger elbftändigkeit mit selbftloser Hingabe a die Sache des Vaterlandes als das deal des tüchtigen Mannes hingeftellt, ie Hutten in diesen beiden Briefen. den fünf Jahren, die ihm jetzt noch schieden waren, hat er mit raftloser ergie und mit heroischer Anspannung iner ganzen Persönlichkeit daran ge= beitet, dieses Ideal zu verwirklichen d, soweit es an ihm lag, es zum mfturz der mittelalterlichen Theokratie nd zur Begründung eines neuen deut= hen Gemeinbewußtseins einzusetzen. iesem Halbjahrzehnt, von 1519 bis 523, gehören die Schriften Huttens , die ihn auf seiner Höhe zeigen und n den größten deutschen Publiziften ler Zeiten beigesellen.

Der Grundton all dieser Schriften ein grenzenloses, unerschütterliches ertrauen auf die Sache der Wahrheit d der unbeugsame Wille, ihr zum ege zu verhelfen oder für sie unter= gehen. Sein eigenes Mannesideal hat utten ausgesprochen in den Neujahrs= inschen, mit denen er sein deutsches esprächbüchlein Franz von Sickingen ersendet:**) »Und wünsch dir damit, cht als wir oft unsern Freunden pflegen, ie fröhliche sanfte Ruh, sondern oße, ernftliche, tapfere und arbeitsame eschäft, darin du vielen Menschen zu ut dein ftolzes heldisch Gemüt brauchen und üben mögeft.« Und eine ähnliche Selbftcharakterisierung enthalten die Worte, mit denen er von der Ebern= burg aus den Kurfürften von Sachsen für die Sache Luthers zu gewinnen sucht:*) »Wollte Gott, daß entweder ihr, die ihr die Macht besitzet, den Willen hättet, oder ich die Macht be= säße, wie ich den Willen habe. Kann ich aber euch nicht bewegen noch auch anderwärts einen Brand erregen, so werde ich doch, was ich für mich allein kann, leiften; ich werde nichts tun, was eines tapfern Ritters unwürdig wäre; werde nie, so lange ich bei ge= sunden Sinnen bin, auch nur einen Schritt von meinem Vorhaben weichen; euch aber, wenn ich euch von männ= licher Feftigkeit abfallen sehen sollte, werde ich bedauern. Sterben kann ich, aber Knecht sein kann ich nicht. Auch Deutschland geknechtet sehn kann ich nicht. Von dir hoffe ich das Befte. Daher glaubte ich an einen Freien frei schreiben zu sollen. Gehab dich wohl und ermanne dich.«

Hutten war keine tiefgründige Natur. Alles Myftische, alle religiöse Inbrunft lag ihm fern. Nicht der Sache Gottes wollte er dienen, wie die großen mittel= alterlichen Menschen, wie auch Luther; sondern, nach antiker Art, Großes leiften, um damit seinen Namen der Nach= welt zu überliefern. Daß es ihm aber mit der Umsetzung seiner rationaliftischen Weltanschauung in die Tat ein heiliger Ernft war, daß er von dem Sieg des Humanismus für sein Vaterland den Anbruch einer neuen Ära nationaler Geiftesblüte erhoffte und ihn mit der ganzen Glut seiner leidenschaftlichen Seele herbeisehnte, dafür sind Worte wie die angeführten (und sie ließen sich leicht vervielfachen), auch abge=

*) Eb. S. 217.
**) Eb. S. 449.

*) Eb. S. 398 f.

sehen von seinem ganz dieser einen Idee gewidmeten Leben, ein vollgültiger Beweis.

Und werden wir nicht Hutten zugestehen müssen, daß er in der Tat der Vertreter einer höheren Kultur war? Was besitzt denn die deutsche Literatur aus jenen ersten kampfesfrohen Jahren der Reformation, das, neben Erasmus' Gesprächen und Luthers Sendschreiben und Liedern, solch innere Kraft und Wahrhaftigkeit, solch weiten Blick, solch freie Herrschaft über die künstlerische Form offenbart wie Huttens Dialoge? Aus der ganzen Masse der durch Luthers Auftreten hervorgerufenen Polemik reicht nichts an sie heran. Gewiß geht ein frischer Zug gesunden Lebens durch die Reformationsdramen eines Pamphilus Gengenbach und Niklas Manuel. Gewiß hat die Flut bürgerlicher und bäuerlicher Pasquille und Pamphlete, die durch den Kampf gegen Rom entfesselt ward, gerade in ihrer elementaren Wut und Unbändigkeit etwas Überwältigendes. Und Kraft der Überzeugung und Ehrlichkeit der Gesinnung wird man auch den Wortführern der Gegenpartei, wie Thomas Murner und Hieronymus Emser, nicht absprechen. Aber wie roh und ungeschlacht auf der einen, wie beschränkt und rückständig auf der anderen Seite erscheint doch dies alles, wenn wir es mit der scharf gegossenen Form und dem freien großzügigen Geiste der Huttenschen Dialoge zusammenhalten. Hier steht in der Tat ein Mann vor uns, der, wie Erasmus, das Beste der antiken Bildung: den hohen Begriff von menschlicher Würde in sich aufgenommen hat, der aber nicht, wie Erasmus, sich damit begnügt, diese Bildung theoretisch zu pflegen und zu hüten, sondern der von dem Drange getrieben wird, durch sie sein Vaterland von Grund aus zu verjüngen und umzugestalten. Mit Recht
hat David Friedrich Strauß darauf hin
gewiesen, daß es dieser jugendfroh
Reformdrang ist, der Huttens Gespräch
so wesentlich von ihrem formellen Vor
bild, den Dialogen des kühlen un
geistreich blasierten Lukian, unterscheide
Ein geistreicher Künstler, ein geniale
Einzelmensch bleibt Hutten aber trot
all seines Eifers für die gemeine Sach
Und eben hierdurch erhebt er sich übe
das Stoffliche seines Gegenstandes un
über die Zeit, zu der er spricht; ebe
hierdurch gesellt er sich, wie Erasmu
zu den Wenigen seines Zeitalters, d
auch zu uns sprechen.

Wenn Hutten auch nichts geschriebe
hätte als »die Anschauenden«, »d
Bullentöter« und »die Räuber«,
würden diese drei Gespräche hinreiche
ihm Anspruch auf den Namen ein
Klassikers unsrer Literatur zu sicher
Wer könnte diese kleinen Meisterstüc
dialogischer Kunstform lesen, ohne si
durch sie auf die Höhe freier Mensc
lichkeit versetzt und über alles Kümm
liche, Armselige und Verzerrte hina
gehoben zu fühlen? Wer wird ni
anerkennen müssen, daß hier die Polem
gegen das Schlechte und zum Unterga
Bestimmte zugleich zu einem heiter
Weltbild gesunden und zukunftv
heißenden Lebens wird?

Köstlich ist die freie und gelass
Art, mit der er in den »Anschauend
die beiden göttlichen Wesen, Sol
Phaeton, die von der Höhe ihrer him
lischen Tagesfahrt auf die Erde her
blicken, sich über Streit und Lust
kleinen, weit unter ihnen wimmeln
Menschenwelt unterhalten läßt. Es ist
Zeit des Augsburger Reichstages
1518, und die göttlichen Luftschi
sind eben über der alten Reichs
angelangt. Wie es sich da unten drä
hin und herzieht, auf und ab bew
Welch ein Lärmen, Zechen, Jubili

und Stolzieren! Sol belehrt seinen wißbegierigen Sohn: es sind die Deutschen; sie können keine Politik, keine öffentlichen Geschäfte betreiben, ohne Gastereien und Trinkgelage dabei zu veranstalten. Zwar gibt es Nüchterne unter ihnen (Hutten meint sich und die Seinen), Männer, die sich selbst in Zucht halten, Wasser trinken, ihren Geist bilden und es mit ernsten Dingen ernst nehmen; möge es ihnen gelingen, durchzudringen, zum Heile ihres Vaterlandes. Aber die Masse, Fürsten sowohl wie Ritter und Volk, sind leider noch immer in den Banden ihres alten Erbübels, von dem schon Tacitus berichtet; und gerade die besten und freiesten unter ihnen, die Niedersachsen, sind die allerschlimmsten Trinker. Im übrigen aber sind sie ein herrliches Volk, treu, tapfer, ehrlich und frohgemut. »Worum handelt sich aber der Auflauf da unten in Augsburg?« wirft Phaeton ein. »Sie geleiten den päpstlichen Legaten, Kardinal Cajetan, in feierlichem Aufzug aufs Rathaus. Er ist über die Alpen gekommen, um die Deutschen zu betören, hat alle Säcke voll Ablaß und denkt sie gefüllt mit deutschem Golde wieder nach Rom zurückzubringen.« »Wie lange wird der Papst dieses schändliche Spiel noch treiben?« »Bis die Deutschen, die er bis jetzt an der Nase herumgeführt hat, wieder zu Verstand kommen.« »Ist die Zeit nahe, wo die Deutschen wieder bei Verstande sein werden?« »Sehr nahe; denn dieser Kardinal wird der erste sein, der mit leeren Säcken heimkommt, zum großen Schrecken der heiligen Stadt, wo man nie geglaubt hätte, daß die Barbaren sich das unterstehen würden.« »Sind die Deutschen denn Barbaren?« »Nach der Römer Urteil, ja. Siehst du aber auf gute Sitten und freundlichen Verkehr, auf Fleiß in allen Tugenden, auf Beständigkeit und Redlichkeit des Gemüts, so sind sie das gebildetste aller Völker, die Römer dagegen die greulichsten Barbaren. Denn sie sind durch Weichlichkeit und Wohlleben verdorben, und du findest bei ihnen Wankelmut, mehr als weibische Unbeständigkeit, Trug und Bosheit wie sonst nirgends.« »Mir gefällt, was du von den Deutschen sagst, wenn sie nur keine solchen Trinker wären.« — Der weitere Verlauf des Gesprächs, welches sich nun über die politischen und sozialen Zustände Deutschlands verbreitet, wird unterbrochen durch Kardinal Cajetan selbst, der in großer Erregung und zornentbrannt aus dem Zuge heraus in den Himmel hinaufschreit. Er ruft dem Sol, der bisher nur durch Wolken hindurchgeblickt hat, zu, er solle die Wolken vertreiben und endlich doch einmal wieder, wie in Italien, frei vom Himmel herabscheinen; auch solle er Hitze und ansteckende Krankheiten herbeiführen, damit mehr Pfründen durch Todesfälle erledigt und dadurch Rom neue Einkünfte zugeführt würden. Als Sol diese Zumutungen des »hitzigen Männleins« mit stolzer Ruhe zurückweist und Phaeton in jugendlicher Entrüstung ihm einige derbe Kernworte herunterruft, da tut der Kardinal mit pomphafter Wut die beiden Himmlischen in den Bann, wird dafür aber von ihnen der Verachtung überliefert. Phaeton: »Ich übergebe dich den Deutschen, die du plünderst, zum Gespött, daß sie dich mit Hohn davonjagen!« Sol: »Laß den Nichtswürdigen. Es ist Zeit, unser Gespann abwärts zu lenken und dem Abendstern Platz zu machen. Der da unten mag lügen, trügen, stehlen, rauben und plündern auf seine eigene Gefahr.« Phaeton: »Ja, und zum Teufel fahren! So treibe ich denn die Rosse zu Tal und führe uns gen Westen.«

An die Prügelszenen der mittelalterlichen Posse erinnert das zweite der genannten Gespräche, der »Bullentöter«. Aber es iſt eine Posse, erfüllt von mächtiger Leidenschaft und sittlichem Pathos; und wie in Holbeins Totentanz werden hier mittelalterliche Vorſtellungen zur Folie für eine durchaus moderne Gesinnung.

Die Bannbulle Leos X. gegen Luther erscheint in eigener Person, als ein dickes, aufgeblasenes Ungetüm, welches einer schönen Frauengeſtalt, der deutschen Freiheit, mit Drohungen und Schlägen zu Leibe geht. Die Freiheit iſt zu zart für diesen Waffengang, sie kann den Mißhandlungen der Unholdin nur Klagen und Hilferufe entgegensetzen. Endlich aber, auf ihren Ruf: »Wagt es denn keiner mir beizuspringen? Iſt kein wahrhaft Freier da? Keiner, der nach Tugend ſtrebt, das Gute liebt, den Trug haßt, das Recht in Ehren hält, den Frevel verabscheut? Mit einem Wort, iſt kein echter Deutscher da?« — auf diesen Ruf erscheint, wie ein Ritter St. Georg, Ulrich von Hutten selber. »Dieser Ruf, von wem er auch kommen mag, geht mich an« — so dringt er auf das Scheusal los, welches sich nun, zuerſt fluchend, dann winselnd, seiner zu erwehren sucht. Aber vergebens. Denn Hutten kommt ja von jener »Herberge der Gerechtigkeit, der Ebernburg, wo die Männer rechte Männer sind, wo man Verträge hält, Treue bewahrt, das Heilige verehrt, die Unschuld beschirmt«, während in Rom, woher die Bulle kommt, von alledem das Gegenteil der Fall iſt. »Handelte es sich nur um Luther,« ruft er, »so würde ich dich laufen lassen. Aber nicht nur ihm, auch dieser hier, der deutschen Freiheit, willſt du ans Leben; und darum mußt du selbſt dein Leben lassen.«

Nun kommt es zu dem Höhepunkt der Handlung. Die Bulle, von Huttens unbarmherzigen Streichen windelweich geschlagen, von all ihren abergläubischen deutschen Anhängern, die sie um Hilfe anfleht, im Stich gelassen (»denn Deutschland sieht jetzt mit eigenen Augen!«), fußfällig ihren siegreichen Gegner um Gnade bittend, macht in höchſter Not einen letzten tückischen Versuch, sich zu retten. Sie bietet Meineidigen und Mördern, Räubern und Kirchenschändern, Ehebrechern und Blutschändern, Gottesverächtern und Unmenschen Ablaß und päpſtlichen Segen an, wenn sie ihr nur helfen. Und siehe da, erſt scheint es wie ein Heer von Flöhen, dann von Ameisen, dann von Katzen, das aus der Ferne herankommt: es sind die römischen Kurtisanen, die über die Alpen dringen. Und nun ruft Hutten auch seine Streiter auf. »So kommt auch ihr heran, ihr Freien, ihr Männer! Es handelt sich um unser aller Anliegen, um das gemeine Wohl. Hier vertreibt man die Zwingherren. Hier bricht man die Knechtschaft. Wo sind die Freien? Wo sind die Erlauchten, die Männer von großem Namen? Wo seid ihr, Häupter der Völker? — Sie haben mich gehört! Hunderttausend Mann sehe ich, an ihrer Spitze mein Freund Franz. Den Göttern sei Dank! Deutschland hat sich seiner selbſt erinnert und will frei sein! Auch Kaiser Karl iſt da, und sämtliche Fürſten um ihn her! Was dünkt dir jetzt, Leos Kreatur?« Die Kurtisanen fliehen; und Franz von Sickingen, der nun das Wort ergreift, läßt in einer mächtigen Siegesrede noch einmal all die patriotischen Gefühle und Hoffnungen erklingen, von denen Huttens eigene Seele erfüllt war. »Der Freiheit iſt das Tor geöffnet. Dringen wir vor! Mit Unrecht hat Gott Sodom und die Bewohner Gomorrhas vertilgt, wenn er derer zu Rom verschont, mit deren Gottlosigkeit verglichen jene unschuldige Kinder waren.

Versuchen wir daher endlich zuwege zu bringen, was bisher für unmöglich galt. Ich aber verspreche, wenn mir Christus zu dem hilft, was ich vorhabe, will ich keine Mühe scheuen und nicht nachlassen, bis die verruchten Kurtisanen, die gottlosen Römlinge in Deutschland keinen Gewinn mehr finden.«

Mit einer letzten verzweifelten Anspannung wendet sich die Bulle an den Kaiser. Auch von ihm zurückgewiesen, platzt das zornige Ungetüm mitten entzwei, und aus seinem Bauche dringt ein Qualm von giftigen Lastern hervor. Der Lintwurm ist tot.

An gesammelter Kraft und dramatischer Wucht reicht das letzte der genannten Gespräche Huttens, die »Räuber«, nicht an den »Bullentöter« und die »Anschauenden« heran. Dafür entschädigt uns aber dies Gespräch durch die eindringliche, freie und echt menschliche Art, in der sein Grundgedanke, die Notwendigkeit der Verbrüderung von Ritterschaft und Bürgertum zu gemeinsamem Kampfe, zum Ausdruck gebracht wird.

Am Anfang des Dialogs scheint es weit von einer solchen Verbrüderung entfernt. Hutten, der Heißsporn, ist mit einem Kaufmann, einem Geschäftsführer des Fuggerschen Hauses, ins Wortgefecht geraten über des Letzteren Behauptung, die Ritter seien die eigentlichen Friedenstörer in Deutschland, sie seien Wegelagerer und Räuber, und der Kaiser könne nichts Besseres fürs allgemeine Wohl tun, als ihnen das Handwerk zu legen. Hutten ist nahe daran, dem Pfeffersack die Rippen einzutreiben, als Franz von Sickingen auftritt und mit sachlicher Ruhe den Hitzkopf zur Mäßigung ermahnt und nun seinerseits dem Kaufmann gegenüber die Verteidigung des Ritterstandes übernimmt. Er leugnet nicht, daß es unter den Rittern solche gebe, die von Raub und Überfall leben; aber sie würden, meint er, von ihrem eigenen Stand verleugnet. Vielmehr erkenne der Adel als Stand es als seine höchste Pflicht an, den öffentlichen Frieden zu wahren, dem Schwachen zu helfen, die Unschuld zu beschützen. Die schlimmsten Räuber in Deutschland aber, das seien nicht jene gelegentlichen Buschklepper und Wegelagerer: derer wolle man schon Herr werden. Die schlimmsten Räuber seien — »die Pfaffen!«, fällt der jähzornige Hutten ein. »Warte nur«, weist ihn der überlegene Sickingen zur Ruhe, »die will ich dir nachher überlassen. Zuerst muß ich von den Kaufleuten selber sprechen.«

Und nun folgt eine wesentlich auf stoischen Grundsätzen beruhende Auseinandersetzung über die Verderblichkeit der Geldgier, des überkultivierten Stadtlebens, des Luxus, des Konsums nervenerschlaffender Reizmittel, und eine auf weitverbreitete volkstümliche Meinungen zurückgehende Invektive gegen Wucher, gegen Ausländerei, vor allem aber gegen die Aussaugung des gemeinen Volkes durch die Handelsmonopole der großen Kaufhäuser, wie der Medici und der Fugger.

»Das sind schlimmere Räuber als die wegelagernden Ritter«, meint Sickingen; »noch schlimmer aber sind die Schreiber und Rechtsgelehrten. Denn das sind die Leute, die an den Höfen der Fürsten und in den Räten und Gerichten der Städte statt der Sache des Volkes nur ihre eigenen Interessen im Sinne haben. Sie hatten Kaiser Max ganz in ihrer Gewalt, so daß aus all seinen Reformplänen nichts wurde. Sie fangen jetzt auch bei Kaiser Karl ihre Intrigen an. Sie verdrehen das Recht, sie verheimlichen die Wahrheit, sie spinnen Pro-

zesse um Prozesse an. Ein Hofnarr ist schließlich noch eine bessere Gesellschaft für einen Fürsten als solch eine schleichende Schreiberschranze. Und besser wäre es, wenn diese doctores iuris mit ihren roten Hütchen, die über die unbedeutendsten Dinge die größten Schwierigkeiten machen und aus ihren Bergen von Büchern nichts als Rechtsverwirrung zu Tage fördern, nie ins Land gekommen wären, und wir noch nach alter Vätersitte das Recht aus dem Volke selber schöpften.« — Der Kaufmann hat mit immer wachsendem Interesse zugehört und stimmt nun mit voller Überzeugung Huttens Wunsche bei, daß doch dieses heillose Gezücht von Federfuchsern und Rechtsverdrehern mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden möge. Hutten selber aber läßt sich nun nicht länger halten: gemeinsam mit Sickingen fällt er jetzt über »die schlimmsten und verruchtesten aller Räuber«, die Mönche, die Bischöfe, die Kardinäle, den Papst und seine Kurtisanen, mit wahrhaft orkanartiger Gewalt her.

Gegen alle diese Räuber, alle diese Ausbeuter des gemeinen Mannes und des Deutschen Reiches, so endet der Dialog, gilt es also gemeinsame Sache zu machen, und dazu reichen sich der Bürger und die beiden Ritter die Hand; und Hutten schließt mit den feierlichen Weiheworten: »Möge Christus der Herr und Heiland diesen Bund zwischen uns befestigen und geben, daß unser Beispiel weithin in beiden Ständen Nachahmung finde.« —

Ob Hutten, außer seinen unablässigen Bemühungen, den Kaiser, die Fürsten, die Ritter und die Städte zu einem großen Bunde für die Sache der Freiheit zu vereinigen, wohl daran gedacht hat, auch die Bauernschaft in diesen Freiheitsbund hineinzuziehen? Fast scheint es so. Denn in dem »Neuen Karsthans«, der, obwohl nicht von Hutten selbst verfaßt, doch unzweifelhaft Huttensche Gedanken enthält, werden derartige Pläne laut. Doch sei dem wie ihm wolle, so viel ist gewiß: kein Schriftsteller seiner Zeit hat die deutschen Verhältnisse von einem so weiten und hohen Standpunkt aus betrachtet wie Hutten; keiner hat eine so durchgreifende nationale Wiedergeburt ins Auge gefaßt wie er.

Es ist schwer, diesem so früh Dahingerafften, diesem Ruhelosen, der so viel gewollt und so vielerlei begonnen, gerecht zu werden. Er hat einmal gesagt*), es sei das Schicksal Deutschlands, unglücklich zu sein. Versteht man unter Glück vor allem das Bewußtsein des Erfolges, so war dies das Schicksal seines eigenen Lebens. Heißt aber Mensch sein Kämpfer sein, und ist das Streben der eigentliche Maßstab der Charaktergröße, dann ist Hutten einer der menschlichsten und größten Charaktere unsrer Literatur. Wie vieles taucht in ihm auf, was an unsere späteren Großen anklingt! Mit Lessing teilt er den rastlosen Wahrheitsdrang und den unerschütterlichen Wahrheitsmut. An Heinrich von Kleist erinnert seine Verachtung aller Kompromisse und seine rückhaltlose Einsetzung der eigenen Persönlichkeit. Ein Stück von Ernst Moriz Arndt glaubt man in seiner romantischen Begeisterung für deutsches Volkstum und seiner Verachtung der Ausländerei vorzufühlen. Sein unhistorischer und doch historisch berechtigter Haß gegen die Klerisei hat etwas von der maßlosen Selbstherrlichkeit des Nietzscheschen Übermenschen an sich. Seine Freude an ritterlichem Sport, sein Hang zum Landleben, sein junkerlicher

*) Miseram oportet esse Germaniam necessario. Opera IV, S. 384.

Städtehaß*) und seine leidenschaftliche Glut für Deutschlands Einheit und Größe gesellen ihn dem größten deutschen Junker des 19. Jahrhunderts bei. Ja, eine der allermodernsten Bestrebungen, die Abſtinenzbewegung, findet in seinen heftigen Invektiven gegen das deutsche Nationallaſter der Trunksucht**) energisch beredten Ausdruck. Was hätte dieser Mann leiſten, was hätte er für das Deutschland des 16. Jahrhunderts werden können, wenn es mehr Männer seines Schlages gegeben hätte, wenn seine Zeit ihm entgegengekommen, wenn es ihm gelungen wäre, die öffentliche Meinung seines Volkes mit sich fortzureißen!

Neue Probleme des englischen Parlamentarismus.

Von

Carl Brinkmann.

Es iſt eine ungeheure Wendung, die im vergangenen Jahre die Geschichte des englischen Parlamentarismus genommen hat. Die Befreiung des Unterhauses vom absoluten Veto des Oberhauses iſt eine Tat, deren letzte Folgen noch eine ferne Zukunft beſtimmen werden. Aber schon jetzt, in der kurzen Zwischenzeit, die verflossen iſt, lehren die großen neuen Gesetzgebungsmaßregeln der Regierung, wie die Steuerreformen, die Versicherungs⸗ und die irische Homerulebill, was im Vertrauen auf die vervollkommnete parlamentarische Maschinerie durchgesetzt und gewagt werden kann, auch ohne daß ihre letzten Mittel angewandt zu werden brauchen. Daß das Staatsleben einer Gesellschaft unmittelbar nach solchen Umwälzungen eine ruhige Oberfläche zeigen sollte, wird niemand erwarten. Nichts natürlicher, als daß die an Macht und Einkommen geschädigten feudalen und bürgerlichen Klassen eine jede mit Heftigkeit die ihr schädlichen Staatshandlungen verurteilen, der Großgrundbesitz die neuen Grundſteuern und Homerule, das Kapital die neuen Einkommen⸗ und Schankſteuern, Unternehmer und Ärzte die neue Versicherung. Allein viel merkwürdiger iſt, und hierauf dürfen sich alle jene Ankläger zusammen mit einem Schein des Rechts auch im öffentlichen Interesse berufen, daß die vermeintlichen Empfänger ihrer fortwährenden Zwangsopfer, die arbeitenden Klassen, die Selbſtentäußerung nicht mit dem Dank friedlichen ſtaatsbürgerlichen Verhaltens bezahlen. Pünktlich mit den erſten ſtraf⸗ und zivilrechtlichen Reformen des liberalen Kabinetts zugunſten der Gewerkvereine begann jene gefahrdrohende Unruhe unter den Arbeitern der für England wichtigſten Gewerbe, Kohlenbergbau und Transport, die bis heute in ununterbrochenen, wenigſtens der Absicht nach allgemeinen Ausſtänden der Regierung Verlegenheit bereitet und dem Bürgertum Angſt vor einer nationalen Kataſtrophe macht.

Die parlamentarische Lage aber iſt in einer dem entsprechenden Verwirrung. Gerade für seine Hauptvorlagen iſt das Miniſterium, selbſt wenn es seine eigene Partei geschlossen für sich hat, in ſteigendem Maße auf ergänzende Mehr⸗

*) Scias vere hoc dici, quanto quidque divinius sit, tanto ab urbibus longius abesse. Eb. S. 377.

**) Besonders zahlreiche Ausfälle in den »Räubern«. Vgl. auch Kap. 19 der Schrift über die Franzosenkrankheit, Opera V, S. 457 ff.

heitsbildungen durch die beiden proletarischen Parteien, die Arbeitspartei und die irischen Nationalisten, angewiesen, und gerade diese Bundesgenossenschaft stellt sich auf die Dauer als immer schwieriger und unzuverlässiger heraus. Nach zwei Seiten besteht bei ihr abwechselnd oder zugleich Neigung, getrennte Wege zu gehen. Hätte die konservative Unionistenpartei nach dem Ausscheiden Balfours einen ihm ebenbürtigen Nachfolger an ihrer Spitze, so wäre die Möglichkeit viel dringender, daß sie eines Tages mit ihrer Gegnerin einen erfolgreichen Wettbewerb um die Stimmen der Kleinparteien eröffnete, und auch jetzt ist ihre Politik durch die Rücksicht auf diese Parteien keineswegs unbeeinflußt. Vorläufig liegt doch eine andere Entwicklung näher: die zu einer völlig unabhängigen und beiden bürgerlichen Parteien gleich entgegengesetzten Aufstellung namentlich der Arbeitspartei nach dem Vorbilde der festländischen sozialistischen Parteien. Darauf deutet schon jetzt gelegentlich der Widerstand der Arbeitspartei gegen die Bevormundung durch die Liberalen bei Wahlkartellen. Nun ist das auf der einen Seite nichts weiter als das ganz natürliche Wachstum der Vertretung bisher rechtloser Klassen, wie es jene verwandten Organisationen des Kontinents ebenso haben durchmachen müssen. Indes schon die Umkehrung des gewöhnlichen Prioritätsverhältnisses, in dem der Parlamentarismus Englands zu dem kontinentalen steht, müßte hier auf einen Unterschied, eine Abnormität der englischen Parteigeschichte aufmerksam machen. Man darf nicht vergessen, daß trotz aller formellen Erweiterungen des Wahlrechts der tatsächliche Spielraum parlamentarischer Neubildungen in England außerordentlich eng geblieben ist, und es ist nicht ausgeschlossen, daß gerade im gegenwärtigen Augenblick der Erlangung voller parlamentarischer Souveränität durch das Unterhaus diese Engigkeit zu einem neuen bedenklichen Hindernis des so weit geförderten gesellschaftlichen Ausgleichs wird.

Um das zu verdeutlichen, muß ich etwas weiter ausholen. Die Frage der Volksvertretung in demokratisch regierten Ländern wird, je reiner dieses Regierungsprinzip sich durchsetzt, desto mehr neben einer Frage der Vertretenen auch eine der Vertretenden. Wo die Befugnisse eines Parlaments unentwickelt sind, sozusagen die Hälfte der höchsten Verantwortung in der Teilung mit der Exekutive, dem Beamtentum noch nicht erreicht haben, pflegt die von ihnen erforderte Arbeit nicht umfangreicher zu sein, als von den Angehörigen der oberen, intensiver arbeitenden Klassen nebenberuflich bewältigt werden kann. Die Repräsentation der Gesellschaft erfolgt nicht bloß durch ihre stimmfähigen Klassen, sondern auch aus deren Mitte. So sind noch heute die Kammern der monarchischen Staaten Europas größtenteils zusammengesetzt. So war auch die soziale Stellung des englischen Unterhauses bis ins 18. Jahrhundert. Damals begann dort eine Veränderung der Vertreterauswahl, die dann sogleich die Geburt des französischen Parlamentarismus in der Revolution entscheidend beeinflußt hat, und deren erste Anzeichen gegenwärtig auch in den Monarchien nicht mehr zu verkennen sind: die Ausbildung des Berufspolitikertums. Der Widerwille, den Gewöhnung und Eigenart stets und heute noch namentlich in den mehr absolutistisch monarchischen Staaten gegen diese Gestalt des Palamentarismus hegen, sollte nicht darüber täuschen, daß sie auf einem gleich großen und notwendigen Vorgange sozialer Arbeitsteilung beruht,

wie das in seiner Bedeutung augenblicklich fast überschätzte Beamtentum der neuzeitlichen Staatsgeschichte. Die beiden treibenden Ursachen der Bewegung waren zugleich technische Bedürfnisse des politischen Lebens, die im gleichen Verhältnis steigend durch sie ihre natürliche Befriedigung fanden. Im typischen Verlaufe der Demokratisierung einer Gesellschaft fallen für ihre parlamentarischen Körperschaften Erweiterung des Geschäftskreises und Verbreiterung der klassenmäßigen Grundlage zusammen: In demselben Maße also, wie die parlamentarische Tätigkeit selbst allgemein immer ausschließlichere Anforderungen an Zeit, Mühe und Eignung ihrer Träger zu stellen anfängt, vergrößert sich die Zahl der zu Vertretenden, die noch aus besonderem klassenhaften Mangel an diesen Voraussetzungen von vornherein durch eigene Angehörige nicht vertretbar sind. Aber es zählt zu den schlimmsten Ungerechtigkeiten der sozialen Polemik, sich nur an die eine Seite des Prozesses zu halten und den letztberechtigten, der parlamentarischen Selbstrepräsentation ganz überwiegend unfähigen Klassen und ihren beruflichen politischen Vertretern diese Trennung von Aktiv- und Passivlegitimation zum Vorwurf zu machen, deren sich doch, wenn man überhaupt von Schuld reden will, höhere Schichten aus geringerer Not viel früher als sie schuldig gemacht haben. Der Ausgangspunkt der ganzen Entwicklung hat in der Wandlung des parlamentarischen Mandates, nicht der Mandanten gelegen. Nicht zufällig entsprach in ganz Europa ein bestimmter Berufsstand wie durch Vorausbestimmung den Aufgaben des neuen demokratischen, des parlamentarischen Amts: der Stand der rechtlichen Sachwalter, der als ein Anhang des modernen Staatsbeamtentums, gleichsam von den Staaten selbst, dem privaten Bedarf an technischer Geschäftsführung zur Verfügung gestellt wurde. Bis auf die Gegenwart ist die höhere Anwaltschaft der beiden großen europäischen Demokratien die Schule der Parlamentarier und Berufspolitiker.

So weit wäre die Tatsache eines besonderen politischen Berufes eine gesellschaftliche Spezialisierung, deren Vorzüge und Nachteile nach dem Beispiele aller anderen Spaltungsvorgänge der sozialen Arbeitsverfassung abgewogen werden müßten. Aber nun gibt freilich gerade ihr ein eigentümlicher Umstand eine Prägung, in der sie wirklich dem sie selbst begründenden sachlichen Gedanken eine erhebliche Gefahr werden kann. Das ist die Organisation der politischen Parteien. Bedingt wie sie ist durch die realen Schichtungen der Gesellschaft und die von ihnen hervorgerufenen politischen Wertsysteme, strebt sie doch gerade durch das Mittel abgesonderter staatsbürgerlicher Tätigkeiten und Einrichtungen immer mehr zur Loslösung von diesen Grundlagen. Geistig durch Ordnungssinn und Herrschsucht jenes rechtsgelehrten Personals, materiell durch Einfluß und Reichtum der dahinterstehenden Klassen gesteigert und gefestigt, besetzt sie namentlich die periodischen Schlachtfelder der parlamentarischen Staatskunst bald in einem Grade, daß außerhalb ihrer wenigen hergebrachten Formen organische politische Betätigung bis zur Unmöglichkeit erschwert wird. Der gepriesene Regierungswechsel der beiden alten Parteien in England bedeutete doch einen (bloß zweiseitigen) Despotismus des einmaligen Machtzustandes über alle Zukunft. Es handelt sich hier nicht um die Größe der Parteigebilde schlechthin. Von einem gewissen Mindest-

maß der Stärke haben mit Recht die Geschäftsordnungen vieler Parlamente ihre Anerkennung einer Partei als solcher abhängig gemacht. Es handelt sich vielmehr hierbei wie bei jeder richtig verstandenen Minderheitstheorie darum, den lebendigen Fortschritt der politischen Einflußbildung aufrechtzuerhalten, die Entstehung neuer Mehrheiten nicht zu verhindern oder ungebührlich zu verspäten, mit einem Worte die Parteiorganisation zum Anzeiger, nicht zum Steuer des Staatslebens einer Gesellschaft zu machen. Der Gipfel dieser Verkehrung von Mittel und Zweck ist erreicht, wo wie in England der ungeheure Aufwand der Parteien für Agitation, Kandidaturen und Mandate im Laufe der Zeit in gewohnheitsrechtlichen Gebührensätzen des politischen Auftretens von der Staatsgewalt selbst anerkannt wird.

Aber schließlich erst ein anderer, noch unscheinbarerer Krankheitskeim des heutigen Parlamentarismus faßt die beschriebenen abwegigen Entwicklungsansätze vornehmlich in England zu einem wahrhaft bedenklichen Zustande zusammen. Von der ersten Anwendung auf räumlich nicht mehr zu vereinigende Wählerschaften ist die theoretische Notwendigkeit des Majoritätsprinzips den praktischen Zufälligkeiten der statistischen Wahltechnik ausgesetzt. Durch die Spaltung eines Staatsgebiets in Wahlkreise und die Anordnung des Wahlverfahrens in ihnen ohne besondere Gegenvorkehrungen zerfällt ein soziales Ganzes in Teile, von denen sich fragt, ob sie seine politische Struktur auch nur durchschnittlich im kleinen widerspiegeln, ob nicht ganz willkürlich durch ihre Grenzen Mehrheiten einer Art, und zwar meist die der großen traditionellen Parteien, hergestellt, solche einer andern, weniger konsolidierten, zerrissen werden. Die Wahrscheinlichkeit einer solchen Willkür nimmt aber offenbar gerade in den modernen Großstaaten zu, deren Bevölkerungszahl die Abgeordnetenzahl ihrer Parlamente aus Gründen der Besetzungsfähigkeit von vornherein nicht entsprechen und auf die Dauer nicht folgen kann, wo also die Wählerschaften der einzelnen Kreise unvermeidlich wachsen. Das Ergebnis dieser beschleunigten Verfälschung aller reinen Majoritätswahlsysteme, wohl auch die Furcht, sie könnte von den Regierungen zu ihrem eigenen Nutzen in eine absichtliche verwandelt und übertrieben werden, verschafft gegenwärtig der Propaganda für die Proportionalwahl in ganz Europa noch mehr Anhänger, als aus ihrer Einführung Vorteil ziehen würden. In Frankreich hat augenblicklich die Gerechtigkeit des Hilfsmittels weite Kreise, auch der regierenden republikanischen Parteien, über seine Gefährlichkeit in den Händen ihrer klerikal-monarchistischen Gegner hinwegsehen lassen. In England, wo man das neue System weniger stürmisch verlangt, ist doch die Unzuverlässigkeit und Schwerfälligkeit des alten besonders merkwürdig, noch merkwürdiger freilich, wie gut es mit den Herrschaftsinteressen gerade der beiden alten Großparteien übereinstimmt.

Bis zur Wahlrechtsreform von 1885 herrschte, übernommen von der vorparlamentarischen Vertretung der mittelalterlichen Stände, in den englischen Wahlkreisen die Regel der Mehrsitzigkeit. Dieselbe Anordnung, die die proportionale Listenwahl dazu ausersieht, das Gewicht bedeutenderer Minoritäten zum Ausdruck zu bringen, diente hier dazu, es durch Belohnung einer und derselben Majorität mit mehr als einer Stimme um so besser verschwinden zu lassen. Höchstens wo die beiden Par-

teien der herrschenden Klassen annähernd gleichen Einfluß hatten, konnte durch stillschweigende oder verabredete Teilung der Mandate etwas wie eine Korrektur an dem Wahlergebnis angebracht werden, die aber doch erst das Unechte der Methode vollends an den Tag legte. Erst die Redistribution des Jahres 1885 beseitigte grundsätzlich diese Waffe der Parteientyrannei durch die Zerlegung der mehrsitzigen Wahlkreise in einsitzige, die sogenannten Divisionen. Aber nichts ist bezeichnender als die Ausnahme, die das Gesetz von seiner Neuerung zu machen für nötig hielt. Gerade die größeren Städte, die ihrer Wichtigkeit gemäß mehr als einen Vertreter im Unterhause besaßen oder eben durch die damalige Reform erlangten, mußten diesen Vorzug mit der Beibehaltung des alten divisionslosen Wahlverfahrens büßen. Die Trennung der Wohnviertel verschiedener Klassen in den Industriemittelpunkten begann der bürgerlichen Gesellschaft unbequem zu werden, sobald sie durch die politische Unterteilung zu Herden geschlossener Arbeitermehrheiten zu werden drohten. So ist die englische Wahltechnik nach den zwei möglichen Seiten der Fortbildung der schärfste Gegensatz gegen den modernen Billigkeitsgedanken des Proporzes: Die hergebrachte Ausdehnung der Wahlkreise über mehrere Mandate hütet sie sich zu einer Berücksichtigung der Minderheiten zu benutzen, mit der neuerlichen Bekehrung zu kleinen Wahlkreisen aber hat sie gerade an der Stelle Halt gemacht, wo auch dies Prinzip auf denselben praktischen Erfolg hinauslaufen würde.

Neben der staatsbürgerlichen Ordnung des individuellen Wahlrechts pflegen die Gesetze, Gewohnheitsrechte und Sitten, die seine Ausübung im wirklichen Leben einer Gesellschaft regeln, selten und spät das gebührende Maß geschichtlicher und systematischer Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, und man hat an dem Beispiel Englands gesehen, wie tief unter der Oberfläche der Erscheinungen und der traditionellen Diskussion sie und namentlich ihr Zusammenhang bisweilen liegen. Dennoch sind gerade hier durch die radikalen Reformen der jüngsten Vergangenheit die materiellen Faktoren des Staatsrechts genügend vereinfacht worden, um als Ursache der bleibenden Schwierigkeiten jene versteckten Fragen der Form allmählich mit immer größerer Klarheit ins Bewußtsein der Ehrlichen zu heben. Die englische Gesellschaft muß sich dafür, daß sie an der Spitze der wirtschaftlichen Weltgeschichte schreitet, von jeher gefallen lassen, sich auch den ersten und den schlimmsten Reibungen und Widersprüchen dieses Fortschritts gegenübergestellt zu finden. Wenn aber die ökonomische Entwicklung trotz aller Einheit und Beständigkeit des englischen Staats- und Kulturdaseins mit unheimlicher Geschwindigkeit dahin treibt, das Inselvolk in die beiden großen Lager der kapitalistischen Wirtschaftsstufe zu spalten, so sind dabei gewiß die Grundzüge des ehrwürdigen parlamentarischen Parteisystems eher ein beschleunigendes als ein aufhaltendes Moment.

So müssen sie von den beiden großen Gruppen gleichmäßig empfunden werden. Was andres ist der geheimste Grund des dumpfen Mißtrauens, dessen sich das Proletariat gegen die Regierung auch nach den gesetzgeberischen Taten der letzten Jahre nicht zu erwehren vermag, als das Gefühl für die schließlich ganz technische Abhängigkeit dieser Regierung von einer herrschenden Klasse durch eine Herrscherkaste. In

den Behörden und parlamentarischen Kommissionen geben immer wieder die Staatsjuristen den Ausschlag, deren überlebte dogmatische Berufsbildung (wie bei der Abschwächung des Lohngesetzes für die Bergarbeiter) nur ein Vorwand für das zähe Festhalten an einer geheiligten Machtverteilung scheint. Im Parteileben gewinnt alle Befehdung der beiden regierungsfähigen Organisationen untereinander immer häufiger das Ansehen eines heimlichen Einverständnisses gegen die parlamentarischen Neulinge. Und endlich errichtet schon das unpersönliche Herkommen der parlamentarischen Vertretungstechnik, die Kostspieligkeit des Wahl-, Stichwahl- und Wahlprüfungsverfahrens, die Größe gerade der volkreichsten Wahlkreise, einen ganz äußerlichen Schutzwall um das politische Zwischenreich bestimmter Verbände und Menschen, ja in etwas wie grausamer Ironie will die Rechtsprechung die Genossenschaften der Besitzlosen daran verhindern, mit den Privatmitteln der Privilegierten den parlamentarischen Wettbewerb aufzunehmen.

Indes auf der andern Seite können auch in den bürgerlichen Klassen die Einsichtigeren die Fortdauer der entscheidenden Repräsentationsmethoden sich selber kaum länger wünschen. Nicht ungestraft kann auf die Dauer selbst eine so hochstehende parlamenarische Aristokratie wie die englische sich in ein starres und plutokratisches Berufs- und Parteiwesen einschließen. Selbständige, dem Klasseninteresse nötigenfalls widerstrebende Initiative wie die des radikalen Flügels im gegenwärtigen Kabinett dringt zu schwer durch die träge Masse der geborenen Volksvertreter und Regierer an die überzeugbare Meinung der unbefangenen Intelligenz vor. Was aber noch viel unheilvoller ist und weiter trägt: die Erziehung und Äußerung einer solchen Intelligenz, auf der am Ende die Möglichkeit jeder solchen Initiative erst ruht, wird durch den Ausschluß neuer persönlicher und kultureller Elemente von der politischen Laufbahn, durch die Bevorzugung einer veralteten, eben in sozialen Problemen ungeschulten Ausbildung sehr ernsthaft gefährdet. Aus der Enge monarchischer Beamtenstaaten blicken viele Festländer nicht mit Unrecht noch heute bewundernd auf den gesetzlich so viel weniger eingeschränkten Ersatz des englischen Regierungspersonals. Aber man sollte in England nicht vergessen, daß man dort bereits bei einem Punkte der gesellschaftlichen Entwicklung angekommen ist, wo auch der liberalere Aufbau der Regierung auf breiten gesellschaftlichen Organisationen wieder viel zu eng geworden ist, ja wo eben er im Begriffe steht, zum größten Unrecht und Anstoß zu werden.

J.-J. Rousseau.

Von

Arturo Farinelli.

Mit der üblichen Flut von Reden und Schriften feiern wir in unserem fortgeschrittenen Jahrhundert das Andenken eines Mannes, der an der Schwelle einer taten-, denk- und gefühlsschwangeren Epoche, unmittelbar vor der großen Revolution, dem Aufblühen der Romantik, als Geistesführer

wirkte, vielgehaßt und vielgeliebt, vom Sturme der Leidenschaften gepeitscht, von der Heftigkeit seiner inneren Visionen erschüttert und hingerissen, mit wundem Herzen, dem Wahnsinn nahe, rast- und ruhelos herumirrend. Unermüdlich sind in einer langen Spanne Zeit Lebenswerk, Charakter und Lehren des großen Aufrührers erforscht worden; wir ziehen die Summe so vieler Beobachtungen und Analysen und stehen verblüfft vor unerklärten Rätseln, immer noch im Reich der Schatten da. Ein geklärtes Urteil will uns nicht gelingen. Über das Grab hinaus haben Kampf und Streit gewütet. Üppig wuchsen die Legenden, und hell brannte die Fackel der Rousseauverächter neben der Fackel der Verehrer. So schwankt heute noch die Rousseaukritik, nach dem verschwendeten Forschungseifer, zwischen Anklage und Apologie. Müssen wir im Lager der Gegner oder in dem der Bewunderer die verschleierte Wahrheit suchen? War Rousseau ein Hellseher oder ein trüb Blickender, ein tiefer oder ein oberflächlicher Geist, segenspendend oder unheilbringend, ein Führer oder ein Verführer der Menschheit, ein Philosoph oder bloß ein Sophist und ein Rhetor?

Hätten wir den seligen Glauben vieler, welche in der pathologischen Veranlagung den ganzen Rousseau erblicken' so würden wir aus den krankhaften, vulkanischen Ausbrüchen des Überempfindsamen die schnellsten Folgerungen über den Wahn, die Torheit und Exaltation seiner impulsiven Lehren ziehen. Wir können uns aber nicht entschließen, aus dem rein Physischen das rein Geistige abzuleiten, das äußere Leben als Norm für das Innenleben zu nehmen; und mißtrauen auch jenen überaus leichten Versuchen, alle Verdienste des großen und unglücklichen Mannes auf Grundlage einiger geschickt zusammengereihten und geistreich kommentierten Äußerungen, Zugeständnisse und Albernheiten, welche Rousseau selbst in den verschiedensten Zeitabschnitten seines irren Lebenslaufes hat fallen lassen, zu schmälern. Gewiß hat Rousseau selbst, ungeachtet der Ausführlichkeit und Wärme seiner Bekenntnisse, das Urteil seiner Richter erschwert. Er war so verschieden geartet von den anderen, ein erratischer Block mitten in der Menschheit. Der Strom des Lebens rauschte an ihm vorbei. Der Welttaumel entfremdete ihn der Welt immer mehr und mehr. Er blieb abseits, in sein Ich versunken, mit seinem Ich ewig beschäftigt, stolz auf seine Sonderstellung. In seiner engen Zelle und in Gottes freier Natur schuf er sich für den Bedarf seiner Seele ein eigenes Universum, spann Traum um Traum, weidete sich an seinen lyrischen Ergießungen, welche die merkwürdige Form von Traktaten und Pamphleten annahmen, die Ideen der Zeit beohrfeigten, die bestehende Ordnung als chaotisches Wirrwarr brandmarkten, den gepriesenen Fortschritt einen Rückschritt, die Kultur eine Unkultur, Unwissenheit und Schlichtheit einen seligen Zustand nannten.

Liebebedürftig, von einem unbezwinglichen Drang nach Mitteilung fort und fortgerissen, schloß sich der Einsame der Liebe seiner Nächsten ab; er trank Gift aus den Taumelsäften, die er sich zubereitete; ein Menschenfreund im Grunde, mußte er als der erbittertste Feind der Menschen erscheinen und nur der Gesellschaft seiner Urwesen würdig, die er rühmte, und die so nahe an Gott sein sollten. Nur die Rechte des Herzens wollte er gelten lassen; sein Herz aber war so voller Risse und Spaltungen und Abgründe; sein Naturell

so voller Kontraste. Man wurde irre an ihm. Es rang das Beschauliche mit dem Tätigen, das Bedürfnis nach stiller Versenkung in die Welt des Innern mit dem Drange, das eigene Weh, die Extasen und Verzückungen laut in die Welt hinauszuschreien, alle Wellenberge und Wellentäler des Gefühls bloßzustellen. Mit dem Sehnen, das Leben in süßer Abgeschiedenheit zu verträumen, mußte sich das Verlangen, dieser entflohenen Welt posaunenartig das neu entdeckte Wahrheitsevangelium zu verkünden, das heftige Pochen des Herzens, das wilde Stürmen der Leidenschaften verbinden. Wo nur Harmonie und Ruhe in diesem bewegten Drama finden?

Und was sich dieser Friedlose als Lebensaufgabe vorsetzte, war nichts weniger als eine Bekehrung und völlige Wiedererbauung des sündhaften Menschengeschlechts, die Erschaffung einer neuen Weltseele. Ein Werk der Titanen, das er mit dem Erguß seiner überschwenglichen Gefühle zu vollbringen dachte. Wirklich war die Menschheit auf Abwege geraten; für das verlorene Paradies der Unschuld war kein Ersatz zu finden. Eine Rettung bot sich nur in einem entschlossenen Sichzusammenraffen, um den Rückweg zum entschwundenen Eden anzutreten. Neue Sittengesetze mußten ersonnen, die ganze moralische Grundlage des Menschen mußte neugestaltet werden. Vor allem war eine Trennung von der gründlich verdorbenen, mit Falschheit und Trug übersättigten, in gezwungenen, konventionellen Formen sich fortbewegenden Gesellschaft erforderlich, die Wiederauffindung der eigenen Persönlichkeit, das Ergründen unseres Inneren. Denn nur aus dem Labyrinthe der Menschenbrust entfesseln sich die tätigen Lebensmächte. Der Geist ist unabhängig; er bedarf keines äußeren Eingreifens in seine Entwicklung, und mit prometheischem Trotze schreit er zu den himmlischen Mächten: »Müßt mir meine Freiheit lassen; mein Heim, mein Schicksal, meine Welt, alles werde ich mit meinen Kräften allein gründen und leiten.« Unser Ich erhält, wie durch Zaubergewalt, eine ungeahnte Erweiterung; die äußere Natur wird als Zeuge dieses vertieften Seelenlebens herbeigerufen. Sie soll, innig mit uns selbst verbunden, an unseren Erlebnissen teilnehmen, vergeistigt, beseelt, leidend, genießend, verzweifelnd und hoffend wie wir.

Der so mutig und schroff den Völkern ihre gewaltige Abirrung vorwarf und an ihren Heiligtümern rüttelte, spürte etwas von der Kraft der alten Propheten und Evangelisten in sich; er hatte festes Vertrauen in die Sendung, die er auf Erden zu erfüllen gedachte, und sprach im apokalyptischen Tone, wie ein Gotterleuchteter, seine Orakelsprüche aus. Es waren einfache Worte, welche durch ihre Schlichtheit und ihren Ernst zu Herzen drangen. So nur können die Scharen für die neuen Lehren gewonnen werden. Man ist wie in die Urzeiten zurückversetzt und hört die ersten Dogmen über die Bestimmung des Menschen und sein Verhältnis zur Natur und zu Gott. Die Kultur der Jahrtausende mußte sich als ohnmächtig erweisen. Verkündete die Bibel nicht bereits die tiefsten Wahrheiten? Zeigte sie nicht den Abfall und das Leiden der Menschen nach ihrer verlorenen Unschuld und der Vertreibung aus ihrer ursprünglichen Heimat? Rousseau war schon in der frühesten Jugend von der Majestät der Heiligen Schrift ergriffen: »La sainteté de l'Évangile parle à mon cœur.« Sie sprach mit wundervoller Macht und bestimmte seinen Glauben

an die anfängliche Güte des Menschen. In jede sterbliche Hülle senkte sich ein heiliges, unvernichtbares Urbild, fähig, jedem Eingreifen von Kultur und Gesellschaft zu widerstehen und die ursprüngliche Reinheit in der jämmerlich entarteten Welt zu bewahren. Die fortgeschrittenen Zeiten, eine wahnsinnige, dem äußeren Prunke nachjagende Erziehung ließen die göttlichen Instinkte in der Menschenbrust völlig unberücksichtigt. Ein Apostel und Dogmenprediger des Naturevangeliums tat not. Und Rousseau war der Auserwählte, der mit flammendem Eifer, mit der Schwärmerei und dem hartnäckigen Willen der Primitiven sich anschickte, allen Überlieferungen den Bruch zu erklären, die Tat der kühlen, berechnenden Vernunft durch jene des lebenswarmen Gefühles zu ersetzen, die bestehenden Autoritäten umzustürzen, neue Ordnung im Wirrwarr der Gesetze zu schaffen.

* * *

In Wirklichkeit erträumte Rousseau die Welt, die er aus ihren Fugen zu heben gedachte. Er sah an der Wiege der Kultur den glücklichen Naturmenschen, den kein Historiker im Dunkel der Zeiten zu entdecken vermochte, und auf diese seine anfängliche Vision gründete er sein System einer neuen Bildung und Beseelung. Weltabgewandt wollte er in das Herz der Welt dringen und die Menschheit, die er so bitter anklagte, an sich drücken. Das Reale mußte aus seinen Augen entschwinden; gestand er ja offen seine Abneigung gegen die Tatsachen: »J'écarte tous les faits« und erkannte in sich selbst einen »esprit romanesque«, den der immer fort und fort gesponnene Vergleich zwischen dem, was sein sollte und was tatsächlich war, erzeugte. Die starke Einbildungskraft half die Transfiguration aller Dinge vollführen. Die Übertreibung mußte bald zur Natur werden. Nur die scharfen Kontraste reizten: das hellste Licht einerseits, die tiefsten Schatten andererseits. Und tauchte die erste Idee in diesem niemals kühl erwägenden Gehirn auf, so ward sie leidenschaftlich bis in ihre äußersten Konsequenzen verfolgt, mit allen Arabesken einer gewandten Dialektik versehen. Das scharfe Sehen beschränkte sich bei diesem Visionär und Träumer auf das Innenleben. Das Äußere kann dir nur Trug und Schein bringen. Versenke dich in deine eigenen Seelentiefen. Erkenne dich selbst. Kann es einen besseren und würdigeren Gegenstand der Forschung als das menschliche Ich geben? »Pour moi, je pense que celui, qui sait le mieux en quoi consiste le moi humain est le plus près de la sagesse.«

Hätte Rousseau dieses eigene »moi« nicht immer als Richtschnur für die Kenntnis und die Beurteilung aller übrigen Menschen genommen! Unwiderstehlich trieb es ihn, so einsam und abgeschieden von der Menge er sein wollte, sein Ich in den Mittelpunkt der Schöpfung zu rücken, seine Individualität auf das Universum zu erstrecken, seine Phantasiegebilde als gewonnene Wahrheiten anzusehen. So müssen wir auch seine Lehre als Ausdruck seines Innern auffassen. Seine erträumte Jugend, die er in Wirklichkeit nie genoß, seine Liebe, sein Sehnen und Schmachten, seine Naturschwärmerei, seine Ekstasen und Verzückungen, seine moralische Entwicklung, die Sünden, die er begangen, die empfundene Reue, sein Versühnen und stetiges Emporsteigen zur reinen Tugend, das alles mußte sich in den Traktaten und Romanen abspiegeln. Sich selbst mit den in der »Nouvelle Héloïse« ins Leben gerufenen Gestalten

zu identifizieren, wie er es sich vornahm, hat ihm wahrhaftig nie Mühe gekostet. Er hatte ja keine anderen Charakteristiken zu entwerfen als die seiner eigenen Persönlichkeit.

So sah er auf den Flügeln seiner Phantasie seine Seele im Weltall irren und schweben. Ein Nichts traf ihn und brachte sein Wesen in Erschütterung und entlockte dem wunden Gemüt die schmerzlichsten Akkorde. Ein Klang, ein Schall, eine Note öffnete ihm eine Welt von Tönen. Und er hörte in seinem Innern Harmonien, die kein Sterblicher noch vernahm. Sein von lehrhaften Diskussionen übersättigtes, so häufig im Predigerton vorgetragenes Lebenswerk, das die Erschließung der höchsten Probleme der Menschheit bezweckt, ist im Grunde eine lyrische, alle Schwingungen und Zuckungen des Herzens wiedergebende musikalische Inspiration, ein Aneinanderreihen von Fragmenten, welche die augenblickliche Stimmung des Dichters widergeben. Und die Tragik dieses in sich gekehrten, von den heftigsten Empfindungen aufgewühlten, zerstörten Lebens zeigt sich wohl am ergreifendsten in jenem Ringen, die Dissonanzen und Stürme des eigenen Innern in die höhere Harmonie eines erträumten, niemals zu verwirklichenden, vollkommenen Daseins zu lösen, in dem Zerschellen und Brechen der poetischen Kräfte bei der Behandlung und beständigen Verarbeitung von Stoffen, die nur von der reinen Vernunft zu bewältigen waren, und in dem Kampfe, die lyrischen Ergüsse in philosophische Argumentation, das Planlose ins Planmäßige, Träume und Ekstasen in ein System der Logik, das eigene Sehnen und unstillbare Begehren in eine Theorie des Glückes und des Gedeihens der Völker umzuwandeln.

Lebhaft beschäftigte Rousseau der Gedanke, eine Universalgeschichte zu entwerfen, welche alle früher gemachten Versuche, die ihm nicht behagten, und welche, wie er sagte, die Wahrheit entstellten, in den Schatten gebracht hätte. Er kam nicht dazu. Er hätte mit weit geringeren historischen Kenntnissen als Herder seine Bruchstücke zu einer Entwicklung der Ideen der Menschheit entworfen und die Monologe seines Gewissens bedeutend verlängert und erweitert, unfreiwillige Fälschungen und Entstellungen von Ereignissen und Tatsachen, die er offenbar für bodenfeste Wahrheit gehalten hätte. Nur zu einer Geschichte seines Geistes reichten aber die ihm von seiner vergötterten Natur verliehenen Kräfte. Und darum sind wohl die »Confessions«, die Darstellung seines wirren, irren, zerrissenen Lebenslaufs sein bestgelungenes, einheitlichstes Werk. Gleichviel ob die Welle des Gefühls und der Leidenschaft, der er sich zwanglos hingeben durfte, ihn ab und zu in ihrem Andrange zu verschlingen drohte. In tiefer Not schrie er zu seinem Schöpfer. Er sehnte sich nach Befreiung und Erlösung. Das Herz schwoll mächtig an. Und wie gepreßte Lava stürzten die Worte heraus.

»Ich hatte nur Freude an der Darstellung meiner inneren Welt, ehe ich die äußere kannte«, sagt einmal Goethe. »Als ich nachher in der Wirklichkeit fand, daß die Welt so war, wie ich sie mir gedacht hatte, war sie mir verdrießlich, und ich hatte keine Lust mehr, sie darzustellen. Ja, ich möchte sagen, hätte ich mit der Darstellung der Welt so lange gewartet, bis ich sie kannte, so wäre meine Darstellung Persiflage geworden«. Die äußere Welt mußte für Rousseau in seine innere zusammenschrumpfen. Diese allein kannte er, und diese allein durfte er zum Gegenstand seines Forschens

wählen. Daß aber auch hierin die Phantasie des Poeten ihre Rechte beanspruchte und die Darstellung der Wahrheit mit einem Beiwerk von Dichtung bereicherte, war unvermeidlich. Das unaufhaltsame Einflechten von Traum- und Phantasiegebilden schien gar bedenklich. Man sprach unumwunden von Betrug und Lüge. »Le mensonge est l'âme de $^3/_4$ de l'œuvre de J.-J. Rousseau« hat unlängst ein Kritiker behauptet. Der Wahrheit Goethes in ihrer edelsten Naivetät, ganz unbekümmert um Wirkung und Eindruck, stellt Hebbel die Unwahrheit Rousseaus gegenüber, »die sich selbst nicht mehr erkennt, so daß selbst da, wo Rousseau Wahres gibt, die Wahrheit jenem neuen Lappen gleicht, womit ein alter zerrissener Schlauch geflickt wird«. Ein hartes Urteil, welches mit der stürmenden Leidenschaftlichkeit, den plötzlichen, blitzartigen Exaltationen des Träumers und Dichters, seiner Neigung zum Extremen und Übertriebenen nicht rechnet. In der erhitzten Einbildungskraft malten sich Dinge, die rein aus den geschaffenen Phantasien entstanden, für Wahrheiten, Visionen für Geschehnisse. Und wirklich tragen die Lügen der Rousseauschen Seelengeschichte den Drang der Aufrichtigkeit in sich und sind auch sie gelöste Teile des Innern.

Die Absicht freilich, ein, nebst dem Unbewußten, bewußtes Schaffen und Gestalten ist auch in der wunderlichen Beichte, welche Hebbel bosbaft »ein beständiges Rasieren« nannte, nicht zu verkennen. In dem rauschenden und mächtig forteilenden, überflutenden Strom der Gefühle senken sich die schroffen Felsen der Reflexion, welche den wilden Lauf hemmen. Es sollte dieses Leben als Beispiel für die natürliche, autonome Entwicklung des Lebens aller redlichen und tugendhaften Menschen gelten. Ein Ersatz für den primitiven, grundguten Menschen, der allen Gefahren zum Trotz seine ursprüngliche Natur in einer selbstgeleiteten Erziehung bewahrte, sollte geboten werden. Rousseau nahm entschlossen sein Ich, mit dem er frei schalten konnte, und stellte es seinen Mitleidenden und Mitstrebenden entgegen. Er war in der stolzen Zuversicht, etwas zu gelten, sein Sonderleben nicht umsonst gelebt zu haben. Durch sein mutiges Eingreifen sollte endlich das Werk der Regeneration von statten gehen. Sein instinktives Handeln sollte symbolische Bedeutung gewinnen. Und alles, selbst das Einfachste und Unbedeutendste, sollte den Stempel des Ungewöhnlichen und Wunderbaren tragen, das Kleine sollte groß, das Gemeine neu erscheinen. Die Moral überwucherte.

Dieses ewige Spähen und Tasten und Lenken des eigenen Ich ist, so gut wie der Erguß des Sentimentalen, der Tod des Naiven. »La naïveté est ce qui manque par dessus tout à Rousseau«, wir können dem Urteile Vinets nicht widersprechen. In dem Feind und Spötter jedes Prunkes wirkt die prunkvolle Schaustellung seines Sonderwesens peinlich, und wir möchten den Ruf überhören, womit der geniale Sünder, nach überstandener Sühne, im Gefühle der Selbstbefriedigung, Gott zur Sammlung der zahllosen Menschenscharen mahnt, damit sie diese seine Beichte vernehmen: »qu'ils écoutent . . ., qu'ils gémissent . . ., qu'ils rougissent«, und alsdann mögen sie am Fuße des himmlischen Throns, mit gleicher Wahrheitsliebe ihre Beichte ablegen, »et puis qu'un seul te dise s'il l'ose: je fus meilleur que cet homme-là«.

* * *

Fand sich auch Rousseau im diametralen Gegensatze zu der »tourbe«

und »coterie« der Enzyklopädisten, mit welchen er anfänglich in nähere Beziehung trat, um dann verächtlich auf sie herabzublicken, uneingedenk jener Grundprinzipien, die er ihr entnahm, um sie weiter zu entwickeln, so wird man ihn doch selbst zur philosophischen Familie rechnen müssen. Lebt ja in jedem, auch dem einfältigsten, Sterblichen der Philosoph, und muß sich ja ein jeder zu einer Welt- und Lebensanschauung bekennen. Rousseau empfand das Bedürfnis, seine Ideen in ein System zu vereinigen; er strebte, wenn auch irrend, nach der Erkenntnis des Wahren und Ewigen, träumte sich als Erzieher des Menschengeschlechts, gab seine Ergründung der Menschennatur, war kein Gesetzgeber des Äußeren, auch er betrachtete »sub specie aeternitatis« all unser Leben und all unser Sinnen. Allein, bloß als Gemütsphilosoph wollte er gelten und schien den höchsten Ruhm auf sein kühn entworfenes System der Unvernunft gründen zu wollen. Die Vernunft, die armselige »raison humaine«, welche kaum im Stande ist, unsere eigene Schwäche zu erklären, die ganz gegen den Willen der Natur geübte Reflexion, wie hat sie Rousseau bemitleidet! Wer die Macht des Gefühls nicht kennt, der möge auf die Wunder des Verstandes verzichten. Wo anders als in den Abgründen der Seele wird man das Lebenslicht, die Grundlagen des Guten und des Wahren suchen? Das innere Leuchten diene als Prüfstein jeder theoretischen Begründung. Mit dem ewigen Lobgesang an die allmächtige Empfindung, welche, seiner Meinung nach, jedem Erkennen vorangeht — »exister pour nous, c'est sentir; notre sensibilité est incontestablement antérieure à notre intelligence, et nous avons eu des sentiments avant des idées« (»Émile«) — deckte Rousseau seine eigene Gedankenarmut.

Er sah seine Ideen langsam aus dem Dunkel entstehen und wäre am liebsten jedem tiefen und ruhigen Nachdenken ausgewichen. Sein seligster Zustand ist die »rêverie«. Müde und traurig macht ihn die Reflexion — »penser fut toujours pour moi une occupation pénible et sans charme«. In seinem Unmut nannte er einmal den Menschen, welcher denkt, ein entartetes Tier. Er brauchte nicht in dem berühmten Brief an Beaumont zu beteuern, er beginne seine Nachforschungen mit mehr Eifer als kühlem Nachdenken. Das Gefühl hat ihn immer beherrscht. Und mit der Glut seiner Leidenschaft hat er immer versucht, seinen trägen Verstand zu erhitzen. Kein Wunder, daß er selbst über die erschreckenden Folgen des so überaus rasch auftauchenden Gefühls, welches seine Seele plötzlich füllte, Klage erhob. Anstatt erhellt zu sein, bin ich verblendet, verbrannt; »on dirait que mon cœur et mon esprit n'appartiennent pas au même individu«.

Wohl niemals ist mit einem so geringen Aufwand von Ideen und mit einer so elementar ausgedrückten Philosophie ein System der Menschenweisheit von der Tragweite des Systems Rousseaus versucht worden; die Lösung der höchsten Probleme war wohl nie an eine so dürftige Anzahl von Grundgedanken geknüpft, wie es bei Rousseau geschah; auf so schwankende Säulen hatte man noch nie die Gesetze des Ewigen gestützt; das Individuelle wurde noch nie mit solcher Bestimmtheit und Entschlossenheit als Norm für das Absolute erklärt.

Auf der einmal gestimmten Leier werden in endlosen Variationen die gleichen Grundakkorde geschlagen. Ein Hauptgedanke, dessen Richtigkeit aus Mangel

an Beweisgründen von vornherein angenommen wurde: — Der Mensch wird frei und mit guten Instinkten geboren und verdirbt sich, verliert seine Unabhängigkeit und seine Unschuld, je mehr er sich in dem Netze der Gesellschaft verstrickt und vom Gifte der Künste und Wissenschaften genießt — schlängelt sich durch die ganze Geistesproduktion Rousseaus hindurch und bestimmt alle logischen Diskussionen. Dadurch hatte Rousseau seinen hypothetischen freien Menschen dem ihn umringenden Milieu unterworfen und einem naturalistischen System der Entwicklung gehuldigt, das später auch Herders klimatische Theorien beeinflußte und dem fatalistischen Wahn der modernen Rasse- und Milieuverkündiger Vorschub leisten sollte. Unvermutet gleiten äußere Betrachtungen in eine Lehre, die sich ausschließlich mit der Erforschung der Innenwelt zu befassen vorgab. Und diesen Betrachtungen zuliebe ist die Wahl des in einem gemäßigten Klima aufgeschossenen, entwicklungs- und bildungsfähigen, die politische Ordnung fördernden Menschen getroffen worden. Denn was anfangen mit dem, einem unentrinnbaren Despotismus oder einer vernichtenden Barbarei unterworfenen unglücklichen Geschöpf der tropischen und der eiskalten Regionen?

Sonst bieten sich unserem Gefühlsredner ununterbrochen die klarsten und raschesten Lösungen für seine Probleme. Er arbeitet mit der herzgewinnenden, natürlichen Einfachheit der Primitiven. Verwickelungen und Schwierigkeiten geht er vorsichtig aus dem Wege. Und so selten haben sie sich seinem jeder vertieften Abstraktion abholden Gehirne geboten! Überall reine, gerade Linien, scharfe Konturen, die faßlichsten Gedanken, die heißesten Gefühle. Wer ihm folgt, bleibt gefesselt. Man vergißt so leicht, daß aus den gewagtesten Prämissen, die wir blindlings als Wahrheiten annehmen müssen, eine Unzahl von ebenso kühnen Folgerungen gezogen wurde, und wir orakeln dem Propheten, der oft die gesetzgeberische Macht eines Moses auf sich ladet, mit der gleichen Unlust und Trägheit des Denkens nach, die ihn beschlichen. Überraschend fürwahr ist die Gewandtheit dieses Zauberers des Wortes und der Empfindung, aus dem Grundton der Stimmung immer neue und immer ergreifende Töne abzuleiten, einen Grundgedanken so umzubiegen, daß er immer neue Formen gewinnt, und mit dem Ableiern der tausend Variationen eines nämlichen Liedes niemals ermüdend zu wirken. Welche Fülle in dieser Armut! Der funkensprühende Geist Rousseaus zündet weit mehr als der Geist Diderots, der unvergleichlich mehr Ideen zu umfassen und zu verarbeiten wußte.

Mit dem Flug der Phantasie und einer ewig andauernden Wärme des Herzens stand ihm eine mächtige Dialektik zu Gebote, welche mit dem Gefühlsstrom dahinrauschte und Paradoxen und Sophismen in Dogmen und Maximen umzuwandeln wußte, ein Spiel des Verstandes, das weit besser gelang und weit einträglicher erschien als ein wirkliches Auspressen von neuen Ideen.

Nur die Kraft und die Intensität des Denkens ermöglicht die Gründung von neuen philosophischen Systemen. Nur die ruhig leuchtende Sonne des Weisen verleiht diesen Systemen Licht und Wärme. Mit den raschen, sprunghaften Intuitionen mußte sich aber Rousseau begnügen. Jeder feste Verband mußte versagen. Wir wissen, wie Rousseau seine Bruchstücke zusammennähte und dem lose Auseinanderfallenden den Schein des Zusammenhängenden gab: »Je jette mes pensées éparses et sans

suite sur des chiffons de papier; je couds ensuite tout cela tant bien que mal et c'est ainsi que je fais un livre.« Und doch hat der Unstete, stürmisch von einer zur anderen Empfindung Eilende, der selbst bekannte, nur im leidenschaftlichen Zustande schreiben zu können, aus seinem so dürftigen Schatz von Gedanken, gewiß ohne Tantalusqualen und mit geringer Arbeit und Mühe, sein pädagogisches, sein religiöses, sein politisches, sein soziales System ableiten wollen. Immer unterstützte und spornte ihn der Glaube, das Herz müsse ersetzen, was die Vernunft nicht zu bieten oder zu leisten vermochte. Der gedemütigte Verstand rächte sich und brachte tiefe Spaltungen und Klüfte in die erträumten Systeme, verschärfte den Zwiespalt zwischen Wollen und Können, vermehrte die bedenklichen Kontraste und unlogischen Folgerungen, ließ gezwungen und künstlich erscheinen, was eine reine Offenbarung des Instinktiven sein sollte, völlig unnatürlich das Leben und Schaffen nach der Natur.

Sich ins Uferlose zu verlieren, vermied auch stets der schwache Denker. Ein unmetaphysischer Philosoph durch und durch, sah er in allem Begrenzung. Er konnte das Unendliche nicht erfassen. Und nie hat es ihn gelockt, sein Senkblei in die Tiefen des Unerforschlichen zu werfen. So hat er sich seinen Gott nicht aus der Spekulation, sondern aus dem Glauben allein abgeleitet. Dieser Gott senkt sich nicht in die Menschenbrust; er ist nicht eins mit dem Geist selbst; er wirkt und stößt von außen. Fast hat es den Anschein, als ob Rousseau, erschreckt von dem Unvermögen seiner Denkkraft, die hilfreiche Gottheit als providentielle Stütze zu sich rufe. Was theoretisch zu stürzen drohte, steht wieder im Namen des Herzensglaubens als Werk der Vorsehung herrlich auf. Kein Grübeln über das Unten und Drüben, das Diesseits und das Jenseits, das Endliche im Gegensatz zum Unendlichen. Auch ist Gott die letzte Entdeckung, welche der stets auf seine eigene Erkenntnis angewiesene, sich durch die eigenen Innenkräfte fortentwickelnde Émile vollführt. Wiederum ist das Gefühl der große Weltenhebel, der uns nahe an die Sterne bringt. Auf unmittelbare Gefühlsgründe durfte Rousseau seinen Glauben an die Immaterialität der Seele und an ihr ewiges Fortleben stützen. Sollte nicht minder wahr sein, was wir nicht begreifen, als das, was wir durch unsere schwachsinnige Vernunft erfassen?

Bringe deine Vernunft am Altare Gottes und breche sie entzwei, das ist der würdigste Gebrauch, den du davon machen kannst. Bete um so andächtiger an, je weniger du begreifst — »la raison rampe, mais l'âme est élevée; si nous sommes petits par nos lumières, nous sommes grands par nos sentiments.« In Sachen des Glaubens ist die Seele allein maßgebend, und machtlos und nichtig erscheinen alle anderen Autoritäten. Die übernatürliche Offenbarung mußte frei von dem unnötigen Beiwerk der irrationellen Dogmen zu unserm Herzen sprechen und alles Tröstende, alles Aufbauende, alles Erhebende behalten. Ein auf sentimentaler Grundlage weiter entwickelter Deismus, der uns wie der sentimentale Katholizismus Chateaubriands anmutet, ist das Glaubensbekenntnis des Savoyschen Vikars, mit den »schönen Stellen über Gott, Gewissen, die Stimme der Natur und die Vortrefflichkeit des Evangeliums«, welche auch Herder rühmte, wiewohl er diese von dem Glanze des allgemeinen Naturlichts erhellte allgemeine Natur-

religion nichts als einen glänzenden Traum nannte. Kant half sie aber, den Ursprung der Moral deutlicher und mit immer größerer Bestimmtheit im Gefühl des Menschen und die Religion im Glauben, nicht in der intellektualistischen Wahrnehmung zu erblicken.

Unheilvoller als Fanatismus und blinde Orthodoxie mußte Rousseau die trostlose Skepsis erscheinen, die jede Blüte vom Baum des Lebens brach, jedes Hoffen und Sehnen im Menschenherzen erstickte. Lieber ein Übermaß, ein Rausch der Empfindung als die an das Absterben mahnende Empfindungskühle. So wundern wir uns nicht, daß der eifrigste Prediger und Apostel des unabhängigen Naturlebens den grausamsten religiösen Fanatismus eine große und starke Leidenschaft nannte, welche das Innere des Menschen zu erheben, der Seele einen mächtigen Schwung zu geben vermochte, und begreifen, daß er für seine logischen Konstruktionen des »Contrat social« eine Staatsreligion nötig erachtete, die man billig dem zögernden und zweifelnden Bürger aufzwingen müsse, und — so weit ging die Verblendung und Unduldsamkeit dieses begeisterten Anwalts der Rechte der individuellen Seele —, daß er dem Oberpriester volle Macht gewährte, den Abtrünnigen mit dem Tode zu strafen.

* * *

So hat er selbst in seinem geistigen Glaubensbekenntnis einen Rettungsanker in der höchsten Not, einen Schein des Friedens in den ewig tobenden Stürmen des Innern gefunden. Gewiß ist es ein ödes und trauriges Bild aller geschätzten und gerühmten irdischen Güter, das der Schöpfer einer neuen Glückseligkeitslehre vor unseren Augen entrollt. Eine Quelle des größten Übels erscheint, was wir Bildung nennen. Jeder Schmuck der Kultur bringt Unheil und Verderben. Unser Wissen, worauf wir das stolze Gebäude unserer Erkenntnis der Welt bauen, ist ein Verkennen der Wahrheit, daß wir eben nichts wissen sollten. Alle in einer so langen Kette von Jahrhunderten gemachten Eroberungen des Geistes haben uns nur Trug, lauten Schein und schimmerndes Elend gebracht. Was wir edel und vornehm nannten, müsse von der Erde schwinden; zerstörendes Gift, Blüte des Übels ist im Grunde die Kunst; und nimmer verträgt sich das Schöne mit dem Guten. Und da die Welt einmal so beschaffen ist und wir sie nicht in Trümmer schlagen können, um darauf unsere ideale Welt zu errichten, da ein Leben in der Geselligkeit mit anderen Menschen nicht zu vermeiden ist, und wir aus der Not eine Tugend machen müssen, sollte unser Streben darauf gerichtet sein, die bestmögliche und leidlichste Anpassung an das Bestehende und nicht Umzustürzende ausfindig zu machen. Unser Glück möchten wir in der »moindre souffrance« suchen. Leopardi notierte sich aus Rousseau die Maxime: »l'on n'est heureux qu' avant d'être heureux«.

Doch wäre es verfehlt, Rousseau für den Verkündiger eines Evangeliums des Weltschmerzes zu halten. Es war ihm heiliger Ernst mit seinen Besserungsvorschlägen. Und nicht als ein Ankläger der Völker, sondern als ihr Wohltäter wollte er gelten. Waltete ja ein milder, gütiger Gott in dieser Schöpfung, der man so viel Böses und so viel Verderbnis im irren Laufe der Menschheit zugeführt hatte. Geistesfunken dieses milden Gottes erhielt ja der Mensch am Eintritt in diesen Lebensschauplatz; und gut und unbeirrbar

sind die Inſtinkte der Natur. Handelte der Mensch immer treu sich selbſt und nach seinem inneren Drange, so würde er den rechten Weg nicht verfehlen. Vor der natürlichen Veranlagung des Menschen verbeugte sich Rousseau und teilte nicht die Meinung Montesquieus, welcher im »Esprit des lois« (VI, 22) behauptete: »Parce que les hommes sont méchants, la loi est obligée de les supposer meilleurs qu'ils ne sont«.

Schließlich dürfte er seinem Schöpfer nicht grollen, daß er ihn als Sonderling, ein Unikum unter Millionen, geſtaltete, und ihm gewährte wirklich »l'homme de la nature«, nicht »l'homme de l'homme« zu sein und danach zu fühlen und zu handeln. Nie hat er an der Trefflichkeit und Würde seines Lebenswerkes gezweifelt; nie vergrub er sich in trübsinnigen Betrachtungen über ein Erschlaffen oder Brechen seiner Kräfte. Die tiefen Furchen des Zweifels verschonten seine Stirne. Hätte je der Gedanke an eine Selbſtvernichtung Platz greifen können in dem Manne, der unaufhörlich von seiner Allgegenwart erfüllt war, sein Ich so über alle Maßen liebte und die Welt so unbescheiden mit der Aufzählung seiner eigenen Erlebnisse und Erfahrungen immer fort und fort beschäftigte? Wohl war er seiner peinlichen Überempfindsamkeit gewahr und sah in sich die Keime einer Krankheit, die man vergebens bekämpft hätte; doch ein Schaudern blieb ihm erspart; bis in seine eigenen tiefſten Abgründe drang er selbſt nie. Und schien er auch, besonders in den letzten vielbewegten qualvollen Lebensjahren, wenig um den Erfolg seiner Schriften besorgt, und Verehrer und Gegner gering zu schätzen, so freute er sich doch seiner Talente und seines Ruhmes; er dankte Gott in der Stille, daß er ihm so schöne Träume vergönnt und Mittel gegeben habe, zu sagen, was ihn erfüllte, was er litt, was er genoß, was ihn ängſtigte, was ihn erhob und verzückte, daß er ihm gewährte, sich an der ewig süßen Musik seines eigenen Ich zu berauschen.

Nun achte man auf die Inkongruenzen dieses so ſtark pulsierenden und rasch aufflammenden Herzens, und wie Fluch und Segen, Haß und Liebe, Klage und Hymnus eng aneinander ſtießen, um in der Glut der Gefühle zusammenzuschmelzen. Eine Chimäre erscheint das Glück, wonach wir ſtreben. Und nichtig und flüchtig sind alle Lebensfreuden. Die Blume, die du pflückſt, iſt gleich verwelkt. Gleich verrinnt, was du nach hartem Ringen erlangteſt. Alles iſt dem Sinken, dem Abſterben preisgegeben. Lohnt sich die Mühe zu wünschen, zu hoffen, zu ſtreben? »J'ai trop senti le néant des choses pour donner aucun prix à rien de ce qui se passe«. Und sieh die Liebe, das mächtigſte aller Gefühle, die Welt und Sterne bewegt, wie wenig vermag sie dem unaufhaltsamen Auflösen und Vergehen alles Geschaffenen zu widerſtreben! »Tu ne vois pas que nous nous consumons sans cesse, et que nos âmes épuisées d'amour et de peine se fondent et coulent comme l'eau« (»Nouvelle Héloïse«). Und doch klammert sich Rousseau an dieses vergängliche, rasch dahinsiechende Leben feſt. Das Menschenglück mußte ihm doch kein leerer Wahn erscheinen, wenn er eben darauf alle die ersonnenen Syſteme und die ganze Weltweisheit ſtützt. Mit welcher Inbrunſt feiert er das zurückgezogene Landleben, das Sinnen und Trachten und Lieben einfacher Menschen, welche der Weltſtrudel nicht hinriß! Grillparzers Ideal, das Höchſte was uns hienieden beschieden sein kann: ein ſtiller Frieden, die schuldbefreite Bruſt,

hat der Friedlose so begeistert gepriesen; in die empfohlene Weltflucht hat er so viel Tröstliches und Genießbares, Liebes- und Gefallenswertes gebracht.

Die Idylle hatte nunmehr ihren paradiesischen Reiz. Unsere kleinsten, winzigsten Handlungen gewannen Wert und Bedeutung. Und das Herz, das nie stille und ruhende, alles begehrende Herz konnte sich wonnevoll auch damit befassen. Alles schien einer ernsten Beachtung würdig dem Manne, der nicht tändeln, nicht lachen konnte und Spott und Hohn nur mit einer ständigen Verwundung und dem Verbluten seiner Seele wagen durfte. So konnte dem kranken Gemüte, das der flüchtige Schatten des Lebens beängstigte, von dem, was die Sonne beschien, nichts gleichgültig erscheinen. Über alles goß Rousseau die Flut seiner Empfindungen. Er erklärte jeder Art von Apathie den Krieg und die Vernichtung und überraschte mit einer Intensität des Gefühlslebens, welche dem Unbelebten selbst ein Lebensatmen und eine Seele verlieh, das Materielle ins Geistige umzuwandeln wußte.

Und war es auch tiefer Ernst, strenge Überzeugung mit der Verdammnis der bestehenden Weltordnung, die er seit den Dijoner Preisschriften mit immer erneuten Angriffen aussprach? Wie, wenn der Fluch des scheinbar unversöhnlichen Feindes der Gesellschaft eine stille Anerkennung in einem Herzenswinkel verbarg? Wenn der Haß des Erbitterten doch, im Grunde, von Liebe genährt, auch eine zurückgepreßte Liebe bedeutete? Wenn der seine Systeme auf Stimmungen und Gefühle gründende Philosoph doch ein Opfer seiner Selbsttäuschung gewesen? Tatsächlich schätzt und erkennt er Rechte und Pflichten in der Familie, die er auseinanderscheidet und zerklüftet, den Sohn den Eltern entfremdend, um die volle Selbständigkeit in der Entwicklung nicht zu beeinträchtigen. Hat er nicht mit Rührung alle kleinen Freuden, die intimsten Reize und Zärtlichkeiten des einfachen Familienlebens geschildert? Er verwünscht den Staat und kann doch für das Gedeihen des Menschen, so tief er ihn auch in sein einsames Ich versenkt wissen will, Staat und Geselligkeit nicht entbehren; ersinnt selbst eine Gruppierung der Menschen mit neuen Gesetzen und Verordnungen und gegenseitigen Verpflichtungen. Er verleugnet den Fortschritt und glaubt doch an den Fortschritt, den er sich freilich mit ganz anderen Mitteln als den allgemein anerkannten herbeigeführt denkt. Er preist den wilden Menschen der Urzeiten und sieht ihn so selig, so glücklich in seiner Einbildung; und doch möchte er ihm die Tätigkeit und den ewigen Stand der Wildnis nicht wünschen — ein vom Himmel herabgefallener Damm zum Schutze gegen die herandrängenden Zeiten; überall die Stille, die Unbeweglichkeit, die Regungslosigkeit und Unwandelbarkeit; kein Schauen nach rückwärts und nach vorwärts; das ewige Abhaspeln ewig sich gleich bleibender Begebenheiten; das wäre verzweifelt unerträglich auf die Dauer —. Er will den Menschen vervollkommnen, bilden, will die schlummernden Mächte in seinem Busen zur vollen Entfaltung bringen; und auch er deutet nach vorne, wiewohl er sein kräftiges »Zurück« in die weite Welt erschallen läßt. Hat er denn eigentlich Theorien, Systeme, oder bloß Traumdichtungen gesponnen?

* * *

Diese seine scharfen, schneidigen Behauptungen, die sich wie Sätze und Sentenzen der Bibel aus dem gewöhnlichen Schatz der Weisheitslehre heraus-

sondern, und, einmal erfaßt, sich unauslöschlich unserm Gedächtnis einprägen, ruhen auf so schwankender philosophischer Grundlage! Das immerwährende Schwelgen in der Natur läßt nie eine klare und einheitliche Definition dieser Natur selbst durchblicken. Was meinte denn Rousseau damit? Sah er die Natur in der Gestalt einer Tochter Gottes, die auf Erden den himmlischen Willen vollstreckt? Jedenfalls mußte das Unverdorbene, Unschuldige, Reine, unmittelbar nach dem inneren Drange, niemals nach Berechnung Handelnde, das Impulsive Kennzeichen ihres Wesens sein. Auch mußte Natur gleichbedeutend mit Instinkt sein. Denn Instinkt ist nach der Meinung unseres Philosophen das Grundgute und Unfehlbare in der Menschenbrust. Nichts Teuflisches, Tierisches in ihm, sondern nur Göttliches. Und wenn wir heute in unserer üblichen Sprachweise sagen: Je mehr sich der Mensch von seinen Instinkten zu befreien weiß, desto höher steigt er in der Stufe der Menschheit, so sagte Rousseau: Je unbändiger die Instinkte walten, desto freier und seines Ursprungs würdiger ist der Mensch.

Darum sollte uns der Urmensch, unser antediluvianischer Vorfahre als Muster dienen. Der lebte in sich selbst, und wir leben im Menschengedränge außerhalb uns selbst. So einzeln gepflanzt auf seiner Insel, sah er nur sich und Gott und irrte nicht in seinem dunklen Drange, und war Herr und Schöpfer. Noch befleckte ihn nicht die Sünde. Die entstand, sobald er in Berührung mit seinen Nächsten kam. Und das war eben — Rousseau wollte es nicht gewahr werden — der erste Trug des Instinktes. Warum bewahrte ihn nicht die Vorsehuug vor diesem verderblichen Zusammenstoß und führte ihn in Versuchung? Wohnte nicht im Innern selbst der böse Trieb, einmal aus sich herauszufahren, um andere Menschenfestungen zu erstürmen? Der ursprünglichen Unschuld folgte jedenfalls die Schuld, und dann eine immer größere und immer bedenklichere Schuld Die Kultur, welche nicht, wie wir uns heute etwa vorstellen möchten, ein allmähliches Fortschreiten und Integrieren der Individuen, deren Leben und geistiges Interesse durchaus unzertrennlich von dem Leben und Wirken anderer Menschen erscheint, sondern einen Abfall der Natur zur Unnatur, der Tugend zur Untugend, der Wahrheit zur Lüge, eine Rückwärtsentwicklung der Menschheit bedeutet, griff immer weiter um sich und entfernte uns immer mehr und mehr von der Glückseligkeit des Naturzustandes. Das Innenleben schwindet. Die edelsten Gefühle ersterben in unserer Brust.

Wohl beschäftigte andere, Montaigne, Montesquieu, Diderot, der unvermeidliche Widerstreit der Kultur mit der Natur des Menschengeschlechts; andere bereits stellten der Schuld der Fortgeschrittenen die Unschuld der ersten Menschen entgegen; Denker und Sittenprediger haben vor Rousseau auf die gepriesenen Errungenschaften der Kultur mit Mißtrauen herabgeblickt, die Wunder unseres Wissens eitlen Wahn genannt. Die Angriffe auf das Theater, das sittenverderbend und bestechend wirke, wiederholten sich lange vor dem Rousseauschen Briefe an D'Alembert, und Pascal selbst hatte sein Verdammungsurteil vor den eifrigen Kanzelrednern Bossuet und Bourdaloue ausgesprochen. Was aber bei anderen nur Einfälle, Betrachtungen, Ergießungen und Urteile des Augenblicks bedeuteten, mußte für Rousseau ein Lebenswerk ausfüllen, ein System ausbilden, das mit aller

Sittenstrenge der erstaunten Menschheit vorgetragen werden sollte.

Müssen wir darum die finstere Lehre der Entbehrung jeder Kunst und Bildung aus einer von uns erträumten Beschaffenheit der Seele des Schweizers erklären, welche »foncièrement protestante« sein sollte und die Erbschaft der zweihundertjährigen Tätigkeit des Calvinismus angetreten hatte?*) Folgte sie nicht mit Notwendigkeit aus der Anfangsidee seines auf die Selbsthilfe angewiesenen, von jeder Geselligkeit ausgeschiedenen Naturmenschen? Im Namen der Geistesfreiheit löscht Rousseau alle Lichter der Geisteskultur aus. Er wollte die Knechtschaft bannen, alle Fesseln sprengen und konnte als Retter und Lenker der Jugend erscheinen, die nach Unabhängigkeit strebte, noch einen weiten Weg der Entwicklung vor sich, vom Gift der grübelnden Vernunft noch wenig gekostet hatte, und ihrem schwelgerischen Gefühle, ihrem Lieben, ihrem Sehnen zu leben sich anvertrauen durfte. Natur — das magische Wort schien alle paradiesischen Gefilde auf Erden zu erschließen. Ein vager, sentimentaler Begriff war wohl die Natur für Schiller in seinem heftigsten Rousseaufieber. »Natur«, ruft sein »Versöhnter Menschenfeind« aus, »zu dir flüchte ich, dieses liebende Herz. Tritt zwischen meine Menschlichkeit und den Menschen. Ich habe Ehrfurcht vor der menschlichen Natur — nur die Menschen kann ich nicht mehr lieben.«

Die Tugend des Naturmenschen, die Missetaten der Kultur, das ist der Grundakkord der von Rousseau angestimmten symphonischen Dichtung der Menschheit. Wir wissen, wie wenig Rousseau einer wirklichen Evolution seiner Denkungsart fähig war, und wir können füglich von einer Kontinuität und Festigkeit seiner Lehren und von der Einheitlichkeit seines Werkes sprechen. Ein Wunder von Beharrlichkeit in einem so beweglichen, stürmischen Leben. Doch einiger geringen Wandlungen von den Preisschriften bis zum gesellschaftlichen Kontrakt werden wir gewahr. Der Glückseligkeitsstandpunkt tritt immer mehr und mehr zurück, und im Vordergrunde erscheint das Bestreben, eine möglichst erträgliche Anpassung an die nicht zu vertilgende und wegzudenkende Gesellschaft zu finden, die Abhängigkeit des Menschen von dem Menschen auf das geringste Maß zu beschränken. Der Rückweg zum Natürlichen führt nicht zur Wildnis und zur vollkommenen Auflösung aller Bande, die uns an unsere Nächsten knüpfen, er gestattet uns ein leidliches Leben mitten in einer wohlgeordneten Gruppe von Menschen, welche unser Ideal von Sittlichkeit, Freiheit und Seelenfrieden selbst verfolgt. Und die Tugend, die nur in der Kraft des Überwindens Wert gewann, leuchtet nun mehr in der Übereinstimmung des individuellen und des universellen Willens am schönsten.

Hier mußte Kant an den Gedanken seines bewunderten Vorgängers anknüpfen. Die Ethik des großen Systematikers erhält von dem Geist des Gefühlstheoretikers einen mächtigen Schwung. Die rasch aufglimmenden Intuitionen Rousseaus sind nun festgehalten. Das Willkürliche geht in logische Wahrheit über. Rousseaus »volonté générale« dient der Kantischen »intelligiblen Welt« als Brücke. »Sie ist es, die sich . . . als der kategorische

*) Ich gestehe, daß ich G. Vallette in dem Bestreben, das spezifisch Genferische und Schweizerische in Rousseaus Schaffen zu unterscheiden, nicht folgen kann. Man sehe sein flott und lebendig geschriebenes Werk: »J.-J. Rousseau Genevois, Paris, Genève 1911.« Der wahren Geistesgeschichte sind solche Erörterungen gewiß entbehrlich.

Imperativ im Gewissen des einzelnen kundgibt, wie sie es auch ist, die durch die wechselnden Generationen, als der Selbstbehauptungsdrang des Geschlechts, nach der Verwirklichung einer harmonischen Gesellschaftsordnung strebt.«*) Auch Kant fesselte der Glaube an die ursprüngliche Güte der Menschennatur; auch er zürnte der Kultur, die Unschuldiges verdarb, der natürlichen Bestimmung des Menschen widerstrebte, Eitelkeit und Luxus an Stelle von schlichter Offenherzigkeit gedeihen ließ; und wenig rührten auch ihn die erreichten Wunder der Künste und Wissenschaften. Aber weit versöhnlicher und konsequenter als Rousseau suchte er gleich ein Abkommen mit dieser Feindin des Natürlichen, die doch ein Werk des Menschen war und viele Keime des Guten in sich barg. Man müßte sie nur lenken und zügeln; man übertäube nur nie die Stimme des Gewissens; man verliere nie die moralisch gute Gesinnung aus den Augen. Unsere Rückkehr zur Einfachheit und Schlichtheit soll eine Bekehrung, nicht eine Degradation unseres Lebens bedeuten, denn ewig nach vorwärts deuten die letzten Ziele der Menschheit, und die Kunst, die wir segnen, nicht verwünschen müssen, wird ihre Vollkommenheit erreichen, sobald sie wieder Natur geworden sein wird.

* * *

Nicht als müßiger Beobachter, sondern als tätiger Bildner und Umbildner wollte Rousseau wirken; seine Kenntnisse der Menschennatur sollten als Grundlagen für ein neu ersonnenes Erziehungssystem dienen. Nun ist es merkwürdig, daß der Mann, der die frei waltenden Instinkte über alles schätzte und von der Ausnutzung der Naturtriebe sich unser einziges Lebensglück versprach, diese Instinkte, diese Triebe einer beständigen Bewachung unterwarf, die alleinseligmachende Entwicklung von dem Innern heraus mit einem nie zu stillenden Drang zu lehren, zu leiten und zu formen verfolgte, und mit nimmermüdem Eifer Vorschriften für das Gesetzlose und Willkürliche ersann. Er ist um das Gedeihen der zarten Seele im Menschen so besorgt, daß er sie mit Medikamenten für alle Lebenslagen versehen will. Auch das Herz braucht seine Erziehung, sowie unser Verstand, sowie die Natur selbst. Das Motto: »Laß die Natur geschehen« wird von endlosen Aufklärungen, wie eben dies Geschehen erfolgen soll, begleitet. Ein offenes, wachsames Auge ruht auf allem, was einer Entwicklung und Entfaltung fähig ist.

Belehren, erziehen, das ist Rousseaus ewige Beschäftigung, sein Los auf Erden. Immer stand er als ein Erwachsener und Erfahrungsreicher der noch unmündigen, wiewohl verzogenen Welt gegenüber. — »Je sentis, je pensai toujours en homme.« — Es mußte vordoziert werden, was eigentlich natürlich und zwanglos wie die Tugend selbst geübt werden sollte. Daß die Erziehungslehre dieses strengen Richters, der kein strenger Logiker war, ihre Lücken und Widersprüche haben mußte, war unvermeidlich. So mag uns wundern, daß die äußeren Gegenstände als ständige Schule für seinen Zögling Émile empfohlen werden, wo doch alles Licht aus dem Innern strömen sollte: »Ces choses qui nous dirigent,

*) Man sehe die Studie H. Höffdings »Rousseaus Einfluß auf die definitive Form der Kantischen Ethik« in den »Kantstudien« II. und III. Band; und den Abschnitt »L'influence de Rousseau« des Buches V. Delbos' »La Philosophie pratique de Kant«, Paris 1905, S. 103 ff.

nous devons apprendre à les diriger elles-mêmes.« Auch überrascht es, daß dieser Hasser der Vernunft und Vertreter der ausschließlichen Rechte des Gefühls die größte Aufmerksamkeit auf das stetige Wachsen des Vernünftigen und Logischen im Gehirne des Kindes und des Jünglings verwendete, daß er seinem isolierten Naturgeschöpf, einem Robinson bereits in der Wiege, welcher der Liebe und Pflege der Eltern entrissen werden mußte, um selbsttätig zur Erkenntnis, zur Enträtselung der Welt- und Lebensrätsel vorzuschreiten, doch einen Naturverwalter, zugleich ein Phantom der Gesellschaft in der Gestalt eines Präzeptors zu seiner ununterbrochenen Belehrung beifügte, das unmittelbare Handeln des Gewissens von einer weisen Einflüsterung einer äußeren Macht abhängen ließ, und so viel des Künstlichen, Formellen und Unnatürlichen zur Wiedergeburt des Natürlichen und zum Triumphe der unfehlbaren Instinkte verbrauchte, die Wahrheit so oft auf dem Wege der Lüge und Verstellung zu erzielen sich bestrebte.

Ein unbändiger Trieb zum Ausbessern und Umschaffen ließ ihm bald alle Lebensprobleme als Probleme der Erziehung und die Welt als eine pädagogische Anstalt erscheinen. Ihm selbst schien die Göttin Natur als ihrem Lieblingsfamulus die Wiederherstellung ihres zerstörten Reichs auf Erden anzuvertrauen. So schritt er ans Werk und füllte alle seine Schriften mit erzieherischer Naturweisheit. In allen seinen Herzensergießungen brachte er Samen der Belehrung. Belehrend ist die Mehrzahl seiner Briefe. Ein Erziehungstraum, der bereits den Traum des »Émile« in sich schloß, ist im Grunde die »Nouvelle Héloïse«; und Schuld und Vergehen hat Rousseau oft ersonnen, bloß um sich an der Wollust zu weiden, die darauffolgende Sühnung, den Weg zur Bekehrung deuten zu können.

Gewiß schwelgte seine Zeit bereits in Betrachtungen und klugem Ersinnen über die beste und vorteilhafteste Erziehung, die man dem so leicht und so oft auf Irrwege geratenen Menschengeschlechte vorschreiben sollte, und eine Flut von Schriften, welche eine neue Menschenbildung auf Grundlage des Gefühlsmäßigen und Natürlichen vorschlugen, bespülte seit Shaftesbury, Steele, Addison, Pope, Young auch die sonst von der moralisierenden Übermacht des Nachbarlandes verschont gebliebenen Gestade Frankreichs. Lockes Erziehungsgedanken übertrug man bald ins Französische. Condillacs Logik empfahl bereits für den heranwachsenden Knaben eine Selbstbildung vom Konkreten zum Abstrakten, eine stetig fortschreitende Entdeckungsreise, welche ein Selbsterfassen, ein Selbsterkennen der Ideen ermöglichte. Eifrig wollten Helvétius, Diderot, d'Alembert belehren und erziehen. Und mächtig noch erdröhnte das »Erkenne dich selbst« des alten, von Rousseau so gern befolgten Montaigne.

Der neue Mentor der Jugend hatte geschickt Gedanken und Pläne der Vorgänger verwertet, wie er auch für das Zusammenzimmern seiner verblüffenden Theorien des gottbegnadigten Naturmenschen Grotius, Pufendorf, Goldsmith, Montesquieu, Buffon, Condillac und immer wieder Montaigne zu Rate gezogen, und wiederholt auch zu dem sonst bemitleideten »Esprit« des Helvétius gegriffen hatte. Fußt nicht auch die im »Contrat social« so berühmt gewordene Theorie der Besitzusurpation, die sich Goethe aufdrängte und eine packende Szene des Prometheusfragmentes ins Leben rief, auf einem Gedanken des

tiefsinnigen Pascal: »Ce chien est à moi, disaient ces pauvres enfants, c'est là ma place au soleil. Voilà le commencement et l'image de l'usurpation de toute la terre«? Nicht in der Erfindung, nicht in der Neuigkeit der Geanken und in der Kühnheit der Paradoxa liegt die Originalität Rousseaus, sondern in seinem Vergeiftigen jener Gedankenarbeit, die ihm ftrengere Logiker und Philosophen übermittelten. Eigen ift ihm die Form, der Stil, die Seele. Er hat ja nie leicht gearbeitet. Er war kein Improvisator. Und wiewohl er, vom Andrang der Gefühle übermannt, von der höchften Leidenschaftlichkeit gepackt zur Feder griff, war ihm der Ausdruck doch durch den eigenen heftig erlittenen Gefühlsfturm erschwert. Langsam reiften die Ideen zur Form heran. Das süße Ersinnen begleitete eine Qual und ein Ringen, wovon die jetzt von der Société J.-J. Rousseau eifrig erforschten Handschriften Zeugnis ablegen. Das Gewollte paarte sich mit dem Natürlichen. Und mit einer in diesem wundersam ungeduldigen Manne wunderlichen Geduld feilte er, wählte, sichtete, ftrich, ftrebte nach höchfter Klarheit und Prägnanz, achtete auf die Musik des Wortes, auf die flüchtigften Harmonien, hörte sich selbft bis zum Berauschen, bevor er sein Publikum mit der Macht und Wärme seiner Rede hinriß. Seine Argumentation ift oft schwach, und doch wirkt kein Schriftfteller beftrickender als er. Er ift ein Zauberer, der uns lockt, selbft wenn wir ihn einen Narren schelten. Gioberti hatte die faszinierende Macht Rousseaus an sich erfahren: »La verità dei sensi espressivi vi seduce, e fa passare nel vostro intelletto attraverso del vostro cuore gli errori a cui sono tramescolati.«

Rousseaus Zögling also erfährt eine Erziehung im negativen Sinne, was auch Kant, dem ein Selbfterkennen die befte Bürgschaft für jede Erkenntnis bot, billigte. Er soll nichts lernen; jede Zuführung eines vermeintlichen Wissens ift Gift. Selig ift das Nichtwissen. Auch Hebbel hat in seinem »Tagebuch« einmal geseufzt: »Ehemals waren die Erwachsenen wie die Kinder; wie hoffnungslos sind die Zeiten, wo die Kinder wie die Erwachsenen sind! Warum lernen wir so viel und so schnell?« Émile soll auch nicht gehorchen, bloß seinem inneren Drange folgen. Aber ift ein Nachahmen, dieser Grundzug der Entwicklung eigentlich nicht selbft ein Gehorchen? Er geht allein, auf seine eigenen Kräfte angewiesen, auf die Jagd und den Fang der Ideen und gelangt vom vernunftlosen Inftinkt zum besonnenen Denken und Erwägen. Die Schicksalsfterne leuchten ihm in seiner Bruft. Er ift Selbftschmied seines Glücks, Selbftschöpfer seiner Welt. Er erobert sich allein Erde und Himmel, entdeckt in sich seinen Gott, findet den Glauben. Alles geschieht durch Offenbarung, und alles ereignet sich, dank der gütigen Vorsorge der Natur, im rechten Augenblick.

So, nach dieser von den himmlischen Naturmächten geleiteten, von dem sorgenden Präzeptor bewachten Selbftwirksamkeit, reift er zum Jüngling und zum Mann heran, wird Herr seiner selbft, fähig, das Milieu, das ihn trug, zu beherrschen und im Notfall zu bekämpfen, tapfer im Meere der Gesellschaft, wohin er doch gelangen mußte, schwimmend, ohne je unterzutauchen. Wir zweifeln ob des Gelingens dieser so überaus passiven Selbfttätigkeit, welche die ewig zum Dienfte dieses Bevorzugten herbeieilende Erleuchtung die wundervolle Eroberung seines Lebens und seiner Welt vollziehen läßt. Diese

Erziehung kann sich ja doch nur in der Einbildung allein bewahrheiten. Und warum glaubte Rousseau in der Seele seines Zöglings den Willen beseitigen zu müssen? Kann es überhaupt ein Handeln, ein Leben, ein Atmen selbst ohne ein Wollen geben? Ist nicht jedes Erfassen und Erkennen, jede Regung der Neugierde selbst, jedes Zucken des Gefühls eine Tat des Willens? Die Schwäche des Denkers ist nur zu sichtbar in diesem System der Menschenbildung. Den unschätzbaren Gewinn einer Verinnerlichung des Lebens und der mutigen Verwertung der natürlichen Veranlagung müssen wir nun mit einer plötzlich erfolgten Erlahmung und Mechanisierung des weltenschaffenden Geistes, die nimmer zur Erkenntnis des Lichtes des Ewigen führen wird, schmerzlich büßen. Und nie ertönt die Stimme: »du mußt« in der von Gefühlen und Empfindungen immer anschwellenden Brust. Wie, ohne einen Selbstbefehl, wird sich der Schöpfer seines Lebenspfades zum Ideal der Sittlichkeit emporschwingen? Ist nicht innere Natur gleichbedeutend mit innerem Zwang?

Ein gewisser Hang zum Schematismus, der in Rousseau immer bemerkbar ist, das Bestreben, Gemüt, Wissen und Leben zum Zwecke philosophischer Erörterungen symmetrisch zu zergliedern, hat wohl die in diesem Erziehungssystem angenommene Dreiteilung des Individuums in einen physischen, in einen intellektuellen und in einen moralischen Menschen und eine sinnlose Trennung des Unzertrennlichen bedingt. Wie erstaunlich aber die Zumutung, dieses für ein Einzelwesen ersonnene Lehrgebäude der Selbsterziehung auf alle Menschenkinder erstrecken und die Mannigfaltigkeit der Schöpfung auf die Erzeugung immer sich gleich bleibender und immer gleich gearteter Individuen beschränken zu wollen, in dem ewigen Wandel der Zeiten, in den unaufhaltsam sich fortwälzenden Fluten des Lebens eine solche Starrheit des Lebens zu erdenken! Émile, ruft eine Stimme, und allseitig in dieser Wunderwelt hört man zurückerwidern: Émile, Émile! Soll denn der menschliche Geist wirklich immer nach einer und derselben Weise gemodelt werden? Und gibt es nicht, muß es nicht im Grunde ebenso viele Systeme der Erziehung geben wie es Individuen gibt?

So viel Falsches, Absurdes, Närrisches und Künstliches dieser Erziehungstraum des Gefühlspädagogen enthalten mag, einen Schatz von Wahrheit birgt er doch in sich, wie denn in allen Schutthaufen der in Trümmer gefallenen Systeme Rousseaus überall unzerstörbare goldene Körner überraschen, die ewig am Sonnenlichte blinken. Zu einer Erneuung und Wiederaufbauung unseres Wesens hat uns Rousseau doch verholfen. Die Geistesbildung durch die intuitive Erziehung, die zum Teil bereits Montaigne empfohlen, dieses Erwecken all der schlummernden Kräfte in der Seele des Knaben, die Achtung vor dem Drange der Natur und der Rechte des Individuums, das, von dem inneren Lichte geleitet, zur Erkenntnis seiner Welt fortschreitet und selbstschöpferisch wirkt, die Verwertung der Macht der Gefühle der Verstandesvergötterung gegenüber, das Verwerfen und Vernichten des geistestötenden Dogmatismus haben die besten Pädagogen und Schulreformatoren seit Basedow beherzigt; und wohl einem Winke Rousseaus folgend hat Kant auf den Trümmern der alten Metaphysik sein neues System errichtet, seine geistige Rekonstruktion ersonnen. Möchten auch unsere modernen Leuchten der Päda-

gogik die Mahnung Rousseaus vernehmen und selbst erschrecken vor dem törichten Wahn, Erziehen in ein rasches Vollstopfen mit erlerntem, so schnell ersterbendem Wissen, Lehren und Bilden in ein Öffnen von reich beladenen Magazinen der Wissenschaften und Künste, in denen der Zögling sich nach Bedarf maschinenmäßig verproviantiert, umwandeln zu können, glücklich nur, wenn sie Schulen, die doch Tempel der Gottheit sein sollten, in Manufakturen von künftigen Beamten umsetzen, immer bestrebt, den Seelenbildnern und Erziehern der Jugend das Geheimnis des Lehrens einzuschärfen — lehren, wie man denken soll, wie man fühlen soll, wie man wollen soll, und auch und vor allem, wie man lehren soll. Herder, der in manchem mit Rousseau geistesverwandt war und trotz seines Widerwillens lange im Banne Rousseaus gestanden, hatte sich, vom »Émile« angeregt, einen »Grundriß des Unterrichts für einen jungen Adligen« erdacht, der Entwurf blieb, und wollte auch die natürliche Veranlagung als beste Lehrmeisterin, den Weg des Selbsterkennens als den vorteilhaftesten und sichersten empfehlen; zornig rügte er den »Wust von Nominalbegriffen, Definitionen und Lehrbüchern«, worin sich die Zeit gefiel. Lauter Schall, unnützer Kram, donnerte er mit dem »Émile«: »Sachen, Sachen, ich kann es nie genug wiederholen, wir gestatten den Worten zu viel Einfluß. Mit unserer geschwätzigen Erziehung erzeugen wir nur Schwätzer, . . . kein Buch außer der Welt, keine andere Lehre als die Tatsachen, . . . mache deinen Zögling aufmerksam auf die Erscheinungen der Natur. . . . Was lehren die Pädagogen am Ende? Worte, Worte und immer Worte«.

(Schluß folgt)

Komödie und Posse.

Von
Max J. Wolff.

Nach der Aufführung eines neuen Lustspiels liest man häufig in den Besprechungen der Tageszeitungen, die Art der Komik sei zu derb, die verwendeten Motive zu grob, als daß man das Stück als Lustspiel hinnehmen könne, es sei allenfalls ein Schwank oder eine Posse. Die Feinheit wird also zum unterscheidenden Merkmal erhoben, ob ein Werk als Komödie zu betrachten sei oder einer untergeordneten Gattung angehöre. Ist diese Ansicht richtig? Ihre Vertreter können sich allerdings auf Aristoteles berufen, der einen Unterschied zwischen dem Lachen macht, das einem erzogenen, d. h. gebildeten Menschen ansteht, und dem, in das ein unerzogener ausbricht. Er verwarf die ausgelassene Komik des Aristophanes, denn das Lachen in der Komödie müsse »Symmetrie« bewahren, also gleich dem Wehgefühl der Tragödie in bestimmten Schranken gehalten werden. Er scheidet eine feinere und eine gröbere Komik, von der nur die erstere eine ästhetische Berechtigung besitze und künstlerisch verwertbar sei. Diese Trennung war geeignet, die Überlegenheit Menanders über Aristophanes zu erweisen, worauf es Aristoteles ankam, aber den begrifflichen Unterschied zwischen der Komödie und anderen komischen

Aufführungen, die wir als Schwank oder Posse bezeichnen, trifft sie nicht. Auch Boileau hat ihn nicht erfaßt. In einer bekannten Stelle erhebt er gegen Molière den Vorwurf, er habe Terenz mit dem Hanswurſt Tabarin vereinigt, und in dem Sacke Scapins erkenne er den Dichter des »Misanthropen« nicht wieder. Der Tadel zielt auf das luſtige Intermezzo in »Scapins Streichen«, wo der geängſtigte Géronte sich in einen Sack verkriecht, und scheint auch die Derbheit dieses Motives zu verurteilen. Auf der andern Seite hat Boileau aber ebenso grobe Kunſtmittel nicht nur geduldet, sondern sogar anerkannt, und trotz der Prügelszene bemerkt er zu Molières »Frauenschule«, daß »unter ausgelassenen Possen der Sinn der tiefſten Weisheit ruhe«. Der Sack Scapins mißfiel ihm nicht wegen der Derbheit, sondern weil er durch kein klassisches Vorbild gedeckt war. Als Komödie galt nach Boileau alles, was sich — ob fein oder nicht — in der Richtung von Plautus und Terenz bewegte, was ihr widersprach, gehörte der Posse an.

Mit dieser Ansicht iſt natürlich noch weniger anzufangen als mit der des Ariſtoteles. Wie die Tragödie bis an die äußerſten Grenzen des Furchtbaren gehen darf, so kann die Komödie zu den derbſten Mitteln greifen, wenn sie naturgemäß aus der Handlung und den Charakteren hervorgehen. Der »Lysiſtrata« des Ariſtophanes wird niemand den Charakter der Komödie absprechen, so wenig wie dem »Eingebildeten Kranken« trotz der tollen Doktorpromotion. Auf der andern Seite iſt Molières »Kritik der Frauenschule« frei von jeder Derbheit, aber darum doch kein Luſtspiel, nicht weil ihr die Intrige fehlt, denn diese hätte sich leicht mit der Widerlegung von Molières Gegnern verbinden lassen, ohne darum das Wesen des Stückes zu ändern. Die »Luſtigen Weiber« sind eine Posse; zwei ehrbare Frauen prellen in derbſter Form einen aufdringlichen Liebhaber. Dasselbe Thema kann in den Salon verlegt werden, wie in dem vor einigen Jahren auch in Berlin gespielten »Untreu« von Bracco. Auch hier wird der Liebhaber mehrfach von einer verheirateten Frau abgeführt; es geschieht mit ausgesuchteſter Eleganz, aber darum bleibt das Stück begrifflich dasselbe wie die »Luſtigen Weiber«, es erhebt sich nicht zur Komödie.

In der Technik konnte man den Unterschied zwischen Luſtspiel und Posse nur so lange finden, als man die fünf Akte und ähnliche Äußerlichkeiten als unbedingte Erfordernisse des erſteren betrachtete. Eine schlechte Technik macht eine Komödie zu einer schlechten Komödie, aber verändert ihren Charakter nicht; auf der andern Seite erhebt die geschickteſte Technik eine Posse wie »Scapins Streiche« oder die muſterhaft gearbeiteten Schwänke von Feydeau nicht zum Luſtspiel. Auch die psychologische Vertiefung kann nicht den Ausschlag geben. In Calderons Mantel- und Degenſtücken, die gewiß Komödien sind, fehlt eine solche gänzlich, und im »Sommernachtstraum« sind die Charaktere weniger vertieft als in den »Luſtigen Weibern«.

Man muß auf den von Ariſtoteles begründeten Parallelismus von Tragödie und Komödie zurückgehen. Er hat in mancher Beziehung die Erkenntnis des Komischen sehr erschwert, aber aus ihm ergibt sich, was im Gegensatz zum Schwank als Eigenart der Komödie zu betrachten iſt. Die Tragödie enthält eine Handlung, die ein Menschenschicksal in entscheidender Weise beſtimmt und zum Abschluß bringt; dieselbe Forderung muß die Komödie erfüllen. Auf

die Bedeutung der dargestellten Ereignisse kommt es an, nicht auf ihre absolute, sondern relative Bedeutung für die auftretenden Personen. Gleich dem Trauerspiel muß das Lustspiel eine Handlung enthalten, die das Leben seiner Menschen entscheidend beeinflußt, es in einer von nun ab unveränderlichen Richtung festlegt, kurz für die Auftretenden eine schicksalsmäßige Wichtigkeit besitzt. Die Posse, oder allgemeiner jede Nichtkomödie, tritt in den gleichen Formen wie die Komödie auf, sie arbeitet auch mit den gleichen Mitteln, aber die schicksalsmäßige Bedeutung ist ihr versagt, sie erhebt sich wie die »Lustigen Weiber« oder das erwähnte Stück von Bracco nicht über ein komisches Spiel, nach dessen Abschluß alles beim alten bleibt. Anders der »Tartuffe«, der »Misanthrope«, der »Kaufmann von Venedig« oder »Minna von Barnhelm«. Hier gelangt überall ein Menschenlos zur Entscheidung. In der Posse ist die Komik Selbstzweck, in der Komödie dagegen haben die komischen Ereignisse, mögen sie noch so fein oder derb sein, den Zweck, ein Menschenschicksal zu bilden und durch die Irrungen einen notwendigen Lebenslauf festzulegen. Wenn das Lustspiel so häufig mit einer Heirat schließt, so hat die Ehe hier die Bedeutung, den bisher isolierten, irrenden Menschen als nützliches Glied der bestehenden Gesellschafts- und Familienordnung einzufügen. Die Posse kann denselben Ausgang nehmen, und es wird ja kaum mehr geheiratet als in Theaterschwänken, aber in ihnen ist die Ehe, von dieser Bedeutung weit entfernt, nur ein lustiger Incidentpunkt. Wenn in einem modernen Stück drei Leutnants beim Sekt zusammensitzen, und einer wettet, er werde die nächste eintretende Dame heiraten, so ist diese Ehe nur scheinbar dasselbe wie die Verbindung Tellheims mit Minna von Barnhelm.

Eine Schwierigkeit bilden Stücke wie der »Geizige« von Molière. Für die jungen Leute, die beiden Liebespaare, hat die Handlung wohl die erforderliche Bedeutung, für den Geizhals Harpagon scheinbar nicht. Und doch überwiegt er so stark, daß er allein für die Auffassung des Lustspiels in Betracht kommt. Er ist Geizhals, wenn der Vorhang sich hebt, und derselbe Geizhals, als er fällt. Die Bedeutung einer Komödie verlangt nicht, daß eine seelische Entwicklung Platz greift, daß die Menschen sich ändern, wohl gar bessern, sondern nur, daß ein Schicksal sich erfüllt. Harpagons Vorbild, Euklio in der »Aulularia« des Plautus wird durch die gleichen Vorgänge dazu gebracht, daß er sein Geld abgibt und von dem Geize läßt. Wie Molière die Menschen und insbesondere das Laster des Geizes sieht, ist eine solche Wendung unmöglich, und doch entscheidet die Komödie über Harpagons Schicksal. Es wird ihm noch einmal Gelegenheit geboten, von seiner Habsucht abzustehen, aber er läßt sie vorübergehen. Das Stück besiegelt seinen nunmehr rettungslosen Untergang im Geiz, wie der »Kaufmann von Venedig« den Shylocks. Wie ein Menschenleben nur den Stoff zu einer Tragödie liefern kann, so auch nur zu einer Komödie. Tellheim ist am Ende des Stücks über alle Irrungen hinaus, Alceste im »Misanthrope« wird den Versuch als Liebhaber niemals erneuern; Falstaff dagegen kann noch viele Abenteuer in der Art der »Lustigen Weiber« erleben, und die listigen plautinischen Sklaven im »Epidicus« und »Pseudolus« werden ihren Besitzern gewiß noch viele Streiche spielen. Der eine sagt ja am Schlusse selber, sein Herr möge ihm die ver-

dienten Prügel bis zu der bald zu erwartenden nächſten Gaunerei aufsparen. Im Gegensatz dazu enthält Grillparzers »Weh dem, der lügt!« die wirkliche Komödie des verschlagenen Dieners.

Es ergibt sich die Frage, ob sich aus dem Parallelismus von Tragödie und Komödie nicht weitere Schlüsse auf den Charakter der schicksalsmäßigen Vorgänge ziehen lassen. Wenn die Tragödie zum Untergang des Helden führt oder nach Goethe wenigſtens zu einem Ausscheiden aus liebgewordenen Verhältnissen, so müßte die Komödie mit einem Eintritt in willkommenere Verhältnisse schließen. Das iſt im »Kaufmann von Venedig« und im »Sommernachtstraum« der Fall. Das hemmende Gegenspiel wird überwunden und die Paare zur allgemeinen Freude vereinigt. Anders iſt aber der Erfolg des »Tartuffe«, der »Frauenschule« oder des »Misanthropen«. Tartuffe und Arnolphe könnte man ja zu dem besiegten Gegenspiel rechnen, aber im Sinne des Dichters sind sie so gut die Helden wie Alceſte, und alle drei ſtehen am Schluß mit dem Wehgefühl über ihre verlorene Liebe oder verlorene Macht da. Objektiv mag auch hier ein Eintritt in bessere Verhältnisse vorliegen, insofern Alceſte sich aus einer unehrlichen Gesellschaft rettet, Arnolphe seinen Irrtum einsieht, und die Heuchelei Tartuffes zugunſten eines besseren Menschentumes vernichtet wird. Es iſt ja auch nicht nötig, daß die Erhebung ausdrücklich anerkannt wird, wie von dem plautinischen Miles gloriosus, der am Schluß erklärt, er habe seine Prügel verdient und wolle ein besseres Leben anfangen. Aber wie dem auch sei, diese Komödien schließen mit einem Wehgefühl des Helden, das aus seiner Isolierung hervorgeht, sie ſtehen dadurch zu den Luſtspielen der erſten Art in einem Gegensatz, der sich durch keine Dialektik überbrücken läßt. Die Geſtalten der Komödie besitzen nach Ariſtoteles eine Unvollkommenheit des Körpers oder des Geiſtes, und von der Stärke dieser Unvollkommenheit hängt es ab, ob ihr Träger sich der menschlichen Gesellschaft eingliedern kann oder durch die komische Individuation ausgeſtoßen wird. Zwei Stücke sind dafür bezeichnend, die innerlich, vielleicht auch äußerlich miteinander verwandt sind, Aretins »Ipocrito« und der »Tartuffe«. Hier wie dort werden Liseo und Orgon durch den Frömmler dahin gebracht, daß sie jede Empfindung für ihre Angehörigen verlieren. Bei dem Italiener erreicht die Gefühllosigkeit einen Grad, daß er den Seinen durch nichts zurückgewonnen werden kann und als Einsamer den Schauplatz verläßt, im Gegensatz zu Orgon, der sich der Familie wieder einfügt. Auf der andern Seite tritt die komische Individuation bei Tartuffe so ſtark auf, daß er von der Gesellschaft ausgeſtoßen wird, während der harmlosere Ipocrito in ihr verbleiben kann. Dieselbe Erscheinung zeigt sich im ernſten Drama. Der Gegensatz zwischen dem Helden und der Welt iſt entweder so ſtark, daß er untergehen muß oder mit ihr versöhnt werden kann. Im erſten Fall sprechen wir von einem Trauerspiel, im zweiten von einem Schauspiel, zwei Gattungen, die Griechen, Italiener und Franzosen mit Recht als Tragödie zusammenfassen. In ähnlicher, wenn auch nicht so ſtark ausgeprägter, Weise umschließt der Gesamtbegriff Komödie zwei Typen, die sich nach der Stärke der komischen Leidenschaft unterscheiden; mit einer paradoxen Benennung könnte man die eine als komisches Trauerspiel, die andere als komisches Schauspiel bezeichnen.

Die Ergebnisse der Polarforschung während der letzten Jahre.

Von
Otto Nordenskjöld.

Der Nordpol und der Südpol, diese beiden Ziele des mehr als ein Jahrhundert andauernden Wettkampfes unter den hervorragendsten Kulturnationen der Erde, sind, wie wir alle wissen, erreicht worden, man könnte sagen, ziemlich unerwartet und fast gleichzeitig im Verlaufe von wenig mehr als zwei Jahren. Es kann nicht unangebracht sein, die Frage beantworten zu wollen, was die Menschheit hierdurch gewonnen, und gleichzeitig einen Blick auf die Polarforschung in ihrer Gesamtheit zu werfen und vor allem auf deren wichtigste Ergebnisse während der letzten Jahre. Es dürfte wohl als sicher gelten, daß die Erreichung der Pole für die Menschheit mehr als alles andere einen ideellen Sieg bedeutet. In mehr als einer Hinsicht haben die Pole ja ein Interesse für uns. Es gibt auf der Erde keine anderen von der Natur selbst fest bestimmten Punkte als diese beiden; den dritten Punkt, der mathematisch gesehen notwendig ist, um die Lage einer Stelle auf der Erde zu bestimmen, hat man auf künstlichem Wege festlegen müssen, und verschiedene Zeiten und Länder haben dabei eine verschiedene Wahl getroffen, Jerusalem oder die kleine Insel Ferro im Atlantischen Ozean oder das Observatorium Greenwich oder irgendein anderes nationales Observatorium.

Der Mensch nennt sich so gern den Herrn der Natur und strebt jedenfalls mit aller Energie danach, es zu werden. Dann mußte es aber auch für ihn ein unzweifelhaftes Armutszeugnis sein, daß man ihm bisher zu jeder Zeit vorhalten konnte, es wäre trotz allen Strebens und aller Versuche noch keinem Menschen gelungen, so weit zu kommen, mit eigenen Augen einen von diesen Punkten zu schauen. Darum brauchen die Pole noch nicht die Punkte zu sein, die auf der Oberfläche der Erde am schwierigsten zu erreichen sind. Im Gegenteil, es gibt noch ungelöste Aufgaben genug für den, der die unbekannten und ungeschauten Flächen der Erde untersuchen möchte. Aber alle solche zukünftigen Forschungsfahrten werden ihre Bedeutung nur nach dem Wert der Entdeckung haben, die gemacht wird; von einer Ehrensache für die Menschheit kann wohl hier nicht die Rede sein. Als aber die Pole das Ziel waren, da konnte selbstverständlich kein »beinahe« gelten; nur derjenige, der wirklich das Ziel erreicht, konnte als Sieger betrachtet werden. Vor allen andern ist das nun Peary und Amundsen gelungen, und deshalb werden auch diese beiden Namen für alle Zukunft in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit stehen bleiben.

Von Anfangs an konnte es zwar nicht als undenkbar gelten, daß die Gegenden um die Pole herum in einer oder der andern Hinsicht von andern naheliegenden Gebieten wesentlich verschieden wären, aber wahrscheinlich war das nach den Forschungsarbeiten der

Aus dem schwedischen Manuskript übersetzt.

nächst vorhergehenden Jahre nicht. Geographisch angesehen, sind für unsere Kenntnis des Erdballs und seiner Eigenschaften auch die beiden Expeditionen, die das Glück hatten, den Nordpol und den Südpol zu erreichen, von geringerer Bedeutung als viele andere. Die beiden Polarexpeditionen, die in dieser Hinsicht die wichtigsten von allen sind, wenigstens in den letzten Jahrzehnten, sind diejenigen, die dem Menschen den Einblick in die innere unbekannte Polarwelt im Norden wie im Süden verschafften und damit uns zum ersten Male die Kenntnis ungeheuer ausgedehnter Gebiete eröffnet haben, welche die Phantasie bisher fast frei umspielt hatte. Diese Expeditionen sind mit den Namen Nansens und Shackletons unlöslich verknüpft. Jener legte dar, wie ein Weltmeer, von Treibeis bedeckt, sich um den Nordpol ausbreitet, dieser führte uns auf ein unermeßliches ebenes Eisplateau, 3000 m über dem Meeresspiegel, wahrscheinlich das ausgedehnteste Hochland, das die ganze Erde hat.

Wenn einige Jahrhunderte verstrichen sind und man einmal auf diese Entdeckungen aus der Perspektive langer Zeitläufte zurückschaut, ist es wohl anzunehmen, daß sie denen an Bedeutung nachstehen werden, die von Columbus und Magelhaens, Abel Tasman und James Cook und vielleicht auch von Przewalski und Stanley gemacht wurden; wir aber, die wir ihnen nahe gestanden, dürfen niemals vergessen, daß wir durch sie die Entdeckung des letzten Weltmeeres der Erde und des letzten Weltteiles oder wenigstens die Feststellung ihrer Existenz und Natur haben miterleben können, d. h. also die letzten großen weltumspannenden Entdeckungen, die man auf der Oberfläche der Erde noch ausführen konnte.

Aus natürlichen Gründen, wegen der nahen Lage, haben die Gegenden um den Nordpol uns in unseren Ländern am meisten interessiert. Hier breitet sich, wie wir gesehen, ein tiefes Weltmeer aus, dessen Ufer man durch die Nordost- und Nordwestpassage zu verfolgen suchte, deren Durchschiffungen seinerzeit ein so großes Aufsehen erregten, die aber schon so weit zurückliegen, daß ich hier nicht des näheren darauf eingehen will.

Im übrigen richtet sich ja die Nordpolforschung zunächst auf das Studium der Inseln im großen Eismeer: Grönland, Spitzbergen und anderer, sowie auf das Daransetzen aller Kräfte, neue Inseln zu entdecken, wozu die Aussicht besonders im Meere nördlich von Amerika groß zu sein scheint. Außerdem haben die Gegenden um den Südpol zurzeit ein bedeutend größeres Interesse als die nördlichen Regionen. Da gibt es Land in viel größerer Ausdehnung, und das Land, es sei noch so öde und eisbedeckt, bietet ja doch unter sonst gleichen Verhältnissen den Menschen mehr Möglichkeiten zu Entdeckungen von Bedeutung als das Meer. Auch hat die Südpolforschung in wissenschaftlicher Hinsicht schon zu überaus wichtigen Beobachtungen Anlaß gegeben. Hier hat man unter anderm das kälteste Klima der Erde kennen gelernt, wenn man das ganze Jahr in Betracht zieht; die niedrigsten Wintertemperaturen hat man fortdauernd im Innern Sibiriens. Kein Mensch hat je vorher ein so kaltes Jahr durchgemacht wie das von Amundsen erlebte; —26° C. durchschnittlich für das ganze Jahr, den Sommer mit eingegriffen, ist eine Temperatur, die man sich kaum vorzustellen wagte. Daß es unter solchen Verhältnissen überhaupt keinen Sommer nach unserer Auffassung dort gibt, ist einleuchtend. Dieses kalte Klima übt sozusagen seine Wirkungen

auf die ganze Erde aus durch die abgekühlten Wassermengen, die aus den Umgebungen des Südpols in die Meere hinausströmen.

Auch um die Entwicklungsgeschichte der Erde zu verstehen, ist das Studium der südpolaren Gegenden von größter Wichtigkeit. Die schwedische Expedition, die ich vor einigen Jahren nach dem westantarktischen Gebiet südlich von Südamerika führte, hatte das Glück, hier eine Menge Versteinerungen aus verschiedenen geologischen Formationen aufzufinden. In verschiedenen Perioden haben hier Landgebiete existiert, die mit üppigen Wäldern bedeckt waren, da wo jetzt die ödesten Strecken, die es auf Erden gibt, sich ausdehnen. Über dieses Land haben vielleicht einst die Tiere und Pflanzen von einer Südspitze zur andern der Erdteile sich verbreiten können, die jetzt als so vollständig isoliert daliegend erscheinen, in mancher Hinsicht aber trotzdem eine so augenfällige Übereinstimmung aufweisen; ich brauche als Beispiel bloß an die Verbreitung der Straußfamilie sowohl in Australien als im südlichsten Afrika und Amerika zu erinnern. Das Stück Land, das wir zu untersuchen Gelegenheit hatten, ähnelt betreffs seiner Entwicklungsgeschichte dem nahegelegenen Amerika, während das große Südpolarland auf der östlichen Erdkugel sich an Australien und Afrika anschließt. Die Verbreitung der großen weltumfassenden Hauptlandtypen auf der Erde ist durch die neueste Südpolarforschung endgültig festgestellt worden.

Auch in rein praktischer Hinsicht hat die Polarforschung Ergebnisse von Wert gezeitigt. Die Nordost- und Nordwestpassage haben sich gewiß nicht zu großen Verkehrswegen zwischen verschiedenen Weltmeeren entwickelt, wie einst gehofft wurde, gewisse Teile aber des ersteren haben schon jetzt große Bedeutung, wenigstens für den lokalen Verkehr hinsichtlich der Warenzufuhr. Was die Südpolargegenden betrifft, so ist hier unter Bezugnahme vor allem auf Beobachtungen, die während unserer obenerwähnten schwedischen Expedition gemacht wurden, in den letzten Jahren ein lebhafter Walfang entstanden, der eine Flotte von etwa 100 Schiffen in Anspruch nimmt und einen Ertrag von vielen Millionen Mark jährlich auswirft.

Wenn ich auch damit für die meisten nichts Neues berichte, dürfte es dennoch von Interesse sein, ins Auge zu fassen, welche Methoden sich als die geeignetsten erwiesen haben, um diese Ziele zu erreichen, und besonders unter allen die am meisten umstrittenen, die Pole selber.

Wir sehen, wie sowohl Peary als auch Amundsen in der Hauptsache nach demselben Prinzip ihr Ziel erreichten, nämlich durch Anwendung von Skis, Hunden und Schlitten, nach Art und Weise der Eskimos, gleichzeitig aber unter Verwendung aller Hilfsmittel der modernen Technik, um eine möglichst leichte und effektive Ausrüstung an Proviant und andern Gegenständen zu erzielen. Dagegen haben alle Versuche, die in letzter Zeit mit ganz neuen Methoden gemacht worden sind, um über das unebene Polareis vorwärts zu kommen, wie z. B. mit sibirischen Pferden oder Motorschlitten, keine besonders wertvollen Ergebnisse gezeitigt.

Dasselbe kann in noch höherem Grade von dem modernsten Reisemittel, dem Luftschiff, gesagt werden. Der Versuch des schwedischen Forschers Andrée, den Nordpol im Ballon zu erreichen, konnte vor 15 Jahren kaum glücken, obgleich derselbe mit der äußersten Sorgfalt, die damals möglich war, vorbereitet wurde; und die späterhin wiederholten Versuche verdienen kaum er-

wähnt zu werden. Daß es in der Zukunft anders kommen dürfte, kann wohl für sicher gelten, besonders da wenigstens die nördlichen Polargegenden im Sommer neben allen Schwierigkeiten Luftschiffahrten manche Vorteile bieten.

Die große Schwierigkeit aller Polarfahrten bietet das äußerst ungünstige Terrain, das aus unebenen, treibenden Eisflächen besteht; ein Fortschaffungsmittel, das von diesem Terrain ganz unabhängig ist, muß, sobald es sich als praktisch und für Langfahrten geeignet erwiesen hat, umwälzend wirken auf die Möglichkeit, die inneren bisher fast unzugänglichen Polargebiete zu untersuchen.

Für gewisse wissenschaftliche Untersuchungen bietet der Ballon schon jetzt ein vorzügliches Hilfsmittel. Inwiefern auch der Zeitpunkt da ist zu solchen Langfahrten im Luftschiff nach den inneren Polargegenden, wie sie das deutsche Komitee auf Vorschlag des Grafen Zeppelin auf sein, man muß sagen, bewundernswert großartiges Programm gesetzt hat, das ist eine Frage der Technik, auf die ich nicht eingehen kann.

In einer Hinsicht hatte die Erreichung der Pole nicht das Ergebnis, das man im allgemeinen anfangs erwartet hatte. Wenigstens wurde überall gesagt und geglaubt, daß, nachdem dieses Ziel erreicht, das Interesse der großen Allgemeinheit für eigentliche Entdeckungsreisen, kühne Forschungsfahrten in die unbekannten Polargebiete hinein sich wesentlich vermindert hätte. Bisher aber scheint dies nicht der Fall zu sein. Ein größeres Interesse, als eben jetzt bewiesen wird, scheint man niemals vorher den Expeditionen entgegengebracht zu haben, und zwar gilt das nicht nur den Expeditionen, die im Gange sind, sondern auch denjenigen neuen großen kostspieligen Entdeckungsexpeditionen, die von allen Seiten gerüstet werden. Unter den erst neuerdings unternommenen Expeditionen gibt es eine, die ich erwähnen möchte, weil es mir scheint, daß ihr Ziel von besonderem Interesse sein dürfte, nämlich die deutsche Expedition unter der Führung des Oberleutnants Filchner. Aus verschiedenen anscheinend guten Gründen hat man die Annahme aufgestellt, daß der Weltteil am Südpol ein Doppelfestland etwa wie Amerika wäre und hat die beiden Teile Ost- und Westantarktika genannt. Entscheidende Beiträge zur Lösung dieser Frage hat keine von den in neuester Zeit zurückgekehrten Südpolarexpeditionen gebracht; die Fahrt Amundsens hat das Problem fast noch interessanter gemacht und läßt seine Lösung heute noch sehnlicher wünschen als früher. Und die deutsche Expedition hat eben auf ihr Programm gesetzt, wenn möglich die genannte Hypothese zu bestätigen oder zu widerlegen. Sollte es ihr gelingen, hier zu einem entscheidenden Resultat zu kommen, dann wird sie eine Arbeit ausgeführt haben, die an Bedeutung von keiner geographischen Forschungsexpedition, die heutzutage möglich wäre, übertroffen werden kann.

Die größten und bedeutungsvollsten Fortschritte innerhalb der Polarforschung der letzten Zeit sind, wie wir gesehen, mit den Namen Nansens, Shackletons, Pearys und Amundsens verknüpft. Es ist indessen noch ein fünfter Name, den ich in diesem Zusammenhange zu nennen wünsche, der des Leiters der jetzt arbeitenden englischen Südpolarexpedition, Robert Scott. Er war der erste, dem es 1902—04 gelang den 80. Breitengrad zu überschreiten, und auch der erste, sogar vor Shackleton, der das

hohe Eisplateau, welches der wichtigste Charakterzug des antarktischen Weltteils ist, entdeckte und betreten durfte. Gut dazu vorbereitet ging er im Jahre 1910 daran, für seine Nation die Ehre zu erobern, auch als Erster den Südpol betreten zu haben. Hier kam ihm allerdings Amundsen, wenn auch wie es scheint nur um einige Wochen, zuvor; jedenfalls ist anzunehmen, daß Scott längst sein Ziel erreicht haben und nach seiner Station zurückgekehrt sein wird. Weshalb er dabei sich so verspätete, ist eine Frage, auf die ich hier nicht näher eingehen kann. Scotts Weg nach dem Pol war jedenfalls etwas weiter, seine Ausrüstung wahrscheinlich lange nicht so praktisch wie die seines Nebenbuhlers, und er hat wohl auch nicht, um dieses sein Ziel zu erreichen, eben soviel von der einzigen, bewundernswerten Energie, die Amundsen an den Tag gelegt, für seine Leistung aufgewendet. Indessen dürfte darum sein Ruhm nicht wesentlich gemindert werden. Daß Amundsen die Sache gelang, verdankt er teilweise dem Umstande, daß er einem Wege folgte, der durch die englischen Expeditionen, darunter auch durch die erste Fahrt Scotts, einigermaßen gebahnt war; und der große norwegische Polarfahrer, der sich ja auch in andern Polargebieten reichen Ruhm erworben hat und sich jetzt wieder für eine neue große Forschungsfahrt rüstet, dürfte wohl selber der erste sein, uns beizustimmen, wenn wir zukünftig ihn und Scott als die gemeinsamen Entdecker des mathematischen Südpols bezeichnen werden.

Ich habe im Vorstehenden nur flüchtig die Fragen gestreift, die doch bei der Untersuchung der Polargebiete ohne Vergleich sich als die wichtigsten erweisen: die der wissenschaftlichen Forschungsarbeiten. Indessen hoffe ich dargelegt zu haben, daß man wohlberechtigt ist — und weit über den Kreis der Fachgelehrten hinaus — mit großem Interesse den neuen Nachrichten entgegenzusehen, die in der Zukunft aus den Polarregionen der Erde zu erwarten sind.

Nachrichten und Mitteilungen.

Die neuere Entwicklung der Thermodynamik.

Einer der interessantesten und wohl auch wissenschaftlich bedeutendsten Vorträge auf der diesjährigen Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte zu Münster war derjenige von Nernst über „Die neuere Entwicklung der Thermodynamik (Mechanische Wärmetheorie)".

Die mechanische Wärmetheorie behandelt die Gesetzmäßigkeiten, die für die Umwandlung von Wärme in mechanische Arbeit und umgekehrt maßgebend sind. Der Begründer dieser Theorie war Robert Mayer, der im Jahre 1842 die zahlenmäßige Beziehung für diesen Umwandlungsprozeß ermittelte, daß nämlich zur Erzeugung einer Wärmeeinheit eine mechanische Arbeitsleistung von 424 Kilogrammeter erforderlich ist. Da nun auch für andere Energieumformungen ähnliche zahlenmäßige Beziehungen bestehen, so konnte R. Mayer ganz allgemein den Satz aussprechen, daß bei allen uns bekannten Energie-Umwandlungen niemals Energie verloren geht, sondern diese nur ihre Form ändert. Helmholtz sprach dann 1847 den gleichen Gedanken so aus, daß er sagte: „Die Energie des Weltalls ist konstant." Seit Clausius bezeichnet man diesen Satz auch als den „ersten Hauptsatz" der mechanischen Wärmetheorie. Dieser Satz allein genügt aber noch nicht zur Kennzeichnung aller wärmemechanischen Vorgänge. Wenn man nämlich

eine bestimmte Wärmemenge zur Verfügung hat, so ist ihre Umwandlung in mechanische Arbeit nur möglich, wenn ein Temperaturgefälle, z. B. gegenüber der Umgebung, vorhanden ist, das dann bei dem Umwandlungsprozeß verbraucht wird. Wenn also mechanische Arbeit aus Wärme erzeugt wird oder umgekehrt aus mechanischer Arbeit Wärme, so ist mit solchem Vorgang stets ein Temperaturausgleich von irgendwelchen im Weltall vorhandenen Wärmemengen verbunden. Sind sämtliche Temperaturunterschiede ausgeglichen, so ist eine weitere Erzeugung von mechanischer Arbeit aus Wärme nicht mehr möglich, obwohl die Wärmeenergie selbst nach dem ersten Hauptsatz noch vollkommen vorhanden ist. Sie ist nur infolge der zahlreichen Naturvorgänge, bei denen ein mehr oder minder großer Betrag von Wärme in Arbeit bzw. Arbeit in Wärme umgesetzt wurde, allmählich in „degradierte Wärme", wie es Nernst ausdrückt, übergeführt worden, bei der alle Spannkräfte, die Arbeit leisten können, verschwunden sind. Mit der Erreichung dieses Zustandes würde dann auch jede sichtbare Bewegung im Weltall aufhören und so sein „Wärmetod" herbeigeführt werden. Dies ist im wesentlichen der Inhalt des zweiten, ebenfalls seit langem bekannten Hauptsatzes, dessen Gültigkeit jedoch durch die neuerdings näher erforschten radioaktiven Erscheinungen vielleicht später noch einmal etwas eingeschränkt werden muß. Die neuen Nernstschen Forschungen, die zur Aufstellung eines dritten Hauptsatzes führten, beschäftigten sich nun mit der spezifischen Wärme oder dem Energieinhalt der Materie bei verschiedenen Temperaturen. Aus der Spektralanalyse war bereits seit langem bekannt, daß Gase, ganz besonders aber der Eisendampf, der wohl den Hauptbestandteil der Sonne bildet, bei sehr hohen Temperaturen ein komplizierteres Spektrum aufweisen. Es muß also umgekehrt bei hohen Temperaturen jede neue Schwingungsmöglichkeit im Atom, die ja durch das Komplizierterwerden des Spektrums bewiesen wird, einen neuen Beitrag zur spezifischen Wärme liefern, so daß diese mit steigender Temperatur höhere Werte annimmt. Diese Tatsache, die durch Messungen ebenfalls bestätigt werden konnte, würde dann auch die langsame Abkühlung der Sonne erklären, die in ihrem Innern wohl Temperaturen enthält, bei denen die spezifische Wärme bereits außerordentlich hohe Beträge angenommen hat.

Von besonderer Bedeutung war es nun aber, festzustellen, welche Änderungen die spezifische Wärme und somit der Energieinhalt der Materie bei tiefen Temperaturen erfährt, und hier haben die Untersuchungen von Nernst und seinen Schülern wichtige Aufklärungen gebracht, die schließlich zu dem neuen dritten Wärmesatz führten. Die Messungen ergaben nämlich, daß der Wärmeinhalt der Materie bei tiefen Temperaturen schon vor Erreichung des absoluten Nullpunktes unabhängig von der Temperatur, die spezifische Wärme also Null wird, so daß man einen Körper durch Wärmeentziehung nicht bis auf den absoluten Nullpunkt abkühlen kann.

Den so gewonnenen drei Hauptsätzen der mechanischen Wärmetheorie gab nun Nernst, indem er sie durch die Unmöglichkeit kennzeichnete, einen gewissen Effekt zu erzielen, folgende Fassung:

1. Es ist unmöglich, eine Maschine zu bauen, die fortwährend Wärme oder Arbeit aus nichts schafft.

2. Es ist unmöglich, eine Maschine zu konstruieren, die fortwährend die Wärme der Umgebung in äußere Arbeit verwandelt.

3. Es ist unmöglich, eine Vorrichtung zu ersinnen, durch die ein Körper völlig der Wärme beraubt, d. h. bis zum absoluten Nullpunkt abgekühlt werden kann. Gl.

Die Chemie in Großbritannien in der ersten Hälfte des Jahres 1912.

Eine aktive Modifikation des Stickstoffs. — Synthetischer Gummi. — Die Substanz in den Reisschalen, die Polyneuritis heilt. — Die Flüchtigkeit der Metalle der Platingruppe. — Neue Untersuchungen über optische Aktivität

Eine der interessantesten Entdeckungen des letzten Jahres ist zweifellos die aktive Modifikation des Stickstoffs, die Strutt festgestellt hat. Das Studium dieses Gegenstandes hat während des letzten Jahres eine große Anzahl Schriften hervorgerufen. Wie wohl bekannt ist, erhält man diese neue Abart des Stickstoffs, wenn man eine hochgespannte Entladung durch reinen Stickstoff unter niedrigem Druck hindurchgehen läßt. Wenn eine seitliche Röhre der Entladungsröhre angefügt wird, so sammelt sich der aktive Stickstoff, den man an seiner starken Glut erkennen kann, hier, und seine Eigenschaften können geprüft werden. Alle Versuche, das aktive Gas zu verflüssigen, sind bisher gescheitert. Man glaubt deshalb, daß es einatomig ist und keine komplexe Atomgruppierung wie das Ozon. Man bringt auf da

aktive Gas keine Wirkung hervor, wenn man es durch ein elektrisches Feld hindurchgehen läßt, ein Anzeichen dafür, daß die Gas-Ionen keine Beziehung zu den charakteristischen Eigenschaften des Gases haben. Beim Hindurchgehen des glühenden Stickstoffs durch eine lange mäßig erhitzte Röhre verlöscht die Glut durch die Hitze, erscheint aber in den kälteren Teilen der Röhre wieder. Dagegen wird sie durch starke Erhitzung dauernd verlöscht. Wenn eine das aktive Gas enthaltende Röhre zum Teil in flüssige Luft getaucht wird, so wird nahe der Oberfläche der flüssigen Luft eine intensive Glut erzeugt und die Aktivität des Stickstoffs für immer zerstört. Diese Tatsachen erklärt man jetzt folgendermaßen. Man nimmt an, daß das aktive Gas bei allen Temperaturen durch die Glaswände des einschließenden Gefäßes katalytisch zersetzt und diese Wirkung durch Erhöhung der Temperatur vermehrt werde. Auf der andern Seite soll eine Abkühlung in flüssiger Luft die Wiedervereinigung der einzelnen Stickstoff-Atome (die den aktiven Stickstoff bilden) zu molekularem Stickstoff beschleunigen. Die chemischen Eigenschaften des neuen Gases, wenn sie zurzeit auch nur oberflächlich untersucht worden sind, versprechen sehr interessant zu werden. Die meisten Metalle verbinden sich, wenn sie in aktivem Stickstoff mäßig erhitzt werden, unter leuchtender Glut mit ihm, wobei sie das Linienspektrum des betreffenden Metalls zeigen. Die Wirkung auf Stickstoffoxyd ist interessant, wobei Stickstoff-Peroxyd gebildet wird, offenbar als Ergebnis der Reaktion: $2\,NO + N = NO_2 + N_2$. Diese Reaktion wird angewandt zur Abschätzung des aktiven Stickstoffs, wenn man den Betrag des Stickstoff-Peroxyds wiegt. Die Wirkung des aktiven Stickstoffs auf Kohlenstoffverbindungen soll in allen bisher untersuchten Fällen Cyanogen aus dem Kohlenstoff erzeugen.

In demselben Zusammenhang hat eine kürzlich von Lowry veröffentlichte Arbeit großes Interesse. Dieser Chemiker hat die Bedingungen, unter denen atmosphärischer Stickstoff durch Ozon oxydiert werden kann, sorgfältig untersucht, und die Ergebnisse weisen das Vorhandensein einer aktiven Form des Stickstoffs überzeugend nach, die durch eine Funkenentladung hervorgerufen wird. Geht atmosphärische Luft nur durch einen Ozonisator oder nur durch eine Funkenlücke, so erzeugt sie nicht Stickstoffoxyd, dagegen erzeugt eine Vereinigung des Ozonisators und der Funkenlücke entweder hintereinander oder parallel immer das Gas in sichtbarer Menge. Es ist indes sehr ungewöhnlich, daß sich Strutts aktiver Stickstoff nicht mit dem Ozon vereinigt. Wenn sein glühender Stickstoff und das Ozon unter niedrigem Druck gemischt und dann in flüssiger Luft abgekühlt werden, so findet man keine Spur von Stickstoff Oxyden in den Erzeugnissen. Der Unterschied zwischen Lowrys und Strutts aktivem Stickstoff muß noch in Zukunft bestimmt werden. Diese Versuche lassen die Frage entstehen, ob die Erzeugung von Stickstoff-Oxyden durch elektrische Entladung zur Benutzung im Handel nicht der Vereinigung aktiven Stickstoffs und aktiven Sauerstoffs (Ozons) zuzuschreiben ist. Ist das der Fall, so ist die Erzeugung aktiven Stickstoffs eines der wichtigsten technischen Probleme der modernen Wissenschaft.

Eine Vorlesung über Produktion und Polymerisation von Butadien, Isopren und ihren Homologen, die Professor W. H. Perkin in der Gesellschaft für chemische Industrie in London gehalten hat, hat vor kurzem weitverbreitetes Interesse erregt. Seit Harries in Deutschland und Matthews in England die schnelle Polymerisation dieser Hydrokarbone vermittels des Natriums entdeckt haben, ist das Problem der Synthese des Gummis ein Problem der Synthese des Butadiens und Isoprens geworden. Zwei Verfahren zur Erlangung von Butadien werden beschrieben: 1) aus Butylalkohol, 2) aus Acetaldehyd. Das erste Verfahren hängt für seinen Handelserfolg von einer billigen Quelle des Butylalkohols ab, und dies Problem scheint Professor Fernbach vom Pasteur-Institut gelöst zu haben. Ein Organismus ist rein dargestellt worden, der hohe Ausbeute an Butylalkohol aus Mais- und Kartoffelstärke gibt. Der so erhaltene Butylalkohol wird in Butylchlorid verwandelt und dieser wiederum in einem besonderen Apparat in Dampfform gechlort. So entsteht eine Mischung von drei Dichlorbutanen, und wenn der Dampf eines von diesen über heißen Natronkalk geleitet wird, erhält man Butadien. Die zweite Methode besteht in der Polymerisierung von Acetaldehyd zu Aldol (CH_3 . CH [OH] . CH_2 . CHO) und in der Reduktion des letzteren zu Butylenglykol. Das Glykol wird leicht in 1.3 Dichlorbutan verwandelt, das über heißen Natronkalk wie bei dem ersten Verfahren geleitet werden kann.

Das Verfahren zur Erzeugung von Isopren gleicht dem zur Erlangung von Butadien im

Prinzip genau, nur daß hier der Ausgangspunkt Isoamylalkohol iſt. Die Verchlorung des Isoamylchlorids gibt eine Mischung von Dichloriden, die, über heißen Natronkalk geleitet, einen Ertrag von 40% Isopren gewährt. Es dürfte von Interesse sein hier zu erwähnen, daß Harden und Norris die Bakterienerzeugung aus verschiedenen Zuckerarten von 2, 3, Butylenglykol und gleichzeitig von Acetylmethylkarbinol unterſucht haben. Ungefähr 25% des Zuckers wird in diese beiden Körper umgewandelt. Wenn auch diese Anwendungen des Bacillus lactis aërogenes und Bacillus cloacae kein Ergebnis von technischer Wichtigkeit haben, so deuten sie doch auf eine wichtige Methode zur Erlangung spezieller Alkohole aus billigen Stoffen hin.

Im fernen Oſten hat man in Bezug auf die eigentümliche, unter dem Namen *Beriberi* bekannte Nervenkrankheit die bemerkenswerte Tatsache entdeckt, daß der häufigſte Grund in einer Ernährung mit geschältem Reis beſteht. Man fand, daß die Schalen imſtande sind, die durch das Essen des geschälten Korns verursachte Krankheit zu heilen. Funk unterzog die *Reisschalen* einer sorgsamen Prüfung in der Hoffnung, eine spezifische Subſtanz zu finden, die Beriberi heilen könnte, und hat kürzlich eine ganz geringfügige Menge eines neuen Körpers gefunden, von dem etwa 1/10 g in einem Kilogramm enthalten iſt. Diese neue Subſtanz iſt eine organische Base und bildet ein kriſtallinisches Nitrat. Sie iſt noch nicht rein dargeſtellt worden, aber ihre künftige Erforschung wird das größte Interesse beanspruchen können. Man hat gefunden, daß ganz kleine Mengen eine unmittelbare Heilwirkung auf Vögel haben, die durch Fütterung mit geschältem Reis an Polyneuritis erkrankt waren. In neuerer Zeit hat derselbe Forscher die Zusammensetzung des Gehirns von Vögeln untersucht, die an Polyneuritis infolge von geschältem Reis litten. Er findet einen deutlichen Verluſt an Stickſtoff und Phosphor und nimmt an, daß die unmittelbare Wirkung der Ernährung mit geschältem Reis die Fettsubſtanzen des Gehirns zum Zerfall bringt. Die Entdeckung einer solchen Subſtanz muß die Frage nach dem möglichen Vorhandensein von ähnlichen Subſtanzen in den Cerealien entſtehen lassen, die in europäischen Ländern allgemein gebraucht werden.

Eine interessante Untersuchung von Crookes über die *Flüchtigkeit der Metalle der Platingruppe* hat höchſt überraschende Ergebnisse gezeitigt. Das Verschwinden von Platin aus einem elektrischen Quarzröhrenofen gewöhnlicher Art iſt eine wohlbekannte Schwierigkeit, aber es war früher nicht der Flüchtigkeit des Platins bei hohen Temperaturen zugeschrieben worden. Genaue Messungen haben gezeigt, daß Platin zehn Stunden lang auf 1300° erhitzt 0,095% seines Gewichts verliert und in dreißig Stunden 0,245%. Bei der gleichen Temperatur verlieren einige andere Metalle derselben Familie in größerem Maße an Gewicht. Palladium verliert bei 1300° in zehn Stunden 0,424% und in dreißig Stunden 0,745%, Iridium bei der gleichen Temperatur in zwei Stunden 0,828% und in 22 Stunden 7,3%. Rhodium scheint am wenigſten flüchtig zu sein und verliert bei 1300° von seinem Gewicht in 10 Stunden 0,043%, in 30 Stunden 0,131%.

Eine der beſten Reihen von Untersuchungen, die in neuerer Zeit über die Beziehung zwischen *optischem Rotationsvermögen* und chemischer Konſtitution unter organischen Verbindungen in homologen Reihen ausgeführt worden sind, iſt die Pickards und seiner Mitarbeiter. Ihre Arbeit unterscheidet sich von denen früherer Forscher darin, daß die angewandten Subſtanzen den folgenden Bedingungen entsprochen haben: 1. die aktiven Verbindungen enthielten nur ein asymmetrisches Kohlenſtoffatom; 2. die Wirkung von verschiedenen Radikalen wurde beobachtet, wenn diese dem asymmetrischen Kohlenſtoffatom direkt verbunden waren; 3. die Verbindungen waren flüssig (so daß die Wirkung von Lösungsmitteln beseitigt war) und ihr Rotationsvermögen wurde bei verschiedenen Temperaturen verglichen. Die Subſtanzen, die diese Bedingungen am beſten erfüllen, sind die sekundären Alkohole der einfachen aliphatischen Reihe, z. B. die der allgemeinen Formel $R.CH(OH)R^1$. Bisher hat die Arbeit die Unrichtigkeit von zwei Gedanken gezeigt, die ziemlich verbreitet waren. Erſtens hat sie zweifellos gezeigt, daß es keine einfache numerische Beziehung gibt, welche die Werte des Rotationsvermögens von aufeinanderfolgenden Gliedern einer Reihe verbindet, und zweitens hat sie bewiesen, daß es eine mehr oder weniger regelmäßige Vermehrung in dem Rotationsvermögen von dem unterſten Gliede zu dem höchſten gibt, die geprüft wurde (enthaltend 12 Kohlenſtoffatome), und gänzlich den Gedanken widerlegte, daß ein Bruch vorkommt, wenn eine Reihe von 5 oder 6 Kohlenſtoffatomen eingeführt wird.

Mancheſter. E. Hope.

Fünfter Internationaler Mathematiker-Kongress zu Cambridge vom 21. bis 27. August 1912.

»Die geselligsten aller Einsiedler« hat Goethe einmal die Astronomen genannt. Dieselbe Bezeichnung darf man auch auf die Mathematiker anwenden, die von alters her mit der Astronomie in engster Beziehung stehen. Einsiedler sind sie und werden es bleiben, weil die Fragen und die Ergebnisse ihrer Forschungen sich nicht in allgemeinverständlicher Sprache ausdrücken und der großen Menge zugänglich machen lassen. Aber gerade weil sie sich aufeinander angewiesen sehen, darum sind sie gesellig, und dieses Bedürfnis nach gegenseitiger Mitteilung und Förderung ist mit der zunehmenden Ausdehnung der mathematischen Wissenschaften nur noch größer geworden. Zu den alten Akademien, denen die allgemeine Pflege der wissenschaftlichen Forschung obliegt, sind besondere mathematische Gesellschaften hinzugekommen. Zunächst in größeren Städten. Dann haben sich aber in fast allen Kulturländern Vereinigungen gebildet, die bezwecken, in gemeinsamer Arbeit die mathematische Wissenschaft auszubauen und fortzuführen, ihre verschiedenen Teile und zerstreuten Organe in lebensvolle Beziehung und Wechselwirkung zu setzen, ihre Stellung im geistigen Leben der Nation nach Gebühr zu heben, ihren Vertretern und Jüngern Gelegenheit zu ungezwungenem kollegialischen Verkehr und zum Austausch von Gedanken, Erfahrungen und Wünschen zu bieten. Diese Vereinigungen, die Société mathématique de France, der Circolo matematico di Palermo, die Deutsche Mathematiker-Vereinigung, die American Mathematical Society, um nur die größten unter ihnen zu nennen, deren Mitgliederzahl von tausend nicht weit entfernt ist, tragen keinen ausschließlich nationalen Charakter, ihnen gehören vielmehr in erheblicher Zahl auch Ausländer an, sodaß gewissermaßen eine Überdeckung stattfindet.

Trotz der günstigen Vorbedingungen, die sich aus dem geschilderten Stande der Dinge ergeben, hat es lange gedauert, bis sich Analytiker und Geometer zu internationalen Kongressen zusammengefunden haben. In Deutschland ist es G. Cantor, in Frankreich sind es Ch. Laisant und É. Lemoine gewesen, die allmählich die Wege geebnet haben, und so konnte im August 1897 der erste Internationale Mathematiker-Kongreß zu Zürich unter dem Vorsitz des Altmeisters C. Geiser abgehalten werden. Er hatte einen so entschiedenen Erfolg, daß nunmehr beschlossen wurde, in Zukunft alle drei bis fünf Jahre derartige Zusammenkünfte zu veranstalten; ihre Aufgabe sollte darin bestehen, persönliche Beziehungen zwischen den Forschern in den verschiedenen Ländern herbeizuführen, in Berichten und Vorträgen ein Bild von dem augenblicklichen Stande der einzelnen Zweige zu geben, im Flusse der Entwicklung befindliche, wichtige Probleme zu behandeln und endlich Fragen der Bibliographie, der Terminologie usw. zu regeln, für die eine internationale Einigung zweckmäßig erscheint.

Die folgenden Kongresse haben in Paris (1900), Heidelberg (1904) und Rom (1908) getagt. Wie sehr diese Versammlungen an Umfang und Bedeutung zugenommen haben, mögen einige Zahlen zeigen. In Zürich waren 204 Mathematiker anwesend, die sich auf 16 Länder verteilten, in Rom 535 aus 23 Ländern. In Zürich wurden vier allgemeine Vorträge gehalten, zu denen 30 kleinere Mitteilungen in den Abteilungssitzungen kamen, in Rom gab es zehn allgemeine Vorträge und 125 kleinere Mitteilungen. Der Bericht über den Züricher Kongreß umfaßte 314 Seiten, für Rom brauchte man 1122.

Für den fünften Kongreß, der im August 1912 zu Cambridge abgehalten werden sollte, waren die Aussichten von vornherein nicht so günstig wie für die vorhergehenden Versammlungen. Zunächst gibt es in England keine das ganze Land umfassende Vereinigung der Mathematiker, die sich der Organisation des Kongresses hätte annehmen können. An ihre Stelle ist die Cambridge Philosophical Society getreten, die sich in echt englischer Gastfreundlichkeit ihrer nicht leichten Aufgabe entledigt hat; dabei hat sie die liebenswürdigste Unterstützung seitens der Masters und Fellows der altehrwürdigen Colleges gefunden. Auch für die zahlreich anwesenden Gattinnen und Töchter der Kongreßteilnehmer ist in vortrefflicher Weise gesorgt worden.

Eine zweite, schwerer zu überwindende Schwierigkeit lag darin, daß die Beziehungen zwischen den englischen Mathematikern und ihren ausländischen Kollegen, um es offen auszusprechen, nur unvollkommen entwickelt sind. England hat sich auch auf dem Gebiete der Mathematik von jeher in einer gewissen Absonderung gehalten, die es freilich eine splendid isolation nennen darf. Nur unter diesem Gesichtspunkte gewinnt der bekannte

Prioritätsstreit Leibniz und Newton seine volle Bedeutung; er war im Grunde ein Streit zwischen dem europäischen Festlande und dem Inselreich. Erst in der Mitte des 19. Jahrhunderts begann sich eine Annäherung zu vollziehen, die durch die Namen Cayley und Sylvester bezeichnet wird, beide Studenten, der erste auch Professor in Cambridge. In der Wahl der Probleme und ihrer Lösungsmethoden bewahrte jedoch England durchaus seine Eigenart, sodaß im Vergleich mit England die Unterschiede zwischen den führenden Ländern des Kontinents, Deutschland, Frankreich und Italien, unerheblich sind. Bei der jüngsten Generation scheint sich allerdings ein Wandel zu vollziehen, und es ist gerade Cambridge der Ort gewesen, an dem die moderne Funktionentheorie ihren Einzug in Old England gehalten hat.

Aus dem Vorhergehenden wird es verständlich, daß der Kongreß, wenn er auch an Teilnehmerzahl gegen die römische Versammlung nur wenig zurückblieb, einen wesentlich englischen Charakter hatte. Die Hälfte der Anwesenden waren Engländer, ein Viertel Nordamerikaner. Von dem vierten Viertel kam der Löwenanteil auf Deutschland, dann erst folgten Frankreich, Italien, Ungarn. Englischen Auffassungen angepaßt war auch die Wahl der Gegenstände für die acht allgemeinen Vorträge. Nur drei davon gehörten der Mathematik im engeren Sinne des Wortes an; die Vortragenden waren Nichtengländer: Landau (Göttingen), Borel (Paris), Bôcher (Cambridge, Mass. U. S. A., der aus der deutsch-französischen Schule hervorgegangen ist). — Der Vortrag von Enriques (Bologna) betraf methodische Fragen aus dem Grenzgebiet zwischen Mathematik und Philosophie, während die vier übrigbleibenden Vorträge der angewandten Mathematik, Mondtheorie (Brown, New Haven), Erdbebenlehre (Galitzin, Petersburg), mathematischen Behandlung des Schiffbaus (White, London), Dynamik der Strahlung (Larmor, Cambridge) gewidmet waren. Dazu kamen zwei größere Berichte der Internationalen Mathematischen Unterrichts-Kommission, über deren Tätigkeit E. H. Timerding im Dezember 1911 an dieser Stelle ausführlich berichtet hat. Über die mathematische Erziehung der Physiker sprach Runge (Göttingen), über die Rolle von Anschauung und Experiment im höheren Schulunterricht D. E. Smith (New York); beiden Vorträgen folgten lange und lebhafte Erörterungen.

Für die Sitzungen der sechs Abteilungen waren an kleineren Mitteilungen weit über 100 angemeldet, sodaß diese, wie in Rom, größtenteils gleichzeitig tagen mußten. Liegt schon hierin ein erheblicher Übelstand, so kommt hinzu, daß die anschließenden Diskussionen aus Mangel an Zeit wiederholt gerade dann abgebrochen werden mußten, wenn sie anfingen, in die Tiefe zu gehen. Endlich ist auch zu bedenken, daß die Veröffentlichungen der internationalen Kongresse nicht die Aufgabe haben können, neben die mathematischen Zeitschriften zu treten. Es ist dringend zu wünschen, daß die Leitung des nächsten Kongresses in dieser Beziehung Wandel schafft. Man sollte, ähnlich wie es die Deutsche Mathematiker-Vereinigung seit zwanzig Jahren tut, bei der Einladung von vornherein gewisse Gebiete bezeichnen, die in den Vordergrund gestellt werden, und es wäre auch zu überlegen, ob nicht die Zahl der Abteilungs-Vorträge von vornherein beschränkt werden kann.

In der Schlußsitzung am 27. August wurde der Auftrag der Internationalen Unterrichts-Kommission auf weitere vier Jahre verlängert und D. E. Smith in das Zentralkomitee hinzugewählt; man hofft, daß die Kommission ihre schwierige, aber äußerst erfolgreiche Tätigkeit nach Ablauf dieser vier Jahre beendet hat. Der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft wurde für die tatkräftige Inangriffnahme der Herausgabe der gesammelten Werke Leonhard Eulers der wärmste Dank ausgesprochen und zugleich der hohen Anerkennung für die monumentale Ausgestaltung Ausdruck gegeben, die sie dem großen Unternehmen in den bereits vorliegenden fünf Bänden hat angedeihen lassen. Endlich überbrachte G. Mittag-Leffler (Stockholm) die Einladung, den nächsten Kongreß im Jahre 1916 in Stockholm abzuhalten. Seine Mitteilung, daß der König von Schweden die Versammlung unter seinen besonderen Schutz nehmen wolle, wurde mit starkem Beifall aufgenommen und beschlossen, der Einladung Folge zu leisten.

Karlsruhe i. B. P. Stäckel.

Die neue „Philosophie der Freiheit" in Frankreich.

Bei der Eröffnung des IV. Internationalen Kongresses für Philosophie in Bologna (April 1911) sprach Oswald Külpe folgende Worte: „Wenn wir im Namen Kants den Kongreß

begrüßen, so wissen wir, daß wir es dem Königsberger Weisen vornehmlich zu danken haben, daß Philosophie überhaupt auf internationalen Kongressen gepflegt werden kann. Kant hat ja mit besonderem Nachdruck die wissenschaftliche, von Zeit und Nationalität, von Meinung und Willkür unabhängige Methode der philosophischen Arbeit betont und zu begründen gesucht. In seiner Schule erscholl der eindringliche Ruf nach einer Philosophie ohne Beinamen. So sei auch dieser internationale Kongreß ein Symbol dafür, daß es nicht eine italienische oder französische, eine englische oder deutsche Philosophie sui generis gibt, sondern daß nur eine philosophische Wissenschaft existiert." Enthält dies Wort eine Wahrheit; ist die philosophische Arbeit unserer Zeit wirklich ein Symbol dafür, daß es nur eine „Philosophie ohne Beinamen", eine internationale Philosophie geben kann? Mir scheint, die Meinung Kants sei unbestreitbar; aber in wie weiter Ferne das Ziel liegt, werde durch die philosophischen Studien gerade unserer Zeit deutlich gezeigt. Es ist zwar unmöglich, in der französischen, italienischen, deutschen, englisch-amerikanischen Philosophie die „herrschenden" Richtungen bestimmen zu wollen, aber, daß die Philosophie dieser vier Gruppen gerade im letzten Menschenalter ebenso viele verschiedene Gesichter zeigt, kann nicht bezweifelt werden. Am nächsten zueinander stehen immer noch kraft des gleichen spekulativen Bedürfnisses der Völker die italienische und die deutsche Philosophie. Kant und Hegel sind hier wie dort in gleicher Weise wiederaufgelebt, nur die allgemeine positivistische Tendenz ist gerade jetzt wieder in Deutschland stärker. — England und Amerika, den Traditionen des Empirismus treu, stehen seit der Jahrhundertwende noch mehr als vorher im Zeichen des Pragmatismus, dessen moderne, der ersten, kritischen Fassung entgegengesetzte, rein utilitaristische Form man vergeblich versucht hat, diesseits des Kanals einzubürgern, während allerdings die Grundgedanken C. S. Peirces (noch mehr diese als die von W. James) längst in Frankreich und Deutschland ihren Boden gefunden haben. — Viel schwieriger ist es, in der Philosophie des heutigen Frankreich Schulen oder Richtungen schlagwörtlich zu fixieren. Der Höhepunkt philosophischen Schaffens bedeutet gar nicht den Sieg oder das Überwiegen einer bestimmten Schule, sondern das gemeinsame Anerkenntnis von Denkern verschiedener Richtungen: daß Metaphysik oder besser Metempirie als Wissenschaft wieder möglich und notwendig ist. Damit ist das Programm der fünfziger Jahre, „la philosophie de la liberté", noch heute als der wichtigste Zielpunkt anerkannt, so verschieden auch die noch eng dogmatischen Grundlagen, auf denen Secrétan 1848 seine Freiheitslehre aufbaute, von denen waren, auf denen heute Boutroux und Bergson fußen. Mir scheint es charakteristisch zu sein, daß in Bologna gerade Boutroux, Poincaré und Bergson die Philosophie ihrer Nation repräsentierten.

Boutroux (vergl. „Du rapport de la philosophie aux sciences" Atti del IV. Congresso, S. 23 ff.) erinnert noch mit seinen feinen Büchlein an die Traditionen der kritizistischen Schule, an Renouvier und Lachelier, mit welch letztem er in unbeirrter Treue gegen Kant die positive Wissenschaft auf die phänomenale Welt beschränkt. Aber ähnlich wie Kant gewinnt er gerade durch diesen Verzicht die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Metaphysik, die für ihn zur Grundlage der Moral wird. Ihm ist das Universum eine Stufenfolge von Graden. Nur auf der untersten Stufe, in dem schlechthin materiellen Geschehen, herrscht die Notwendigkeit, aber selbst hier nicht ausschließlich; die ganze Natur weist Zufall, Unvorherbestimmbarkeit auf. Jede Stufe ist die Bedingung der folgenden, aber die folgende kann nie ohne das Wirken eines schöpferischen Faktors erreicht werden. Diese Kontingenz aber wächst von Stufe zu Stufe, bis das Reale selbst, das schöpferische Prinzip, das ganz Indeterminierte in der höchsten Stufe, dem rein Gedanklichen, zum Siege gelangt. — Poincaré, der Mathematiker und Physiker, ist von ganz anderen Voraussetzungen und Fragen aus zu den Problemen gelangt als der kritische Philosoph Boutroux. Aber die letzten Worte, die er in seinem schaffensreichen, so jäh vernichteten Leben veröffentlicht hat, knüpfen unmittelbar an Boutroux an (‚L'évolution des lois' Atti del IV. Congresso S. 121); und wenn dieser von der Kontingenz der Natur aus zur völligen Freiheit des Geistigen gelangt, so münden die Ergebnisse Poincarés, philosophisch verwertet, schließlich in demselben Punkt: der Nachweis der Abhängigkeit der Naturgesetze vom Denken kann nur zur Erklärung der Autonomie des Geistes führen. Sehr treffend und bedeutsam für die feine Skepsis Poincarés, der die Philosophie in

letzter Instanz doch der Wissenschaft übergeordnet, sind seine Worte: „Die Welt, wie Bergson sie auffaßt, besitzt keine Gesetze; nur die mehr oder weniger entstellte Vorstellung, welche die Gelehrten sich von der Welt bilden, kann Gesetze haben."

Henri Bergson ist Schüler Boutroux', und seine Lehre ist der jenes geistesverwandt, aber, um zur Darstellung seiner Lehre den rechten Ansatzpunkt zu gewinnen, ist es nötig, weiter zurückzugehen. Man hat Bergson den größten Vernunftkritiker nach Kant genannt. In der Tat ist es der Fundamentalsatz der transzendentalen Ästhetik, dessen Prüfung und Berichtigung die Aufgabe der Bergsonschen Metaphysik ist. „Wenn die Entwicklung als das reale Wesen des Lebens und des Universums vernunftnotwendig betrachtet werden soll — wie ist damit die Phänomenalität der Zeit vereinbar? Wenn die Werte in der Verwirklichung begriffen, nur in ihr zu verstehen sind, so muß das Geschehen, das ohne Zeit nicht denkbar ist, eine wesentliche Bestimmung des Wirklichen selber sein, so darf es nicht bloß als Form der Anschauung gelten. So stellt die Lehre von der Entwicklung die parallele Behandlung von Raum und Zeit, wie sie die transzendentale Ästhetik eingeführt hat, unausweislich in Frage." Mit diesen Worten bezeichnet Windelband, sicherlich doch einer der besten Kenner Kants, den Punkt, an dem die kantische Auffassung weitergebildet werden müsse. Und an demselben entscheidenden Punkt hat auch Bergson das kantische Problem neu beleuchtet und ohne Zweifel vertieft. Ich will versuchen, mit wenigen Worten anzudeuten, wie von diesem Punkt aus Bergson das Ziel erreicht, das sich die französische Philosophie seiner Zeit gesetzt hat: die Freiheit als das reale Wesen alles Geistigen zu erweisen. E. Seillière hat in seinem lehrreichen, das Pamphlet von Julien Benda: ‚Le Bergsonisme ou Une philosophie de la Mobilité' (Paris 1912) gründlich widerlegenden Aufsatz*) gesagt, Bergsons schöne Auffassung der menschlichen Freiheit sei einer der leuchtenden Punkte seiner Lehre, und er bedauere, daß ihm der Raum fehle, um einige Andeutungen davon zu geben. Vielleicht sind die folgenden Ausführungen geeignet, jenen vorzüglichen Aufsatz nach dieser Richtung zu ergänzen.

Es gibt nach Bergson zwei Methoden für den menschlichen Geist, einen Gegenstand zu erkennen, die analytische und die intuitive. Jene ist die Methode der Wissenschaft, diese die der Metaphysik. Jene sucht den Gegenstand begrifflich zu erfassen; der Erkennende stellt sich auf einen Standort dem Objekt gegenüber und beschreibt von diesem Ort aus die Gesichtspunkte, unter denen ihm der Gegenstand erscheint. Diese Gesichtspunkte liefern Merkmale, die bis ins Unendliche vermehrt werden können; niemals werden sie erschöpft, auch nicht beim kleinsten Gegenstande. Diese begriffliche Erkenntnis bleibt stets außerhalb des Gegenstandes und stets beim Relativen stehen. Die Merkmale werden nie der Gegenstand selbst. Sie sind zu vergleichen den Charakterzügen, die ein Schriftsteller häuft, um seinen Helden reden und handeln zu lassen. Sie ergänzen einander vergeblich und erreichen nie das Original. — Anders, wenn ich versuche, mich unmittelbar, mit einem Schlage, in den Gegenstand hineinzuversetzen. Dieser Erkenntnisakt wäre dem Glücksfall zu vergleichen, der mich mit dem Romanhelden persönlich zusammenführte. Was bei der begrifflichen Analyse Außenpunkte sind, charakterisierende Merkmale, die gehäuft werden müssen, um dem Gesamtbild möglichst ähnlich zu werden, würde ich jetzt aus der Quelle selbst hervorfließen sehen; ich bin kraft eines einfachen und unzerlegbaren Gefühles in dem Gegenstande selbst, erfasse ihn durch eine intellektuelle Einfühlung in seiner Ganzheit, bleibe nicht mehr beim Relativen stehen. In diesem Sinne sucht die Intuition ein Absolutes zu gewinnen. Ob diese Intuition, ein Erkennen ohne begriffliche Analyse, ein Erfassen des Absoluten möglich ist, ist die Frage, die Kant verneint und Bergson bejaht. Nun gibt es mindestens eine Realität, die jeder intuitiv erfaßt: das eigene Ich. Im Gegensatz zu der begrifflichen Analyse, mit der die Psychologie eine Persönlichkeit auf Elemente zurückzuführen sucht, steht das einfache Gefühl, in dem der Mensch sich selbst, seinen Verlauf durch die Zeit, erlebt. Diese „Dauer" kann nicht begrifflich eingefangen werden, sie ist unmittelbar in einer Intuition gegeben. Die Arbeit des Psychologen kann nur sein, das Ich in Elemente aufzulösen, die aber immer Aspekte bleiben, niemals Teile des Ganzen sind. Untersucht er z. B. eine Empfindung, so muß er sie isolieren, muß vergessen, daß jede Empfindung die ganze Vergangenheit des

*) Internat. Monatsschrift Oktober 1912, Spalte 54.

empfindenden Wesens in sich schließt. Während er die Empfindung studiert, muß er annehmen, daß sie bleibt, was sie ist: er muß zu Elementen zu gelangen suchen, die ihm für unveränderlich gelten, und vergessen, daß es solche nicht geben kann. Die Basis der Analyse sind unveränderliche, unbewegliche Einzelgegenstände, die nicht dem Gegenstand entnommen, sondern von ihm abstrahiert sind. Für die Intuition gilt das Gegenteil. Versetze ich mich durch Intuition in mein Inneres, so sehe ich, „daß es keinen seelischen Zustand gibt, so einfach er auch sei, der nicht jeden Augenblick wechselt, da es kein Bewußtsein ohne Gedächtnis gibt, keine Fortsetzung eines Zustandes ohne die Addition der Erinnerung der vergangenen Momente zur gegenwärtigen Empfindung. Darin besteht die Dauer. Die innere Dauer ist das fortlaufende Leben einer Erinnerung, welche die Vergangenheit in die Gegenwart fortsetzt. . . . Ohne dies Fortleben der Vergangenheit in der Gegenwart gibt es keine Dauer, sondern nur Augenblicksexistenz." Die Dauer ist ihrem Wesen nach veränderlich, beweglich, lebendig. Die Analyse arbeitet stets mit dem bloß abstrahierten, undauernden, unbeweglichen Einzelzustand; die Intuition erfaßt die das Wesen des Gegenstandes in Wahrheit ausmachende, bewegliche Dauer. Dies gegensätzliche Verhältnis der Erkenntnisarten waltet bei allen Objekten ob, auf die wir sie anwenden. Bergson untersucht es an der Bewegung im Raume: „Ich kann mir — analytisch — an dieser Bewegung, ihrer ganzen Ausdehnung nach — mögliche Stillstände vorstellen; was ich die Lagen des Beweglichen nenne oder die Punkte, durch die das Bewegliche hindurchgeht. Aber mit Lagen, wenn sie auch in unendlicher Anzahl gegeben wären, werde ich keine Bewegung bilden. Sie sind nicht Teile der Bewegung; sie sind ebenso viele von ihr genommene Ansichten: sie sind — könnte man sagen — nur Möglichkeiten von Stillständen. Niemals ist das Bewegliche wirklich in einem der Punkte; höchstens kann man sagen, daß es durch ihn hindurchgeht. Aber das Hindurchgehen, das eine Bewegung ist, hat nichts zu tun mit einem Stillstand, welcher Unbewegtheit ist. Eine Bewegung könnte nicht auf eine Unbeweglichkeit basiert sein; denn dann würde sie mit ihr zusammenfallen, was ein Widerspruch wäre. Punkte sind nicht in der Bewegung wie Teile noch auch unter der Bewegung wie die Orte des Beweglichen. Sie sind einfach durch uns unter die Bewegung projiziert wie ebenso viele Orte, wo — wenn es stillstände — ein Bewegliches sich befinden würde, das der Voraussetzung nach nicht stillsteht. Es sind also nicht im eigentlichen Sinne Lagen, sondern Unterlegungen, Ansichten oder Gesichtspunkte des Geistes. Wie könnte man aus Gesichtspunkten ein Ding bilden?" Versetze ich mich aber intuitiv in die Bewegung — man denke dabei nur nicht an einen geheimnisvollen Akt, an eine Methode der Mystik, sondern an jene Intuition, wie sie die Meister auch der exakten Wissenschaften von jeher geübt haben, und ohne welche weder Wissenschaft noch Kunst überhaupt möglich wäre —, so wird mein Erkennen der Bewegung weder von Gesichtspunkten abhängen, die ich einnehmen könnte, noch von Punkten oder Lagen, da ich auf jedes Symbol verzichtet habe. Ich habe ein Absolutes, indem ich die Bewegung in sich selbst erfasse.

So führt die Intuition zur beweglichen Dauer als zum wahren Wesen der Objekte, der Welt. Und der Zeit wäre ihr apriorischer Charakter genommen. Die Zeit, als „Dauer" verstanden, ist allerdings kein homogenes Nebeneinander von Momenten, kein Seitenstück zum Raume; sie ist vielmehr in jeder Beziehung sein Gegenteil: sie ist schlechthinige Heterogenität, sie ist schöpferisch: jeder Moment, von allen früheren durchdrungen, schafft Neues. Geht der Intellekt analytisch vor, so sieht er überall, auch am Ich, nur Gegenwart, nur Zustand; fühlt er sich aber intuitiv in das Ich hinein, so sieht er nur Werden und Wachsen. Sobald der diskursive Verstand anfängt, diese schöpferische durée intérieure einzuteilen, ordnen zu wollen, nimmt er dem Moment das Schöpferische gegenüber dem vorangehenden Momente, schafft er ein bloßes Nebeneinander, ein gleichförmiges Milieu, behandelt er die unvertauschbaren Augenblicke wie vertauschbare Atome: der Verstand schafft so den Raum, sein einziges Apriori.

Will die Bergsonsche Metaphysik auch im Prinzip die Überwindung der platonischen sein, so ist eins beiden Philosophen gemeinsam: Wie Plato folgert Bergson aus der Tatsache verschiedener Erkenntnis**arten** die Existenz verschiedener Erkenntnis**objekte**. Und durch diesen Schritt gelangt er zu seinem Ziel. Die beiden Erkenntnisarten beziehen sich auf die beiden Richtungen des Weltgeschehens: die Richtung, auf

die sich die begriffliche Analyse bezieht, ist die unlebendige, negative, statische Beschaffenheit. Die, auf welche sich die Intuition richtet, ist die lebendige, positive, dynamische. Diese, das schlechthinige Werden, ist die wahre Wirklichkeit; die wahre Zeit, eine Tendenz mit immer neuer Richtungsänderung, während die statische Wirklichkeit der Richtungsänderung widerstrebt, homogener Raum ist, wahrhaft passiv der Kausalität unterworfen, ganz Materie, ganz unbewußt, ganz Gegensatz zu der dynamischen Tendenz, die als schöpferisches, freies Werden ganz Bewußtsein ist. In welcher Weise wir selbst dieser beiden Seiten der Weltbeschaffenheit inne werden können, hat Bergson mit ungemein einleuchtenden Worten gezeigt, die ich in Steenbergens Übersetzung (H. Bergsons intuitive Philosophie) wiedergebe: „Je mehr wir uns eines Fortschrittes in der reinen Dauer bewußt werden, desto mehr fühlen wir, daß unser ganzes Ich sich in eine unaufhörlich in die Zukunft vordringende Spitze zusammenzieht. Darin besteht das Leben und die freie Willenshandlung. Lassen wir uns aber gehen, träumen wir, anstatt zu handeln, so zerstreut sich unser Ich; unsere Vergangenheit konzentriert sich nicht länger in dem unsichtbaren Antrieb, den sie uns mitteilte, sondern zergliedert sich in tausend Erinnerungen, die sich nur mehr äußerlich berühren. So sinkt unsere Persönlichkeit in der Richtung des Raumes zurück."

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß für Bergson das Freiheitsproblem begrifflich unlösbar, das Erleben der Willensfreiheit begrifflich nicht darstellbar ist, weil es einer ganz anderen Richtung unseres Ich angehört als der der Analyse zugänglichen. Die Idee der Freiheit ist vernichtet, sobald man sie begrifflich, „räumlich" einfangen will. „Die Tat wird um so freier sein, je mehr die Entwicklung, aus der sie hervorwächst, mit dem innersten Kern des Ich zusammenfällt." Die Freiheit ist kein Begriff, aber eine Tatsache, und zwar die evidenteste. So gelangt Bergson schließlich zu zwei verschiedenen Ichs, deren eines er eine Art äußere Projektion des anderen, seinen räumlichen Repräsentanten nennt. Die Augenblicke, da wir unser wahres Selbst ergreifen, sind selten, deshalb sind wir selten frei. „Meistenteils leben wir uns selbst gegenüber äußerlich, und gewahren nur das entfärbte Phantom unseres Ich, einen Schatten, den die reine Dauer in den homogenen Raum wirft. Unsere Existenz spielt sich also mehr im Raum als in der Zeit ab: wir leben mehr für die äußere Welt als für uns; wir sprechen mehr als daß wir denken; wir werden mehr gehandelt, als daß wir selber handelten. Frei handeln heißt, von sich selbst Besitz ergreifen, sich in die reine Dauer zurückversetzen."

Berlin-Friedenau. Ernst Hoffmann.

Der XIV. internationale Kongreß für prähistorische Anthropologie und Archäologie in Genf, 9.—14. September 1912.

In Abständen von je sechs Jahren sind die drei letzten Tagungen dieses Kongresses — Paris 1900, Monaco 1906, Genf 1912 — aufeinander gefolgt. Man darf mit Befriedigung feststellen, daß sich diese alte und bewährte Institution frisch am Leben erhält; man muß aber auch mit Bedauern konstatieren, daß sie in der Ausübung ihrer Funktionen keinerlei Fortschritte macht. Es ist das alte, gemütlich liebenswürdige, aber planlos zerfahrene Wesen der Kinderjahre, der Dilettantenzeit der Anthropologie, jenes Stadiums der sechziger und siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, das die berufenen Vertreter dieses Faches doch schon längst überwunden haben, das aber bei solchen Gelegenheiten wie auch in Vereinsversammlungen und sonst noch grell und rückständig genug zutage tritt. Eine kurze Schilderung des Genfer Kongresses, seiner Licht- und Schattenseiten wird das klar beweisen.

Die Beteiligung war erfreulich groß. Über 550 Personen und Institute waren Mitglieder.*) Das können natürlich nicht alles Prähistoriker oder prähistorische Institute sein. Aber die Prähistorie hat ja so viele Beziehungen zu naheliegenden Fächern, allerdings auch zum weiteren Publikum, aus dem sich ein namhafter Teil der Mitglieder rekrutierte. Dieses Publikum, das bloß Zuhörer stellt, stiftet keinen Schaden; ja ohne ein solches könnte kein größerer Kongreß zustande kommen. Weniger unbedenklich sind die Liebhaber, die sich zu den Forschern zählen, die nach ihrer Meinung etwas zu sagen haben, und die solche Gelegenheiten, sich als Gelehrte aufzuspielen, mit Lust ersehnen und benutzen. Dieses Element einzuschränken und zurückzudrängen, muß die Aufgabe jeder vorsichtigen Kongreßleitung sein. Das ist, trotz schlimmer Erfahrungen in den früheren Jahren, nicht ausreichend geschehen. Man

*) Darunter 20 offizielle Delegierte verschiedener Staaten und die Delegierten von 104 Universitäten und wissenschaftlichen Gesellschaften.

hat nicht weniger als 23 Hauptfragen aufgestellt und noch 13 andere Gegenstände, die sich unter jene nicht subsumieren ließen, zur Behandlung zugelassen. Jede angemeldete Mitteilung wurde angenommen; so schwoll die Zahl der angekündigten und größtenteils wirklich gehaltenen Vorträge auf über 90, zuletzt sogar auf über 100 an, eine Lawine von buntester Zusammensetzung, der die Kongreßleitung wie ein Zauberlehrling gegenüberstand, und an der auch sonst niemand rechte Freude haben konnte, vielleicht am wenigsten die Vortragenden, die so gewissenhaft waren, ihre Mitteilungen auf die vorgeschriebene Dauer von zehn Minuten zu beschränken und auf alle Diskussionen zu verzichten, damit die tolle Hetzjagd ihr Ziel erreichen könne. Zur Verfügung standen kaum mehr als 15 Stunden an sechs Tagen, also 900 Minuten im ganzen oder zehn Minuten für jeden Vortrag einschließlich der Diskussionen. Welche Bedeutung unter solchen Umständen die letzteren haben konnten, liegt auf der Hand. Es war einfach unmöglich, im Sitzungssaale zu einem Meinungsaustausch zu gelangen.

Der Kongreß vereinigte eine nicht geringe Zahl bekannter Prähistoriker und Anthropologen. Genannt seien: aus Amerika Peabody, Hrdlicka, Grant Mac Curdy, aus England Sollas, Mac Alister, Mac Ritchie, Duckworth und Marett, aus Buenos Aires Ambrosetti, aus Stockholm Montelius und Almgren, aus Gothenburg Sarauw, aus Brüssel de Loe und Rutot, aus Petersburg Volkov, aus Deutschland von Luschan und Schliz, aus Frankreich Reinach, Cartailhac, Breuil, Manouvrier, Capitan, Déchelette, Chantre, Mayet, Lalanne, aus Italien Capellini, Sergi, Giuffrida-Ruggeri und Mocchi, aus der Schweiz Naville, Fritz Sarasin, Victor Groß, Studer, Schlaginhaufen und der Präsident der Versammlung Pittard. Deutschland und Österreich waren relativ schwach vertreten, und das führt gleich auf den heiklen Punkt der Sprache dieses Kongresses, der bisher nur dem Namen nach ein internationaler, in Wirklichkeit aber ein rein französischer war. Er konnte als solcher nur in Frankreich oder in solchen peripherischen Gebieten Europas tagen, die sich dem französischen Diktat unterwarfen, nicht aber in Mitteleuropa. Um dem für die Zukunft zu steuern, hat man in Genf eine (schon 1906 in Monaco vorbereitete) Statutenänderung beschlossen, wonach zwar das Französische, wie bisher, als offizielle Sprache des Kongresses zu gelten hat, die Mitglieder desselben sich jedoch sowohl mündlich als auch schriftlich, in ihren Vorträgen und der zum Druck bestimmten Ausarbeitung derselben, auch des Deutschen, Englischen oder Französischen bedienen können. Nur solle den Vorträgen ein kurzer französischer Auszug beigefügt und die Diskussionen nach wie vor nur französisch gehalten werden. Das letztere sind lästige Bestimmungen; aber mehr war in Monaco gegen den hartnäckigen Widerstand der Gegner jeder Statutenänderung nicht zu erreichen. Nun könnte also dieser Kongreß auch einmal in einer deutschen Stadt Deutschlands oder Österreichs tagen und nicht nur Franzosen und französisch sprechende Ausländer (meist Romanen und Slawen) vereinigen, sondern auch die unerläßliche Ergänzung durch deutsche Elemente erfahren. Ferner wird auf dem nächsten Kongreß der schon in Genf vom Ausschuß durchberatene und angenommene Antrag gestellt werden, auch das Spanische zuzulassen. Der im Ausschuß mit der Majorität einer Stimme angenommene Antrag, auch alle slawischen Sprachen zuzulassen, wurde im Plenum abgelehnt und gelangt also nicht zur Abstimmung auf dem nächsten Kongreß. Das hilft aber alles nichts, solange der Kongreß organisatorisch nicht auf eine ganz andere Grundlage gestellt wird: Beschränkung auf etwa ein halbes Dutzend der wichtigsten, momentan strittigsten Probleme, Bestellung je eines Referenten, eventuell auch eines Korreferenten für jede dieser Fragen, Heranziehung einer kleinen Zahl (es kann nur eine kleine sein) kompetenter Fachmänner zur Diskussion dieser Probleme, Zulassung aller übrigen Teilnehmer nur als Auditorium, kurz: Beratung am grünen Tisch durch wenige, aber die besten Kräfte, in willkommener Gegenwart aller, die bei dieser Gelegenheit etwas lernen wollen.

Das muß kommen, oder diese Kongresse werden mit der Zeit von denen, für die sie eigentlich da sind, nicht mehr für voll genommen werden. Gegenwärtig glaubt fast jeder, der irgend etwas in der Erde gefunden oder über derlei Dinge irgendeinen Gedanken gehabt hat, damit auf einem solchen internationalen Gelehrtenkongreß hervortreten zu dürfen, und die Organisation desselben bietet keine Handhabe, diesem Überschwang zu steuern. Man stelle sich doch nur vor, was die Folge wäre, wenn wirklich alle, die in jener glücklichen Lage sind, die

Kongreßstadt besuchen und ihre Mitteilungen zum Besten geben wollten! Die vom Zufall herbeigeführte Auslese solcher Beiträge ist aber nicht besser als das Ganze, sondern schlimmer, weil dabei noch die Möglichkeit besteht, den Leuten ihren Willen zu tun, was eben nicht geschehen sollte. Ich sage das hier mit Bezug auf den Genfer Kongreß; es geht aber auch andere anthropologische Gesellschaften und Versammlungen an. Die mündlich vorgebrachten, in Originalen oder Zeichnungen ausgestellten, in Lichtbildern vorgeführten Dinge haben ja, mit einigen ganz nichtigen Ausnahmen (Truggebilden, wie den sog. »Figurensteinen« Dharvents — eine andere, weit gefährlichere Klasse mißverstandener Naturbildungen, die berüchtigten Eolithen, bildeten trotz der Anwesenheit Rutots keinen Verhandlungsgegenstand), alle einen gewissen Wert; aber jedes an seiner Stelle, die der Fachmann auch dann zu finden wissen wird, wenn er nicht gezwungen ist, sie aus dem Wirrwarr von hundert urbi et orbi verkündeten Heilsbotschaften herauszusuchen.

Aber genug und übergenug davon! Eine andere, ganz programmwidrige Belastung dieses, wie z. T. auch des vorletzten Kongresses, bildete die Beschäftigung mit somatischer Anthropologie. Es waren ja auch sehr viele Vertreter der rein somatischen Anthropologie — aus Italien nur solche — anwesend. Man trägt sich jetzt mit dem Gedanken der Gründung eines internationalen Kongresses für Anthropologie. Möge man ihn auf die somatische Forschung einschließlich der fossilen Leibesreste beschränken und alle Kulturdenkmäler und Kulturfragen beiseite lassen! Zum legitimen Stoffe des Prähistorikerkongresses muß noch bemerkt werden, daß man alle diese »faits nouveaux«, »nouvelles grottes«, »spécimens«, »fouilles«, »recherches depuis . . . .«, »curieux objets«, »repartitions géographiques«, »indications de stations dans lesquelles . . . etc.« ja doch erst nach einem oder zwei Jahren, wenn der Kongreßbericht gedruckt vorliegt, genauer kennen lernt, so daß man sich darauf stützen und beziehen kann.

Über die Chronologie des Quartärs sprachen Bayer, Breuil, Capitan, Marquis de Cerralbo, Commont und Mocchi, über die fossilen Rassen Europas Anton, Capitan, Hoyos Sarinz, Marett, über die Klassifikation der rezenten Hominiden Boule (dieser auch über das neugegründete Institut für menschliche Paläontologie in Paris) und Giuffrida Ruggeri; neue Dokumente über paläolithische Kunst brachten Graf Begouen, Breuil, Reber und Reinach (hier war auch der Vortrag des Unterzeichneten über die Stufen und Regionen der prähistorischen Kunst in Europa eingeschaltet), neues Material über paläolithische Industrie lieferten Commont, Coutil, Didon, Jousset de Bellesme, Breuil, Smith und Volkov u. a. Über Fragen der postdiluvialen Kulturstufen verbreiteten sich Baudouin, de Blanc, de Cerralbo, Corot, Hermet, Stewart Macalister, Mac Ritchie, de St. Venant u. a., über die Reste prähistorischer Rassen in Asien und Amerika Mad. Barnett, Hrdlicka, Peabody Winchell, über prähistorische und rezente Zwergrassen Mac Ritchie, über noch lebende oder kürzlich erloschene Primitivstämme Exteens und Hoyos-Sarinz, über prähistorische Beziehungen zwischen Afrika und Europa der letztgenannte und von Luschan, über die geographische Verteilung der Azilienfunde Déchelette, Müller und F. Sarasin, über das Alter der paläolithischen und neolithischen Funde aus Afrika Frau Crova und Herr Wellcome. Nicole behandelte die prähistorische Keramik Thessaliens, Montelius in einer besonderen einstündigen Konferenz am dritten Abende die bronzezeitlichen Beziehungen zwischen Italien und Europa nördlich der Alpen, wobei er für Letzteres allerdings mehr Schweden und Dänemark, als Mitteleuropa eintreten ließ und zwar nur eigene, aber doch vielfach schon bekannte Forschungsergebnisse vortrug. Nicht wenige Mitteilungen bezogen sich auf vermeintliche oder wirkliche symbolische Zeichen und deren Bedeutung. Hieran schlossen sich Betrachtungen über die sogenannten »Schalen«- oder »Näpfchensteine« (Schaudel und Siret), endlich Vorträge über ein Dutzend Gegenstände verschiedenster Art, die nicht in den Rahmen der 23 questions générales paßten.

Eine conférence publique für ganz Genf hielt in der Victoria Hall spät abends am 13. Emil Cartailhac über die alten Höhlenbewohner, deren Wandbilder, Kunst und Magie, und man hielt es für nötig, diesen Vortrag mit einem Prolog F. v. Luschans und einem Epilog R. R. Maretts auszustatten, was die Feierlichkeit erhöhte, aber gewiß nicht nötig war. Den Vorsitz in den übrigen Sitzungen führten der Reihe nach Pittard, v. Luschan, der Unterzeichnete, Cartailhac, S. Reinach, Montelius, de Loe, F. Sarasin. Generalsekretär war Privatdozent Dr. W

Deonna. Die Schlußreden hielten Eugen Pittard und Eduard Naville.

Unter den in Originalen, Abgüssen oder graphischen Reproduktionen ausgestellten Objekten war manches von hervorragender Bedeutung. So die paläolithischen Funde aus Torralba in Spanien und die La-Tène-zeitlichen Funde hallstättischen Charakters aus großen und reichen iberischen Nekropolen, ausgestellt vom Marquis de Cerralbo aus Madrid, die von Lalanne bereits publizierten paläolithischen Steinreliefs aus Laussel, Dordogne: ein paar überfette Frauen en face und ein schlanker, in der Formgebung an kretische Bildwerke erinnernder Jüngling in Profilstellung, Wellcomes Steinsachen aus dem südlichen Sudan, Breuils neue Aufnahmen zahlreicher Felsenwandbilder aus Spanien, Flamands Photographien ebensolcher Bilder aus dem südlichen Oran u. a. Ein höchst kompliziertes, schweres Goldarmband aus Spanien wies Reinach im Faksimile vor und versuchte, es zu datieren. Dieser ebenso vielseitige, als unermüdliche Gelehrte bereitet ein Corpus der bildenden Kunst der Rentierzeit vor, das sehr nützlich zu werden verspricht, obwohl Text und Abbildungen so einfach wie möglich gehalten werden sollen. Auch auf diesem Kongresse konnte man wieder deutlich innewerden, daß für die Franzosen und deren Anhänger das echt Prähistorische sich eigentlich auf die Altertümer der älteren und der jüngeren Steinzeit beschränkt und die Metallzeiten für sie nicht mehr der Vorgeschichte, sondern der Frühgeschichte, »Protohistorie«, angehören.

Der äußere Verlauf des Kongresses war glänzend und höchst befriedigend. Gastfreundlichkeit wurde in reichstem Maße geübt. Am 8. war Begrüßungsabend im Athenäum, am 9. Empfang und Souper beim Ehrenpräsidenten des Kongresses Prof. Ed. Naville in Malagny bei Versoix, am 10. Exkursion auf den Salève, wo der Präsident Eugen Pittard einen anregenden Vortrag über die Vorgeschichte der Gegend von Genf hielt, am 11. Besuch des Ariana-Parks und -Museums, am 12. Rundfahrt auf dem Genfer See mit Dejeuner im Rittersaal von Chillon und Diner an Bord (dann Hafenbeleuchtung), am 13. Besuch des historischen und Kunstmuseums, am 14. offizielles Bankett im Foyer des großen Theaters. Für Bewirtung und freie Beförderung der Teilnehmer sorgten abwechselnd das Komitee, der Verwaltungsrat von Genf, die Staatsräte der Kantone Waadt und Genf usw. Allgemein herrschte die liebenswürdigste Herzlichkeit und das schönste Einvernehmen, das natürlich in zahlreichen Reden und Gegenreden seinen Ausdruck fand. Sehr gefeiert wurde der hochbetagte Capellini aus Bologna, als einziger Überlebender aus der Zeit der Gründung des Kongresses (1865 in Spezia).

In der Schlußsitzung wurde als Ort und Zeit der nächsten Tagung Madrid und das Jahr 1915 in Aussicht genommen, die Antragstellung auf Zulassung des Spanischen genehmigt, die auf Zulassung der slawischen Sprachen verworfen, ferner der Wunsch ausgesprochen, es möge für die Publikationen in slawischer Sprache ein offizielles Organ gegründet werden, daß diese Arbeiten dem westeuropäischen Publikum in französischer, deutscher oder lateinischer Übersetzung vermittelt. Man beschloß weiterhin, den schon erwähnten, in Gründung begriffenen »Internationalen Kongreß für Ethnographie und somatische Anthropologie« wärmstens zu begrüßen und ihm die Geneigtheit zu guten Beziehungen und wechselseitiger Förderung auszudrücken. Das Elaborat der Kommission für die Vereinbarung anthropometrischer Maßnahmen wurde genehmigt. Auch der Antrag auf Gliederung der künftigen Kongreßarbeiten in 4 Sektionen: eine allgemeine, eine für paläo- und neolithische Archäologie, eine für die Altertümer der Metallzeiten und eine für somatische Anthropologie, wurde angenommen. Er enthält zwar nicht das, was ich oben als den richtigen Weg zur Reorganisation des Kongresses bezeichnet habe, bedeutet aber doch einen Fortschritt in dieser Richtung. Die einander näherstehenden Fachmänner werden sich in kleineren Gruppen zusammenfinden, und es wird die Möglichkeit, vor allem die Zeit vorhanden sein, strittige Fragen wirklich zu diskutieren, wozu ja das persönliche Zusammentreffen der wissenschaftlichen Arbeiter hauptsächlich dienen soll. Wenn sich die Institution auf diesem Wege zweckgemäß weiter entwickelt, wäre es nach Madrid und 1915 wahrhaftig an der Zeit, den Kongreß einmal auch im deutschen Reiche und dann in einer deutschen Stadt Österreichs tagen zu lassen.

Genf, im September 1912.

M. Hoernes (Wien).

Internationale Monatsschrift
für Wissenschaft Kunst und Technik
herausgegeben von Max Cornicelius, Berlin, Zimmerstr. 36

Bezugspreis bei sämtlichen Postanstalten in Deutschland vierteljährlich 3 Mark; bei direktem Bezuge durch Streifband in den Ländern des Weltpostverkehrs 4 Mark. Einzelnummern kosten 1 Mark.

7. Jahrgang, Nr. 3
Dezember 1912

Insertionspreis für die zweigespaltene Nonpareillezeile 50 Pf. — Inseraten-Annahme bei den Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. in Berlin und den größeren Städten Deutschlands u. der Schweiz

Für die Redaktion verantwortlich: Wilhelm Paszkowski, Berlin.
Verlag von August Scherl in Berlin SW. 68, Zimmerstraße Nr. 36-41.

Die Union der amerikanischen Republiken.

Von
Karl Klügmann.

Lange Jahre hatte in England die liberale Regierung unter Gladstone die Kolonien mit allen Mitteln zur Selbständigkeit erzogen in der Absicht ihrer möglichst baldigen friedlichen Ablösung, zur Entlastung des Mutterlandes von den Sorgen und Lasten des Schutzes. Aber die großen Ereignisse unter der folgenden unionistischen Regierung, das glanzvolle Jubiläum der Königin und der schmerzliche, opfervolle Burenkrieg führten zur entgegengesetzten, imperialistischen Tendenz einer möglichst engen Vereinigung der Kolonien mit dem Mutterland. Als geeignetstes Mittel hierzu ersann Chamberlain — nach deutschem Vorgang — die Einführung des Schutzzolls für Großbritannien unter Bevorzugung der Einfuhr aus den Kolonien.

In zwei Kolonial-Konferenzen war über diesen Plan verhandelt worden. Die Einladungen zu einer neuen Konferenz waren bereits ergangen: da brach die unionistische Regierung zusammen. Zwei Drittel der englischen Wähler erklärten sich gegen jeden Schutzzoll, und das neugewählte liberale Ministerium hatte den kolonialen Ministern, die mit frohen Aussichten auf Zollbegünstigung für die aus ihren Gebieten einzuführenden Waren herbeigeeilt waren, den schönen Plan wieder auszureden. Man hatte nicht nur nichts zu bieten, sondern verlangte obendrein Beteiligung an den Kosten der gemeinsamen Flotte, deren Last dem Mutterlande allein zu schwer ward. Man sann auf andere Klammern für die Erhaltung und Förderung des politischen Zusammenhangs, für dessen Bewahrung die Gemeinschaft des Blutes, der Sprache, des Rechtes, der religiösen Denkart gegenüber den verschiedenen, aus der natürlichen Beschaffenheit der einzelnen Länder erwachsenden, wirtschaftlichen und sozialen Interessen sich nicht mehr wirksam genug erweist. — So wenig wie auf der erwähnten vierten haben sich auch auf der fünften Kolonialkonferenz, die im Sommer 1911 stattfand, Mittel finden lassen, die der zentrifugalen Entwicklung des britischen Weltreichs mit Sicherheit entgegenzuwirken vermöchten.

Zu derselben Zeit, da im älteren englischen Empire diese Vorgänge sich abspielen, sehen wir auf der westlichen

Halbkugel die sämtlichen jungen Staaten in einer Bewegung zu einer gegenseitigen Annäherung durch Erschaffung einer durchaus neuartigen staatsrechtlichen Institution, obwohl sie innerlich weder durch eine Gemeinsamkeit geschichtlicher Erinnerungen, des Rechts, der Sprache, der Religion noch auch der wirtschaftlichen Lage miteinander verbunden sind, sondern nur in der gleichartigen Form der republikanischen Verfassung und in der Zugehörigkeit zu demselben Weltteil ein gemeinsames Band finden, dabei aber sämtlich auf ihre politische Selbständigkeit aufs eifrigste bedacht sind.

Im vergangenen Sommer hat in Buenos Aires sechs Wochen hindurch im Juli und August der 4. Panamerikanische Kongreß getagt. Diese vierte Wiederholung gleichartiger Vorgänge auf der westlichen Halbkugel ist nicht weniger als die vierte englische Kolonial-Konferenz ein bedeutsamer Vorgang in unserer Zeitgeschichte und er hat doch fast noch weniger Beachtung in der europäischen Welt gefunden, weil er bisher keine unmittelbare Wirkung auf die Geschicke des alten Erdteils geäußert hat. Überhaupt ist zu bemerken, daß bisher die panamerikanischen Kongresse als ein Gegenstand von minderer, uns Europäer nicht interessierender Bedeutung in weiten Kreisen erachtet werden. Einer solchen Auffassung kann ich mich nicht anschließen, vielmehr halte ich diese Kongresse für sehr beachtenswert, als eine bedeutsame Erscheinung modernen Völkerlebens in jungen aufstrebenden Staaten, ganz abgesehen von einer möglichen künftigen Einwirkung auf unser eigenes Geschick. Es ist eine verbreitete Ansicht, die panamerikanischen Kongresse seien eine Einrichtung, ersonnen und ausgeführt von den Vereinigten Staaten zu dem Zwecke, dem an Kraft und Mitteln allen anderen Staaten des amerikanischen Kontinents bei weitem überlegenen Staatsgebilde die führende Macht über alle anderen zu verschaffen. Diese Ansicht liegt europäischen Begriffen und Anschauungen nahe. Wie einseitig und irrig sie aber ist, wird ein Rückblick auf die Entstehung und Ausbildung der Kongresse erkennen lassen.

I.

Den spanischen Kolonien in Amerika gelang es zwar nicht, wie den Kolonien Englands, sich mit der Loslösung vom Mutterlande sogleich zu einem einheitlichen Staatswesen zu organisieren; der Wille zu einer solchen Organisation war aber vorhanden und führte zu zahlreichen Versuchen der Verwirklichung. Sie sind auf die spätere Entwicklung stets von Einfluß gewesen.

Schon in dem Entwurf der Deklaration der Rechte des chilenischen Volkes nach der Lostrennung vom Mutterlande findet sich der Gedanke, »die amerikanischen Nationen sollten sich zu einem Kongresse vereinigen, um sich zu organisieren und zu stärken. An dem Tage, an dem das nach Nationen oder in seinen beiden Kontinenten oder nur im Süden vereinigte Amerika zu der übrigen Welt spricht, wird sein Wort beachtet und seinen Beschlüssen nur schwer widersprochen werden«. Diese Gedanken bewegten Simon Bolivar, dessen Andenken in Südamerika etwa ebenso hoch steht, wie in den Vereinigten Staaten Nordamerikas die Erinnerung an Washington. Als Präsident von Columbien lud er im Jahre 1822 die Regierungen von Mexiko, Chile, Peru und Buenos Aires ein, eine Föderation zu bilden und nach Panama oder nach einem anderen von der Mehrheit zu bestimmenden Platze eine Versamm-

lung von Bevollmächtigten einzuberufen, die als Rat in allen großen Konflikten, als Bindeglied in allen gemeinsamen Gefahren, bei eintretenden Schwierigkeiten als treue Interpretin der öffentlichen Verträge dienen soll und schließlich als Versöhner unserer Differenzen zu wirken bestimmt wäre.

Der Kongreß trat am 27. Juni 1826 in dem ungesunden Panama zusammen. Trotz der monatelangen Vorbereitungen und vieler Zusagen war er nur von wenigen Delegierten besucht: Columbien, die damals vereinigten Staaten von Zentralamerika, Peru und Mexiko waren vertreten. Andere südamerikanische Staaten entschuldigten sich. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika wollten sich durch zwei Delegierte vertreten lassen. Der eine starb unterwegs, der andere kam zu spät. Das böse Klima hatte die Mitglieder des Kongresses bewogen, am 16. Juli seinen Sitz nach Tacubaja bei der Stadt Mexiko zu verlegen. Dorthin aber gelangten nur die Bevollmächtigten von Mexiko und Zentral-Amerika, die bis zum November 1828 vergeblich auf die übrigen warteten.

Trotz dieses kümmerlichen Ausgangs wird doch dem Kongreß von Panama der Charakter des ersten Vorläufers der späteren panamerikanischen Kongresse allgemein zuerkannt. Zwar hatte er noch durchaus den Charakter einer rein politischen Föderation alten Stiles. Es wurden eine Union-Allianz und ewiger Föderationsvertrag und zwei Verträge über die Kontingentierung von Heer und Flotte abgeschlossen. Aber es wurde dabei doch zum erstenmal der Versuch gemacht, souveräne Staaten zu einer dauernden Friedensgemeinschaft zu organisieren mit einer »Generalversammlung«, mit bedingter Verpflichtung zur Unterwerfung unter ein Schiedsgericht, gute Dienste und Vermittlung bei internationalen Streitigkeiten: Anforderungen, auf die man später in immer erweitertem Maße zurückgekommen ist.

Man verfolgte in Panama die Absicht, die Monroelehre, den in der berühmten Botschaft vom 2. Dezember 1823 durch den Präsidenten der Vereinigten Staaten verkündeten Grundsatz, wonach die Erwerbung europäischer Kolonien auf amerikanischem Boden fernerhin ausgeschlossen sein sollte, in Gemeinschaft mit den Vereinigten Staaten wirksam zu machen.

Der Präsident Adams aber stand dem Kongreß kühl gegenüber, während der Staatssekretär Henry Clay ihn als den »Markstein eines neuen Abschnitts der Weltgeschichte« bezeichnete. Die Ansicht des Präsidenten überwog. Der Kongreß in Washington beschloß, »daß die Ehre und Würde, die die Regel des Verhaltens der Vereinigten Staaten bilden, sie verpflichteten, sich, den Umständen entsprechend, volle Freiheit des Handelns zu bewahren«.

Die romanischen Staaten des Südens blieben sich selbst überlassen. Es mußten noch 63 Jahre verfließen, ehe der erste panamerikanische Kongreß zustande kam. Sie vergingen in unausgesetzten inneren Unruhen und Revolutionen, Kämpfen der einzelnen Staaten gegeneinander hauptsächlich um Grenzstreitigkeiten, aber auch in der Abwehr von Eroberungsversuchen europäischer Staaten, besonders von Spanien und Frankreich.

Die allseitig empfundene Not und die Sehnsucht nach Ruhe und Frieden, auch die Erinnerung an Bolivar erweckten immer wieder den Föderationsgedanken. Anfänglich wurde er von Mexiko 1831, 1838, 1839 und 1840 angeregt. 1847 brachte die Angst vor einer Expedition Spaniens gegen Ecuador

den Kongreß von Lima, an dem fünf benachbarte Staaten teilnahmen, zustande.

Der Krieg, den die Vereinigten Staaten 1848 gegen Mexiko führten, veranlaßte einen Vertrag von Santiago zwischen Chile, Peru und Ecuador und ein ähnliches Übereinkommen zwischen Mexiko und sechs südamerikanischen Staaten.

Im Jahre 1861 unterwarf Spanien San Domingo seiner Herrschaft, 1862 intervenierte Frankreich in Mexiko mit der Absicht, dort einen Thron zu errichten, 1864 besetzte Spanien die zu Peru gehörenden Chinchas-Inseln. Schon drei Monate vorher hatte Peru zu einem Kongreß eingeladen und dabei ausdrücklich vorgeschlagen, »den Krieg unwiderruflich abzuschaffen, ihn durch die Schiedsgerichtsbarkeit, dem einzigen Mittel zum Ausgleich aller Mißverständnisse und Mißhelligkeiten zwischen den südamerikanischen Republiken, zu erersetzen«.

Der Kongreß trat am 14. November 1864, dem Geburtstage Bolivars in Lima trotz der Streitigkeiten mit Spanien zusammen, beschickt von acht südamerikanischen Staaten. Man einigte sich zu einer Union- und Defensiv-Allianz und einem Vertrag zur Erhaltung des Friedens.

Alle diese Verträge, von friedensbegeisterten ausgezeichneten Männern mit Scharfsinn und vielen Bemühungen abgefaßt, sind fast niemals ratifiziert worden. Sie fanden daheim bei den gemischten, wenig gebildeten, leidenschaftlich jedem, auch dem wohltätigen Zwang widerstrebenden und nur persönlichen Interessen folgenden Bevölkerungen kein Verständnis.

Trotz dieses Mangels anerkannter staatsrechtlicher Geltung und Durchführung gegenüber leidenschaftlicher Erregung der Kriegslust bietet der Inhalt der auf den Kongressen sorgfältig entworfenen Verträge ein wohlbegründetes Interesse als Entwicklungsstadien einer sich allmählich durchbildenden allgemeinen Meinung und Überzeugung. In allen Verträgen bildet die Sorge für die Feststellung der Integrität und Souveränität der einzelnen Staatengebilde die Grundlage. Hinzutrat im Anfang die Sicherung vor den gemeinsamen äußeren Feinden, insbesondere gegen europäische Mächte, auch wohl gegen vermutete Ausdehnungsgelüste der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Als in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Monroe-Lehre mehr und mehr tatsächlich Anerkennung gefunden hatte, trat dieser politische Charakter zurück gegenüber der Idee der Schaffung und Erhaltung von Schiedsgerichten als des einzigen Weges zur Beseitigung gewalttätiger Eingriffe bei den zahllosen Grenzstreitigkeiten und der gewaltsamen Eintreibung von Forderungen gegen staatliche Autoritäten oder auch gegen einzelne. Diese Tendenz steigerte sich zu der Vorstellung, auf diesem Wege überhaupt den Krieg beseitigen und einen dauernden Frieden zwischen den Staaten des Südens, womöglich auch auf dem ganzen amerikanischen Kontinent, herstellen zu können.

Dieser schwärmerische Gedanke erlahmte auch nicht, trotzdem daß zahlreiche zwischen den einzelnen Staaten außerhalb und neben den Kongressen abgeschlossene Schiedsgerichtsverträge — jeder Friedensvertrag endete mit der Schiedsgerichtsklausel — immer wieder gebrochen wurden. Eine Zusammenstellung von Gaston Moch ergibt, daß bis 1903 zwischen den lateinischen amerikanischen Staaten 127 Schiedsgerichtsverträge abgeschlossen sind.

Nichtsdestoweniger war der Glaube an das »erlösende Schiedsprinzip«, an die »Verwirklichung der unsterblichen

Idee des Befreiers Bolivar« so allgemein in den Köpfen und Herzen der leitenden Männer der romanischen Staaten des Südens, daß im Jahre 1880 Columbien und Chile zu Bogota einen »allgemeinen ständigen und absoluten Schiedsvertrag« abschlossen, in dem bezeichnenderweise für den Fall, daß die Wahl eines Schiedsrichters nicht zustande kommen sollte oder wenn es ausdrücklich so gewollt werden sollte, der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika das Schiedsrichteramt ausüben sollte. Columbien erließ eine Einladung an alle lateinisch-amerikanischen Staaten zu einer neuen Konferenz in Panama zum Abschluß eines gemeinsamen Schiedsvertrages nach dem Muster von Columbia und Chile. Die Einladung wurde von fast allen Staaten mit begeisterten Schreiben angenommen, die Konferenz aber konnte nicht zustande kommen, weil eben wieder Chile mit Peru im Kriege lag.

Aber es fehlte doch auch schon damals nicht an Köpfen, die erkannten, daß mit Schiedsgerichten allein die Gewaltanwendung der Staaten gegeneinander nicht zu beseitigen ist; daß es wertvoller erscheinen muß, die Ursachen der Kriege einzudämmen und zu entfernen durch Verständigungen über die gemeinsamen geistigen und wirtschaftlichen Interessen durch vertragsmäßige Organisationen, welche diese Interessen miteinander ausgleichen und verbinden.

Ein Vertrag solcher Art, bei dem das politische Interesse ganz ausgeschaltet war, wurde 1878 auf einer Diplomatenkonferenz zu Lima zwischen Argentinien, Bolivien, Chile, Costa Rica, Ecuador und Peru über einheitliche Gesetze in bezug auf das internationale Privatrecht abgeschlossen. Es folgten pädagogische Kongresse in Buenos Aires und Sanitäts-Kongresse in Rio de Janeiro 1887 und ein Kongreß in Lima 1888, auf dem sieben Verträge und ein Abkommen abgeschlossen wurde über internationales Privatrecht, Handelsrecht und Strafrecht, Urheberrecht, Marken-, Muster- und Patentschutz, Prozeßverfahren und die Ausübung freier Berufe. Argentinien, Paraguay, Peru und Uruguay haben die Verträge ratifizirt. Frankreich, Spanien, Belgien und Italien haben sich dem Vertrag über das Urheberrecht angeschlossen.

II.

In solcher Weise war in den Staaten von Süd- und Mittel-Amerika der Sinn der Bevölkerung darauf vorbereitet, eine ernste und wohlvorbereitete Aufforderung der Vereinigten Staaten zur Teilnahme an einer den ganzen Kontinent umfassenden panamerikanischen Konferenz aufzunehmen, in der die Methoden erwogen und erörtert werden sollten, die zur Verhütung des Krieges zwischen den Völkern Amerikas geeignet seien.

Die Vereinigten Staaten konnten schon auf eine lange Reihe von Erfahrungen auf dem Gebiete der Schiedsverträge zurückblicken. Schon im November 1794 war es gelungen, im sogenannten Sayvertrag mit Großbritannien zahlreiche Streitfragen durch gemischte Tribunale zu erledigen. Ebensolche Vorkehrungen traf der zu Gent abgeschlossene Vertrag von 1814. Bis zum Jahre 1880 hatten die Vereinigten Staaten 56 Streitfälle, darunter 20 Fälle mit Großbritannien, durch Schiedsgerichte und Kommissionen erledigt. Von ihnen machte das größte Aufsehen der 1872 beigelegte Alabamafall, in dem die Ehre zweier großer Staaten beteiligt war, deren öffentliche Meinung in höchster Erregung sich befand.

Nachdem im folgenden Jahre 1873 und 1874 im Senate zu Washington Schiedsgerichte als das einzige gerechte und praktische Mittel zur Beilegung internationaler Streitigkeiten anerkannt waren, erhielt Präsident Grant die Befugnis, zur Herstellung einer ernsten internationalen Ordnung mit fremden Staaten Verhandlungen anzuknüpfen. Dies führte dazu, daß in demselben Jahre, in dem Columbien den Versuch einer allgemeinen Vereinigung der lateinisch-amerikanischen Staaten machte, der Staatssekretär James Blaine durch die Gesandten der Vereinigten Staaten mittels einer übereinstimmenden Note vom 29. November 1881 an die Regierungen des amerikanischen Kontinents die formelle Einladung zur Entsendung von je zwei Vertretern zu einem Kongreß nach Washington erließ zu dem Zwecke, die Methoden zu erwägen, die zur Verhütung des Krieges zwischen den Völkern Amerikas geeignet seien, zur dauernden Verhütung der Schrecken eines grausamen und blutigen Kampfes zwischen Ländern, deren Bevölkerung oft eines Blutes ist und einer Sprache angehört, oder des noch schlimmeren unglücklicheren inneren Aufruhrs oder Bürgerkrieges. Er betonte dabei im Hinblick auf den Kampf zwischen Chile und Peru, daß es nicht in der Aufgabe des Kongresses liege, eine bestimmte Lösung bestehender Fragen zwischen einzelnen Ländern Amerikas herbeizuführen, und hob besonders hervor, daß, wenn auch die Stellung der Vereinigten Staaten, als der leitenden Macht der Neuen Welt, ihrer Regierung wohl den Anspruch auf autoritative Leitung verleihen könnte, es den Intentionen dieser Regierung fernliege, vor dem Kongresse in irgendeiner Weise als Protektor ihrer Nachbarn oder als prädestinierter Schlichter ihrer Streitigkeiten aufzutreten. Die Vereinigten Staaten würden vielmehr in die Beratungen des Kongresses auf dem gleichen Fuße mit allen anderen Mächten eintreten. Die Einsetzung eines Schiedsgerichts war in dieser Einladung nicht besonders erwähnt. — Die Einladung fand allgemeine begeisterte Zustimmung, aber der Kongreß kam nicht zustande. — Der Krieg zwischen Chile und Peru dauerte fort, und der Nachfolger Blaines, Staatssekretär Trelinghusen, sah sich veranlaßt, den Kongreß zu vertagen. Aber der ihm zugrunde liegende Gedanke erlahmte nicht, weder im Senat und im Repräsentantenhause der Vereinigten Staaten, noch bei den Staaten Südamerikas. Jene entsandten in den Jahren 1885 und 1886 eine sog. Studienkommission an alle amerikanischen Staaten, die sich sämtlich zur Beschickung einer Konferenz bereit fanden. In den parlamentarischen Diskussionen zu **Washington** wurde Grover Cleveland am 24. Mai 1888 durch Gesetz ermächtigt, die amerikanischen Staaten zu einer Konferenz einzuladen, deren Zweck nunmehr präzisiert und wesentlich durch **wirtschaftliche verkehrspolitische Ziele** erweitert wurde. Neben einen bestimmten Plan für schiedsrichterliche Entscheidungen zur Schlichtung von Streitigkeiten und Verhütung von Kriegen traten Maßnahmen zur Bildung eines amerikanischen Zollvereins, eines einheitlichen Systems in den Zolleinrichtungen eines jeden unabhängigen amerikanischen Staates, in den Maßen und Gewichten, Patentschutz, Verlagsrechten und Warenzeichen und damals (!) einer gemeinsamen Silberwährung.

Am 2. Oktober 1889 trat die erste panamerikanische Konferenz zu **Washington** zusammen. Außer S. Domingo hatten alle — 18 — Staaten ihre hervorragendsten

Staatsmänner entsandt, darunter manche, die später als Mitglieder der Haager Konferenz angehört haben. James G. Blaine, den der belgische Minister Beernaerts einmal als Bismarck Amerikas bezeichnet hat, hielt mit außerordentlichem Schwung die Eröffnungsrede und wurde zum Präsidenten erwählt.

Am folgenden Tage begann eine große Rundreise in 42 Tagen durch das Gebiet der Vereinigten Staaten in großen Pullman-Wagen, einer Vereinigung von Hotel und Klub. Ein Excursion Appendix von 343 Quartseiten erzählt diese Reise und die dabei gehaltenen Reden. Nach der Heimkehr wurden 16 Komitees gewählt. Das letzte Komitee trug die Bezeichnung »für allgemeine Wohlfahrt« und beschäftigte sich mit dem Schiedsgerichtsplan. Später traten noch mehrere Spezialkomitees hinzu. Erst nach 103 Tagen, am 13. Januar 1890, war die Konstituierung beendet.

In der Plenarsitzung des 9. April — 10 Tage vor dem Schluß der Verhandlungen — überreichte das Komitee den Entwurf eines Schiedsvertrages in 21 Artikeln. Er spricht die Schiedsgerichtsbarkeit als Grundsatz des amerikanischen Völkerrechts aus, enthält nicht den Vorschlag eines gemeinsamen Schiedsgerichtshofes, spricht aber, wie der Haager Vertrag, die Schiedsgerichtsbarkeit als obligatorisch aus in allen Streitfällen über diplomatische und Konsularprivilegien, Grenzen, Gebiete, Entschädigungen, Schiffahrtsrechte und über die Gültigkeit, Form und Durchführung von Verträgen. Sie soll auch in allen anderen Fällen obligatorisch sein, es sei denn, daß die Frage die Unabhängigkeit einer der streitenden Nationen nach ihrer Ansicht gefährden könnte (also nicht auch die nationale Ehre und Würde, weil ein solcher Zusatz den obligatorischen Charakter in jedem einzelnen Falle aufheben würde). Jeder Zwang aber soll ausgeschlossen bleiben, die Befolgung des Vertrags vielmehr allein auf Zusage der Regierungen gebaut sein. Auch auf bereits vorhandene Streitsachen soll die Schiedsgerichtsbarkeit angewendet werden.

Gegen diese höchst idealen und mit glänzenden Reden von Südamerikanern aus Argentinien, Mexiko, Guatemala, Paraguay u. a. verfochtenen Gedanken trat nur die Delegation von Chile mit einer Denkschrift auf, deren geistreicher und ernster Inhalt später vielfach benutzt worden ist.

Chile hatte hierzu besonderen Grund, da noch vielfache Streitigkeiten aus den Kriegen am Stillen Ozean ungeschlichtet vorlagen. Alle ürigen Staaten stimmten dem Entwurf zu, wenn auch Mexiko noch einige Vorbehalte machte.

Dem Beschlusse wurden noch zwei Resolutionen beigefügt. Zunächst der Wunsch, daß Meinungsverschiedenheiten zwischen amerikanischen und europäischen Staaten in derselben freundlichen Weise beigelegt werden möchten, und sodann die Erklärung, daß während der Dauer des Schiedsvertrages das Prinzip der Eroberung als mit dem amerikanischen Völkerrecht nicht vereinbar angesehen werden soll. Dies wurde in mehreren Sätzen noch näher ausgeführt.

Dieser gesamte Beschluß ist seiner überspannten Natur nach von keinem der Staaten ratifiziert worden.

Über die übrigen Beratungsgegenstände wurden zwar Resolutionen gefaßt, die aber weder das allgemeine Interesse erregten, noch auch weitere Folgen äußerten, mit einer einzigen wertvollen Ausnahme. Von dem Komitee zur Regelung des Zollverfahrens wurde eine Vereinigung unter dem Titel: Die

internationale Union der amerikanischen Republiken zum Zweck rascher Sammlung und Verteilung von Handelsinformationen mit einem Bulletin des Handelsbureaus der Amerikanischen Republiken begründet. Dieses Bureau mit einem Jahresetat von 36,000 Doll. hat sich in der Folge von außerordentlicher und weitgehender Bedeutung erwiesen.

In Deutschland wurden die Ergebnisse des panamerikanischen Kongresses den vorgefaßten Meinungen entsprechend aufgenommen. Die Friedensfreunde, voran Bertha von Suttner in Stuttgart, Alfred Fried in Wien jubelten. Viele lächelten über den Enthusiasmus der Staatsmänner in den Ländern des neuen Weltteils. Viele spottteten über den ungeschichtlichen Sinn, der Utopien nachjagte. Sie ahnten nicht, daß keine 10 Jahre später, am 18. Mai 1899, auf Einladung des Kaisers von Rußland ein europäischer Friedenskongreß zusammentreten sollte, dessen Beschlüsse auf der Bahn seines amerikanischen Vorgängers insofern weiter ging, als er einen internationalen Schiedsgerichtshof einsetzte, dem nur infolge des ernsten Widerspruches Deutschlands der obligatorische Charakter entzogen blieb.

Einen viel lebhafteren und wirksameren Eindruck machten die Verhandlungen des panamerikanischen Kongresses vor allem in Italien und in England. In Italien nötigte die öffentliche Meinung die Regierung noch auf dem Haager Kongreß zum entschiedensten Vorgehen für die Begründung des obligatorischen Schiedsgerichts. In England wurde die infolge des auf dem Kongreß ausgesprochenen Wunsches vom Präsidenten Harrison im Jahre 1893 an die englische Regierung gerichtete Aufforderung zum Abschluß eines dauernden Schiedsvertrags zur Vermeidung jedes Krieges zwischen den angelsächsischen Staaten durch eine Resolution des Unterhauses einstimmig angenommen. Dieser sogenannte Olney-Pauncefort-Vertrag aber wurde mit drei Stimmen Mehrheit im amerikanischen Senat abgelehnt.

Nichts destoweniger hat in unsern Tagen der Präsident Taft nach Verlauf von 14 Jahren wieder neue Vorschläge zum Abschluß von Schiedsgerichtsverträgen und zwar ohne beschränkende Klausel an England und an Frankreich gerichtet.

Es ist aber eine lehrreiche und ernste Tatsache, daß die beiden Länder, Italien und die Vereinigten Staaten, deren Bevölkerung sich am lebhaftesten für obligatorische Schiedsgerichte zur Beseitigung von Krieg und Völkerstreit erklärt haben, die ersten gewesen sind, die durch ihre Handlungsweise die Nichtigkeit dieser Illusion erwiesen haben. Von Italiens Verfahren brauche ich nicht zu sprechen. Das Verhalten der Vereinigten Staaten aber ist nicht so allgemein bekannt.

Russische Untertanen jüdischer Abkunft und Religion waren wegen Vergehen gegen Erlasse, die speziell für Personen ihrer Klasse galten, aus dem Reiche gewiesen worden. Sie zogen sich nach den Vereinigten Staaten zurück, ließen sich hier naturalisieren und erhoben hierauf die Forderung, wieder nach Rußland zurückkehren zu dürfen und unter Berufung auf das Vorrecht ihrer neuerworbenen Nationalität sich der Anwendung der Edikte, von denen sie betroffen worden waren, zu entziehen.

Diese von der Regierung in Washington unterstützte Forderung wurde von der Petersburger Regierung zurückgewiesen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß dies eine juristische und demnach

in die Zuständigkeit der Schiedsgerichte fallende Frage ist. Um aber diese Gerichte abzuweisen, machte Präsident Taft geltend, daß die erste Folge dieser Meinungsverschiedenheit die Aufhebung des Niederlassungs-, Handels- und Schiffahrts-Vertrages zwischen dem Kaiserreich Rußland und der Republik der Vereinigten Staaten gewesen sei; daß man also für die Abfassung eines neuen Vertrages sorgen müsse, der bestimmt sei, an die Stelle des alten zu treten, und daß die Verhandlung über die Bestimmungen eines Vertragsaktes von dieser Art in keiner Weise einem internationalen Gerichtshofe anvertraut werden könne.

III.

Ich kehre nach dieser Abschweifung zur ferneren Entwicklung der panamerikanischen Kongresse zurück. Ein Wiederzusammentreten war in der ersten Konferenz zu Washington nicht vorgesehen. Im Jahre 1893 gelangten in den Vereinigten Staaten die Demokraten ans Ruder, die damals der Konferenzidee nicht sonderlich zugetan waren. Im Jahre 1898 kam es zum Kriege mit Spanien, durch den die letzten spanischen Besitzungen in Amerika vom Mutterlande getrennt wurden. Nach dessen Beendigung war die Stimmung in den vormals spanischen Staaten einer Annäherung an den Norden zunächst durchaus nicht günstig. Auch nahm der erste Friedenskongreß im Haag, an dem die Union und Mexiko sich lebhaft beteiligten, das Interesse der Welt vornehmlich in Anspruch. Ein halbes Jahr später, am 5. Dezember 1899, aber regte der Präsident McKinley in seiner Jahresbotschaft die Einladung der Republiken, welche die internationale Union der amerikanischen Republiken bilden, zu einer weiteren Konferenz in der Hauptstadt einer der anderen Länder an, und brachte diese Anregung durch ein Rundschreiben zur Kenntnis der Regierungen. Der Gedanke, die unvollständigen Ergebnisse der Washingtoner Konferenz in einer zweiten Konferenz weiter auszubauen, fand soviel Anklang, daß die mexikanische Regierung eine Einladung nach der Hauptstadt Mexiko erließ, der am 22. Oktober 1901, zwölf Jahre nach der ersten Konferenz, durch Delegierte aller Staaten Folge geleistet wurde. Mehr noch als in Washington bildete die Schiedsgerichtsfrage den Hauptgegenstand der Verhandlungen. Die sehr eingehenden und ausgedehnten Diskussionen wurden zum Teil durch politische Interessen beeinflußt. Es bestanden noch ungelöste Streitigkeiten zwischen Chile und Peru und zwischen Brasilien und seinen westlichen Nachbarstaaten. Die mächtigeren Chile und Brasilien traten gegen die anderen schwächeren für obligatorische Schiedsgerichte ein. Schließlich gelangte ein Kompromiß zur Annahme, wonach erstens sämtliche Staaten, welche dem ersten Haager Friedenskongreß noch nicht beigetreten waren, dem Haager Vertrag von 1899 beitraten, zweitens aber diejenigen Staaten, die ein obligatorisches Schiedsgericht befürworteten, unter sich ein Vertragsprojekt unterzeichneten, nach welchem dem Haager Gericht die Entscheidung aller ihrer Streitigkeiten zufallen sollte mit Ausnahme solcher, welche die Unabhängigkeit oder die nationale Ehre betreffen. Der erste Beschluß ist von allen Delegierten, der zweite von zehn Delegierten unterzeichnet worden.

Von größerer praktischer Bedeutung ist die Annahme eines Vertragsprojektes, wonach alle Ansprüche auf Geldforderungen, welche von Angehörigen eines Vertragsstaates gegen den Ange-

hörigen eines anderen erhoben werden, entweder nach Art. 26 des Haager Abkommens dem Haager Schiedsgericht oder nach Art. 21 desselben Abkommens einem besonderen Schiedsgericht zu überweisen sind. War auch die Erledigung derartiger Streitigkeiten durch internationale Schiedsgerichte unter den amerikanischen Staaten schon vielfach durch besondere Verträge vereinbart worden, so bildete doch die nunmehr von allen Staaten vereinbarte Überweisung an das Haager Schiedsgericht einen bedeutenden Fortschritt in der Richtung einer vertragsmäßig normierten internationalen Rechtsordnung.

Im übrigen waren die Delegierten auf der zweiten Konferenz weit mehr als auf der ersten bemüht, auf verschiedenen Gebieten des öffentlichen Lebens Vertragsentwürfe auszuarbeiten, insbesondere für das Sanitätswesen. Hierfür zeigte sich ein lebhaftes Interesse infolge der vielfach gepriesenen Einrichtungen, die von den Vereinigten Staaten auf Cuba und Portorico, den neu erworbenen Besitzungen, herbeigeführt waren. Es zeigte sich aber bald, daß man zu brauchbaren Beschlüssen nur gelangen würde, wenn die Verhandlungen des Kongresses besser vorbereitet würden. Um eine regelmäßige Wiederkehr der Konferenzen vorzubereiten, wurde beschlossen, daß innerhalb von fünf Jahren eine dritte Konferenz einberufen werde durch ein neu geschaffenes Direktorat der Amerikanischen Union, das mit dem Sitze in Washington aus den diplomatischen Vertretern aller Staaten eingesetzt wird. Dieser aus bedeutenden Staatsmännern zusammengesetzte Ausschuß, dem bald die Bezeichnung Governing Board beigelegt ward, berief nicht nur die dritte Konferenz zum Juli 1906 nach Rio de Janeiro, sondern arbeitete auch ein vollständiges Programm für die Verhandlungen aus, deren Dauer von vornherein auf sechs Wochen festgesetzt ward, während die vorigen Sitzungen auf viele Monate sich ausgedehnt hatten. Zunächst bildeten wiederum die Probleme der internationalen Schiedssprechung und die Verhinderung gewaltsamer Einziehung von Geldforderungen den Gegenstand der Verhandlungen. Die Beschlüsse der Konferenz von Mexiko über den letzteren Gegenstand waren inzwischen bereits von 8 amerikanischen Regierungen ratifiziert worden. Größere Schwierigkeiten bereitete aber der Beschluß über ein allgemeines Schiedsverfahren: dieselben Gegensätze zwischen den kleineren Staaten, Peru und Bolivien auf der einen, und ihren größeren Nachbaren Chile und Brasilien, die obligatorischen Schiedsgerichten absoluten Widerstand entgegensetzten, traten von neuem hervor. Da bot die inzwischen erfolgte Einladung sämtlicher Staaten zur 2. Haager Friedenskonferenz einen Ausweg dar. Es wurde der Beschluß gefaßt, daß die Delegierten zu der nächsten Haager Konferenz beauftragt werden sollten, die Annahme eines gemeinsamen Abkommens für ein Schiedsverfahren zu sichern, von solcher Wirksamkeit und Bestimmtheit, daß es den Beifall der zivilisierten Welt verdienen und von jedem Volke angenommen und in Kraft gesetzt werden müsse. Auch über die zweite Frage, bekannt unter der Bezeichnung Calvo- oder Drago-Doktrin, vermied man es weislich mit Rücksicht darauf, daß die Konferenz vorwiegend mit Vertretern von Schuldner-Staaten besetzt war, einen Beschluß zu fassen. Es wurde vielmehr den Regierungen vorgeschlagen, »zu überlegen, ob es ratsam sei, die 2. Friedenskonferenz im Haag zu einer Erwägung der Frage der zwangsweisen Einziehung von Staatsschulden und der besten Mittel

zur Verminderung der aus Geldforderungen hervorgehenden Konflikte aufzufordern«. Damit war also in Wirklichkeit die Sache wieder den einzelnen Regierungen zur Erledigung überwiesen. In der Tat aber ist bei der II. Friedenskonferenz im Haag ein besonderes Abkommen, betreffend die Beschränkung der Anwendung von Gewalt bei der Eintreibung von Vertragsschulden abgeschlossen, auch vom Reiche ratifiziert und im Reichsgesetzblatt 1910 S. 59 ff. veröffentlicht worden.

Besonders fruchtbar erwiesen sich die Verhandlungen in Rio für den Ausbau der Organisation der Konferenzen selbst. Hierzu trug vor allem der Umstand bei, daß inzwischen für das ständige Bureau zum Bau eines stattlichen Gebäudes in Washington die Regierungen der Staaten 250,000 Dollars bewilligt hatten für den Bauplatz, für das Gebäude schenkte Carnegie 750,000 Dollars. Für das Bureau war bisher nur ein sehr mäßiger Betrag verwendet, und es hatte seine Tätigkeit lediglich auf Sammlung und Veröffentlichung von Material zur Erleichterung der Kenntnis wirtschaftlicher Verhältnisse beschränkt. Nun wurde es zu einem ständigen Organ für die Vorarbeiten und für die Ausführung der Beschlüsse der Konferenzen erweitert. Zugleich wurden die Regierungen aufgefordert, in ihrem eigenen Lande je eine ständige Kommission für panamerikanische Angelegenheiten zu ernennen. Sie sollen als Mittelpunkt für gegenseitige amerikanische Interessen dienen und das Bureau bei der Ausführung der ihm durch die neue Einrichtung auferlegten Pflichten unterstützen.

Zur Behandlung von Fragen des internationalen Handelsverkehrs ist in dem Bureau eine besondere Abteilung für Handel, Zölle und Statistik eingesetzt. Von besonderem Interesse für Europa aber ist es, daß die Fassung von Beschlüssen über Handelsverträge bei der Mehrheit keinen Beifall gefunden hat.

IV.

Die 4. Internationale Konferenz trat am 12. Juli 1911 in Buenos Ayres zusammen, als dort die 100jährige Denkfeier der Unabhängigkeit Argentiniens und mehrerer südamerikanischer Republiken gefeiert ward. Zu Ehrenvorsitzenden wurden bestellt die Staatssekretäre der Vereinigten Staaten Philander C. Knox und von Argentinien Dr. Victorino de Plaza. Den aktiven Vorsitz übernahm der Präsident des höchsten Gerichtshofes in Argentinien Dr. Bermaja. Der Gang der Verhandlungen verlief wesentlich verschieden von denjenigen der früheren Konferenzen. Nicht nur die Geschäftsordnung, sondern auch das Programm für die Verhandlungen war vom Governing Board in Washington fest vorgeschrieben und wurde streng innegehalten, obwohl hiergegen der Versuch einer Opposition sich erhob. Die Delegierten fühlten und benahmen sich durchweg als Vertreter ihrer Regierungen und handelten nach festen Instruktionen. Die Diskussionen fanden in 14 Ausschüssen statt. In den Plenarversammlungen wurden nicht mehr lange Reden gehalten, sondern auf Grund der Ausschußanträge Beschlüsse gefaßt.

Über die Hauptfrage, welche die Geister und die Herzen der Delegierten auf den früheren Konferenzen so sehr erregt hatte, die Abschaffung aller Kriege und die Erledigung internationaler Streitigkeiten durch obligatorische Schiedsgerichte, wurde nicht mehr verhandelt. Bezüglich der schiedsrichterlichen Erledigung von Geldforderungen hielt man an den Beschlüssen der vorausgegangenen Konferenz fest. Be-

zeichnender Weise nahmen nach vorliegenden Erfahrungen Maßregeln die Aufmerksamkeit besonders in Anspruch, die verhindern sollen, daß fremde Einwohner ihre Ansprüche den Gerichten des Landes zu entziehen suchen, um sie internationalen Schiedsgerichten zu unterwerfen. Im übrigen befaßte sich die Konferenz sehr eingehend mit der Organisation der nunmehr als dauernde ständige Einrichtung betrachteten Konferenzen. Ihr wurde die Bezeichnung: Union of American Republics beigelegt. Das Governing Board in Washington wurde als leitende Instanz unter dem Vorsitze des Staatssekretärs der Vereinigten Staaten beibehalten, der durch den nach Rang und Alter hervorragendsten Gesandten eines amerikanischen Staats vertreten wird. Das Bureau der amerikanischen Republiken erhielt die Bezeichnung: PanAmerican Union. Es steht mit den in fast allen Staaten bereits eingerichteten PanAmerican Committees in ständiger Verbindung. Ihre Fuktionen und gegenseitigen Beziehungen sind näher festgestellt. Die speziellen Instruktionen für die Pan American Union sind dem Governing Board und dem ersten Beamten, dem der Titel General-Direktor zuerkannt wurde, überlassen.

Weder über den Zeitpunkt noch über den Ort der nächsten Konferenz wurde Beschluß gefaßt. Die Mehrheit hätte wohl für S. Jago in Chile gestimmt. Da aber die Streitigkeiten zwischen Chile und Peru noch nicht beseitigt sind, wurde die Berufung der nächsten Konferenz dem Governing Board in Washington überlassen. Die Beschlüsse der Konferenz sind, wie üblich, in einer Reihe von Resolutionen und unterzeichneten Konventionen zusammengestellt, sie bedürfen zu ihrer Wirksamkeit der Ratifikation durch die Regierungen und Parlamente der Einzelstaaten, die oft nicht erteilt worden sind.

Die Beschlüsse sind weit eingehender und präziser gefaßt als bisher. Sie bewegen sich nicht auf dem Boden der Politik, sondern beziehen sich auf Fragen des internationalen Zusammenlebens: z. B. Bau einer panamerikanischen Eisenbahn, Verbesserung des Schiffahrtsverkehrs zwischen den einzelnen Staaten, Schutz des literarischen und künstlerischen Eigentums, der Patente für Erfindungen und eingetragene Fabrikmarken nach europäischem Muster, Vereinfachung der konsularischen Dokumente und Zollreglements: alles Fragen des öffentlichen Nutzens, die im Zusammenhang mit dem internationalen Handel stehen.

Dann aber auch Vereinbarungen über Gesundheitspolizei und den in den Vereinigten Staaten so sehr beliebten Austausch von Professoren und Schülern. Es fehlte den Verhandlungen allerdings an der Begeisterung, die namentlich von den Vertretern der lateinischen Staaten den früheren Konferenzen entgegengebracht wurde. Ohne Zweifel aber ist hierdurch die Bedeutung und der Bestand der Konferenzen nicht geschmälert, sondern erheblich befestigt worden. Die Einrichtung hat eine festumgrenzte Stellung unter den großen internationalen Organisationen der Welt gewonnen von nicht geringerer Bedeutung als die Kolonial-Konferenzen des britischen Weltreiches. Die mannigfachen Mißdeutungen, von denen die erste Zusammenkunft in Washington noch in der Presse nicht nur Europas, sondern auch Amerikas umgeben war, sind mehr und mehr verstummt. Ihre Nützlichkeit kann nicht mehr in Frage gestellt werden, seitdem die Institution dazu gelangt ist, eine Hauptgrundlage von Vertragsver-

hältnissen und Verwaltungs-Einrichtungen zwischen den amerikanischen Republiken zu bilden in einer Weise, wie sie zwischen politisch völlig unabhängigen Staaten in der Welt bisher noch nicht erschienen ist. »Die Amerikaner erkennen der Union of American Republics und ihrem Organ, der Pan American Union, nicht nur die Mission zu, internationales Recht zu erzeugen, sondern auch jenen Gemeinsinn, jene harmonische öffentliche Meinung zu erschaffen und zu befestigen, die es Amerika ermöglichen soll, in der Geschichte der Zukunft die Rolle zu spielen, die in Übereinstimmung steht mit den Mitteln und den natürlichen Bedingungen seiner Länder.« (Reinsch in American Journal of international law.)

In der deutschen Presse begegnet die Union of American Republics zumeist einem Mangel an Beachtung aus Unkenntnis, in der englischen Presse offener Feindseligkeit aus Interesse. Es läßt sich nicht leugnen, daß sie unserem Handel und unserer Schiffahrt, wenn sie sich auf Bevorzugung des amerikanischen vor dem des europäischen Verkehrs ausdehnen sollte, verderblich werden könnte. Hierzu aber ist wenig Aussicht vorhanden. Die südamerikanischen Staaten würden eher ausscheiden als sich den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, dem big stick, unterwerfen. Den geringsten Anschein einer gewalttätigen Suprematie ist stets der entschiedenste Widerstand entgegengesetzt worden. Unserm Handel ist noch kein Schaden erwachsen. Auf dem Kongreß in Buenos Ayres wurde es zum unwilligen Staunen der Nordamerikaner bekannt, daß in der ersten Hälfte des Jahres 1910 die deutsche Einfuhr um 10,234,261 Pfund Gold auf 31,762,974 Pfund Gold gestiegen ist, die Einfuhr aus den Vereinigten Staaten aber nur um 3,983,268 Pfund Gold zugenommen und sich auf 22,507,849 Pfund Gold gestellt hat.

J.-J. Rousseau.

Von

Arturo Farinelli.

(Schluß).

Émiles Lehrjahre waren glücklich überwunden; eine fertige, in sich abgeschlossene Persönlichkeit stand da und beanspruchte ihren Platz in der Gesellschaft, die nun einmal mit dem Willen der Vorsehung eine harte Realität geworden. Das Rad der Zeit konnte nicht stillstehen, noch weniger eine verkehrte Bewegung nach rückwärts erfahren, um das Menschengeschlecht zu seiner ersten Wiege zu bringen. Und notwendig richten sich unsere Ziele auf die Zukunft, nicht auf die Vergangenheit. Wieder mußte eine Lebensführung ersonnen werden, um den unvermeidlichen Zusammenstoß mit dem Gesellschaftsklotz, diesem Abtrünnigen der Natur, nicht zu schmerzvoll zu empfinden. Wie, wenn man die Gesellschaft selbst zu einer Erziehung zwingen würde? Der »Contrat social« setzt das angefangene gesetzgeberische Werk Rousseaus fort und ist mit allen seinen Inkonsequenzen und Widersprüchen, mit den wahnwitzigen Absurditäten, welche seine Gegner, Faguet

an der Spitze, hervorhoben, die dieses Liebäugeln mit einem früher so verhaßten und immer als verderbenbringend gescholtenen Feind unerträglich fanden (»il se passionne pour la société comme il s'était passionné contre elle«) eine konsequente Folge der angenommenen und fortgesponnenen Theorien. Kein Umstürzen des früher Errichteten, sondern ein Weiteraufbauen.

Das bestehende Übel vermag keine Menschenkraft abzuschaffen. Laßt uns mutig und gefaßt ihm entgegentreten und versuchen, dieses Übel so abzuschwächen und zu verringern, daß es uns schließlich erträglich erscheint; denn noch winkt uns das Glück von den fernen Lebensgestaden; und sind uns Ketten vorbestimmt, so suchen wir wenigstens nach Mitteln, um ihren Druck so zu lindern, daß sie kaum als Ketten empfunden werden. Ein Gesellschaftsprinzip und eine politische soziale Organisation mußte man finden, um die einmal versuchte Neubildung des Individuums nicht zu vereiteln und die einmal gewonnenen Lebenskräfte in Tätigkeit zu setzen. Der Bildungstraum mußte sich auch auf das Gebiet des Staatswesens erstrecken, und Regeln, Verordnungen, Gesetze ersinnen, welche der lästernden Wirkung der Kultur entgegengearbeitet, jedem einzelnen Weltbürger gestattet hätten, seine Individualität unangetastet zu wahren und als selbständiges Glied in der vielköpfigen Gemeinde Geltung zu behalten. Und um eine weitere Erkenntnis hätte sich der treu nach seinem Naturell und durch immerwährende Selbstbetätigung frei erzogene Einzelmensch bereichert, daß nämlich das Leben auch einen Kampf bedeute, daß uns eine Mäßigung in unserem Wünschen geboten und Pflichten vorgeschrieben sind, die zu erfüllen wir uns unmöglich weigern können, daß auch im Entbehren, in der Selbstaufopferung, im freimütigen Beugen unseres Willens dem Gesamtwillen gegenüber eine Tugend, im Überwinden eine sittliche Freiheit zu entdecken seien.

Wie nun die neue sozialpolitische Weltordnung als möglichst erträgliche Anpassung an das Gesellschaftsleben des Individuums und der Vertrag der Gegenverpflichtung erdacht wird, das läßt freilich, ungeachtet der dialektischen Gewandtheit, die Logik des Träumers und Phantasten durchblicken, der eben kein Politiker war, ganz als Antipode Machiavellis fühlte und schuf, und eine weit geringere Schärfe der Beobachtung der komplizierten Mechanismen eines Staates besaß als Montesquieu. Und sehr zweifelhaft ist es, ob ihn selbst diese so mühe- und kunstvoll hergerichtete Staatsrüstung, welche der Menschheit Ruhe und einen Ersatz des ersehnten Glücks bringen sollte, auf die Dauer befriedigt und nicht eher als eine kaum zu ertragende Last beängstigt, bedrängt, erdrückt hätte, ob diese Rettung in der Not nicht schließlich ihm selbst als eine neue Art der Tyrannei erschienen wäre, der er eiligst entfliehen mußte, um in neuen Traumgebilden den Schein seines schnell verrauschenden Friedens zu suchen.

In diesem Menschenreiche mußte die geringste Abhängigkeit der einzelnen Bürger von einander herrschen; die sanfte eigenwillige Unterjochung wäre kaum zu verspüren. Man war Souverain und Untertan zugleich, Herr zweier Welten; und was die Natur nicht unmittelbar bewirken konnte, das bewirkte das Gesetz. Vom Gesetze und nicht von den Menschen sollte fernab der Mensch abhängen; ein neuer Lebenslenker war gefunden, und Menschen- und Völkerschicksale waren gleichbedeutend wie Schicksale des Gesetzes.

ais les hommes ne sont que ce on les fait être« hatte Rousseau be- s in seiner poetischen Epiftel an isot (1742) ausgerufen. Im gütigen vernehmen mit seinen Mitlebenden l Mitftrebenden, zu denen er sich, gesellig von Natur, gesellen mußte, immte sich der Einzelbürger jene ordnungen, die seinem eigenen Wesen sprangen, und verpflichtete sich, da- h zu handeln. Kein Raub an seinem enwillen wurde damit verübt; nur e Regelung des Willens hatte ftatt- unden; und sein teuerftes Gut, die abhängigkeit, blieb ihm ja doch, z der ftillen Gehorsamkeit, zu der sich selbft bezwang, bewahrt.

Natürlich mußte die Gesellschaft, che die vollfte Gleichheit, die un- lingte, nur von einem Schein der terwürfigkeit gedämpfte Souveränität n ihren Mitgliedern gewährte, auf Minimum reduziert werden. So sie unser Sozialpolitiker, der im begrenzten immer das Begrenzte hte, sorgfältig abgezirkelt; er holte i begreiflicherweise Rat bei dem supportable et odieux joug« seiner weizerischen Heimat. Leichter wurde ihm, mit der von Natur gestalteten gleichen Verteilung der irdischen ensgüter zu schalten und Reiche l Arme unter einem Dache der ge- lichen Gleichberechtigung zu ver- meln. Wo nur in der Verwirk- ung dieses Traumes der absoluten lkssouveränität Hindernisse sich gten, hat sie der Zauberftab dieses ilters der Dialektik gebrochen. Man fte unbesorgt zur Wahl der Ma- rate schreiten, denn die Hierarchie inträchtigte ja nicht im geringften Gleichheit. Und nun zeigte es , daß das in diesem Gesellschafts- rag einmal als blinde Masse ge- oltene Volk, (»qui souvent ne sait ce qu'elle veut parce qu'elle sait rare- ment ce qui lui est bon«), wenn es sich handelte, seine Vertreter zu beftimmen, für seine Gesetzgebung zu sorgen und seine und seiner Mitmenschen Rechte und Pflichten abzuwägen, einen un- fehlbaren Inftinkt besaß und Welt und Leben mit offenen hellsichtigen Augen anschaute. Mußte auch Montesquieu im »Esprit des lois« (II, 2) geftehen: »le peuple est admirable pour choisir ceux à qui il doit confier quelque partie de son autorité. Il n'a à se déterminer que par des choses qu'il ne peut ignorer, et des faits qui tombent sous les sens«.

Wehe, wenn die Gesetze der Menschen mißraten. Es hängt an ihnen das ganze Weltgeschick. Die Stimme Gottes muß sich mit der Stimme des Gesetzes decken. Es sind Sprüche des größten Heiligtums, welche den Menschen zur Bewahrung ihrer heiligen Rechte, als ewiger Mahnruf an ihre Beftimmung und an ihr Ziel verkündet werden. Durch das Gesetz erhält die Welt einen Widerschein der göttlichen Ordnung; auf das Gesetz geftützt, schreitet der Mensch auf unbeirrbaren Bahnen, zum Triumphe der Wahrheit und der Tugend. Wird man zu den Staatenftürmern und Weltumftürzern den Mann rechnen, der sich so tief und mit solcher An- dacht vor der Macht der Gesetze ver- beugte, unerschütterlich an ihre wohl- tätige Wirkung für das Gedeihen der Völker und ihren Frieden glaubte und selbft die größte, förmlich an Des- potismus mahnende Strenge in der Ausführung der einmal getroffenen Verordnungen forderte?

Wie er aber für die Erziehung des ganzen Menschengeschlechts ein einziges Syftem der individuellen Selbstbildung einschärfen wollte, hat er auch, vielleicht konsequent, den Menschenscharen, die

Gottes Erdreich teilen und ewig und mit den verſchiedenſten Veranlagungen, Idealen und Zielen dem ewigen Wandel der Zeiten folgen müssen, einen einzigen Gesellschaftsvertrag vorgeschrieben, dem Wahne einer ſtarren, nicht anzutaſtenden Gesetzordnung gehuldigt, welche in der Flucht der Ereignisse und im ſtetigen Wechsel der Menschheit ſelbſt die bedenklichſten Folgen gehabt haben würde. Er spann eben nur Träume und gründete seine Syſteme auf Abſtraktionen. Und es iſt von einer erschütternden Tragik, daß ihn die Männer der großen Revolution so ernſt nehmen mußten und sich an einigen Funken seiner losen Gedanken und Bilder entzündeten, denn nimmer würde das Ganze der Rousseauschen Lehren Anlaß, Ideen und Stoffe zu einer Theorie der Revolution geben.

* * *

Der geschlossene Vertrag hätte dem Einzelmenschen seine Selbſtändigkeit gesichert, und ihn seinem weiteren Schicksale, ferne vom Gedränge und Getümmel, immer noch eine Insel mitten im Ozeane der Völker, überlassen. In der Abgeschiedenheit allein gedeiht ja die Tugend und lebt das Glück. Wie oft hat Rousseau seinen Hang zur Einsamkeit gerühmt — »la facilité que j'ai de vivre seul« —! Das hohe Lied der Einsamkeit ertönt aus seinem Werke. Allein und ungeſtört konnte er die Gespräche seiner Seele belauschen, und mit einer unaussprechlichen Süßigkeit seine »voluptés contemplatives« genießen. Seinen »Verger des Charmettes« besang er bereits als »séjour de l'innocence«; und eine Wanderung von einer Einsiedelei zur anderen war ja sein ganzes Leben. Wirklich war ihm die Natur ein Tempel der Andacht; die größte Fülle seiner Träume ſtrömte ihm in
seinen einsamen Spaziergängen zu; (
Landschaft war wirklich sein Arbe
zimmer. Wie der Gemütskranke jedo
der nahe wünscht, was er ferne v
sich bannt und, ewig sich auf sein
Krankenbett wälzend, das Erseh
verwirft, das Verschmähte begehrt,
er auch und quälte sein armes Her
seinem gewollten Stillleben. »Si
crains les troubles du cœur, défie
de la solitude«, mußte auch Chat
briand seinem Leidensbruder René
rufen. Eine öde, unbevölkerbare
samkeit wäre Rousseau gewiß unert
licher gewesen als das lärmen
Menschengedränge.

Er floh die Welt, mied die Mensc
und bedurfte doch dringend der
und der Menschen. Er brauchte Freu
die ihn begriffen, die ihn bewunde
die ihn bemitleideten; verlassen, f
er brennend »le besoin . . . des c
lations de l'amitié«. Wie aber
Duplikate seines Ich finden, nach
er sich zur vollen Ergießung der He
pein sehnte? »Si j'avais trouvé . .
cœur où le mien osât s'ouvrir . .
raison s'en trouverait mieux«.
half sich mit einer ſtändigen, vo
Macht seiner Phantasie bewerkſte
Belebung jener Leere, die ihn u
und die sich, wie durch ein W
mit Wesen füllte, die seinem
schmeichelten und ihn mit Liebkos
überhäuften.

Diesen Einsamen, der sich ent
und erbittert von den Menschen
möchte, sehen wir doch imme
auf einer Tribüne vor einer versan
Menge sprechend und richten
ſtilles Versenken und Verblei
seiner Welt des Innern war nicl
Sache. Die Gabe des Schweig
ihm nicht verliehen; »he had not t
of silence«, sagte Carlyle bere
Rousseau. Er konnte seinem

nicht Stille und auch nicht Mäßigung, kein Zurückpressen der Gefühle gebieten. Rede frei heraus und laut, daß dich Tausende hören, und lindere somit deine Not. Ein Geheimnis mußte gleich entschleiert werden, eine Empfindung, auch die geringste mußte noch im Entstehen zur Schau gebracht werden, das Geschaffene mußte ans hellste Tageslicht treten. So verwertet Rousseaus Liebesroman einen Spruch Senecas: »Gäbe man mir alles Wissen auf die Bedingung, es nicht zu zeigen — ich möcht' es nicht.« Eine »innombrable foule« hätte die Gewissensmonologe des Beichtenden vernehmen sollen. Und Rousseau spricht lieber schlecht von sich selbst, als daß er sich des Sprechens enthält. Selbst sein wollüstiges Schwelgen in der Einsamkeit bliebe ihm ein toter Genuß, könnte er es nicht im tönenden Worte seinen Mitgenießenden mitteilen. — »Malheureux! de quoi jouis-tu quand tu es seul à jouir! Ces voluptés solitaires sont des voluptés mortes« (»Nouvelle Héloïse«).

Das tiefe Schweigen der unendlichen Flächen unterbricht das laute Flüstern der tausend Stimmen der Natur; überall ein Rauschen wie stürzende Katarakte, eilend zu den in der Tiefe fließenden Strömen. Eine empfindsame Seele ist wohl, wie St. Preux klagte, ein verhängnisvolles Geschenk des Himmels. Und die Seele Rousseaus zitterte und bebte von dem leichtesten Druck berührt, erregt von der feinsten Wahrnehmung; sie kannte aber kein Durchwühlen im Labyrinthe des Schmerzes und der Qual und schrie nach Erleichterung und Erlösung. Mit den Worten kamen Tränen, »torrents de pleurs«, welche das stürmische Herausbrechen der Gefühle in weiches Zerfließen brachten. Jedes Drama des Herzens erhielt eine pathetisch sentimentale Stimmung. Es linderte sich Menschenweh und Jammer. Keine tief geschlagenen Wunden. Kein herbes Leiden. Nie ein Abgrund der jämmerlichsten Not. Niemals ein kräftiges Entbehren und Entsagen. Das Tragische schwand. Ein ewig tröstender Himmel wölbt sich über die leidende Erde. Und die Traurigkeit selbst hat ihren süßen Reiz. Man begreift die Vorliebe Rousseaus für seinen Virgil, seinen Petrarca und seinen so maßlos gelobten Metastasio, »le seul poète du cœur«. Der Musiker war in ihm immer lebendig und immer tätig. Und wie ein Melodrama lesen sich seine Herzensergießungen. Jede Stärke war gemildert. Die Rührseligkeit ersetzte die Erschütterung. Das Leben wurde versüßt und verzärtlicht. »Er kandiert das ganze Leben«, sagt Hebbel von Rousseau, »leider aber auch den Zucker selbst«.

Die Vernunft möge zugrunde gehen, es lebe das Gefühl! — das ist wohl Rousseaus ständige Devise. Keinen besseren Lenker kennt ja die Welt als das Herz. Überlaßt dem Herzen die vollste Macht, laßt es frei gewähren und die Menschenschicksale bestimmen! Herz, Natur, Gefühl waren für Rousseau eine einzige gleichbedeutende, weltbewegende Kraft. Befragen wir das Herz, und die Geheimnisse des Lebens werden sich uns erschließen. Dank seines überaus fein entwickelten Empfindungsvermögens konnte Rousseau das Innenleben mit bewundernswürdiger Schärfe in allen feinsten Regungen verfolgen; seine Herzensanalysen sind das Sorgfältigste und Vertiefteste, was er geliefert; er begleitete sie mit einem Mitschwingen seiner so zartbesaiteten Seele. Er hat der Welt eine vollkommene, mit der größten Feinheit und Liebe ausgeführte Geschichte einer Frauenseele von überraschender Wahrheit in allen Schwankungen und Launen

des Gefühls und der Leidenschaft gegeben. Was früher ein Spiel, leichtsinnige Tändelei bedeutete, wurde bei ihm Ernst, wirkliches Eingreifen ins Leben mit aller Lebensfülle. Mochten auch die sozialpolitischen Theorien der Frau nicht die volle Berechtigung dem Manne gegenüber bringen und die Erziehung Sophiens im bedenklichen Gegensatze zu der weiblichen Pädagogie Fénelons stehen, mag uns das Fragment »Sur les femmes«, wo Rousseau den Frauen, falls sie zur Entwicklung gelangt wären, ein höheres Geistesleben in der Geschichte zuerkennt, als ein rätselhaftes Unikum vorkommen; im Liebes- und Herzensleben, was doch Hauptbestimmung und Hauptreiz des ewig Weiblichen auf der weiten Erde sein sollte, stand seit der »Nouvelle Héloïse« die Frau gleichwertig, mit ihrer ihr eigenen Welt, auf einer Höhe des Mannes da, eine freie Schöpfung Gottes wie er.

So hat der Mann, welcher an der tiefsten Tragik des Lebens vorbeiglitt, der Menschheit neue, noch unbeachtete Lebensquellen erschlossen. Und es zeigte sich, daß dieser Entnervende und Entkräftigende, dem man eine »dévirilisation de l'homme« vorwerfen mußte, durch seine Gefühlsvergötterung als Bannerträger der Himmelsstürmenden Deutschlands dienen sollte. Selbst vom Geiste Shakespeares himmelweit entfernt, hat er alle Ideale der nach der Kraft, Naturwahrheit und unbändigen Energie Shakespeares schmachtenden Dichter jahrzehntelang unterstützt, Worte für ihre flammenden Reden und donnernden Verdammungsurteile, Gefühle für ihre Schwärmereien geliehen. Nicht allein Herder, den jungen Schiller, den jungen Goethe riß Rousseau an sich; auch Wieland, dessen »wohlgeführtes Leben still ein Kreis von Mäßigungen« war (Goethe), und der dem »Contrat social« unmutig seinen »Goldenen Spiegel« entgegensetzte, traf wie bewältigend die Macht des Liebesidylls Rousseaus. Auch für ihn war die »Nouvelle Héloïse« ein »göttliches Buch«. Uhland nannte es in seinem Pariser Aufenthalt »vielleicht das Höchste, was nicht die Glut der Phantasie, aber die Glut des Herzens hervorgebracht hat«.

Durch diese Glut- und Gefühlsüberschwenglichkeit kam Rousseau in ein inniges Verhältnis zur äußeren Natur. Er mußte zu ihr als zu seiner Lebens- und Seelentrösterin flüchten. Die Menschen begriffen ihn nicht, hörten ihn nicht. Mußte sein Lied in der Leere erschallen? Noch blieb in der Schöpfung etwas, das des Gespräches und der Mitteilung würdig erschien. Die Natur mußte herbeigeführt werden. Stehe mir bei — »o Nature! o ma mère!« — sei einig und eines Sinnes mit mir; empfinde, was ich empfinde, und träume meinen eigenen Lebenstraum! Rousseaus Naturschwärmen und Naturempfinden bedeutet eine Erweiterung des Daseins des Dichters selbst, eine Vervielfältigung seines Ich, eine neugestaltete Offenbarung seiner eigenen Persönlichkeit, ein neues Füllen der Außenwelt mit den Vorgängen seines Lebens. »Dans les violents transports qui m'agitent . . . je ne saurais demeurer en place; je cours, je monte avec ardeur, je m'élance sur les rochers . . . et trouve partout dans les objets la même horreur qui règne au dedans de moi« (»Nouv. Hél.«).

Wenig mehr als Staffage war die Natur den meisten Dichtern vor der von Rousseau gewagten Belebung. Was konnte sie mit unserer Empfindung gemein haben? Den Linien und Farben, der körperlichen Gestalt, dem äußeren Schauspiel fehlte eine Seele. Eine Seele hatte die Natur bereits bei Virgil gewonnen. Und eine Seele verlieh ihr Petrarca,

der die Natur zu seiner intimen Vertrauten machte und Liebespein und Liebeswonne mit rührender Hingabe mit ihr teilte. Faſt noch enger war der Bund, den Rousseau mit der Natur schloß. Wiederum ein »contrat«, ein Vertrag: die Verpflichtung des Äußern gegenüber dem Inneren; wobei er ſelbſt, der Dichter und Träumer, alles gab: seine Augen, alle seine Sinne, sein Herz, seinen Verſtand. Und die Natur brach ihren Willen, um sich dem Willen des Verbündeten zu fügen, sichtlich erfreut, einen so fabelhaft menschlichen Schmuck zu gewinnen, und eine Stimme, die süß und herb erklingen konnte, und ein Gemüt, das Wonne und Qual, all das Menschenglück und all den Jammer mitempfinden durfte. »Allons animer toute la nature, elle est morte sans les feux de l'amour . . . Portons le sentiment du plaisir dans les lieux qui n'en offrent qu'une vaine image« (Nouv. Hél.).

Eher als von einem Naturgefühl bei Rousseau dürfte man von einem Gefühl der Natur für den gewalttätigen Eindringling, dem sie alles gütig verzieh, sprechen. Rousseau selbſt hatte diese seine Eigenmacht zugeſtanden und gerechtfertigt: In dem Herzen des Menschen allein regt sich das Leben des Naturschauspiels. »Forêts sans bois, marais sans eaux, genêts, roseaux, tristes bruyères, êtres insensibles et morts, ce charme n'est point en vous, il n'y saurait être, il est dans mon propre cœur qui veut tout rapporter à lui.« Das Auge, welches das äußere Phänomen erfassen sollte, richtete seine tiefſten Blicke nach dem Innern, alsdann schweifte es mit dem gewonnenen Bild in der Landschaft herum, die sich mit den Farben dieses Bildes selbſt färbte. Die neu geübte Landschaftsmalerei iſt im Grunde nichts als Seelenmalerei. War der Dichter schmerzerfüllt, schien seine Hoffnung nicht mehr zu grünen, so mußte die Natur diese Trauer erwidern: »Kein grünes Blatt iſt mehr zu sehen, gelb und verwelkt iſt das Gras, die Bäume sind kahl, ein scharfer Wind weht, und die ganze Natur iſt tot, tot wie die Hoffnung in der Tiefe meines Herzens.« Schwanden die Sorgen, lachte wieder in dem beklommenen Herzen die Freude, so ergötzte sich die Natur an dieser Wiedergeburt: »Ich finde die Landschaft viel fröhlicher . . . das Grüne frischer und lebendiger, milder die Luft, reiner den Himmel; der Vogelgesang scheint eine noch größere Zärtlichkeit und Wolluſt zu haben.«

Ein Vergessen seines Selbſt, um einmal, frei vom Zittern seiner Seele, sich in die Reize der Natur zu versenken, konnte ja nicht ſtattfinden. Und so mußte die Vision der Natur eher von dem Gemüt als von dem Auge vollbracht werden. Sagte nicht Rousseau selbſt, er hätte die Natur auch in einem Kerker träumen können? Die immer rege Phantasie und das immer ſtark pulsierende Herz bewirkten diese Umschaffungen. Es sollte nicht an Liebe und Hingebung und Wärme fehlen. Verfehlt wäre es aber, in diesen Naturträumereien und lyrischen Ergießungen Genauigkeit der Beobachtung, ein Erfassen und ein sorgfältiges Wiedergeben des Details zu suchen. Die allgemeinen Umrisse einer Stimmungsszenerie genügten. Dem Ideal des Schlichten und Einfachen sollte die Einfachheit der Natur entsprechen. Nichts Ossianisches, nichts Erschreckendes und Erdrückendes, nichts Gewaltiges und auch nicht das mächtig Erhabene. Nach milderen Schauspielen sehnte sich die Seele dieses Meiſters der Einfühlung; und Berge und Seen und Täler, die lieblichen Hügel, die lachenden

Fluren seines Waadt- und Genferlandes, die unvergeßlichen Szenerien der »Nouvelle Héloïse« hat sie wonnevoll umfaßt, verzaubert und sie mit ihrem warmen Lebensodem belebt. Was bedeuten Geßners Idyllen gegenüber den seelischen Naturidyllen Rousseaus? Ein entworfenes Bild war eine fertige Lyrik. Das erkannte Lamartine wohl am besten. Und wer die mächtige Umwälzung des lyrischen Empfindens, welche die von Rousseau vorgezeigte innige Verknüpfung der Harmonien des Innern mit den Harmonien des Äußern, das geschlossene Bündnis zwischen Natur und Seele hervorbrachte, ermessen will, der denke an die Jugendlyrik Goethes und staune über die übermenschliche Kraft des Gestaltens nach dem eigenen Bilde, dieses mit ungestümer Jünglingskraft vollbrachte prometheische Beseelen und Beleben all des Unbelebten, dieses wunderbare Widerhallen des alles schaffenden und alles bewegenden Ich in allen Winkeln der Gottesschöpfung.

* * *

Die sentimentale Auffassung des Lebens, die Überempfindsamkeit und Gefühlsüberschwenglichkeit, die erstrebte Entkerkerung des Individuums, das ewige Abspiegeln des Innenlebens in allen Lebenserscheinungen, die Liebe der Kontrastwirkungen, des Malerischen und Musikalischen, die krankhafte Unruhe des Herzens, die innere Zerrissenheit berechtigen uns wohl, in Rousseau den unmittelbaren Vorgänger und selbst einen Führer der Romantiker zu sehen. Ihn aber als Inbegriff aller romantischen Bestrebungen und Ziele zu betrachten, ist ein Wahn. Es gab einen romantischen Idealismus, der Rousseau ganz fremd war, und der eben jene Spekulation erheischte, zu der sich der Gefühlstheoretiker unmöglich herbeilassen konnte. Auch fehlte Rousseau durchaus die wahre romantische Sehnsucht.

Man wähle als Motto zu einer Abhandlung über Rousseau als Schöpfer des »romantisme intégral« (Lasserre*), das eigene Bekenntnis Rousseaus im »Émile«: »Mon entendement borné ne conçoit rien sans bornes: tout ce qu'on appelle infini m'échappe«, und man staune über die Verkehrtheit unserer Behauptung und die Nutzlosigkeit unseres Versuches. Ja, man wäre geneigt, Rousseau einen Antiromantiker zu nennen; in so enge Grenzen hat er das Grenzenlose geschlossen; eine solche Scheu empfand er vor dem Unendlichen, welches Traum und Leben so vieler Romantiker des besten Schlages erfüllte und Sinne und Seele berauschte; so wenig fähig war er einer mystischen Versenkung in Gott; und so klein war sein Gott selbst, den er zum Menschenversorger herabdrückte, gegenüber dem unermeßlichen, alle Poren des Lebens, Seele und Leib, Himmel und Erde füllenden Gotte der Romantiker Deutschlands! Und ist nicht der Glaube seines »Vicaire« die Negation der Mystik? Man gehe seinen Ekstasen nach, und man sehe, wie rasch das Unermeßliche aus seinen Sinnen schwindet. Er erstickt im Universum. »J'aurais voulu m'élancer dans l'infini — je sens des extases, des ravissements inexprimables à me fondre, pour ainsi dire, dans le système des êtres, à m'identifier avec la nature entière«. Es sind Zuckungen, Sprünge, »élancements«, welche der fest auf dem Boden des

*) Mußte auch W. Küchler in seiner guten Charakteristik »Französische Romantik«, Heidelberg 1908, diese unsinnige Behauptung wiederholen? Ich widerlegte Lasserre bereits in meinen Vorlesungen »Il romanticismo in Germania«, Bari 1911, S. 14 ff.

Erkennens des Endlichen gebannten Seele keine Schwingen zum Fluge ins Unendliche verleihen. Zweifellos haben die »vains systèmes philosophiques« Fichtes, Friedrich Schlegels, Schleiermachers, Schellings, Hegels eine Revolution des Geistes in romantischer Richtung von weit bedeutenderer Tragweite bewirkt als alle die Rousseau zugemuteten Geistesumwälzungen.

Es ist ein Bestreben bei den so viel wissenden Modernen, Rousseau verantwortlich zu machen für vieles, was er nie geahnt und nie gewußt, nie gewollt und nie empfunden hatte. Vor allem möchte man den »promeneur solitaire« auf der Weltoberfläche wandern sehen, überall Samen der Zwietracht streuend, Willkür und Gesetzlosigkeit bringend, wo früher Ordnung und das Gesetz herrschten, alles zerstörend, alles vernichtend. Man vergißt, daß die Lehren Rousseaus eher auf ein Aufbauen als auf ein Niederreißen zielten (»je ne puis souffrir cette rage de détruire sans édifier«). Man sieht in dem Unglückseligen einen Anarchisten, wo ihn doch ein konservativer, emsig um die Erhaltung des Staatsfriedens besorgter Geist trug; man rechnet ihn zu den Terroristen, mithandelnd an den Greueltaten der blutigen Revolution, wo doch Milde der Grundzug seines Wesens war und er gegen alle wilden Empörungen der Völker Protest erhob, das Blut eines einzigen Menschen wertvoller fand als die Freiheit des ganzen Menschengeschlechts; man will ihn an der Seite Robespierres erblicken, die Bibel des Jakobinismus diktierend, und erinnert sich kaum der Gesetzgebung seines Gesellschafts-Vertrags, welcher in den geplanten »Institutions politiques« die kräftigste Unterstützung gefunden hätte; seiner Initiative und Tätigkeit schrieb man Neuerungen zu, die bereits in früheren Jahrhunderten stattfanden oder später durch die Macht der Verhältnisse herbeigeführt wurden und entscheidender als alle Theorien und alle Bücher der Weisen wirkten*).

Abirrungen, Fehler und Widersprüche hoben wir auch in dieser gedrängten Charakteristik hervor und sahen die emporgerichteten Systeme in Trümmer fallen; nur die losen Splitter, die genialen Intuitionen nannten wir unzerstörbar. Ein Traum, ein einsamer Trug war zum größten Teil Rousseaus Lebenswerk. Aber sind denn nicht Träume Substanz ewiger Poesie, ein Bestandteil unseres Lebens und Sehnens? Wie unerträglich die Welt ohne unsere selbstgeschaffene Täuschung, mit lauter Wirklichkeiten erfüllt, und immer jener »ameni inganni« beraubt, an denen die schmerzerfüllte Seele Leopardis so treu und fest hing!

Unzählige: Dichter, Philosophen und Staatslenker, Männer der Tat und Helden des Gedankens, idyllisch Veranlagte und Männer, die nur im Sturmesbrausen fortleben, haben aus Rousseau Nahrung für ihre Träume, Begeisterung für ihre Lebensdichtung geschöpft. Es ist selbst absurd, an einen geheimnisvollen Zauber des Absurden zu glauben, wie Lemaître tut. »Sei mein Führer, Rousseau«, brach einst aus Herders Seele heraus, und Herder, der die feurige Liebe zu einem Ideal von Tugend und Ehrlichkeit in diesem Führer anerkannte, nannte ihn nicht einen Hellblickenden, und fand das Lob derjenigen töricht, welche in Rousseau einen Himmelsgesandten, den vollkommensten Erklärer und Märtyrer menschlicher Wahrheit sehen wollten. Für Tolstoi aber war Rousseaus Evan-

*) So urteilt auch E. Champion, »J.-J. Rousseau et la Révolution française« Paris 1909.

gelium so mächtig, wie die Bibel. Hat der Geiſt Rousseaus in allen Umwälzungen der Kultur und Literatur mitgewirkt, half er nicht allein Natur und Seele innig verknüpfen, sondern auch die chinesischen Mauern, welche die Nationen des Nordens und des Südens trennten, abschaffen, so sehen wir ihn heute noch lebendig tätig in unserer Mitte, eine nie zu verbrauchende und nie ruhende Energie, welche der Menschheit zum Segen gegeben iſt, und deren wir immer gedenken, so oft es sich handelt, die Rechte des Herzens der abſtumpfenden Verſtandeskälte gegenüber zu wahren, Selbſtvertrauen aus unserer Welt des Inneren, wo auch ein Universum lebt und die Sterne des Schicksals funkeln, zu schöpfen, den Staub einer unnatürlichen Erziehung, eines toten Erlernens durch einen frisch und kräftig von den Alpen wehenden Wind wegzufegen, in der Bedrängnis der Überkultur, erſtickt durch die Überbürde des Wissens, ein rettendes »Zurück« mutig zu rufen, um wieder zum Einfachen und Natürlichen zu gelangen, und weiter dann auf unseren vorgeschriebenen, vorwärtsdrängenden Bahnen fortzuschreiten. Selbſt die Irrtümer können, entſtammen sie einem ernſten und redlichen Streben, unseren Drang nach Wahrheit fördern. Den Drang nach Wahrheit — denn keine höhere und ſtärkere Kraft, keine treuere Begleiterin ihres Hoffens und Sehnens hat Gott der armen Menschheit zur Erreichung ihrer Lebensziele gegeben.

Unsere Reichsmünzen und die Kunst.

Von

Behrendt Pick.

I.

Bei der Beratung des preußischen Staatshaushalts iſt auch in diesem Jahre wie schon so oft die Häßlichkeit unserer Münzen zur Sprache gebracht worden; und besonders mußte dabei wieder das 25-Pfennig-Stück herhalten, weil diese Münzsorte eben verhältnismäßig neu und unter Umſtänden ins Leben getreten iſt, die ihr größere Beachtung verschafften. Nun geht es mit dieser Frage ganz sonderbar: die Berechtigung der Klagen wird von niemand beſtritten, die Regierung hat ihren guten Willen wiederholt betätigt, tüchtige Künſtler haben Entwürfe zu neuen Münzen geliefert, und dennoch hat die Bewegung nicht den gewünschten Erfolg gehabt. Da liegt doch der Gedanke nahe, daß sie auf falschen Bahnen gewesen iſt; und so mag es nützlich erscheinen, wenn einmal von numismatischer Seite die bisherigen Versuche und Vorschläge geprüft werden. Es wird sich dabei zeigen, daß man unerfüllbare Hoffnungen gehegt hatte, und daß namentlich durch unzutreffende Hinweise auf die Antike Verwirrung angerichtet worden iſt. Wenn wir aber aus den Prägungen anderer Zeiten und Völker nur die für uns brauchbaren Lehren ziehen und uns bei unseren Wünschen auf das Erreichbare beschränken, so können wir hoffen, in absehbarer Zeit zu schönen Münzen zu kommen. Vielleicht erscheinen die nachſtehenden Ausführungen manchem zunächſt pedantisch oder sogar kunſtfeindlich; aber der Verfasser glaubt der Kunſt selbſt am beſten dienen zu können,

wenn er die Fehler der bisherigen Versuche kennzeichnet und diejenigen Wege angibt, auf denen nach seiner Meinung ein besserer Erfolg zu erzielen wäre, kein so großer, wie ihn überschwängliche Kunstfreunde erhofften, aber ein sicherer, mit dem jeder zufrieden sein kann, der die gegebenen Verhältnisse und Bedingungen kennt und sie richtig würdigt.

Die Klagen über die Unschönheit unserer Reichsmünzen sind fast so alt wie ihre Prägung. Aber weitere Kreise kümmerten sich damals um solche Fragen noch nicht, da man zunächst Dringenderes zu tun hatte. Erst als man sich im neuen Reich völlig eingelebt und eingerichtet hatte und der steigende Wohlstand Zeit und Geld für künstlerische Neigungen freimachte, fanden sich auch Kräfte, die für eine schönere Erscheinung der deutschen Münzen mit größerem Eifer eintraten. Indessen auch solche gelegentliche Äußerungen in Zeitungen und Zeitschriften vermochten die Öffentlichkeit für diese Frage nicht hinreichend zu erwärmen, bis endlich der Dürer-Bund, dem wir so manche heilsame Anregung auf dem Gebiete unserer geistigen Kultur verdanken, sich der Sache annahm und durch ein Preisausschreiben (im Jahre 1907) zahlreiche Künstler veranlaßte, Entwürfe für bessere Reichsmünzen herzustellen. Die von dem Preisgericht, das aus hervorragenden Künstlern, Forschern und Kritikern bestand, als besonders gut bezeichneten Entwürfe wurden dann im Kunstwart veröffentlicht und sind wohl noch vielen in der Erinnerung. Nun müssen einige der vorgeschlagenen Münzen dem großen Publikum — worunter hier nicht »der Mann auf der Straße«, sondern die Menge der gebildeten, aber künstlerisch nicht besonders geschulten Laien verstanden werden soll — ganz gewiß viel häßlicher vorkommen als die umlaufenden Reichsmünzen, und wichtigere Bedenken werden unten zur Sprache kommen. Aber es hatte sich doch gezeigt, daß es an fähigen Künstlern nicht fehlt, und der Dürer-Bund konnte mit dem Erfolg zufrieden sein. Besonders erfreulich war es, daß die Reichsregierung nun auch ihrerseits ein Preisausschreiben erließ, und zwar für die Herstellung des damals neu beschlossenen 25-Pfennig-Stücks. Aber der Erfolg dieses Wettbewerbs ist bekannt: der mit dem ersten Preise gekrönte Entwurf von Häusser — der einzige, der weiteren Kreisen bekannt geworden ist — fand in der Öffentlichkeit die allgemeinste Ablehnung nicht nur aus künstlerischen, sondern bei manchen auch aus politischen Gründen. Die letzteren verrieten eine übertriebene Furcht vor Neuerungen, aber das beruhte in letzter Linie doch auf der durchaus richtigen Erkenntnis, daß die Ausstattung der Münzen keine rein künstlerische Angelegenheit ist, bei der Wahl der Bilder vielmehr staatliche Rücksichten den Ausschlag geben müssen. Da man es also niemand recht gemacht hatte, so beschloß die Regierung, den preisgekrönten Entwurf nicht auszuführen; sie wählte für beide Seiten der neuen Münze andere Modelle, und so entstand das jetzt im Umlauf befindliche 25-Pfennig-Stück, das auch noch niemandes Beifall gefunden hat. Auf die mehr praktische Frage der Verwechslung mit anderen Münzen soll hier nicht eingegangen werden; wir beschränken uns auf die künstlerische Seite der Angelegenheit. Da kam zu den älteren Vorwürfen jetzt der neue, daß die beiden Seiten der Münze von zwei verschiedenen Urhebern herrühren, von denen der eine noch dazu »nur

ein Berliner Hofgraveur« sei. Nun ist es gewiß richtiger, beide Seiten womöglich von demselben Künstler herstellen zu lassen; aber bei unseren sämtlichen Reichsmünzen stammen die Köpfe und Wappen der Vorderseiten von den verschiedensten Künstlern, während der Reichsadler der Rückseite auf ein einziges Modell zurückgeht; und ähnliches ist auch im Altertum öfters nachweisbar. Bei dem 25-Pfennig-Stück hätte man allerdings die Einheitlichkeit wahren können; aber es sei doch darauf aufmerksam gemacht, daß gerade die von einem der preisgekrönten Künstler herrührende Vorderseite mit dem Ährenkranz das allgemeinste Mißfallen erregt hat, während die Rückseite mit dem Adler des — beiläufig bemerkt: nicht preußischen, sondern sachsen-altenburgischen — Hofgraveurs weit geschmackvoller ist als bei irgendeiner der bisherigen Reichsmünzen. Vielleicht wäre es also besser gewesen, beide Seiten dem Hofgraveur, der eben auch ein Künstler ist, anzuvertrauen.

Dieser Ausgang des Wettbewerbs mußte im Interesse der zahlreichen Künstler, die der Aufgabe Mühe und Geld geopfert hatten, sehr bedauert werden. Noch unzufriedener war man in den Kreisen, die sich die Anbahnung und Pflege einer neuen künstlerischen Kultur zum Ziele gesetzt haben, und ihrer weniger ernst zu nehmenden Nachbeter, die das nur des guten Tones wegen mitmachen. Sie mußten eine schwere Enttäuschung erleben, weil sie zuviel erwartet hatten. Das amtliche Preisausschreiben hatte keinen Zweifel darüber belassen, daß ein völliger Bruch mit dem Alten nicht beabsichtigt war; es zeigte aber den guten Willen, bei der Ausprägung der neuen Münzsorte einmal durch einen Versuch festzustellen, welche Verbesserungen in der äußeren Erscheinung unserer Münzen wohl zu erreichen wären. Es war schon viel und ganz besonders erfreulich, daß eine neue Gestalt des Reichsadlers statt der jetzigen heraldisch richtigen, aber sonst ausnehmend hässlichen und unangenehm gespreizten für zulässig erklärt wurde. Darauf fast allein hatten die Künstler ihr Augenmerk zu richten, und das hatte auch Häusser getan, dessen Adler, nach antikem Muster, einer Münze von Elis, geschaffen, die Anerkennung der Berliner Preisrichter wohl verdiente; auch die Hinzufügung der Krone und die Verteilung der Schrift war gar nicht so übel, während die quadratische Vertiefung, die ebenfalls auf griechische Vorbilder zurückgeht, allerdings für eine Münze des 20. Jahrhunderts verfehlt ist. Außerdem war den Bewerbern nur noch für die Verzierungen (Kränze und dergl.) freie Hand gelassen. Der Kunstwart hatte gut reden; er tadelte die Fassung des Preisausschreibens, »weil sie viel zu viel vorschrieb, weil sie der Phantasie zu wenig Freiheit ließ, weil sie Geist vom grünen Tisch verriet«. Aber die Behörde konnte gar nicht weiter gehen oder gar wie der Dürerbund die Wahl der Darstellungen den Bewerbern überlassen, weil die Bilder und Aufschriften der Reichsmünzen gesetzlich festgestellt sind (Gesetz, betreffend die Ausprägung von Reichsgoldmünzen, vom 4. Dezember 1871 § 5 und Münzgesetz vom 9. Juli 1873 Art. 3 § 2) und nur durch ein neues Gesetz abgeändert werden könnten. Und wenn es kein geschriebenes Gesetz darüber gäbe, so würde es nicht viel anders sein, weil das Wesen der Münze selbst eine volle Entfaltung künstlerischer Freiheit nicht gestattet.

Man wird geneigt sein, diese Behauptung durch den Hinweis auf die unvergleichliche Schönheit so vieler griech

scher und auch mancher anderer Münzen zu widerlegen. Diese Schönheit, das Vorhandensein solcher Kunſtwerke soll natürlich nicht beſtritten werden. Aber gerade eine genauere Kenntnis der Münzen, und insbesondere der antiken Münzen, führt allerdings dazu, daß man die Voranſtellung des künſtlerischen Moments in der Frage der äußeren Erscheinung der Münzen nicht als berechtigt anerkennen kann. Denn so gewiß bei der Prägung Schönheit erſtrebt werden soll, um so mehr als die Münzen in aller Hände kommen und dadurch zur Veredelung des Geschmacks in der Tat etwas beitragen könnten, so müssen doch die künſtlerischen Rücksichten zurückſtehen gegenüber dem, was das eigentliche Wesen und den Zweck der Münze ausmacht: daß sie der Ausübung eines ſtaatlichen Hoheitsrechtes ihre Entſtehung und Anwendbarkeit verdankt, und daß sie als Werkzeug des Verkehrs dienen soll. Diese ſtaatliche Bedeutung der Münze und dieser praktische Zweck beschränken die freie Entfaltung der Kunſt bei ihrer Ausſtattung; daß der Kunſt trotzdem noch Gelegenheit zur Betätigung bleibt, iſt ebenso sicher.

II.

Jede Münze iſt zur Zeit ihrer Entſtehung und ihres Umlaufs zunächſt Geld, d. h. der allgemeine Wertmesser, der als solcher im Gebiet des prägenden Staates und zum Teil auch im Ausland anerkannt iſt, weil der Staat Gewicht und Feingehalt des Metallſtücks durch seinen Stempel garantiert. Vor allem muß daher auf jeder Münze die ſtaatliche Autorität in diesem Stempel deutlich ausgedrückt sein, aus politischen wie aus wirtschaftlichen Gründen. Das haben die Griechen in der einfachſten und klarſten Weise erreicht: durch eine zweckmäßige Auswahl der B i l d e r. Natürlich gilt das nur für wenige Gemeinden gleich vom erſten Anfang an; in den bescheidenen Verhältnissen des 7. und 6. Jahrhunderts, wo der Barverkehr noch gering und der Umlauf der Münzen im allgemeinen auf das eigene kleine Gebiet beschränkt war, während sie im Ausland doch nur als Rohmetall galten, da machte diese Frage noch keine Schwierigkeiten; aber bei dem Fortschreiten der Geldwirtschaft und des internationalen Handelsverkehrs wurde eine deutliche Kennzeichnung des Ursprungs nötig. Bei der Auswahl des bezeichnenden Bildes — die älteſten Münzen hatten im allgemeinen nur e i n e s — verfuhren die einzelnen Staaten sehr verschieden. Die meiſten wählten als ihr Zeichen aus religiösen Gründen den Kopf oder anfangs noch häufiger ein Symbol ihrer Hauptgottheit, unter deren Schutz wie der Staat auch die Münze geſtellt wurde; andere zogen es vor, den wichtigſten Handelsartikel ihres Landes auf der Münze abzubilden oder ein sog. »redendes Wappen« (bildliche Anspielung auf den Namen der Stadt); und in den monarchischen Staaten erscheint ganz natürlich an Stelle eines Gottes oft das Bild des Herrschers, in alter Zeit nur typisch, nach Alexander als Porträt. Die Wahl war frei; es kam nur darauf an, ein Münzbild zu finden, das leicht und allgemein als Zeichen des prägenden Staates kenntlich werden konnte; es iſt dasselbe wie bei der Wahl des ſtaatlichen Wappens, das mit dem Münzbild oft identisch war. Die S c h r i f t trat faſt überall erſt wesentlich später ergänzend hinzu, und auch dann verzichtete man zunächſt nirgends auf ein deutliches B i l d für die Darſtellung der Staatshoheit. Erſt in römischer Zeit hatten die tatsächlich unfreien Griechenſtädte, namentlich die

erſt später gegründeten, vielfach keine selbſtändigen Münzbilder und mußten sich daher durch deutliche Inschriften neben den konventionellen Typen als die Inhaber des Münzrechts bezeichnen. Aber diese Gleichgültigkeit in der Wahl des Münzbildes hängt eben damit zusammen, daß es sich bei ihnen nur um ein sehr beschränktes Münzrecht handelt: faſt ausnahmslos hatten diese Städte nur das kupferne Kleingeld zu prägen, das nur im engſten Kreise umlief, während das Gold und Silber römisch war. In der Zeit der vollen Autonomie aber sollte, wie gesagt, das Münzbild den prägenden Staat, den Inhaber der Münzhoheit, deutlich bezeichnen, und darum war die Wahl des Münzbildes ebenso wichtig wie die Beſtimmung der Währung, und beides wurde durch Gesetz feſtgeſtellt. — Bei dieser hervorragend politischen Bedeutung der Münzbilder konnten äſthetische Rücksichten im Anfang keine Rolle spielen, wenn sich auch das natürliche Schönheitsgefühl der Griechen schon auf mancher der älteſten Münzen bemerkbar macht. Bald aber bemächtigte sich die Kunſt auch mit Bewußtsein der Münzen vielerorts als eines neuen Arbeitsgebietes, während die Technik des Prägens faſt überall gleichgültig behandelt wurde und ſtets mangelhaft geblieben iſt. Wo immer sich ein edlerer Geschmack regte und die große Plaſtik blühte, da wurde auch die Stempelschneidekunſt gepflegt; und bei dem Fehlen anderer Denkmäler aus vielen Gegenden Griechenlands zeugen gerade die Münzen zahlloser großer und kleiner Städte dafür, wie weit die Kunſtfreudigkeit sich ausgebreitet hat. Indessen auch dann blieb den Künſtlern das Beſte vorenthalten: zu freier Erfindung ihre Phantasie walten zu lassen; denn mit wenigen Ausnahmen behielten die Staaten aus politischen und wirtschaftlichen Gründen die alten überall bekannten Wahrzeichen bei. Aber mehr oder weniger große Änderungen in der Anlage und Formengebung und in allem schmückenden Beiwerk wurden den Stempelschneidern doch geſtattet. Und so entwickelte sich jene Kunſt, die wir an den griechischen Münzen des fünften und vierten Jahrhunderts bewundern. Es tat ihr also keinen Abbruch, daß die Bilder — jetzt gewöhnlich zwei für jede Münze — nach politischen Rücksichten gewählt und von einer Behörde vorgeschrieben waren. Möglich oder sogar wahrscheinlich, daß jene Archonten und Strategen im allgemeinen kunſtsinniger waren als unsere Staatssekretäre und Geheimräte; aber die sind doch auch nicht gerade Barbaren ohne jeden Geschmack und haben gewiß lieber schöne als häßliche Münzen. Nein, der viel wichtigere Unterschied iſt, daß die griechischen Künſtler es eben besser als die unsrigen verſtanden, aus der Not eine Tugend zu machen. Sie freuten sich gewiß auch, wenn sie einmal in voller Freiheit künſtlerische Münzen erfinden und schaffen konnten; aber wo das nicht anging, wußten sie die Schwierigkeiten, die in den gesetzlichen Vorschriften lagen, in der feinſten Weise zu überwinden. Gerade der Zwang, daß man das Bild oder die Bilder nicht wie bei anderen Gebrauchsgegenſtänden als eine bloße Verzierung des auch ohne solchen Schmuck brauchbaren Gegenſtandes behandeln durfte, sondern sich immer bewußt bleiben mußte, daß das Metallſtück durch das Bild überhaupt erſt zur Münze wurde, dieser Zwang führte dazu, daß das Stempelschneiden damals eine selbſtändige Kunſt wurde, die bei aller Beeinflussung durch die große Plaſtik doch ihre eigenen Stilgesetze ausbildete, ganz andere sc

gar als die technisch so nahe verwandte Steinschneidekunst. Wenn die Schönheit in den späteren Jahrhunderten zurückging, so war daran weder der Verzicht auf eine bunte Mannigfaltigkeit der Bilder schuld noch die sonstige Gebundenheit an staatliche Vorschriften, sondern der allgemeine Niedergang der Kunst.

Um den Gang der Entwicklung an einem Beispiel deutlich zu machen, betrachten wir zunächst die Münzen Athens, der Mutterstadt aller künstlerischen Kultur. Nach unsicheren und für uns nicht völlig erkennbaren Versuchen in noch älterer Zeit wurden die wahrscheinlich von Pisistratos eingeführten Münzbilder, der Kopf der Athena und ihr heiliger Vogel, die Eule, durch drei Jahrhunderte im wesentlichen unverändert beibehalten. In der Blütezeit der Kunst ist der Einfluß der großen Plastik in der schöneren Ausführung der Bilder unverkennbar, wenn auch die athenischen Münzen nie den hohen Grad der Schönheit erreicht haben, wie die einiger anderer Städte; aber neue Bilder wurden weder zu Phidias' noch zu Praxiteles' Zeit eingeführt, weil die alten eben überall bekannt und beliebt waren. Nach Alexander dem Großen hat Athen etwa hundert Jahre lang wenig oder gar nicht gemünzt; als die Prägung dann wieder aufgenommen wurde, griff man trotz der langen Unterbrechung auf die alten Typen Athenakopf und Eule zurück. Die Änderungen, die man an diesen Bildern vornahm, beruhen zum Teil auf dem veränderten Geschmack; aber die wesentlichste Neuerung war technischer Natur und durch die praktische Rücksicht auf den Verkehr bestimmt. Zu der Zeit, wo die alte Prägung erlosch, waren die Münzen fast allenthalben noch ziemlich klein und dick; aber inzwischen waren bei den Nachfolgern Alexanders die Münzen bei gleichem Gewicht viel größer und entsprechend dünner geworden, und dieser Mode konnte sich auch Athen nicht entziehen, wenn seine Münzen im Ausland umlaufsfähig sein sollten; das wichtigste Stück, das Tetradrachmon, das in alter Zeit kaum so groß war wie ein Zweimarkstück, erreichte jetzt fast die Größe des Fünfmarkstücks. Der größere Raum gestattete eine reichere Ausstattung der Bilder; der Athenakopf nimmt die Parthenos des Phidias mit dem großen dreibuschigen Helm zum Vorbild, und die Eule der Rückseite wird auf eine liegende Amphora gesetzt und nebst dem Beiwerk an Schrift und kleinen bildlichen Zeichen der prägenden Beamten von einem Ölkranz umgeben. An Kunstwert stehen diese späteren Münzen im allgemeinen hinter denjenigen des fünften Jahrhunderts weit zurück; doch hat zuweilen der bessere Geschmack eines auftraggebenden Beamten und die größere Geschicklichkeit eines Stempelschneiders noch ein gutes Stück geschaffen. Die nur für den Lokalverkehr bestimmten Kupfermünzen derselben Periode (3. bis 1. Jahrhundert v. Chr.) zeigen etwas mehr Abwechslung in den Typen; aber auch bei ihnen ist von willkürlicher Auswahl nicht die Rede, sondern der Bilderkreis ist sorgsam geregelt, und für ihre Kunst gilt dasselbe wie bei den Silbermünzen. In der römischen Kaiserzeit durfte Athen nur Kupfermünzen prägen, auf deren Vorderseite fast immer noch der Kopf der Athena erscheint, während die Rückseiten eine Fülle der verschiedensten Typen zeigten; aber einen Aufschwung der Kunst hat diese Mannigfaltigkeit nicht mehr herbeigeführt, da die Stempel ganz handwerks-

mäßig, zuweilen sogar roh, geschnitten sind und die Bilder höchſtens als brauchbare Kopieen verlorener Statuen, nicht aber durch eigene Schönheit den kunſtliebenden Beschauer erfreuen können.

Ähnlich wie in Athen ging es in den meiſten anderen griechischen Staaten. Faſt alle die großen und reichen Städte im eigentlichen Griechenland wie in Kleinasien und im Weſten haben sich auf wenige Bilder beschränkt und sie zum Teil Jahrhunderte lang feſtgehalten. Die Mittelpunkte der Kunſt machen da keine Ausnahme: Argos und Korinth, Tarent und Syrakus, Ephesos und Knidos, Rhodos, Chios und Samos folgten demselben Brauch. Dennoch sehen wir überall, daß wirkliche Künſtler sich an den geſtellten Aufgaben beteiligt, eine unendliche Abwechslung in die vorgeschriebenen Bilder hineingebracht und eine Fülle von Schönheit über die Münzen ausgegossen haben. In dem Jahrhundert von etwa 450 bis 350 hat manche Stadt zweiten oder dritten Ranges auf diesem Gebiet der Kunſt Athen weit übertroffen. Ein noch reicheres Feld zur Erprobung ihrer Fähigkeit fanden die Stempelschneider natürlich in solchen Städten, die eine größere Abwechslung in den Bildern zuließen. Aber — unter etwa 1000 griechischen Staatswesen, die Münzen geprägt haben, sind es nur fünf, die von der politisch und wirtschaftlich bewährten Regel des beschränkten Bilderkreises längere Zeit abgewichen sind, und von diesen sind wenigſtens die drei, die die größte Mannigfaltigkeit zeigen, nur scheinbare Ausnahmen. Es sind die Städte Kyzikos am Marmarameer, Phokaia in Ionien und Mytilene auf Lesbos, die die im 7. und 6. Jahrhundert über ganz Kleinasien verbreitete Prägung von Elektron- (Weißgold-) Münzen etwa 150 Jahre länger als alle anderen, bis an die Zeit Alexanders des Großen heran, fortgesetzt haben. Aber diese Münzen waren nicht das Währungsgeld für ihr eigenes Stadtgebiet, sondern Handelsmünzen, Erzeugnisse einer gewiß sehr einträglichen Staatsinduſtrie, wobei die drei Städte die Garantie für die richtige Mischung von Gold und Silber in dem für alle Welt als Ware käuflichen Metallgeld übernahmen. Für ihre lokalen Silbermünzen behalfen sich dieselben Städte mit wenigen Bildern, aber für die Handelsmünzen schien — anders als in unserer Zeit, z. B. bei den Maria Theresien-Talern — keine Beschränkung nötig. Da war jedes Bild recht, und wir können uns wohl denken, daß bei dieser freieren Auswahl der hunderte von reizvollen Typen, die großenteils auch von hervorragender Schönheit sind, die Beamten auch die Erfindungsgabe der ausführenden Künſtler zu Rate gezogen haben. Kyzikos und Phokaia gaben auf ihren einseitig geprägten Münzen dem Hauptbilde gewissermaßen als Ursprungszeugnis ihr Stadtzeichen (Thunfisch bzw. Robbe) in wenig auffälliger Form bei, während die Münzen von Mytilene auch ohne dies schon an ihrer Zweiseitigkeit erkennbar waren: die auf den silbernen Währungsmünzen der drei Städte in derselben Zeit schon erscheinenden Stadtnamen fehlen ganz richtig auf den Handelsmünzen.*) — Die beiden anderen Städte, in denen sich geraume Zeit (etwa je 50 Jahre) die verschiedenſten Münzbilder ablöſten, sind Abdera an der Südküſte von Thrazien und Lampsakos am asiatischen Ufer des Hellesponts, jenes in der

*) Ähnlich scheinen die Koloniſten von Phokaia in Marseille im 5. Jahrhundert silberne Handelsmünzen geprägt zu haben, deren zahlreiche Typen zum Teil mit denjenigen der Mutterſtadt übereinſtimmen.

zweiten Hälfte des 5., dieses in der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts. Hier wie dort sind es zweiseitige Münzen, die auf der anderen Seite das Hoheitszeichen der Stadt zeigen, in Abdera den Greifen und in Lampsakos den Hippokampen. Bei Lampsakos ist es auffallend, daß es sich um Goldmünzen handelt, die damals in griechischen Städten nur äußerst selten geprägt worden sind; wenn die nicht sehr bedeutende Stadt nun den bisher allein herrschenden Dariken des Perserkönigs mit einer auffallend reichen Goldprägung Konkurrenz macht, so ist es wohl möglich, daß es sich auch hier wie bei dem Elektron der Nachbarstadt Kyzikos um Handelsmünzen handelt; das Fehlen des Stadtnamens, den die meisten gleichzeitigen Silbermünzen der Stadt zeigen, würde für diese Auffassung der Goldprägung sprechen. Wie dem auch sei, die lampsakenischen Behörden, die für die Goldmünzen immer neue Bilder wählten oder zuließen, haben auch auf die künstlerische Ausführung großen Wert gelegt; denn die etwa dreißig bekannten Emissionen gehören zu den schönsten und anmutigsten Münzen des Altertums. Nicht so vollendet schön, aber doch auch durch künstlerische Eigenart ausgezeichnet sind die etwas älteren Silbermünzen von Abdera. Hier kann es sich kaum um Handelsmünzen handeln, da auch in allen benachbarten Griechenstädten Silbergeld geprägt worden ist; auch ist auf der Vorderseite mit dem Greifen oft der Stadtname angegeben. Wenn wir also einige Jahrzehnte hindurch in dem vertieften Felde der Rückseite die verschiedensten Götter- und andere Bilder finden, so wird das auf einer Modelaune der Abderiten beruhen oder auch auf wirklichem Kunstsinn eines führenden Geistes, dessen Beispiel eine Zeitlang von den leitenden Beamten oder Priestern befolgt worden ist: um 400 kehrte auch Abdera zum allgemeingriechischen Brauch zurück, und an die Stelle der wechselnden Bilder trat der Kopf des Stadtgottes Apollon. — Abgesehen von diesen fünf Städten hat sich das Griechentum eines raschen Wechsels der Bilder enthalten. In kleinerem Umfang findet sich ja ähnliches vereinzelt noch anderwärts, so auf der Insel Melos und in der lukanischen Stadt Metapont, in Elis und in Theben. Zum Teil sind das Prägungen, die einen besonderen Anlaß hatten; und wir finden, daß in solchen Fällen auch auf die Schönheit der Münzen besonderer Wert gelegt worden ist. Aber für gewöhnlich bevorzugten auch die kunstsinnigsten Griechen das Festhalten an hergebrachten Bildern. Man kann das selbst bei Syrakus sehen, dessen Münzen mit Recht als die schönsten von allen gelten. Vereinzelte Stücke von gleicher Schönheit kommen ja auch anderwärts vor: in Lampsakos, Amphipolis, Delphi, Agrigent, Tarent usw.; aber nirgends so wie in Syrakus können wir durch Generationen eine bewußte Pflege der Stempelschneidekunst verfolgen, die es sogar den Künstlern gestattete, ihren Namen mit auf die Münze zu setzen. Die Aufgabe war bei den großen Silbermünzen immer dieselbe; es war ein weiblicher Kopf und ein Viergespann darzustellen; aber die Künstler wußten diese Aufgabe so mannigfach und phantasievoll zu behandeln, daß dem Beschauer einer langen Reihe das Übereinstimmende gar nicht zum Bewußtsein kommt; er sieht nur immer neue Schöpfungen der verschiedensten künstlerischen Auffassungen. Zwei der besten Stempelschneider gingen soweit, daß sie den Kopf von vorn darstellten; Kimon bezeugt durch Beischrift des Namens

daß es wie sonſt die Stadtnymphe Arethusa sein solle; Eukleidas gibt der Göttin sogar den dreibuschigen Helm der Parthenos und läßt uns in Zweifel, ob Athena gemeint iſt oder ein besonderer Anlaß vorlag, die sonſt friedliche Stadtgöttin behelmt darzuſtellen. Obwohl nun diese beiden Münzen durch ihre Schönheit so berühmt waren, daß sie in den entlegenſten Gegenden nachgeahmt worden sind, wurden in Syrakus ihre Köpfe nicht wiederholt, teils weil die Vorderansicht bei dem hohen Relief unzweckmäßig war, teils weil sie sich vom Hergebrachten schon zu weit entfernten: dem Ideal der Syrakusaner entsprach am beſten der von Euainetos geschaffene herrliche Profilkopf, was wir auch durchaus begreifen. — Ebenso wie die Städte verhielten sich auch die Monarchen. Die Großkönige von Persien haben, solange sie überhaupt prägten, von Darius an bis zum Ende des Reiches, immer dasselbe Bild mit geringen Abweichungen auf ihre goldenen Dariken wie auf die Silbersiglen gesetzt, die schablonenhafte Darſtellung eines Königs. Nicht viel größer iſt der Bilderkreis der makedonischen Könige, und die Typen der beiden größten unter ihnen, Philipps und Alexanders, setzten sich im Verkehr so feſt, daß die des erſteren von den Barbaren, die des letzteren von Griechenſtädten noch mehrere Jahrhunderte lang nachgeprägt worden sind. Dieselbe Beschränkung finden wir bei den klugen Ptolemäern in Ägypten und den kunſtsinnigen Herrschern von Pergamon; und selbſt bei den syrischen Königen, die verhältnismäßig oft besondere Bilder gewählt haben, überwiegen die Münzen mit einigen bevorzugten Typen. — Als nach der Besiegung der Könige durch die Römer zahlreiche Griechenſtädte eine neue Selbſtändigkeit gewannen, wurden vielerorts neue Bilder eingeführt, wobei der befreiende Gott an die Stelle des Königs trat; aber dieser Wechsel war nach einem so großen Umschwung der Dinge durchaus natürlich, und die neuen Typen wurden nun auch ihrerseits wieder lange feſtgehalten, vielfach auch dann noch, als sich in der Kaiserzeit unter römischem Einfluß die Ansichten über die Auswahl der Münzbilder sehr änderten.

Rom zeigte beim Beginn seiner Münzung um 330 v. Chr. eine ähnliche weise Beschränkung wie die Griechen. Die schweren gegossenen Kupfermünzen haben auf der einen Seite ein Schiffsvorderteil als den Zeitumſtänden entsprechendes Stadtzeichen und auf der anderen Seite für jeden Wert einen beſtimmten Götterkopf; die Bilder sind ebenso verſtändig gewählt wie würdig ausgeführt. Dasselbe gilt für die erſten ſtädtischen Silbermünzen, deren Prägung im Jahre 269 begann; sie begnügen sich mit einem Bilderpaar, dem Kopf der Roma und den reitenden Dioskuren, für alle drei Werte und zeigen ebenso gute Arbeit wie die gewöhnlichen griechischen Münzen dieser Zeit. Später wurde die Wahl der Bilder den Beamten überlassen, und diese gingen allmählich dazu über, den Ruhm ihrer Ahnen und schließlich sogar ihre eigenen Taten auf den Silbermünzen zu verherrlichen. Da entſtand allerdings große Abwechslung in den Bildern, aber auch eine ungeahnte Häßlichkeit, die zuweilen an Roheit grenzt und in der Gegenwart nirgends ihresgleichen findet; nur ausnahmsweise verrät einmal ein Denar der späteren Republik die Hand eines Künſtlers, die meiſten sind kaum handwerksmäßig gute Arbeiten von Stempelschneidern, die den fortwährend wechselnden Aufgaben nicht gewachsen waren. In der

Kaiserzeit werden die Münzen zunächſt etwas schöner, und namentlich unter den Porträts der Kaiser und ihrer Angehörigen sind viele künſtlerisch wertvoll, während die Rückseiten sich nur selten zur gleichen Höhe erheben. Da es kein gleichberechtigtes Ausland mehr gab, mit dessen Münzen die römischen hätten konkurrieren müssen oder verwechselt werden können, so hatte man bei der Wahl der Bilder volle Freiheit und ſtellte nun außer den meiſt sehr konventionell behandelten Göttern und allegorischen Geſtalten besonders gern die neueſten Ereignisse von allgemeiner oder lokaler Bedeutung dar. An Mannigfaltigkeit fehlte es also nicht; und wenn auch der Gegenſtand der Darſtellung vom Kaiser bzw. dem Senat oder den Münzmeiſtern vorgeschrieben wurde, so gab es für tüchtige Stempelschneider doch Gelegenheit, ihr Können zu zeigen. In der Tat iſt im 1. und 2. Jahrhundert der Kaiserzeit noch manche gute Münze aus der römischen Münzſtätte hervorgegangen, die zwar mit den griechischen der Blütezeit nicht wetteifern kann, aber den Prägungen der Provinzialſtädte, die auf ihrem Kupfer die Bilder der römischen Gold- und Silbermünzen nachahmten, aber daneben auch ihre eigenen aktuellen Bilder haben wollten, weit überlegen iſt. Im 3. Jahrhundert geht es mit dieser Kunſt oder, wenn das vielleicht zu viel gesagt iſt, mit der handwerksmäßigen Tüchtigkeit und Sauberkeit der Ausführung schnell bergab, und seit dem Ende des Jahrhunderts wurden selbſt die Bildnisse meiſtens so öde, daß man ohne die Umschriften die Kaiser nicht unterscheiden könnte. Aber da sind wir eben bei einer Zeit angelangt, in der alle Künſte daniederlagen; da iſt es kein Wunder, daß auch die Münzen häßlich sind.

Es iſt nicht möglich, diesen Überblick über Bilderkreise und Kunſt der Münzen ebenso durch das Mittelalter und die neueren Jahrhunderte zu verfolgen. Lehrreich wäre auch das. Man würde da z. B. sehen, wie in der Hohenſtaufenzeit die mitteldeutschen Prägeherren immer dieselben Bilder wiederholen und es ihren Stempelschneidern am Harz und in Thüringen und in der Wetterau gelang, daraus höchſt anmutige Kunſtwerke zu machen, während die Münzen des bilderreichſten Gebietes, Öſterreichs, die häßlichſten von allen sind. Und man würde den neuen Aufschwung der Kunſt am Ende des Mittelalters bemerken, der, von den durch französische Vorbilder beeinflußten Niederlanden und von Italien ausgehend, sich auch den deutschen Stempelschneidern mitteilt und in einigen Gegenden zu einer sehr erfreulichen Ausſtattung der Münzen, zunächſt im Dekorativen, führt, bis dann im Anfang des 16. Jahrhunderts die schnelle Blüte der neuen Medaillenkunſt auch künſtlerische Bildnisse für die Münzen ermöglicht. Diese deutschen, italienischen und niederländischen Münzen aus der Zeit von 1450—1550 etwa sollten von den Stempelschneidern der Gegenwart recht sorgfältig ſtudiert werden. Hier würden sie Vorbilder finden, die sich ohne Zwang in die Kunſtsprache unserer Zeit übersetzen lassen, während die viel heller ſtrahlende Schönheit der beſten griechischen Münzen den modernen Künſtler leicht verführt, die Unterschiede der Zeitanschauung und der Technik zu vergessen und wider Willen zum Nachahmer zu werden.

III.

Erfreulicherweise haben unsere Stempelschneider sich von blinder Nachahmung der Antike im allgemeinen fre

gehalten. Aber die Kunſtfreunde, die die griechiſchen Münzen nur als Kunſtwerke kennen und betrachten, haben ſich zu dem Irrtum verführen laſſen, daß die modernen Künſtler, an deren Fähigkeit ja nicht zu zweifeln iſt, doch etwas ebenſo Gutes müßten ſchaffen können wie die alten, wenn man ihnen nur die nötige Freiheit ließe. Und ihr lärmender Anhang, deſſen gemachte Kunſtbegeiſterung und ewiges Kunſtgerede nachgerade zu einer Landplage geworden iſt, wiederholte das ſo vielfach, daß die Künſtler verwirrt werden mußten und von der Freiheit zum Teil einen Gebrauch machten, der ihre allzu eigenartigen Schöpfungen zur Ausführung gänzlich ungeeignet macht. — Auf dieſe Weiſe kommen wir nicht weiter. Die Stempelſchneider mögen getroſt die griechiſchen und andere ſchöne Münzen ſtudieren: wenn ſie wirkliche Künſtler ſind, werden ſie viel daraus lernen, ohne ihre Selbſtändigkeit zu verlieren. Aber vor allem müſſen ſie ſich bewußt ſein, daß eine Münze kein freies Kunſtwerk iſt, für das in Form und Inhalt alles recht iſt, wenn es nur ſchön iſt, ſondern daß ſie ein Geſetz in ſich trägt, jetzt wie im Altertum, auf das der Künſtler hören muß; ſonſt wird ſeine Schöpfung weder als Kunſtwerk noch als Münze brauchbar ſein.

Unſere Betrachtungen über die antiken Münzen haben uns gezeigt, wie es im Altertum den Stempelſchneidern an vielen Orten und lange Zeit gelungen iſt, trotz aller Geſetze und Vorſchriften bewundernswerte Kunſtwerke zu ſchaffen; ſie waren ſich über die Idee der Münze klar, und ſo nahmen ſie die Beſchränkungen als ſelbſtverſtändlich hin. Es bleibt zu erörtern, was die Künſtler unſerer Zeit für Erfindung und Ausführung daraus lernen können, um unter der Herrſchaft desſelben alten ungeſchriebenen Geſetzes der Vernunft, aber neuen politiſchen und wirtſchaftlichen Verhältniſſen, bei gleicher künſtleriſcher Begabung, aber veränderter Technik ebenfalls das beſte leiſten zu können.

Um mit dem Letzten zu beginnen, ſo ſind wir in der Technik durch beſſere Werkzeuge den Alten weit überlegen. Der moderne Künſtler kann ſich darauf verlaſſen, daß ſein Werk genau nach ſeinen Abſichten fertiggeſtellt wird, während im Altertum die Prägung durch Hammerſchläge viele Verprägungen veranlaßte und die ſchönen Stempel oft ſehr unvollſtändig auf die Schrötlinge kamen. Die kreisrunde Form der Münze, die ſchon früh als die handlichſte erprobt war, wurde von den Alten, gewiß zugleich aus Schönheitsrückſichten, erſtrebt, aber nur ſelten erreicht; bei uns iſt ſie durch die Prägung im Ring geſichert. Allerdings hat ja gerade auch die Unregelmäßigkeit der Form ihren Reiz, und der zerriſſene Rand verleiht manchem Stück eine eigene Schönheit; aber dergleichen darf natürlich nicht abſichtlich herbeigeführt werden. — Künſtleriſch iſt die Aufgabe dagegen für den modernen Stempelſchneider — oder den Bildhauer, deſſen Modell auf dem Wege über die Reduktionsmaſchine zum Stempel umgewandelt wird — vor allem dadurch ſehr erſchwert, daß nur ganz flaches Relief zuläſſig iſt. Es iſt nicht zu leugnen, daß die griechiſchen Münzen der beſten Zeit ihre Schönheit und ihren Ruhm zum großen Teil dem hohen Relief verdanken, das dem Künſtler mehr Möglichkeiten der Betätigung gewährt und uns einen um ſo ſtärkeren Eindruck macht, als wir bei unſeren jetzigen Münzen nur an flachſtes Relief gewöhnt ſind; auch gewiſſe antike Sorten mit weniger erhabener Prägung üben daher nicht die verdiente

Wirkung aus, während z. B. die Münzen von Rhodos durch ihr starkes Relief immer blenden, auch wenn der Kopf des Sonnengottes recht geistlos ist. Dieses Mittel ist dem modernen Künstler versagt, da aus praktischen Gründen in allen Ländern möglichst flache Prägung erstrebt wird. Wenn auch die Geldrolle nicht mehr so wichtig ist wie früher in der Talerzeit, so ist sie doch noch keineswegs verschwunden; selbst die Münzstätten versenden die neuen Gepräge gern in Rollen, und man kann ja an jeder größeren Kasse sehen, daß das Bedürfnis besteht, die Geldstücke dicht aufeinander oder aneinander zu legen. Auch die Abnutzung würde bei hohem Relief zu stark sein; im Altertum spielte das keine so große Rolle, weil der Barverkehr nicht entfernt so groß war wie bei uns; wer aber Gelegenheit hat, in einer Münzsammlung nicht nur die Prachtstücke in den Schaukästen zu sehen, sondern auch die im Verkehr abgenutzten Stücke, die drinnen in den Schubladen liegen, der wird davon gewiß viel schmerzlicher berührt werden als von dem schlechten Aussehen moderner abgenutzter Münzen. Indessen das niedrige Relief schreckt unsere Künstler nicht; erstreben sie es doch oft selbst bei der Medaille, wo es gar nicht nötig und zuweilen geradezu verfehlt ist; die lange Übung hat sie befähigt, dieser Aufgabe leicht Herr zu werden, wie auch der Wettbewerb des Dürerbundes bestätigt hat. Schlimmer ist eine andere Notwendigkeit, deren man sich noch nicht so klar bewußt ist; das Relief muß auch hart und scharf sein; die bei Medaillen so schön wirkende und geradezu notwendige Einheit von Relief und Grund ist leider bei der Münze nicht möglich. Weiche Modellierung führt schon nach kurzem Umlauf zur Verschwommenheit der Bilder. Die französischen Silbermünzen mit dem anmutigen Bilde der Säerin von Roty, die uns so gern als Muster vorgehalten werden, sehen sehr schön aus, wenn man sie stempelfrisch in einer Sammlung sieht; aber wenn sie einige Zeit im Verkehr waren, sind sie ganz verwischt und fühlen sich unangenehm fettig an, während viele alte Münzen der napoleonischen Zeit mit ihrem scharfen Gepräge noch sehr gut erhalten sind. Die gleiche Erfahrung macht man schon jetzt mit den neuen italienischen Münzen von 1908 und 1909, und bei uns in Deutschland kann man es an einigen badischen Prägungen erproben, bei denen überdies das weich modellierte Bild des Großherzogs Friedrich I. mit dem harten Adler der Rückseite schlecht zusammenpaßt. Man hat auch versucht, das weichere und zugleich höhere Relief einiger Münzen dadurch zu schonen, daß man das Feld etwas vertiefte, um die Bilder durch den erhöhten Rand zu schützen. Aber die italienischen Geldstücke dieser Art zeigen, daß das Relief durch andere Münzen dann doch zerkratzt wird, und daß sich beim Umlauf im Felde Schmutz ansammelt, was, auch abgesehen von aller übertriebenen Bazillenfurcht, sehr unerfreulich ist; bei den deutschen Münzen von gleicher Technik kann man diese unangenehme Folge nicht bemerken, weil es Denkmünzen sind (das Dreimarkstück zur Hundertjahrfeier der Universität Berlin und das zur silbernen Hochzeit des württembergischen Königspaares), von denen nur selten ein Stück in den Verkehr kommen dürfte. Es bleibt weiter nichts übrig, als bei den modernen Münzen auf die weiche Modellierung ebenso wie auf das hohe Relief zu verzichten. Unsere Künstler haben es also viel schwerer, eine künstlerische Wirkung

zu erzielen als ihre glücklicheren Vorgänger im Altertum; aber auch sie können Schönheit erſtreben und erreichen, wenn sie die zu Gebote ſtehenden Kunſtmittel richtig anzuwenden wissen und — sich über die Aufgabe in jedem einzelnen Falle völlig klar sind.

An dieser unentbehrlichen Klarheit scheint es aber noch sehr zu fehlen, wie die bisherigen Versuche zeigten. Zwar bei dem amtlichen Preisausschreiben war alles so genau vorgeschrieben, daß Verirrungen da ebensowenig möglich waren wie hervorragende künſtlerische Leiſtungen. Anders bei dem des Dürerbundes, das als eine private unverbindliche Veranſtaltung den Künſtlern volle Freiheit lassen konnte. Die preisgekrönten Entwürfe zeigten vollkommen, daß es keinem der Beteiligten an künſtlerischer Begabung und an der technischen Fertigkeit fehlte, daß sich auch alle bei der Wahl der Bilder etwas gedacht hatten. Aber die volle Klarheit über die Aufgabe ließen die meiſten vermissen, und nicht nur in der Erfindung — wie von vornherein zu befürchten war — sondern sogar in der Ausführung. Es iſt durchaus begreiflich, daß die Entwürfe den erfahrenen Kunſtkennern und den Künſtlern im Preisgericht gefielen; aber man hatte offenbar nicht genügend berücksichtigt, daß die Münzen doch nicht bloß für diese künſtlerisch geschulten Kreise beſtimmt sind, sondern für das ganze Volk, die große Menge der übrigen Gebildeten und die noch größere der Ungebildeten, deren Geschmack ja doch mit durch die Münzen erſt veredelt werden soll. Man wüßte wohl gern, an welches Publikum die griechischen Künſtler gedacht haben, als sie ihre Münzen schufen; aber wir haben aus der guten Zeit keine Kunſtliteratur, und auch die Philosophen und Redner, Geschichtschreiber und Dichter äußern sich nur selten in dieser Beziehung; damals schuf man Kunſtwerke, aber man redete und schrieb nicht so viel darüber. Erſt in helleniſtischer Zeit und besonders in Rom, als der Luxus sich auch auf das Kunſtsammeln geworfen hatte, begann mündlich und schriftlich ein Kunſtgerede faſt modernen Stils, und es fehlte zur Vollendung des Snobbismus nur noch die Mitwirkung eleganter Damen. Der heutige Archäologe freut sich mit Recht, wenn er in dieser lateinischen und griechischen Kunſtliteratur der römischen Zeit Tatsachen zur Kunſtgeschichte findet; aber ihre kritischen und äſthetischen Ausführungen lassen ihn im allgemeinen ebenso kalt wie die oben erwähnten athenischen und anderen Münzen der Kaiserzeit mit Abbildungen alter Statuen, die archäologisch ebenso lehrreich und künſtlerisch ebenso wertlos sind. Wenn wir die Kunſtwerke der Blütezeit selbſt ansehen, und auch ihre Münzen, so haben wir durchaus den Eindruck, daß sie sich nicht an gewisse besondere kunſtfreundliche Kreise — oder gar nur an die Anhänger einer beſtimmten Richtung — wenden, sondern an die Allgemeinheit; sie wollten es nicht wenigen recht machen, wie ein bekannter — gern und mit Absicht mißverſtandener — Vers empfiehlt, sondern allen; und sie konnten das. Bei uns dagegen sehen all zu viele Kunſtwerke, auch öffentliche Denkmäler, so aus, als ob sie nur für die Kunſtausſtellung geschaffen wären, und das trifft leider auch bei den meiſten Dürerbundmünzen zu. Hauptsächlich gilt das für die Darſtellung menschlicher Figuren, deren archaiſtische Steifheit ja für den Kenner ihren Reiz hat; aber dem großen Publikum, das immer an Raffael mehr Geschmack gefunden hat und finden wird als an Botticelli, erscheint

das gekünstelt und häßlich oder — was das schlimmste ist — sogar komisch, und dafür sind die Arbeiten doch zu schade. Der Grundsatz »l'art pour l'art« mag für freie Kunstwerke, die nur dem Schmuck des Daseins dienen wollen, seine Berechtigung haben; aber »die Kunst für die Münze« darf sich nicht selbstherrlich fühlen, da sie im Dienst der Allgemeinheit steht. Wenn durch die Münze das Volk für die Kunst gewonnen werden soll, so muß der Gegenstand der Darstellung anziehend und die Formensprache leicht verständlich sein; die griechischen Münzen, die diese Eigenschaften im höchsten Maße besitzen, wird darum doch niemand glatt und leer nennen.

IV.

Es können hier natürlich nicht sämtliche Möglichkeiten und Unmöglichkeiten behandelt werden, die bei den bisherigen Vorschlägen zur Verschönerung der Reichsmünzen zutage getreten sind: aber ein Punkt soll noch besprochen werden, den man mit Unrecht als gleichgültig angesehen zu haben scheint, das sind die Aktdarstellungen. Auch in dieser Beziehung haben einige Preisbewerber gezeigt, daß sie sich über die Besonderheit ihrer Aufgabe, über den Unterschied zwischen einem Münzbild und einem Wandschmuck oder dergleichen, nicht klar gewesen sind. Ihre Akte sind an sich durchaus nicht anstößig und haben nicht das geringste mit Erotik zu tun; wenn es sich um Gemälde oder Statuen handelte oder auch um Medaillen, könnte man gegen die Nacktheit der Figuren nichts einwenden. Es würde ja eine entsetzliche Verarmung bedeuten, wenn die Künstler den nackten Menschenleib nicht mehr darstellen dürften. Aber die Gedanken, die in unseren Münzen ausgesprochen werden sollen, dringen wirklich nicht auf solche Verkörperung. Hätte ein Negerhäuptling irgendwo im innersten Afrika Münzen zu prägen, so würde man es ohne weiteres begreifen, wenn er seine eigene Majestät oder eine hochverehrte Gottheit in paradiesischer Nacktheit darauf abbilden ließe; für eine europäische Münze unserer Zeit ist dergleichen sinnlos und darum auch geschmacklos. Auf anderen Gebieten der Kunst wimmelt es ja von solchen Geschmacklosigkeiten, gegen deren Ausbreitung man vielleicht mit besserem Erfolge ankämpfen würde, wenn man sie nicht als Unsittlichkeiten verfolgte, die sie nur ausnahmsweise sind, sondern sie einfach als Albernheiten behandelte, wie sie es verdienen. Aber — hier haben wir es ja nur mit Münzen zu tun, und was für sie in dieser Beziehung angemessen ist, können wir wieder einmal von den Alten lernen. Da gibt es zwar einige Münzreihen mit derb sinnlichen Darstellungen, die allerdings eine religiöse kosmogonische Bedeutung haben; aber sie rühren von den barbarischen Stämmen des thrakisch-makedonischen Gebietes her, und sobald die hellenische Kultur in diese Gegenden vordrang, finden wir jene Münzbilder — soweit sie nicht überhaupt aufgegeben wurden — so verfeinert und veredelt, daß sie keinen Anstoß mehr erregen können. Auf den eigentlich griechischen Münzen erscheinen natürlich viele nackte Figuren; aber das sind Götter und Heroen, die sich jeder nackt vorstellen konnte, und bei denen auch wir das selbstverständlich finden. Und es sind durchweg Männer; eine Göttin nackt darzustellen, wäre in der guten Zeit keinem Stempelschneider eingefallen, weil die Frauen sich eben nicht so in der Öffentlichkeit zeigten; selbst in jenen erotischen Münz-

bildern der Halbbarbaren sind die Nymphen doch immer vollſtändig bekleidet, und auch in römiſcher Zeit gibt es auf Münzen kaum nackte Göttinnen, außer Venus und den drei Grazien. Die alten Künſtler hatten eben den Takt, daß ſie ſich unmotivierter Nacktheit bei öffentlichen Denkmälern, wie es die Münzen ſind, enthielten; für erotiſche Darſtellungen fand man ſchon andere Stellen; und die Griechen waren doch keine Heuchler. — Wollen wir dieſe Belehrung aus dem Altertum auf unſere eigenen Verhältniſſe anwenden, ſo können wir beim beſten Willen keinen zur Verkörperung auf einer deutſchen Münze unſerer Zeit geeigneten oder gar drängenden Gedanken entdecken, zu deſſen Darſtellung Aktfiguren nötig oder auch nur brauchbar wären. Die der beiden Dürerbund-Münzen, die zu den vorſtehenden Bemerkungen den Anſtoß gegeben haben, »Induſtria et parsimonia« (Fleiß und Sparſamkeit) und »der Segen der Arbeit« — daß erklärende Beiſchriften nötig waren, iſt auch nicht gerade eine Empfehlung — ließen ſich künſtleriſch ebenſogut und logiſch beſſer durch bekleidete Geſtalten ausdrücken, und wir können uns keinen ſonſt geeigneten Vorſchlag denken, für den nicht dasſelbe gelten würde.

Übrigens wären die beiden Entwürfe, auch abgeſehen von der unangebrachten Nacktheit der Männer, nicht ausführbar, weil ihre Bilder ebenſo wie die mehrerer anderer Dürerbund-Münzen nicht geeignet ſind, wie es der Zweck jedes Münzbildes iſt, den Urheber der Prägung deutlich zu bezeichnen. Wir haben geſehen, wie die Alten das faſt ausnahmslos im Auge behalten haben. Auch das ſchon in anderem Zuſammenhang erwähnte Rotyſche Bild auf den neuen franzöſiſchen Münzen erfüllt dieſe Bedingung; denn die Freiheitsmütze auf dem Haupte der Säerin zeigt, daß nicht eine beliebige Frau gemeint iſt, ſondern die Perſonifikation des franzöſiſchen Staates und Volkes. Ebenſo haben die anderen franzöſiſchen Münzen gut gewählte, bezeichnende Typen. Gleich reifliche Überlegung müßten auch wir verlangen, wenn doch einmal neue Bilder für unſere Münzen gewählt werden ſollten.

V.

So bald wird aber, bei allem berechtigten und auch erfüllbaren Verlangen nach größerer Schönheit, der Bilderkreis der deutſchen Münzen kaum geändert werden können. Auch in anderen Staaten, wo eine Änderung viel leichter möglich wäre, entſchließt man ſich nur ſehr ſelten dazu; bei uns iſt ein noch langſameres Vorgehen nötig, weil die bundesſtaatliche Verfaſſung des Reiches die Aufgabe erſchwert und doppelt ſorgſame Überlegung verlangt. Es ſcheint wenig bekannt zu ſein, daß ſchon bei der erſten Beratung der Reichsmünzordnung daraus Schwierigkeiten erwachſen ſind. Preußen hatte einheitliche Reichsmünzen vorgeſchlagen, die beſonders für den internationalen Verkehr vorzuziehen wären. Man konnte ſich dabei auf den Vorgang anderer Bundesſtaaten, der Schweiz und der amerikaniſchen Union, berufen. Aber das ſind Republiken; bei uns ſetzten es die Vertreter der monarchiſchen Staaten im Bundesrat durch, daß die Reichseinheit nur durch den Reichsadler auf der einen Seite ausgedrückt wurde, während die andere Seite der größeren Münzen das Hoheitszeichen der Einzelſtaaten, die Bildniſſe der Fürſten und die Wappen der Freien Städte, aufnehmen ſollte. Im Reichstage verſuchte Graf Münſter, am 11. und 17. November 1871, dann doch wieder das Kaiſerbild als

gemeinsame Darſtellung durchzusetzen, aber nun widersprach Bismarck selbſt einer Änderung, und so setzte das Geſetz entsprechend den Beschlüssen des Bundesrats die Bilder in der Weise feſt, wie wir sie alle kennen. Die politischen Rücksichten hatten also selbſt über die Erwägungen der Zweckmäßigkeit geſiegt; aber die nunmehr faſt vierzigjährige Erfahrung hat gelehrt, daß die Brauchbarkeit unserer Münzen im Verkehr durch die Mannigfaltigkeit der Vorderseiten nicht beeinträchtigt wird. Daß von künſtlerischen Rücksichten damals nicht die Rede war, werden wir den Männern, die das neue Reich gegründet und eingerichtet haben, wohl verzeihen können. Und manchen mag es für das Fehlen äſthetischer Befriedigung wenigſtens entschädigen, daß ein Überblick über unsere Reichsmünzen doch auch einen geiſtigen Genuß gewährt, wenn auch anderer Art: durch die Klarheit, mit der die Bilder den ſtaatsrechtlichen Verhältnissen entsprechen. Es werden nicht viele die Ansicht des Verfassers teilen, daß der Bundesſtaat die feinſte Blüte iſt, die der menschliche Geiſt auf diesem Gebiet bisher überhaupt gezeitigt hat, und die Überzeugung, daß keine Staatsform geeigneter iſt, große Völker zusammenzuhalten; aber unbeſtreitbar iſt, daß in den Münzen eine bundesſtaatliche Verfassung keinen klareren und logischeren Ausdruck finden kann, als es bei uns erreicht iſt. Es fehlt nicht an ähnlichen Versuchen aus dem Altertum, auf die wir aber hier nicht einzugehen brauchen. Aber es sei doch erwähnt, daß auch im älteren Deutschen Reich schon Kaiser Karl V. in der erſten Reichsmünzordnung, der Eßlinger von 1524, entsprechende Beſtimmungen getroffen hat; er befahl oder empfahl den Ständen »zu einer Seytten des Reichs Adler mit dieser Umbschrifft MO. CA. V. CAE. & RO. IMP. (Moneta Caroli Quinti Caesaris et Romani Imperatoris) und zur anderen Seytten sein selbſt Wappen, und die Umbschrifft, nach eins yeden Gefallen, sampt der jars Zale«. Wegen der Schwäche der kaiserlichen Gewalt ließen sich diese vernünftigen Beſtimmungen trotz ihrer Wiederholung in späteren Münzordnungen damals nicht durchführen. Im besser geordneten neuen Reiche hat sich niemand dagegen gewehrt; die Münzbilder haben weder politische Unzuträglichkeiten noch Unbequemlichkeiten im Verkehr zur Folge gehabt; nun wäre es an der Zeit, unsere guten Münzen auch schöner zu machen. Aber wie?

Man verspricht sich einen guten Einfluß davon, wenn mehr Abwechslung in den Bilderkreis käme, die Bilder möglichſt frei gewählt werden könnten. Wir haben aber schon bei der Betrachtung der griechischen Verhältnisse gesehen, daß man auch ohne dies schöne Münzen haben kann. An Abwechslung fehlt es uns ja auch nicht; wir haben zweiundzwanzig Fürſten, und in den meiſten Ländern hat seit 1873 die Regierung schon mindeſtens einmal gewechselt, so daß die umlaufenden Reichsmünzen schon etwa fünfzig verschiedene Bildnisse aufweisen. Dazu kommen die Wappen der drei Freien Städte. Vielleicht wird man auch noch eigene Münzen für Elsaß-Lothringen prägen, für die z. B. eine Germania mit dem Wappen der beiden Länder ein passendes Bild wäre oder auch der Kopf des Kaisers zwischen oder über zwei kleinen Wappen. Jedenfalls bietet die Reihe unserer Münzen schon keinen eintönigen Anblick dar. Allerdings sind meiſtens Bildnisköpfe darauf dargeſtellt, und darum erscheinen die Gepräge den

eifrigſten Kunſtfreunden noch nicht mannigfaltig genug. Der Kunſtwart ſchlug ſ. Z. vor, womöglich überall für jedes Nominal andere Bilder zu wählen, unter denen nur ausnahmsweiſe Bildniſſe ſein ſollten. Das ergäbe bei 25 Staaten und 12 Münzſorten mit je zwei Seiten $25 \times 12 \times 2 = 600$ verſchiedene Münztypen auf einmal. Man braucht ſich dieſe Buntſcheckigkeit nur auszumalen, um eine derartige Neuordnung der Dinge — auch abgeſehen von den gar nicht gleichgültigen Koſten der Modelle — für unmöglich zu erklären. So wörtlich war es wohl auch nicht gemeint; aber auch in beſcheidenerem Umfang kann die Wahl der Bilder nicht freigegeben werden, weil ſie eine ſtaatliche Angelegenheit iſt und geſetzlicher Feſtſtellung bedarf. Nun könnte ja durch ein neues Reichsgeſetz die Beſtimmung der Bilder ein für allemal den Behörden der Einzelſtaaten überlaſſen werden; aber es iſt ſehr zweifelhaft, ob die kunſtpflegenden Kreiſe dann Grund zu größerer Zufriedenheit haben würden. Es iſt ſchon beſſer, wenn es bei den bisherigen Beſtimmungen bleibt. Damit ſoll nicht geſagt ſein, daß der jetzige Bilderkreis nun für ewige Zeiten beibehalten werden muß. Wenn jemand eine innerlich zuſammenhängende Reihe von Darſtellungen vorzuſchlagen weiß, die der ſtaatlichen Bedeutung der Münze ebenſogut wie die bisherige gerecht wird und den künſtleriſchen Anforderungen beſſer als ſie, ſo wird es gar nicht ſchwer ſein, die Geſetzgeber dafür zu gewinnen, und bei genügendem Ideenreichtum könnte man dann auch öfters wechſeln. Aber bisher ſind ſolche Vorſchläge noch nicht gemacht worden; und es iſt alſo wohl für abſehbare Zeit auf keinen Wechſel in den Gegenſtänden der Darſtellung zu rechnen. Nach wie vor wird es ſich zunächſt um den alten Bilderkreis handeln: Fürſtenbildniſſe, Wappen, Reichsadler.

Wir haben geſehen, daß auch in den meiſten griechiſchen Staaten die Stempelſchneider auf einen ebenſo engen Bilderkreis beſchränkt waren, und daß es ihnen dennoch gelang, Abwechſelung und Schönheit in die Münzen hineinzubringen. Ganz ſoviel können wir jetzt nicht erwarten, weil unſere Künſtler, wie oben näher ausgeführt worden iſt, durch die Rückſicht auf den vermehrten Umlauf der Zahlungsmittel gezwungen ſind, auf hohes Relief und weiche Modellierung zu verzichten. Aber auch bei harter Modellierung und flachem Relief ließen ſich noch ſehr reiche und mannigfache künſtleriſche Wirkungen erzielen, wenn man den Stempelſchneidern oder Bildhauern mehr Freiheit in der Formengebung gewährte. Das Geſetz verlangt durchaus nicht, daß das Bildnis des Landesherrn immer ein Profilkopf ſei; es könnte ebenſogut ein Kopf nach vorn oder in Dreiviertelanſicht ſein, mit oder ohne Kopfbedeckung, auch ein Bruſtbild oder Hüftbild in beliebiger Tracht; ſelbſt ganze Figur, ſtehend, ſitzend oder reitend, wäre zuläſſig. Die Wappenſchilde der Freien Städte könnten die verſchiedenſten Formen und Beigaben aufweiſen. Für die Verteilung der Schrift und die einrahmenden Kränze oder Zweige iſt gar nichts Beſtimmtes vorgeſchrieben. Endlich der Reichsadler, heraldiſch oder natürlich, brauchte keineswegs immer der gleiche zu ſein. Wenn unſere Künſtler dieſe Bewegungsfreiheit erhalten und ſie richtig zu benutzen wiſſen, ſo können wir trotz des Feſthaltens an dem geſetzlich beſtimmten Bilderkreis doch zu ſchönen Münzen

kommen. Und wenn die Kunſtfreunde sich auf diese Forderung beschränken, so wird sie leicht zu erfüllen sein. Der Reichstag würde sich nicht widersetzen; aber er brauchte vielleicht nicht einmal gefragt zu werden, da das Reichsschatzamt bezw. der Bundesrat wohl das Recht zu derartigen Änderungen hätte. Schon das Preisausschreiben für das 25-Pfennig-Stück hatte ja entsprechende Neuerungen zugeſtanden; dann war die Behörde mit dem natürlichen Adler von Häusser zufrieden und auch mit dem heraldischen des Hofgraveurs Haseroth; und noch weit mehr als der letztere entfernen sich vom herrschenden Modell die Reichsadler auf den Jubiläumsmünzen der Universitäten Berlin und Breslau, die freilich um die Palme der Häßlichkeit ſtreiten könnten. Unter den neueren Fürſtenbildnissen kann man schon einige bemerken, die ein wenig von der hergebrachten Schablone abzuweichen wagen und dadurch angenehm auffallen. Das Wappen von Bremen iſt wesentlich schöner als die von Hamburg und Lübeck. Auch bessere Buchſtabenformen findet man auf einigen der neueſten Münzen. Kurz, es iſt schon etwas Bewegung in die Sache gekommen; und wenn man in dieser Richtung weiter geht, so können wir unter Feſthaltung des bisherigen Bilderkreises künſtlerisch befriedigende Münzen erhalten. Neue, wechselnde, schönere Formen für die alten politisch und wirtschaftlich bewährten Münzbilder zu finden, das iſt das Erreichbare. Von dieser Freiheit wüßten unsere Künſtler auch den richtigen Gebrauch zu machen, wie unter den Dürerbund-Münzen die Adler von Dasio und der Kopf des Sachsenkönigs von Pfeifer zeigten. Wenn man den Regierungen den Wunsch recht eindringlich ans Herz legte, bei neuen Münzprägungen auf schönere Erscheinung der Fürſtenbildnisse, Wappen, Adler, Kränze, Buchſtaben zu achten und tüchtigen Künſtlern mehr Freiheit dafür zu gewähren, so wird man sicher mehr erreichen als mit dem ſtürmischen Verlangen nach etwas ganz neuem; und wir könnten dann darauf rechnen, in absehbarer Zeit deutsche Münzen zu sehen, die hinter den Münzen anderer Staaten, einschließlich der französischen, nicht zurückſtehen.

Seit zwölf Jahren sind wir überdies in der glücklichen Lage, hin und wieder doch auch ein neues Münzbild erfinden zu dürfen. Eine Novelle zum Reichsmünzgesetz (vom 1. Juni 1900) ermächtigte den Bundesrat, die großen Silbermünzen auch als Denkmünzen mit anderer Prägung herſtellen zu lassen. Der Reichsadler auf der Rückseite muß auch bei ihnen beibehalten werden, aber für die Vorderseite können beliebige Darſtellungen gewählt werden, die der Gelegenheit angemessen sind. Leider hat man sich bei der Erfindung bezeichnender Bilder für diese Denkmünzen bisher nicht sonderlich angeſtrengt. Daß man bei der erſten, die dem zweihundertjährigen Beſtehen des preußischen Königtums galt, die Köpfe des erſten und des regierenden Königs erscheinen ließ, war kein Fehler. Aber daß man dieselbe Idee bei der Vierhundertjahrfeier Philipps von Hessen und dann auch noch bei den drei Universitätsjubiläen von Leipzig, Berlin und Breslau wieder hervorsuchte und auf gar keinen neuen Gedanken kam, iſt etwas beschämend; beim Jenaer Jubiläum war das glücklicherweise wegen der Vierzahl der Erhalter nicht möglich, und so bildet das Einzelbildnis des Kurfürſten Johann Friedrich eine wahre Erholung in der Reihe der

Doppelbildnisse, obwohl die Ausführung nicht nach Wunsch ausgefallen ist. Daß man bei Hochzeiten und Ehejubiläen die Bildnisse des fürstlichen Paares auf die Denkmünzen setzt, ist nur natürlich; aber vielleicht könnte man zur Abwechslung einmal die Köpfe einander gegenüberstellen statt nebeneinander oder auch eine Darstellung in ganzen Figuren versuchen. Man möchte doch wünschen, daß bei künftigen Gelegenheiten zuweilen etwas ganz neues und schönes geschaffen würde, wozu vielleicht allgemeine oder engere Wettbewerbe am Platze wären. Der 100. Geburtstag des Fürsten Bismarck steht vor der Tür und die vierte Säkularfeier der Reformation, noch früher die Gedenkfeier der Völkerschlacht bei Leipzig, um nur einige besonders wichtige Gelegenheiten zu erwähnen. An privaten Medaillen wird es da nicht fehlen; aber vielleicht wären auch Denkmünzen am Platze, bei denen unsere Künstler sich mit neuen Ideen bewähren könnten, Eine allzu starke Vermehrung der Denkmünzen könnte allerdings eine gewisse Verwirrung anrichten, weil die Privatindustrie vielfach sehr ähnlich aussehende Medaillen herstellt, die wohl den gleichen Metallwert, aber nicht den viel höheren Geldwert haben. Indessen ist die Gefahr nicht groß, weil auch die staatlichen Denkmünzen, namentlich so auffallende wie die Jenaer, von unerfahrenen Leuten mit großem Mißtrauen betrachtet, womöglich zurückgewiesen oder doch schleunigst wieder ausgegeben werden — zur Freude der erfahrenen. Der größte Teil dieser Denkmünzen kommt überhaupt nicht in den Verkehr; sie wandern sofort in die Sparbüchsen und Sammlungen. Hier werden sie gern gezeigt und betrachtet, und so würden gerade diese Stücke auf den Geschmack gut einwirken können, wenn sie besonders schön hergestellt würden. Da bei ihnen nur die besondere Veranlassung, aber nicht irgend eine gesetzliche Vorschrift die Freiheit der Erfindung beschränkt, so könnte sich gerade auf diesem Gebiet die deutsche Münzkunst am schönsten entfalten.

Und noch eines könnte der Staat zur Förderung dieser Kunst tun: er müßte mit und neben ihr eine andere pflegen, die er bisher ganz stiefmütterlich behandelt hat, die Kunst der Medaille. Bei der Medaille fallen alle Rücksichten auf den Verkehr fort; da ist jede Form und jedes Relief möglich, und selbst für die Erfindung kann dem Künstler da fast volle Freiheit gewährt werden. Unsere Künstler leisten auf diesem Gebiet zum Teil hervorragendes; aber die Behörden begnügen sich bei den Medaillen, die sie bei den verschiedensten Gelegenheiten ausgeben, meistens mit fabrikmäßig hergestellten Stücken. Es wäre dringend zu wünschen, daß das anders würde; staatliche Aufträge ohne unnötige Bevormundung der Künstler würden diese Kunst zu einer neuen Blüte bringen können, wie sie sie schon einmal bei uns erlebt hat, im 16. Jahrhundert. Und die an der Medaille in Freiheit erprobten Künstler würden auch im Stande sein, sich in der Münzkunst bei aller Beschränkung als Meister zu zeigen.

Über zwei humoristische Romane aus Spanien.

Von

F. Vézinet.

»Chuletas de huerta!« »Gartenkoteletts!« Diesen Ruf vernimmt der Fremde aus dem Munde kleiner Händler an den Madrider Straßenecken. Neugierig tritt er heran und sieht nicht ohne Staunen und Belustigung, daß sie – Pellkartoffeln feilhalten.

Die Spanier lieben eben den Humor, und ihre Schriftsteller besitzen ihn in reichstem Maße, ganz wie das Volk. Gewiß feiert jenseit der Pyrenäen das Schrifttum in bald leidenschaftlichem, bald zeremoniösem Ton kriegerische Bravour und moralisches Heldentum, materielles und psychisches Ringen; die Literatur ist heroisch, lyrisch, chevaleresk, idealistisch, sogar im Übermaß: sie verherrlicht das Große. Aber zum Ausgleich beliebt es ihr auch einmal zu spötteln über das, was sie eben erst in den Himmel gehoben; doch wahrt sie dabei gewöhnlich den äußeren Ernst. Der Humor quillt, fließt, rieselt in feinen Rinnsalen oder ergießt sich in breiten Strömen durch die »novela picaresca« von einstmals*) und die »comedia« der goldenen Klassikerzeit; und in unsern Tagen belebt er die Werke eines Blasco Ibáñez, einer Pardo Bazán oder, um ein Beispiel aus der transatlantischen Literatur zu nehmen, die des Venezolaners R. Blanco-Fombona.

Für den Humor eignet sich die Novelle mehr als der Roman: sie ist kürzer, und es ist leichter, sich dreißig Seiten lang unterhaltsam zu zeigen als dreihundert. In einigen Romanen jedoch wird der humoristische Ton von Anfang bis zu Ende aufrecht erhalten. Zwei namentlich sind sozusagen Meisterwerke in dieser wie auch in anderen Hinsichten: »Der Dreispitz« (El Sombrero de tres picos)*) von Pedro Antonio de Alarcón und »Sylvester Paradox« (Aventuras, Inventos y Mixtificaciones de Silvestre Paradox) von Pío Baroja**).

* * *

Gevatter (»tío«) Lucas, aus Murcia gebürtig und seines Zeichens ein Müller, ist der Mann von »seña« Frasquita, einer Navarresin. Er ist vierzig, sie dreißig; er liebt sie und sie ihn; er ist ein bißchen eifersüchtig und sie ein

---

Aus dem französischen Manuskript übersetzt von Max-Hellmut Neumann.

*) Der pikareske Roman ist eine spezifisch spanische Literaturgattung, deren erster Vertreter der zwischen 1525 und 1554 von einem Anonymus verfaßte »Lazarillo de Tormes« ist; die Tradition wurde dann fortgesetzt durch Mateo Alemán (El pícaro Guzmán de Alfarache, zwei Teile, 1599 und 1604), Juan Martí (Segunda Parte de Guzmán, 1602 oder 1603), López de Úbeda (La Pícara Justina, 1605), Francisco de Quevedo (sein zwischen 1600 und 1626 geschriebener »Gran Tacaño« kann wohl als Meisterwerk gelten), Vicente Espinel (Marcos de Obregón, 1618), Yáñez y Ribera (Alonso, 1624—26) usw. In Frankreich hat der pikareske Roman Sorel und Scarron inspiriert, und durch Lesage ist er bekanntlich zu neuem Leben erweckt worden. [Anmerkung des Übersetzers.]

*) Das Werk stammt aus dem Jahre 1874. Deutsch in Reclams Universalbibliothek. [Anmerkung des Übersetzers.]

**) Von demselben Pío Baroja ist »Paradox als König« (Paradox Rey), eine hier nicht zu behandelnde Fortsetzung des vorerwähnten Buches, hinter dem sie aber zurücksteht, etwa wie Daudets »Port-Tarascon« nicht auf der Höhe von »Tartarin de Tarascon« oder »Tartarin sur les Alpes« steht. [Anmerkung des Verfassers]

bißchen; er ist ihr treu und sie ihm. Doch durch drollige Umstände kommt es, daß sie alle beide glauben, betrogen zu werden, er mit dem alten Corregidor, dem Manne mit dem Dreispitz, sie mit der jungen Gattin des Corregidors. Schließlich klärt sich der doppelte Irrtum auf die einfachste Art von der Welt auf, allerdings zum großen Nachteil für den Corregidor, der es beklagen muß, daß er in seiner Gebrechlichkeit die kraftvolle Rolle eines Don Juan hat spielen wollen.

Von Antonio de Alarcón vorgetragen, bekommt diese an sich banale Geschichte eine eigenartige Würze. Die Erzählung ist munter oder nonchalant, geradlinig oder verschlungen, bald eilt, bald säumt sie; sie wird auch ein bißchen rührselig, und scherzhaft-ernste Reflexionen durchziehen sie als schmückendes Beiwerk.

Die Handlung spielt in Andalusien unter Karl IV. von Bourbon, König »von Gottes Gnaden, wie die Münzen besagen, und durch die Vergeßlichkeit oder besondere Huld Bonapartes, wie die französischen Blätter sagen«. Das war eine originelle und poetische Zeit mit »ihrer Inquisition und ihren Mönchen und ihrer bunten Ungleichheit vor dem Gesetz, mit ihren Privilegien, ihren Provinzialgerechtsamen (»fueros«), ihren persönlichen Vorrechten, ihrem Fehlen jeglicher städtischen oder staatlichen Freiheit. . . . Man bezahlte Zehnten, Primitien, Subsidien, Zwangsalmosen, Renten, Rentchen, Kopfgeld, königliche Abgaben (»tercias reales«), Salzsteuern, Nutzungssteuern (»frutos civiles«) usw.« — Die gute Gesellschaft des Ortes kam bei Gevatter Lucas zusammen auf dem Plätzchen im Schatten einer Weinlaube, und je nach der Jahreszeit aß man Puffbohnen, Kirschen, Blattsalat, Melonen, Weintrauben, geröstete Kastanien, Mandeln, Nüsse, zuweilen ein Brötchen oder eine Schnitte Schinken.

Der Müller machte den Wirt, und die Gesellschaft ließ es sich gefallen, da es sie ja keinen Pfennig kostete. Nicht daß er reich gewesen wäre; aber er liebte es, den Leuten gefällig zu sein, und dann auch zeigten sich diese nicht undankbar. Manches höfliche Anliegen brachte er so an den Mann, das man ihm gern gewährte: »Euer Gnaden überlassen mir wohl eine Tür von dem abgerissenen Haus. . . . Eure Herrlichkeit werden mir gestatten, im Klostergarten Blätter für meine Seidenwürmer zu holen. . . . Euer Hochwürden werden mir erlauben, Brennholz auf dem Berge soundso zu sammeln. . . . Euer Ehrwürden werden mich ermächtigen, im Fichtenwäldchen Nutzholz zu schlagen. . . . Heuer kann ich den Pachtzins nicht bezahlen. . . . Ich hoffe, der Prozeß wird zu meinen Gunsten ausgehen. . . . Könnten Euer Gnaden wohl das und das entbehren? . . . Sie werden mir doch Ihr Maultier leihen? . . . Brauchen Sie morgen Ihren Wagen? . . .« Nein, der Biedermann »war gar nicht drauf und dran sich zu ruinieren.«

Antonio de Alarcón schildert auch die Gespräche der Versammlung; man plauderte natürlich vom Regen und vom schönen Wetter, von der Politik und den elenden Zeitläuften. Man unterhielt sich darüber, daß »der Herbst noch immer trocken blieb, obwohl man schon über den cordonazo de San Francisco*) hinaus war; man redete über die Wahrscheinlichkeit eines neuen Krieges zwischen Napoléon und Österreich; man glaubte fest, daß die kaiserlichen Truppen niemals in spanische

*) »Schlag mit der Schnur des heiligen Franziskus«, Bezeichnung der um den 4. Oktober herum auftretenden letzten Äquinoktialstürme

Gebiet eindringen würden... Der Advokat des Ortes beneidete seine Eltern um die ruhige Zeit, in der sie lebten, wie sie gewiß darum seine Großeltern beneidet hatten«.

* * *

Pío Barojas Humor hat nicht dieselbe Tönung wie der Humor Alarcóns, und Sylvester Paradox gehört nicht ganz in die literarische Familie von Gevatter Lucas. Von seinem Vater, der Naturforscher war, hat Paradox die Liebe zu den Naturwissenschaften, von seiner Jules-Verne-Lektüre die Liebe zum Wanderleben, von seinen Reisen mit einem englischen Scharlatan die Liebe zu den lebenden Sprachen und zu den Dingen der Physik. Er hat einen beweglichen und vielseitigen Geist; er erfindet ein Automobil-Torpedo, ein Lebensbrot, eine Rattenfalle, einen Pulsmesser, Sprengstoffe, Schwimmvorrichtungen, neue Einspritzungsverfahren zur Baumzucht usw. Schwerer wird es ihm leider, Kapitalisten zu entdecken, und wenn er zufällig einmal welche findet, werden sie rasch müde, ihn mit Geldern zu versehen. Er wohnt demnach bescheiden und ißt bescheiden: dabei droht ihm stets, von seinem Hauswirt oder von seinem Speisewirt an die Tür gesetzt zu werden. Aber selbst in der vollständigsten Mittellosigkeit hegt er goldene Träume und hofft unentwegt, in seinem Hirn werde der geniale Gedanke aufblitzen, dessen Verwirklichung ihm das Glück bringen muß. Er verläßt Madrid mit knurrendem Magen und leeren Taschen, er rechnet indes auf die Zukunft, er wartet auf den Ideenfunken, der seinen Geist erleuchten soll. Der Funke flammt auf: das Dorf, wohin er kommt, besitzt einen Wasserfall. Paradox will ihn nutzbar machen, will Elektrizität erzeugen. Reich, sehr reich wird er sein, und dann ... welche neuen Erfindungen kann er dann nicht machen!?

Paradox stammt von den Schelmen des pikaresken Romans ab. Aber für seine Vorläufer reichte eine lebhafte, listenreiche Intelligenz hin; er dagegen ist ein Gelehrter und ein Forscher, er kennt die Psychologie, die Mechanik, die Chemie, die Physik: er hat sich den Lebensbedingungen seines Jahrhunderts, des neunzehnten oder meinethalben des zwanzigsten, angepaßt. — Der Schelm früherer Zeiten ließ sich andererseits nicht gerade durch Skrupel beirren; moralisch wie physisch zerlumpt und halbnackt ging er einher; er war dessen sicher, daß die Ehrbarkeit mit sich reden läßt, er fand sich mit der Gewissenspflicht ab, übrigens ohne Kampf, ohne innere Pein, von selbst. Paradox denkt und handelt anders. Er würde nicht seine Ehre seinem Wohlbefinden unterordnen; rechtschaffen ist er bis zur Aufopferung. Er hat eine Hauslehrerstelle bei wohldenkenden, gut zahlenden Leuten; da erfährt er, daß die Familie durch Unzucht und Sadismus zerrüttet ist. Sofort verläßt er sie auf die Gefahr hin, einem Hungerdasein entgegenzugehen: »Wenn man kein anderes Erbteil als sein Gewissen hat, tut man besser, auf der Straße zu betteln, denn daß man seine Seele verseucht in einem molligen Winkel, wo alles faulig riecht.« Dieser pikareske Held ist kein »pícaro«.

Pío Baroja gibt vor, die Hauptperson seines Romans streng wissenschaftlich zu untersuchen. Er stützt sich auf die Autorität eines Universitätsprofessors, »um dem Publikum einige glaubwürdige und unwiderlegliche Aufschlüsse über Sylvesters Leben zu bieten«. Er sucht nach der Herkunft des Namens Paradox, und da er nicht vermag, eine bestimmt anzugeben, gibt er mehrere an. Er beklagt, daß sein Held nicht schon als

Kind seine glorreiche Zukunft durch einen Gedanken, einen Ausspruch, einen genialen Zug angekündigt: »Die moderne Wissenschaft will zwar nicht mehr, daß man dem, dessen Taten man singt, schöne Reden in den Mund legt; aber wir bedauern es um unserer Leser und um der modernen Wissenschaft willen.«

Boshafte Bemerkungen gibt es in Hülle und Fülle. Ein kleines Mädchen, das zur Bühne gehen soll, tritt bei einem Kaufmannschaftsfest auf. Zum Dank schenkt man ihr drei bändergeschmückte Täubchen, die »ihrer Bänder entledigt drei Abende hintereinander der Familie zur Nahrung dienten. O poetische und zugleich nahrhafte Täubchen! Zartes Symbol, vollkommenes Symbol der Beziehungen zwischen Poesie und Leben!« — Sylvester hört Vorlesungen am Institut, aber er schwänzt sie oft, und als man ihn wegen dieser Heldentaten ausschilt, nimmt er eifrig die Vorlesungen wieder auf, bloß um zu beweisen, daß er »Charakter und Konsequenz« besitzt. — Spanier und Franzosen können sich die Engländer nicht anders als blond vorstellen; nun hatte der englische Scharlatan, dem Paradox lange nachgelaufen ist, schwarze Haare; jedoch färbte er sie blond. »Ein Engländer«, sagte er, »kann in England, Schottland oder Norwegen brünett sein; aber in Frankreich oder Spanien hieße das den landläufigen Ideen nicht Achtung erweisen.«

* * *

Die Analyse dieser beiden humoristischen Romane könnte einen veranlassen, eine Definition des Humors zu versuchen. Aber man hat wahrhaftig nur zu oft schon eine solche versucht und immer vergebens*); denn wenn man Dutzende und Aberdutzende von Formeln gegeben hat, so hat man eben nicht die zutreffende Formel gefunden, die ganz und ausschließlich das zu Definierende umfaßt. Übrigens ist es unmöglich, eine derartige Formel zu entdecken. In diesem Sinne haben Henry Kistemaekers und Bernard Shaw, ohne allerdings Beweise zu bringen, peremtorisch auf eine Umfrage der »Revue« vom 1. Dezember 1911 geantwortet. Das hatte auch L. Cazamian dargetan in einem Artikel der »Revue Germanique« (November-Dezember 1906) über die Frage, warum wir den Humor nicht definieren können. »Der Humor ist undefinierbar, weil er unendlich viel verschiedene Formen annimmt!«

Eine Anzahl der gegebenen Definitionen setzt als charakteristisches Element eine Ellipse voraus: die Komik entspringt aus dem Zusammenprall zweier scheinbar auseinanderliegenden Ideen; aber durch Nachdenken gelingt es dem Leser, ihre Verwandtschaft zu begreifen, indem er eine Skala von Mittelbegriffen ergänzt, die der Schriftsteller absichtlich weggelassen hatte. Je nachdem, ob nun die Skala kurz oder lang ist, je nachdem ob die Begriffe leicht oder schwer wiederherzustellen und miteinander zu verketten sind, wirkt der Humor natürlich und unmittelbar oder im Gegenteil künstlich und gezwungen. Die spanischen, italienischen und französischen Humoristen scheinen häufiger die erstere Wirkung auszulösen, die englischen und amerikanischen die zweite.

Eine Analyse der verschiedenen Formen des Humors würde wahrscheinlich zu analogen Resultaten führen: der angelsächsische Humor ist mit weniger Gutmütigkeit umkleidet und hat gewöhnlich etwas Mißtönendes und wie Explosives. Er benimmt einen immer und ruft ein unruhvolles Erschauern hervor, ähnlich

*) Vgl. Ferd. Baldensperger, Les définitions de l'humour, in »Études d'histoire littéraire«, Paris, Hachette, 1907.

dem, das auf übrigens sehr verschiedenem Gebiet ein Baudelaire oder ein Huysmans hervorruft, wenn jener in einer myſtischen und gleichsam rituellen Sprache das Zucken und Summen in einem verwesenden Aase und die perversen Genüsse hinter verschlossenen Türen darſtellt, und dieser mit einem aus Küchen und Kneipen ſtammenden Wortschatz die höchſten geiſtlichen Köſtlichkeiten des religiösen Gefühls beschreibt.

Vielleicht könnte ein Angelsachse erwidern, daß ich, als Romane, befangen bin, und daß ich also infolge meiner natürlichen und meiner erworbenen Geiſtesanlagen in dem Witz eines Sterne oder eines Mark Twain eine Überreiztheit wahrnehme, die der betreffende Autor nicht spürt. Möglich; aber ch berichte eben über das, was ich empfinde, und habe nicht die Anmaßung, dogmatisch zu erklären, was jeder empfinden soll. Andre mögen anders fühlen!

Ich will noch hinzufügen, daß man angelsächsischer Rasse sein und den Humor eines Romanen haben kann. Dickens iſt im Geiſte ebensosehr Romane wie Alphonse Daudet; Alphonse Allais und Triſtan Bernard dagegen zeigen Verwandtschaft mit Mark Twain. Aber Antonio de Alarcón iſt Romane, Pío Baroja iſt Romane; sie alle beide sind es von Geiſt wie von Nationalität. Bei gewissen Einfällen indes, bei gewissen Streiflichtern dürfte Pío Baroja sich der angelsächsischen Familie nähern: einige Humorraketen im Stil von H. G. Wells — Humor auf wissenschaftlicher Grundlage — läßt er in »Sylveſter Paradox« ſteigen.

Die Byzantinische Zeitschrift und die byzantinischen Studien in Deutschland.

Von

Karl Dieterich.

Über 20 Jahre sind es jetzt her, daß die Byzantinische Zeitschrift durch Karl Krumbachers raſtlose Energie ins Leben gerufen und damit ein lange brachliegendes Feld der hiſtorisch-philologischen Forschung urbar gemacht wurde. Über die wissenschaftliche Berechtigung der griechischen Philologie des Mittelalters iſt jetzt wohl nicht mehr zu ſtreiten; iſt sie doch das notwendige Mittelglied zwischen dem griechischen Altertum und dem modernen Humanismus einerseits sowie zwischen der orientalischen und der slawisch-rumänisch-neugriechischen Kulturwelt andererseits, eine Wissenschaft, die ebenso Ausläufer einer uralten wie Vorläufer einer jungen, werdenden Kulturwelt iſt, ebenso der Teil einer gelehrten Oberſtrömung wie einer volkstümlichen Unterſtrömung, und die an dem Bau der Kulturwissenschaften eine lange klaffende Lücke ausfüllt.

Etwas anderes iſt es freilich, ob eine in der Theorie als berechtigt anerkannte wissenschaftliche Neugründung nun auch den rechten Boden vorfindet, in dem sie Wurzel fassen und in dem sie gedeihen kann. Denn der Beſtand einer Zeitschrift an sich iſt noch kein Beweis für die gedeihliche Entwicklung der Wissenschaft, die sie vertritt, zu-

mal einer solchen, die, wie die Byzantinistik, so viele Hospitanten in ihren Reihen zählt, und die bis jetzt eigentlich immer noch ein Stab von Offizieren ohne Soldaten ist, dazu noch ein Stab, der seinen führenden General erst vor kurzem verloren hat.

Um die Frage nach den Lebensbedingungen und Existenzaussichten dieser neuen Wissenschaft zu beantworten, muß man sich sowohl die hemmenden wie die fördernden Faktoren zu vergegenwärtigen suchen, die für sie maßgebend sind, und diese dann gegen einander abwägen, um daraus auf ihre Lebensfähigkeit zu schließen.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Organisierung der Byzantinistik zu einer Zeit erfolgte, deren ganze Strömung ihr nicht günstig war. Es war zunächst die Zeit, wo der Rückgang des Griechischen an unseren Gelehrtenschulen nicht nur konstatiert, sondern fast als ein Zeichen der Zeit begrüßt wurde. Und wenn man schon gegen das klassische Griechisch Sturm lief, wie wollte man da die Erlernung des nachklassischen und nun erst des mittelalterlichen rechtfertigen! Zumal dieses nicht, wie das mittelalterliche Latein, schließlich zu den großen Strömen mehrerer nationaler Sprachen führte, sondern nur zu einem ziemlich wasserarmen Flüßchen, dem Neugriechischen, von dem man weiß, daß es kaum seine eigene kleine Kulturmühle treiben kann.

Eine weitere Schwierigkeit erwuchs der jungen Disziplin daraus, daß sie im Gegensatz zu der immer weitergehenden Differenzierung der Geisteswissenschaften, die gerade bei der nächsten Nachbarin der Byzantinistik, der klassischen Philologie, besonders augenfällig ist, genötigt ist, die Totalität ihrer Komponenten aufs schärfste zu betonen, so scharf, daß manchem vielleicht der Titel »Byzantinische Zeitschrift« statt etwa »Zeitschrift für byzantinische Philologie« gar zu dehnbar erscheint. Krumbacher aber war sich wohl bewußt, warum er gerade jenen allgemeinen Titel wählte; denn er wußte, daß man eine junge Wissenschaft nicht zu früh spezialisieren dürfe, daß sie vielmehr alle ihre Kräfte und Hilfstruppen zusammenziehen müsse, um sich durchzusetzen, daß man den Begriff »byzantinische Philologie« in demselben weiten und universellen Sinne fassen müsse, in dem Boeckh einst den der klassischen Philologie faßte: als die Erkenntnis aller Seiten des geistig-geschichtlichen Lebens eines Volkes. So kommen in der Byzantinischen Zeitschrift politische und Kirchengeschichte ebenso zu Worte wie Literatur- und Kunstgeschichte. Aber freilich, so sehr der sich hierin bekundende Weitblick des Begründers zu loben ist, so ist die Durchführung dieses Gedankens bei der heutigen allgemeinen Spezialisierung aller Wissenschaften in der Praxis nicht leicht, und zwar nicht so sehr wegen der Organisierung eines so vielseitigen Mitarbeiterstabes, als wegen der Rücksicht auf den Leserkreis, der eine solche Aufnahmefähigkeit und eine solche Weite des Interessenkreises voraussetzt, wie sie heute nur bei wenigen universell begabten Naturen zu finden ist. Dazu kommt noch, daß bei dieser Totalauffassung viele Themata naturgemäß behandelt werden müssen, die man bisher in den betreffenden Fachzeitschriften behandelt zu sehen gewohnt war, also z. B. politisch-historische, theologische, kunstgeschichtliche in den betreffenden Zeitschriften für diese Disziplinen. Diese werden nun zwar dadurch entlastet, aber nicht jeder Vertreter dieser Wissenschaften wird ein

ihn interessierendes Thema darum gleich in der Byzantinischen Zeitschrift zu finden erwarten, weil es in das byzantinische Gebiet soweit hereinragt, um seine Behandlung in dieser Zeitschrrift zu rechtfertigen.

Damit kommen wir auf eine dritte Schwierigkeit, mit der die junge Disziplin und ihr Organ zu kämpfen haben, und die in dem Organismus der byzantinischen Kultur selbſt zu suchen iſt, nämlich der komplexe Charakter dieser Kultur. Man hat zwar in jüngſter Zeit versucht, die byzantinische Kultur auf eine gemeinsame, einheitliche Grundlage zurückzuführen, auf die helleniſtische, man hat aber dagegen mit Recht geltend gemacht, daß ja das Wesen dieser helleniſtischen Kultur selbſt nicht einheitlich sei, sondern wieder aus verschiedenen heterogenen Elementen sich aufbaue, deren letzter Ursprung noch nicht ergründet sei. Tatsächlich läßt sich der zwiespältige, ja vielfältig schillernde Charakter der byzantinischen Kultur nicht verkennen, der Zwiespalt zwischen Antike und Orient, zwischen Heidentum und Chriſtentum, zwischen humaniſtischem und volkstümlichem Geiſte. Es iſt ein Kulturgebilde, das man mit einem neuerdings beliebten Schlagworte als unorganisch bezeichnen kann, als synkretiſtisch, insofern es die helleniſtisch-römische Kultur mit der semitisch-vorderasiatischen zu verschmelzen ſtrebte, ohne daß dabei eine rechte Einheit herauskam, vielmehr ein eigentümlicher Aggregatzuſtand der verschiedenen Elemente geschaffen wurde. Dieser Zuſtand iſt es nun, der auch die Forschung nicht wenig erschwert; denn es werden für diese Bedingungen vorausgesetzt, die nicht leicht zu erfüllen sind: Vertrautheit nicht nur mit dem klassischen und helleniſtischen Altertum, sondern auch mit dem semitischen und persischen Orient, dessen Einflüsse mit der Vertiefung unserer Erkenntnis immer ſtärker zutage treten. So lockend es nun auch sein mag, diese Einflüsse zu verfolgen, so liegt doch in dieser asiatisch-europäischen Kulturverquickung zweifellos eine Erschwerung des Studiums dieser neu geschaffenen Verhältnisse. Denn wer könnte sich auch zutrauen, Gräziſt und Orientaliſt zugleich zu sein? — Ein A. v. Gutschmid konnte es zwar, von den Lebenden kann es wohl nur J. Marquart. Aber gerade dessen Schicksal zeigt, wie undankbar es iſt, zwei so weit auseinanderſtrebende Forschungsgebiete unter einen Hut bringen zu wollen. Und wer möchte das gefährliche Experiment sonſt noch wagen? — Aber was einem einzelnen nicht möglich iſt, kann durch das geschickte Zusammenwirken mehrerer gelingen, und darum eröffnet sich gerade der Byzantiniſtik ein dankbares Feld in den nun auch in Deutschland geplanten geiſteswissenschaftlichen Forschungsinſtituten.

Die genannten Schwierigkeiten wurzeln in dem Charakter des jungen Faches selbſt und treffen die ganze Disziplin. Dazu tritt noch eine vierte Schwierigkeit äußerer Art, die sich lediglich auf ihr führendes Organ, die »Byzantinische Zeitschrift«, erſtreckt. Trotzdem ihr Begründer, K. Krumbacher, ihr einen internationalen Charakter zu geben und damit ein Zentralorgan für diesen gesamten Wissenschaftszweig zu schaffen suchte, konnte es doch nicht ausbleiben, daß alsbald (1894) in dem an den byzantinischen Studien besonders lebhaft interessierten Rußland ein eigenes Organ für die Byzantiniſtik begründet wurde, der »Vizantiskij Vremennik«, das vorwiegend für die einschlägigen Arbeiten slawischer und griechischer Forscher beſtimmt iſt, also einen speziell oſteuro-

päischen Charakter trägt, während die »Byz. Ztschr.« in erſter Linie der Sammelpunkt weſteuropäischer, also deutscher, französischer und englischer Forschung iſt. Mag man auch diese Spaltung als eine Folge der allgemeinen europäischen Kulturspaltung ansehen, so iſt sie doch geeignet, das Studium der Byzantiniſtik zu erschweren durch die Notwendigkeit, zwei Zeitschriften zu verfolgen, deren eine schon durch ihre Sprache dem Weſteuropäer so gut wie verschlossen iſt, obwohl ihre Beiträge denen des weſtlichen Organs größtenteils durchaus ebenbürtig sind und sie in den meiſten Fällen ergänzen. Es iſt schon darum tief zu bedauern, daß man sich in Rußland nicht entschließen konnte, das neue Unternehmen nicht auch sprachlich auf eine mehr internationale Basis zu ſtellen, anſtatt ihm einen so exklusiv oſteuropäischen Anſtrich zu geben; denn dem gebildeten Russen wird es doch unvergleichlich leichter, Französisch zu schreiben, als dem Weſteuropäer, Russisch auch nur zu lesen. Iſt auch das Vorurteil gegen die slawischen Sprachen an sich durchaus unberechtigt, so kann man doch verſtehen, wenn viele sich von einer Wissenschaft abgeſtoßen fühlen, zu der man außer dem schon so wenig populären Griechisch auch noch das soviel weniger populäre Slawisch braucht, dessen Erlernung unverhältnismäßig viel Zeit und Mühe koſtet. Auch hier werden sich die Schwierigkeiten nur heben lassen durch die vereinigte Arbeit mehrerer, unter denen wenigſtens einer oder zwei sein müßten, die des Slawischen kundig sind und die Aufgabe hätten, die Kenntnis und den Inhalt der wichtigen slawischen Aufsätze und Werke über Byzantiniſtik zu vermitteln. Wenn endlich seit zwei Jahren auch Griechenland eine eigene Zeitschrift für Byzantiniſtik hat, die in Athen erscheinende „*Βυζαντίς*", so iſt das an sich sehr erfreulich, es scheint mir aber zweifelhaft, ob eine so junge Wissenschaft schon drei Organe tragen kann, von denen allein zwei auf den einſt byzantinischen Kulturkreis selbſt kommen.

Zum Glück fehlt es jedoch auch nicht an Anzeichen, die dem Gedeihen der byzantinischen Studien in Deutschland günſtig sind. Und zwar scheinen mir diese Anzeichen zu beruhen auf dem Ausbau und dem Fortschritt besonders zweier Studiengebiete, die sich eng mit der Byzantiniſtik berühren. Es sind dieses die Studien zur Sprache und Kultur des Hellenismus und die der Kunſt und Literatur Vorderasiens. Beide bilden einen Brückenbau, der, von zwei verschiedenen Punkten in Angriff genommen, sich i kühnem Bogen hinüberschwingt zu de noch immer in glänzender Isolierun verharrenden Kulturwelt von Byzan

Die Erkenntnis, daß die byzantinisch Kultur einerseits fundiert iſt auf d helleniſtischen, andererseits auf d vorderasiatischen, iſt uns erſt aufg gangen durch die Erforschung d Denkmäler, der literarischen wie d Kunſtdenkmäler. Für den Hellenism waren es die in den letzten zw Jahrzehnten massenhaft ans Licht g zogenen literarischen Denkmäler d griechisch-ägyptischen Papyri, für d vorderen Orient waren es die no zahlreich erhaltenen Trümmer d vorderasiatischen Architektur u Skulptur sowie die Produkte d altchriſtlichen Literatur.

Die Papyri lieferten in zweifac Hinsicht den Beweis, daß die helleniſtisc Periode Ägyptens untrennbar verknü iſt mit der frühbyzantinischen: sprachlicher und in verwaltun geschichtlicher Hinsicht.

Alle Symptome einer völligen Neubildung der Sprache, wie sie in der byzantinischen Zeit fertig vorliegen, sind im Griechisch Ägyptens schon im Keim zu erkennen. Das haben die Untersuchungen von Hatzidakis, Deißmann, Thumb und dem Referenten unwiderleglich dargetan, eben auf Grund der Zeugnisse der Papyri. Man erkannte, daß sich auf dem Boden Ägyptens ein Weltverkehr und damit eine Weltsprache entwickelte, die nur das Griechische sein konnte, man erkannte ferner, daß auch die sog. Bibelsprache sich in diesen großen Zusammenhang einfügt, und man erkannte endlich, daß zwischen diesem und dem byzantinischen Griechisch eine feste Grenze überhaupt nicht zu ziehen ist. Damit hat sich denn der durch die Papyri gegebene Anstoß auch auf die byzantische Gräzität fortgepflanzt, über die schon mehrere verheißungsvolle Arbeiten vorliegen, und die man nun nicht mehr verächtlich als Entartung betrachtet, sondern als folgerichtige Entwicklung des »gemeinen« Griechisch, der *Κοινή*.

Das Zweite, was uns die Papyri lehrten, war das Verständnis der realen Kulturzustände Ägyptens in der hellenistisch-römischen Zeit, in erster Linie der Beamten- und Verwaltungsorganisation. Da die Papyri von der frühhellenistischen bis in die frühbyzantinische Zeit führen, also eine Spanne von fast tausend Jahren umfassen, kann man daran die ganze Entwicklung der Verwaltung in ptolemäischer, römischer und byzantinischer Zeit studieren, und Arbeiten wie die Dissertationen von M. Gelzer über die byzantinische Verwaltung Ägyptens (1909) und die von G. Plaumann über Ptolemaïs in Oberägypten (1910) lassen deutlich den Zusammenhang zwischen der römisch-ägyptischen und der byzantinischen Verwaltung erkennen.

Hat der ägyptische Hellenismus auf die Sprache und die Verwaltung von Byzanz den durchgreifendsten Einfluß geübt, so hat andererseits der vorderasiatische Orient bestimmend eingewirkt auf die byzantinische Literatur und Kunst. Auch diese Erkenntnis ist noch ganz jungen Datums, ja sie hat sich noch nicht einmal völlig und widerspruchslos durchgesetzt.

Wenn hier von Vorderasien die Rede ist, so ist darunter der semitische und der iranische Orient zu verstehen, also Syrien und Persien. Beide alte Kulturländer sind fast gleichmäßig für die Litteratur sowohl wie für die bildende Kunst von Byzanz vorbildlich geworden, und zwar fast ausschließlich für die kirchliche Litteratur und die kirchliche Kunst, wie es ja der ganzen, auf das Religiöse gerichteten Kulturstellung des Orients entspricht.

Daß zunächst die byzantinische Hymnenpoesie mit ihrem rhythmischen Strophenbau und ihrem wortakzentuierenden Prinzip eine Nachbildung der syrischen Hymnendichtung ist, dies nachgewiesen zu haben, ist das Hauptverdienst der Forschungen des leider früh heimgegangenen Th. Wehofer in Wien, der in seinen »Studien zur christlichen Epistolographie« (1901) diesen Zusammenhang zuerst klar herausgestellt hat, nachdem schon ältere Forscher einen solchen Zusammenhang wenigstens geahnt haben.

Heftiger entbrannte der Kampf um die Frage nach dem Ursprung der christlich-byzantinischen Kunst. Hier waren namentlich zu nennen die impulsiven Streitschriften Josef Strzygowskis in Wien, die die Alternative, ob Rom oder der Orient als Quelle der byzantinischen Kunst anzusehen seien, zu

gunsten des Orients entschieden, und zwar des syrischen und persischen Orients, der Heimat des monumentalen Kuppelbaues und des geometrischen Ornamentes. Aber auch Tracht und Gerät von Byzanz hat von Persien aus maßgebende Einflüsse erfahren, wie noch im einzelnen festzustellen sein wird. Persien hat endlich auch auf die Gestaltung des volkstümlichen Helden- und Liebesromanes der Byzantiner Einfluß geübt, wie sich aus dem noch nicht genügend beachteten Vergleich des Romans von Basilios Digenis Akritas mit persischen Romanen ergibt.

Die enge Verquickung der byzantinischen Kultur teils mit der hellenistischen, teils mit der vorderasiatischen ist also nicht mehr zu bestreiten, und damit ist auch für die wissenschaftliche Byzantinistik der Mutterboden gefunden, auf dem sie weiter gedeihen kann.

Wenn man endlich bedenkt, daß nicht nur der wissenschaftliche, sondern auch der politische Mutterboden und Hauptschauplatz der byzantinischen Staats- und Kulturwelt, also die Balkanhalbinsel, endlich auf dem langersehnten Punkte angelangt ist, wo der türkische Bannfluch von ihr genommen werden soll, so wird auch diese Umwälzung wohltätig zurückwirken auf eine systematischere Durchforschung der bisher türkischen Gebiete der Halbinsel, zumal in kunstgeschichtlicher Hinsicht; denn was die eifersüchtig-mißtrauischen Türken vor den Blicken der »Franken« ängstlich hüteten, wird nun ohne weiteres dem Forscher zugänglich werden, und auch die Balkanvölker selbst werden in dem Wettstreit um die Erforschung ihres Mittelalters nicht zurückbleiben.

Die Byzantinische Zeitschrift hat sich die Erkenntnis von der Notwendigkeit einer festen Fundamentierung der Byzantinistik besonders in ihrem bibliographischen Teil zu nutze gemacht, der daher auch ein unentbehrliches Hilfsmittel bildet für alle, die sich mit der Erforschung des hellenistischen und des semitisch-persischen Orients beschäftigen; denn hier greifen die Grenzen der Nachbargebiete ineinander über und wird die Verfädelung des großen Kulturgewebes deutlich sichtbar.

Die eigentliche Geistesarbeit jedoch, die in der »Byz. Ztschr.« niedergelegt ist, sind die selbständigen Aufsätze, und diese beweisen denn auch am besten den Fortschritt, den die byzantinistische Forschung seit dem Bestehen der Zeitschrift gemacht hat. Eine übersichtliche Zusammenstellung der größeren selbständigen*) dieser Aufsätze der letzten zehn Bände**) wird daher an dieser Stelle nicht unerwünscht sein.

Den breitesten Raum nehmen darunter die Aufsätze über die äußere Geschichte des byzantinischen Reiches ein, und da diese wiederum in die Geschichte aller der Völker und Staaten eingreift, mit denen Byzanz in Berührung kam, so gewinnen diese Arbeiten auch für den mittelalterlichen Historiker überhaupt Bedeutung und seien daher hier in zeitlicher Folge aufgeführt und, soweit tunlich, skizziert.

In die äußeren politischen Zustände der vorkomnenischen Zeit führen nur wenige Betrachtungen. Da sind zunächst die beiden Untersuchungen von Fr. Görres über die byzantinischen Besitzungen an den Küsten des spanisch-westgotischen Reiches (16, S. 515—538) und über die byzantinische Abstammung der spanischen Westgotenkönige Erwich

*) D. h. solcher, die nicht Ergänzungen, Verbesserungen oder Widerlegungen anderweitig erschienener Aufsätze bilden.

**) Eine entsprechende Zusammenstellung für die ersten zehn Bände gab der Verfasser in der Beilage zur (Münchner) Allg. Ztg. 1901, Beilage Nr. 286.

und Witiza sowie die Beziehungen des Maurikios (582—602) zur germanischen Welt (19, S. 430—440). In ersterem Aufsatz wird auf Grund abendländischer Quellen über die Ausdehnung und den allmählichen Rückgang der 70 Jahre lang (von 554—624) behaupteten durchaus nicht unbedeutenden byzantinischen Territorien im Südosten und im Südwesten der pyrenäischen Halbinsel gehandelt, wobei drei Etappen angenommen werden, nämlich von 554—586, von 586 bis 612, von 615—624; erst die dritte bezeichnet die endgültige Vertreibung der Oströmer durch die Westgoten aus Spanien. Der zweite Aufsatz beschäftigt sich weniger mit den im Titel genannten Fürsten als mit den Quellen über den Verbleib des jungen Prinzen Athanagild, der von Maurikios als Faustpfand nach Konstantinopel entführt worden war und von einigen mit Unrecht als Vater Erwichs angesehen wurde, der vielmehr ein Halbbyzantiner namens Ardabast war.

Über die Beziehungen zwischen Byzanz und dem Papsttum zur Zeit des Niederganges der byzantinischen Herrschaft in Italien unterrichtet ebenfalls eine Abhandlung von Fr. Görres: Justinian II. (685—695) und das römische Papsttum (17, S. 432—452), und zwar werden darin die mißglückten Bemühungen des despotischen Fürsten dargestellt, »die von ihm terrorisierte zweite trullanische Synode von 692 in der gesamten römischen Welt zur Anerkennung zu bringen«. Das Hauptgewicht fällt demgemäß auf die Besprechung der einzelnen, stark romfeindlichen Beschlüsse des Konzils (S. 441—450) und ihre Aufnahme in Rom.

Eine folgenreiche Episode aus dem großen Kapitel der Kämpfe zwischen Byzantinern und Arabern, nämlich die Eroberung von Thessalonike durch die Sarazenen i. J. 904 schildert der so früh verstorbene und vielseitig begabte Ad. Struck vom Archaeolog. Institut in Athen (14, S. 535—564), und zwar auf Grund des zeitgenössischen Berichtes des Joh. Kameniates im Vergleich mit den Berichten über die beiden späteren Eroberungen durch die Normannen (1185) und die Türken (1430) und mit besonderer Prüfung der topographischen Angaben der Quellen.

Dann folgt eine lange Pause, und erst dem aus Anlaß des dritten Kreuzzuges entstandenen deutsch-byzantinischen Konflikt vom Juli 1189 bis Februar 1190 hat der Nikolsburger Historiker K. Zimmert eine eingehende Untersuchung gewidmet (12, S. 42—77), deren Hauptgewicht auf die Feststellung der Entstehung des Konfliktes fällt, sowie darauf, die Dinge in ihrem inneren Zusammenhange zu erfassen, ältere Hypothesen zu erhärten und auch dem byzantinischen Standpunkt gerecht zu werden.

Derselbe gibt nähere Aufschlüsse über den Text des zwischen Byzantinern und Deutschen in demselben Jahre (1190) geschlossenen Friedens von Adrianopel (11, S. 303—320), der nicht im Original, sondern nur in drei Relationen vorliegt, und es wird nun untersucht, wieweit diese dem wirklichen Text entsprechen, und wie sich ihre Abweichungen erklären.

Mit der »lateinischen« Herrschaft auf byzantinischem Boden beschäftigen sich mehrere Aufsätze. P. Zerlendis teilt elf Briefe fränkischer Herzöge von den Inseln des Ägäischen Meeres mit (13, S. 136—157), und zwar neun aus dem Hause der Crispi, zwei aus dem der Da Corona. Sie sind bis auf einen italienisch verfaßt und nur in älteren oder jüngeren Abschriften er-

halten, jedoch wichtig für die Kenntnis der feudal-agrarischen Zustände der Inseln Andros und Naxos sowie des älteren venezianischen Dialektes.

J. Draeseke entwirft ein fesselndes Kulturbild aus dem Athen unter der Fremdherrschaft der Florentiner Kaufmannsdynastie der Acciaiuoli (14, S. 239—254), ohne wesentlich Neues zu bieten. Um so ergebnisreicher ist dagegen die eindringende, aus reichem, in einem eigenen Abschnitte mitgeteilten archivalischen Material geschöpfte Studie von J. Jegerlehner über den Aufstand der kandiotischen Ritterschaft gegen das Mutterland Venedig 1363—1365 (12, S. 78—125); in vier Abschnitten werden die Vorgeschichte des Aufstandes, dann dieser selbst, hierauf besonders ausführlich die Maßnahmen Venedigs und endlich der wirtschaftliche Aufschwung Kretas nach der Pazifizierung dargestellt.

Der letzte der hierher gehörigen Aufsätze hat den rumänischen Historiker N. Jorga zum Verfasser und behandelt auf Grund neuer lateinischer und italienischer Quellen und mit Benutzung der byzantinischen Historiker (in französischer Sprache) die Stellung der Lateiner und Griechen des Orients während der ersten Ansiedlung der Türken in Europa, also in der Zeit von 1342—1362 (15, S. 179—222). Das Machtverhältnis und seine Verschiebungen zwischen den Hauptrivalen, den Byzantinern, den Balkanslawen, den Levantinern und den gegen sie vordringenden Türken, kommt darin zu lebendiger Anschauung.

Weniger stark vertreten sind die Arbeiten über die innere Geschichte von Byzanz, die von jeher ein Stiefkind der Forschung war. Da ist es immerhin erfreulich, daß fünf hierher gehörige Aufsätze zu verzeichnen sind, darunter bezeichnenderweise nur einer von einem deutschen Verfasser, die übrigen von Franzosen, Russen und Italienern. Eine wichtige Seite des byzantinischen Kaisertums behandelt L. Bréhier, nämlich die Frage nach dem Ursprung der Kaisertitel (15, S. 161—178), eine ebenso wichtige des Beamtentums A. Semenov, Über Ursprung und Bedeutung des Amtes der Logotheten (19, S. 440—449). Bréhier unterscheidet zwei Typen von Kaisertiteln, einen älteren und einen jüngeren: jener ist komplizierter, dieser einfacher; jener beherrscht die Zeit vor, dieser die seit Heraklios, und zwar seit 629. Semenov kommt zu dem Ergebnis, daß der Logothet die Oberaufsicht über die Staatseinkünfte und -ausgaben führte, also zu den höchsten Beamten zählte, und daß dieses Amt unter dem Titel des Procurator oder Rationalis schon im alten Rom bestand und ebenfalls in mehrere Ressorts sich gliederte, wenn auch nicht in so viele wie in Byzanz.

Mit der inneren Geschichte unter Leo dem Weisen (886—911) beschäftigen sich zwei Forscher, nämlich der Franzose M. Mitard in »Étude sur le règne de Léon VI.« (12, S. 585—594) und der junge italienische Rechtshistoriker G. Ferrari in der italienischen Abhandlung über das Mutterrecht auf Grund der Novellen Leos (18, S. 159—175). Erstere stellt nur zwei Stücke einer größeren Arbeit dar über Regierung sowie Staats- und Verwaltungseinrichtungen von Byzanz unter Leo VI. und behandelt die viel umstrittene Frage nach der Autorschaft der in neuerer Zeit dem Kaiser Leo III. zugeschriebenen Schrift über die Taktik, und zwar in dem Sinne, daß an der Verfasserschaft Leos VI. festzuhalten sei.

Ein bisher für armenisch gehaltenes Dokument zur Stütze des legitimen Charakters der makedonischen Dynastie aus

der Zeit Basilios' I. sucht G. Der Sahaghian als eine byzantinische Fälschung zu erweisen (20, S. 165—176).

Kulturgeschichtlich höchst lehrreiche Einblicke in die inneren Zustände der Insel Kreta im 14. Jahrhundert, also unter venezianischer Herrschaft, gewähren endlich Jegerlehners auf den Mitteilungen von Gerland über das Archiv des Herzogs von Kandia beruhende »Beiträge zur Verwaltungsgeschichte Kandias im 14. Jahrhundert« (13, S. 435 bis 479) mit Beigabe von zahlreichen Polizei-, Militär- und Sittenverordnungen sowie Erlassen für die einzelnen Berufsklassen, besonders der Händler und Handwerker.

Die wichtige Frage nach dem Einfluß orientalisch-byzantinischer Kultur auf das Abendland im frühesten Mittelalter, also ein Stück dessen, was man in der Kunstgeschichte als »Byzantinische Frage« bezeichnet, behandelt ebenfalls der Franzose Bréhier in dem Aufsatz »Les Colonies d'Orientaux en Occident au commencement du moyen-âge« (12, S. 1—39). Es werden hier besonders die kommerziellen und kirchlichen Einflüsse der Syrer auf Gallien in der Zeit vom 5.—7. Jahrhundert auf Grund der epigraphischen und literarischen Quellen untersucht.

Leider sind gerade die Beiträge zur allgemein kulturgeschichtlichen Stellung von Byzanz nur sehr schwach vertreten, fast zu schwach im Verhältnis zu ihrer Bedeutung für die doch größtenteils aus oder über Byzanz erfolgte geistige Kolonisierung des frühmittelalterlichen Abendlandes. Man ist bei uns nur zu sehr an die Kulturspaltung von Europa in eine westliche und eine östliche Hälfte gewöhnt, um sich vor Augen zu halten, daß in der Zeit vor den Kreuzzügen Europa eigentlich nur eine Kulturenklave des Orients war, als dessen Vorposten Byzanz galt*). Leider hat sich die Forschung gerade diesen Zeiten noch nicht in dem erwünschten Umfange zugewendet, und dieser Zustand läßt sich auch aus der geringen Zahl der eigentlichen Kulturhistoriker erkennen, die zum Mitarbeiterkreise der Byzantinischen Zeitschrift gehören. Byzanz gilt noch immer als eine Domäne der Philologen und vor allem der Theologen, und diese beiden stehen seiner unbefangenen Beurteilung nur zu sehr im Wege. Man erinnert sich dabei unwillkürlich des Wortes von C. Neumann, daß das Byzanz der Schulmeister und Mönche nur eine Scheinfassade sei, die weggebrochen werden müsse, wenn man zu dem eigentlichen Kern von Byzanz vordringen wolle. Wie jedoch die Dinge zurzeit noch liegen, ist die Behandlung theologischer, zumal kirchenhistorischer Themata und damit die starke Beteiligung von Theologen an der Mitarbeit der Byzantinischen Zeitschrift einstweilen kaum zu entbehren, wenn man auch zugeben kann, daß manche Beiträge sich wohl besser für theologische Zeitschriften eignen würden. Das scheint mir allerdings nicht für solche zu gelten, die sich mit den Kirchenvätern beschäftigen; denn diese fallen ebenso kulturgeschichtlich wie chronologisch in die hellenistisch-byzantinische Periode und sind schon dadurch, daß in ihnen der kulturgeschichtliche Gesichtspunkt den rein theologischen überwiegt, der eigentlichen konfessionellen Sphäre ent-

*) Es sei hier erinnert an eine beherzigenswerte Bemerkung des Orientalisten Aug. Müller: »Wir sind heutzutage im Vollbewußtsein unserer modernen zivilisatorischen Überlegenheit über den im Verfall begriffenen Orient wenig geneigt, uns davon eine richtige Vorstellung zu machen, daß in der ersten Hälfte des Mittelalters das Verhältnis zwischen Ost und West ungefähr das umgekehrte war.«

rückt, wie sich ja überhaupt in der Byzantinischen Zeitschrift katholische, evangelische und griechisch-orientalische Theologen auf einem neutralen Boden friedlich begegnen. So läßt es sich durchaus rechtfertigen, wenn Aufsätze wie die von A. Naegele über Johannes Chrysoſtomos und sein Verhältnis zum Hellenismus (13, S. 73—112), von J. Draeseke über Neuplatonisches in der Trinitätslehre des Gregor von Nazianz (15, S. 141—160), und von S. Haidacher über Chrysoſtomosfragmente im Maximosflorileg und den Sacra parallela (16, S. 168 bis 201) in der Byzantinischen Zeitschrift erschienen sind, weil sie sich von einem tieferen und nicht kirchlichen Kulturhintergrunde abheben.

Ob dagegen die beiden Aufsätze von Pappadopulos-Kerameus über zwei hervorragende Persönlichkeiten der orthodoxen Kirche, Nikephoros Kalliſtos und Markos Eugenikos (11, S. 38—49; 50—69) nicht ebenso gut in einer spez. kirchenhiſtorischen Zeitschrift hätten Platz finden können, mag dahin geſtellt bleiben. Auch was W. Fritz über unechte Synesiosbriefe (14, S. 75—86) und P. Voigt über zwei mit Unrecht angezweifelte Homilien des hl. Chrysoſtomos (14, S. 498—508) beibringt, gehört im wesentlichen in die Interessensphäre des Theologen.

Zur Literaturgeschichte übergehend, haben wir zu unterscheiden die Aufsätze zur kirchlichen und zur profanen Literatur. Zur erſteren gehören zunächſt zwei Arbeiten zur literarhiſtorischen Beurteilung des Gregor von Nazianz, nämlich die von G. S. Mercati, Di un carmine anacreontico e mutilo di Gregorio Nazianzeno (17, S. 389—396) und die von Aug. Mayer: Psellos' Rede über den rhetorischen Charakter des Gregor von Nazianz (20, S. 27—100). Mit der Geschichte der byzantinischen Hymnendichtung beschäftigen sich mehrere Untersuchungen, und zwar mit Person und Lebenszeit zweier Hymnendichter die grundlegende Arbeit von P. Maas über die Chronologie der Hymnen des Romanos (15, S. 1—44) und die lateinische von Krypiakewicz über den Autor des sog. Hymnus Akathiſtos (18, S. 357—382); ferner mit Fragen der kirchenpoetischen Technik die Untersuchung von Maas über grammatische und metrische Umarbeitungen in der Überlieferung des Romanos (16, S. 565—587) und von demselben in Verbindung mit Mercati und Gassisi über gleichzeitige Hymnen in der byzantinischen Liturgie (18, S. 309 bis 356), von W. Weyh über die Akroſtichis in der byzantinischen Kanonesdichtung (17, S 1—70) und von M. Faulhaber über Katenen und Katenenforschung (18, S. 383—395). Werken beſtimmter Autoren sind gewidmet die Mitteilung eines unedierten Hochamtes von Romanos durch den griechischen Auguſtiner S. Petridès (11, S. 358—369), der Versuch einer Rekonſtruktion von Damascius' Leben des hl. Isidor (18, S. 424—480) und die Untersuchung von J. Stiglmayr über die Frage nach dem Verfasser der Doctrina patrum (18, S. 14—40).

Reich vertreten sind auch die Auf sätze zur byzantinischen Profanliteratur, und zwar ſtehen hier wieder die der Kunſtliteratur gewidmeten an erſter Stelle, entsprechend dem vorwiegend klassiziſtischen Charakter der byzantinischen Literatur und der dadurch gebotenen Möglichkeit einer weitgehenden Beteiligung der klassischen Philologen. Die unter diese Gruppe fallenden Arbeiten lassen sich gliedern in Mitteilungen unedierter Texte sowie in Spezialuntersuchungen literarhiſtorischer oder quellenkritischer Natur.

Neue kunſtliterarische Texte sind nur in geringer Zahl zu verzeichnen, nämlich eine Lobrede zu Ehren des Kaisers Nikephoros Phokas (13, S. 398—420), mehrere von E. Kurtz edierte Stücke aus der Zeit des Johannes Komnenos (16, S. 69—119), ein spätgriechisches Gedicht über die Arbeiten des Herakles (17, S. 397—429), eine poetische Reisebeschreibung des Konſtantin Manasses, ed. K. Horna (13, S. 313—355; vgl. 14, S. 468—478) und eine von M. Treu mitgeteilte Ansprache des berühmten Mongolenkhans Tamerlan (Timur Lenk) (19, S. 15—28).

Von den litterarhiſtorischen Untersuchungen beziehen sich die meiſten auf die Litteratur der Paläologenzeit; hierher gehören die Studie von A. Heisenberg über Johannes Vatatzes den Barmherzigen (14, S. 160—233), die von P. Papageorgiu zu den Briefen des Theodor II Laskaris (11, S. 16—32), die von M. Treu über Dem. Chrysoloras und seine hundert Briefe (20, S. 106 bis 128) und die beiden von S. Kugéas: Analecta Planudea (18, S. 106 bis 146) und zur Geschichte der Münchener Thukydideshandschrift Auguſtanus F (16, S. 588—609).

Aus der vorpaläologischen Zeit sind nur zu nennen die Untersuchung von L. Sternbach über den griechisch-sizilischen Eugenios von Palermo (11, S. 406—451, vgl. 16, S. 454—460) und die beiden Arbeiten über die Anlage zweier Werke aus dem Kreise des Kaisers Konſtantin VII., nämlich die von J. B. Bury, The treatise de administr. imperio (15, S. 517—577) und die von Büttner-Wobſt über die Anlage der hiſtorischen Enzyklopädie des Konſtantin Porphyrog. (15, S. 88—120).

Die weitaus meiſten Untersuchungen dieser Gruppe sind quellenkritischer Art; unter ihnen ſtehen wieder in erſter Reihe solche, die der Feſtſtellung der Quelle von hiſtorischen und chroniſtischen Werken gewidmet sind. Zu jenen gehören: die von F. Graebner, Eine Zosimosquelle (14, S. 87—139), von Th. Preger (†), Die Überlieferung der Patria K/poleos (13, S. 370—388) und von R. Vari, Zur Überlieferung mittelgriechischer Taktiker (15, S. 47—87). Von Quellenforschungen über Chroniken sind zu nennen: die von E. Patzig über die römischen Quellen des salmonasischen Johannes Antiochenus (13, S. 13—50), von E. W. Brooks, The sources of Theophanes and the Syriac chroniclers (15, S. 578—587), von D. Serruys, Recherches sur l'Epitomé (16, S. 1—51), von C. de Boor, Zu Johannes Skylitzes (13, S. 356—369; 14, S. 409 bis 467) und von E. Tièche, Spuren eines vororigeniſtischen Septuagintatextes in der Vulgärparaphrase des Konſtantin Manasses (19, S. 338—382).

Demgegenüber treten sonſtige Quellenuntersuchungen zurück; nur zwei Forscher beschäftigen sich mit der Quellenfrage rhetorisch-poetischer Werke, nämlich K. Praechter, Zum Bädergedicht des Paulus Silentiarius (13, S. 1—12) und desselben Abhandlungen über »Antikes in der Grabrede des Akropolites auf Johannes Dukas« (14, S. 479—491) und in Theodor Prodromos' Rede auf Isaak Komnenos (19, S. 314—328). Endlich iſt noch zu nennen eine Abhandlung über eine sprachliche Quelle, nämlich die von E. L. de Stefani, Per le fonti dell' Etimologico Gudiano (16, S. 52—68).

Sehr gering war auch in diesem Zeitabschnitt das Interesse für die volkstümliche Litteratur: nur vier größere Aufsätze haben selbſtändige Themata aus dieser zum Gegenſtande. Obwohl noch viele Vulgärtexte unediert sind, sind doch nur von einem einzigen davon in der Byzantinischen Zeitschrift

einige Proben ediert worden, und dieser betrifft eine kretische Komödie des 17. Jahrhunderts (13, S. 389—397), die A. Labaste vollständig herauszugeben gedenkt. Außerdem sind noch zwei Quellenuntersuchungen zu erwähnen, die von E. Patzig über das Trojabuch des Sisyphos von Kos (12, S. 231—257), zur Feststellung des Verhältnisses zwischen Septimius und seiner Dictysvorlage sowie zwischen diesem und dem griechischen Sisyphosbuche, ferner die von P. Marc über die Überlieferung des Äsopromanes (19, S. 383—421). Endlich behandelt noch K. Dieterich eine Gruppe neugriechischer Lieder aus dem Akritenkreise (13, S. 53—72), nämlich diejenige, die sich auf die Episode der geraubten und wiedergewonnenen Frau bezieht.

Eng verwandt mit der Volkslitteratur ist die Sagengeschichte. Diese ist aber noch spärlicher vertreten als jene: die Arbeit von Sal. Krauß über die Königin von Saba in den byzantinischen Chroniken (11, S. 120—131; vgl. 13, S. 492 f.) und die von P. Popović, La »Manekine« grecque et sa source italienne (16, S. 150—154) sind das Einzige, was sich hiervon nennen ließe.

Den Abschluß der Aufsätze historisch-philologischen Inhalts mögen diejenigen bilden, die sich mit Sprachgeschichte und Handschriftenkunde beschäftigen.

Die Zahl derjenigen Byzantinisten, die sich mit der spätalt-, mittel- und neugriechischen Volkssprache um ihrer selbst willen beschäftigen, ist von jeher sehr gering gewesen, und daher auch die der hierher gehörigen Untersuchungen. In letzter Zeit ist es namentlich der Deutschrusse M. Vasmer, dem mehrere dieser Beiträge zu verdanken sind, wie Etymologisches und Grammatikalisches (17, S. 108—120), Beiträge zur griech. Grammatik (16, S. 539—554), Neugriech. τριάντα etc. (16, S. 262 ff.). Außerdem gehört hierher die wortgeschichtliche Studie von D. C. Hesseling über die Syntax von ἄρχομαι und Verwandtes (20, S. 147—164). Arbeiten über die Sprache einzelner Autoren, sei es die Kunst- oder die Volkssprache, fehlen gänzlich, ein Beweis, wie sehr das Interesse an der byzantinischen Gräzität noch immer darniederliegt. Noch schwächer als die Sprachgeschichte ist die Musikgeschichte vertreten; sie figuriert nur mit einem Aufsatz, dem des Engländers H. J. Wetenhall Tillyard über die musikalische Seite der Hymnen der bekannten Nonne Cassia (Kasia) (20, S. 420—485).

War schon die Zahl der neu herausgegebenen Texte nur gering, so gilt das auch von den Mitteilungen über neue oder unbekannte Handschriftensammlungen. Nur zwei solcher Mitteilungen sind in den letzten zehn Jahrgängen enthalten, die von B. Stefanidis über griechische Handschriften in Adrianopel (14, S. 588—611 und 16, S. 266—288), eine Beschreibung von achtzig Codices in griechischer Sprache, und die von E. v. Dobschütz über eine Sammelhandschrift des 16. Jahrhunderts (15, S. 243—275), d. h. über die Hs. A. 187 der Dresdner Kgl. Bibliothek, die viele für Theologen wichtige hagiographische Stücke enthält, die ihrem Inhalt nach nebst einigen Proben mitgeteilt werden. Hingewiesen sei auch noch auf die Nachträge, die E. Gerland zu seinen früheren Mitteilungen (8, S. 347—386) über C. Hopfs litterarischen Nachlaß gibt (11, S. 321—332).

Noch geringer als die Beiträge über neue Handschriften sind die über neue Inschriften. Nur eine, wenn auch besonders umfangreiche Sammlung von solchen liegt vor, nämlich die von 1C

griechischen und lateinischen Inschriften aus Syrien, Mesopotamien und Kleinasien, die M. v. Oppenheim und H. Lucas ediert haben (14, S. 1—72), wenn man nicht auch die von Jannopulos mitgeteiten Bleisiegel aus dem südlichen Halmyros (17, S. 131—140) hierherrechnen will.

Mit der Epigraphik haben wir uns bereits den Denkmälern und damit der Kunſtgeschichte genähert. Auch diese iſt nur durch wenige größere Spezialuntersuchungen gefördert worden. Vier davon sind den Kunſtdenkmälern beſtimmter Gegenden gewidmet, nämlich die Studie von J. Strzygowski der von ihm als alte Kirche gedeuteten Ruine von Philippi (11, S. 473—490), die von P. Papageorgiu den Bildern und Inschriften der Demetrioskirche von Saloniki (17, S. 321—380), die von P. Orsi den Reſten byzantinischer Kleinkunſt Siziliens (19, S. 63—90), und die von E. Brandenburg über byzantinische und seldschuckische Reſte im Gebiete des Türkmen⸗Dag (19, S. 97—106).

Ein Problem von allgemeinerem Interesse behandelt A. Baumſtark in der Abhandlung: Frühchriſtlich⸗paläſtinische Bildkomposition in abendländischer Spiegelung (20, S. 177—196), in der er nachzuweisen sucht, daß der unter dem Namen Dittochaeon bekannten Doppelserie poetischer Bildunterschriften des Prudentius wie den Mosaiken von S. Apollinare in Ravenna chriſtlich⸗paläſtinische Vorbilder zu Grunde liegen.

Die Kenntnis der byzantinischen Topographie endlich iſt durch einige Studien erweitert worden, die sich auf verschiedene Punkte des Reichsgebietes erſtrecken, und zwar ſtellt der nun leider auch abberufene Th. Preger Studien zur Topographie Konſtantinopels an (14, S. 272—280; 19, S. 450—476), während der Grieche P. Zerlendis Insel und Stadt von Naxos (11, S. 491—499), und H. Kretschmayr, der Geschichtsschreiber Venedigs, die Schilderung der venezianischen Inseln bei Konſtantin Porphyrogennetos einer kritischen Nachprüfung unterzieht und Unsicheres zu identifizieren sucht (13, S. 482—489).

Es iſt, wie man sieht, ein reicher und mannigfaltiger Stoff, der hier in diesen zehn Bänden vereinigt iſt, ein Stoff, der allen Gebieten des byzantinischen Lebens und ihrer Erforschung zu gute kommt, wenn auch nicht allen in dem wünschenswerten Gleichmaß. Wenn es erlaubt iſt, in dieser Richtung einen Wunsch zu äußern, so wäre es der, daß in Zukunft der Erforschung des inneren Lebens mehr Aufmerksamkeit geschenkt werde, von Recht, Handel, Verwaltung, Wirtschaft, Sitte — kurz von allem, was man als Realien bezeichnet und was z. B. in der Geschichtsforschung des weſtlichen Mittelalters eine so große Rolle spielt; denn erſt diese Seiten des Lebens lassen erkennen, welcher Art wirklich die byzantinische Kultur war, und auf welchen Grundlagen sie weiterbaut. Sodann aber möchten wir mehr wissen über die Tragweite — die räumliche und die zeitliche — dieser Kultur; denn erſt dadurch wird sie uns näher gebracht, werden die Brücken geschlagen, die von ihr aus zu uns herüberführen. Man iſt noch immer vielfach der Meinung, daß die Welt von Byzanz nicht unsere Welt iſt, man sieht nur das Trennende, nicht das Einende. Und doch, wenn wir den Blick in die Tiefen der dunklen Jahrhunderte dringen lassen, in die Zeit, die man als frühes Mittelalter bezeichnet, in die Zeit vom 7.—11. Jahrhundert, wo der Weſten Europas noch ein Chaos war, wo man erſt anfing, die Grundlagen einer mittelalterlichen Kultur zu legen, da ſtoßen wir allüberall auf Byzanz,

als das einzige Kulturbollwerk, das in den Stürmen der Völkerwanderung noch aufrecht stehen geblieben war, und auf das sich die Blicke aller Kulturbegründer notwendig richten mußten. Je mehr man sich der Erforschung dieser Zeit des werdenden Mittelalters zuwendet, um so mehr wird man wie von selbst zu Byzanz gelangen, dem Kulturmittelpunkt der damaligen Welt, das seine Kulturmission, die Mittlerin zwischen Asien und Europa zu bilden, zu keiner Zeit so reichlich erfüllte wie damals, wo das Verhältnis zwischen Westen und Osten gerade das umgekehrte war wie heute, wo der Westen der nehmende, der Osten der gebende Teil war. Die »byzantinische Frage« ist nicht nur eine kunsthistorische, sondern auch eine kulturhistorische Frage.

Eine Lehre erteilt uns aber der Inhalt der letzten zehn Bände der »Byz. Ztschr.« schon heute: daß die byzantinische Kulturwelt im weitesten Sinne dem Orient nähersteht als dem Altertum oder doch dem orientalischen Altertum näher als dem griechisch-römischen. Dieses wurde ja in den Orient hineingezogen und kam als byzantinisch wieder daraus hervor. Die Antike, für deren Fortleben in Byzanz C. Neumann so eifrig eingetreten ist, bildet doch nur eine aristokratische Oberflächenkultur, die keine Wurzeln im Volksbewußtsein hatte, vielmehr nur durch Schule und Kirche mühsam überliefert wurde. Wie gering ist denn auch der Gewinn für die Pflege der antiken Bildung in diesen zehn Bänden! Sieht man ab von den beiden Aufsätzen Praechters über antike Spuren bei Theodor Prodromos und Georgios Akropolites, so bleibt eigentlich nur das späte Schulgedicht über die Arbeiten des Herakles und die »vorläufigen Bemerkungen« über Longibardos, was den klassischen Philologen interessieren könnte, allenfalls noch die Untersuchungen von Marc über den Ursprung des Äsop-Romanes und die von Patzig über das Trojabuch des Sisyphos von Kos. Alles übrige kann er getrost entbehren, weil es schon jenseits seiner Interessensphäre liegt.

Und nun nehme man dagegen, was den Orientalisten nicht nur interessiert, sondern ihm geradezu unentbehrlich erscheinen muß, vor allem dem Semitisten. Da sind zunächst zwei Studien über arabische Heiligenleben, des hl. Abramios (14, S. 509—518) und des hl. Xenophon (19, S. 29—42), sodann die sagengeschichtliche Studie von Krauß über die Königin von Saba in den byzantinischen Chroniken (11, S. 120 bis 131), die sprachgeschichtlichen Ausführungen von Kukules zu dem jüdisch-griechischen Glossar (19, S. 422—429), die kulturgeschichtliche über orientalische (syrische) Kolonien im Abendlande (12, S. 1—40), die Bemerkungen zur ältesten Chronographie des Islam von H. Buk (17, S. 532—537) und die Studie von Brooks über die Quellen des Theophanes und die syrischen Chronisten (15, S. 578—587), endlich die schon in anderem Zusammenhange genannte Arbeit von Struck über die Eroberung von Thessalonike durch die Sarazenen 904 (14, S. 535—564).

Aber auch der armenische und iranische Philologe wird von manchem Notiz nehmen, wie von dem angeblich armenischen Dokument zur Genealogie des Basilios I. (20, S. 165—176), von den byzantinischen Angaben über den altiranischen Kalender (11, S. 468—472) und dem Itinerar von Cypern nach Persien (15, S. 223 ff.)

Und endlich wird auch der Turkologe nicht leer ausgehen, wenn er die griechisch verfaßte Ansprache Tamerlans (19, S. 15—28), die Abhandlung von

Jorga über die erste Festsetzung der Türken in Europa (15, S. 179—222) oder die beiden Beiträge zur Geschichte der alten (türkischen) Bulgaren sich notiert, nämlich den von Kazarow über die Gesetzgebung des bulgarischen Fürsten Krum (16, S. 254—257) und die von Bury über den Zeitrechnungszyklus der Bulgaren (19, S. 127—144).

Die Welt von Byzanz jagte einem Doppelideal nach. Die geistige Größe des Griechentums zu vereinigen mit der politischen Größe des Römertums war das Streben aller ehrgeizigen Byzantiner. Aber diesem Ideal und seiner Verwirklichung stand die rauhe Wirklichkeit drohend im Wege: die unablässig auf einander heranrollenden Völkerwogen Asiens hielten das Reich in einem dauernden Kriegszustand nnd ließen es nicht zum rechten Genuß der Früchte des Friedens gelangen. Ja, vielleicht verlangte man zu viel in Byzanz: die Welt geistig zu beherrsehen durch die Macht antiker Bildung und sie zugleich politisch zu beherrschen durch die Macht römischer Waffen, das ging sicher über menschliche Kraft, und so scheiterte sein Ehrgeiz an beiden, der unüberwindliche Orient verschlang beide, den byzantinischen Humanismus wie den byzantinischen Imperialismus, und was allein übrig blieb, war die byzantische Kirche. Die byzantinische Kultur konnte also nicht die Welt erobern, wie sie Rom politisch und wie sie die italienische Renaissance geistig erobert hat. Aber sie ist darum nicht unfruchtbar geblieben; was sie gewirkt hat, liegt zeitlich zwischen jenen beiden großen Perioden der europäischen Geschichte und ist gerade darum so lange und so völlig übersehen worden. Wenn diese Wirkungen jetzt mehr und mehr erkannt werden, so ist das nicht zum wenigsten das Verdienst der Byzantinischen Zeitschrift und — so fügen wir hinzu — zugleich ihre Hauptaufgabe; denn immer wieder muß es aufs nachdrücklichste betont werden: das Verständnis des frühen Mittelalters, und zwar gerade des westeuropäischen, ist nicht denkbar ohne die Kenntnis der Staats- und Kulturzustände des damals auf seiner Höhe stehenden östlichen Roms, gegen das selbst das westliche nur noch ein Schatten seiner früheren Größe war. Es ist daher ein Irrtum, wenn man glaubt und wiederholt äußern hört, Byzanz und seine Kultur habe nur Wert teils als schwächlicher Konservator der Antike, teils als Bahnbrecher und Vorbild des russischen Kolosses, also nur entweder für spätklassische Philologen oder für osteuropäische Historiker und Kulturforscher. Diese beiden Wirkungen sind zwar die handgreiflichsten, weil ausgedehntesten, während jene zwar latenter, aber um so tiefgreifender waren, und nur in ihrer tiefen Wirkung noch nicht nach Gebühr gewürdigt sind, weil die Zeit des frühen Mittelalters selbst noch nicht auf ihre Kulturgrundlagen bin befriedigend erforscht ist. Das nur ist schon jetzt sicher, daß niemand, der sich mit der europäischen Geschichte und Kultur des 6.—10. Jahrhunderts beschäftigt, an Byzanz vorbeikommt; denn das frühe Mittelalter Europas steht ebenso unter dem Banne des östlichen Roms wie das spätere unter dem des westlichen.*) Dazu,

*) Vgl. dazu J. Strzygowski im Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstiftes in Frankfurt a. M. 1910, S. 32: »Das Reich Karls des Großen, dasjenige von Byzanz und der von Indien bis an die Atlantis gehende islamische Kulturkreis geben zusammengenommen die Weite des Horizontes, den der Geschichtsforscher des Mittelalters vor Augen haben muß.«

daß diese Erkenntnis in den Kreisen unserer Historiker und Kulturhistoriker sich mehr Bahn breche, muß auch die Byzantinistik selbst beitragen; denn nur von diesem Gesichtspunkt aus hat sie auch in Deutschland auf eine gedeihlichere Zukunft zu rechnen als von dem des absterbenden Altertums und von dem des aufkommenden osteuropäischen Mittelalters.

Nachrichten und Mitteilungen.

Der X. Internationale Kunsthistorische Kongreß in Rom.

Vom 16.—21. Oktober hat in Rom der X. Internationale Kunsthistorische Kongreß getagt, nachdem unmittelbar vorher der III. Archäologische seine Sitzungen beendet hatte*). Die Kunstgeschichte, die oft nicht ohne Grund mit Eifersucht zur älteren Schwester Archäologie aufblicken muß, ist stolz darauf, daß sie, wie schon in der Bezifferung der Kongresse zum Ausdruck kommt, vor der Archäologie eine längere Überlieferung und festere Organisation des Kongreßwesens voraus hat.

In der Tat sind seit dem ersten Kunsthistorischen Kongreß, der 1873 in Wien tagte, fast 40 Jahre verflossen. Freilich wurde erst 20 Jahre später mit dem Nürnberger Kongreß die Idee wieder aufgenommen, dem dann in kurzen Pausen die Kongresse von Köln, Budapest, Amsterdam, Lübeck, Innsbruck, Darmstadt und München (1909) gefolgt sind.

Nur zweimal hatte also bisher der Internationale Kunsthistorische Kongreß die Grenzen des deutschen Sprachgebiets verlassen. Seine Organisation, die in den 1893 beschlossenen Statuten ihren Ausdruck findet, ist deutschen Ursprungs, und dieses Vorherrschen des deutschen Elements fand in der Zusammensetzung des „Ständigen Ausschusses" und des Vorstandes seinen entsprechenden Ausdruck.

Trotzdem hat der Kongreß seine internationalen Absichten nicht vergessen und ihnen auf den beiden letzten Kongressen auf deutschem Boden durch die Zuwahl nichtdeutscher Mitglieder zum Ständigen Ausschusse Ausdruck gegeben. Es blieb nun die Probe zu machen, ob die Organisation dieser Kongresse auf fremdem Boden bei wirklich internationaler Zusammensetzung der Teilnehmer allen Anforderungen genügen würde. Die Probe war in Rom zu machen, und sie ist bestanden worden.

Es ist in erster Linie der Geschicklichkeit Prof. Warburgs zu danken, daß, als in Italien die Idee eines kunsthistorischen Kongresses auftauchte, der Anschluß an die bestehende Organisation hergestellt wurde. Es war gewiß ein glückliches Zusammentreffen, daß gerade in Rom die Probe auf das Gelingen eines im vollsten Sinne des Wortes Internationalen Kongresses abzulegen war, daß hier der Ausgleich zwischen dem die internationalen Interessen wahrnehmenden Vorstande, der seiner Zusammensetzung nach ein deutscher war, und dem die nationalen Interessen vertretenden Lokalkomitee gefunden werden mußte. Wenn die gewiß nicht unerheblichen Schwierigkeiten ohne jede Störung des Einvernehmens überwunden werden konnten, so ist das in erster Linie der Liberalität und Loyalität der italienischen Kollegen zu danken, in zweiter Linie den besonders günstigen Bedingungen, die Rom für ein solches Zusammenarbeiten bot. Es war von den glücklichsten Folgen, daß Rom nicht nur der Mittelpunkt des italienischen Geisteslebens ist, sondern daß es auch die kleine Gelehrtenrepublik beherbergt, die sich aus den Vertretern der vielen fremdländischen wissenschaftlichen Institute zusammensetzt. So konnte das Lokalkomitee die italienische wie die ausländische Wissenschaft in ihren römischen Vertretern vereinigen. Und da sowohl das Haupt der italienischen Kunstgeschichte, Adolfo Venturi, wie der Verfasser zugleich dem Ständigen Ausschusse angehörten, war nach dieser Seite hin auch durch Personalunion die Verbindung gesichert.

Entsprechend der Erweiterung des Teilnehmerkreises und ihrer Interessensphäre schien es notwendig, das wissenschaftliche Programm des Kongresses fest zu umschreiben, wenn anders nicht eine unübersehbare Folge zusammenhangloser Vorträge und Mitteilungen Wert und Bedeutung des Kongresses ersticken sollte. Es war naheliegend, die internationalen künstlerischen Beziehungen, in

*) Ein Bericht über den III. Internationalen Archäologischen Kongreß wird im Januarheft erscheinen. Die Redaktion.

sonderheit die Italiens zum Auslande zum Kernpunkt des Programms zu machen.

Die Zahl der angemeldeten Vorträge war eine außerordentlich große. Es ergab sich die Notwendigkeit, eine kleine Anzahl für die Plenarsitzungen an den Nachmittagen zu bestimmen, die Mehrzahl aber in vier Sektionen gleichzeitig an den vier Verhandlungstagen vortragen zu lassen, wobei eine der Sektionen den Erörterungen methodischer Art, den Fragen der Denkmalspflege und der Museumsorganisation, vorbehalten war. Nach den Erfahrungen des römischen Kongresses darf man sagen, daß das Interesse für Probleme der letztgenannten Art kein allzu lebhaftes gewesen ist, vielleicht weil sie sich, soweit die praktische Organisationsfrage hineinspielt, weniger zu internationalen Erörterungen eignen, vielleicht auch, weil sich das Interesse an anderer Stelle, in den Denkmalspflegetagen usw., erschöpft.

Selbst ein Problem, das eine Lebensfrage der Kunstwissenschaft berührt, die Frage nach der Stellung der Kunstgeschichte zu den verwandten Disziplinen und nach ihrer Berücksichtigung im Unterrichtswesen der Gegenwart, hat, wenigstens nach der Schwierigkeit zu urteilen, die es bot, Referenten zu finden, nicht die Anziehungskraft ausgeübt, die man hätte erwarten dürfen. In der Eröffnungssitzung, nachdem der Kultusminister Onor. Prof. Credaro, der Bürgermeister von Rom E. Nathan und der Vorsitzende des Ständigen Ausschusses Prof. Kautzsch gesprochen hatten, beleuchtete Prof. Venturi die einschlägigen Probleme in einem einleitenden Vortrage; ihm folgten am Nachmittage die Ausführungen der Referenten, wobei Prof. Waetzoldt über die Kunstgeschichte im deutschen Hochschulwesen sprach. Wenn sich auch bei uns, wie aus Waetzoldts Darlegungen hervorging, die Kunstgeschichte erst in den letzten Jahrzehnten die Mehrzahl ihrer Lehrstühle hat erobern müssen, so schneidet sie hier gegenüber den Verhältnissen in anderen Ländern, wo ihr nur wenige — und das im Lande der Kunstgeschichte, Italien! — oder gar kein Katheder eingeräumt wird, glänzend ab. Am Schluß dieser Sitzung wurde eine Resolution gefaßt, die die Regierungen auffordert, den kunstgeschichtlichen Unterricht überall an Universitäten, Technischen Hochschulen, Gymnasien, vor allem aber auch an den Priesterseminaren einzuführen und besonders darauf zu achten, daß der Unterricht in Händen wirklich in der Kunstgeschichte ausgebildeter Kräfte liegt.

Das Programm des eigentlich wissenschaftlichen Teils der Kongreßverhandlungen war ein derartig reichhaltiges, daß es schwer ist, in Kürze einen Begriff davon zu geben. Die Mehrzahl der Vortragenden hatte enge, scharf umgrenzte Themen gewählt; nur wenige haben es unternommen, große, weitschichtige Fragen zu behandeln. Wir nennen vor allem den Versuch Henry Thodes, die Wesensunterschiede der deutschen und der italienischen Kunst in Worte zu fassen. Wer den Eindruck der oratorischen Begabung Thodes an sich erfahren hat, kann leicht ermessen, wie seine mit dem Schwunge der Begeisterung vorgetragene Analyse der künstlerischen Auffassung des mystisch veranlagten und mit malerischem Sinn die Natur bis in ihre Einzelheiten beobachtenden Nordländers und des von großzügiger Plastik der Anschauung ausgehenden Südländers — ein Problem, das der Redner bis zu seinen Anfängen, der Zersetzung der Antike durch das Christentum, zurückzuverfolgen suchte — auf die Hörer wirken mußte. Thode fand sein Widerspiel als Meister des Wortes in Corrado Ricci. Der Generaldirektor der schönen Künste nahm die Gelegenheit der dreihundertsten Widerkehr des Todestages Federigo Baroccis wahr, um vor der feierlichen Versammlung so vieler Kunsthistoriker dem Meister der Farbe aus Urbino eine schwungvolle Gedächtnisrede zu widmen.

Überblicken wir die Themata auf ihre Verteilung über die verschiedenen Perioden der Kunstgeschichte, so entspricht die Bevorzugung des Mittelalters auf der einen und des 17.—18. Jahrhunderts auf der andern Seite durchaus der heute herrschenden Strömung, die diese Zeiten als Arbeitsgebiete bevorzugt. Auffallend war, daß die große Streitfrage nach dem Anteile von Rom, Byzanz und Orient an der Ausbildung der altchristlichen und der mittelalterlichen Kunst nicht zu weitergehenden Erörterungen geführt hat, obgleich Wilpert mit seinem Thema „Rom als Begründerin der altchristlichen und mittelalterlichen Monumentalkunst" den Fehdehandschuh hingeworfen hatte. Wenn hier der energische Widerspruch auch nicht ausblieb, so war doch kein Redner da, der das Thema vom entgegengesetzten Standpunkte aus beleuchtet hätte. Das lebhafte Interesse an der byzantinischen und orientalischen Kunst kam dagegen in einer Gruppe anderer Vorträge zum Ausdruck; wir möchten hier nur auf die Ausführungen Gabr. Millets hinweisen, der ein noch fast ganz unerforschtes Gebiet, die Beziehungen zwischen italienischer und byzantinischer Kunst auf dem Balkan im XIV. Jahrhundert, behandelte. Einen interessanten Beitrag zur ikonographischen Seite der Frage lieferte Bertini-Calosso in seiner Studie über ägyptische Elemente in der Darstellung der „Dormitio virginis".

Nur um einen Begriff zu geben von der Vielseitigkeit der Arbeiten der ersten Sektion und den weiten Gebieten, die hier die internationalen Beziehungen umfassen, seien noch einige der Themata angedeutet: Oberitalien und der Mittelrhein im 12. Jahrhundert (Kautzsch), die Cluniacenser-Architektur in S. Antimo (Enlart), langobardische Architektur in Spanien (Puig y Cadafalch), die Kathedrale von Lund und der italienische Einfluß (Wrangel) u. a. m.

Dasselbe Bild der Vielseitigkeit, das doch von dem Rahmen der Beziehungen zu Italien zusammengehalten wurde, boten die Arbeiten der zweiten und der dritten Sektion. Wie schon erwähnt, fanden die Themen aus der Kunstgeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts das größte Interesse. Aus dem Gebiete der niederländischen Malerei behandelten Adolph Goldschmidt den italienischen Einfluß auf die Holländer des 17. Jahrhunderts, Jan Veth den Einfluß auf Rembrandt; in Weizsäckers Vortrag über Elsheimer, in W. Friedländers über Poussin, in A. L. Mayers über Greco, in Ashbys über Turner kamen die deutsche, die französische, die spanische und die englische Malerei in ihren Beziehungen zu Italien zu Worte. Von ganz anderer Seite packte Warburg das Problem der internationalen Beziehungen; in seiner Erklärung der Fresken des Palazzo Schifanoja in Ferrara war das Moment der Internationalität durch die Wanderung der astrologischen Vorstellungen bedingt, die den Fresken zugrunde liegen: ein scheinbar sprödes und undankbares Thema, das aber durch die große Vortragskunst des Redners und die geschickte Auswahl geeigneter Proben aus einem überwältigend reichen Material zu einem der fesselndsten Ereignisse des Kongresses wurde.

Merkwürdigerweise spielte in dem umfangreichen Programm, das wir nur andeutungsweise haben wiedergeben können, die Kunst des 19. Jahrhunderts keine Rolle; kaum, daß überhaupt von Künstlern des 19. Jahrhunderts die Rede war.

Es wäre nicht uninteressant, eine topographische Statistik der auf dem Kongreß behandelten Denkmäler zu geben; es genüge, die Grenzpunkte zu nennen: die von Italien besetzten Inseln des Ägäischen Meeres, Schweden und Spanien, kein Land, das innerhalb dieses Dreiecks liegt, ist leer ausgegangen, und die Gleichmäßigkeit der Verteilung wäre noch eine viel größere gewesen, wenn nicht so viele Vorträge in letzter Stunde abgesagt worden wären. Unter den Kongressisten waren Italiener und Deutsche in der Mehrzahl. Während die französischen, österreichischen und spanischen Kollegen zahlreich gekommen waren, fehlten die englischen und russischen fast ganz. Von den angekündigten Vorträgen fiel fast die Hälfte auf Italien, aber leider wurde ein sehr erheblicher Bruchteil davon nicht gehalten; der Zahl nach folgten in weitem Abstande Deutschland, Österreich-Ungarn, Frankreich, Spanien. Sowohl in der Zusammensetzung der Kongressisten als auch der Vorträge machte sich also eine starke Nachwirkung der Tradition der Kongresse bemerkbar.

In der Schlußsitzung überbrachte Henry Lemonnier im Auftrage der Société de l'histoire de l'art français und der Sorbonne die Einladung, den XI. Kongreß in Paris abzuhalten, eine Einladung, die mit lebhaftestem Beifall angenommen wurde. Zugleich wurde an Stelle des bisherigen Ständigen Ausschusses, dessen Mandat 1913 abläuft, ein neuer gewählt, der durchaus internationalen Charakter trägt. Der neue Ausschuß ergänzte sich durch Kooptation in der Weise, daß für jedes der hauptsächlich interessierten Länder drei, für die anderen je ein Vertreter gewählt wurden. Der Vorstand des neuen Ausschusses setzt sich aus Lemonnier (1. Vors.), Hermanin (2. Vors.), dem Verfasser (Schriftführer) und Papini (Schatzmeister) zusammen.

Das in Deutschland gebaute Kongreßschiff hat also seine große Fahrt in das internationale Meer angetreten, und wann es wieder seinen Heimathafen anlaufen wird, ist nicht vorauszusagen. Ich weiß manchen Kollegen, der es nicht ohne Wehmut hinausziehen sieht und im stillen der Meinung ist, die alten Kongresse, die im Grunde deutsch waren trotz ihrer internationalen Folie, wären das richtigere gewesen.

Der römische Kongreß, der in der größten Harmonie verlaufen ist, hat den Beweis erbracht, daß ein solches Zusammentreffen der Kollegen aus aller Herren Ländern in höchstem Maße anregend und fördernd auf alle Teilnehmer wirken muß. Gleichzeitig aber ist auch die Schwäche dieser Kongresse in Erscheinung getreten. Zur Lösung organisatorischer Fragen, zur Aufstellung einheitlicher Arbeitsprogramme und zur Gründung neuer Institutionen zur Förderung der Wissenschaft ist ein internationaler Kongreß, der keine Exekutive hat und sich an keine einzelne Regierung mit seinen Wünschen wenden kann, nicht geeignet. Zu seinem Rechte kommt dabei nur das Land, in dem der Kongreß gehalten wird; so ist von praktischen Ergebnissen des römischen Kongresses vielleicht das Wichtigste der in der vierten Sektion auf Grund weitschichtig und umsichtig vorbereiteten Materials gefaßte Beschluß der Publikation einer Sammlung der Quellen zur italienischen Kunstgeschichte, aber dieses

Unternehmen ist das Werk Adolfo Venturis und seiner Mitarbeiter, das internationale Publikum war nur Zuschauer.

Es ist also nicht daran zu zweifeln, daß die deutsche Kunstgeschichte, so groß der Erfolg der Schaffung der Organisation der internationalen Kongresse ist, doch bei der Entwicklung, die die Dinge genommen haben, eine erhebliche Einbuße zu buchen hat. Die in Rom versammelten deutschen Kollegen haben denn auch in einer im Preußischen Historischen Institut abgehaltenen Sitzung den Beschluß gefaßt, die besonderen Vorteile, die ihnen die bisherige Organisation bot, nicht fahren zu lassen, und ihre Vertreter im Ständigen Ausschuß der internationalen Kongresse beauftragt, für die Abhaltung deutscher Kongresse in den Intervallen zwischen den internationalen sorgen zu wollen.

Der Gedanke der Beibehaltung oder Neuschaffung solcher Landesausschüsse — denn wir haben hier nicht nur Deutschland im Auge — ist in der Tat überaus glücklich. Ihr Einfluß würde auch auf die Gestaltung der internationalen Kongresse den günstigsten Einfluß ausüben können; vor allem könnten sie bei der Festsetzung des Programmes ihre Wünsche in nachdrücklicher Form zur Geltung bringen. Überdies würde die Einschaltung eines nationalen Filters, wenn wir den Ausdruck gebrauchen dürfen, der die Zulassungsberechtigung der Kongressisten zu prüfen und insbesondere zu begutachten hätte, wer geeignet ist, vor der internationalen Versammlung das Wort zu ergreifen, gewiß der Sache zugute kommen.

Über das Programm des Pariser Kongresses liegt noch keine Andeutung vor. Wir sind gespannt, mit welchen Ideen die französischen Kollegen hervortreten werden. Verschiedentlich ist die Anschauung geäußert worden, in Paris sollten nach dem römischen Muster die internationalen Beziehungen der französischen Kunst den Mittelpunkt abgeben. Aber auch wenn man den Grundgedanken des römischen Kongresses beibehalten will, so wird man gewiß das Vorbild zu übertreffen suchen. Es ist nicht zu leugnen, daß der römische Kongreß trotz der gegebenen Generalidee noch unter der Überfülle einzelner Mitteilungen litt, deren innerer Zusammenhang ein recht lockerer war. Vielfach und mit Recht ist beklagt worden, daß es so wenig zu großen Diskussionen gekommen ist, aber bei der Fülle des Stoffes und seiner Verschiedenartigkeit war das nicht zu vermeiden. Der Gedanke liegt nahe, für einen kommenden Kongreß an die Aufstellung fester Themata mit Referenten und Korreferenten zu denken, um wirklich einen erschöpfenden Meinungsaustausch der führenden Fachleute über bestimmte Fragen herbeizuführen. Es erscheint unnötig, die Schwierigkeiten der Durchführung dieser Idee aufzuführen; die Gefahr wird immer bestehen bleiben, daß derartige Diskussionen im Sande verlaufen.

Vielleicht wäre ein anderer Vorschlag geeignet, in das willkürliche Nebeneinander der Vorträge Ordnung und Zusammenhang zu bringen. Immer das Thema der internationalen Beziehungen vorausgesetzt, ließe sich daran denken, eine Anzahl der berufensten Fachgenossen zu veranlassen, über den Gegenstand in einer Reihe zusammenfassender und sich ergänzender Vorträge zu referieren. Um das Gesagte an dem Beispiel der deutsch-französischen Wechselbeziehungen zu erläutern, würden diese Referate einen Überblick über die Ergebnisse der Forschung, z. B. in der Frage des Eindringens der französischen Gotik, der französischen Miniaturmalerei, des Stiles Ludwigs XIV., des französischen Rokokos u. dgl. m. zu geben haben. Es käme nur darauf an, diese berufensten Fachgenossen auch wirklich zur Teilnahme am Kongreß zu veranlassen, und hier könnte der Staat wirksamste Hilfe bieten, wenn er seinen offiziellen Vertretern — es war eine stattliche Reihe auf dem Römischen Kongreß — die Übernahme eines dieser Referate zur Pflicht machte. So würde die offizielle Vertretung zugleich mit dem ehrenvollen Auftrage betraut sein, ihrer Wissenschaft durch eine vorbildliche Leistung zu Ehre und Ansehen zu verhelfen.

Der Pariser Kongreß soll 1916 gelegentlich der geplanten Ausstellung der dekorativen Künste stattfinden, somit sind vier Jahre Zeit zur Vorbereitung gegeben; wer etwa jetzt kongreßmüde sein sollte, hat Zeit zur Sammlung der Kräfte. Wir glauben aber nicht, daß irgendeiner der Teilnehmer des Römischen Kongresses mit Unlust an die Tage zurückdenkt. Rom hatte auch alles getan, was in seinen Kräften stand, um den Kongressisten die größten Annehmlichkeiten zu bieten. Vor allem hatte es sich in die schönste Oktobersonne gehüllt; freilich machte es damit so manchem den Weg zum Palazzo Corsini, wo die Sitzungen in den prunkvollen Räumen der Accademia dei Lincei (Akademie der Wissenschaften) stattfanden, noch schwerer. Und dann standen alle seine Kunstschätze, die so schwer zugängliche Villa Albani, das Casino der Aurora, die Palasträume des Fürsten Doria, die Galerie Spada, die Säle des Palazzo Farnese, die Villen Frascatis und so vieles andere, den Kongressisten offen, und abends folgten die für Rom so charakteristischen prunkvollen Empfänge: die Stadt Rom empfing ihre Gäste in den Kapitolinischen Palästen, das Auswärtige Amt in der Consulta und das Lokalkomitee im Palazzo Corsini. Hier wurde den Kongressisten ein

Konzert erlesener altitalienischer Musik unter Leitung Giuseppe Cristianis geboten, das Graf Brigante Colonna durch den Vortrag ausgewählter Proben italienischer Dichtkunst des 13.—15. Jahrhunderts bereicherte. Die römischen Kollegen, denen wir das Gelingen des wissenschaftlichen Teiles des Kongresses wie seine festliche Ausgestaltung zu danken haben, Adolfo Venturi, Federico Hermanin und der unermüdliche Generalsekretär Roberto Papini, haben es wahrhaft verdient, daß ihr Name mit Dankbarkeit genannt wird, so weit die Kunde vom Römischen Kongresse dringt.

Rom. Arthur Haseloff.

Der Fortschritt der Geologie in Großbritannien und Irland 1911—1912.

Die Arbeit der geologischen Vermessung der Regierung. — Die Tätigkeit der Geologischen Gesellschaft zu London. — Abteilung C der englischen Gesellschaft für die Förderung der Wissenschaft. — Die geologischen Ortsvereine.

Die neue Arbeit der geologischen Vermessung von England und Wales wird in dem „Bericht über den Fortschritt im Jahre 1911" geschildert, und zwar für die Bezirke 1. Denbighshire, 2. Warwickshire und Südstaffordshire, 3. London und den Südostbezirk. In dem ersten Bezirk richtete sich die Arbeit auf die Vervollständigung der ersten 6-Zoll-Vermessung der Kohlenfelder und schloß die anstoßenden Flöz- und älteren Urgesteine ein. Das veranlaßte die Prüfung der ordovicischen Gesteine nördlich des Llangollentales und der silurischen Fläche im Süden jenes Tales. Diese Prüfung führte zur Erkennung einer endgültigen Folge in diesen monotonen Reihen von Lagern, wobei zwei graptolithische Horizonte, der eine charakteristisch für die untere Ludlowstufe (monograptus nilssoni), der andere aus der Basis der Wenlockstufe (cyrtograptus murchisoni), aufgedeckt worden sind.

Die Kohlenkalkreihe nördlich und südlich vom Deetale zeigt, daß der Boden früher uneben war, da seine Abdachung die Neigung des Kalksteins übertraf. Ein Beweis für die Cyathaxonia-Zone (D3) findet sich hier nicht, aber die obere Dibunophyllum-Fauna (D2) ist gut vertreten. Die Sandy-Kalksteinreihe auf der Oberfläche dieser Lager ist südlich des Deetales stärker entwickelt. Die untere Ebene von Cheshire ist meistens mit rotem Blocklehm bedeckt, der entschieden kalkhaltig ist und Reste von Seemuscheln enthält. Zwischen den Geschieben kommen schottische Granite und vulkanisches Gestein der Seenplatte häufig vor. Zwei bemerkenswerte Fälle von Teilung des Dee durch Eisverstopfung werden beschrieben und von der Trift gefüllte vorglaziale Täler erwähnt.

Im Warwickshire- und Südstaffordshire-Bezirk ging man unter der Leitung von George Barrow nicht nur auf den Kohlenfeldern weiter, sondern auch auf den dazwischenliegenden Strichen von unproduktiven Kohlenflözen und Buntsandsteinlagern. Auf diesem Gelände fand man zwei Typen Trift, der eine sandiger Trift aus dem Westen ohne irgendeine Neigung, sich in Hügeln anzuordnen, und ein östlicher Trift, der Kiesel enthält.

Im Londoner und Südostbezirk ist die Arbeit auf beiden Seiten der Themse fortgeführt worden, und dabei sind die wohlbekannten Unterabteilungen der Kreide und der übergelagerten Tertiärschichten im einzelnen zusammen mit Ablagerungen an der Oberfläche durchforscht worden. Während die genaue Darstellung der Kreide von großer Bedeutung für die Fragen des tiefliegenden Wasservorrats ist, hat die des Tertiärs und der Oberflächenablagerungen eine besondere Bedeutung für die Fragen des Ackerbaus, Gartenbaus und der Bauhygiene, ganz abgesehen von der wirtschaftlichen Verwendung des Kieses, des Sandes und der Ziegelerde.

Das Ebbsfleet-Kohlensyndikat hat im Jahre 1911 bei Ramsgate (Kent), wo Dr. A. Strahan eine Prüfung vorgenommen hatte, nach Kohle gebohrt. Kohlenflöze wurden bei 1056 Fuß erreicht, unmittelbar unter dem Wälderton mit Cypriden, und bei 1159 Fuß fand man Kalkstein, der nach Strahans Annahme karbonhaltig war. Bei weiterem Suchen entdeckte man Productus corrugato-hemisphericus Vaughan, woraus sich ergibt, daß dieser Kalkstein zu der Oberfläche der Seminula- oder der Basis der Dibunophyllumzone des Kohlenkalks gehört. Der Kalkstein war hohl und durchlöchert, und die Höhlungen hatten runde Umrisse. Diese Aushöhlung ist vielleicht ein Anzeichen für eine kahle Oberfläche vor dem Entstehen des Kohlenflözes, und der Millstone Grit scheint zu fehlen. Die Ebbsfleet-Bohrung scheint den Nordrand des Dover-Kohlenfeldes erreicht zu haben, aber die Schichten sind fast so horizontal, daß eine leichte Änderung der Neigung die Kohlenflöze wieder weiter nördlich bringen kann. Das kann nur durch Bohren festgestellt werden.

In Schottland wurde die Aufnahme der vulkanischen und metamorphischen Gesteine der Hochlande und der westlichen Inseln zum erstenmal auf der Insel Mull fortgesetzt und in mehreren Gebieten auf dem Festland. Man fand, daß die vorkambrischen kristallinischen Schiefer der Halbinsel

Morven (Argyllshire) durchsetzt sind von einer außerordentlichen Menge Granits, der mit Pegmatiten verbunden ist. Am Rande des Granits treten zuweilen zahlreiche Gneiseinschlüsse auf. In Ostsutherland waren die Vermesser mit einem Versuch der Trennung der Lewisischen und Moine-Typen in dem Gneiskomplex der Gebiete beschäftigt. Die Gneis- und Granitgebiete werden von vielen Gesteinsadern durchzogen, die einen lachsfarbigen Quarzfelsit einschließen. Manche von ihnen gehören dem camptonitischen Typus an, ähnlich wie die Einschlüsse im Ross von Mull. In dem dazwischenliegenden Gebiet, das aus tertiärem Basalt besteht, hat man solche Gesteinsadern nicht entdeckt.

Die tertiären Laven des olivinischen Basalts in Mull waren von olivinfreien Doleriten durchbrochen. Diese bilden oft horizontale Schwellen, und viele von ihnen haben Pechsteinmittelpunkte. Am Westende von Glenmore gibt es viele geneigte Platten von Gabbro oder Dolerit, die basische Lava schneiden, und auch eine beträchtliche Menge eingesprengten Granophyr, der älter ist als die Gabbro dieses Bezirks.

In Mittelschottland nähert sich die Prüfung des Lanarkshirer Kohlenfelds dem Abschluß, und eine wichtige Neuaufnahme der Ölschiefergebiete schreitet fort, der zahlreiche Neubohrungen zugutekommen. Dadurch werden die Gebiete bezeichnet, in denen das Suchen nach Ölschiefer voraussichtlich in unmittelbarer Zukunft Erfolg haben dürfte. Über die marinen Schichten in den Kohlenflözen hat man weiteren Aufschluß erhalten, wonach die Meeresfauna der oberen karbonhaltigen Felsen Schottlands der der Kohlenfelder Mittelenglands, die Hind und Stobbs beschrieben haben, ähnlich ist. Diese marinen Schichten erstrecken sich über weite Gebiete und sind deshalb sehr wertvoll für die Feststellung der Horizonte und für die Deutung der Ergebnisse, die man bei der Bohrung nach Kohle oder Schieferton erhalten hat. Während dieser Prüfung der Ölschieferfelder von Lothians entdeckte Mr. Carruthers das Vorhandensein von zwei Meereshorizonten, was sich von größter Bedeutung für die Aufspürung des Überganges von einem Felde zum andern erwies.

Die petrographische Arbeit der geologischen Vermessung im Jahre 1911 betrifft hauptsächlich Südwales, Devon und Cornwall. U. a. hat Professor O. T. Jones die vermuteten vorkambrischen Felsen von Südpembrokeshire besonders untersucht. Er stellt zwei verschiedene Reihen von durch Feuer gebildeten Felsen fest, von denen die eine vulkanisch, die andre plutonisch ist. Er hat sie Benton- und Johnstonreihe genannt. Die Bentonreihe besteht aus sauern vulkanischen Felsen, reich an Soda mit Einschluß von Felsit, sphärulitischem Rhyolit und Breccien. Die Johnstonreihe umfaßt Quarzdioriten, Quarzalbitgesteine und Quarzdoleriten.

In der Paläontologie hat die Durchsicht der Sammlung der Ammoniten des unteren Ooliths durch J. J. Buckman gute Fortschritte gemacht. Dr. Ivor Thomas hat seine systematischen Untersuchungen über die karbonhaltigen Produktiden fortgesetzt. Er hat mehrere neue Gattungseinteilungen einführen müssen, um Arten, die man früher zu Productus rechnete, aufzunehmen. In seiner bald erscheinenden Abhandlung wird er das Hauptschema der Klasseneinteilung erörtern und Beobachtungen über Terminologie, Morphologie und Bau der Muscheln hinzufügen.

In der Abhandlung über „mesozoische Gesteine in einigen Kohlenfelder-Erforschungen in Kent" behandeln G. W. Lamplugh und Dr. J. L. Kitchin die Paläontologie der Lager zwischen dem Mergel und dem Trias. Kitchin hat mehrere Exemplare der Gryphaea aus dem unteren Lias von Hock Cliff untersucht. Sie zeigen einen Übergang von den ursprünglichen, einfachen, abgeplatteten Austern mit daranhängendem verlängerten Bande zu dem extremen morphologischen Typus, der durch ein sehr verkleinertes anhängendes Band und eine stark gekrümmte, linke Klappe charakterisiert wird. Kitchin hat in den rechten Klappen einiger gut erhaltener Exemplare Prodissoconchus-Bänder gefunden. Nach seiner Meinung geben die Proben eine wertvolle Stütze für die Annahme, daß die für gewöhnlich als charakteristisch angesehenen Merkmale der Gryphaea nicht auf eine langdauernde Gattung, sondern auf einen ähnlichen Entwicklungszustand hinweisen, der öfter und unabhängig voneinander in verschiedenen Ostrea-Bänken erschienen ist.

Herr Pringle hat die kambrischen Felsen des St. Davids-Bezirks untersucht und eine Anzahl Fossilien aus dem unteren Tremadoc des Nordendes von Ramsay-Island erhalten. Hierdurch hat er die betreffenden Lagen endgültig der Arenig-Reihe zuweisen können, nicht der Tremadoc-Reihe, wie Salter und Hicks vermutet hatten.

Die britischen Fossilien, die die Geologische Gesellschaft bei der Überführung ihrer Sammlungen aus dem Burlington-Haus vorgelegt hat, sind in dem Vermessungs-Museum aufgestellt worden. Sie umfassen viele Typen und figurierte Probestücke einschließlich der 300 in Murchisons „silurischem System".

*

Von den Vorträgen auf der Tagung der Geologischen Gesellschaft von London erwähnen wir die folgenden. Als Ergebnis ihres neuen Besuches dieser Inseln trugen Prof. Bonney und Rev. E. Hill petrologische Bemerkungen über Guernsey, Herm, Sark und Alderney vor. Dort findet sich ein dioritisches Magma, das eine Differenzierung erlitten hat, aus der sich basische und saure (tonalitische) Typen ergeben haben. Die Tonalite und eine Feldspatart sind manchmal eingesprengt, manchmal über die andern gelagert und müssen daher auch eine hohe Temperatur gehabt haben. Die sogenannten „Granite" sind hornblendeartig. Unter den zahlreichen Gesteinadern sind die sauersten entweder aplitische Mikrogranite oder Quarzfelsite. Diabasfelsadern sind gewöhnlich und Glimmerporphyre auf allen Inseln außer Herm gefunden worden. In Pleinmont im Südwesten von Guernsey ist eine grünsteinähnliche Masse sedimentär und scheint dem brioverischen Zeitalter anzugehören. In zeitlicher Hinsicht ist von den verschiedenen Gesteinsarten der Gneis der älteste und hat seine Struktur vor dem Eindringen der Diorite erlangt. Ihnen folgten die hornblendeartigen Granite und diesen die aplitischen Mikrogranite. Alle waren vorkambrisch. Die Diabasadern sind offenbar älter als die Quarzfelsitadern und können die Grundlage der kambrischen Schicht sein. Die Glimmerporphyre sind wahrscheinlich spätpaläozoisch.

C. J. Gardiner und Professor Sidney H. Reynolds haben die Felsen der Kilbridehalbinsel (County Mayo) beschrieben. Der nördliche Teil setzt sich hauptsächlich aus vulkanischen Felsen des Arenigalters zusammen, der südliche und östliche besteht aus silurischen Felsen, die an der Südostecke gegen ein Gneisgebiet abgespaltet sind. Am interessantesten an den Arenigfelsen ist die starke Entwicklung spilitischer Laven, die gewöhnlich mit Quarzen verbunden sind und oft kissenartige Struktur zeigen. Die silurischen Felsen haben eine regelmäßige Richtung von Süden nach Osten. Die kalkhaltigen Platten sind sehr reich an Fossilien und gehören zum Llandovery-Alter. Aus dem Vorkommen von Monograptus vomerinus in den höchsten Lagen ergibt sich, daß diese zur Wenlockstufe gehören. Die synklinische Falte und die damit verbundene Kluft stehen wahrscheinlich in Beziehung zu den kaledonischen Erdbewegungen anderer Gegenden.

H. H. Thomas (London) und Prof. Owen J. Jones (Aberystwith) sprachen über die vorkambrischen und kambrischen Felsen von Brawdy, Haycastle und Birmaston (Pembrokeshire). Die vorkambrischen Lager gehen längs einer antiklinischen Axe Ostnordost und Westsüdwest oder ziemlich parallel dem alten Kamm von St. Davids. Sie werden geteilt in eine ältere vulkanische und eine jüngere plutonische Reihe, für die man Hicks' Bezeichnungen pebidianisch und dimetianisch beibehalten hat. Die kambrischen Lager bildeten zwei Gruppen, die Welsh Hook-Gruppe, die Lage für Lage Hicks' Carfai- und unteren Solvareihe gleicht, und die Fordlager, die wahrscheinlich aus der oberen Solvastufe stammen. Das Kambrium ist mit dem darunterliegenden Komplex nicht zu vergleichen. Die Struktur des Bezirks ist die eines von allen Seiten zerklüfteten „Horstes", der von viel jüngeren Lagen umgeben ist. Der größere Teil der Kluft stammt aus der Zeit vor den Steinkohlen, setzte sich aber noch in der Steinkohlenzeit fort. Jones gab auch noch einen wertvollen Beitrag zu dem geologischen Bau von Mittelwales und den anstoßenden Bezirken.

In der Kohlengeologie gab Dr. Franklin Sibly einen Bericht über das zerklüftete Innere in Ober Vobster (Somerset). Es liegt ungefähr eine Meile nördlich von dem Hauptdurchbruch des Kohlenkalks von Ost-Mendips. Offenbar hat sich eine linsenförmige Masse von Kohlenkalk, grobkörnigem Griessandstein und Schieferton durch gewaltige Verwerfungen über die gefalteten Schichten der Kohlenflöze gelagert. Eine nördliche und eine südliche Kalksteinmasse werden durch eine grobkörnige Griessandstein- und Schiefertonmasse getrennt. Der nördliche Kalkstein stellt einen Teil der Seminulazone dar, die südliche Masse gehört zu der unteren Dibunophyllumzone. Der dazwischenliegende Griessandstein umfaßt Quarzite, die zur Millstone Grit-Zeit gehören müssen, und die Schiefertone und feinen Sandsteine umfassen die untersten Lager der Kohlenflöze. Die Lager sind einem gewaltigen Druck ausgesetzt gewesen und oft verworfen worden. „Slickensides" und Kalzitadern sind stark entwickelt. Das Vorkommen der Blattkiemerfauna in der Höhe der Seminulazone ist von besonderem Interesse.

Einen Überblick über die Geologie des Teils von Costarica, der zwischen San José und der pazifischen Küste liegt, gab James Romanes. San José liegt in einem weiten Tal, dessen Nordgrenze eine Kette von rezenten Vulkanen bildet, die sich allmählich aus seiner Sohle erheben. Die Kette des Cerro Candelaria besteht aus Kalkstein mit verschiedenen durch Feuer gebildeten Felsen. Den Kalkstein rechnete man früher der Kreidezeit zu, aber das Fehlen von Kreidefossilien und das Vorkommen großer Mengen Balanus weist auf das Tertiär hin. Da dieser Kalkstein sich gerade über die atlantisch-

pazifische Wasserfläche erstreckt, beweist er klar eine interozeanische Verbindung während des Tertiärs. Die Oberfläche des San José-Tals ist aus einer dichten Reihe andesitischer Laven gebildet, in die Flüsse tiefe Schluchten eingeschnitten haben. Monzonitblöcke weisen auf eine plutonische Masse in der Gebirgsgegend hin. Fossilienhaltige Tertiärlager findet man an der pazifischen Küste in Barranca und Manzanilla. Der vorherrschende Charakter der pazifischen Küstenlinie rührt daher, daß sie untergetaucht und nicht in die Höhe gehoben ist, wie die atlantische Küste. Der Blocklehm von Costarica ist in vielen Fällen eine normale Flußablagerung.

In der Februarsitzung sprach der Vorsitzende Prof. Watts über die Kohlenschätze Großbritanniens. Die Untersuchungen der Kohlenkommissionen haben ergeben, daß von der in Großbritannien unbearbeitet bleibenden Kohle 100,000 Millionen Tonnen in den untersuchten und 40,000 Millionen in den ununtersuchten Kohlenfeldern bleiben. Nach vorsichtigen Schätzungen dürfte diese Menge vor dem Jahre 2200 erschöpft sein. Watts gab einen Überblick über die weiten Gebiete, auf denen paläozoische Felsen ungleichmäßig von neozoischen überdeckt worden sind, und betonte, in wie wenigen dieser Gebiete eine wirkliche Erforschung durch Bohrung zur Auffindung neuer Kohlenfelder versucht worden sei. Die Zeit zur Organisation einer systematischen Vermessung dieses Gebiets mittels einer beträchtlichen Reihe von Bohrungen sei gekommen. Diese müßte die Struktur der verborgenen paläozoischen Talsohle erforschen, die Dicke des darauf ruhenden Lagers feststellen, jedes Kohlenbecken, das etwa einen Teil dieser Talsohle bildet, bestimmen, und seine genauen tektonischen Bedingungen zur Entscheidung über seine Abbauwürdigkeit klarlegen. Watts betonte, daß der enge Zusammenhang der Zukunft der Nation und ihrer Kohlenvorräte eine neue Aufnahme rechtfertige, und daß es ein weiser Akt der Staatsklugheit sein würde, einen umfassenden und wohl erwogenen Plan dafür zu entwerfen.

•

Zu den wichtigsten wissenschaftlichen Versammlungen in England gehört die Jahresversammlung der Britischen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft; sie hat zurzeit zwölf Abteilungen; die Verhandlungen der dritten, geologischen (C) waren von außergewöhnlichem Interesse; hervorragende europäische und amerikanische Geologen, wie Barrois (Lille), Heim (Zürich), Tschernyschew (St. Petersburg), H. Reusch (Christiania), Trietze (Wien), Welsh (Poitou), Haug, Nopcsa, Pirrson (Yale), Leith (Wisconsin), Ami (Toronto) nahmen an der Tagung teil, was dieser eine besondere Anregung gab. Der Vorsitzende Dr. B. N. Peach gab einen vorzüglichen Überblick über die Beziehungen zwischen den kambrischen Tierwelten von Schottland und Nordamerika. Die Lager, die sich von der Mitte der Pfeifensteinzone (der oberen Abteilung der Quarzite, die die Grundlage der kambrischen Lager in den nordwestlichen Hochlanden bilden) bis zu der oberen Salterellakette der Durneß-Dolomiten erstrecken, vertreten im ganzen oder zum Teil die Olenelluszone von Nordamerika. Über den Salterellaketten kommen etwa 350 Fuß mächtige Lager aus Dolomiten, Kalksteinen und Quarzen, ohne Fossilien, mit Ausnahme von Planoliten. Im oberen Teil der Sail-Mohr-Gruppe erscheinen indessen kiesel- und kalkhaltige Organismen einschließlich der Gastropoden, Cephalopoden und Arthropoden und zeigen deutlich, daß wir nicht länger mit den unterkambrischen Lagen zu tun haben. In der übergelagerten, 200 Fuß mächtigen Sangomoregruppe fand man keine Fossilien, aber über diesem Horizont treffen wir auf die eigentliche Heimat der dem Durneß-Kalkstein eigentümlichen Fossilien. In dieser reichen Korallen-, Schwamm- und Brachiopodenfauna gibt es kiesel- und kalkartige Organismen, charakteristisch aber ist die Ansammlung kalkhaltiger Mollusken, wie Lamellibranchen, Gastropoden und Cephalopoden, mit weit abgestufter Variation und deshalb einer langen Ahnenreihe. Die höchste Abteilung des Durneß-Kalksteins (150 Fuß mächtig) hat zwei Arten Hormotoma geliefert, beide in der untergelagerten Gruppe. H. gracilis kommt im Beck-, Mantown-, dem Chazy- und dem Trenton-Kalkstein von Amerika vor. Längs des Ostrandes der Hochlande hat kürzlich Dr. Campbell bei Stonehaven und Dr. Jehu bei Aberfoyle wichtige Fossilienfunde gemacht, die Ansammlung von Formen, die einen oberkambrischen Horizont Fossilienfunde gemacht, aus denen sich die Ansammlung von Formen ergibt, die einen oberkambrischen Horizont beweisen. — Der Redner gab dann einen beweisen. — Der Redner gab dann einen Überblick über die Forschungen einer Reihe bedeutender amerikanischer und kanadischer Paläontologen und zog Folgerungen aus einer Vergleichung ihrer Arbeiten mit denen der Nordwest-Hochlande. Dann suchte er an der Hand der Untersuchungen vieler anerkannter Geologen im Umriß die Land- und Seeverteilung in kambrischen Zeiten festzustellen. In den Nordwest-Hochlanden ist noch ein Überrest der alten Landoberfläche, auf der

sich die torridonischen Ablagerungen niederschlugen. Daraus ergibt sich, daß das vortorridonische Land ein hohes Relief hatte. Da die torridonischen Sedimente einen Teil einer kontinentalen Ablagerung bilden, kann man schließen, daß die Archäischen Felsen eine große Ausdehnung in nordwestlicher Richtung hatten. Die zunehmende Grobkörnigkeit der Ablagerungen gegen Nordwest läßt vermuten, daß das Land sich in dieser Richtung mehr gehoben hat. Der skandinavische Sparagmit ist eine dem vorherrschenden Typus des torridonischen Sandsteines ähnliche Arkose, stammt aus derselben Zeit und kommt sicherlich von ähnlichen Sedimenten. Im östlichen Nordamerika bilden grobe Sedimentärlager einen Teil der neueren Algonkin-Felsen, die sich noch unter den kambrischen Lagen in der Gegend der großen Seen erheben. Diese Stoffe erhielt man aus dem großen kanadischen Felde, das während ihrer Ablagerung ein breites kontinentales Gelände gebildet haben muß. Wahrscheinlich vereinigten sich die isolierten alten Landoberflächen in vortorridonischer Zeit und gestalteten sich zu einem zusammenhängenden Belt von Skandinavien bis Nordamerika. Während der Periode zwischen der Ablagerung des Torridonischen Sandsteins und der Fundamente des Kambrischen Systems entstand eine Geosynkline, die einen unterseeischen Graben in ostnordöstlicher und westsüdwestlicher Richtung in den britischen und nordamerikanischen Gebieten bildete. Die Kambrischen Felsen des Nordwest-Hochlandes lagerten sich längs der Nordwestseite dieses Grabens während einer Periode der Abdachung. Die Kambrischen Lager von Wales scheinen längs der südlichen Grenze dieser Meeressenke abgelagert worden zu sein, wobei die Archäischen Felsen des Zentralplateaus von Frankreich wahrscheinlich einen Teil ihres südlichen Randes bildeten. Die Ausdehnung dieses Landgebiets nach Nordosten kann zur Entstehung der Schranke geführt haben, die das baltische von dem böhmischen, sardinischen und spanischen Lebensgebiet trennte. Dies südliche Landgebiet in Westeuropa setzte sich vermutlich quer durch den Atlantischen Ozean bis Appalachia fort; denn die Reihenfolge von Lebewesen, die man in den kambrischen Felsen von Neu-Braunschweig gefunden hat, ist in der Tat gleich der von Wales und den baltischen Provinzen. Längs dieser Küstenlinie scheint die Wanderung von Formen von Europa nach Amerika stattgefunden zu haben. Andererseits scheint längs der Nordküste die Wanderung von Amerika zu den Nordwest-Hochlanden geströmt zu sein. Die Verhinderung der Wanderung von Formen von der einen Küste dieses Grabens zu der andern wurde durch die offene See, mit Hilfe der Strömungen veranlaßt. In der Zeit der unter- und mittelkambrischen Periode wurden die unterkambrischen Felsen lokal gehoben und unterlagen der Erosion. Während dieser Zeit scheint das Südende des Grabens von der Mississippisee abgeschlossen worden zu sein; denn in der mittelkambrischen Zeit findet sich in dem Graben an der Ostseite von Nordamerika die Paradoxiden-Fauna, an der Westseite dagegen die Olenoiden-Fauna. In der oberkambrischen Zeit drang die See weit nach Norden vor, und die frühere Landschranke versank. Infolgedessen konnte die Molluskenfauna des oberkambrischen Systems von Wisconsin und Minnesota nach dem unterseeischen Graben in der typischen Champlaingegend und durch Neufundland nach Schottland wandern.

Auf der Tagung wurden noch verschiedene Probleme, die mit den vorkambrischen Felsen des Hochlands und des Hochlandsrandes zusammenhängen, besprochen. Wir können aus Raummangel von den Vorträgen nur die Themen anführen. E. B. Bailey beschrieb das Vorkommen einer großen Breccia-Formation mit eingesprengten rhyolithischen Laven in Ost-Mull. Dr. J. S. Flett eröffnete eine Diskussion über die Aufeinanderfolge vulkanischer Felsen in Schottland in Beziehung zu der atlantisch-pazifischen Klassifikation von Suess. Barrow hielt einen Vortrag über Buckled Folding. Dr. B. N. Peach und J. Horne schilderten interessante Forschungen über die Archäischen Felsen von Lewis. Dr. Jehu sprach über die Entdeckung von Fossilien in der Grenz-Flöz-Reihe bei Aberfoyle. G. W. Tyrrell beschrieb die alkalischen Felsen von Ayrshire. Dr. Robert Campbell gab eine Übersicht über seine neuen Untersuchungen der unterdevonischen Lager von Kincardineshire. W. R. Don sprach über die Natur des unbekannten Fossils Parka decipiens. Albert Gilligan berichtete über die Ergebnisse seiner Untersuchungen des Millstone-Grit von Yorkshire. Dr. J. D. Falconer sprach über den Ursprung von Kopjes und Inselbergen, G. W. Grabham über eine Erforschung der Landschaft nördlich vom Albert-See.

•

Unter den geologischen Ortsvereinen, die ihre Verhandlungsberichte herausgeben, sind der Londoner Geologenverein, die Geologischen Gesellschaften von Edinburg und Glasgow, die Yorkshirer Geologische Gesellschaft und der Leedser Geologenverein zu nennen. Sie umfassen eine große Zahl begeisterter und fähiger geologischer Dilet-

tanten und halten regelmäßig Versammlungen mit Vorlesungen und Vorträgen ab. Besonders beliebt sind bei ihnen auch Gelände-Exkursionen, durch die die Mitglieder unter der Führung von Fachmännern mit der Geologie ihres Wohnsitzes und seiner Umgebung bekannt werden. Selbst ausgedehnte Ausflüge zu entfernteren Ortschaften werden veranstaltet. Von außerordentlichem Interesse ist G. W. Lamplughs Bericht über die Beobachtungen an den Bewegungen des Sefström-Gletschers in Spitzbergen. Als sie 1882 durch Professor de Geer zum erstenmal aufgenommen wurde, lag die Seeseite des Sefström-Gletschers 2—3 Meilen zurück hinter ihrem Seitental und war auf beiden Seiten durch fluvioglaziale Erosionsebenen flankiert. Als de Geer sie 1896 wieder untersuchte, war sie um etwa 5 Meilen vorgerückt, wobei sie die Erosionsebenen verschüttete, ihr Tal bis zu den Bergabhängen auffüllte und sich ausbauchte bis zur Ekmanbai in einem breiten Flügel, der bis nach Cora-Island, kaum eine Meile vom entgegengesetzten Ufer der Bai, reichte. 1908 aber fand man, daß sie sich wieder gegen das Festland zurückgezogen und ihre nach Cora-Island vorgestreckte Zunge unter ungeheuren Moränemassen zurückgelassen hatte. Ursprünglich war Cora-Island eine niedrige, ungefähr zwei Meilen lange und eine halbe Meile breite, aus karbonhaltigem Kalkstein zusammengesetzte, teilweise durch einen erhöhten Strand geschützte Landzunge; aber sie ist durch die Moräne, die an ihrer Westseite durch den Gletscher aufgehäuft worden ist, auf mehr als den doppelten Umfang angewachsen. Viele Eismassen waren in der Moräne eingelagert, und einige Lager von rotem Ton waren voll von Seemuscheln, die teils zerbrochen, aber meist vollständig waren und geschlossene Schalen hatten; der Gletscher hat sie offenbar aus dem benachbarten Seegrund ausgebaggert. Diese Forschungen warfen helles Licht auf die Bildung der Hessle- und anderer Blocklehme von Yorkshire und Lincolnshire und bestätigen endgültig die Erklärung der Gletscher-Muschellager als Ergebnis eines Raubzuges des Gletschers vom benachbarten Seeboden.

Dieser Überblick wird eine Vorstellung von der fleißigen und erfolgreichen Arbeit geben, die in den letzten Jahren auf geologischem Gebiet in Großbritannien geleistet worden ist.

London. W. Lower Carter.

Ehrlichs Vortrag über moderne Heilbestrebungen. In seinem vor der Hauptversammlung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft in Berlin am 24. Oktober gehaltenen Vortrag (gedruckt in der Frankf. Zeitung 25. Oktober) wies Geheimrat Ehrlich im Eingang darauf hin, daß die Heilstoffe, die die Chemie in neuerer Zeit der Medizin geboten habe, größtenteils symptomatischer Natur seien, nur wenige, wie das Chinin, seien spezifisch: d. h. sie vernichten die Krankheitskeime selbst. Erst die Bakteriologie habe die Grundlage für die Entdeckung spezifischer Heilmittel geschaffen, vor allem die Heilsera in die Medizin eingeführt. Aber die hervorragend günstige Wirkung der Sera ist nur an bestimmte Erkrankungen gebunden. Im wesentlichen bei chronischen Erkrankungen versagt die Serumtherapie. Wir müssen die Krankheitskeime auf künstlichem Wege abzutöten suchen. Ehrlich besprach das von ihm aufgestellte Prinzip, daß man zunächst solche Substanzen auffinden müsse, die zu einem bestimmten Ort des Organismus, z. B. gewissen Zellen, Verwandtschaft haben, und daß man an diese Substanzen Gruppen von hoher Wirksamkeit anhängen müsse, so daß die primäre Substanz als „Lastwagen" dient, der ein bestimmtes Heilprinzip an den gewollten Ort heranbringt. Die therapeutisch geeigneten Substanzen müßten aber auch „giftende" oder toxophore Faktoren enthalten, und ferner solche, die die Verbindung zwischen Haft- und Giftgruppe darstellen und die daher gewissermaßen die Funktionen eines Bindegliedes ausüben. Nachdem Ehrlich im einzelnen die Prinzipien dargelegt hatte, die für die Konstruktion neuer Arzneimittel leitend waren, faßte er die Ergebnisse seiner Forschungen dahin zusammen: Je nach der Eigenart der Erkrankungen kann man nach vier therapeutischen Prinzipien verfahren: 1. Der erste Modus, die therapia sterilisans magna, führt zur Sterilisation in einem Schlage. 2. In manchen Fällen muß dieses Prinzip verlassen werden, und zwar dann, wenn außerordentlich zahlreiche Parasiten im Organismus vorhanden sind, deren schädliche Substanzen, durch das Heilmittel zur Auflösung und Resorption gebracht, schweren Schaden auslösen können. In diesen Fällen muß man die Abtötung der Parasiten in zwei bis drei Einzelakte zerlegen. 3. Ist es bei manchen, insbesondere chronischen Affektionen, bei denen das Arzneimittel die Parasiten aus mechanischen Gründen nur schwer trifft, notwendig, eine über Wochen sich erstreckende Therapie, sterilisatio chronica, durchzuführen. 4. Wird man in schwerer zu beeinflussenden Fällen möglichst eine Kombinationstherapie durchzuführen haben. An diese allgemeinen Vorbemerkungen schloß Ehrlich die Schilderung zweier Grenzfälle der therapeutischen Beeinflussung. Hierbei verbreitete er sich u. a. über die Wirkungsweise des Salvarsans. Er

schloß seinen Vortrag mit einem Dank an den Kaiser für die beabsichtigte Begründung eines Instituts für experimentelle Therapie.

Antrittsvorlesung des Roosevelt- und des Austauschprofessors an der Berliner Universität. In Anwesenheit der kaiserlichen Majestäten haben am 31. Oktober der diesjährige Rooseveltprofessor William Milligan Sloane von der New Yorker Columbia-Universität und der Austauschprofessor Charles S. Minot von der Harvard-Universität ihre Vorlesungen begonnen. Professor Sloane liest über das politische Parteisystem Amerikas, Professor Minot über die neuesten Entdeckungen auf dem Gebiete der Anatomie und Biologie.

Im Zusammenhang mit den regelmäßigen Berichten über die neuesten Fortschritte der Technik möge auf ein Werk hingewiesen werden, dessen Titel lautet: „Die Technik im zwanzigsten Jahrhundert", herausgegeben von Geh. Reg.-Rat Professor Dr. Miethe (Braunschweig, George Westermann, 4 Bde. je 15 M.). Dieses Sammelwerk, durch gemeinsame Arbeit der bedeutendsten Fachleute aus den verschiedenen Industriezweigen entstanden, hat sich die Aufgabe gestellt, den augenblicklichen Stand der Technik darzustellen, und zwar im Rahmen der Kulturentwicklung der Neuzeit. Der 1. Band behandelt nach einer kurzen geschichtlichen Einleitung folgende Gebiete: 1. Vorkommen und Gewinnung von Kohle und Torf. 2. Erzeugung von Eisen aus Eisenerzen und seine Umwandlung zu schmiedbarem Eisen, Stahl oder Gießereierzeugnissen. 3. Die technisch wichtigsten Metalle und die Gewinnung ihrer Erze. 4. Holz, Holzschliff, Zellstoff, Faserstoffe. Sämtliche Kapitel sind durch mustergültige Abbildungen illustriert und geben so dem Leser eine lebhafte Vorstellung der in der Praxis verwendeten Maschinen und Apparate. Ein besonderer Vorzug des ersten ebenso wie auch des zweiten Bandes ist das meist recht gut gelungene Hervorheben alles Wesentlichen. Am besten ist dies in dem Kapitel über „chemische Großindustrie" geglückt, das von Professor O. N. Witt verfaßt ist. Allerdings war dieses Gebiet auch eines der dankbarsten, weil gerade die deutsche chemische Industrie nach einer einzig dastehenden glänzenden Entwicklung sich die unbestritten erste Stellung in der ganzen Welt erobert hat. Aber auch die Art der Darstellung durch Witt, der selbst bedeutenden Anteil an dieser Entwicklung gehabt hat, bietet für den Leser einen hohen ästhetischen Genuß, auch wenn er sonst der Technik vielleicht etwas ferner steht. Die übrigen Abschnitte des zweiten Bandes behandeln: 1. Die fossilen Kohlen (Steinkohle und Braunkohle) und ihre Verwertung. 2. Die Verarbeitung des schmiedbaren Eisens im Hüttenbetriebe. 3. Die Verarbeitung der Faserstoffe in der Textil- und Papierindustrie. Der dritte Band enthält: 1. Die Umsetzung und Verwertung der Energie in Maschinen. 2. Überblick über die heutigen Wärmekraftmaschinen. 3. Wasserkraft und Windkraft. 4. Die Starkstromtechnik. 5. Die elektrochemische Industrie. Dieser Band ist in einzelnen Kapiteln nicht so gut gelungen wie die beiden ersten. Vorzüglich ist das erste Kapitel, das nach einigen allgemeinen Betrachtungen über den Begriff der Energie insbesondere die Theorie der Wärmekraftmaschinen in außerordentlich klarer, auch für den Laien verständlicher Darstellung bringt, ohne sich dabei auch nur im geringsten von dem streng wissenschaftlichen Boden zu entfernen. Das gleiche läßt sich über das Kapitel 5 sagen. Die Kapitel 2 und 4 sind dagegen nicht so gut gelungen. Ersteres enthält wohl etwas zu viel konstruktive Details, so daß der Leser, welcher kein Spezialist ist, leicht verwirrt wird und den Überblick verliert. Allerdings muß zugegeben werden, daß es mit Rücksicht auf die Art des zu behandelnden Stoffes recht schwierig war, in der Darstellung den Interessen Fernerstehender stets in allen Punkten gerecht zu werden. Ebenfalls Einwendungen, vielleicht noch in erhöhtem Maße, müssen gegen den Abschnitt über Starkstromtechnik erhoben werden, um so mehr, als hier dem Verfasser auch einige tatsächliche Fehler untergelaufen sind. So wird z. B. als Erfinder der Aluminiumgleichrichterzellen Grisson angegeben, während sie viele Jahre vorher von dem bekannten Münchener Professor Graetz angegeben wurden und auch stets als Graetzsche Zellen bezeichnet werden. Auch in manchen Definitionen, z. B. für Drehstrom, ist die Ausdrucksweise häufig ungenau. Die Gesamtanordnung und Einteilung des Stoffes hätte ebenfalls wohl zweckmäßiger getroffen und dadurch eine bessere Ineinanderarbeitung der einzelnen Abschnitte erreicht werden können.

Sieht man aber von diesen Einzelheiten ab, so zählt das Werk als Ganzes betrachtet wohl zu den bedeutendsten auf diesem Gebiete, und es kann ihm nur die größte Verbreitung gewünscht werden, um die Kenntnis unserer heutigen Technik und ihrer einzig dastehenden Bedeutung für unser ganzes Kulturleben weitesten Kreisen zugänglich zu machen. Nach Erscheinen des vierten Bandes, welcher in Kürze fertiggestellt sein wird, soll auch über seinen Inhalt kurz berichtet werden. Gl.



JOHANN JAKOB BAEYER

Beilage zur „Internationalen Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik"
Verlag von August Scherl, Berlin SW 68.

Internationale Monatsschrift
für Wissenschaft Kunst und Technik
herausgegeben von Max Cornicelius, Berlin, Zimmerstr. 36

Bezugspreis bei sämtlichen Postanstalten in Deutschland vierteljährlich 3 Mark; bei direktem Bezuge durch Streifband in den Ländern des Weltpostverkehrs 4 Mark. Einzelnummern kosten 1 Mark.

7. Jahrgang, Nr. 4
Januar 1913

Insertionspreis für die zweigespaltene Nonpareillezeile 50 Pf. — Inseraten-Annahme bei den Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. in Berlin und den größeren Städten Deutschlands u. der Schweiz

Für die Redaktion verantwortlich: Wilhelm Paszkowski, Berlin.
Verlag von August Scherl in Berlin SW. 68, Zimmerstraße Nr. 36-41.

Die Internationale Erdmessung in den ersten fünfzig Jahren ihres Bestehens.

Von

F. R. Helmert.

Am 17. September 1912 feierte die Internationale Erdmessung gelegentlich der Eröffnung ihrer 17. Allgemeinen Konferenz im Vorlesungsgebäude zu Hamburg ihr fünfzigjähriges Bestehen. Denn es war im Jahre 1862, wo sie, zunächst unter dem Namen »Mitteleuropäische Gradmessung«, begründet wurde.

In den Tagen vom 24. bis 26. April 1862 traten auf Einladung der preußischen Staatsregierung unter dem Vorsitz des Generalleutnants z. D. Johann Jakob Baeyer Kommissare Sachsens und Österreichs in Berlin zusammen, um sich über die Einleitung zu den Arbeiten einer Mitteleuropäischen Gradmessung, welche das Gebiet von etwa 20 Längengraden zwischen den Breiten-Parallelen von Christiania und Palermo umfassen sollte, zu besprechen.

Es waren die Herren A. v. Fligely, Generalmajor und Direktor des Militärgeographischen Instituts in Wien, Carl v. Littrow, Direktor der Sternwarte in Wien, Prof. J. Herr vom k. k. Polytechnischen Institut in Wien, Bergrat Jul. Weisbach, Prof. an der Bergakademie in Freiberg, Prof. A. Nagel vom Polytechnikum in Dresden und C. Bruhns, Direktor der Sternwarte in Leipzig.

In einem Generalbericht über den Stand der Mitteleuropäischen Gradmessung Ende 1862 konnte Generalleutnant Baeyer bereits eine größere Anzahl Staaten nennen, die ihre Beteiligung zugesagt hatten: in Deutschland außer Preußen und Sachsen noch Bayern, Mecklenburg, Hannover, Baden und Sachsen-Koburg-Gotha; außerdem nächst Österreich noch Italien, die Schweiz, Rußland für Polen, Belgien, die Niederlande, Dänemark, Schweden und Norwegen. Der Generalbericht von 1863 gab alsdann ausführlichere Mitteilungen über den Stand des vorhandenen astronomisch-geodätischen Materials in einigen Staaten, sowie Vorschläge und Erfahrungen Baeyers, die bei den neuen Arbeiten zu beachten wären.

Als Hauptaufgabe hatte Baeyer die Ermittelung der Krümmungsverhältnisse einer Anzahl von Meridian- und Parallelbogen in dem bezeichneten Gebiete hingestellt. Dazu bedurfte es außer

astronomischen Messungen besonders der Verbindung der vorhandenen Dreiecksketten und der Anlage neuer Ketten. In einem Entwurfe zu einer mitteleuropäischen Gradmessung hatte er seinen Plan im April dem Kriegsministerium vorgelegt und dabei eine Übersicht der anderweit ausgeführten Gradmessungen gegeben. In Mitteleuropa lagen durch Gauß, Bessel und andere bedeutungsvolle Anfänge vor; die erhoffte Verbindung dieser Arbeiten zu einem entsprechend großen Ganzen war aber nicht zustande gekommen.[1])

In erweiterter Form gelangte der Entwurf in demselben Jahre unter dem Titel »Über die Größe und Figur der Erde« zur Veröffentlichung (Berlin, G. Reimer, 1861).

Durch Kabinettsorder vom 20. Juni 1861 hatte dann der König (der spätere Kaiser Wilhelm) befohlen, daß seitens der preußischen Staatsregierung der Plan Baeyers ins Leben gerufen werde.

Der Vorbesprechung von 1862 folgte nach zwei Jahren die Erste Allgemeine Konferenz der Bevollmächtigten zur Mitteleuropäischen Gradmessung vom 15. bis 22. Oktober 1864 in Berlin, zu der auf Einladung der preußischen Staatsregierung 13 Staaten Vertreter entsandt hatten, nämlich außer den meisten obengenannten noch Kurhessen und Hessen-Darmstadt. Zum Präsidenten der Versammlung wurde Generalleutnant Baeyer gewählt, dem der Gothaer Astronom Geheimrat Hansen zur Seite stehen sollte.

Die Verhandlungen sind herausgegeben von Professor Wilhelm Foerster, der dem von Baeyer gebildeten vorbereitenden Komitee angehörte, und der auch in den nächsten Jahren den Generalleutnant Baeyer vielfach mit seiner jugendfrischen Kraft unterstützte.

Gegenstände der Beratungen bildeten neben den wissenschaftlichen Fragen für die Durchführung der Gradmessung ganz besonders die Fragen der Organisation.[2]). Die wissenschaftliche Leitung der Mitteleuropäischen Gradmessung und die »Verbindung« der von den beteiligten Staatsregierungen beauftragten Gelehrten wurde einer Permanenten Kommission von sieben Mitgliedern überwiesen, von denen bei den alle drei Jahre stattfindenden Allgemeinen Konferenzen einige auszuscheiden hatten, aber wieder wählbar waren. Die Kommission hatte sich jährlich mindestens einmal zu versammeln.

Um der Permanenten Kommission ein ausführendes Organ zu geben, wurde die Errichtung eines Zentralbureaus beschlossen, welches zugleich die Landesberichte zu einem Generalberichte kritisch verarbeiten sollte. Da die preußische Staatsregierung bereit war, diese Einrichtung auf ihre Kosten zu übernehmen, so konnte dem allgemeinen Wunsche, die Leitung des Bureaus dem Generalleutnant Baeyer zu übertragen, stattgegeben werden.[3]) Präsident der Permanenten Kommission wurde Geheimrat Hansen, Vizepräsident General v. Fligely — nach einem Beschlusse der Allgemeinen Konferenz von 1864 durfte der Leiter des Zentralbureaus nicht zugleich Präsident der P. K. sein.[4])

Versammlungen der P. K. im September 1865 in Leipzig, im April 1866 in Neuenburg und im April 1867 in Wien führten zu weiterer Klärung der

[1]) Vgl. u. a. über Gauß' Ideen den Art. von Frischauf, Zeitschr. f. Verm. 1912, S. 175.

[2]) Verhandlungen der Ersten A. K. 1864, S. 11 ff.

[3]) Protokoll der Sitz. der P. K. in Leipzig, 1865.

[4]) Verh. 1864, S. 37.

wissenschaftlichen Fragen und zur Vollendung der Organisation. Das Zentralbureau wurde formell am 1. April 1866 eröffnet.[5])

Aber schon im April 1867 trat Baeyer mit der Mitteilung hervor, daß er bei seiner Staatsregierung die Gründung eines allgemein wissenschaftlichen Geodätischen Instituts beantragt habe, welches neben den Gradmessungsarbeiten in Preußen und der Fortbildung der höheren Geodäsie auch die Obliegenheiten des Zentralbureaus zu übernehmen hätte.[6]) Dieser Plan Baeyers fand die Unterstützung der Permanenten Kommission, und bereits im Jahre 1869 konnte mit der Eröffnung des Geodätischen Instituts vorgegangen werden.[7]) Erst hierdurch erhielt das Zentralbureau die Möglichkeit, sich mit einem Stabe fest angestellter Gelehrten seinen wissenschaftlichen Aufgaben zu widmen.

Inzwischen hatte vom 27. September bis zum 7. Oktober 1867 in Berlin die Zweite Allgemeine Konferenz mit anschließenden Sitzungen der P. K. stattgefunden, wobei die internationale Vereinigung infolge des Zutritts von Spanien, Portugal und Rußland sich den Namen »Europäische Gradmessung« beilegte. Die Anzahl der Mitglieder der P. K. wurde von 7 auf 9 erhöht.[8])

Vertreten waren 7 deutsche und 7 andere Staaten; das Präsidium lag wieder in den Händen von Baeyer und Hansen. Als Schriftführer wirkten C. Bruhns und A. Hirsch, der Direktor der Sternwarte in Neuenburg in der Schweiz; bei der Herausgabe der Verhandlungen war auch W. Foerster beteiligt. Gegenstände der Verhandlungen waren neben organisatorischen verschiedene wissenschaftliche Fragen, die die theoretische und praktische Ausführung der Gradmessungsarbeiten angehen. Hier sei nur erwähnt, daß die Konferenz die Gründung eines internationalen Bureaus für Maß und Gewicht, sowie die Herstellung eines neuen Normalmeters für wünschenswert erklärte.[9]) Bekanntlich kam dieser Wunsch einige Jahre später durch die Meterkonvention und die Einrichtung des Bureau international des Poids et Mesures in Breteuil bei Paris zur Erfüllung.[10]) Dieses Bureau hat sich in der Folge als sehr förderlich für die Zwecke der Erdmessung erwiesen.

Den Versammlungen von 1867 folgten bis zu Baeyers Tode 1885 allgemeine Konferenzen 1871 in Wien, 1874 in Dresden, 1877 in Stuttgart, 1880 in München und 1883 in Rom; die Permanente Kommission versammelte sich außerdem 1868 in Gotha, 1869 in Florenz, 1873 in Wien, 1875 in Paris, 1876 in Brüssel, 1878 in Hamburg, 1879 in Genf und 1882 im Haag.

Als Schriftführer wirkten bis 1880 C. Bruhns und A. Hirsch; an des ersten Stelle trat nach seinem Tode 1882 der Wiener Astronom Theodor v. Oppolzer.

Das Präsidium der P. K. lag zunächst immer in den Händen des Generals v. Fligely; nach dessen Rücktritt im Jahre 1874 wurde auf der im September

[5]) Vergl. über das Personal den Generalbericht für 1866, S. 26. Die Angaben in den Verh. der Zweiten A. K. in Berlin, 1867, S. 16 sind nach mündlicher Mitteilung des Herrn Geheimrats Albrecht bezüglich Bremikers nicht zutreffend, der erst später eintrat.

[6]) Prot. der Sitz. der P. K. in Wien, 1867, S. 14. ff.

[7]) Prot. der Verh. der P. K. in Florenz, 1869, S. 5. Generalbericht 1869, S. 23 ff.

[8]) Prot. der Verh. der P. K. in Berlin, 1867, S. 5 ff. Prot. der Verh. der A. K. in Berlin, 1867, S. 19.

[9]) Ebenda, S. 25.

[10]) Ch. Ed. Guillaume, La Convention du Mètre et le Bureau international des Poids et Mesures. Paris 1902.

dieses Jahres in Dresden stattfindenden Konferenz der P. K. der Generalmajor Ibañez zum Präsidenten gewählt, der diese Würde lange bekleidete, namentlich auch in der kritischen Zeit von Baeyers Ableben. Ibañez trat als Kommissar Spaniens schon 1871 ein und wurde sogleich in die Permanente Kommission gewählt. Er hatte sich bereits durch die Organisation des spanischen Vermessungswesens ausgezeichnet und die spanische Regierung zur Gründung eines geographisch-statistischen Instituts veranlaßt. Später hat er bekanntlich mit dem französischen General François Perrier zusammen die trigonometrische Verbindung von Spanien und Algier übers Meer hinweg durchgeführt. Auch wirkte er lange Jahre als Präsident des Internationalen Komitees für Maß und Gewicht.

Eine besondere Ehrung war Generalleutnant Baeyer auf der Allgemeinen Konferenz in Rom 1883 zugedacht; leider konnte er wegen seines hohen Alters der Konferenz nicht beiwohnen. Die italienische Gradmessungskommission hatte ihm zu Ehren eine goldene Medaille prägen lassen, die nun am 18. Oktober in einer Festsitzung dem großen Physiker von Helmholtz zur Übermittelung an Baeyer übergeben wurde. Die Medaille trägt die Inschrift: »J. J. Baeyero qui ad terrae mensuras communi studio eruendas nationum sodalitium excitavit Itali laborum socii in conventu septimo Romae MDCCCLXXXIII.«

Auf dieser Konferenz waren 14 Staaten der Europäischen Gradmessung vertreten, darunter vier deutsche. Da zu dem reichhaltigen Verhandlungsprogramm auch die Frage des Nullmeridians und der Weltzeit gehörten, waren auch Spezialbevollmächtigte von England und den Vereinigten Staaten von Amerika erschienen, welche Staaten indessen erst in späterer Zeit der internationalen Vereinigung beitraten.

Wie sehr sich die Europäische Gradmessung entwickelte, zeigt der reiche Inhalt der jährlichen Generalberichte und der mehr und mehr anschwellende Umfang der Verhandlungsberichte. Der Bericht über die Versammlung in Rom stellt für Baeyers Lebzeiten einen Höhepunkt dar. In ihm begegnen wir auch umfänglichen Spezialberichten über wichtige Materien der Vermessungsarbeiten, wie sie sich zur besseren Übersicht des anwachsenden Beobachtungsmaterials und zur Klärung einzelner Fragen allmählich eingeführt hatten. Berichte liegen vor von H. G. van de Sande Bakhuyzen über die Bestimmungen von astronomischen Längen, Breiten und Azimuten, von A. Ferrero über die Triangulationen, von Perrier über die Basisapparate und Basismessungen, von Hirsch über die Nivellements, von Ibañez über die Flutwasser und Mittelwasser der Meere, von Oppolzer über die Schwerebestimmungen und von Bauernfeind sowie von Fearnley über die Refraktion.

Professor Fergola aus Neapel regt auf dieser Konferenz auch bereits an, die Lage der Erdachse im Erdkörper durch geeignete Beobachtungen auf ihre Unveränderlichkeit zu prüfen, und es werden von ihm zu diesem Zwecke Paare von Sternwarten auf demselben Breiten-Parallel in Vorschlag gebracht.

Mit Baeyers Ableben im September des Jahres 1885 gelangte die internationale Vereinigung in einen neuen Abschnitt ihres Bestehens. Bei dem Übergange trat wiederum Wilhelm Foerster, der der Gradmessungsvereinigung schon 20 Jahre früher in ihren ersten Lebensjahren nahe gestanden hatte, in Tätigkeit. Als Mitglied des internationalen Maß- und Gewichts-Komitees

ſtand er mit Ibañez und Hirsch in reger Verbindung. Er vermittelte die Wünsche dieser leitenden Personen der preußischen Staatsregierung und durfte ihr für die weiteren Schritte Rat erteilen.[11])

Der Verfasser, F. R. Helmert, damals Professor der Geodäsie an der Technischen Hochschule in Aachen und Autor eines zweibändigen Werkes über die mathematischen und physikalischen Theorien der höheren Geodäsie, wurde vom 1. Januar 1886 an mit der Leitung des Geodätischen Inſtituts betraut und dieses reorganisiert.

Der Wirkungskreis des Inſtituts erfuhr durch Überlassung der großen Dreiecksmessungen und ausgedehnten Landesnivellements an die Trigonometrische Abteilung der Königlichen Landesaufnahme einerseits eine Einschränkung, andererseits aber durch Hervorbebung des wissenschaftlichen Teils der Tätigkeit im Bereiche der Gradmessungsarbeiten und der Geodäsie überhaupt eine Erweiterung.

Zugleich wurde die Errichtung eines Dienſtgebäudes neben dem Aſtrophysikalischen Observatorium auf dem Telegraphenberge bei Potsdam von dem vorgesetzten, für die Sache hochinteressierten Miniſter von Goßler und seinem einsichtsvollen, tatkräftigen Referenten Althoff in die Wege geleitet.

Auf dieser Basis erschien es möglich, den Wünschen der internationalen Vereinigung für die Vertiefung der wissenschaftlichen Tätigkeit des Zentralbureaus zu entsprechen.

Während aber bisher die internationale Vereinigung ohne eine schriftlich feſtgelegte Übereinkunft der Staaten beſtanden hatte, machte jetzt die von den leitenden Männern der Vereinigung erkannte Notwendigkeit, die Permanente Kommission mit eigenen Geldmitteln auszuſtatten, die Aufſtellung einer Übereinkunft notwendig.

Sie beſtand aus 15 Artikeln und wurde mit einer Begründung den Regierungen der Staaten von der preußischen Regierung bei der Einladung zu einer den 27. Oktober und folgende Tage in Berlin abzuhaltenden Allgemeinen Konferenz auf diplomatischem Wege überreicht. Die Dotation erhielt die Höhe von 16 000 Mark jährlich und sollte durch Jahresbeiträge, abgeſtuft nach Maßgabe der Bevölkerungsziffer, aufgebracht werden. Sie wurde zunächſt auf 10 Jahre vorgesehen: die Beiträge konnten für diesen Zeitraum auch kapitalisiert geleiſtet werden.[12])

Die Zahlungen erfolgten an die Legationskasse in Berlin; die Gelder wurden von da aus einer beſtimmten Bank zur Verwaltung überwiesen.

Aus der Dotation sollten ein beſtändiger Sekretär mit 5000 Mark jährlich honoriert und die Koſten der Veröffentlichung der Verhandlungsberichte beſtritten werden. Bisher waren zwei Sekretäre im Ehrenamt tätig gewesen; mehrere Gründe sprachen für nur einen solchen, der aber für seine viele Mühe zu entschädigen sei. Die Herausgabe der Berichte über die Verhandlungen in deutscher und französischer Sprache, die seit 1864 eingeführt war, blieb selbſtverſtändlich erhalten.

Das Zentralbureau blieb auch fernerhin mit dem Königlich Preußischen Geodätischen Inſtitut verbunden, dessen Mittel und Kräfte wie bisher auch den Zwecken der nunmehr als »Internationale Erdmessung« benannten Vereinigung zu dienen hatten.

[11]) Professor Wilhelm Foerſter, Lebenserinnerungen und Lebenshoffnungen (Berlin, G. Reimer, 1911), S. 189.

[12]) Vgl. die den Verh. der Achten A. K. in Berlin, 1886, vorangeſtellten Dokumente

Unter Zustimmung zu dieser Übereinkunft sandten sechs deutsche Staaten (Bayern, Hamburg, Hessen, Preußen, Sachsen und Württemberg) sowie 12 außerdeutsche Staaten (Belgien, Dänemark, Italien, die Niederlande, Norwegen, Österreich, Portugal, Rumänien, Rußland, Schweden, die Schweiz und Spanien) Delegierte zu der Konferenz; auch Frankreich war vertreten, erklärte seinen Beitritt aber erst einige Monate nachher.

Zum Sekretär wurde von der Allgemeinen Konferenz, deren Vorsitz W. Foerster führte, A. Hirsch gewählt; die Zahl der Mitglieder der Permanenten Kommission erhöhte man auf 11, darunter zwei ständige: der Direktor des Zentralbureaus und der ständige Sekretär.

Durch die neue Organisation erhielt das Zentralbureau eine wesentliche Erleichterung sowohl in geschäftlicher wie in finanzieller Beziehung, denn die Überwachung der Drucklegung der Verhandlungs- und Generalberichte wurde ihm abgenommen, und es hatte für die Kosten dieser Veröffentlichungen nicht mehr aufzukommen. Nach einigen Jahren konnten ihm sogar einige Geldmittel aus dem für die Sekretariatsgeschäfte nicht ganz verbrauchten Dotationsfonds überlassen werden, um gewisse, von der P. K. gestellte wissenschaftliche Aufgaben zu bearbeiten.

Im Jahre 1887 versammelte sich die P. K. in Nizza auf Einladung des Herrn R. Bischoffsheim, der die dort von ihm auf dem Mont Gros erbaute Sternwarte durch eine Versammlung von Männern der Wissenschaft einzuweihen wünschte. Schon 1884 und dann 1885 war es die Absicht gewesen, nach Nizza zu gehen; dies mußte aber mit Rücksicht auf sanitäre Verhältnisse unterbleiben.

Der Bericht über die Nizzaer Verhandlungen bildet einen ungewöhnlich starken Band infolge der darin erschienenen Spezialberichte, von denen der vom Zentralbureau verfaßte über die Lotabweichungen in Europa und Nordamerika besonders erwähnt sei, weil seine Angaben für Europa ein erstmaliges Ergebnis der Gradmessungsvereinigung darstellen.

Nun kam 1888 die Versammlung der P. K. in Salzburg, wo mitgeteilt werden konnte, daß den obengenannten 19 Staaten infolge einer Einladung von Seiten Preußens noch die fünf Staaten Chile, Griechenland, Japan, Mexiko und Serbien beigetreten seien.

Zugleich wurde auf dieser Konferenz festgestellt, daß infolge der Vermittlung der preußischen Staatsregierung die Internationale Erdmessung befugt sei, durch ihr Bureau (Präsident und Sekretär) direkt mit den beteiligten Staaten durch deren diplomatische Vertretungen in Berlin zu verhandeln.

Im Beginn des Jahres 1889 geschah auch der Beitritt der Vereinigten Staaten von Amerika, so daß zur Zeit der Neunten Allgemeinen Konferenz in Paris im Herbst dieses Jahres die Anzahl der Staaten der I. E. sich auf 25 erhöht hatte, von denen 17 durch Delegierte vertreten waren. Auch Argentinien stellte seinen Beitritt in Aussicht und bezeichnete einen Delegierten.

Der Allgemeinen Konferenz von 1889 folgten Versammlungen der P. K. in Freiburg i. B. 1890, in Florenz 1891, in Brüssel 1892 zusammen mit einer A. K., in Genf 1893, in Innsbruck 1894, in Berlin 1895 zusammen mit einer A. K., und in Lausanne 1896. Seit 1891 hatte der Akademiker Faye aus Paris den Vorsitz in der P. K., nachdem General Ibañez (Marquis von Mulhacen) gestorben war.

Wegen des Anwachsens der Anzahl der beteiligten Staaten und demgemäß der Delegierten wurde unter Zustimmung der Regierungen die Mitgliederzahl der Permanenten Kommission von 11 auf 12 erhöht.[13]) Da nun auch die jährlichen Einzahlungen zur Dotation die vorgeschriebene Summe überstiegen, erfolgte zweimal eine Herabsetzung der Beiträge.[14])

Mit dem Jahre 1896 endeten die zehn Jahre, wofür Beitragszahlungen bewilligt waren. Ein neuer Abschnitt im Verlaufe der I. E. war aber bereits auf der A. K. von 1895 vorbereitet worden, mit einschneidenden Änderungen, die sich allmählich als wünschenswert herausgestellt hatten.

Seit 1887 war der Fortschritt in der Erledigung der Grundaufgabe der Erdmessung ganz bedeutend gewesen. Durch Einführung des Meters und durch die Mitwirkung des Internationalen Maß- und Gewichtsbureaus kam Einheitlichkeit in die linearen Ergebnisse der Dreiecksnetze der verschiedenen Länder, deren Verbindung in Europa sich stetig besserte.

Es konnten vom Zentralbureau neue Ergebnisse für die Erdgestalt in einigen Gebieten Europas abgeleitet werden. Die Aussicht auf weitere Verbesserungen in der Genauigkeit bot sich dar durch Einführung des Repsoldschen unpersönlichen Mikrometers an den astronomischen Instrumenten bei den astronomischen Längenbestimmungen, sowie durch Vervollständigung des astronomisch-geodätischen Netzes mittels sogenannter Laplacescher Punkte, die durch Bestimmung der drei astronomischen Größen Breite, Länge und Azimut eine wertvolle Prüfung und Erhöhung der Genauigkeit der Endergebnisse gewähren.

Auch in der Frage der Einheitlichkeit des mittleren Meeresniveaus ergaben sich durch Beobachtung der Mittelwasser und ihre Vergleichung durch Feinnivellements Fortschritte. Ebenso verfolgte man mit Aufmerksamkeit Andeutungen von gegenwärtig noch hie und da stattfindenden langsamen gegenseitigen Höhenverschiebungen der Niveauflächen und der festen Erdkruste.

Besonders großartig war der Aufschwung in der Ausbreitung der Schwerkraftsmessungen infolge der Einführung der kleinen handlichen Pendelapparate des österreichischen Obersten Robert v. Sterneck.

Bei all diesen Arbeiten wurde zunächst die Voraussetzung gemacht, daß die Erde im ganzen innerhalb der Genauigkeit der Beobachtungen in der Gegenwart unveränderlich sei. Auf die Notwendigkeit der Prüfung dieser Annahme, ganz besonders für ein Hauptelement der geodätisch-astronomischen Operationen, hatte, wie schon bemerkt, bereits Fergola hingewiesen, nämlich auf die Frage nach der Unveränderlichkeit der Lage der Erdachse im Erdkörper, und die Internationale Erdmessung hatte diese Aufgabe dauernd auf ihren Arbeitsplan gesetzt. Durch Küstners Wahrnehmung einer Breitenänderung auf der Berliner Sternwarte 1884/1885 gestaltete sich die Frage dringlicher, und auf Foersters Anregung trat daher die I. E. ihrer Prüfung näher.

Foersters Plan bestand in einer Erweiterung der Idee von Fergola, nämlich nicht zwei, sondern vier Stationen für fortgesetzte Beobachtungen der geographischen Breite auf der Nordhalbkugel der Erde in einem und dem-

[13]) Verh. der P. K. in Freiburg i. B., 1890, S. 8 ff.

[14]) Verh. der Zehnten A. K. in Brüssel, 1892, S. 95.

selben Parallel einzurichten. Zunächst ging aber die I. E. nicht so weit, vielmehr wurde beschlossen, erst einmal auf mehreren, nicht weit von einander abstehenden Observatorien gleichzeitig eine Jahresreihe von Beobachtungen anstellen zu lassen. Es wurden solche Beobachtungen 1889 und 1890 ausgeführt auf der Berliner Sternwarte und auf dem astrophysikalischen Observatorium in Potsdam durch das Zentralbureau, wozu sich noch die Sternwarte in Prag und die Sternwarte in Straßburg gesellten.

Da nun eine Schwankung der Breite von mehreren Zehntelsekunden bei annähernd jährlichem Verlauf übereinstimmend auf den vier Observatorien nachgewiesen wurde, entschloß sich die P. K., zur gründlichen Prüfung der Sache ein Jahr lang gleichzeitig Beobachtungen in Berlin und auf einem geeigneten Punkte der Hawaii-Inseln anstellen zu lassen, die in bezug auf den Nordpol der Erdachse eine annähernd entgegengesetzte Lage wie Berlin haben und auch sonst geeignet erschienen. Die geographische Breite beider Observatorien mußte sich infolge einer Verschiebung des Nordpols in entgegengesetzter Weise ändern.

Die Beobachtungen, welche 1891 und 1892 ein Jahr lang in Honolulu von A. Marcuse und in Berlin von H. Battermann sowie außerdem in Prag und Straßburg ausgeführt wurden, zeigten dieses Verhalten in so auffallender Weise, daß kein Zweifel an der Lagenänderung des Nordpols mehr berechtigt schien.[15]) Um sie nach ihrem zeitlichen Verlauf zu erforschen, kam man nunmehr darauf zurück, vier Stationen auf einem und demselben Breiten-Parallel der Nordhälfte der Erde zu länger fortdauernder Beobachtung der Breiten einzurichten. Die dazu erforderlichen Geldmittel im Betrage von etwa 44000 Mark jährlich mußten durch eine bedeutende Erhöhung der Jahresbeiträge der Staaten beschafft werden.

Nach längeren Verhandlungen gelang es auf der Elften Allgemeinen Konferenz 1895 zu Berlin eine noch jetzt geltende Übereinkunft zustande zu bringen, die erhöhte Jahresbeiträge einführte, zunächst wieder für eine Dauer von 10 Jahren, 1897—1906; außerdem traten noch einige Änderungen von Bedeutung ein.[16]) Die Jahresbeiträge sind jetzt 800 Mark bei einer Bevölkerung bis zu 5 Millionen, 1600 Mark bei 5—10 Millionen, 3000 Mark bei 10—20 Millionen und 6000 Mark für mehr als 20 Millionen.

Als Minimum der Jahresdotation ist 60 000 Mark angenommen. Sie wurde jedoch neben den Ausgaben für die Sekretariatsgeschäfte und die etwa besonders von der Allgemeinen Konferenz angeordneten wissenschaftlichen Arbeiten nicht ausschließlich für die Erforschung der Breitenvariation festgelegt, sondern sie sollte überhaupt zur Ausführung solcher internationaler wissenschaftlicher Unternehmungen dienen können, die zur Erleichterung und Sicherung der Arbeiten aller Länder von Interesse sind. Als solches Unternehmen kam zunächst allerdings nur die systematische Breitenbeobachtung in Frage.

Nach der neuen Übereinkunft ist die Permanente Kommission aus je einem Delegierten für jeden Staat gebildet; sie hat mit der wissenschaftlichen Leitung der Arbeiten nichts mehr zu tun, sondern ist vom Präsidium nur bei besonderen Fragen der Verwaltung zu hören. Die oberste Leitung hat die Allgemeine Konferenz, die in der Regel

[15]) Verh. der A. K. in Brüssel, 1892, Tafel 7.

[16]) Verh. der A. K. in Berlin, 1895, I. S. 280 ff.

alle drei Jahre zusammentritt. Das Präsidium, bestehend aus dem Präsidenten, dem Vizepräsidenten, dem ständigen Sekretär und dem Direktor des Zentralbureaus, hat in der Zwischenzeit die administrative Leitung der I. E. und die Kontrolle der dem Zentralbureau übertragenen und unter dessen Verantwortlichkeit auszuführenden obengenannten besonderen wissenschaftlichen Unternehmungen. Der internationale Fonds wird wie schon früher vom Zentralbureau unter Leitung des Präsidenten der I. E. verwaltet.

Da die jährlichen Versammlungen der P. K. in Wegfall kamen, so wurde bestimmt, daß das Zentralbureau, welches mit dem Geodätischen Institut in Potsdam wie bisher vereinigt blieb, den alljährlichen Tätigkeitsbericht nach Vorlage an das Präsidium den Delegierten gedruckt zuzusenden habe. Seitdem wird er alljährlich veröffentlicht.

Die neue Übereinkunft wurde alsbald von dem Präsidenten Faye und dem Sekretär Hirsch den bisher an der I. E. beteiligten Regierungen unterbreitet mit der Bitte um Zustimmung. Die preußische Regierung hatte außerdem ihre diplomatische Vermittelung soweit erforderlich in Aussicht gestellt.

Da die Übereinkunft von 1886 für 1887—1896 Gültigkeit hatte, mußte sich die alte Permanente Kommission noch einmal im Jahre 1896 versammeln, was im Monat Oktober dieses Jahres in Lausanne erfolgte.

Bis dahin hatten bereits 12 Staaten ihre Annahme der neuen Übereinkunft zugesagt; dabei ist Deutschland nunmehr nur noch als 1 Staat gezählt, nach Maßgabe einer Abmachung von 1895. Nach und nach erfolgten weitere Beitrittserklärungen, und als im Oktober 1898 die Zwölfte Allgemeine Konferenz in Stuttgart abgehalten wurde, konnte der Beitritt zur neuen Übereinkunft von den nachstehend benannten 21 Staaten kundgegeben werden:

Belgien, Dänemark, Deutschland, Frankreich, Griechenland, Großbritannien, Italien, Japan, Mexiko, die Niederlande, Norwegen, Österreich, Portugal, Rumänien, Rußland, Schweden, die Schweiz, Serbien, Spanien, Ungarn, Vereinigte Staaten von Amerika.

Argentinien und Chile beteiligten sich zunächst nicht mehr.

Die nächste Allgemeine Konferenz wurde in Paris, wegen der Weltausstellung bereits nach zwei Jahren, also 1900, abgehalten. Dann folgten Allgemeine Konferenzen in Kopenhagen 1903 und in Budapest 1906.

Mit diesem Jahre endete auch der zehnjährige Zeitraum, für welchen die erhöhte Dotation vorerst bewilligt war; doch war der Erfolg der gemeinsamen Unternehmungen ein derartiger, daß ohne jeden Widerspruch die Dotation für weitere 10 Jahre bewilligt wurde. Nur Serbien trat zurück; dagegen trat Argentinien ein, bald darauf Chile und ganz kürzlich Australien. Gegenwärtig sind somit 23 Staaten an der I. E. beteiligt, und die jährliche Dotation beträgt rund 70,000 Mark.

Im Personal des Präsidiums fanden mit dem Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts wesentliche Änderungen statt. Im Juni 1900 zog sich der langjährige ständige Sekretär der I. E., A. Hirsch, wegen Krankheit von seinem Amte, das er mit großem Geschick und vieler Hingebung verwaltet hatte, zurück. Die P. K. wählte auf schriftlichem Wege Herrn H. G. van de Sande Bakhuyzen, Professor der Astronomie und Direktor der Sternwarte in Leiden, zunächst provisorisch zum ständigem Sekretär, welche Wahl bei der Dreizehnten Allgemeinen Konferenz, die

im Herbſt 1900 in Paris ſtattfand, ihre Beſtätigung erhielt. Er waltet noch gegenwärtig seines Amtes.

Im Sommer des Jahres 1902 verlor die I. E. in kurzer Friſt nacheinander ihren Präsidenten H. Faye und ihren Vizepräsidenten, den italienischen General A. Ferrero. Die P. K. beschränkte sich darauf, zunächſt auf schriftlichem Wege einen neuen Vizepräsidenten in der Person des dänischen Generals von Zachariae provisorisch zu wählen, welche Wahl von der 1903 in Kopenhagen ſtattfindenden Allgemeinen Konferenz beſtätigt wurde. Bei dieser Konferenz fiel die Wahl des Präsidenten auf den französischen General und Direktor der Sternwarte in Nizza, Herrn Bassot, der seitdem den Vorsitz führt. Als langjähriges Mitglied, zuletzt als Direktor des Service géographique de l'Armée, kann er auf eine lange geodätische Betätigung zurückblicken.

Nach Zachariaes Tode wurde 1909 auf der Sechzehnten Allgemeinen Konferenz in London Sir George H. Darwin, Prof. der Aſtronomie in Cambridge (England), als Vizepräsident berufen, nachdem er bereits im Jahre 1907 provisorisch von der P. K. auf schriftlichem Wege gewählt worden war. (Leider hat die wissenschaftliche Welt jetzt auch den im Dezember des vorigen Jahres erfolgten Tod dieses ausgezeichneten Gelehrten zu beklagen.)

Nun waren bald 50 Jahre seit der Gründung der I. E. im Jahre 1862 vergangen. Die nächſte A. K. hatte 1912 ſtattzufinden, somit 50 Jahre nach der vorbereitenden Berliner Konferenz von 1862. Auf Einladung des Hamburgischen Senats, die der Direktor der Sternwarte zu Bergedorf bei Hamburg, Herr Prof. Dr. Schorr, angeregt hatte, fand sie auf dem deutschen Boden Hamburgs ſtatt, zugleich mit einer kleinen Feſtfeier aus Anlaß des fünfzigjährigen Beſtehens der Vereinigung.

Die Tagung verlief in der Zeit vom 17. bis 27. September bei glänzender Aufnahme durch die Behörden und Inſtitutionen Hamburgs unter regſter Beteiligung der Geodäten und Aſtronomen der I. E.; von den 23 Staaten derselben waren 19 durch gegen 60 Abgeordnete vertreten. Große Fortschritte der Landesarbeiten konnten mitgeteilt werden, und über allgemein interessierende Fragen fanden sehr bemerkenswerte Aussprachen ſtatt.

Besonders lebhaft interessierte wieder die Frage der Breitenvariation, mit der sich die I. E. eingehend seit mehr als zwei Dezennien beschäftigt.

Das Zentralbureau hatte sich schon bald nach der entscheidenden Berliner Allgemeinen Konferenz von 1895 den Vorbereitungen für die Organisation des Internationalen Breitendienſtes zugewandt. Es wurde die Frage, ob visuell oder photographisch an einem Zenitteleskop zu beobachten sei, ſtudiert und ein Syſtem von vier neu anzulegenden Stationen in der Breite von 39°8'2 ausgewählt, denen sich Rußland mit einer neuen Station in Buchara, sowie die nordamerikanische Sternwarte Cincinnati anschlossen. Auf der Stuttgarter A. K. von 1898 konnten unter Benutzung der Anwesenheit der fremdländischen Delegierten Verträge mit den in Betracht kommenden Landesbehörden vorbereitet worden, deren Mitwirkung für die Errichtung und den Betrieb der Stationen selbſtverſtändlich unentbehrlich iſt.

Die Koſten für die Einrichtung der vier internationalen Stationen trug die I. E., und sie lieferte die Apparate; die Beobachter wurden von den betreffenden Landesbehörden angeworben. Gegen Ende 1899 traten die Stationen in Wirk-

samkeit. Sie liegen in Carloforte in Italien, in Mizusawa in Japan, sowie in Gaithersburg und in Ukiah in den Vereinigten Staaten von Amerika. Nach dem getroffenen Abkommen sind die italienische und die japanische Station inzwischen in den Besitz Italiens bezw. Japans übergegangen; sie erhalten von der I. E. nur noch die jährliche Subvention von 8000 Mark. Die beiden genannten amerikanischen Stationen sind Eigentum der I. E. und werden auf deren Kosten von der Coast and Geodetic Survey in Washington geleitet und erhalten. Die russische Station Tschardjui in Buchara erhält von der I. E. nur eine kleine Subvention, ebenso auch die Sternwarte in Cincinnati.

Allmonatlich gehen die Originale der Beobachtungsbücher ans Zentralbureau in Potsdam ab und werden dort alsbald verarbeitet. Abschriften behalten die Stationen zurück. Die Ergebnisse kommen alljährlich in vorläufiger Form in den Astronomischen Nachrichten zur Veröffentlichung; schärfer berechnete Ergebnisse der Breitenvariationen werden für mehrere Jahre zusammen bandweise herausgegeben.

Die Ansichten über die Ursachen der Breitenvariation bedürfen noch weiterer Klärung. Hatte man anfänglich geglaubt, daß ausschließlich Verschiebungen der Erdachse im Erdkörper infolge von Bewegungen von Wasser- und Luftmassen an der Erdoberfläche zu Grunde lägen, so war eine erste Frucht des internationalen Dienstes die von dem japanischen Beobachter Kimura, dem Direktor der Station Mizusawa, zuerst erkannte Existenz eines sehr kleinen Gliedes von jährlicher Periode, das auf allen Stationen des Parallels denselben Betrag hat und durch Achsenbewegung nicht erklärt werden kann.

Um die Natur dieses Breitengliedes wenigstens teilweise zu erforschen, wurde von der P. K. im Jahre 1905 beschlossen, auf zwei Stationen in gleicher Breite auf der Südhälfte der Erde zwei Jahre lang gleichzeitig Beobachtungen anzustellen.

Diese Beobachtungen kamen 1906 bis 1908 zustande auf der in Argentinien errichteten Station Oncativo, Beobachter Professor Carnera aus Triest, und auf der westaustralischen Station Bayswater bei Perth, Beobachter Dr. Hessen aus Berlin.

Obwohl das Ergebnis einigen Aufschluß gewährte, fehlt es noch immer an vollständiger Kenntnis des Verhaltens des Breitengliedes unter verschiedenen Umständen. Auch sonst noch bedarf das Auftreten systematischer Einflüsse unbekannter Herkunft in den Beobachtungen auf den internationalen Stationen der Aufklärung.

Indessen hat doch anscheinend das bisher bei der Verbindung der Ergebnisse der sechs Breitenstationen des Nordparallels eingeschlagene Verfahren zu einem nahezu richtigen Gesamtergebnis für die Ableitung einer interpolatorischen Darstellung der Breitenvariationen geführt, da Beobachtungen ganz anderer Art auf der russischen Hauptsternwarte Pulkowo sehr nahe das gleiche Ergebnis zeigen, obwohl da die systematischen Einflüsse ganz anders wirken müssen. An dem »Aufklärungsdienst« beteiligen sich übrigens mehr und mehr Sternwarten, zur Zeit außer Pulkowo noch Helsingfors, Christiania, Odessa, Turin, Lissabon, Johannesburg, Santiago de Chile.

Eine geeignete Beobachtungsreihe ist auch auf der internationalen Station Gaithersburg selbst im Gange, indem dort mit Beihilfe der I. E. ein zweites Zenitteleskop anderer Bauart vom Be-

obachter Dr. Frank E. Ross in Benutzung genommen worden ist.

Jedenfalls hat die I. E. soviel erreicht, daß es zur Zeit möglich ist, alle Breitenbestimmungen, die seit 1900 angestellt sind, sehr nahe richtig auf eine mittlere Lage des Nordpols zu beziehen; auch sind die Ergebnisse für gewisse fundamentale Bestimmungen der Sternwarten von Bedeutung.

Durch die besprochenen Maßnahmen für die Erforschung der Breitenvariation wird der größte Teil des Dotationsfonds der I. E. aufgebraucht. Immerhin konnte die I. E. auch andere Bestrebungen von allgemeinem Interesse unterstützen.

In dieser Hinsicht ist vor allem die Beobachtung der Intensität der Schwerkraft auf dem Weltmeer zu nennen. Nachdem der wohlbekannte Meteorologe Mohn in Christiania mit Vorteil sich für meteorologische Zwecke zur Bestimmung des Luftdrucks neben Quecksilberbarometern der neueren Siedethermometer bedient hatte, entstand der Gedanke, die Variation der Schwerkraft mit dem Orte auf dem Meere durch vergleichende Beobachtungen des Luftdrucks an Quecksilberbarometern und Siedethermometern zu bestimmen. Im Auftrage des Zentralbureaus widmete sich der damalige Observator des Geodätischen Instituts Dr. Hecker dieser Aufgabe. Für eine erste Reise von Hamburg nach Rio de Janeiro stellte die P. K. 1901 die schon 1896 von der P. K. in Lausanne zu Versuchen mit Schwereapparaten auf fahrenden Schiffen in Aussicht genommene Summe von 6000 Mark zur Verfügung. Die A. K. zu Kopenhagen 1903 bewilligte sodann zur Bereisung des Indischen und des Großen Ozeans weitere 20,000 Mark. Einige Jahre später ermöglichte ferner die Unterstützung der russischen Regierung die Bereisung des Schwarzen Meeres zu gleichem Zwecke.

Die Ergebnisse bilden eine wichtige Stütze der Lehre vom Gleichgewichte der Erdkruste (der Isostasie), wonach dieselbe so zum Erdinnern gelagert ist, als ob sie darauf schwämme. Festländer und Hochgebirge bedeuten somit für die Erde als Ganzes keine Massenanhäufungen. Im großen und ganzen muß dann die Schwerkraft im Meeresniveau auf der Tiefsee dieselbe Stärke haben, wie auf den ausgedehnten Flachländern.

Die Schweremessungen auf dem Festlande, welche infolge der Einführung bequemer Apparate, besonders der schon erwähnten Sterneckschen Pendel, einen großen Aufschwung nahmen, gaben dem Zentralbureau Anlaß zu mehrfacher Betätigung. Einesteils waren es die Bemühungen zur Hebung der Genauigkeit der Messungen, andernteils verschiedene Arbeiten zur Unterstützung und zum Zusammenschluß der Landesarbeiten.

Zahlreiche Pendelapparate wurden im Zentralbureau für verschiedene auswärtige Vertreter der Gradmessung untersucht, wobei die Einrichtungen des Dienstgebäudes des Geodätischen Instituts sich als sehr nützlich erwiesen. Auch direkte Anschlüsse ans Potsdamer Institut in Schwerkraft wurden vielfach von auswärtigen Delegierten bewirkt, wozu auch noch der Umstand beitrug, daß die absolute Größe der Schwerkraft in dieser Zeit von den Professoren Kühnen und Furtwängler sehr genau daselbst bestimmt worden war.

So ist es durch gemeinsame Arbeit[17]) der Landesorgane und des Zentralbureaus

[17]) Vgl. hierzu den Bericht über die relativen Schweremessungen von E. Borraß in den Verh. der A. K. zu London-Cambridge 1909, Teil III.

gelungen, in den letzten beiden Jahrzehnten die Schwerkraft an über 2400 Orten in einem zusammenhängenden System festzustellen. Diese noch immer in der Erweiterung begriffenen Arbeiten bieten ein reiches Material zur Untersuchung der allgemeinen Gestalt der Meeresfläche und der Massenverteilung in der Erdkruste.

Neben diesen Arbeiten über Breitenvariation und Schwerkraft sind die ursprünglich ins Auge gefaßten Arbeiten zur Ermittelung der speziellen Erdgestalt aus Gradmessungen in reger Weise gefördert worden. Die Ausführung ist hierbei wesentlich Landessache; das Zentralbureau trat nur in Tätigkeit, um auf verschiedene Lücken im europäischen Dreiecksnetz hinzuweisen, die der Ausfüllung bedurften; namentlich wurde auch auf die reichliche Anlage sogenannter Laplacescher Punkte, die schon vorher erwähnt sind, hingewirkt.

Berechnungen sogenannter Lotabweichungen, durch die sehr augenfällig die Abweichungen der Meeresfläche von einem Umdrehungsellipsoid angezeigt werden, sind im Zentralbureau bisher nur für Europa und Nordafrika ausgeführt worden. Besonders hat sich dasselbe angelegen sein lassen, ein schon fast ganz Europa umfassendes Liniensystem zu bearbeiten, das eine Grundlage zur Zusammenfassung der Einzelarbeiten der verschiedenen Länder geben wird. Ein erster Versuch der Zusammenfassung erfolgte 1887 in dem Lotabweichungsbericht der Nizzaer Verhandlungen. Seitdem sind zahlreiche Einzelgebiete in den verschiedenen Staaten hinzugekommen. Das Zentralbureau hat u. a. die Europäische Längengradmessung in 52^0 Breite von Irland bis zum Ural zusammenfassend bearbeitet, ferner die Breitengradmessung in der Nähe des Pariser Meridians, die jetzt von den Shetlandsinseln bis Nordafrika reicht.

Eingehende Lotabweichungsuntersuchungen haben die Engländer in Indien ausgeführt; besonders hervorragend sind aber die Arbeiten der Coast and Geodetic Survey in den Vereinigten Staaten von Amerika, wo es nicht nur gelungen ist, die Geoidformen für erheblich ausgedehnte Gebiete abzuleiten, sondern auch durch Anwendung der Gleichgewichtslehre eine recht genaue Ableitung des allgemeinen Erdellipsoids zu erzielen.

Die Gradmessungen breiten sich immer weiter aus. Ein großartiges Unternehmen hat der englische Astronom Sir David Gill eingeleitet, der eine Breitengradmessung durch ganz Afrika nahe dem Meridian von 30^0 östlicher Länge nicht nur plante, sondern auch unter seiner Oberleitung fast in der ganzen südlichen Hälfte durchführen ließ. Auch in der nördlichen Hälfte haben die Engländer schon ansehnliche Teile gemessen. Ein noch zu erledigender Teil fällt auf Deutschostafrika; man darf hoffen, daß er in einigen Jahren in Angriff genommen werden wird.

Wertvolle Unternehmungen aus der letzten Zeit sind auch die von Russen und Schweden bewirkte Breitengradmessung auf Spitzbergen, sowie die von den Franzosen erneuerte Gradmessung in Peru, jetzt Ecuador, wobei zugleich eine ansehnliche Verlängerung des vor 170 Jahren dort gemessenen Bogens ermöglicht wurde. Ihr Wert beruht auf der extremen Lage zum Pole: möglichste Nähe am Nordpol und möglichster Abstand davon durch Anlage des Bogens am Aequator. Aus diesem Grunde wurden schon im 18. Jahrhundert die Gradmessungen in Lappland und Peru angestellt, mit

dem Erfolg, daß man Sicherheit über die Exiſtenz der Abplattung der Erde gewann.

Die Gradmessung von Ecuador iſt ferner von Bedeutung dadurch, daß sie gewiß in absehbarer Zeit zunächſt nach Süden verlängert werden wird, wozu in Chile schon Anfänge vorliegen.

Über all' diese Landesarbeiten geben die Verhandlungsberichte durch die Landesberichte sowie die Spezialberichte einen guten Überblick. Die Verhandlungen von Hamburg werden auch eine Schilderung der Tätigkeit des Zentralbureaus in den erſten 50 Jahren der I. E. bringen.

Die Ergebnisse der Erdmessung bilden eine wichtige Bereicherung unserer Kenntnis vom Erdkörper für die Geographie, Geologie und Erdbebenforschung, indem sie Licht nicht nur auf die Einzelformen der Erdgeſtalt werfen, sondern auch auf ihre Ursachen: die Massenverteilung in der Erdkruſte. Die Veränderungen des Erdkörpers durch Erdbeben wie auch die durch langsam wirkende Kräfte werden sorgfältig ſtudiert, wofür sich schon der Geographenkongreß von 1881 und neuerdings der Geologenkongreß von 1903 interessierte.

Auch die Deformationen des Erdkörpers durch die Anziehung von Mond und Sonne sind immer schärfer beobachtet worden, was in Verbindung mit Daten der Breitenvariation und der Erdbebenforschung über die Starrheit des Erdinnern interessante Aufschlüsse gegeben hat und zu weiteren Forschungen Anlaß gibt.

Formen internationaler Verständigung.

Von

Robert Piloty.

Um das wundersame Formen- und Farbenspiel des internationalen Lebens zu verſtehen, um zu begreifen, was zwischen den sprichwörtlich guten Formen der Diplomatie und den Kriegen, die sie führt, inmitten liegt, bedarf es eines tieferen Einblickes in das Wesen und die Gründe der Beziehungen zwischen den Völkern und eines feſten Standpunktes gegenüber dem Problem.

Einſt sagte man, um auszudrücken, daß eine Sache überhaupt nicht gehe, sie gehe nur auf diplomatischem Wege, oder um einen Menschen von etwas zweideutiger Gerissenheit zu charakterisieren, er sei ein Diplomat. Diese Zeiten, sagt man, sind vorüber. Mit Recht spricht man schon jetzt von einer Organisation des internationalen Lebens. Und wer sie noch nicht sieht, der iſt sich zum mindeſten doch bewußt, daß hinter all der menschlichen zwischenſtaatlichen Arbeit der Ernſt des Staates und über ihr das Ziel der Humanität ſtehe. Im Gegensatze zu dem durch die formale Rechtsordnung mechanisierten innerſtaatlichen Leben nimmt sich die losere, beweglichere Ordnung des internationalen Lebens wie ein unfertiger politischer Gärungsprozeß aus, der — um im naturwissenschaftlichen Bilde zu verweilen — nach chemischen Gesetzen verläuft. Die Staaten als die schon halbkriſtallisierten Elemente ballen sich in den Mächten zu politischen

Vortrag, gehalten auf dem erſten Verbandstag des Verbandes für internationale Verſtändigung zu Heidelberg am 6. Oktober 1912.

Molekülen zusammen, und die Energien wirken bald sauer, bald alkalisch aufeinander in dem großen Spiel des Gegensatzes von Verſtändigung und Kampf. Und die Frage, die jeder sich vorzulegen hat, lautet: Wohin gehörſt Du in diesem Tummelplatze aller Widersprüche von menschlichen Interessen, Leidenschaften, Launen, Intriguen, Beleidigungen und Versöhnungen?

Zu Deinem Vaterlande, lautet die einfachſte Antwort! Gewiß iſt sie auch die rechte. Aber es gibt doch Wege, auf denen die schädlichſten und unmenschlichen Formen der Konfliktlösung sich vermeiden oder doch mindern und mildern lassen, Formen, in denen auch Völker sich verſtändigen können. Die Zeit freilich, in der die Menschheit als eine große Völkerfamilie nur von dem Bande eines allgemeinen Weltbürgertums sich umschlungen wissen dürfte, iſt noch nicht gekommen. Aber die Idee eines solchen Weltbürgertums iſt vorhanden, sie iſt unter uns lebendig, sie erwächſt aus dem Geiſt, den alle Religionen hüten, aus der Erkenntnis der Gleichheit aller Urbedürfnisse und der einfachen Grundwahrheiten der Moral. Und doch finden wir uns alle wie nach einem Prinzip der Sonderung in engeren und weiteren Gemeinschaften zusammengeschlossen. Familie, Stamm, Volk, Rasse haben zähe, natürliche Gliederungen in der Menschengeschichte hervorgebracht und tiefe Furchen in die Menschenart gegraben, in denen Sitte, Recht, Sprachen und Religionen wie nach eigenen inneren Gesetzen aufwachsen, und die politischen Gesellschaftsformen Gemeinde, Staat und Kirche sind in diesen Faktoren der Kultur so tief verwurzelt, daß das Weltbürgertum der Idee in der Wirklichkeit sich bis zu einem unfaßbaren Fluidum zu verflüchtigen scheint.

Wen jedoch Anlage, Erziehung und Umſtände dahin gebracht haben, daß er einmal die Menschheit als ein Ganzes nicht nur in kühler, geiſtiger Reflexion, sondern mit der innerſten Kraft seines Fühlens zu umspannen vermochte, der nimmt alsbald ein ganzes Labyrinth von Zäunen, Mauern und verschlossenen Toren wahr, die ihm als Hemmungen im Fortschritt der Kulturideen erscheinen müssen.

Der Leichtigkeit und Fernwirksamkeit aller Einrichtungen des räumlichen Verkehrs ſtehen die 100 Sprachen und 1000 Dialekte gegenüber. Die gleichen Lebensgrundsätze werden durch widersprechende Normen des Rechts und durch Dogmen der Kirchen in ihren Wirkungen aufgehaltem und oft genug verkehrt. Und wer sich die Mühe nimmt, allen Elementen der Trennung und Verengerung der Kreise innerhalb des Gesamtlebens der Menschheit nachzugehen bis in ihr innerſtes Geflecht und in ihre wahren Gründe, der findet, daß alle Grenzen und Schranken überall als geschichtlich gewordene Tatsachen ſtreng gehütet und heilig gehalten werden.

Bei diesem Stande der Dinge in der Wirklichkeit würde sich das Leben der Menschheit als ein vollkommenes Chaos von unlösbaren Widersprüchen darſtellen und fortwährend als der Kampf aller gegen alle entladen, wären nicht unter den mannigfaltigen Gemeinschaftsformen der Völker auch jene größten, aktivſten und ſtärkſtgefügten Einheiten, die wir Staaten nennen.

Der Staat iſt die praktisch wichtigſte Voraussetzung wirksamer Verſtändigung unter den Völkern.

Von innen, d. i. vom Standpunkt des im Staat geeinten Volkes gesehen, iſt er zwar eine Form der Abschließung. Durch ihn kehrt zunächſt jedes Volk

den andern Völkern den Rücken. Von außen gesehen aber iſt er die machtvollſte Form der Anschließung. Wie er verschiedene Stämme und Völker zu Einheiten zusammenschließen kann, so iſt er durch seine Handlungsfähigkeit nach außen das kräftigſte Mittel, durch welches die natürlich trennenden Elemente unter den verschiedenen Staatsvölkern überwunden werden können. Durch den Staat zeigen sich die Völker ihr Gesicht.

Abschließung und Anschließung im Wechsel und die Freiheit in der Wahl zwischen beiden geben den geeinten Völkern und Stämmen jene Energie und Elaſtizität, welche die wundersamſte Lebensmacht des Staates ausmacht und das eigentliche Element der Weltpolitik iſt. Was Völker innerlich durch Blut, Seele und Geiſt verbindet, das kann ihnen im wirklichen Leben nur zu gut kommen, wenn sie den Staat als das hauptsächlichſte Mittel ihrer internationalen Beſtrebungen erkennen und benutzen.

Wohl gibt es noch ein überſtaatliches Machtfluidum, das von den Religionen ausſtrömt, durch Künſte und Wissenschaften getragen wird und Gemeingut der Menschheit zu sein beſtimmt iſt, aber die tatsächliche Leitung aller praktischen Gemeinschaftsinteressen iſt anders als durch das Mittel des Staates nicht möglich. Der Staat hat den Schlüssel zu den Toren der Weltwirtschaft, und durch ihn erſt wird ein Volk völkerrechtsfähig. Er iſt das höchſte Produkt der praktischen Menschenvernunft, solange es das Erbteil der Menschengattung iſt, durch Vernunft und Verſtand ersetzen zu müssen, was ihr an zielsicherem Gattungsinſtinkt versagt iſt. Der Staat iſt das Haus des Volkes, in dessen Gemächern und Gängen nicht nur der größte Teil der inneren Gemeinschaftsarbeit geleiſtet wird, sondern auch die internationalen Beziehungen sich vorbereiten, ausbilden und zu Plänen und Unternehmungen verdichten. Aus dem Bauſtil dieses Hauses ergeben sich auch die Formen der internationalen Verſtändigung. Wir fragen: was iſt Verſtändigung? Die Antwort lautet: jede Art der Erledigung von Geschäften ohne willkürlichen, physischen Zwang.

Zwei große Gruppen von Formen zwischenſtaatlicher Verſtändigung unterscheiden wir, die ſtationären, durch Einrichtungen gebundenen, und die loseren, diplomatischen.

Jene sind die internationalen Verwaltungsunionen oder organisierten Zweckverbände und die Staatengerichtshöfe der Schiedssprechung, diese dagegen dokumentieren sich in zahllosen Verträgen und freien Abmachungen, die, für längere oder kürzere Friſten geschlossen, wieder gelöſt und wieder geschlossen werden.

Hat der Völkerverkehr von jener Gattung bisher auch nur wenige Beispiele hervorgebracht, so sind doch diese älteſten, dauernden und organisierten Einrichtungen, wie sie für Maß, Gewicht, Poſt, Telegraphie, Urheberschutz, Hygiene beſtehen, von ganz besonderer Bedeutung nicht nur wegen des unmittelbaren Nutzens, den sie bieten, sondern auch als Typen einer Verſtändigungsform, die auf Dauer berechnet und über dem wechselnden Bilde machtpolitischer Konſtellationen erhaben iſt. Es iſt nicht schwer, die Lücken in diesem Bilde einer Weltverwaltung zu entdecken. Nur einige der offenbarſten von ihnen seien erwähnt.

Obgleich das Gesamtinteresse an der Besserung der natürlichen Bedingungen und an der Förderung der künſtlichen Einrichtungen der Seefahrt auf den

Meeren und auf den großen Wasserstraßen der Kontinente ein allgemein erkanntes ist, fehlt es doch bisher an den gemeinsamen Einrichtungen zur Besserung jener Bedingungen und zur Förderung dieser Einrichtungen.

Obgleich ferner der europäische Kontinent von einem äußerst komplizierten, fast alle bewohnten Orte berührenden Netz von Eisenbahnschienen, Poststationen, Telegraphen- und Telephonverbindungen übersponnen ist, hat Europa doch noch kein einheitliches Amt für die Regulierung des Raumverkehrs. Es fehlt weiter an einer Stelle zur Pflege der Ausgleichsverhandlungen wegen Doppelbesteuerung und an einer Weltinstanz, welche die zur Erleichterung der Zollschranken erforderlichen Erhebungen und zwischenstaatlichen Verhandlungen pflegen könnte.

Weiter, obgleich die Verwaltung aller Staaten in allen ihren Zweigen alltäglich von der Vermittlung einer ungeheuren Menge von Tatsachen des internationalen Wirtschafts- und Rechtslebens abhängig ist, und obgleich die Willkür, politische Voreingenommenheit und Unzuverlässigkeit mancher Bureaus, auf deren freiwillige Bedienung Regierungen und Zeitungen angewiesen sind, notorisch ist, fehlt es doch an den allen Staaten gleichmäßig zugänglichen, prompten und absolut zuverlässigen Nachrichtenstellen und Veröffentlichungsorganen.

Obgleich sodann die natürlichen Flußläufe, Wasserquellen und Wasserkräfte zu einem großen Teil Gegenstände des Lebensinteresses mehrerer Staaten sind, fehlt es doch nicht nur an gemeinsamen Grundsätzen des Gebrauchs und der Unterhaltung, sondern auch völlig an den zuständigen und sachkundigen Stellen, so daß wir selbst im Deutschen Reiche unter dem Schutze der partikulären Wassergesetze noch das Kuriosum der Wasserkriege in Gestalt des gegenseitigen freundnachbarlichen Quellenabgrabens haben.

Ich nenne statt vieler nur diese wenigen Beispiele geschonter Intimitäten staatlicher Abschließungspolitik und glaube, daß der Typus der internationalen organisierten Zweckverbände noch eine aussichtsvolle Sorge der Zukunft bildet. Vor Überstürzung freilich ist zu warnen, nur das Reife ist lebensfähig und fruchtbar; aber die Befürchtung der Überstürzung ist hier minder begründet als die Besorgnis allzugroßer Zurückhaltung. Formales Souveränitätsbewußtsein und machtpolitisches Mißtrauen wirken lähmend auf den natürlichen Gang der Entwicklung.

Mit Recht sagt E. von Ullmann:*) »Die logischen Konsequenzen des abstrakten und formalen Begriffs der Selbständigkeit und Unabhängigkeit der Staaten sind eben im heutigen Völkerverkehr durch das immer mehr sich geltend machende Solidaritätsbewußtsein und das damit gegebene Bewußtsein internationaler Verpflichtung vielfach eingeschränkt. Die Gesamtentwicklung des internationalen Lebens ist unstreitig auf eine Vermehrung der internationalen Pflichten der Kulturstaaten gerichtet. . . . Der Vorteil, der aus dieser Wirksamkeit der internationalen Gemeinschaft für jeden Einzelstaat entspringt, überwiegt die Nachteile, welche die Beschränkung der Einzelsouveränetät mit sich zu bringen scheint; es bricht sich immer mehr die Erkenntnis Bahn, daß der Staat seiner nationalen Aufgabe in vielen Richtungen nur durch Anerkennung der Forderungen des Staatszweckes auch im Bereich der internationalen Gemeinschaft gerecht werden kann.«

Alle Bestrebungen des Heimatschutzes,

*) Völkerrecht S. 372 f.

der kräftigen lokalen und der ſtarken nationalen Verwaltungen in Ehren! Es gibt aber auch einen europäischen Kantönligeiſt, der sich mit viel Kleinheit und Nichtigkeit wichtig macht und weniger um der Sache als um des persönlichen Vorteils oder Vorurteils willen den Fortschritt in den großen und weiten Dingen hemmt.

Einen wuchtigeren Aufschwung als im Gebiet der internationalen Verwaltung hat der Geiſt der Verſtändigung in neuerer Zeit auf dem Gebiete der Rechtssetzung und des Rechtsverkehrs genommen. Neben einer fortschreitenden Entwicklung des vertragsmäßigen materiellen Völkerrechts und des internationalen Privat-Straf- und Prozeßrechts ſteht vor uns als die bedeutsamſte Errungenschaft der durch die erſte Haager Friedenskonferenz geschaffene ſtändige Staatenschiedsgerichtshof im Haag. Viele erblicken in ihm den konkreten Anfang einer Organisation des Weltſtaatenverbandes.

W. Schücking in seinem trefflichen Buch: »Der Staatenverband der Haager Konferenzen« will sogar mit ihm den Beginn einer neuen Periode der Weltgeschichte datieren. Dieser Gerichtshof iſt in der Tat die bedeutsamſte organische Einrichtung, die das Völkerrecht bisher hervorgebracht hat. Seine Bedeutung beruht vor allem darin, daß diesem Gericht ein allgemeiner Auftrag der Haager Signatarmächte zugrunde liegt, und daß ihm nicht eine spezialisierte, sondern eine allgemeine Zuſtändigkeit für alle Arten von Rechtsſtreitigkeiten unter Staaten gegeben iſt. Auf der zweiten Haager Konferenz iſt in dem Prisenhof ein Spezialgerichtshof auf ähnlicher Grundlage erſtanden.

Bedenkt man die noch allzu geringe Entwicklung der gemeinsamen Verwaltungseinrichtungen und weiter, daß es doch nur Konflikte des Rechtes und nicht auch solche der Politik sind, die von den Gerichtshöfen im Haag erledigt werden können, bedenkt man auch den nur fakultativen Charakter der Zuſtändigkeit dieser Gerichtshöfe, so tritt uns die für unser internationales Leben wichtigſte Tatsache entgegen, daß heute noch wie vor hundert und tausend Jahren der weitaus größte Teil aller internationalen Interessenbeziehungen ausschließlich auf die Tätigkeit der Diplomatie angewiesen iſt.

Wie ehemals, so tritt auch heute noch der Staat regelmäßig nur durch sie aus sich heraus, um sich mit seinesgleichen in lebendige Verbindung zu setzen.

Das Wesen der Diplomatie hat sich trotz aller Fortschritte der Kultur im Grunde nicht geändert, aber die Auffassung ihrer Aufgabe und das Bild ihres Gebahrens sind andere geworden.

Auch die Diplomatie ſteht unter den großen die Zeit beherrschenden Zeichen, auch sie iſt beherrscht von den geiſtigen Kämpfen um den alten und den neuen Glauben, mitbeſtimmt in den Formen ihres Gebahrens durch die konſtitutionell-parlamentarische Staatsmaxime und durch die kapitaliſtisch-demokratische Richtung des modernen Arbeitsſtaates.

Die geiſtigen und materiellen Früchte des Erdenlebens sind eben von anderer Art und Verteilung als die Blumen der Bienenflora. Man kann vom Menschenſtaat nicht sagen, was Maeterlinck vom Bienenſtaate sagt: »Von Stock zu Stock kennen sie sich nicht und helfen sich nie.« Ein Blick in Calwers Jahrbuch der Weltwirtschaft zeigt vielmehr in zuverlässigen Zahlen das Bild eines aus tausend Verkehrsfäden dichtgeflochtenen Netzes wechselseitigen Gütertausches und gegenseitigen Sichhelfens.

Ein Blick ferner in die Gesetzsammlungen aller Staaten zeigt das Bild eines aus zahllosen Einzel- und Kollektivſtaatsverträgen mosaikartig zusammengesetzten Weltrechtes, das sich faſt auf alle Lebensgebiete erſtreckt. Religiöse und kirchliche Interessen, Rechtshilfe und Auslieferung, Sklaven- und Frauenhandel, Urheberrecht, gewerbliches Eigentum, Photographien, Gesundheitswesen und Seuchenbekämpfung, Induſtrie, Gewerbe, gewerbliches Arbeitsverhältnis, Münzwesen, Maß, Gewicht, Handel, Schiffahrt, Zoll- und Steuerwesen, Eisenbahn, Poſt, Telegraphie und Telephonie bilden die Gegenſtände dieser rechtschaffenden Vertragsprodukte der Diplomatie.

Sie hat sich durch ihre Vertragspolitik, dem Gang der Entwicklung des Rechts und des Wirtschaftslebens langsam folgend, der Technik der Kräftekonzentration und allen Forderungen des Arbeitsſtaates angepaßt, indem sich auch in ihrem Wirken das Element der hiſtorischen Bodenſtändigkeit des Staatsvolkes mehr und mehr durch das Element der Fernwirksamkeit jeder Art Volksarbeit ergänzt hat.

Sie hat erkannt, daß die vernünftige Schätzung des eigenen Wertes nicht mehr wie einſt durch den Barbarentrieb der Eroberung, sondern durch das Wissen von der wahren Wirksamkeit aller Kulturkräfte und durch die beſtändige Förderung jeder gemeinnützigen Volksarbeit sich kundgibt. Wir dürfen nie unterschätzen, was neben der Sorge für die materiellen Interessen im internationalen Verkehr auch an geiſtigen und an seelischen Werten auf der Wage des Lebens beſtimmt iſt, die Schale des Kampfes durch die Schale der Verſtändigung aufzuwiegen. Mit Millionen wachsamen Augen wird der kaleidoskopische Wechsel des politischen Weltbildes von allen Völkern und Staaten der Erde beobachtet. Das alte Idyll der Kirchturmspolitik wird mehr und mehr zu einer Liebhaberei für die politischen Feiertage. Es gibt von dem Blick in die vielen Fernen des Lebens kein Zurück mehr.

Dem geiſtigen Areopag der Völker iſt die Aufgabe geſtellt, über allen trennenden und zerſtreuenden Elementen der Unkultur, Schwäche und Unfruchtbarkeit das Gesetz des Fortschrittes klarzulegen und über den barbarischen Urtrieben der wilden Selbſtsucht, natürlichen Bosheit und trägen Geiſtesverachtung die höchſten Güter der Menschheit ſtets neu zu erobern. Zu diesem Areopag gehört auch die Diplomatie. Sie nimmt überall im Staate eine Sonderſtellung gegenüber der von der Laſt der Alltäglichkeit und der Verbitterung der Parteikämpfe zermürbten Bureaukratie ein, um freier, beweglicher und zugleich zäher und nachhaltiger nach jenem hohen Ziele hinſtreben zu können. Ihr fällt die besondere Aufgabe zu, die reinen Ideen der Menschlichkeit aus der abſtrakten Welt der Begriffe in Taten umzusetzen und die zunächſt nur empfundenen höchſten Werte des kulturellen, sozialen, wirtschaftlichen und rechtlichen Lebens als ewige Wahrheiten zu erkennen und durch ihre Politik zu zeitlichen Wirklichkeiten zu geſtalten.

Aus der Größe und besonderen Beschaffenheit ihrer Aufgabe erklärt sich auch ihre Organſtellung im Staat und die Eigenart der Formen, über welche sie verfügt. Sie muß, um ihre Handlungsfähigkeit im Völkerverkehr bewähren zu können, den souveränen Staatswillen jederzeit reſtlos und unmittelbar repräsentieren, sie muß aber auch, um über die Macht des Staates ganz verfügen zu können, mit allen inneren Elementen dieser Macht in tat-

ſächlich engſter Fühlung ſich befinden und über ſie rechtlich jederzeit disponieren dürfen.

In der Wahl der Formen, in welchen ſie zu handeln hat, erträgt ſie regelmäßig keine Bindung. Sie iſt ſelbſt die ſouveräne Geſtalterin ihres Verfahrens. Eine Ausnahme machen nur die Rechtsſtreitigkeiten, die ſie etwa zu führen hat. Darin kann das Prozeßrecht auch ihr feſte Normen ſetzen. Der Rechtsſtreit aber iſt nicht das eigentliche Gebiet ihrer Aktionen, dieſes liegt vielmehr in dem weiten Bereich des freien politiſchen Ermeſſens, in welchem ſie der Richtſchnur der Zweckmäßigkeit zu folgen hat, und in welchem ihre wahre Natur in der Bejahung des ſtetig fortbrauſenden Lebens ſich zeigt.

Die Hauptform, in der ſie zu handeln pflegt, iſt der Vertrag. Jede Verfaſſung legt den durch die Diplomatie mit fremden Staaten geſchloſſenen Verträgen rechtlich bindende Kraft für den Staat als Ganzes bei. Für ihre Verträge können beſtimmte Formen vorgeſchrieben ſein, damit dieſe Wirkung im vollen beabſichtigten Umfang eintrete. Nicht immer aber kommt es zu förmlichen Verträgen. Ihre Verhandlungen pflegt ſie bald im einfachen perſönlichen Zwiegeſpräch, bald in Konferenzen und Kongreſſen. Die beſondere Natur der Diplomatie verlangt es, daß ſie je nach den Umſtänden über die ganze Macht des Staates zu verfügen imſtande ſein muß. Hier zeigt ſich nun die »nach außen« gerichtete Eigenart ihres Amtes. Sie hat nach dieſer Richtung keine geſetzgebende Gewalt, es gibt kein Befehlsrecht von Staatsregierung zu Staatsregierung, ſondern nur ein Verhandeln und Sichvertragen oder auch ein Nichtverhandeln und Sichnichtvertragen. Wie alle Staatstätigkeit, ſo gründet ſich auch die Diplomatie auf die Souveränität des Staates. Der archimediſche Punkt, von dem aus etwa über die Staaten ſelbſt verfügt werden könnte, iſt — für eine rechtliche Betrachtung wenigſtens — noch nicht gefunden. Auch politiſch betrachtet läßt ſich die Diplomatie von der Herrſchaft nicht trennen, und iſt für ſie kein Standpunkt außerhalb oder über den Staaten zu gewinnen. Die Ferne, aus welcher die Herrſcher der Staaten durch ihre Diplomatie auf einander zu wirken ſuchen, trägt bei zur Erhaltung ihrer internationalen Selbſtändigkeit und ermöglicht es ihnen, in ihren Staaten die erhabene Stellung zu behaupten, deren ſie bedürfen, um die großen Volkseinheiten in Ordnung und Rechtsübung zu halten. Um ihr die notwendige Handlungsfreiheit im auswärtigen Verkehr in möglichſter Vollkommenheit zu erhalten, ſind von der Diplomatie länger als von irgendeinem anderen Zweig der Staatsleitung die Einſchränkungen ferngehalten worden, denen die Regierungen durch die repräſentativen Verfaſſungen und durch die Formen der konſtitutionellen und parlamentariſchen Einrichtungen ſich unterzogen haben.

Wenn auch dem Rechte nach der Herrſcher ſeiner Diplomatie ſolche Schranken ſetzen kann, und wenn er auch aus eigener Entſchließung jederzeit auch ſeiner Diplomatie die Öffentlichkeit des Verfahrens, die in Parlamenten und Gerichten die Regel bildet, geben kann, ſo beſteht doch dazu faſt nirgends eine unmittelbare rechtliche Nötigung. Die Mitwirkung der Parlamente an den Akten der Diplomatie iſt verfaſſungsrechtlich die ſeltene Ausnahme und beſteht zumeiſt nur da, w… jene in das Bereich der Geſetzgebung übergreift und die vereinbarten Vertragsnormen Rechtsſatzung im Staat

zu werden beſtimmt sind. Nur so weit reicht auch die rechtliche Nötigung zu öffentlicher Behandlung. Einer gerichtlichen Kontrolle unterliegen Akte der Diplomatie nur in den Fällen, in denen durch sie das Recht des eigenen Staates oder einer Staatengemeinschaft, in welche sie geſtellt iſt, verletzt erscheint.

Der in so weitgehendem Maße der Diplomatie erhaltene absolute Charakter und die Geheimheit ihres Gebahrens scheinen danach in Widerspruch zu ſtehen mit den Grundeinrichtungen der repräsentativen Regierungsformen. Wer den Geiſt und das besondere Wesen der Diplomatie nicht kennt, den muß es wundern, daß bei den unbedeutendſten Gegenſtänden des inneren Staatslebens der ganze Apparat des Konſtitutionalismus samt allen Rechtsgarantien in Bewegung gesetzt wird, während die wichtigſten Abmachungen wie Ententen und Allianzen in aller Stille nur zwischen den Oberhäuptern bindend vereinbart werden und wie selbſt die Kriegserklärungen und Mobilmachungen zumeiſt nur ihnen zuſtehen. Der Diplomatie iſt in der Tat für diese bedeutsamſten Entscheidungen im Völkerleben die Hand frei gehalten worden.

Allein, sieht man genauer zu, so findet man, daß diese Freiheit, so sicher sie dem Rechte nach gewahrt iſt, tatsächlich doch eine sehr beengte iſt. Der Absolutismus der Diplomatie von heute iſt ein ganz anderer als derjenige der vorkonſtitutionellen Zeit.

Zunächſt zeigt sich an keinem Punkt im Staatsleben so deutlich der innere Unterschied von Staatsgewalt und Autorität. Das Wünschenswerte, daß sie ſtets vereinigt seien, iſt nicht immer das Wirkliche. Die Autorität, das Preſtige der Diplomatie, iſt durch ihr rechtliches Vermögen, die ihr zukommende rechtliche Gewalt des Staates und durch die damit in Bewegung zu setzenden Machtmittel zwar geſtützt und bedingt, aber noch nicht für alle Fälle gesichert. Autorität gründet sich niemals ausschließlich auf die Titel ihrer Rechte und die Vorräte ihrer Mittel, sondern sie iſt eine lebendige Größe, eine Synthese menschlicher Eigenschaften in sorgfältigſter Auswahl, potenziertes Menschentum. Wenn irgendwo im praktischen Leben der Begriff des Übermenschen eine Realität iſt, so iſt dies in der Diplomatie der Fall. So hohe Menschenqualität, wie sie an dieser Stelle erwartet wird, iſt aber in unserem nüchternen Zeitalter nicht mehr durch die absolutiſtischen Mittel der Bezauberung zu züchten.

Die Autorität iſt heutzutage auch an den höchſten Stellen und hier erſt recht das Resultat der Leiſtung, und die wesentliche Voraussetzung ihrer Anerkennung und Wirksamkeit iſt das unser ganzes öffentliches und nicht öffentliches Leben beherrschende Wechselverhältnis von Verantwortlichkeit und Vertrauen.

Unter der Herrschaft des Konſtitutionalismus iſt der Staat in seinem ganzen wirklichen Leben ein Syſtem von Verantwortlichkeiten, ohne welches das politisch gehobene Volkstum nicht lenkbar wäre. Form und Zwang der Verantwortlichkeit können verschieden sein, ja sie müssen verschieden sein je nach der Art der Aufgabe. Neben der mehr formalen, gerichtlich disziplinären Verantwortlichkeit hat sich eine parlamentarisch-öffentliche mehr tatsächlich als nach Rechtssyſtemen herausgebildet, und in dem Rahmen dieser politisch psychischen Verantwortlichkeit befindet sich auch die Diplomatie.

Es iſt, als walte hier ein völkerpsychologisches Gesetz von ſtärkerer Wirksamkeit, als sie den geschriebenen Gesetzen und Konſtitutionen zukommt.

Die offizielle d. i. die mit der Staatsgewalt nach den Regeln der Verfassung ausgeſtattete Autorität, iſt ein bloßes Schemen, ein politisches Nichts, wenn sie sich nicht auch im Besitze der wirklichen, auf das Bewußtsein der Verantwortlichkeit gegründeten Vertrauensautorität befindet. Wir sehen dies deutlich gerade im diplomatischen Leben der Staaten absolutiſtischer Verfassung, in denen nicht selten das geheime Agententum einer Hofpartei wirksamer arbeitet als die offizielle Diplomatie, und dies gilt ganz gleichmäßig für beide Bewegungstendenzen des Staates, für seine Abschließung wie auch für seine Anschließung. Ein Volk als Ganzes im Leben der Völker in Bewegung zu halten, zu solcher Riesenaufgabe bedarf jede Regierung außer ihren Rechts- und Machtmitteln auch die Fülle des Vertrauens des ganzen Volkes oder doch derjenigen Elemente, die in ihren Leiſtungen als die Führenden sich bewähren.

Diese tatsächliche Notwendigkeit iſt eine so dringende, daß sie ohne Rechtsnorm zwingt, und daß sie Lebensformen hervorgebracht hat, die sich über das Recht hinaus zu ziemlich feſten entwickelt haben.

Die drei großen beherrschenden Ideen unserer Zeit, die konſtitutionelle, die soziale und die Idee der Gesamthaftung, geben dem ganzen öffentlichen Leben und mit ihm auch der Diplomatie ihren Charakter.

Die Diplomatie unserer Zeit iſt, ohne es zu wollen, konſtitutionell geworden. Ohne es zu wollen, hat die Diplomatie ihre ehemalige Geheimheit nahezu völlig abgelegt. Schleier um Schleier iſt gefallen. Das Wissen von den Tatsachen und Gesetzen des öffentlichen Lebens hat durch die allgemeine Volkserziehung in allen Kulturſtaaten so große Fortschritte gemacht, daß das politische Weltbild in seiner wirklichen jeweiligen Beschaffenheit längſt nicht mehr wie ehemals eine Geheimwissenschaft der Diplomatie iſt. Vor allem aber iſt die Presse zu einem Organ der öffentlichen Meinung geworden. Durch sie vermag es die Diplomatie, die politisch regen Volksgenossen und ihre Meinungen durch Aufklärung zu lenken, in ihr findet aber auch die Diplomatie eine Quelle der Inſtruktion, Kritik und Korrektur und eine Fülle der Anregung. Die Presse iſt das Parlament der öffentlichen Meinung, vor dem auch die Diplomatie einer Verantwortung sich nicht entziehen kann. Wie sehr indessen die Presse als Organ der Volksmeinung und Volksſtimmung ihren eigenen Kopf oder richtiger ihre eigenen Köpfe haben kann, wie mächtig sie iſt durch das ebenso zähe wie feinmaschige Netz von Fühlungsorganen, welches sie über die Welt hingebreitet hat, es zeigt sich doch gerade in unruhigen Zeiten, in denen die Leidenschaften oft allzu wild durch ihre Blätter brausen, daß die Presse nicht berufen iſt, die Leitung der Geschäfte selbſt der Diplomatie abzunehmen. Alle Kanäle der Presse münden zuletzt doch im Geiſt und Willen derjenigen Männer, die mit ihrer Person die Verantwortung für das, was geschieht, zu tragen haben.

Wie die offizielle Diplomatie in Parlament und Presse eine ihrer Verantwortlichkeit entsprechende, ſtützende und korrigierende Richterin findet, so ſtehen ihr in anderen freien Gebilden des internationalen Lebens Vereinigungen ergänzend zur Seite, die ich als die Selbſtverwaltung des Gedankens der internationalen Verſtändigung bezeichnen möchte. Es sind dies die freien Assoziationen für internationale Spezialverſtändigung, die erſt in neuerer

Zeit in einer geradezu großartigen Weise zum Aufschwung und zur Ausbreitung gelangt sind.

Wie ihre Grundidee darin besteht, daß die großen Fragen der allgemeinen menschlichen Interessen ihre beste Würdigung und Förderung durch die sachkundigen Spezialisten aller Gebiete erfahren, und daß persönliche Fühlung und Meinungsaustausch unter den besten Geistern aller Nationen der gesamten Menschheit zugute kommen sollen, so ist auch die Entstehung dieser Vereinigungen zumeist auf private Initiative zurückzuführen. Die mächtigsten historischen Gebilde dieser Art sind die Glaubensgesellschaften, die auch heute noch das wirksamste Ferment unter den Völkern bilden. Es folgten in neuerer Zeit die wissenschaftlichen Vereinigungen. Aber auch in allen übrigen Gebieten des wirtschaftlichen, sozialen und politischen Lebens finden wir in der Gegenwart zahlreiche Verbände dieser Art in Konferenzen, Kongressen, Bureaus usw. sich betätigen. Vielfach nehmen die Regierungen selbst aktiven Anteil an ihnen, manche von ihnen sind sogar auf die Initiative der Regierungen zurückzuführen. Man kann hier in der Tat von einer allgemeinen Tendenz zur Organisation des internationalen Lebens sprechen. Seit dem ersten internationalen Kongreß, im Jahre 1843, der nicht ein Friedensschluß, sondern eine Friedensarbeit war, sind über 400 derartige Vereinigungen entstanden und haben über 2000 Kongresse stattgefunden. Es ist, als habe der Geist der Humanität durch diese Arbeit die ehemals luftdichten und stahlharten Staatspanzer von innen her zu dünneren Schalen ausgefeilt, nicht um sie zu zerbrechen, sondern um sie beweglicher und tätiger zu machen, nicht um die Nationen zu nivellieren, sondern um ihnen neuen, geistigen, gesunden Lebensstoff zuzuführen, nicht um einem einzigen Volksstamm die alleinige Weltherrschaft zu erobern, sondern um einem Weltverkehr aller die Bahnen zu ebnen und um dies in den Formen der Verständigung zu tun, die überall, wo Kultur besteht, als zulässig, anständig, sachfördernd und glückbringend anerkannt sind. Wer sich ein Bild von dem gegenwärtigen Stand dieser Entwicklung neuer Formen des internationalen Lebens verschaffen will, dem seien die Arbeiten des Office central des associations internationales zu Brüssel empfohlen*).

Man staunt vor der Kraft der Überzeugung, der Energie des Menschengeistes und vor dem Bienenfleiß, womit diese freie Entwicklung eingesetzt hat, um auf allen Lebensgebieten dem internationalen Element die ihm gebührende Rücksicht zu erobern. Betrachten wir das Erreichte mit kühlem, durch utopische Ideale nicht geblendetem Urteil, so ist zu bekennen, daß es sich überall erst um Anfänge einer neuen Lebensform der Völker handelt, und daß es diesen Anfängen zum Teil auch noch an der wünschenswerten Planmäßigkeit mangelt. Auch ist kein Zweifel, daß in den Leistungen dieser Verbände weder ein Ersatz dafür, was nationale Arbeit und nationaler Geist zustande bringen, noch dafür, was das unvergängliche Erbe der Glaubensgesellschaften ist, zu suchen ist. Aber ebenso klar ist es, daß die in diesen freien internationalen Verbänden und ihren Komitees getane und noch zu

*) Siehe die Zeitschrift: La vie internationale. Revue mensuelle des Idées, des faits et des organismes internationaux. Tome I, 1912, Fasc. 1—5 und insbesondere L'Union des associations internationales. N. 25 der Publications. 1912.

tuende Arbeit eine unentbehrliche Ergänzung aller inneren und äußeren Unternehmungen der Staaten und Glaubensgesellschaften bildet, und es gilt jetzt mit dem Vorurteil zu brechen, welches alle Völker und Staaten zeitweilig wie eine Kinderkrankheit befällt, als gefährde ein Volk durch die weise Pflege seiner eigenen internationalen Interessen seine Eigenart, seinen Stand unter den Völkern und seine Zukunft. Um indes den Fortschritt der freien internationalen Vereinigungen zu heben, sind vor allem zwei Voraussetzungen zu erfüllen, eine persönliche und eine sachliche.

Es iſt zu fordern, daß die Behandlung der Dinge in diesen Verbänden vorurteilslos und fachmännisch erfolge. Daher iſt die rechte Auswahl unter den Leitern und Berichterſtattern von großer Bedeutung. Es gibt eine dilettantische Art internationaler Macherei und vaterlandsloser Phantaſterei, die in der Tat volksgefährlich iſt. Wie derjenige, der seinen eigenen wahren Nutzen nicht kennt, auch seiner Familie, Gemeinde, seinem Stamm und Staat kein Förderer sein kann, so kann auch der internationale Phrasiſt der internationalen Sache keine wahren Dienſte leiſten. Aber auf der andern Seite wird auch der das Rechte nicht treffen, der sich in seiner ganzen Breite hinſtellt und ruft: Ich bin ein Engländer, Franzose, Deutscher, Amerikaner, Japaner, Italiener, Russe, Türke, Grieche, Bulgare, Serbe, Montenegriner, und deshalb gehört mir allein die ganze Welt. Für diese beiden Typen iſt die internationale Sache ein Buch mit sieben Siegeln. Mehr noch als im Staate iſt es im Staatenverkehr zu betonen, daß nicht jeder ein Führer sein kann. Die Masse erfährt es in ihrem politischen und wirtschaftlichen Leben allenthalben, daß Führung nötig iſt, und daß sie den Ausgewählten zufallen muß.

Aber nicht nur unter den Personen auch unter den Formen iſt zu wählen.' Jedes Zusammenwirken mit Fremden lehrt, daß die Form die Meiſterin des Gedankens und der Tat iſt. So wird die Wahl der Verhandlungssprache und werden alle Fragen der äußeren Veranſtaltung und der Organisation wie auch der Publikation noch lange eine wichtige Sorge bleiben.

Dazu kommt noch eins.

Wenn der Erfolg all dieser in freien Verbänden sich äußernden Ideen, Beſtrebungen und Taten ein zunehmender und sicherer sein soll, wird es nötig sein, daß das Verhältnis dieser freien Verbände zur offiziellen Diplomatie ein bewußteres und beſtimmteres werde, als es bisher der Fall iſt. Ich habe das Wirken dieser Verbände als die Selbſtverwaltung des internationalen Lebens bezeichnet. Darin scheint mir ihr Lebenselement zu liegen.

Es wird zwischen diesen freien Verbänden und der offiziellen Diplomatie ſtets ein gewisser Abſtand bleiben müssen, teils um diese im Bereiche ihrer Verantwortlichkeit nicht zu ſtören, teils um jenen die Kraft und den Reichtum ihrer spontanen Ideenbildung zu erhalten.

Die Entscheidung politischer Fragen wird ſtets ausschließlich Sache der Diplomatie bleiben. Die freien Verbände werden um so wirksamer sein, je mehr sie ihre Angelegenheiten im akademischen Sinne behandeln, und je mehr sie ihren Charakter als Spezialverbände bewahren und ausbilden. Das Beſte können sie in der Aufklärung und Vorbereitung wichtiger Gegenſtände des internationalen Lebenskreises leiſten. Eine zweite Diplomatie neben der offiziellen zu sein, das liegt nicht in ihrem Wesen. Der Diplomatie aber obliegt es, die Beſtrebungen und Leiſtungen dieser Ver-

bände zu verfolgen, zu schützen und zu fördern und von ihren Ergebnissen allen möglichen Nutzen zu ziehen.

Auch der neugegründete Verband für internationale Verſtändigung will nur ein Glied in der Reihe der freien Vereinigungen dieser Gattung sein. Seine besondere Aufgabe, die Förderung und Verbreitung der Ideen und Satzungen des Völkerrechts und die Förderung des Verſtändnisses der Nationen für einander auch in Machtfragen setzt ihn von selbſt in Beziehung zu anderen Vereinigungen und Einrichtungen, die ähnliche Zwecke mit geiſtigen Mitteln verfolgen.

Wir wissen wohl, daß das Hemd dem Leibe näher liegt als der Rock, aber wir wissen auch, daß man auf der Welt, wie sie iſt, nicht im Hemd herumlaufen kann, daß man auch den Staatsrock braucht und je nach der Witterung auch einen leichteren oder schwereren internationalen Überzieher anlegen muß.

Diese Erkenntnis verbindet sich mit dem feſten Glauben, daß das Verhältnis der Staaten zueinander ein ehrlicheres und allseits nutzbringenderes zu werden verspricht, wenn neben der Betonung der ſtaatlichen Sonderinteressen auch das gemeinsame und gleichartige Interesse ſtets aufs neue, mit Gründlichkeit und Sachlichkeit gewürdigt würde. Wir glauben, damit einem eminent nationalen Interesse zu dienen.

Die Aufgabe unseres Verbandes kann keine offizielle, unser Auftreten soll kein geräuschvoll demonſtratives sein. So hoffen auch wir durch ſtille und ſtetige Arbeit dazu beizutragen, den Boden der Verſtändigung der Völker der Erde zu ebnen.

Aus dem Gesagten ergibt sich von selbſt der Standpunkt gegenüber dem Krieg. Auch der Krieg iſt eine Form der Verſtändigung, vielleicht die nachdrücklichſte, die es gibt, ähnlich wie im privaten Leben der Totschlag. Aber er iſt das Gegenteil von den Formen, die wir meinen und empfehlen. Man kann den Krieg von sehr verschiedenen Standpunkten aus betrachten. Vom Standpunkte des Rechtes iſt die Auffassung, als sei er ein Rechtsinſtitut des Völkerrechts, abzulehnen. Der Krieg iſt in allen Fällen, welches auch seine Motive und Wirkungen sein mögen, nur ein tatsächlicher Vorgang, nur Anwendung der Staatsgewalt außerhalb des Staates. Daran ändern auch die ſtaatsrechtlichen Normen über das Militärwesen und die völkerrechtlichen Normen über die Kriegführung nichts. Es wäre die denkbar größte Verkennung der Absichten und Beschlüsse der Haager Konferenzen, wollte man etwa aus der Aufſtellung von Regeln über den Beginn des Krieges und von Verboten und Satzungen über dessen Führung den Schluß ziehen, daß nunmehr der Krieg als die völkerrechtliche Form einer Zwangsvollſtreckung von Staat zu Staat und somit als Rechtsprozeß sanktioniert sei.

Es gibt überhaupt keine sogenannte Rechtfertigung des Krieges, auch die hiſtorische iſt eigentlich keine solche. Hiſtorisch betrachtet und vom Standpunkte der Politik gesehen, iſt der Krieg nichts weiter als der ſtärkſte Reſt des vom Rechte nicht erfaßten Lebens der Völker. Zugleich iſt er die Verneinung der Verſtändigung in dem Sinne, wie wir sie hier meinen. Wer den Krieg auf andere als die hiſtorische Weise zu rechtfertigen versucht, der gelangt immer an irgendeinem Punkte in Widerspruch mit sich selbſt. Dagegen iſt es eine große Aufgabe, den Krieg in seinen Ursachen völkerpsychologisch zu verſtehen, denn nur dadurch kann eine Erkenntnisgrundlage dafür geschaffen werden, daß einerseits dem Krieg keine

ethische Bedeutung beigelegt werden kann, und daß andererseits an die Stelle des Krieges nicht eine Organisation der Lüge, des Betruges und der Bedrückung trete, die an dauernder innerer Ungerechtigkeit die vorübergehenden Greuel des Krieges noch überböte.

Die Tatsache des Krieges ist der Beweis dafür, daß die Idee des Staates als einer Ordnung des Rechtes der geeinten Menschheit in der Wirklichkeit noch nicht feste Wurzeln geschlagen hat. Er entrollt das Bild absoluter Gewalt und freigewordenen Vernichtungstriebes im Verhältnis zwischen rechtlich geordneten, menschlichen Gemeinwesen von gleichartigen Lebensbedingungen und Grundanschauungen, von gleichartigen Einrichtungen und nicht selten auch von blutsverwandter Abstammung. Mag es unvermeidliche Kriege gegeben haben, mag es auch Umstände geben, unter denen der Krieg im Vergleiche zu anhaltenden, ungesunden Bedrängungszuständen als das geringere Übel erscheinen kann, der Weg der Verständigung wird doch stets der menschenwürdigere und in den weitaus meisten Konfliktsfällen auch der aussichtsvollere und vorteilhaftere für alle Teile sein.

Wird es daher auch noch lange Zeit dauern, bis die Vernunft der Völker diese Tatsache ganz und klar erkennt, mögen auch in Zukunft noch gewaltsame Schiebungen und Rückungen unter den Völkern der Erde stattfinden, fest steht doch, daß der weitaus größere Teil dessen, was Staaten einander im Weltwettbewerbe abringen und einräumen, schon heute nicht durch Gewalt, sondern in den mannigfaltigen Formen der Verständigung geschieht. Diese Tatsache aber gibt die Zuversicht, daß mit wachsender Einsicht und zunehmender Tatkraft die Idee der Verständigung an Ausbreitung und Vertiefung und an Erfolg immer mehr gewinnen werde.

Die Ausgrabungen in und um Numantia (1905—1912).

Von

Adolf Schulten.

Freiheitskämpfe, solche des eigenen Volkes und fremde, fesseln mehr als andere historische Ereignisse unser Interesse. Wer empfände es nicht in diesen Tagen, am Vorabend des Jubiläums der Befreiung Deutschlands vom Joche Napoleons! Der Teutoburger Wald bezeichnet den siegreichen Freiheitskampf der germanischen Stämme gegen Rom. Aber nicht minder haben Alesia und Numantia ewigen Ruhm als die Orte, an denen zwei andere tapfere Völker des Westens, Gallier und Keltiberer, in heldenmütigem Kampfe der römischen Übermacht und den besten Feldherrn ihrer Zeit, Scipio und Caesar erlagen.

Alesia und der letzte Kampf der Gallier unter Vercingetorix sind durch Caesars Kommentarien verewigt. Von Numantia und dem Untergang der Keltiberer hat zwar ebenfalls ein berühmter Augenzeuge, Polybius, der Freund des Scipio, berichtet, aber seine Schrift über den numantinischen Krieg ist nicht erhalten.

Numantia, die Hauptstadt und das letzte Bollwerk der tapferen keltiberischen Stämme, der Bewohner des unwirtlichen Hochlandes von Altcastilien

hat, als alles andere ringsum längst unterworfen war, noch zehn Jahre lang, von 143—133 v. Chr., mit nur 8000, zuletzt sogar nur 4000 Streitern der Übermacht und der Kriegskunst Roms Widerstand geleistet. Jahr für Jahr erscheint seit 143 v. Chr. ein konsularisches Heer von zwei Legionen, mit den Hilfsvölkern etwa 30,000 Mann, vor seinen Mauern; Jahr für Jahr wird es schimpflich in die Flucht geschlagen. Zuletzt wagen sich die mit dem Kriege betrauten Feldherren gar nicht mehr vor die unbesiegbare Barbarenstadt, bis endlich Scipio, der Zerstörer Carthagos, den Krieg übernahm und Numantia mit 60,000 Mann durch eine auf sieben Lager gestützte, neun Kilometer lange Circumvallation einschloß, aushungerte und zur Ergebung zwang. — Es war dasselbe Mittel, dem später Alesia, auch darin eine Schicksalsgefährtin Numantias, erlag. Mit Schaudern lesen wir bei Appian, der uns einen Auszug aus dem Bericht des Polybius erhalten hat, von den letzten Tagen der Numantiner: wie sie ihre Gesandten, die unverrichteter Sache zurückkehrten, in Stücke rissen, wie sie dann, als alles, selbst Gras und Leder, aufgezehrt war, zuerst ihre Toten, dann die Kranken, schließlich die Schwachen schlachteten und fraßen und sich zuletzt bis auf wenige einer dem andern den Tod gaben. Der Rest, einige hundert Mann, ergab sich dem unbarmherzigen Sieger. Polybius hat den Auszug der letzten Verteidiger von Numantia mit gräßlicher Anschaulichkeit geschildert: wie sie dahinwankten, mit Fetzen bekleidet, von Unrat starrend, mit wirrem Haar, langen Nägeln, stinkend, den stieren Blick noch voll tödlichen Hasses. — Über die heldenmütige Stadt verhängte Scipio das Strafgericht von Carthago: die Stadt wurde verbrannt, ihr Gebiet an die unterwürfigen Nachbarn verteilt

Numantia verschwindet seitdem aus den Annalen der Geschichte. Als aber Augustus, der Bringer des Friedens, die endlich nach 200jährigem Kampfe bezwungene spanische Provinz neu ordnete, Straßen baute, Städte gründete, da durfte auch das an der Heerstraße zum cantabrisch-asturischen Kriegsschauplatz gelegene Numantia aus der Asche auferstehen. Als bescheidenes Provinzialstädtchen hat dieses zweite, römische Numantia bis in die Zeit der Völkerwanderung bestanden. Dann verschwindet der einst so berühmte Name; er wird weder in westgotischen, noch in arabischen Quellen genannt. Aber mit der Wiedereroberung leben die Erinnerungen an die alte Geschichte des Landes, lebt auch der Name von Numantia wieder auf. Als im 10. Jahrhundert das Bistum Zamorra gegründet wurde, hieß sein Bischof »Episcopus Numantinus«. Man suchte also damals Numantia irrtümlich in dem am mittleren Duero, weitab von der wirklichen Stätte, gelegenen Zamorra. Erst als im 16. Jahrhundert mit dem Wiederaufleben der klassischen Literatur Appians Beschreibung der Topographie von Numantia bekannt wurde, vermutete man Numantia am richtigen Platz auf dem am Zusammenfluß von Duero und Merdancho beim Dorf Garray gelegenen Hügel, der die Reste einer alten Stadt trug. Mit den alten Autoren, die von Numantia und seinem heldenmütigen Kampfe erzählten, verbreitete sich sein Ruhm aufs neue über das ganze Land, und von neuem waren die Dichter beschäftigt, seinen Preis zum Himmel zu tragen, während die Topographen um seine irdische Stätte stritten. Damals dichtete Cervantes, der unsterbliche Verfasser des Don Quichote, eine Tragödie »Numancia«, die in ergreifenden

Szenen und mit flammender Rhetorik die letzten Tage von Numantia schildert. Wie die meisten, sucht auch Cervantes die heldenmütige Stadt auf dem Hügel von Garray, und seine Dichtung verrät eine vollkommene Kenntnis der Gegend. Aber der Beweis, daß Numantia wirklich dort gelegen habe, stand noch aus. Appians Beschreibung war nicht ausreichend, und neben Garray erhoben das benachbarte Soria, das sich stolz »la segunda Numancia« nannte, und Zamorra den Anspruch, Numantia zu sein.

Erst in den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts kam man einen Schritt weiter. Damals untersuchte der in der Provinz Soria mit dem Bau neuer Straßen beschäftigte Ingenieur Edoardo Saavedra die römische, aus dem Ebrotal auf die keltiberischen Plateaus führende Straße, an der nach den alten Itinerarien Numantia gelegen hatte. Da die Stadt ferner nach Appian u. a. am Duero lag, ergab sich, daß sie in der Tat nur auf dem Hügel von Garray, wo die römische Straße den Duero überschritt, gesucht werden könne. Soweit es mit der literarischen Überlieferung möglich war, war damit der Beweis für die Identität des Hügels von Garray mit Numantia erbracht. Aber es fehlte der Schlußstein des Beweises, die Auffindung der Stadt selbst. Was man auf der Höhe von Garray sah, waren nur Reste einer römischen Stadt. Saavedra unternahm es nun, nach der iberischen, von Scipio zerstörten Vorgängerin zu suchen. Aber seine dreimonatigen Ausgrabungen sollen nach dem offiziellen, der spanischen Academia de la Historia eingereichten Bericht nur Reste einer römischen Stadt, nichts von einer älteren, iberischen, ergeben haben. Damit war dem Zweifel neue Nahrung gegeben, und die Lage von Numantia blieb wieder zweifelhaft wie die nicht minder heißumstrittene von Troja.

I. Die iberische Stadt.

Im Jahre 1902 besuchte ich auf einer spanischen Reise den Hügel von Garray und erkannte, daß der Hügel und seine Umgebung so sehr der Beschreibung Appians entsprachen, daß die Stadt trotz des negativen Ergebnisses der spanischen Grabungen nur hier gesucht werden könne. Mit diesem ersten Besuch im August 1902 beginnt meine numantinische Unternehmung, die jetzt, nach zehn Jahren, ihr Ziel erreicht hat. Die nächsten drei Jahre, 1903—05, widmete ich dem Studium der geschichtlichen Überlieferung und der 1861 aufgenommenen, aber unveröffentlicht gebliebenen Pläne des Hügels und seiner Umgebung, die mir von Saavedra mit echt spanischer Liberalität zur Verfügung gestellt wurden. Die Frucht dieser vorbereitenden Arbeiten ist das 1905 in den Abhandlungen der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften veröffentlichte Buch »Numantia, eine topographisch-historische Untersuchung«. Die Schrift besteht aus zwei Teilen: im ersten Teile wird auf Grund der Schilderungen Appians und der spanischen Pläne die Topographie der Stadt und der scipionischen Einschließung untersucht, im zweiten der Nachweis geführt, daß Appians Erzählung des numantinischen Krieges und seine Beschreibung der numantinischen Topographie auf Polybius, den Begleiter Scipios, den Augenzeugen und Historiker der Belagerung von Numantia, zurückgehe. Durch diesen Nachweis erhielt Appians bis dahin kaum beachtete Beschreibung eine große Bedeutung. Am Schlusse dieser ersten Schrift werden die in und um Numantia zu lösenden archäologischen Probleme formuliert: man

müsse unter der römischen Stadt nach Resten der iberischen suchen, auch sei Aussicht, auf den Numantia umgebenden Höhen Spuren der Scipionischen Lager zu finden. Es wird ferner vorausgesagt, was die iberische Stadt und die römischen Lager, diese für das noch fast unbekannte iberische Altertum, jene für das ältere, römische Kriegswesen, ergeben würden. Diese 1905 aufgestellten Probleme sind in den folgenden Jahren gelöst worden, und jene Voraussagungen sind eingetroffen. Als ich die erste Schrift veröffentlichte, erwartete ich die Lösung der archäologischen Aufgaben zunächst noch von spanischer Seite, und mit einem Appell an Spaniens Regierung und Volk schließt das Buch. Als die Schrift nach Spanien kam, sprach man zwar von einer Übersetzung, aber der Appell des fremden Gelehrten fand kein Ohr, obwohl der Hügel von Numantia Nationaldenkmal ist, und man gerade dabei war, auf ihm ein Monument zu errichten. Da beschloß ich selbst Hand anzulegen. Die Kgl. Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften bewilligte mir auf mein Gesuch 1000 Mark, und Anfang August 1905 reiste ich zusammen mit Konstantin Koenen, dem Entdecker und Erforscher des Lagers Novaesium, als archäologischem Mitarbeiter, zum zweiten Male nach Numantia. Am 11. August kamen wir in Soria, der ärmlichen Hauptstadt der Provinz, an, und wurden von den Behörden, die eine Empfehlung des Auswärtigen Amtes auf meine Unternehmung aufmerksam gemacht hatte, mit großer Höflichkeit empfangen. Schon am nächsten Tage, dem 12. August, begann ich mit fünf Arbeitern die Grabung auf dem Hügel von Garray. Es wurden vier den Himmelsgegenden entsprechende Gräben gezogen, die bis auf den Fels geführt, zunächst die vorhandenen Schichten und die Ausdehnung der antiken Stadt feststellen sollten. Zum zweiten Male begannen Hacke und Spaten ihr Werk, aber diesmal mit besserem Erfolg als vor 40 Jahren. Schon nach wenigen Stunden kamen merkwürdige Dinge zum Vorschein. Sobald die Gräben unter das Niveau der römischen Stadt hinunter in die Tiefe drangen, stieß man auf eine rote, von verbrannten Lehmziegeln herrührende Schuttschicht und — siehe da: in diesem Schutt lagerten Stücke jener bemalten iberischen Gefäße, die damals eben durch P. Paris bekannt geworden waren. Es war kein Zweifel: unter der römischen Stadt schlummerte eine ältere, durch Feuer zerstörte Ibererstadt: Numantia war gefunden. Die sich erweiternden und bald den ganzen Hügel und seine Abhänge durchschneidenden Gräben ergaben überall dasselbe Bild. Überall kam der rote Schutt von durch heftiges Feuer zerstörten und rot gebrannten Lehmziegelwänden zum Vorschein. Die Kunde von der Auffindung der berühmten und vor 40 Jahren vergeblich gesuchten Stadt verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch das Land. Von allen Seiten strömten die Neugierigen herbei, und mancher nahm sich zur Erinnerung ein Stück verbrannten Lehms mit. Am 24. August, als die deutschen Grabungen schon ziemlich weit fortgeschritten waren, wurde in Gegenwart König Alfons' XII. der vom Senator Aceña auf der Höhe von Numantia errichtete Obelisk enthüllt. Am nächsten Tage zeigte ich dem in Begleitung des Königs befindlichen spanischen Kultusminister die bisherigen Ergebnisse unserer Grabungen, und zu dem Bankett, das der Stifter des Denkmals dem König im Ständehaus von Soria gab, wurden

auch wir eingeladen. Durch das Zusammentreffen der Entdeckung von Numantia mit dem königlichen Besuch wurde die allgemeine Aufmerksamkeit auf das fast vergessene und von den Bauern als Steinbruch benutzte Numantia gerichtet. Man empfand es als schimpflich, daß Fremde die im Altertum berühmteste Stätte der Nation wieder entdeckt hatten, und nahm die Fortsetzung der Grabungen für Spanien in Anspruch. Heissporne gingen soweit, die sofortige Entfernung der Fremden zu verlangen, und ein Lokalblatt von Soria leistete sich den schönen Satz, die Wellen des Duero müßten sich schwarz färben ob der Schmach, daß fremde Hände die Asche der Numantiner berührten. Es gereicht der spanischen Regierung zur Ehre, daß sie ein solches Gezeter unbeachtet ließ und die einmal gegebene Erlaubnis nicht zurückzog, wie man das in gleichem Falle in anderen Ländern öfters getan hatte. Ungestört und in jeder Weise von Behörden und Privaten gefördert, konnten wir vier volle Monate graben und unsere Aufgabe, einen genügenden, für das Ganze charakteristischen Ausschnitt der alten Stadt aufzudecken und aufs genaueste zu untersuchen, vollenden. In 60 in größtem Maßstabe (1 : 10) gezeichneten Schichtenblättern legte Koenen die Aufeinanderfolge der verschiedenen den Hügel bedeckenden Ansiedelungen fest. Man hatte von der Stadtmauer, den Häusern, den Straßen genug aufgedeckt, um ein Bild der ganzen Stadt zu gewinnen.

Wie sah nun das alte Numantia aus? Oben auf dem kleinen, nur 7 ha großen Plateau des Hügels liegt, von einer mächtigen, 6 m breiten, unten aus großen Steinen, oben aus Lehmziegeln bestehenden Mauer umgeben, die Altstadt, während sich eine jüngere Unterstadt auf Terrassen den Berg hinab erstreckt. Der Plan der Altstadt ist kunstvoller, als man erwartet hätte. Konzentrisch mit dem Wall läuft um die Stadt eine Ringstraße; zwischen Wall und Ringstraße liegt ein Häuserring, der aus 11—12 m langen, 2—3 m breiten Häusern besteht. Das Innere der Stadt wird von zwei nord-südlichen Längsstraßen und von zehn ost-westlichen Querstraßen durchschnitten und in eine Anzahl oblonger Häuserblöcke zerlegt. Jeder Block besteht aus zwei Reihen von Häusern, die mit der hinteren Seite aneinander, mit der vorderen Seite an die Straße stoßen. Das numantinische Haus ist 11—12 m lang, 2—3 m breit und hat drei Räume: vorne, an der Straße, einen unterkellerten Vorratsraum, in der Mitte den Herd-, hinten den Schlafraum. Ebenso wie die Stadtmauer haben auch die Häuser Lehmmauern mit Balkeneinlagen auf Fundamenten aus rohen Steinen, während die Dächer aus Holz und Lehm bestanden. Wie das prähistorische Troja II, war Numantia eine Lehmziegelstadt. Der Kellerraum diente zugleich als Winterwohnung, besonders, wie zahlreiche Webstuhlgewichte und Spinnwirtel zeigen, als Spinnstube der Weiber, wie es nach Tacitus ja auch bei den Germanen war. Wie die Bauart der Häuser, ist auch der Hausrat sehr primitiv. Eisernes Gerät ist selten, bronzenes fehlt ganz. Dagegen sind in erstaunlicher Menge und Mannigfaltigkeit tönerne Gefäße vorhanden, teils einfach, teils überreich mit allerhand geometrischen Ornamenten bemalt, die eine gewisse deutliche Abhängigkeit von griechischen Vorbildern und Beziehungen zur Mittelmeerkultur zeigen. Geometrisch stilisiert ist auch die Zeichnung von Menschen und Tieren, deren Figuren

von kindlicher Rohheit sind. Besonders gern ſtellen die numantiniſchen Maler das Pferd, offenbar ein Lieblingstier, dar; auch das Kaninchen, ein anderes Charaktertier des keltiberiſchen Hochlandes, der »cuniculosa Celtiberia«, kommt vor, nicht minder Fiſche und Vögel. Menſchliche Figuren ſind ſelten. Einmal ſehen wir einen Zweikampf zweier mit den keltiberiſchen Waffen: kleinem Rundſchild, Schwert und mehreren Lanzen, bewaffneter Krieger, ein anderes Mal Fang und Dreſſur wilder Pferde. Außer den Vaſen haben die Numantiner allerhand anderes Gerät aus Ton gebildet. Man ſtaunt, einen tönernen Kaſten mit Klappdeckel und ſelbſt tönerne Hörner zu finden, die wohl einſt die numantiniſchen Krieger zum Streit riefen. Es kann nicht geleugnet werden, daß dieſe rohen Barbaren eine mannigfaltige, urſprünglich von griechiſchen Muſtern abhängige, dann aber ſelbſtändig weiter entwickelte Töpferinduſtrie beſaßen. Der übrige Hausrat iſt ſpärlich und roh. Man findet Handmühlen und Quetſchſteine zum Mahlen des Getreides, Spinnwirtel und Zettelſtrecker aus Ton, allerhand Griffe für Meſſer und Handwerksgerät aus Hirſchhorn, eiſerne Meſſer und dergl. Alles das ruht unter der roten Brandſchicht, dem Leichentuch der zerſtörten Stadt. In ihr fanden ſich auch zahlreiche Reſte menſchlicher Gebeine, darunter Schädel von Erwachſenen und Kindern, die wohl von den entſetzlichen Mahlzeiten der letzten Verteidiger herrühren.

Unter der iberiſchen Stadt liegen zwei prähiſtoriſche Anſiedelungen, die eine mit neolithiſchem Gerät, die andere mit Gefäßen der Hallſtattzeit. Jene möchte man den Ligurern, den älteſten uns bekannten Bewohnern Spaniens, dieſe den Kelten, die vor den Iberern auf dem Hochland ſaßen, und nach denen dieſe »Keltiberer« heißen, zuſchreiben.

II. Die Lager des Scipio.

Die iberiſche Stadt war gefunden. Noch während der erſten Campagne begann ich mit der Suche nach dem zweiten Gegenſtande meiner Arbeiten: den Lagern des Scipio. In der Tat gelang es auf mehreren der Numantia umgebenden und zur Anlage der Circumvallation geeigneten Höhen Spuren der Scipioniſchen Werke zu finden, nicht allein allerhand römiſche Scherben, ſondern auch Mauern der Scipioniſchen Lager. Als ich, von dieſer ſo überaus glücklichen Campagne zurückgekehrt, in der Berliner Archäologiſchen Geſellſchaft von dem Gefundenen berichtete, konnte man angeſichts der Fundſtücke an der Auffindung von Numantia nicht wohl zweifeln, dagegen hatte man Mühe zu glauben, daß von den Lagern des Scipio, die man ſich als Erdwerke vorſtellen mußte, Reſte vorhanden ſein ſollten. Und dann, die »Lager des Scipio«, klang das nicht faſt wie das »Halsband der Helena« und der »Schatz des Priamos«? Aber der Beweis ſollte nicht lange ausbleiben. Nachdem durch die Bemühungen S. Exz. Prof. U. von Wilamowitz-Moellendorff eine größere Bewilligung aus dem Dispoſitionsfond S. M. des Kaiſers und damit die Fortſetzung der Ausgrabungen geſichert war, widmete ich mich während der zweiten Campagne ausſchließlich dem Aufſuchen der Scipioniſchen Lager, während eine ſpaniſche Kommiſſion in ihrer Weiſe die Ausgrabungen auf dem Stadthügel fortſetzte. Wirklich kamen denn auch auf dem ſüdlich von Numantia gelegenen Hügel »Peña Redonda« ſofort die regelmäßigen Mauerzüge wohlerhaltener Kaſernen eines

den ganzen Hügel bedeckenden Lagers zum Vorschein, begleitet von römischen Münzen der Scipionischen Zeit, Waffen und anderem Kriegsgerät sowie einer Masse von Scherben römischer Amphoren und anderer Gefäße. Das erste Scipionische Lager war entdeckt! Von Peña Redonda ging ich auf die übrigen Numantia einschließenden Höhen über, und am Ende der zweiten Campagne waren bereits vier der sieben Lager aufgefunden. Sie ergaben zugleich zahlreiche Reliquien des römischen Heeres, darunter wertvolle Stücke wie wohlerhaltene Exemplare des Pilum, der berühmten Wurfwaffe der Legionen, kunstreich verzierte Waffengurte aus Bronze, Lanzen und Pfeilspitzen verschiedenster Form, Katapultenpfeile und zehnpfündige Ballistenkugeln von der Scipionischen Artillerie und nicht zum wenigsten Unmassen der damaligen Keramik, die ein ganz neues Kapitel der römischen Gefäßkunde eröffneten. Die Lager des Scipio waren also wirklich noch vorhanden. Sie bestanden nicht aus Erde und Holz, sondern waren solide Steinbauten wie die Standlager der Kaiserzeit. Zwei der Lager: »Peña Redonda« und »Castillejo« ließen deutlich die langen Reihen der Manipelkasernen einer Legion mit den beiden durch einen Hof getrennten Centurien, die einem römischen Wohnhause entsprechenden und mit Triclinien ausgestatteten Häuser der Tribunen und das Prätorium, in dem der Feldherr wohnte, erkennen. Da Scipio nur zwei Legionen hatte und die eine von ihm, die andere von seinem Bruder, Fabius Maximus, geführt wurde, hielt ich das durch seine Lage hervorragende und mit einem größeren Praetorium ausgestattete Lager Castillejo für das Hauptquartier des Scipio, das andere, Peña Redonda, für das von seinem Bruder befehligte Lager. In den beiden nächsten Campagnen 1907 und 1908 wurden auch die übrigen drei Lager gefunden, ferner eines der beiden von Appian bezeugten Uferkastelle, von denen aus Scipio den Duero sperrte, und beträchtliche Stücke der die 7 Lager verbindenden, 4 Meter dicken und dicht mit Türmen für Signale und Geschütz besetzten Circumvallationsmauer. Der Umfang der aufgefundenen Linien, 9 Kilometer, entsprach genau dem von Appian überlieferten Maß. Von den 7 Lagern waren 2, die beiden Legionslager, gut erhalten, von zwei anderen beträchtliche Reste, von den 3 übrigen soviel, daß über ihre Identität kein Zweifel sein kann. Die Lager liegen mit der einen Ausnahme des die Ebene im Osten von Numantia sperrenden Lagers »Travesadas« sämtlich auf den z. T. steilen Höhen und haben einen völlig defensiven Charakter. Das paßt zu Appians Bericht, nach dem Scipio sich mit seinen schlechten Truppen ganz auf die Einschließung der Stadt und die Verteidigung seiner Werke gegen die Durchbruchsversuche der Numantiner beschränkte, also Belagerer und Belagerte die Rolle vertauscht hatten. Auch die Stelle, wo nach Appian ein kleiner See die römischen Linien durchbrach und zur Anlage eines Dammes nötigte, ist gefunden worden. Ebenso nicht minder sind noch die gewaltigen Dämme der von Scipio über den Duero versuchten Brücke vorhanden. Wie im ersten Jahre die Entdeckung von Numantia, erregte jetzt die der Scipionischen Lager die Aufmerksamkeit nicht allein der gelehrten Welt. Das Archäologische Institut entsandte die Herren Geh. Hofrat Prof. Fabricius, den Direktor der Reichslimeskommission, und Prof. Dragendorff, den jetzigen Generaldirektor des Archäologischen Instituts, nach Numantia. In ihren Berichten hoben beide die Be-

deutung des Gefundenen hervor. Professor Fabricius ist seitdem ein treuer Berater und Förderer der Unternehmung geblieben.

So ist denn, nach dem die erste Kampagne die Stadt Numantia beschert hatte, in den drei weiteren Kampagnen von 1906—1908 das gewaltige Einschließungswerk des Scipio gefunden worden: ein fortlaufender Kommentar zu Appian, eine Bestätigung des in der ersten Schrift geführten Nachweises, daß Appian den Bericht des Augenzeugen Polybius benutzt habe. Die Topographie einer berühmten Stätte des Altertums und ein Stück römischer Geschichte war gewonnen. Das dramatische Ende des iberischen Freiheitskampfes trat mit greifbarer Deutlichkeit vor unsere Augen. Im Einzelnen bedeutete die Ausgrabung der keltiberischen Hauptstadt die erste wissenschaftliche Untersuchung einer iberischen Stadt, die der Scipionischen Lager eine überraschende Bereicherung unserer Kenntnis des Kriegswesens der römischen Republik. Während wir bisher nur Lager aus der Kaiserzeit besaßen, waren hier solche aus dem Jahre 133 v. Chr. gefunden und damit die Geschichte des römischen Lagers um 150—200 Jahre nach rückwärts erweitert. Auch die Fundstücke, besonders die Waffen, waren als Denkmäler des älteren römischen Kriegswesens von besonderer Bedeutung.

Nur in einem Punkte waren die Hoffnungen nicht erfüllt worden. Man hatte gehofft, daß die Scipionischen Lager mit dem gleichzeitigen, von Polybius beschriebenen Feldlager übereinstimmen würden. Das war aber nicht der Fall. Vielmehr hatte offenbar die Enge der Lagerfläche und der defensive Charakter der Einschließungskastelle eine starke Abweichung von dem Schema des Feldlagers zur Folge gehabt. Vieles hatten die Jahre 1905 bis 1908 gespendet, dieses eine hatten sie versagt. Aber die Fortuna Hispaniensis ist hold geblieben, und was Numantia versagte, hat die »Gran Atalaya«, der Hügel von Renieblas, gespendet: ein vollständiges Lager nach dem Schema des Polybius.

III. Die fünf Lager von Renieblas.

Schon während der ersten Kampagne hatte ich in der Umgebung von Numantia das nach Appian 24 Stadien, also $4\frac{1}{2}$ Kilometer, von Numantia entfernte Lager des Nobilior, von dem aus dieser Feldherr im Jahre 153 den keltiberischen Krieg begann, gesucht. Ich war damals auf den Hügel »La Gran Atalaya« bei Renieblas, 6 Kilometer östlich von Numantia, aufmerksam geworden, auf dem antike Mauern zutage lagen. Am Ende der Kampagne 1908 veranstaltete ich hier eine erste Probegrabung. Sie ergab regelmäßige Mauerzüge und römische Münzen, Waffen, Gefäße, kurz, unverkennbare Spuren eines römischen Lagers. Eine Begehung des ausgedehnten Hügels zeigte, daß die Mauern sich weithin erstreckten, also große Lageranlagen vorhanden waren. So bescherte das Glück, nachdem Numantia eben erledigt war, eine neue und, wie sich bald zeigen sollte, ebenso wichtige Aufgabe. Aber zum Graben gehört Geld. Die aus dem Kgl. Dispositionsfonds bewilligten Mittel waren längst erschöpft, und nur durch die Hilfe des Preußischen Kultusministeriums und des Archäologischen Instituts hatte die letzte Campagne in Numantia zu Ende geführt werden können. Fest entschlossen, um jeden Preis auch den neuen Fund zu heben, mußte ich die fünfte Ausgrabung, die erste von Renieblas, zunächst aus eigenen Mitteln decken, bis dann wieder

Hilfe kam, diesmal von einem österreichischen Altertumsfreunde, dem Herrn L. Angerer. Während der fünften Campagne 1909 wurden bereits zwei sich durchschneidende, also aus verschiedener Zeit stammende Lager festgestellt, während der sechsten im Jahre 1910 noch drei weitere, so daß die Gran Atalaya nicht weniger als fünf römische Lager trug! Drei von ihnen waren mächtige, bis zu 60 ha große Lager für die zwei Legionen des konsularischen Heeres, die beiden andern konnten höchstens eine Legion fassen. Wie ist es nun möglich gewesen, diese Fülle der Erscheinungen zu bewältigen? Ein überaus glücklicher Umstand hat die Arbeit erleichtert. Die Mauern der fünf Lager waren zum großen Teil noch über der Erde kenntlich, so daß man sie vielfach ohne jede Ausgrabung aufnehmen konnte. Auf dem kahlen, sturmumbrausten Plateau hatte sich in den 2000 Jahren, die seit dem Bau der Lager vergangen sind, fast gar kein Humus gebildet. Unter normalen Umständen, von Erde bedeckt, hätte die Unmasse der vorhandenen Mauerzüge weder ganz aufgefunden, noch freigelegt werden können. So aber war es Major Lammerer, dem jetzigen Chef des kgl. bayerischen Topographischen Bureaus, möglich, einen detaillierten Plan (1:1000) sämtlicher Lager und ihres Geländes herzustellen, eine in archäologischen Kreisen viel bewunderte Arbeit. Soweit Zeit und Geld es erlaubten, sind dann die wichtigsten Teile der Lager aufgedeckt und von Architekt Dr. Pfretzschner in größerem Maßstab (1 : 100 oder 1 : 200) aufgenommen worden. Ganz ausgegraben mußte das fünfte und jüngste Lager werden, das zum größten Teil in der Ebene unterhalb der Gran Atalaya gelegen und mit einer z. T. tiefen Erdschicht bedeckt war.

So ist es denn in vier Campagnen (1909—12) gelungen, auch die zusammen eine Fläche von 2 qkm bedeckenden fünf Lager von Renieblas zu bewältigen. Unter diesen Lagern ist nun aber wirklich das bei Numantia vergeblich erhoffte Lager nach dem Schema des Polybius!

Das dritte Lager, das älteste der drei großen Zwei-Legionenlager, stimmt mit dem Polybianischen Feldlager in allen wesentlichen Punkten so vollkommen überein, daß es zu ihm einen monumentalen Kommentar bildet. Man findet in ihm dieselbe Anordnung der sechs die Legion bildenden Truppenteile: equites romani und triarii, principes und hastati, equites und pedites sociorum in drei hintereinanderliegenden Gruppen und jedes einzelnen Truppenteils in zehn nebeneinanderliegenden Kasernen. Man findet die diese Zehner-Reihen in zwei Hälften von je fünf Kasernen teilende Via quintana, die zum Praetorium führende Via praetoria und die breite Via principalis, die Hauptstraße des Lagers. Wie bei Polybius stoßen die beiden zu einer Gruppe gehörigen Kasernenstreifen mit dem Rücken aneinander, mit der Front an eine Straße. Die Kasernen für Manipel und Turma bilden mit den beiden die Truppen beherbergenden Flügeln und dem diese verbindenden Mittelgebäude, den Ställen für die Saumtiere, ein Hufeisen. Das erste von dem Centurio, Optio, Signifer bewohnte Zimmer der beiden Flügel zeichnet sich durch seine Größe aus und ist mit einer Wachtstube versehen, von der aus der hier stationierte Posten alles, was ein- und ausging, übersehen konnte. Die 120 Mann des Manipulus zerfallen wie in der Schlacht, so

auch im Lager in zwei Centurien zu je 60 Mann, und die Centurie lagert in 10 Räumen zu 6 Mann, die in der Schlacht eine Rotte bilden. Bei dieser Übereinstimmung zwischen Schlachtaufstellung und Lagerung konnte sich der Manipulus in einem Moment auf dem Kasernenhof formieren. Das fein durchdachte Schema des republikanischen Lagers, das Kunstwerk der römischen Republik, von dem wir bisher nur aus der Beschreibung des Polybius eine unvollkommene Vorstellung hatten, steht nun leibhaftig vor uns. Mit der Auffindung der Lager von Renieblas beginnt für die besonders in Deutschland so eifrig betriebene Lagerforschung eine neue Epoche.

Der Wert des 3. Lagers wird dadurch vermehrt, daß wir mit ziemlicher Sicherheit den Feldherrn, der es erbaute, und das Jahr der Erbauung bezeichnen können. Da nach Appians Angabe Consul Nobilior i. J. 153 $4^1/_2$ Kilometer von Numantia entfernt ein Winterlager für 2 Legionen erbaut hat, und außer der 6 Kilometer, also nur wenig mehr als überliefert, entfernten Gran Atalaya in der Umgebung von Numantia kein anderes Lager vorhanden ist, so muß das Lager des Nobilior eines der 3 Zweilegionenlager sein. Da nun aber Lager IV ein Sommerlager ist, Lager V wegen seiner exponierten Lage in der Ebene wohl erst nach der Zerstörung von Numantia erbaut sein kann, so dürfen wir das 3. Lager als das Lager des Nobilior bezeichnen.

Für Lager IV und V versagt die Überlieferung. Augenscheinlich stammen beide aus derselben Zeit und von demselben Feldherrn. Sie sind gleich groß und haben im Gegensatz zu dem nach dem Terrain und sehr unregelmäßig begrenzten Lager III rechteckige Form. Da Lager IV keine Innenbauten besitzt, also ein Sommerlager ist, während Lager V ein reich mit Innenbauten ausgestattetes Winterlager darstellt, könnte IV im Sommer, V im Winter desselben Feldzuges erbaut worden sein. Zum großen Teil in der jedem Angriff der Numantiner ausgesetzten Ebene liegend, scheint Lager V und damit auch IV erst nach dem Fall von Numantia (133 v. Chr.), also in einem späteren Kriege erbaut zu sein.

Der gänzlich von Lager III abweichende Plan des Lagers V entspricht der Heeresreform des Marius. Die augenscheinlich jüngere Keramik bestätigt, daß die beiden Lager aus bedeutend späterer Zeit als das Nobiliorlager (153 v. Chr.) und die Scipionischen Lager (133 v. Chr.) stammen. Vielleicht stammt Lager V also aus den in den Jahren 75—74 v. Chr. zwischen Pompejus und Sertorius um die Duerolinie geführten Kämpfen.

Lager V zeichnet sich durch die schönste Regelmäßigkeit aus. Erhalten sind Teile des Praetoriums, einer großen aus einem offenen Hof und den umgebenden Zimmern bestehenden Anlage, und die einmündende, sorgfältig gepflasterte Via praetoria. Erhalten ist die lange Reihe der auf beiden Seiten des Praetoriums, längs der Via principalis, gelegenen Häuser für die 12 Tribunen und 12 Präfekten der beiden Legionen. Sie sind vollkommene Wohnhäuser nach dem Plan des griechischen Peristylhauses und ausgestattet mit Triclinien und anderem Komfort, für die Geschichte des antiken Wohnhauses neue, wichtige Denkmäler. Eine ähnliche Reihe von Wohnhäusern, in denen wohl das Gefolge des Feldherrn wohnte, liegt hinter den Tribunenhäusern. Erst dann, nachdem das vordere Drittel des Lagers ganz von solchen vornehmen Gebäuden besetzt ist, folgen die Kasernen, auch

sie von auffallender Größe und sorgfältiger Bauart. Ihre Anordnung in 30 Manipeln = 10 Cohorten, das Fehlen der italischen socii und der Reiterei setzt die Marianische Heeresordnung und die Gleichſtellung der socii im J. 89 v. Chr. voraus. An mehreren Stellen des Lagers liegen Getreidespeicher mit mächtigen, durch Strebepfeiler verſtärkten Mauern, die den schwebenden Boden des Speichers trugen. Das Lager V iſt das am beſten gebaute von allen um Numantia gefundenen Römerlagern. Es gibt in der Sorgfalt der Ausführung kaum den Standlagern der Kaiserzeit nach mit dem einzigen Unterschied, daß seine Mauern nicht mit Mörtel, sondern nur mit Lehm gebunden sind. Verteidigt wird das Lager durch einen 4 m breiten, dicht mit Geschützbänken besetzten Steinwall. Die Länge des Nordwalles beträgt faſt 1 km. Mit 60 ha iſt dieses Lager bei weitem das größte aller bisher gefundenen Römerlager und mehr als doppelt so groß wie Novaesium, Lambaesis, Carnuntum, die drei bekannten Standlager der Kaiserzeit.

Wie Lager IV und V erheblich jünger, so scheinen Lager I und II erheblich älter als das Nobiliorlager zu sein. Da sie älter als dieses den keltiberischen Krieg im Jahre 153 eröffnende Lager sind und vorher wie es scheint nur einmal, im Jahre 195 unter dem Konsul Cato, ein römisches Heer vor Numantia gezogen iſt, so könnte man vermuten, daß kein Geringerer als der berühmte Eiferer für ſtrenge Zucht und Sitte der Erbauer dieser Lager iſt. In Catos Zeit paßt auch ein im Bereiche des Lagers I gemachter Schatzfund von über 100 vor 217 v. Chr. geprägten Silbermünzen, Victoriaten, die wegen ihres frischen Gepräges größtenteils nur kurze Zeit zirkuliert haben können.

IV. Die Lager von Almazan und Aguilar.

Außer den sieben Lagern um Numantia und den fünf von Renieblas hat sich noch ein dreizehntes und vierzehntes Lager gefunden. Das eine liegt bei Almazan 35 km südlich von Numantia am linken Ufer des Duero auf einer die flache Gegend weithin beherrschenden Höhe. Da Innenbauten fehlen, iſt es ein Sommerlager. Mit 40 ha hat es Raum für ein konsularisches Heer. Das Lager liegt an der römischen Etappenſtraße, die von Medinaceli, dem alten Ocilis, am Jalon, der Operationsbasis der Römer während der keltiberischen Kriege, über Almazan nach Numantia führte, gerade halbwegs zwischen Numantia und Ocilis. Da Nobilior i. J. 153 diese Straße gezogen iſt, wird auch dieses Lager, wenn nicht von ihm herrühren, so doch von ihm benutzt sein. Ein vierzehntes Lager, das wohl auch mit den keltiberischen Kriegen im Zusammenhang ſteht, liegt auf einer gleichfalls beherrschenden Höhe am Tajunafluß zwischen den Dörfern Aguilar und Angita 20 km öſtlich von Siguenza. Noch zu finden bleibt der bei Medinaceli, dem Magazinplatz der Römer, vorauszusetzende große Lagerplatz.

So hat denn meine Unternehmung immer weitere Kreise gezogen. Sie iſt von Numantia zu den Scipionischen Lagern, von diesen nach Renieblas, von hier nach Almazan, Medinaceli und Siguenza fortgeschritten. So erfreulich dieses beſtändige Spenden des Glücks gewesen iſt, so hat doch die Beschaffung der zur Bewältigung so großer Aufgaben nötigen Mittel keine geringen Schwierigkeiten gemacht. Daß sie überwunden worden sind, wird im wesentlichen dem Interesse verdankt, welches

die Unternehmung in Preußen gefunden hat. Faſt die Hälfte der im Ganzen aufgewandten 40,000 Mark hat S. M. Kaiser Wilhelm II. aus dem preußischen Dispositionsfonds bewilligt, und die anderen Mittel sind zum größten Teil vom Preußischen Kultusminiſterium, vom Kaiserlich Archäologischen Inſtitut, von der Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen und der Kgl. Akademie der Wissenschaften in Berlin zur Verfügung geſtellt worden.

Nach acht Campagnen (1905—1912) iſt im Jahre 1912 die numantinische Unternehmung beendet worden. Gefunden iſt die von Scipio zerſtörte Stadt mit ihren merkwürdigen Altertümern, und gefunden sind die sieben Lager des Scipio. Darüber hinaus hat das Glück noch die fünf Lager von Renieblas und unter ihnen ein vollkommenes Gegenſtück des Polybianischen Lagers beschert. Aus den Kasernen der Soldaten und den Wohnungen der Offiziere iſt eine wertvolle Sammlung von römischen Waffen und anderem Kriegsgerät zutage gefördert worden, die künftig im Numantiazimmer des Mainzer Museums zu sehen sein wird. Lager- und Kriegswesen der republikanischen Zeit, für die uns bisher größere Denkmäler fehlten, sind durch diese Funde um vieles deutlicher geworden. Noch höher wird man den hiſtorischen Gewinn bewerten müssen. Die letzte und dramatischſte Phase des keltiberischen Krieges: die Belagerung und Eroberung von Numantia ſteht in den tragischen Reſten der kleinen Stadt und den gewaltigen Einschließungswerken der Römer vor unseren Augen. Im Lager des Nobilior sehen wir die Legionen an der Arbeit, die im Jahre 153 den 20jährigen Krieg eröffneten, und die üppigen Tribunenhäuser des Lagers V sind vielleicht von den Offizieren des Pompejus bewohnt worden. Aus der Öde der caſtilischen Hochebene iſt, so darf man wohl sagen, ein Stück Geschichte und zwar eine besonders interessante und durch die großen Namen des Scipio und des Polybius verklärte Episode der römischen Geschichte wiedererſtanden.

Hebbels Weltanschauung.

Von

Oskar Walzel.

»Die Jungfrauschaft und ein edler Stolz, beides sind Dinge, die man niemals, oder auf ewig verloren geben muß.« Am 22. Oktober 1837 schrieb Hebbel diesen Satz in sein Tagebuch. Er selbſt hat edlen Stolz niemals verloren gegeben, ihn vielmehr wie ein Heiligtum durch die Wirnisse seines Lebens hindurchgetragen. Freilich kam er lange nicht und vielleicht nie ganz über das Bewußtsein hinaus, daß seiner Persönlichkeit, in der sein Stolz wurzelte und deren innere Größe diesen Stolz

Dieser Ausschnitt aus einer Charakteriſtik von Hebbels Persönlichkeit sucht weiterzuführen, was in des Verfassers »Hebbelproblemen« (Leipzig 1909) dargelegt iſt, und ſtützt sich dabei dankbar auf Paul Sickels umfassende Monographie »Friedrich Hebbels Welt- und Kunſtanschauung« (Leipzig und Hamburg 1912) und auf Elise Dosenheimers Untersuchung »Friedrich Hebbels Auffassung vom Staat und sein Trauerspiel ‚Agnes Bernauer'« (Leipzig 1912).

rechtfertigte, im äußeren Leben die ihr gebührende Achtung vorenthalten blieb.

Widerspruchsvolleres ist kaum zu erdenken als Hebbels künstlerisches Schöpfergefühl und der mühselige Alltag seiner Jugend, die bescheidenen Freuden seiner Reifezeit. Erlebnisse, die den Menschen niederdrücken und ihm die Selbstachtung wohl zu nehmen fähig sind; und daneben der unbesiegliche Drang, dichterisch Menschenschicksale zu bestimmen und vor dem Gerichtstuhl der Sittlichkeit Ankläger oder Verteidiger dieser selbstgeschaffenen Menschen zu sein. Der Künstler stets zur Entscheidung der höchsten und schwersten Fragen menschlichen Lebens berufen, der Mensch durch die Bedingungen, unter denen er aufwächst, aber auch durch Unkenntnis des Weltbrauchs und durch selbstverschuldete Fehlgriffe jahrelang der Mißdeutung, beinahe der Mißachtung, und bis zuletzt den Anfeindungen der Weltläufigen ausgesetzt. Kurz: eine unüberbrückbare Kluft zwischen dem äußeren Erleben und dem Bewußtsein des eigenen Wertes, weit genug, einer zaghafteren Natur alle Schwungkraft, ja allen Lebensmut zu nehmen.

Hebbels Selbstbewußtsein erlag diesen Widersprüchen nicht. Die Überzeugung von einer Aufgabe, die zu erfüllen er berufen sei, hielt ihn aufrecht. Ihrer sich dauernd bewußt zu bleiben, zugleich aber das Bild der eigenen Persönlichkeit in seiner Reinheit und Bedeutung mitten in dem niederdrückenden Elend der Erlebnisse zu wahren, mag der tiefste Grund der ausführlichen Tagebuchaufzeichnungen Hebbels gewesen sein. Zusammen mit dem größten Teil seiner Briefe (eine ganze Reihe ist dem Tagebuch einverleibt) bilden die Niederschriften, die vom 23. März 1835 bis wenige Wochen vor Hebbels Tod reichen, heute einen wesentlichen und wichtigen Teil seines Lebenswerkes. Er selbst suchte die Begründung dieser tiefeindringenden Selbstbetrachtungen noch in anderem: Das Gefühl, das in der Brust des Menschen einmal verklinge, sei für immer verklungen. Jede Stunde werde dadurch zu einer abgeschlossenen Welt. »Und wer kann gleichgültig so manche tausend Welten in sich versinken sehen und wünscht nicht, wenigstens das Göttliche, sei es Wonne oder Schmerz, welches sich durch sie hinzog, zu retten?« Ein Mensch, der im Alter von zweiundzwanzig Jahren aus solchen Erwägungen heraus ein Tagebuch beginnt und bis an sein Lebensende das einst entworfene Programm durchführt, bewährt nicht nur frühe Kenntnis des Reichtums der menschlichen Seele überhaupt, des unerschöpflichen Wechsels ihrer Stimmungen, Hoffnungen und Enttäuschungen; er verrät auch, daß ihm selber der Reichtum der eigenen Seele aufgegangen sei, daß er einen Teil dieses Reichtums schon vergeudet zu haben glaube und fortan haushälterischer das Auf und Ab der Seelenstimmungen festhalten wolle, um an dem Schatze sich freuen, aus ihm schöpfen und anderen spenden zu können. Der hohe Wert der eigenen Persönlichkeit, der feste Glaube an sich selbst steht auch hier im Hintergrund.

In einem Zeitalter, das die Neigung zur Selbstbetrachtung als Erbe von den vorangehenden Generationen übernommen hatte und das nur den Brauch der Väter und Großväter weitertrieb, wenn es die Menschen anhielt, ihr eigenes Ich wie etwas fremdes zu beobachten und zu belauschen, in einem Augenblick, da solcher Brauch längst von Philosophen zu Zwecken der Erkenntnis, von Dichtern zur Voraussetzung seelischer Zerrüttung ihrer Gestalten gemacht worden war: da ahnte auch

Hebbel die Gefahren, denen er durch die ſtete Buchung seiner Seelenvorgänge und seiner Gedanken ausgesetzt war, und schon am 27. November 1838 faßte er das Bedenkliche seines Unterfangens feſt ins Auge: »Dies ſtete Beſpiegeln und Auskundschaften unserer selbſt: wohin führt es? Nicht einmal zum Irrtum, höchstens zu einer verzweiflungsvollen Ahnung unserer eigenen schauerlichen Unendlichkeit, zu einem Punkt, wo uns das eigene Ich als das furchtbarſte Gespenst gegenüber tritt.« Er schließt die Beobachtung mit den Worten: »Man kann sich selbſt fremd werden, das iſt der umgekehrte Wahnſinn und der letzte, d. h. tiefſte Abgrund, in den man ſtürzen kann.«

Hebbel entging den Gefahren, denen Romanhelden der romantischen Zeit rettungslos verfielen, durch eine ſtarke Neigung, die langsam oder schneller abrollenden Vorgänge seines Innenlebens zu Einheiten zusammenzufassen. Denn nicht wie es die Worte von den tausend Welten glauben ließen, die im Leben auftauchen und wieder verschwinden, ist Hebbel ausschließlich bemüht, die Wellen des Lebensstromes in ihrem Wechsel zu betrachten. Ihn drängt es vielmehr, feste Haltpunkte zu gewinnen. Das Beschauen weicht rasch dem Denken, das Denken wagt sich an eine selbſtändige Lösung der Welträtsel, es tritt ins Metaphysische hinüber und holt aus der Welt des Metaphysischen die Maßſtäbe für die Bewertung menschlichen Sinnens und Handelns, die Vorſtellungen von Gott und Welt und von der Notwendigkeit alles irdischen Geschehens. Dieser Dichter iſt zugleich ein Philosoph, noch mehr: ein Metaphysiker. Meint man doch sagen zu dürfen, daß kaum bei einem anderen Dichter das philosphische Denken mit so ursprünglicher Gewalt hervorbreche und Kunst und Leben bald so ſtark durchdringe wie bei Hebbel.

Ganz wie Schopenhauer es umschrieben hat, waltet in Hebbels Bruſt das metaphysische Bedürfnis. Fauſtisch möchte er ergründen, was die Welt im Innerſten zusammenhält; aber garnicht verzweifelt er fauſtisch an der Möglichkeit dieser Erkenntnis. Mindeſtens wagt er sich kühn — mit dem Mut des philosophischen Autodidakten und Dilettanten — an Gedankenbauten syſtematischer Art. Natürlich kam kein Syſtem im ſtrengen Sinn philosophischer Wissenschaft heraus. Weiterentwicklung und durch sie bedingter Wechsel der Weltanschauung raubt den Gedanken Hebbels nicht den Anspruch auf Syſtematik. Denn welcher ſtrenge Philosoph wäre ewig der gleiche geblieben und hätte sich nie in seinen Anschauungen verändert? Wohl aber fehlte dem Dichter von Anfang an die feſte erkenntnistheoretische Schulung, begriff er auch später nicht genügend die Bedeutung der Logik, die nach einer Münchener Tagebuchnotiz (I, N. 1287) ihm nicht ersprießlicher dünkte als eine Darlegung der Kunſt des Atemholens. Darum konnte er zu einer Zeit, da sein Tagebuch von metaphysischen Erwägungen schon ſtrotzte, sich gegen Beschäftigung mit der Philosophie aussprechen und Werke von Philosophen, denen er innerlich naheſtand, wegen der unüberwindlichen Schwierigkeiten, die sie ihm bereiteten, widerwillig beiseitelegen. Darum aber widerfuhr ihm auch mehrfach, daß er Gedanken, die er für sein Eigentum hielt, mit Staunen nachträglich bei den führenden Denkern seiner Zeit vorfand. Und endlich mußte er sich vorwerfen lassen, da Schüler und Gefolgsmann eines Philosophen zu sein, wo er sich

für ganz unabhängig und seine Denkergebnisse für ganz selbständig hielt.

Hebbels wahres Verhältnis zu den Philosophen seiner Epoche und früherer Zeiten zu bestimmen, ist daher sehr schwer, fast unmöglich. Vor allem tut man gut, den Begriff des Einflusses dabei auszuschalten und nur von Übereinstimmung oder Abweichung zu sprechen. Denn in einem Zeitalter, das von philosophischer Spekulation noch ganz durchsetzt war, traten Gedanken Schellings und Hegels, dann aber auch Spinozas und Kants dem ungleichmäßig und unfolgerichtig vorbereiteten Autodidakten auf Schritt und Tritt entgegen. Gelesene Dichtung und angehörtes Gespräch führten ihm philosophische Vorstellungen zu, deren Quelle er nicht kannte. Seine Weltanschauung erwuchs — wie man es zu nennen pflegt — auf dem breiten Grunde des Zuges der Zeit. Die Geschichte menschlichen Geisteslebens beweist, daß aus dieser Voraussetzung immer wieder von verschiedenen Denkern und Künstlern übereinstimmende Schritte nach vorwärts und auf das gleiche Ziel hin getan worden sind, ohne daß von gegenseitiger Abhängigkeit die Rede sein kann.

In dem Brief an Ruge vom 15. September 1852, der ähnlich wie der wenig ältere an Taillandier die Summe von Hebbels Wirken zu ziehen suchte, erklärte Hebbel: »Ich habe oft lächeln müssen, wenn eine gewisse Kritik, die Autonomie des menschlichen Geistes verkennend, und nicht ahnend, daß der allgemeine Gehalt der Menschheit jedem bevorzugten Individuum zugänglich sein und in ihm eine neue Form finden muß, in meiner Anschauung der Welt und der Dinge den Hegelianismus zu wittern glaubte.« Die Äußerung bleibt rätselhaft für jeden, der die nahe Verwandtschaft einzelner Kundgebungen Hebbels mit Hegels Denken kennt. Sie darf indes nicht mit dem Hinweis abgelehnt werden, daß Hebbel nach 1850 mit Absicht von aller Spekulation abrückte. Hebbel erhebt vielmehr die oben angedeutete Beobachtung ins Metaphysische. Er sieht in sich einen Vertreter des menschlichen Geistes; dieser Geist der Menschheit geht seinen Weg aus eigener Kraft und bedient sich der Individuen nur, um sich durch sie zu offenbaren. Hebbel fühlte sich als Individuum, das den Geist der Menschheit zu enthüllen und zum Wort gelangen zu lassen bestimmt war, dem Philosophen Hegel ebenbürtig und gleichberechtigt. Wenn er selbst mit Hegel übereintraf, so galt ihm diese Übereinstimmung nur als gleichzeitige, durch zwei verschiedene Sprecher verkündete Äußerung des über den Individuen stehenden menschlichen Geistes. Wir staunen indes heute, da Hebbels wie Hegels Denken uns historisch geworden ist, über die Tatsache, daß der menschliche Geist sich der Welt durch Hebbel gerade in den Denkformen Hegels verkündet hat; warum benötigte er zwei Sprecher, um beinah das Gleiche zu lehren, warum lieh er nicht jedem eine besondere Form, die neuen Erkenntnisse zu verbreiten? Hebbel hätte auf diesen Einwurf wahrscheinlich erwidert, daß der menschliche Geist in einem und demselben Augenblick nur einen einzigen Schritt vorwärts machen könne, und daß darum Hebbelsches Denken mit dem Denken Hegels nicht bloß inhaltlich, sondern auch in der dialektischen Form, in der Verwertung der Dreiheit Thesis, Antithesis und Synthesis übereinstimmen müßte.

Was uns, die wir metaphysisches Denken nicht nur ausgeschaltet, sondern allmählich zu verstehen verlernt haben,

an solchen und anderen Bemerkungen Hebbels befremdet, ist lediglich ihre metaphysische Gestaltung. Für uns bedeutet das Wort »menschlicher Geist« etwas ganz anderes als für Hebbel, aber auch für Hegel. Es ist uns — soweit wir es überhaupt noch verwenden — nur noch eine Rubrik, um gewisse seelische Eigenheiten des Menschen, die der Psychologe erkundet hat, und die den Menschen von anderen Lebewesen unterscheiden, bequemer zusammenzufassen. Dem Metaphysiker bedeutet das Wort eine über den Individuen stehende Tatsache. Er »hypostasiert« den Begriff. Der metaphysische Historiker weiß daher nicht nur von Individuen und Völkern zu berichten; er erzählt auch vom Werden des Geistes der Menschheit, ja er möchte dartun, wie der menschliche Geist die Geschichte der Individuen und Völker schafft, wie er ihr den Weg vorzeichnet, und wie in der Geschichte sich nur ein durch das Wesen des menschlichen Geistes bedingtes Werden und Wachsen dieses Geistes kundgibt.

Solche Gedankengänge, die der Gegenwart fremd und fast unverständlich geworden sind, muß zu gehen versuchen, wer Hebbels Denken verstehen will. Metaphysischer Dogmatismus war trotz Kant in Hebbels Zeitalter etwas selbstverständliches. Schelling und Hegel arbeiteten wie ihre Anhänger mit Begriffen, die durch die Erfahrung nicht gegeben waren. Und so handhabte auch Hebbel gewohnheitsmäßig solche Begriffe, ohne die Frage nach ihrer erfahrungsmäßigen Begründung aufzuwerfen. Er tat dies um so unbedenklicher, da ihm selbst die Bedeutung von Kants kritischen Einwänden gegen metaphysisch-dogmatische Konstruktionen nicht aufgegangen war, als er sich an solche Konstruktionen wandte. Noch in Paris, am 31. Januar 1844, schreibt er in sein Tagebuch: »Die Kantsche Philosophie hat ihre Eigentümlichkeit darin, daß sie die Werkzeuge, mit denen der Mensch, dem Universum gegenüber, ausgerüstet ist, besieht, statt sie zu gebrauchen. Eigentlich ein sehr unglücklicher Gedanke, denn da es keinen Weg gibt, uns anderes Maß und Gewicht zu verschaffen, so ist unser Erkennen unsere Wahrheit, und wir dringen auch unstreitig in alles so weit, freilich auch nicht weiter, wenn es noch ein weiteres gibt, ein, bis wir uns darin wiederfinden.« Wohl durfte man jüngst in diesen Worten die Vorahnung einer kommenden Philosophie der Gegebenheit suchen. Doch auch die Romantik — und zwar vor allem Novalis — wollte schon ähnliches feststellen. Allein die volle Erkenntnis und das bescheidene Zugeständnis, daß das Bewußtsein für uns die einzig mögliche Wirklichkeit sei, ist Hebbel kaum je ganz aufgegangen. Er hantierte unbedenklich mit den Begriffen »Idee«, »Geist«, »Weltgeist«, und zwar in einer Auffassung, die über alle Erfahrung hinausweist. Und er trug in diesem metaphysischen Gebaren der Philosophie seiner Zeit weit mehr Rechnung, als er selbst ahnte.

Ein Gutes hatte Hebbels Neigung, die Grenzen der Erfahrung zu überfliegen, gewiß: sie bewahrte ihn vor den materialistischen Lockungen seiner Spätzeit. Er blieb ein Diener des Geistes und gestand der Materie nie das Recht der Erstgeburt zu. Ja, dieser Spiritualist räumte 1848 wohl Feuerbach ein, daß er die Gründe, auf die der Glaube an Gott und Unsterblichkeit sich bisher gestützt habe, vollkommen widerlege; er fügte indes die Frage an, ob, wenigstens was die Unsterblichkeit betreffe, nicht noch andere

Gründe beſtänden. In den Lebens=gesetzen gebe es etwas Myſtisches; warum nicht auch in den Denkgesetzen? Die Möglichkeit solcher Fragen schützte ihn vor Moleschott und Vogt, näherte ihn dafür dem Irrationalismus Hamanns und Görres'. Das Epigramm »Newton als Greis« zeigt, wieweit er dem Gegenpol des Materialismus sich näherte:

»Newton versenkte sich fromm als Greis in die Apokalypse.
Moleschott spöttelt darob, aber ich finde es schön.
Freilich, die Wahl war schlecht, doch hatte er's endlich begriffen,
Daß man die Tiefe der Welt durch den Kalkül nicht erschöpft.« (VI, 456.)

Da spricht ein Dichter, der nicht unberührt geblieben iſt von den myſti=schen Strömungen der Romantik. Indes ebenso wie der Unterschied von Hebbels und Görres' Myſtik mit Händen zu greifen iſt, ebenso sicher trieb nicht der ſtarke Eindruck, den der Münchner Student von dem Kathederredner Görres empfing, ihn myſtischen Stimmungen zu, sondern im Innerſten des Dichters Hebbel schlummerte von Anfang an diese Nei=gung. Ihr dankt er einen Grundzug seiner Dichterphysiognomie. Und wie hier ein gewisses Zusammentreffen, aber keine Abhängigkeit waltet, so gibt es geradezu klassische Belege für Hebbels Behauptung, daß er von Hegel auch da nicht angeregt sei, wo völlige Über=einſtimmung der Ansichten beider vor=liegt. Am 25. März 1844 ſtellt Hebbels Tagebuch feſt, daß Hegels Schuldbegriff, wie er in dessen Rechtsphilosophie (§ 140) entwickelt werde, ganz mit dem Schuldbegriff übereinkomme, den Hebbel selbſt kurz vorher gegen Hei=berg verfochten hatte. Hier liegt wirk=lich eine nachträgliche Entdeckung vor; und eine schmerzliche obendrein. Denn Hebbel bedauert, diese Gedanken=gemeinschaft nicht gewußt zu haben, als er gegen Heiberg schrieb. Sie hätte damals seine Zwecke wesentlich ge=fördert. Nicht aus unklarer Erinnerung heraus, noch weniger aus einer Selbſt=täuschung kommt diese Bekräftigung der Tatsache, vielleicht die ſtärkſte, daß Hebbel, dem Zuge der Zeit folgend, an derselben Stelle landen konnte, die vor ihm, aber ohne sein Mitwissen, Hegel erreicht hatte.

Allein die Tagebuchſtelle vom 25. März 1844 bezeugt auch, daß Hebbel in Paris sich tiefer in Hegels Werke ver=senkt hat. Paris bedeutet überdies den Höhepunkt seiner spekulativen Bemühungen. In Paris schrieb er das Vorwort zu »Maria Magdalene«, nicht nur die bezeichnendſte Äußerung seiner Gedanken über tragische Dichtung, auch das Äußerſte, was seine meta=physische Spekulation geleiſtet hat. Später schob er den deutschen Ge=nossen seiner Pariser Zeit die Schuld zu, ihn zu solcher Spekulation und zu=gleich zur Verwertung der philosophischen Sprache Hegels gedrängt zu haben. Die Aufnahme, die dem Vorwort geworden war, hatte ihm inzwischen alle Freude an dieser Verteidigungs- und Programm=schrift verdorben. Denn sie entschied auf lange hinaus die Auffassung, die Hebbels Dichtungen im Publikum und bei der Kritik finden sollten. Bis dahin, so berichtet er selbsſt in dem Brief an Ruge, habe man ihn für so naiv ge=halten, daß man ihm allenfalls zutraute, er könne als Vater seine eigenen Kinder nicht sehen. Hinterdrein, nach=dem er bewiesen, daß er die Kunſt, der er sein ganzes Leben zu widmen gedachte, einigermaßen kenne, habe man ihn reflektiert gefunden. In immer neuen Wendungen brachte Hebbel ähnliches über das Mißgeschick, das ihm durch das Vorwort erſtanden sei, bis an sein Lebensende vor. Etwas

Selbsttäuschung lag in diesen Kundgebungen: Hebbel war seit Paris mehr und mehr ein anderer geworden. Wenn es auch nicht ganz stimmt, daß er in den späteren Wiener Jahren von der Metaphysik völlig zur Erfahrungsphilosophie übergegangen sei, so ist doch ein allmähliches Nachlassen der metaphysischen Neigungen Hebbels leicht zu erkennen. Das Interesse an der Wirklichkeit des Lebens stieg, aber einzelne Grundgedanken, die er in seiner Jugend erobert hatte, gab er deshalb nicht auf.

Und so enthüllt sich folgende Entwicklungslinie von Hebbels Verhältnis zur Spekulation: In seinen Anfängen philosophiert er, ohne sich viel um bestehende philosophische Systeme zu kümmern. Philosophische Schriften, die er liest, philosophische Vorlesungen, die er hört, wecken eher Abneigung. Dennoch saugt er in sich, was an philosophischen Gedanken in der Luft liegt. Am stärksten drängt es ihn zu Schelling hin, ohne daß freilich seine philosophische Jugendlyrik so stark von Gedanken Schellings bedingt wäre, wie bis vor kurzem angenommen wurde. Doch Romantisch-panentheistisches klingt an, nicht aber reiner Pantheismus. Gott mit der Natur völlig gleichzustellen, ist der junge Hebbel nicht bemüht. Wie der romantischen Naturphilosophie ist ihm Gott nicht das All, sondern er denkt an einen Allumfasser und Allerhalter. In München kommt er näher an Schelling heran, versucht er Hegel zu ergründen. Ein Philosoph der Romantik wie Solger wirkt auf ihn gleichzeitig ein. In Paris zwingen ihn Bamberg und Ruge, unter all dieser sorglos erworbenen, sorglos verknüpften Menge einzelner philosophischer Anregungen und unter all dem Selbsterdachten Ordnung zu stiften. Und zwar drängen ihm die sattelfesten Hegelinge den Maßstab Hegels auf, zwingen ihn, Hegels Sprache zu reden, und bewirken, daß alles, was an Verwandtschaft mit Hegels Denken in Hebbel vorhanden war, eine feste Form gewinne. Darum erweckt die Vorrede zu »Maria Magdalene« den Eindruck der Schrift eines Hegelianers. Bis in die ersten Wiener Jahre zieht sich die Nachwirkung der Pariser Zeit. Dann ebbt die spekulative Hochflut ab. Und ungefähr in demselben Augenblick, der für Hebbels Dichtung nach seinem eigenen Zugeständnis einen entscheidenden Wendepunkt bedeutet, zieht er sich von der Denkform Hegels zurück. Weit näher trat ihm nunmehr Kant.

Schon dieser kurze Abriß von Hebbels philosophischen Wandlungen beweist, daß der Ausgangspunkt seiner Spekulationen nicht in dem Werk oder auch nur in dem Fingerzeig eines Philosophen zu suchen ist. Ein eigenes starkes Erlebnis gab den Anstoß. Und zwar das Erlebnis, das ihm aus dem ganzen Verlauf seiner Jugend drückend und verbitternd entgegenblickte: der unüberbrückbare innere Zwiespalt der eigenen Existenz, dessen Spiegelung er in allem Geschehen dieser Welt zu erblicken glaubte.

Den Zwiespalt, den Hebbel in allen Dingen der Welt entdeckt, nennt er Dualismus. Das Wort kehrt mit den verschiedensten Bedeutungen in seinen Kundgebungen wieder. Dualismus nennt er den Gegensatz von Leben und Tod, von Krankheit und Gesundheit, von Zeit und Ewigkeit. Doch auch Judentum und Heidentum wird ihm in seiner »Judith« zu einem dualistisch gegensätzlichen Paar. Alle diese einzelnen Erscheinungen des Dualismus möchte er aber auf eine einzige Grundformel des Widerspruchs zurückleiten: auf den Gegensatz des Allgemeinen und des

Besonderen. »Das Allgemeine mit seinem Trieb, sich zu individualisieren, das Individualisierte mit seiner Unfähigkeit, sich als solches zu behaupten, wer will diesen Dualismus in der Weltwurzel auf eine Einheit zurückführen?« So fragt Hebbel noch in den Jahren 1848 und 1849 in seiner Besprechung des erften Bandes von Schillers und Körners Briefwechsel (XI, 115).

Da ift erftlich das Wesen des von Hebbel allenthalben beobachteten Dualismus in der Unmöglichkeit feftgeftellt, ihn in eine Einheit zusammenzufassen. Der Widerspruch ift für ewig erklärt, er ift aus der Welt nicht hinauszuschaffen.

Zweitens spricht in dieser Annahme ein Sohn des Zeitalters, das die Gedankenkämpfe des Individualismus, wie sie auf dem Wege vom 18. ins 19. Jahrhundert sich abgespielt haben, wohl kennt. In diesen Kämpfen waren dem Individuum und seiner freien Entwicklung Fesseln angelegt worden. Sicher hat Hebbel, wenn er von dem Gegensatz des Individuums und der Allgemeinheit spricht, mehr im Auge als den einzelnen Menschen und die Gesellschaft. Allein wenn er auch in seiner metaphysischen Betrachtungsweise sofort den Einzelnen zum Universum in Gegensatz ftellt, so verrät er schon früh, daß ihm dieser Gegensatz auch in der Erfahrung und im täglichen Leben begegnet ift, vor allem in dem Zusammenftoß, den er selbft ftündlich erlebte: in dem Widerftand, dem seine eigene Individualität in der sie umgebenden Welt antraf. Auf die Umwandlung, die sich kurz vorher im Verhältnis des Individuums zur Gesamtheit vollzogen hat, weift eine der erften Tagebuchnotizen Hebbels (11. Juli 1835) hin; sie entdeckt das »Unterscheidenfte« der Gegenwart und der früheren Zeit in dem Umftand, daß jetzt nur die Masse und ehemals nur der bedeutende Einzelne lebte. Von der Pein, die seiner Persönlichkeit im Zusammenftoß mit der Welt erwuchs, meldet das Tagebuch am 23. November 1838. Sehr schlimm sei es, mit äußern Hindernissen kämpfen und daran die Hälfte der geiftigen Mitgift vergeuden zu müssen. Am schlimmften aber, daß der Mensch, der das mußte, nie über sich ins Klare kommen und nie wissen könne, ob sein ursprüngliches unverfälschtes oder sein verschrobenes Verhältnis zur Welt in ihm wirksam sei, wenn er zuweilen nicht aus noch ein wisse. »Ich wollte mich an jegliche, an die abscheulichfte Erscheinung gewöhnen, die aus meinem Innern auftaucht, wenn ich mir sagen dürfte: auch in solcher Geftalt mußteft du eine zeitlang einhergehen, wenn du überhaupt exiftieren sollteft; doch der Gedanke: es ift nicht deine eigene Krankheit, es ift fremdes Gift, was dich entftellt, ift fürchterlich, um so fürchterlicher, da er ganz und gar täuschen kann.« Das ftolze Unabhängigkeitsgefühl einer genialen, unter dem Druck der Verhältnisse leidenden Persönlichkeit ift vielleicht nie eigentümlicher ausgesprochen worden. Hier offenbart sich der unerfüllbare Wunsch, unabhängig von den Eindrücken der Umgebung, unbeeinflußt von der eigenen Zeit nur die eigene Persönlichkeit sich ausleben zu lassen. Von diesem Wunsche aus mußte Hebbel zu seiner Überzeugung kommen, daß die Individualität trotz allem keine höhere Aufgabe habe, als sich zu betätigen und ihren Gegensatz zur Welt in voller Schärfe wirken zu lassen.

Auch in Schiller hatte der Widerspruch zu der Umgebung, in der er seine Jugend zu verleben hatte, ein ftolzes Selbftgefühl zur Entfaltung gebracht. Schiller beugte sich der Umwelt

nicht, sondern beschuldigte das schlappe Kastratenjahrhundert, daß es keinen Raum biete für große Menschen von der Art der Helden Plutarchs. Besser dachte auch der künftige Dichter der »Maria Magdalene« nicht von seiner Zeit. Doch blieb er nicht bei diesem Gegensatz zur nächsten Umwelt stehen, begnügte sich auch nicht mit Schiller, in der Liebe, die den Menschen zum Menschen zieht, Trost zu suchen für die Verkümmerung der Wünsche und Ansprüche seiner Persönlichkeit. Er rückte das ganze Verhältnis des Menschen zur Welt sogleich ins Licht allgemeinster und höchster Betrachtung; und er entdeckte die Ursache des Mißverhältnisses nicht in persönlichen und augenblicklichen Mißständen, sondern in Bedingungen, die mit der Tatsache menschlicher Existenz und mit der Notwendigkeit individuellen Lebens selbst gegeben waren. Der Pessimismus des jungen Schiller blieb ihm deshalb nicht erspart, aber der Weg zu optimistischerer Weltauffassung tat sich ihm doch schon auf, als er in dem Leid, an dem er selbst krankte, das Leid der ganzen Schöpfung erkannte.

Der Qual und dem Recht individueller Entwicklung ging der junge Hebbel lange forschend nach. Der Kampf, in dem er Individuelles und Universum sah, verlor für ihn die schlimmste Pein, sobald er zur Entdeckung der Notwendigkeit dieses Kampfes sich durchgerungen hatte, zu der Erkenntnis, daß Leben ohne Kampf nicht denkbar sei. Viel später, in einem Brief vom 1. Mai 1848, erzählte Hebbel, wie er eine unendliche Reihe von Gedanken in sich abschloß, als er zur Erkenntnis dieser Notwendigkeit sich durchgerungen. Er berief sich auf Worte, die er in einem der schwersten Momente seines Lebens geschrieben hatte; da war ihm aufgegangen, daß der Mensch seine Bildung vollendet und eigentlich schon aufgehört habe, Individuum zu sein, wenn er sein individuelles Verhältnis zum Universum in seiner Notwendigkeit begriffen. In dieser Erkenntnis schmolz zwar der Dualismus nicht zu einer höheren Einheit zusammen. Aber Versöhnung war erreicht, die Härte des Pessimismus seiner Jugend überwunden. »In dem Begriff dieser Notwendigkeit . . . wohne ich seitdem, wie in einer Burg.«

Auf dem Wege zu solcher Selbstberuhigung wußte Hebbel viel von dem Leid des Individuums zu berichten. Auf diesem Wege verlor er zeitweilig weiches Mitleid mit dem Individuum; er stellte sich hartherzig ganz auf die Seite des Universums und erkannte nur die eine Notwendigkeit an, daß die Welt bestehe. Gleichgiltig sei es, wie es den Individuen in der Welt ergehe. Für das Unglück, das sie erleiden, hätten sie Entschädigung nicht zu verlangen. Nun sprach er von der Vermessenheit des Teils dem Ganzen gegenüber, von dem Versuch des trotzig widerspenstigen Teils, sich vom Ganzen loszureißen. Und er nannte »Schuld« dieses starre, eigenmächtige Sichausdehnen des Einzelwesens; eine Schuld freilich, die mit dem Leben selbst gegeben sei, ohne die alles Leben erstürbe und die Welt sich in ein Chaos verwandelte. Der Mensch entpuppt sich, von solcher Warte gesehen, als »die Kontinuation des Schöpfungsakts«, als »eine ewig werdende, nie fertige Schöpfung, die den Abschluß der Welt, die Erstarrung und Verstockung verhindert«. Am 28. November 1838 legte Hebbel diesen Gedanken in seinem Tagebuch nieder; als er nach mehr als einem Jahre die Stelle wieder las, konnte er nur zustimmend hinzufügen: »Dies

ist die tiefste Bemerkung im ganzen Buch.«

Auf dem angedeuteten mühsamen Wege hatte Hebbel sich die volle Freiheit persönlicher Entfaltung wiedererobert. Denn einer Schuld sich anklagen zu müssen, die notwendige Folge der inneren Zusammenhänge und Bedingung der Weiterentwicklung der Welt ist, bedeutete keinen Selbstvorwurf. Jetzt war ihm als höchstes Lebensgesetz das Gesetz, sich zu behaupten, bestätigt. Am 18. Oktober 1838 schrieb er an Elise: »Es ist keine Sünde, es ist Bedingung des Lebens, daß der Mensch seine Kräfte gebraucht; Kraft gegen Kraft, in Gott ist die Ausgleichung.« Größte Torheit hätte es ihm jetzt geschienen, gebeugt ins Leben einzutreten. Da das Leben dem Verderben geweiht sei, müßten wir uns aufrichten, so hoch wir könnten und so lange, bis wir anstießen.

Da herrscht wie in Goethe das Bewußtsein, daß höchstes Glück der Erdenkinder die Persönlichkeit sei. Zugleich aber weiß Hebbel wie Goethe, daß die Größe und Stärke der Persönlichkeit, die Kraft ihrer Betätigung zuletzt der Welt zugute komme, daß aus ihrer Wirkung auf die Welt ihr eigenes Bild ihr am schönsten entgegenstrahle. Künstlerischen Ausdruck fand dieses Glaubensbekenntnis in dem Sonett »Welt und Ich« von 1842:

Im großen ungeheuren Ozeane
Willst du, der Tropfe, dich in dich verschließen?
So wirst du nie zur Perl' zusammenschießen,
Wie dich auch Fluten schütteln und Orkane!

Nein! Öffne deine innersten Organe
Und mische dich im Leiden und Genießen
Mit allen Strömen, die vorüber fließen;
Dann dienst du dir und dienst dem höchsten Plane.

Und fürchte nicht, so in die Welt versunken,
Dich selbst und dein Ureignes zu verlieren:
Der Weg zu dir führt eben durch das Ganze!

Erst wenn du kühn von jedem Wein getrunken,
Wirst du die Kraft im tiefsten Innern spüren,
Die jedem Sturm zu stehn vermag im Tanze!

»In Gott ist die Ausgleichung«! Auch das willkürlichste Verhalten des Einzelnen, auch sein Frevel und seine Sünde, ordnet sich in den notwendigen Gang der Welt ein. Solche »Selbstkorrektur der Welt« ist eine der heiligsten Überzeugungen Hebbels. Über alles Treiben auch des genialsten Individuums weg stellt sich die Harmonie der Weltordnung immer von selbst wieder her. »Und ob du Gott dein Ich auch ganz entzögest, Du hinderst nicht, daß sie [die Welt] zum Kreis sich ründe!« (VI, 312)

Eine metaphysische Sittlichkeit baut sich in den Erwägungen auf, die Hebbel über das Verhältnis des Individuums zum Universum in langer Denkarbeit sich erobert hat. Von dieser hohen Warte den Weg zu sittlichen Vorschriften für das Handeln des Menschen zu finden, ist nicht leicht. Man hat die Schwierigkeiten, die sich Hebbel entgegenstellten, wenn er die einzelne Tat nach ihrer größeren oder geringeren Sittlichkeit zu bewerten veranlaßt war, schon beobachtet. Metaphysische und ethische Forderungen kamen da leicht in Widerstreit.

In einem frühen Brief an Elise, der, in München vom 8. bis 19. Dezember 1836 niedergeschrieben, peinliche Erörterungen über Freundschaft und Liebe, über dauernde Achtung und vorübereilenden Sinnenrausch vorbringt, wagt

Hebbel das kühne Wort: »Ahnst Du, daß über mich am Ende etwas Höheres schwebt, so ahne auch das daraus Folgende, daß ich, ganz anders konstruiert als andere, selbst da Recht haben kann, wo die Welt nicht Unrecht hat!« Der Satz steht ziemlich unvermittelt im Briefe da; es ist, als ob Hebbel mit einem Hieb den Knoten zerhauen möchte, den zu lösen er sich vergeblich müht. Es klingt wie ein Hilferuf in dem erfolglosen Bemühen, der liebenden Frau zu beweisen, daß sie trotz unverkennbarer Liebesbeweise kein Recht habe, mehr als Freundschaft von ihm zu erwarten. Und doch ist dieser unversehens hervorbrechende Hilferuf das letzte Wort geblieben, das Hebbel über Sittlichkeit und über das Verhältnis des Menschen zum Menschen zu sagen hatte. Hier ist ein Grundzug seiner Tragik vorweggenommen, die gleichmäßige Berechtigung der Menschen, die in tragischen Konflikt geraten. Hier ruht das Erlebnis, aus dem heraus der Dramatiker Hebbel jeder seiner Gestalten die innere Berechtigung ihres Standpunkts zubilligt und nicht eine Welt von Engeln und Bösewichten malt.

Der Satz stimmt auch zu den Ergebnissen, die Hebbels Betrachtungen über das metaphysische Recht des Individuums, vor allem des auserlesenen und hochbegabten, entkeimten, Setzt es sich durch, gebraucht es seine Kräfte, mischt es sich mit allen Strömen, die vorüberfließen, so dient es dem Universum, auch wo es mit ihm in Kampf gerät. Bringt es durch seine Betätigung anderen Leid und Schmerzen, so gewinnt doch das Ganze durch diese Wirkung und trotz dieser Wirkung.

War indes durch eine solche Deutung des menschlichen Handelns nicht einem Krieg aller gegen alle Tür und Tor geöffnet? Hebbel sucht sich vor dieser Folgerung durch zwei Hilfsbegriffe zu retten: das Gewissen und die Pietät. Beide erscheinen mehrfach in seinen Äußerungen, beide aber entbehren einer scharfen Umschreibung. Er nennt das Gewissen »das Allerpositivste im Menschen, ja das allein wahrhaft Menschliche« (Tagebuch II, N. 3191). Dennoch will man behaupten, daß es weder in Hebbels eigenem Leben, noch in dem Handeln seiner dichterischen Gestalten eine starke Quelle der Entschließung bedeute. Pietät erscheint ebenso als Hauptwurzel des sittlichen Menschen. Sie ist die Achtung vor dem unzerstörbaren ethischen Kern in der Persönlichkeit des Nebenmenschen wie in der Welt überhaupt. Und so wird Billigkeit das Gesetz, das der Mensch sich selbst setzt, das Opfer, das er von seinem Recht freiwillig den Göttern darbringt; sie ist ein Akt höchster Pietät. Ohne Pietät stünde der Mensch unendlich einsam im All; sie spinnt zarte Fäden vom Menschen zum Menschen. Diese Pietät wird von Kandaules nicht gewahrt. Und Herodes genügt ihr nicht, weil er den ethischen Kern der Persönlichkeit Mariamnens nicht achtet. Da liegt neben der metaphysischen Unschuld zweier Individuen, die durch ihr Handeln die Welt zuletzt doch noch fördern, eine menschliche Schuld vor. Das Tagebuch nennt lange vorher, im Jahre 1839 (N. 1611) ärgste Sünde, einen Menschen zum bloßen Mittel herabzuwürdigen. Tatsächlich bleibt in Hebbels Glaubensbekenntnis als die einzige Tugend übrig, in jedem Menschen die Idee zu achten, die allem Menschlichen zugrunde liegt. Bescheidenheit, Dankbarkeit, Demut, Versöhnlichkeit hatten daneben wenig Wert vor dem Richterstuhl dieser Kraftnatur.

Merkwürdig aber, wie niedrig diese Kraftnatur von der Sinnlichkeit dachte!

Nach Heines Sprachgebrauch war Hebbel ein »Nazarener«. Die »zu ſtark entwickelte körperliche Sympathie« — er ſelbſt kannte ihre Bedeutung für sein Leben — nennt er schlechtweg ein Laſter. Sittlichkeit und Sinnlichkeit bedeuten ihm Gegensätze. Dem Menschen macht er zur Pflicht, sinnliche Triebe zu unterdrücken. Vielleicht spricht da der Gegensatz zu jungdeutscher Emanzipation des Fleisches mit. Auf Sinnlichkeit zu pochen, ein künftiges besseres Zeitalter wiederanerkannter Rechte der Sinne zu verkündigen, wie es besonders in der erſten Pariser Zeit Heine versuchte, lag Hebbel durchaus fern. Ihm war die Materie zu niedrig, der Geiſt zu bedeutsam, als daß er anders hätte denken können.

Darum vermeidet Hebbel, wenn er von den sinnlichen Beziehungen der Geschlechter zu berichten hat, jeden Versuch, menschlisches Bedürfnis ins Äſthetische hinüberzuspielen. Er war kein übersinnlich-sinnlicher Freier wie Goethe, er näherte sich weit mehr der kühlen und ſtrengen Sachlichkeit Lessings und hütete sich wie dieser, Körperliches ins Geiſtige zu verwandeln und so zu verklären. Nur als Vorſtufe zu echter, sittlicher Liebe wollte er Sinnlichkeit gelten lassen, als »Flammen-Vorläuferin der reinen, unvergänglichen Veſta-Glut, oder den schnell aufflackernden und schnell erlöschenden abgezogenen Spiritus unlauterer Sinne«, wie sein Brief an Elise vom 19. Dezember 1836 besagt und das gleichzeitige Tagebuch beſtätigt. Jugendliche Liebe war ihm etwas Göttliches, gerade weil sie eher ins Wahnsinnige, ja Lächerliche als ins Sinnliche verfällt.

Unschwer wäre zu zeigen, wie diese Auffassung der Liebe mit getrübten Jugenderfahrungen Hebbels zusammenhängt, wie er im Leben, um Achtung vor sich selbſt nicht zu verlieren, in ein Reich durchgeiſtigter Liebe flüchten mußte, das vielleicht nur ein Reich der Freundschaft war. Dennoch sollten ihn seine Schöpfungen gegen den Vorwurf schützen, daß seine Vorſtellung von Liebe ganz unter den Begriff idealer Freundschaft falle. Freilich drängt eine Weltanschauung, die in der Liebe vor allem eine Kraft erblickt, sich über die Schranken der Persönlichkeit auszudehnen und sich vor Selbſtliebe zu schützen, leicht zu den seltsamen Verquickungen, in denen auch Schillers Jugendlyrik Liebe und Freundschaft erscheinen läßt. Allein angesichts des Lebens, das Hebbel wie Schiller immer mehr in seinem Reichtum erfassen lernte, fanden beide, wo es sich um künſtlerische Geſtaltung liebender Menschen handelte, in reichlichem Maß Töne, die nur der Liebe und nicht der Freundschaft gehören. Was Herodes für Mariamne empfindet, was Rhodope in Gyges auslöſt, was Albrecht an Agnes kettet, iſt doch wohl auch von einem minder durchgeiſtigten Gesichtspunkt aus mehr als Freundschaft.

Freundschaft zum Mann und Liebe zur Frau gewinnen bei Hebbel wesentlich verschiedenes Ansehen auch durch die Bewertung, die er dem Weib im Gegensatz zum Mann werden läßt. Hebbel iſt durchaus nicht Anwalt der Gleichberechtigung beider Geschlechter. Nur soweit das Weib Individuum iſt, bleiben ihm die Ansprüche gewahrt, die Hebbel jedem Individuum, zunächſt im Verhältnis des Menschen zum Menschen zugeſteht. Aber weibliche Individualität sieht er mit anderen Augen als männliche. Beschränkung und Grenze sei ihre Natur. Nur aufs Einzelne, nie aufs Ganze sei die Frau geſtellt. Im Schmerz wie im Glück

des Weibes liege Hökerei. Für Hebbel ist die Frau ganz aufs Irdische eingeschränkt; sie kenne aufs Genaueste den Punkt, von dem man ausgehen müsse, und übersehe kein Wirtshaus. So urteilt ein Brief aus München vom 19. Februar 1837. Wir aber erinnern uns, wie Elise ihm, dem Überschwenglichen, Weltunkundigen die kleinen Regeln des Umgangs mit Menschen gelehrt und durch ihre praktische Weltkenntnis ihm die Bedeutung des Kleinlichen und Alltäglichen nahezulegen versucht hat. Und wie umgekehrt der reifende Hebbel in schweren Augenblicken Elisen von eingeschränkten zu weiteren Umblicken zu leiten sich bemühte, ihr den »Himmel«, das Große, Allgemeine, Notwendige im Leben, das sie nicht sah, wie durch ein Fernglas zeigte. So gelangte er zur Überzeugung, daß der Mann das Weib zu sich emporziehen könne und müsse; und in diesem Vorgang erblickte er die Emanzipation des Weibes, während ihm die »Abgötterei«, die von seiner Zeit mit »einigen abnormen und formlosen, wenn auch reichen Weiber-Individualitäten« getrieben wurde, nach einem Brief vom 6. April 1841 nur einen Zurücksturz ins Chaos zu verherrlichen schien. Eine Tat gestand der Dichter der »Judith« dem Weib überhaupt nicht zu, nur ein Wollen und Nichtkönnen, ein Tun, das aber kein Handeln sei. Ihm galt die Formel »durch dulden tun« für die Idee des Weibes.

Christine Enghaus scheint Hebbels Auffassung nicht wesentlich verändert zu haben. Als er sehr spät Schopenhauer las, nannte ein Brief an Kuh vom 29. März 1857 den Philosophen »besonders tiefsinnig über das Verhältnis der Geschlechter zu einander«. Wenn er das reiche Glück zu rühmen hatte, das Christine für ihn bedeutete, berief er sich auf Bibelworte; besseres als daß ein tugendsam Weib die Krone ihres Mannes sei, hatte er der hochbegabten Künstlerin nicht nachzurühmen, soweit er sie in ihrem Verhältnis zu männlichem Wesen beurteilte.

Dagegen wandelte sich unter ihrem Einfluß die Anschauung von dem Wert der Ehe. In jungen Jahren sah er nur den Mißbrauch, der mit der Ehe getrieben wird, schätzte echte selbstlose Liebe höher ein als gesetzliche Bande, fand diese entweder überflüssig oder frevelhaft und wehrte sich auch als Künstler gegen dauernde Bindung. Wieviel von diesen Ansichten er später zurücknahm, beweist sein Epos »Mutter und Kind«.

Der Wandel, der sich in Hebbels Bewertung der Ehe vollzieht, wiederholt sich auf anderen Gebieten, die dem Verhältnis vom Menschen zum Menschen unterstehen. Hebbel rückt von links nach rechts, er wird mit der Zeit konservativer. In seinem Werdegang lagen hinreichend viel und hinreichend starke Voraussetzungen für revolutionäre, ja anarchische Gelüste. Doch nicht nur wachsende Lebenserfahrung und das Bedürfnis, die späterrungene Ruhe und Sicherheit des Daseins zu wahren und zu schützen, legte ihm nah, Fragen des gesellschaftlichen und politischen Lebens minder radikal und umstürzlerisch zu beantworten. Die Weltanschauung, die er sich errungen hatte, leitete ihn auch auf sozialem und politischem Feld zu versöhnlicher gehaltenen Schlüssen, nachdem er anfangs im eigenen Leben nur das Leid und den Lebenskampf des Individuums erblickt hatte.

Abermals galt es, aus metaphysischen Höhen herabzusteigen in die Gefilde des Lebens und des Tages. Ebenso

wie der Metaphysiker Hebbel nicht zu strengen und festen sittlichen Geboten gelangte, ebenso ließ Hebbels politisches und gesellschaftliches Glaubensbekenntnis ihm einigen Spielraum und machte ihn untauglich zu parteipolitischen Geschäften.

Hebbel war kein Staatsrechtslehrer. Aus reicher Erfahrung und eingehender Erwägung des Staatslebens schöpfte er nicht. Ihm war das Verhältnis des Menschen zur Gesellschaft und zum Staat nur ein Einzelfall oder besser ein Analogon des Verhältnisses von Individuum und Welt. Da wie dort leidet der Mensch im Zusammenstoß mit dem größeren Ganzen, da wie dort ist aber der Zusammenstoß eine Notwendigkeit, dient er dem Besten des Ganzen, wenn auch das Individuum darüber zugrunde geht; und darum kann das Individuum nichts besseres tun, als sich selbst betätigen, gleichgiltig, ob ihm daraus Glück oder Untergang erwachse.

Noch 1839 bedauert Hebbel, daß die menschliche Gesellschaft der Form des Staats bedürfe, die doch die genialsten Richtungen und Entwicklungen der Individualitäten im Keim erdrücke (X, 370). Klagt hier das große Individuum an, so kündet es noch am 25. Dezember 1851 stolz seine Bedeutung: »So wenig die Erde, als Erde, die Äpfel und Trauben erzeugen kann, sondern erst Bäume usw. treiben muß, eben so wenig die Völker, als Völker, große Leistungen, sondern nur große Individuen. Darum, Ihr Herren Nivellisten, Respekt für Könige, Propheten, Dichter!« Doch schon zur selben Zeit ordnet er Wünsche und Absichten des Individuums unbedingt dem Wohl des Staates unter. Am 16. Februar 1852 erklärt Hebbel in einem Brief über seine »Agnes Bernauer«, »daß das Individuum, wie herrlich und groß, wie edel und schön es immer sei, sich der Gesellschaft unter allen Umständen beugen muß, weil in dieser und ihrem notwendigen formalen Ausdruck, dem Staat, die ganze Menschheit lebt, in jenem aber nur eine einzelne Seite derselben zur Entfaltung gelangt.« Hebbel fügt hinzu, daß diese ernste, bittere Lehre durch die ganze Geschichte hindurchgehe. Ja, er beruft sich darauf, daß seine früheren Dramen sie, wenn schon nicht im einzelnen, so doch in ihrer Gesamtheit ausgesprochen hätten. Immerhin behauptet die wenig ältere Tagebuchnotiz vom 24. Dezember 1851 — sie ist im Augenblick des Abschlusses der »Agnes Bernauer« verfaßt, — daß Hebbel das Verhältnis des Individuums zum Staat früher noch nie gleich deutlich erkannt habe.

Wie dehnbar Hebbels gesellschaftliches Glaubensbekenntnis dank der Begründung, die es in seiner metaphysischen Anschauung von Wertverhältnis und wechselseitiger Bedeutung des Individuums und der Welt fand, auch noch später geblieben war, beweisen diese Worte des Tagebuchs. Wohl jeder wird trotz Hebbels abwehrender Versicherung in den älteren Dramen weit eher Anklagen gegen die menschliche Gesellschaft entdecken, erhoben vom Einzelnen, der unter der Gesellschaft leidet. Aber auch die Überzeugung von der notwendigen, wenngleich leidvollen Betätigung des Individuums, zu der Hebbel sich allmählich durchgerungen hatte, von dem Gebot, seine Kräfte zu gebrauchen, ist mit dem Individualismus des 18. Jahrhunderts noch weit näher verwandt, als mit der Staatslehre Fichtes und Hegels.

Die Konflikte, die Hebbels erste Dramen tragen, wurden im Jahr 1848 auf den Gassen verhandelt und geschichtlich gelöst. So wenigstens dachte

er selbst (an Kühne, 16. Juni 1848). Schaffensfreudig nahm er sofort tätigen Anteil an der Bewegung, überzeugt zugleich, daß er jetzt in einem anderen Österreich lebe. Ihn verlangte nach dem neuen Licht. Nicht solle man die geöffneten Fensterläden wieder schließen, lieber die noch geschlossenen öffnen. Trotzdem beschied er sich bald, auf die Seite der Gewalten zu treten, die durch die Revolution bedroht worden waren. Denn er war zu der Überzeugung gelangt, daß er sonst nur unter Aufopferung der gesamten Zivilisation das Chaos, dem einst eine neue Welt entsteigen könnte, heraufbeschwören helfe. Ihm schwebte als schönstes Ziel eine konstitutionelle Monarchie auf demokratischer Grundlage vor. Doch erstlich war er eine viel zu eigenwillige Natur, um sich in irgendwelche Parteischablone hineinzufinden. Zweitens aber widersprach der kommunistische Zug des Sozialismus, der in der Bewegung von 1848 sich ankündigte, seinem Künstlerbewußtsein, dem künstlerische Tätigkeit nur als Werk des Einzelnen möglich schien. Nicht schlechtweg um der individualistischen Bestandteile seiner Weltanschauung willen wurde Hebbel zum Gegner der Sozialdemokratie; denn er schlug sich ja aus Gegensatz zu ihr auf die Seite des Staates, allerdings des konservativen. Vielmehr scheute er vor einer künstlerischen Nivellierung zurück. Schon vor der Revolution war diese Furcht in ihm wach; am 4. April 1847 schrieb er ins Tagebuch: »Die Idee des echten Kommunismus schließt allen Besitz, also auch den geistigen, aus. Wenn er ausgeführt wird, so wird nur die Menschheit noch malen, dichten, komponieren; Dichter, Maler, Komponisten wird es aber nicht mehr geben, denn keiner darf sich nennen und jeder ist ein Verbrecher, der es tut.«

Gewiß ist richtig, daß Richard Wagner mit besserem Verständnis die gesellschaftlichen Neuerungsabsichten der Zeit erfaßte. Ihm schien es, daß sie die Kunst nicht nur nicht ertöten, sondern eine neue Kunst zeitigen würden. Hebbel allerdings mutete dem von Heine angestaunten Proudhon zu, daß ihm die Sonne als einziger Schandfleck am Himmel und die Ideen des Wahren, Guten und Schönen wie eine Art Aussatz des Menschengeistes vorkämen. Dieses Mißurteil wurde gleichfalls am 24. Dezember 1851 dem Tagebuch einverleibt. Doch auch Heine, der als einer der ersten die neuen Ideen erfaßt, gewürdigt und weiteren Kreisen bekannt gemacht hatte, blickte mit gleichem Schauder in eine Zukunft, in der die finsteren Bilderstürmer zur Herrschaft gelangt wären. Zehn Monate vor seinem Tode verkündete er in der Vorrede zur französischen Ausgabe der »Lutezia«, wie dann schwielige Hände alle Marmorstatuen, die seinem Herzen teuer seien, erbarmungslos zerbrechen und alles phantastische Spielzeug und Flitterwerk der Kunst, das er so sehr geliebt, zertrümmern würden. Wie stark der Individualismus des Künstlers in Heine mit dem altruistischen Glaubensbekenntnis, das er als Schüler Rahels verfochten hatte, angesichts dieser düsteren Erwartungen zusammenstieß, erhellt aus den weiteren Worten der Vorrede, ganz wie aus einer Menge anderer öffentlicher und brieflicher oder mündlicher Äußerungen von Hebbels Spätzeit. Künstlerischer Individualismus machte auch Hebbel zum Anwalt des Staates, aus Individualismus ordnete Hebbel seit 1848 alle Wünsche des Einzelnen dem Wohl der Gesamtheit unter,

soweit diese im Staat zum Ausdruk kam.

Abermals lag ein ſtarkes Erlebnis im Hintergrund. Als Hebbel im März 1848 den Kommunismus, Freiheit rufend und die Bäcker- und Tabaksläden plündernd, die Vorſtädte Wiens durchziehen sah, verzichtete er auf die Forderung unbeschränkter Betätigung des Individuums oder er schränkte sie vielmehr jetzt ganz und gar nur auf den engen Kreis Auserlesener ein und wehrte für alle Zukunft jeden Versuch ab, den Kreis der Freiheit über den Kreis der Bildung hinaus zu erweitern, weil er nur der Beſtialität Raum sich auszutoben verschaffe.

Schulter an Schulter ſtand jetzt Hebbel neben dem Staatsrechtslehrer Hegel. Hatte er bis dahin immer noch den individualiſtischen Neigungen des 18. Jahrhunderts und der Frühromantik seinen Tribut entrichtet, so legte er um 1848 in raschen Schritten den Weg zu Fichtes späterer und zu Hegels rückhaltloser Schätzung des Staats zurück. Zur selben Zeit schwor er im Sinne des Redners an die deutsche Nation den Kosmopolitismus ab, ja, er machte ihn den Deutschen zum Vorwurf: »Was machte uns denn in ganz Europa verächtlich? Warum erhielten wir den philosophischen Ehrentitel? Doch wohl nur unseres frühreifen Kosmopolitismus wegen, der uns unter lauter Egoiſten den Großmütigen spielen, uns oft Degen und Scheide zugleich verschenken ließ. Ich dächte, es wäre einmal Zeit, ihn zu verabschieden; wir brauchen nicht zu besorgen, daß er anderwärts engagiert wird, wir können den Liebling zu jeder Stunde wieder haben.« (X, 115.)

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Paris.

I.

Neuwahlen der Académie française: General Lyautey, Emile Boutroux. — Abschluß von Romain Rollands „Jean-Christophe". — Paul Hervieus „Bagatelle". — Molières „Malade imaginaire" im Odeontheater.

Die Académie française hat für die durch den Tod Henri Houssayes und des Generals Langlois freigewordenen Sitze den General Lyautey und Emile Boutroux zu Mitgliedern ernannt. Sie bekundet durch diese beiden Wahlen, daß das Bewußtsein ihrer Mission in ihr nicht weniger lebendig ist als die Sorge um ihren alten Ruhm. Manch einer in Frankreich hat sich gewundert, daß ein General, „der nichts geschrieben hat", in eine Gesellschaft von Schriftstellern aufgenommen wird; und wahrscheinlich ist auch Deutschen derselbe Gedanke gekommen. Aber obschon die Académie française in ihrer Mehrzahl Schriftsteller zu Mitgliedern hat, so ist sie doch etwas ganz anderes als nur eine Vereinigung literarisch tätiger Männer. Gewiß ist ihre besondere Aufgabe die, eine Bewahrerin des guten französischen Sprachgebrauchs zu sein. Aber gerade darum mußte sie — und war es auch von Hause aus — die Hüterin des guten Geschmacks sein. Nun, woraus erwuchs für die Franzosen des „großen Jahrhunderts" der gute Geschmack? Aus einer gewissen Feinheit des Geistes und der Gesittung; aus einer allgemeinen, für alles Lebendige, alles Menschliche empfänglichen Kultur; aus einem würdigen, nützlich und schön verwandten Leben; aus einer ständigen Betätigung öffentlicher und privater Tüchtigkeit; mit einem Wort, sie dachten, der gute Geschmack sei Sache des honnête homme. Jeder, der ein honnête homme war, im weitesten Sinne und in der besten Bedeutung des Wortes, konnte einen Sitz in der Akademie beanspruchen. Und dieses Ideal ist seit jener Zeit das gleiche geblieben, hat sich in unversehrter Lebenskraft erhalten, und man kann sagen, daß es unserm Lande zur Ehre gereicht. Auch die heutigen Franzosen noch tragen es in sich, sie mögen sich dessen bewußt sein oder nicht. So bewahrt die Akademie bei uns ihren Glanz, und so

sehen wir in ihr, nicht, wie es vielleicht fremde Augen tun mögen, eine seltsam gemischte Gesellschaft, in der ohne erkennbaren Grund Männer von ganz verschiedenem Verdienst — Staatsmänner, Juristen, Militärs, Schriftsteller — nebeneinander sitzen, sondern eine moralische Persönlichkeit, deren innerlich feste Einheit wir fühlen. Stände sie nur Schriftstellern offen, so würde die Akademie ihren eigentlichen Charakter, ihren Daseinsgrund, einbüßen. Sie wäre kein Ausdruck französischen Wesens mehr, wenn ein Soldat, wie der General Lyautey, wenn der militärische honnête homme nicht länger den Platz in ihr fände, der jederzeit für ihn dort bereit war. —

Der Name Boutroux ist dem weiteren Publikum in Frankreich vielleicht nicht sehr vertraut. Den Kreisen höherer Geistesbildung aber ist er teuer wie wenige sonst. Man hat von Boutroux gesagt, daß er das ganze philosophische Denken in Frankreich heute entscheidend beherrsche, und das ist nicht zu viel behauptet. Sein Buch „Über die Kontingenz der Naturgesetze" (1874) hat der Philosophie ihre ungehemmte Bewegung zurückgegeben, die Fesseln zerrissen, mit denen der wissenschaftliche Determinismus und der Positivismus sie fest zu umschnüren hofften. Mit diesem Buch beginnt die Wiedergeburt der philosophischen Spekulation in Frankreich. Seit jener Zeit ist Boutroux, der eine lange Reihe von Jahren hindurch Professor an der Sorbonne war, der Lehrer aller unserer Philosophen gewesen und hat auf seine Schüler — unter die auch Bergson zu zählen ist — einen bedeutenden Einfluß gehabt. Allem Dogmatismus, allem Fanatismus feind, sucht er die Originalität seines Systems darin, daß er die streng systematische Form verschmäht, um sich so besser dem Leben anzupassen. Er bekämpft die Meinung, daß die Wissenschaft das eigentliche Wesen der Dinge erfassen könne, und daß ihre Gesetze eine absolute Geltung hätten. Doch leugnet er nicht, daß sie uns Macht gibt über die Dinge und tritt dafür ein, daß man sein Leben ihren Fortschritten widmen müsse. Er glaubt nicht, daß die Wissenschaft die Religion vernichten müsse, behauptet vielmehr die Berechtigung der Religion und der Religionen neben der Wissenschaft und verteidigt jene sogar vom rationalistischen Standpunkt. Es ist jedoch ein Rationalismus von neuer Art, in dem der Intellekt vom Gefühl befruchtet wird, es ganz in sich aufnimmt; so weit, so menschlich ist er.

Man kann von Boutroux nicht sprechen, ohne daß einem die Worte menschlich, human, Humanismus in den Sinn kommen. Bei ihm ist die Philosophie wieder geworden, was sie bei den Alten war, die Kunst, alles zu begreifen und rechtschaffen zu leben. Die schmiegsame Beweglichkeit seines Geistes im Verein mit der warmen Sympathie, die ihn zu jeder ehrlichen Gedankenarbeit hinzieht, befähigt ihn in ganz außerordentlichem Grade zu historischer Betrachtung der Philosophie. Seiner Wißbegierde und reinen Teilnahme haben wir die Kenntnis wichtiger fremder Philosophien, wie die von William James, zu danken, die er mit immer gleichem Eifer, in wohlwollender und bescheidener Weise uns zugänglich gemacht hat. Trotz seiner zarten Gesundheit ein Freund häufiger Reisen, folgt er gern der Einladung zu den internationalen Kongressen und läßt dann seine klare, formvollendete, ganz eigentümlich lebendige Rede vernehmen, den natürlichen Ausdruck der in langen Stunden einsamer Arbeit ausgereiften Gedanken. Nachsichtig, freundlich, jedermann zugänglich, nur für das Studium lebend und nur für das Leben studierend, begnügt sich der große, immer rührige, alte Mann, der das Geheimnis dauernder Jugend besitzt, nicht, in und mit seiner Zeit zu leben. Er weiß auch ihre Straße zu erhellen, ihr sein Vertrauen mitzuteilen. Die jungen Leute, die in der von ihm geleiteten Fondation Thiers, jener Stätte hoher, reiner Bildung, zusammenleben, haben an ihm einen unvergleichlichen Führer. Und so ist er für alle, die ihn kennen, eine von den schönen und edlen Gestalten unserer Zeit. —

Unter den literarischen Neuigkeiten dieses Spätherbstes will ich nur das Erscheinen des Schlußbandes der Jean-Christophe-Serie von Romain Rolland hervorheben, der den Titel „La nouvelle journée" trägt. Die Leser dieser Zeitschrift erinnern sich wohl, daß aus Frankreich schon eine gewichtigere Stimme als die meine ihre Aufmerksamkeit auf diesen zehnbändigen Romanzyklus gelenkt hat. Ich zähle ihn zu den bemerkenswerten Erzeugnissen dieser letzten Jahre. Zunächst und vor allem zeigt Jean-Christophe überall eine vorzüglich künstlerische Ehrlichkeit, eine Verachtung der Mode, der üblichen literarischen Handgriffe und der dem Leser entgegenkommenden Gedankenführung; es erfüllt ihn eine warme hochgemute Gesinnung und eine Wahrheitsliebe, die ihn hoch über den Durchschnitt der literarischen Werke stellt. Und dann stellt sich in diesem Werk eine für uns fast neue Auffassung des Romans dar. Romain Rolland erzählt uns die Geschichte eines musikalischen Genies. Aber er will zugleich ein Bild seiner Zeit geben, in ihren Grundzügen wenigstens. Er will die großen, diese Zeit erregenden Fragen behandeln und hat hierbei gar nicht die Absicht, unparteiisch zu bleiben, sich selbst hinter seiner Arbeit verschwinden zu lassen. Ganz

im Gegenteil bedient er sich der Stimme seines Helden, um auszusprechen, wie er seine Umgebung auffaßt, was er liebt und haßt, seine Hoffnungen und seine Schmerzen. Das Innere seines Helden ist der Spiegel des seinigen, und das ganze Leben unserer Gegenwart strahlt uns daraus zurück. Die zehn Bände summieren also in Wahrheit ein Resultat: das Resultat der Erfahrungen, die Geschichte der Lebensweisheit ihres Verfassers. Das aber ist eine Romanform, viel mehr dem deutschen klassischen als dem traditionellen französischen Roman angepaßt. Deutschland spielt ja überhaupt eine bedeutende Rolle in dem Jean-Christophe-Roman, nimmt hier fast ebensoviel Raum ein wie Frankreich. Aber nicht nur weil er das Leben eines Musikers schreiben wollte und Deutschland doch vor allen anderen das Land der Musik ist, hat Romain Rolland seinen Helden zu einem Deutschen gemacht. Ich glaube vielmehr, daß er der Überzeugung ist, das ganze Problem der modernen Kultur sei ein französisch-deutsches. Die französische und ihr gegenüber die deutsche Kultur erscheinen ihm als die beiden Umdrehungspole der gegenwärtigen europäischen Kultur überhaupt. Damit Jean-Christophe ganz der Mensch unserer Zeit würde, mußte er vor allem andern jedes dieser beiden Länder kennen lernen. Und er lernt sie kennen, nüchtern und scharf. Er sieht deutlich ihre Schwächen und hebt ihre sittlichen Schäden hervor. Trotzdem achtet und liebt er die beiden Völker. Er fühlt wohl, was alles sie scheidet und vielleicht für immer scheiden wird; dennoch glaubt er, daß sie in Freundschaft verbunden sein können und müssen. Ist nicht der Franzose Olivier Jean-Christophes bester Freund? Jedenfalls kann Deutschland am besten die französische Gedankenbildung zur Reife bringen, und wird in Frankreich die deutsche Gedankenarbeit am wirksamsten ihre leichte und vollkommene Form erhalten. Eine fruchtbare, von durchdringender Einsicht zeugende Idee, die Heinrich Heine schon hegte, die auch in der Wirklichkeit sich bestätigt und immer deutlicher sich bestätigen wird. Der eben erschienene Band schildert uns, wie Christoph schließlich die völlige Klarheit, Erkenntnis seiner selbst und seiner Zeit, Ruhe und Heiterkeit seines Gemütes erlangt. Auf dieser Gipfelhöhe des Lebens dann nimmt ihn der Tod hinweg. Den Weg, den er verlassen, erfüllt dicht gedrängt eine neue Generation, die vielleicht, ohne es selber zu ahnen, die Lösung des Problems bringen wird, weil über dessen wesentliche Bedingungen eben schon andere, wie Jean-Christophe, mit heißem Eifer sich klar zu werden bemüht haben. Wie wird dieser „neue Tag" sein? Das muß die Zukunft lehren. Und man kann nur den Wunsch hegen, daß auch das noch Romain Rolland uns sagen möge. Täte er's nicht, so würde Jean-Christophes Tod zahlreiche Leser ernstlich betrüben, die daran gewöhnt waren, bei ihm von Zeit zu Zeit eine wirkliche Hilfe zu finden, eine wohltätige Klarheit, kühlen Verstand und warmes Herz in lebendigem Verein. —

Die Theaterzeit wurde in diesem Herbst eingeleitet mit einem erfolglosen neuen Stück von Paul Hervieu: „Bagatelle". Man brauchte auf diesen Mißerfolg nicht so ausdrücklich hinzuweisen, wenn er nur auch allgemein konstatiert worden wäre. Aber wie unsere Kritik heute ist, hat das niemand aussprechen wollen oder auszusprechen gewagt. Denn Paul Hervieu ist einer von den Großen, er ist eine Macht, der man zu huldigen gewöhnt ist. Und seine Begabung, seine schriftstellerische Redlichkeit, seinen Schwung und den Adel seiner Gedankenwelt muß auch jedermann anerkennen. Aber wenn er weniger liebenswürdig, das heißt weniger zu fürchten wäre, würde man sie trotzdem vielleicht nicht anerkennen. Wenigstens hätte man doch die an „Bagatelle" verschwendeten Lobeserhebungen etwas eingeschränkt. Ein Fremder, der sich sein Urteil allein nach den Stimmen der Presse bildete, müßte überzeugt sein, daß dieses Drama dem Publikum sehr gefallen hat. Und doch ist das das Gegenteil der Wahrheit. Auch sollte ich meinen, daß ein Künstler wie Paul Hervieu selbst fühlen müsse, daß ihm sein Stück nicht gelungen ist, und daß die ihm gespendeten Lobsprüche unaufrichtig sind. Nicht, daß der Grundgedanke in „Bagatelle" uninteressant wäre. Paul Hervieu hat einen reichen, eleganten und frivolen bürgerlichen Kreis schildern wollen, dem die Liebe nur eine Bagatelle ist, und inmitten dieser oberflächlichen Lebensgenießer, denen selbst die Sinnlichkeit fehlt, eine Frau, für die Liebe und Ehe ernste, reine, heilige Dinge sind. Ihr Auftreten führt alsbald zu einem Konflikt. Das bloße Zusammentreffen mit dieser Reinheit genügt, den Abgrund offen zu zeigen, in den eine solche moralische Indifferenz ihre Bekenner versinken läßt. Sie entdecken plötzlich ihre ganze Verworfenheit und finden sich verlassen und vernichtet auf den Trümmern verratener Freundschaft und Liebe. Das ist ohne Frage eine Idee, schön, und heute wohlgeeignet zur Darstellung. Nur hätten auch die Personen, die diese Idee zur Geltung bringen sollen, wahr und lebendig sein müssen. Statt dessen erscheinen sie wie künstliche Abstraktionen, die im voraus, zum Beweis der These, ausgedacht sind. Sie ergehen sich je zwei und zwei in langen Erörterungen; so machen fie keinen lebendigen Eindruck. Man sollte sie sich geschmeidig,

geistreich, von leichtem, weltmännisch verführerischem Wesen vorstellen. Statt dessen sind es trockene Verstandesmenschen. Das ganze Drama ist more geometrico verfaßt. Daher fehlt durchgängig die Übereinstimmung zwischen dem Thema und der Art, in der es behandelt ist. Paul Hervieus Vorzüge sind hier nur zu Mängeln geworden, und was sonst seine Stärke, ist diesmal seine Schwäche.

Glücklicher als sein Konkurrent ist das Odeon-Theater gewesen. Hier hat der „Malade imaginaire" einen unerhörten Erfolg gehabt. Natürlich handelte es sich nicht um eine Aufführung der Molièreschen Komödie, so wie man sie gewöhnlich zu bieten pflegt. Herr Antoine wollte diese Aufführung wieder ganz in der Art geben, wie man sie zu Molières Zeit sah. Also hat er aus der Vergessenheit, in die sie die Strenge eines schonungslosen Klassizismus und die Allmacht einer starren Tradition versenkt hatte, den gesungenen Prolog, das Zwischenspiel des betrunkenen und verliebten Polichinel wieder hervorgeholt, das mit Gesang untermischte ägyptische Ballett, die Farce der Schlußzeremonie, von denen die eigentliche Komödie umrahmt war, und die sicherlich den Zuschauern jener Zeit ebenso wichtig wie diese selbst waren. Er hat auch die reizende Musik wieder ausgegraben, die sich Molière, nicht von Lully — mit dem er damals entzweit war — sondern von Marc-Antoine Charpentier erbeten hatte. Ja, er hat die Gewissenhaftigkeit so weit getrieben, daß er nach dem Vorgang Molières, der aus dem Théatre de la Foire seine Truppe ergänzte, für die Rollen des Kranken und der Toinon zwei Darsteller vom Café-concert engagierte. So wieder verjüngt, wieder eine Komödie mit Tanz geworden, hat der „Malade imaginaire" die Zuschauer entzückt; schon im vergangenen Jahr hatte ja der ebenso wieder hergerichtete Bourgeois gentilhomme begeisterten Beifall gefunden. Damit ist jetzt eine neue Tradition begründet, die an die des Ursprungs wieder anknüpft. Man wird Molières Tanzkomödien in Zukunft nicht mehr anders geben können. Und hiermit, denke ich, wird auch jedermann einverstanden sein. Dieses Schauspiel, gemischt aus Gesang, Tanz, Musik und einer halb scherz-, halb ernsthaften Komödie, ist außerordentlich anziehend. Hier wird das siebzehnte Jahrhundert mit all seinem Scharfsinn und verschlagenen Witz, mit aller Liebenswürdigkeit wieder ganz lebendig. Und eine solche Kunstauffassung scheint auch wirklich noch immer unserer innersten Empfindung angemessen zu sein, denn gerade bei denen, auf die doch der rein literarische Eindruck und der Reiz des Altertümlichen nicht wirken kann, findet sie den wärmsten Beifall.

November 1912. François-Poncet.

II.

Die Typhus-Impfung. — Die Lebensdauer der Hefen. — Die diastatische Umkehrung. — Die Radioaktivität des Potassiums und des Rubidiums.

Seit einigen Jahren hat man sich mit der Typhus-Impfung viel beschäftigt; aber alle bisher an Tieren vorgenommenen Versuche schienen keine wirklich befriedigenden oder auf den Menschen unmittelbar anwendbaren Ergebnisse gehabt zu haben. Auf diesem Wege ist soeben ein großer Schritt vorwärts gemacht worden; das wirksame und leicht anwendbare Heilmittel scheint in der Tat gefunden und die schreckliche Krankheit besiegt zu sein. Wenn es sich um eine Entdeckung von solcher Wichtigkeit handelt, die Tausenden von Existenzen Schutz zu bringen ermöglichen soll, muß man in seinen Behauptungen vorsichtig sein. Die Nachrichten und Statistiken, die wir aus Algier und Marokko und noch später aus Avignon erhalten haben, berechtigen uns zu der ausgesprochenen Hoffnung. Folgende Tatsachen liegen vor: mehrere tausend Menschen sind ohne jede Epidemie und selbst zu Epidemiezeiten geimpft, und keiner ist vom Typhus befallen worden. Bei den Untersuchungen, die man bei den algerischen Truppen anstellte, hat man u. a. von zwei Kompagnien, die den gleichen Dienst hatten, alle Mannschaften der einen geimpft, die der anderen nicht: nur bei diesen hat man Fälle von typhoidem Fieber registrieren können. Aber die Zahlen, die man in Avignon während der Epidemie aufgenommen hat, die vom Juni bis zum August unter den Genietruppen wütete, sind bezeichnend: 1366 Personen waren entweder vor oder nach dem Auftreten der Epidemie geimpft worden; keine von ihnen hat die Krankheit bekommen oder auch nur die geringsten Symptome gezeigt. 687 Personen waren nicht geimpft worden; unter ihnen konnte man 155 Typhusfälle und davon 21 mit tötlichem Ausgange verzeichnen. Für jeden, der in Ländern wie Algier gelebt hat, wo der Typhus eine der schwersten und verbreitetsten Krankheiten ist, die in den Krankhäusern die Einrichtung von Spezialdiensten veranlaßt hat, wird diese Entdeckung einen Markstein in der Wissenschaft und auch in der Kolonisation bedeuten. Mit ihr sind die Namen der Doktoren Chantemesse, H. Vincent und Widal verknüpft. Die ersten Versuche in dieser Richtung, die Vincent an der Pariser Akademie der Wissenschaften vorgenommen hat, gehen bis zum Jahre 1910 zurück; aber der wirkliche Beweis ist erst eben durch die Gesamtheit der fast überall erzielten Ergebnisse auf dem 13. französischen Kongreß für Medizin erbracht wor-

den, der im Oktober in Paris getagt hat. — Vincent hat seine Untersuchungen entweder mit Emulsionen von Bacillus Erbeth angestellt, die in einer Stunde auf 55 Grad erhitzt wurden oder mit Hilfe von Autolysaten lebender Bazillen, die in Äther zentrifugiert und sterilisiert wurden. Aus seinen Mitteilungen scheint sich zu ergeben, daß man die meisten der benutzten Impfpräparate mit einem Aufguß von auf 55 Grad erhitzten Bazillen hergestellt hat. Die Lymphe, die sich übrigens wie ein wirkliches Medikament dosieren läßt, ist nicht nur prophylaktisch, sondern hat eine unzweifelhafte Heilwirkung. Einspritzungen der durch Äther sterilisierten Lymphe, die man an Personen während der Inkubation des Fiebers vorgenommen hat, haben eine kurze und gutartige Entwicklung der Krankheit ohne nervöse Erscheinungen und Eingeweide-Schädigungen herbeigeführt. Anstatt der Einspritzungen der Lymphe unter die Haut hat sich Herr P. Courmont für solche in die Eingeweide ausgesprochen. Indes muß man hervorheben — und alle Ärzte sind hierin einig —, daß die Typhus-Impfung, um wirksam zu sein, frühzeitig ausgeführt werden muß: nach dem zehnten Tage würde sich die Impf-Therapie ganz wirkungslos zeigen. Jedenfalls aber ist die Entdeckung von erheblichem Interesse.

•

Da wir gerade bei der Mikrobiologie sind, wollen wir auf einige interessante Untersuchungen der Herren Gayon und Dubourg über die Lebensdauer der Hefen hinweisen. Sie entnahmen Niederschlag, der sich in mehr als 100 Jahre alten Flaschen Wein von Chateau-Lafitte gebildet hatte, auf aseptischem Wege und setzten ihn in assimilierte Kulturen ein. So haben sie lebende Hefezellen in Weinen aus den Jahren 1803, 1810, 1826 und 1832 auffinden können. Diese Zellen stammten zweifellos von einigen Zellen, die bei der Füllung der Flasche in den Wein gespült worden waren. Bei gewissen Proben gab das mehr als ein Jahrhundert. Die Permanenz der lebenden Zellen würde durch eine zwar sehr langsame Vervielfältigung sich verwirklicht haben dank dem langsamen, aber ständigen Eindringen der Luft durch den Pfropfen.

•

In einer ziemlich langen Reihe von Aufsätzen, die indes, wie es scheint, noch fortgesetzt werden muß, haben die Herren Bourquelot und Bridel einen ernsthaften Beitrag zu der ziemlich häufig erörterten Frage der diastatischen Umkehrung geliefert. Die Zahl der Wirkungen, die von den bisher untersuchten Diastasen herbeigeführt werden, ist beträchtlich; aber der größere Teil dieser Wirkungen ist vielmehr eine Wirkung des Zerfalls, und zwar der Stärke in Stärkegummi, dann in Maltose, dann in Glykose, in Alkohol und Kohlensäure, d. h. des Zerfalls der Eiweißstoffe bis schließlich zu ... Säuren usw. Physikalisch-chemische Betrachtungen ließen die Möglichkeit synthetisierender Wirkungen mit Hilfe dieser selben Diastasen erkennen; zahlreiche Versuche waren in diesem Sinne besonders in Deutschland und England gemacht worden, aber als wirklich klares Beispiel einer solchen Umkehrung konnte man, kurz gesagt, bis in die letzten Zeiten nur die Wirkung der Lipase anführen. Auf jeden Fall waren neue Tatsachen nötig, um eine Theorie aufzustellen, die im voraus die Zustimmung der Chemiker wie der Biologen zu haben schien. Bourquelot und Bridel brachten, mehr oder weniger lange Zeit, nachdem sie einen Monat hatten verstreichen lassen, Emulsin mit alkoholischen Lösungen von Glykose in Berührung und erhielten so die Glykoside des im Handel verwandten (Methyl-, Äthyl-, Propyl-, Allyl-, Benzyl- u. dgl.) Alkohols im reinen Zustand und vollkommen kristallisiert. Aber anstatt die beiden stereoisomeren Glykoside α und β zu erhalten, wie bei der rein chemischen Methode Emil Fischers, erhielten sie nur die Form β, gerade die einzige, die durch das Emulsin angegriffen wird. Man kommt also nach den Verfassern zu einem Gleichgewicht. Offen gestanden, war ihnen die von ihnen angewandte Methode durch Erfahrungen eingegeben worden, die man Baylíß verdankt. Aber ein Zuwachs an Tatsachen auf einem solchen Gebiete erweckt immer ein gewisses Interesse; darum habe ich hier darauf hingewiesen.

•

Aus demselben Grunde muß ich ein paar Worte über Henriots Untersuchungen der von den alkalischen Metallen entsandten Strahlen sagen. In einer sehr methodischen und sorgfältigen Arbeit hat dieser Gelehrte gezeigt, daß unter den alkalischen Metallen das Potassium und das Rubidium sich sehr deutlich hervorheben durch eine Strahlung ähnlich der der radioaktiven Körper, des Cäsiums, des Natriums und des Lithiums, für die man keine meßbare Aktivität hat feststellen können. Diese Strahlung besitzt wohl die gewöhnlich verlangten Eigenschaften der Wertigkeit und der Spontaneität. Indessen hebt Henriot mit Recht hervor, daß, wenn der Ausdruck Radioaktivität die Vorstellung vom Zerfall der Atome in sich schließe, er nach seinen Versuchen keinen Grund habe, die bezeichneten Metalle für radioaktiv zu erklären. Das Potassium hat einen ungefähr homogenen und leicht ablenkbaren β-Strahl, dessen Kraft der der β-Strahlen des Uraniums ähn-

lich ist; das Rubidium entsendet ebenfalls β-Strahlen, die aber langsamer als die vorigen sind und dieselbe Absorption haben wie die β-Strahlen des Radiums. Diese Untersuchungen scheinen mir einen interessanten Beitrag zur Erforschung der alkalischen Metalle und der Radioaktivität zu liefern.

November 1912. L. Margaillan.

Der III. Internationale Archäologische Kongreß in Rom.

Athen, Alexandria-Kairo und Rom sind die Etappen, welche die internationalen Archäologenkongresse bis jetzt durchlaufen haben. Vom 9. bis 16. Oktober war ein gutes Tausend Kongreßteilnehmer in Rom versammelt: gewiß nicht durchaus Archäologen von Fach oder aus Liebhaberei, ja zum Teil auch nicht im geringsten an der Wissenschaft der Archäologie beteiligt. Auch der internationale Charakter ging der Veranstaltung zum großen Teil verloren durch die ganz unverhältnismäßige Überzahl der italienischen Kongreßmitglieder, durch die eigenartige — ohne Zuziehung der fremden Komiteemitglieder gemachte — Organisation der wissenschaftlichen Behandlung und durch die Landessprache als die fast einzig gebrauchte. In Rom war gewiß nur ungefähr der fünfte oder sechste Teil Kongressisten Nichtitaliener; es mögen 25 bis 30 Süddeutsche einschl. der Deutsch-Österreicher (die Norddeutschen fehlten fast ganz), ebenso viele Franzosen, weniger Engländer, Nordamerikaner und Ungarn, ein paar Griechen und ganz einzelne Vertreter der übrigen Nationen für den III. Archäologischen Internationalen Kongreß in Rom versammelt gewesen sein. Auch in den Vorträgen herrschte die italienische Sprache in ganz außergewöhnlicher Weise vor. Es ist ja schön von den Amerikanern, Deutschen und Engländern, daß sie im Gegensatz zu den Italienern fremde Sprachen gut beherrschen und freiwillig Italienisch sprachen — es herrschte natürlich kein Zwang — aber einem Franzosen ist es doch nicht eingefallen, seinen Vortrag in italienischer Sprache zu halten oder Italienisch zu diskutieren. Die Landessprache als Geschäftssprache ist ganz in der Ordnung; aber sonst sollten die Gelehrten in derjenigen der zugelassenen Verhandlungssprachen, die ihre Muttersprache ist, reden, schon um der erziehlichen Wirkung halber. Auch in den Eröffnungsreden auf dem Kapitol, wo Sindaco, Minister und Corrado Ricci das Lob Italiens und der großen Roma sangen — die Gastgeber statt der Gäste — und der Grieche Lambros als einziger Vertreter aller fremden Regierungen und gelehrten Körperschaften einstimmte, erklang nur italienische Rede.

Aber der internationale Kongreß ist trotz dieser stark italienischen Färbung sehr gut abgelaufen. Ein Trifolium fleißiger Männer, Löwy, Mariani und Pellati, hatte gut vorgearbeitet und umsichtig arrangiert. In den zwölf Sektionen wurde fleißig gearbeitet, ungefähr 200 Vorträge wurden gehalten und dazu meist lebhaft diskutiert.

In der I. Sektion (prähistorische und protohistorische Archäologie) sprach Professor Bellucci (Perugia) über die paläolithischen Funde im Tal des oberen Tiber, in denen er Chelléen und Moustérien nicht scheiden kann und diese Formen als gleichzeitig ansieht. — Dr. H. Martin legte den dem Pithecanthropus am nächsten kommenden Schädel (in Zeichnung) und Typen von Werkzeugen aus Stein und Knochen aus dem Moustériengebiet von „La Quina" vor, Funde aus dem Vorjahr. Sein ganzes für diesen Vortrag nach Rom mitgebrachtes Material überläßt er dem Museo preistorico in Rom. — Mit prächtigen Lichtbildern begleitete der Direktor der British School in Rom Ashby seinen in italienischer Sprache gehaltenen Vortrag über die megalithischen Bauten von Hagiar-Prim, Mnaidra auf Malta und ihre Analogien in anderen Mittelmeergebieten. — Taramelli entwickelte mit Lichtbildern seine Ansichten über die prähistorische Zivilisation Sardiniens, während Tagliaferro und Zammit die prähistorischen Gräber auf Malta mit reichen Tierresten von Elephas antiquus und ihre Entwicklung schilderten. —

Wegen des Ineinanderreichens der Epochen und geographischen Sphären vereinigte sich diese I. Sektion bald und fast stets mit der II. und III. (orientalische und prähellenische) und der IV. (italische und etruskische Archäologie). Hier sprach A. J. Evans zweimal über seine neunfache (3 × 3) minoische Chronologie, die er im allgemeinen festhält und mit neuen prächtigen Fundstücken belegte, wobei er namentlich die Stratifikationen als Ganzes als wichtig erklärte und die Keramik als nicht allein maßgebenden Faktor gelten lassen will. — Die Stratifikationen von Haghia Triada entsprechen nach einer von Pernier vorgelesenen Mitteilung Halbherrs denen von Knosos. — Pernier zeigte dann noch mit Projektionen den neuesten Plan der Akropolis von Phaistos auf Kreta mit den von den Italienern so glänzend vollendeten Ausgrabungen des Palastes und seiner Nebengebäude. — Die Ausgrabungen von Hatzidakis zu Tylisos auf Kreta schildert dessen von Pernier vorgelesener Bericht, in dem die aufgedeckten Gebäude und die zahlreichen Funde (gewaltige Becken, ein männliches

Idol in Bronze, zahlreiche Konsekrationshörner, Idole usw.) erwähnt sind. Gebäude liegen in den drei Evansschen wohl zu unterscheidenden minoischen Schichten übereinander; zu oberst fanden sich Spuren eines hellenistischen Tempels aus dem vierten Jahrhundert vor Christus. — A. J. Reinach sprach erstens über die Embleme des ägyptischen Gottes Min in Koptos, dann über die prähellenische Hoplolatrie, die im ganzen Mittelmeer als „Waffenverehrung" spontan entspringt und sich lange in Thrakien, Lydien, Karien erhält. Auch der Kult der Doppelaxt in Kreta ist nicht importiert, obwohl er libyschen Ursprungs sein könnte. — In maßgeblicher Weise schilderte der von dem berühmten dänischen Etruskologen August Olaf Danielsson vorgelesene Bericht des durch einen kleinen Unfall verhinderten Münchener Forschers Gustav Herbig die Entwicklung und den Stand, die Forschungsmethode und Zukunft der heutigen Etruskologie. — Montelius behandelte erstens die italische Bronzechronologie, dann die Kultur des etruskischen Regulini-Galassi-Grabes in Caere (Cervetri), dessen prachtvolle Fundstücke sich jetzt im Vatikan befinden, wo angesichts dieser Schätze noch eine Diskussion über die Datierungen von Montelius stattfand, der das Grab bis vor 800 v. Chr. zurückdatierte. Dieser Vortrag hatte angesichts der Bedeutung des Redners und da man am Tage vorher Caere und das Regulini-Galassi-Grab auf dem Kongreßausfluge besucht hatte, besonderes Interesse erregt. — Die Situlen und figürlichen Bronzen Oberitaliens studierte Ghirardini auf Grund der neuesten Funde und Forschungen; er sieht hier lokale Weiterentwicklungen von Motiven, die aus dem östlichen Mittelmeer kommen. — Schiaparelli trug eine Abhandlung über neue Momente vor, die die Beziehungen der alten ägyptischen Zivilisation zu der des östlichen Mittelmeers illustrieren. — Über die Prähistorie in Portugal sprach Leite de Vasconcellos, der Direktor des Ethnologischen Museums zu Belem (Lissabon).

In der V. Sektion (Geschichte der klassischen Kunst) sprach Friedrich von Duhn (Heidelberg) über griechische Kunst in Süditalien und Sizilien und gelangte, von einheimischen Terrakotten aus Locri, Reggio und Modena ausgehend, über die großen Terrakottastatuen Siziliens und einen aus Locri stammenden Kopf (jetzt im Museum zu Syrakus) zu dem Wagenlenker von Delphi, den er als ein Werk des Pythagoras aus Rhegium, jenes großen, bahnbrechenden Bildhauers des 5. Jahrhunderts, ansehen will. — F. Noack (Tübingen) behandelte den ältesten Tempel von Eleusis, dessen Traditionen durch alle Neubauten bewahrt werden, deren Pläne er jeweils durch Lichtbilder zeigte. Megaron und Treppenanlage der altkretischen Paläste von Phaistos und Knosos sind hier ursprünglich übernommen, wie ja auch der Kult der Demeter von Kreta nach Eleusis gekommen sein soll. — Heinrich Bulle (Würzburg) legte eine neue Ergänzung der Myronischen (Frankfurter) Athena und einen auf diese hin im Würzburger Museum mit A. Schleglmünig gemachten Wiederherstellungsversuch der Athena und der Marsyasgruppe vor. Für die Wiederherstellung der Athena ist der zuerst von Swarzenski beobachtete Puntello an der Zickzackfalte des Überschlags unter der rechten Hüfte außer Betracht zu lassen, da er mit seinem rechten hinteren Teil überhaupt auf bearbeiteter Fläche aufsitzt; er kann daher auf keinen Fall mit einer Befestigung des rechten Armes oder seines Attributes irgend etwas zu tun haben. — Verblüffend, wenn auch durchaus nicht überzeugend wirkte der Vortrag des amerikanischen Archäologen A. L. Frothingham, der mit der durch Gipsabgüsse und Lichtbilder und das Stillschweigen der Literatur von ihm belegten Hypothese auftrat, daß der Konstantinsbogen gar nicht von Konstantin, sondern von Domitian ursprünglich erbaut, für die Bedürfnisse späterer Kaisertriumphe bis zu Konstantin öfter geändert und zum Triumphbogen par excellence geworden sei. Mit der Verdammung des Andenkens Domitians müsse auch jede Erinnerung an ihn als ursprünglichen Erbauer geschwunden sein. — B. Pace bespricht einige in Museen zerstreute, aber sämtlich aus Centilupe in Sizilien stammende hellenistische Relief- und polychrome keramische Arbeiten, deren Technik auch die modernen Tonbildner interessieren dürfte. Solche Vasen sind in der Poesie Theokrits genannt und erkannt. — Sir Charles Waldstein (Cambridge) sieht aus rein stilistischen Gründen in einem bis jetzt als hellenistisch angesehenen Kopfe der Sammlung Hogarth ein Werk des Phidias und setzt ihn direkt in einen Parthenongiebel. — Spinazzola, der Direktor des Museums von Neapel und der dahin ressortierenden Ausgrabungen, berichtet über die neuen Ausgrabungen von Paestum, Cumae und Pompeji. In Paestum wurde ein griechisch-römisches Gebäude neu aufgedeckt und der älteste Tempel der Stätte, die sogenannte Basilika, untersucht, wobei der Hauptaltar festgestellt und viele Einzelfunde, darunter polychrome Terrakottafragmente aus der Mitte des 6. Jahrhunderts, gemacht und der Tempel als der des Poseidon erkannt wurde. In Pompeji wandte man neue Ausgrabungsmethoden an, um die oberen Stockwerke und die Fassaden zu studieren. Wirkliche Fassaden scheinen nicht existiert zu haben. Balkone und vorspringende Dächer, Malereien und prächtige Giebel gaben den pompejanischen Straßen Leben und Schön-

heit, wie man sich jetzt an der auf 300 Meter freigelegten Via dell'Abbondanza überzeugen kann. — Über den vor einigen Jahren ausgegrabenen orientalischen Tempel auf dem Janiculus, der ein volles Bild der in Phrygien, Lydien, Kilikien und Syrien so häufig vorkommenden Tempel der Virgo Coelestis gibt, und den Cult der Virgo orientalis sprach Graf Ulisse de Nunzio. — Erich Katterfeld, der junge Bibliothekar des deutschen Archäologischen Instituts in Rom, erklärt Skiagraphia aus den Autorenstellen als „Andeutungsmalerei"; es sei weder perspektivische noch schattierte Malerei, wie man verschiedentlich das Wort erklärte. — Von größtem Interesse war noch die Vorlage und Erklärung von Photographien des vor kurzem erst bei Poltawa gefundenen reichen Gold- (15 Kilo) und Silberschatzes (45 Kilo) durch Rostowzew. Es sind stilistisch nicht einheitliche Kannen, Krüge, Schüsseln, Becher, Schmuck teilweise von reichen Dekorationen; eine Schüssel ist laut lateinischer Inschrift auf Bestellung eines Bischofs gründlich repariert worden. Avaren mögen den aus verschiedensten Himmelsgegenden zusammengeraubten Schatz — es sind Arbeiten byzantinischer, südrussisch-gotischer, sassanidischer, ja vielleicht indischer Herkunft aus verschiedenen Perioden — in einem Moment höchster Gefahr um 800 n. Chr. vergraben haben. —

Auch in der VI. und VII. Sektion („Griechische und römische Altertümer" bzw. „Epigraphik und Papyrologie") sprach Frothingham über die drei Gemeinden auf dem Palatin, Quirinal und Coelius, die vor der sogenannten Gründung Roms existierten. Nicht verschiedene Rassen oder verschiedene Gründungsepochen sind die Ursachen dieser Scheidung, sondern der alte Glaube, daß fließende Wasser nicht innerhalb der heiligen Grenzen einer Kommune sein dürfen. Erst die Kloaken des Servius Tullius machten diesen Wasserläufen, welche die Vereinigung der Kommunen gehindert hatten, ein Ende. — Zu einer außergewöhnlichen Bedeutung erhoben sich die Bemerkungen des Münchener Juristen und Papyrologen Leopold Wenger über die hellenistischen Einflüsse auf das römische Recht und sein fein ausgearbeiteter Vortrag über Papyrologie und Jurisprudenz. Wie das Recht der ägyptisch-griechischen Papyri das Recht des Lebens gegenüber dem Recht des Gesetzes repräsentiert, wie dieses plastische Recht beachtet werden und eine andere Wertung der Quellen eintreten muß, wie der juristische Lehrgang für römische Rechtsgeschichte sich mit den hellenistischen und römischen Papyri abfinden muß, wußte er in plastischer Weise darzustellen. — In der gleichen Sektion sprach noch R. Cagnat über die Organisation der afrikanischen Getreideverteilung und darüber, in welchem Maße die römische Zivilisation die örtlichen Zivilisationen der verschiedenen kaiserlichen Provinzen umgestaltet hat. — Der bekannte Religionsforscher J. Toutain betonte in seinem Vortrag den tiefen Unterschied zwischen der Politik der römischen Republik und der des Kaiserreichs gegenüber den von den Römern unterworfenen oder von ihnen abhängigen Städten.

In der IX. Sektion (Mythologie und Geschichte der Religion) begann Fr. Hommel (München) über die Astralsymbole auf den Grenzsteinen des alten Babyloniens (Kudurrus) aus der Zeit von ungefähr 1300 v. Chr. und ihre Bedeutung für die Archäologie und die Geschichte der Religion zu sprechen. Solche Symbole, wie sie sich auf diesen Grenzsteinen finden, wie der Centaur, der Feueraltar, die Drachendarstellungen, die man auch auf Siegelzylindern bis um 3000 v. Chr. zurückverfolgen kann, sollten auch von der klassischen Archäologie in höherem Grade als bisher beachtet werden. — Minocchi entwickelte seine Ideen über die Venus-Istar in dem babylonischen Gilgamesch-Epos und zeigte den Kontrast, der zwischen verschiedenen Teilen der Dichtung besteht, so daß man auf spätere Einfügungen in das Original-Epos schließen muß. Anders sind solche Stellen wie die, in denen von Kultbeziehungen zwischen Gilgamesch und Istar die Rede ist, nicht mit der zu vereinigen, wo Gilgamesch die Liebesanerbietungen der Istar zurückweist. — Toutain sprach dann in dieser Sektion über die Religion von Palmyra und den Kult des Saturn im römischen Afrika. Er findet eine Trias von Göttern, die aus dem Saturn-Baal, Sonne und Mond zusammengesetzt ist, und die ursprünglich wohl im nördlichen Syrien entstanden sein muß. Die astronomischen Elemente dieses Dreigötterkults sind wahrscheinlich babylonischen Ursprungs.

In der X. Sektion (antike Topographie) brachte Ashby in Lichtbildern seine Forschungen über die vier hauptsächlichsten Aquädukte des antiken Roms, die beiden Anio, die Marcia und die Claudia, vor. M. A. Boldi betonte die Notwendigkeit, den ganzen Unterbau der Marc-Aurels-Säule freizulegen. Paribeni hat Forschungen nach dem kleinen Palast des Nero angestellt und versetzt ihn an die Stelle des Vatikans. Moretti berichtete über seine Entdeckung der Via nuova Trajana zwischen Bolsena und Chiusi. — An dieser Stelle sollen dann die hochinteressanten und sich des stärksten Zulaufs erfreuenden Vorträge Bonis auf Forum und Palatin erwähnt werden. Namentlich auf dem Palatin konnte der ebenso gelehrte wie liebenswürdige Leiter der Ausgrabungen den Kongressisten die neuesten reichen Erfolge seiner Tätigkeit im Palast der Flavier usw. vorführen. — In das Gebiet der Topographie Roms gehört auch der mit lebhaftem Beifall aufgenommene Vortrag des jungen Hallenser

Privatdozenten W e e g e über die Malereien der Domus aurea des Nero, die Fundstätte des Laokoon und einen Trojanersaal, der in dieser Villa angenommen werden kann. Der Wunsch des Vortragenden, daß neue und systematische Ausgrabungen an dieser Stelle gemacht werden sollen, wurde lebhaft unterstützt.

In der XI. Sektion (christliche Archäologie) berichtete Orazio M a r u c c h i über seine letzten Entdeckungen und die letzten Studien in den römischen Katakomben und ging dann speziell auf Monumente flavischer Christen über, die man in den Domitilla-Katakomben während der letzten zwei Jahre entdeckt hat. Ein gewisser Narcissus, ein gewesener Sklave der Agrippina Augustea, wird von ihm mit jenem Narcissus identifiziert, der von dem Apostel Paulus in seinem Römerbrief genannt ist. Marucchi nimmt an, daß in den Domitilla-Gräbern die nächsten Verwandten derjenigen begraben liegen, die zur Zeit des Apostels Paulus dem kaiserlichen Hause angehörten. Des weiteren wurden erst jüngst an der gleichen Stelle Überreste des ursprünglichen Grabes der Märtyrer Nereus und Achilleus gefunden, wonach man ihre Verfolgung also nicht in späte Zeit, sondern in das 2. Jahrhundert n. Chr. setzen müßte. — G e o r g D e r v o s nimmt dem Hierotheos, der bisher als der erste Bischof von Athen in der ganzen orthodoxen Kirche galt, weil man ihn als von dem Apostel Paulus getauft ansah, diese Würde, da ein solcher Bischof überhaupt nicht existiert hat, vielmehr Dionysios Areopagita der erste Bischof von Athen war. — P a r i b e n i glaubt, daß der Ursprung des Namens „Christ" nicht im Osten zu finden ist, da das Wort Christianos unmöglich semitischen Ursprungs ist. Die Römer waren es, welche zuerst die Sekte, die sich von den Juden trennte, unterschieden, und sie waren auch die ersten, die daher einen Ausdruck für die neue Sekte suchen und finden mußten. — V i c t o r S c h u l t z e nahm die in der letzten Zeit in der Literatur so häufig behandelte Frage nach der Bedeutung des christlichen Fischsymbols neuerdings vor und zeigte, daß Ichthys aus keiner biblischen Schrift herzuleiten ist, und daß er nichts weiter als ein Symbol der Worte Jesus Christos Theou hyios bleibt.

Aus der XII. Sektion (Organisation der archäologischen Arbeit) konnte ich nichts in Erfahrung bringen. In der pannonischen Sektion hörte ich einen interessanten Vortrag von J o s e p h H a m p e l (Budapest) über religiöse Denkmäler in Pannonien und von Furtwänglers Schüler Anton H e k l e r (Budapest) über die Topographie und die Denkmäler von Dunapentele (Intercisa), die er in anregender Weise mit griechischen Originalen verglich, welche von der Provinzialkunst je nach Launen der Provinzialkünstler umgearbeitet oder nur in Motiven übernommen erwiesen wurden. — Interessantes Material über römisch-pannonische Ziegeleien und Ziegelstempel gab Professor K u c z i n s k y.

Der III. internationale archäologische Kongreß kann auf eine reiche Arbeitsleistung und wohlgelungene Feste zurückblicken. — Zum Schluß aber möchte ich doch noch eine Anregung für die Arbeit auf dem nächsten internationalen archäologischen Kongreß, der 1915 in Algier abgehalten werden soll, mitgeben. Es ist kein Zweifel, daß die römischen zwölf Sektionen, die allen Zweigen der Atlertumswissenschaft gerecht werden wollten, eine Zersplitterung der Arbeit hervorbrachten. Sollte der zukünftige vierte Kongreß nicht besser mit genau bestimmtem Arbeitsprogramm auftreten, das sich in erster Linie auf lokale Voraussetzungen basiert? Z. B. megalithische Bauten und prähistorische Felsmalereien und Graffiti in Nordafrika im Vergleich mit denen anderer Mittelmeergebiete, das antike libysche Problem, Carthago und seine Kultur, die römischen Städte und Militärlager in Nordafrika, Kunstgeschichte der afrikanischen Marmorplastik (namentlich mit Rücksicht auf das Kopienwesen) und der afrikanischen Mosaiken, das Christentum des römischen Nordafrikas (nordafrikanische christliche Kunst, Epigraphik der christlichen Inschriften, Einwirkung des Christentums auf die Kultur der Urbevölkerung bis zum Einfall der Vandalen) und die maurische Kunst in ihren Anfängen umfaßt. — Vielleicht fällt meine Anregung auf fruchtbaren Boden. Ich bezweifle nicht, daß die wissenschaftlich Interessierten an der unendlichen Vielseitigkeit der Arbeit in den römischen zwölf Sektionen — trotz der mannigfachen Ergebnisse für die Wissenschaft — nicht zu viel Gefallen gefunden haben.

M.

Die Fortschritte der zoologischen Forschung in England.

Sir John Murrays und Dr. Johan Hjorts Werk „Tiefen des Ozeans" hat unter den im letzten Jahre in England veröffentlichten zoologischen Büchern vermutlich das größte allgemeine Interesse erweckt. Der Band gibt eine allgemeine Übersicht über die Ergebnisse, die der „Michael Sars" bei seinem Kreuzen im nördlichen Teile des Atlantischen Ozeans 1910 gehabt hat, und auch einen Abriß der letzten Fortschritte der Ozeanographie

Der „Michael Sars" durchfuhr während seiner 4½monatigen Fahrt 11,500 Meilen und machte an 116 Stationen genaue hydrographische und biologische Beobachtungen. Die Schleppnetzfischerei in der Tiefsee wurde

mit technischem Erfolg ausgeführt. Die Ergebnisse zeigen, daß tierisches Leben (wenigstens an manchen Orten) bis zur Tiefe von 3120 Metern reichlich vorhanden, daß es dagegen in Tiefen von 4700 und 5000 Metern dürftig ist. So bestätigt sich die Vorstellung von dem Mangel an Leben in der Abgrundsebene, die der „Challenger" erreicht hat. Von den während der Fahrt angestellten Versuchen haben die vermutlich die größte Wichtigkeit, durch die festgestellt werden sollte, bis zu welchen Tiefen des Ozeans Lichtstrahlen dringen. Der hierbei benutzte Apparat war ein Helland-Hensen-Photometer, der mit Hilfe von panchromatischen Platten und Farbfiltern nicht nur die Gegenwart von Licht, sondern auch das Verhältnis der einzelnen Farben des Prismas in verschiedenen Tiefen erkennen läßt. Es ergab sich, daß das Licht in gewissem Maße bis zu einer Tiefe von 1000 Metern dringt, daß aber bei 1700 Meter Tiefe sich keine Lichtwirkung auf den Platten zeigt; ferner daß die ultravioletten und die blauen Strahlen tiefer als die andern dringen und die Platten in einer Tiefe von 500 Metern deutlich beeinflussen, daß aber die roten und grünen Strahlen in dieser Tiefe nicht auf die Platten einwirken. Bei 100 Meter Tiefe wirken Strahlen aller Farben auf die Platten, aber wieder herrschen die blauen und violetten vor, und die grünen sind sichtbarer als die roten Strahlen.

Diese Ergebnisse haben eine große Bedeutung für die Fragen des Lebens im Meere, z. B. das Wachstum der Pflanzen, die Farben der Tiere in verschiedenen Tiefen, die vertikale Verteilung der Tiere, die Größe der Augen und das Vorhandensein oder Fehlen leuchtender Organe.

Die Kapitel des Buches, die sich mit der Verteilung der Meerestiere und -pflanzen und mit der allgemeinen Biologie des Ozeans beschäftigen, sind sehr anregend. Das Meeresleben wurde nach einer ziemlich neuen Methode erforscht, indem man nämlich gleichzeitig acht oder zehn Netze in verschiedenen Tiefen schleppte. Die Netze wurden beträchtliche Zeit geschleppt, und man meint, daß man hierdurch schöne typische und charakteristische Resultate erhält im Gegensatz zu den Massenergebnissen mit Hensens Netzen. Hierdurch gewann der „Michael Sars" einige interessante Ergebnisse in bezug auf die vertikale und die horizontale Verteilung von Meerestieren. Nach der vertikalen Verteilung der Seefische in der Tiefsee fern vom Land werden die Fänge in drei Hauptregionen eingeteilt: 1. eine Region, die die Tiefseegemeinschaft enthält, unterhalb von etwa 500 Metern, und gekennzeichnet ist durch das Auftreten von Cyklothonen, mannigfachen schwarzen oder dunkelfarbigen Fischen und von vielen eigenartigen wirbellosen Tieren, von denen die roten Steingarneelen, Akanthephyra, besonders zahlreich sind. Man muß hervorheben, daß schwarze oder rote Tiere in einer Tiefe unter 500 Metern fast unsichtbar sein müssen. 2. eine Region zwischen 150 und 500 Metern, gekennzeichnet durch silber- und graufarbige Fische, die zu den Familien der Sternoptychiden und Stomiatiden gehören. Ähnlich wie die Tiere in den tiefern Lagen würden diese silber- und graufarbigen Fische infolge ihrer Färbung unsichtbar sein. 3. Eine Oberflächenregion, oberhalb von 150 Metern Tiefe, gekennzeichnet durch durchsichtige oder blaufarbige Tiere und junge Formen, besonders Fische aus der Familie der Scopeliden. In der tiefsten dieser drei Regionen wurden große Mengen von Cyclothone microdon und Cyclothone signata gewonnen, und die nach ihrer Größenverteilung entworfenen Zeichnungen lassen erkennen, daß die kleinsten und jüngsten Exemplare größtenteils 1000 Meter über den größten und ältesten Tieren leben. Ferner sind die Exemplare aus denselben Tiefen in der südlichen Abteilung größer als in der nördlichen. Die Verteilung der roten Steingarneelen liefert eine Parallele hierzu; denn die größten und ältesten Exemplare wurden in Tiefen von 1000—1500 Metern gefunden, mittelgroße in Tiefen von 500—700 Metern, während man in einer Tiefe von 50—150 Metern die Larven sammelte. Ähnlich wie bei der Verteilung der Fische fand man gleich große rote Steingarneelen in der südlichen Abteilung in einer größeren Tiefe als in der nördlichen. Die Verfasser betrachten die Region unter 500 Meter als ein Ganzes, obwohl sie andeuten, daß sie später noch einmal geteilt werden wird, doch meinten sie, daß wir zurzeit noch nicht genügende Anhaltspunkte hätten, um es eingermaßen genau zu tun. Nach ihrer Ansicht gibt es in den untersten Tiefen, nämlich von 1500—5000 Metern, eine Schicht, in der das tierische Leben weit spärlicher ist als in den oberen Schichten.

Die horizontale Verteilung der Fische steht, wie man bei Cyclothone microdon und Cyclothone signata fand, in einer wechselseitigen Beziehung zur Temperatur. So lebt Cyclothone microdon in einer Tiefe von mehr als 1000 Metern, wo die Temperatur 3—6 Grad beträgt, und diese Art hat eine sehr weite Verbreitung, da sich in einer Tiefe von 1000 Metern eine große zusammenhängende Meeresfläche findet, in der durchweg diese Temperatur herrscht. Cyclothone signata andererseits lebt in einer Tiefe von 500 Metern. Sie kommt im Atlantischen und im Indischen Ozean in dieser Tiefe vor, wo die Temperatur gewöhnlich 10 Grad ist; aber in den nördlichen Meeren, z. B. zwischen Neufundland und Island, wo die Temperatur in 500 Meter

Tiefe unter 5 Grad herabgeht, fehlt dieser Fisch. Diese, die Verteilung des Tiefseefisches Cyclothone microdon betreffenden Tatsachen haben um so größere Wichtigkeit, wenn man berücksichtigt, daß die Naturforscher des „Michael Sars" viele andere Arten von wirbellosen Tieren in denselben Tiefen lebend fanden, die in ähnlicher Tiefe auch in anderen Ozeanen gefunden werden.

Die Gemeinschaften von Meerestieren, die in Tiefen zwischen 150 und 500 Metern leben, sind von den vorigen ganz verschieden. Die Fische sind gewöhnlich klein, seitlich zusammengedrückt, haben eine spiegelartige, silbrige Haut, große, oft teleskopische Augen und phosphoreszierende Organe. Außerdem besteht diese Gemeinschaft meist aus Copepoden, Ostrakoden, Amphipoden, Pfeilwürmern, Flossenfüßern, kleinen Medusen sowohl wie wenigen Larven von Zehnfüßern und Fischen. Die Tierwelt dieser Meeresregion lebt unter einer Temperatur von 10—20 Grad.

Die Gemeinschaften von Meerestieren in Tiefen unter 150 Meter bestehen aus Aufguß- und Rädertierchen, aus Mantelfüßern, Medusen, Siphonophoren, Flossenfüßern, Salpen und den Fischen der Oberfläche, den Scopeliden. Zwischen 40 Grad nördlicher und südlicher Breite kommen sie an Arten und Exemplaren in reichlicher Menge vor; die Zahlen nehmen ab, sowie man nach Norden und Süden weitergeht.

Einige interessante Tatsachen inbetreff der vertikalen Verteilung der Tiefseeformen und ihrer Färbung sind weiter aufgehellt worden. Man fand manche Fische nur zur Nacht nahe der Meeresoberfläche, und da es dunkelfarbige Fische derselben Arten waren, die gewöhnlich in einer Tiefe von 750 Metern wohnen, so schloß man, daß die vertikale Wanderung nur zur Nacht stattfindet, somit zu einer Zeit, wo die dunkeln Farben den Tieren nichts nützen würden. Das Auftreten dunkelfarbiger Tiere in dem Meer trifft offenbar mit der Region zusammen, wo die Stärke des Sonnenlichts sehr vermindert ist. Das Auftreten von roten Krustentieren scheint mit derselben niedrigen Lichtstärke zusammenzutreffen. Jetzt werden dunkelfarbige Fische und rote Steingarneelen bei 33 Grad nörlicher Breite in einer Tiefe von etwa 800 Metern, bei 50 Grad von 500 und bei 67 Grad von 200 Metern gefunden.

Wenn man die Entfernung berücksichtigt, die die Lichtstrahlen in diesen verschiedenen Breiten durchmessen müssen, und auch den Unterschied in der Durchsichtigkeit des Wassers, wie er bei früheren Expeditionen beobachtet worden ist, so schließt man, daß bei 33 Grad nördlicher Breite und 800 Metern Tiefe, bei 50 Grad nördlicher Breite und 500 Metern Tiefe und bei 67 Grad nördlicher Breite und 200 Metern Tiefe dieselbe Lichtstärke gradliniger Strahlen vorhanden ist.

So findet man, daß die roten und schwarzen Formen ihre obere Grenze entsprechend derselben Lichtstärke in verschiedenen Breiten haben. Diese Tatsachen, die eine wechselseitige Beziehung der Färbung der Tiere zur Tiefe des Wassers und zur Lichtstärke zeigen, sind bei verschiedenen Tierklassen beobachtet worden.

Die Verfasser glaubten, daß die Silberfarbe der Fische in den oberen Tiefen von 150 bis 500 Meter und die Farblosigkeit oder bläuliche Farbe der Tiere an der Oberfläche des Ozeans eine Anpassung an ihre Umgebung sei; aber vielleicht kann man diese Theorie mit der von Doflein verbinden, der die Pigmentierung für einen physiologischen Vorgang ansieht, der durch metabolische Vorgänge veranlaßt wird, deren Ursache wieder zum Teil die veränderte Lichtstärke ist.

Zur Abschätzung des Planktons wurde während der Fahrt des „Michael Sars" eine neue Methode angewandt, nämlich eine Dampfzentrifuge. Man findet, daß die kleinsten Organe durch die feinsten Seiden-Schleppnetze hindurchgehen. Mit der Zentrifuge indessen kann man sie schnell bekommen und abschätzen. Dadurch wurde bewiesen, daß die kleinsten Pflanzen in der offenen See viel reichlicher vorhanden sind als die größeren Formen, wie man sie bisher bei Anwendung des Schleppnetzes bekommen hat.

Es ist unmöglich, in einer solchen kurzen Übersicht alle die interessanten Daten zusammenzufassen, die die Fahrt des „Michael Sars" enthüllt hat, aber zum Schluß will ich auf die Tatsache hinweisen, daß die Naturforscher dieser Expedition unsere Kenntnis einer der interessantesten Lebensgeschichten, nämlich der des Fluß-Aals, erweitert haben. Südlich von den Azoren hat der „Michael Sars" kleinere Aallarven gesammelt, als sie bisher gefunden wurden. Und da die größeren Exemplare überall weiter nördlich gefunden werden, ist es jetzt wahrscheinlich, daß der Aal südlich von den Azoren laicht, und daß die Eier und jüngsten Larven sich dort entwickeln. Später werden sie durch den Golfstrom in den nördlichen Teil des Atlantischen Ozeans und an die europäischen Küsten getrieben. Diese nördlich gerichtete Wanderung der Aallarven hat natürlich eine ähnliche südlich gerichtete der voll entwickelten, aber nicht geschlechtsreifen Aale zur Folge.

Manchester. J. Stuart Thomson.

The Royal Society of London.

Unter den englischen Gesellschaften zur Förderung naturwissenschaftlicher Studien nimmt die Royal Society of London durch ihr ehrwürdiges Alter wie durch ihre Leistungen einen der hervorragendsten Plätze ein. Am

15. Juli des vorigen Jahres konnte sie auf ein 250jähriges Bestehen zurückblicken. Zur Feier dieses Gedenktages ließ sie zum dritten Male einen Bericht über ihre Gründung und Entwicklung in die Welt gehen*).

Der erste Bericht dieser Art erschien 1897, der zweite, um eine chronologische und alphabetische Liste sämtlicher Mitglieder erweiterte, 1901, aber erst die jetzige Auflage des Berichts erreicht das Ziel, das sich die ersten Herausgeber gesetzt hatten, nämlich ein geschichtliches Bild von dem Ursprung und Fortschritt der Organisation und den Leistungen der Royal Society zu geben. Das Tatsachenmaterial der früheren Ausgaben ist neu geordnet und in Kapitel eingeteilt, ein Bericht über die Bibliothek ist hinzugefügt, die Mitgliederlisten sind ergänzt und berichtigt, der Abschnitt über die Geschichte der Satzungen ist von neuem durchgearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt. Die neue Auflage ist ein solcher Fortschritt im Vergleich zu den früheren, daß man dem Vorstand und den Beamten der Gesellschaft, die unter der Leitung des Präsidenten Sir Archibald Geikie, sich der mühevollen Arbeit unterzogen haben, zu großem Danke verpflichtet ist.

Von dem reichen Inhalt des Werkes mögen die folgenden Kapitelüberschriften Zeugnis geben: Kapitel 1: Gründung und früheste Geschichte der Royal Society. Kapitel 2: Die Gründungsurkunden der R. S. (Drei Urkunden von König Karl II. 1662, 1663 und 1669). Kapitel 3: Die Satzungen der R. S. (Die ursprünglichen von 1663, die Satzungen von 1847 und von 1905, und Bemerkungen zur Geschichte der Satzungen.) Kapitel 4: Die von der R. S. verwalteten Gelder. Kapitel 5: Die wichtigsten Wohltäter der R. S. Kapitel 6: Protektoren und Beamte der R. S. seit ihrer Gründung. Kapitel 7: Die Preisträger der R. S. und eine Liste der auf Grund der Croone und Bakerstiftung gehaltenen Vorträge. Kapitel 8: Die Bibliothek, Sammlungen, Porträts, Büsten und Denkmünzen. Kapitel 9: Die Ausschüsse der R. S. Kapitel 10: Veröffentlichungen der R. S. Kapitel 11: Die staatlichen Zuschüsse, über welche die R. S. verfügt, und die Anstalten, in deren Verwaltungskörper sie vertreten ist. Dann folgen noch ein chronologisches und ein alphabetisches Verzeichnis sämtlicher Mitglieder der R. S.. Ein sorgfältiges Inhaltsverzeichnis beschließt das Ganze.

Besonders interessant sind die Untersuchungen über die früheste Geschichte der Gesellschaft, die ihr Dasein den Anregungen Sir Francis Bacons verdankt. Sein großes Ziel war, die auf Beobachtung und Versuch beruhende Methode auf dem Gebiete der Naturwissenschaft zur Anerkennung zu bringen. Er fordert, daß vor allem genau festgestellte Tatsachen gesammelt werden sollten, die nach seiner Meinung allein ein Verständnis der Naturvorgänge vermitteln und eine feste Grundlage böten für Entdeckung und Erfindung. Er war der Überzeugung, daß seine Forschungsmethode am besten durch gemeinsame Arbeit gefördert würde, von Männern, die ihre ganze Kraft in ihren Dienst stellen könnten. Schon 1617, vor der Veröffentlichung seines „Novum Organon" hatte er die „Neue Atlantis" verfaßt, in der er ein Bild dieser gemeinsamen Arbeit entwarf, wie sie seinem Geiste vorschwebte. Er dachte an eine sorgfältig geplante und wohlfundierte Anstalt, in der 36 Mitglieder, nach Gruppen geteilt, miteinander arbeiten sollten, und zwar so, daß jeder Gruppe ein besonderes Forschungsgebiet zugewiesen werde.

Bacon hat die Erfüllung seines Traumes nicht gesehen, aber der Same, den er gesät, fiel nicht auf unfruchtbaren Boden. Eine Anzahl gleichgesinnter Männer machten die Experimentalforschung entweder zu ihrem Lebensberuf, oder zu einer ernsthaften Beschäftigung in den Mußestunden. So stellten Robert Boyle, John Wallis, Christopher Wren, der Erbauer der St.-Pauls-Kathedrale in London, und andere, je nach ihrer Neigung auf besonderen Gebieten Versuche an. Es war nur natürlich, daß diese Männer, die gleichen Idealen nachstrebten, sich einander näherzutreten suchten und in mündlichem Gedankenaustausch sich gegenseitig zu fördern trachteten. In den 40er Jahren des Jahrhunderts hören wir schon von regelmäßigen Sitzungen, an denen die Hauptvertreter der wissenschaftlichen Forschung jener Zeit teilnahmen. Für uns Deutsche ist es erfreulich zu vernehmen, daß die Anregung zu diesen Sitzungen' von Theodor Haak, einem Deutschen aus der Pfalz, der damals in London lebte, ausgegangen sein soll. Auch in die Vielseitigkeit der Studien, denen jene Pioniere der modernen Wissenschaft sich widmeten, bekommen wir einen Einblick durch einen Bericht von John Wallis. Er erzählt: „Unter Ausschluß von Theologie und Politik verhandelten wir über philosophische Forschungen und was dazu gehört, wie z. B. Physik, Anatomie, Geometrie, Astronomie, Schiffahrt, Statistik, Magnetismus, Chemie, Mechanik und naturkundliche Experimente. Wir besprachen den Stand dieser Studien und ihre Pflege im In- und Ausland. Ferner beschäftigten uns der Kreislauf des Blutes, die Klappen in den Venen, die Milch- und Lymphgefäße, die Hypothese des Kopernikus, die Natur der Kometen und neuen Sterne, die Satelliten des Jupiter, die scheinbare ovale Form des Saturn, die Sonnenflecken und die Umdrehung der Sonne

*) The Record of the Royal Society of London, Third Edition, entirely revised and rearranged. London, Henry Frowde, 1912.

um ihre eigene Achse, die Ungleichheiten und die Geographie des Mondes, die Phasen der Venus und des Merkur, die Verbesserung der Teleskope, das Schleifen der Linsen, die Schwere der Luft, die Möglichkeit oder Unmöglichkeit des leeren Raumes, das Torricellische Experiment in Quecksilber, der Fall schwerer Körper und seine Beschleunigung und verschiedene andere Dinge dieser Art."

Die friedliche Arbeit der Forscher wurde durch die politischen Wirren ihrer Zeit oft gehemmt und unterbrochen; doch als unter Karl II. ruhigere Tage kamen, begann man auch in Regierungskreisen die hohe Bedeutung dieser wissenschaftlichen Forschung zu erkennen. Man gewann den König für den Plan, eine ständige Gesellschaft zur Pflege wissenschaftlicher Forschung ins Leben zu rufen und mit besonderen Rechten auszustatten. Die königliche Gründungsurkunde vom 15. Juli 1662 bezeichnet den eigentlichen Anfang der Royal Society.

Der „Record" gibt eine eingehende Darstellung des allmählichen Wachsens und Erstarkens der Gesellschaft, trotz den Widerständen, die ihr besonders von theologischer Seite bereitet wurden. Die verschiedenen Gründungsurkunden und Satzungen werden im Wortlaut mitgeteilt, und jede Seite des Buches legt Zeugnis ab von der umfassenden Tätigkeit und tiefgehenden Wirkung der Gesellschaft auf allen Gebieten naturwissenschaftlicher Forschung. Um die ungeheure Arbeit zu bewältigen, wurden die Mitglieder von Anfang an auf eine Reihe von Ausschüssen verteilt. Jedem Ausschuß ist ein besonderes Feld wissenschaftlicher Arbeit zugeteilt, und er erstattet dem Präsidenten und dem Rat Bericht über seine Tätigkeit. Von den Ausschüssen tagen einige ständig, während andere nur für gewisse Zwecke gewählt sind. Wir nennen die sechs ständigen Sektionsausschüsse: 1. für Mathematik, mathematische Physik, Kristallographie und mathematische Astronomie; 2. für Physik und Chemie, d. h. Experimentalphysik, praktische Astronomie, Meteorologie, Chemie und Hüttenkunde; 3. für Geologie, d. h. Geologie, Paläontologie, Mineralogie und Geographie; 4. für Botanik; 5. für Zoologie, d. h. für Zoologie und vergleichende Anatomie; 6. für Physiologie, d. h. für Tierphysiologie und medizinische Gegenstände. Die Ausschüsse bestehen aus 6—12 Mitgliedern, von denen jährlich ein Teil ausscheidet. —

An den Bericht über die Ausschüsse schließt sich ein Überblick über die regelmäßigen Veröffentlichungen der Royal Society, und zwar: 1. Philosophical Transactions (seit dem Jahre 1665), die in zwei Serien geteilt sind: A) Aufsätze auf dem Gebiete der Mathematik und Physik, wovon bis jetzt 212 Bände erschienen sind, und B) Aufsätze biologischer Art (bis jetzt 202 Bände erschienen). — 2. Proceedings of the Royal Society (seit dem Jahre 1832). Diese dienten ursprünglich nur zur Veröffentlichung kurzer Auszüge aus Vorträgen, die seit dem Jahre 1800 in der Royal Society gehalten wurden. Aber seit 1854/55 werden sie auch zur Veröffentlichung vollständiger Aufsätze benutzt und sind gerade wie die Transactions in eine mathematisch-physikalische und eine biologische Gruppe geteilt. Von der ersteren sind bis jetzt 86, von der zweiten 85 Bände erschienen. — 3. Catalogue of Scientific Papers. Der Plan, einen Gesamtkatalog aller in den verschiedenen Kulturländern seit 1800 erschienenen wissenschaftlichen Aufsätze zu schaffen, die sich in der Bibliothek der Royal Society befinden, gewann seit 1857 feste Gestalt. Der Druck begann 1866, und 1872 lagen bereits 6 Bände vor, die die wissenschaftlichen Zeitschriften von 1800—1863 umfaßten. 1902 hatte sich die Zahl der Bände verdoppelt, die behandelte Literatur reichte bis zum Jahre 1883. Dieser Katalog ist nach Autorennamen geordnet, und gleichzeitig hat man es unternommen, einen nach Gegenständen geordneten Index zu dem Hauptkatalog herauszugeben. Für die Zeit nach 1900 wird die gewaltige Arbeit, die die Herstellung eines solchen Kataloges erfordert, von den Verfassern des internationalen Katalogs für naturwissenschaftliche Literatur geleistet.

Die Geschichte der Royal Society ist eine Fundgrube für die Geschichte der Naturwissenschaft in den letzten 250 Jahren. Wer mit dem Auge des Wissenden auch nur die scheinbar trockenen Listen von Mitgliedernamen und Vorträgen überfliegt, vor dessen Geist werden sich Bilder erheben, so spannend und berückend, daß kein Roman sich damit messen könnte. Handelt es sich doch um das Ringen und Freiwerden des modernen Denkens, um das Werden der modernen Welt und Kultur. Da es sich um eine englische Gesellschaft handelt, haben naturgemäß die meisten Namen der Pfadfinder und Führer auf dem Felde der Naturwissenschaft, die uns begegnen, angelsächsischen Klang, aber unter den auswärtigen Mitgliedern finden wir die Forscher ersten Ranges aus der germanischen, romanischen und slawischen Welt vereinigt, und wir Deutsche dürfen mit besonderem Stolz auf die große Zahl berühmter Landsleute hinweisen, die im Lauf der Jahre zu Mitgliedern der Royal Society gewählt wurden.

Alles in allem ist der „Record of the Royal Society of London" ein Buch, das seinen Verfassern Ehre macht, wie der Gesellschaft, deren Geschichte es erzählt.

Birmingham. E. Wichmann.

Internationale Monatsschrift
für Wissenschaft Kunst und Technik
herausgegeben von Max Cornicelius, Berlin, Zimmerstr. 36

Bezugspreis bei sämtlichen Postanstalten in Deutschland vierteljährlich 3 Mark; bei direktem Bezuge durch Streifband in den Ländern des Weltpostverkehrs 4 Mark. Einzelnummern kosten 1 Mark.

7. Jahrgang, Nr. 5
Februar 1913

Insertionspreis für die zweigespaltene Nonpareillezeile 50 Pf. — Inseraten-Annahme bei den Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. in Berlin und den größeren Städten Deutschlands u. der Schweiz

Für die Redaktion verantwortlich: Wilhelm Paszkowski, Berlin.
Verlag von August Scherl in Berlin SW. 68, Zimmerstraße Nr. 36-41.

Passeggiata Archeologica und Zona Monumentale in Rom.

Von

Ch. Hülsen.

Kein Teil der ewigen Stadt spricht dem Freunde des Altertums so eindrucksvoll von ihrer Blüteperiode, den ersten Jahrhunderten der römischen Kaiserzeit, wie die südlichen Regionen vom Kapitol bis zur Stadtmauer und zum Beginn der Via Appia. Jahrhundertelang sind die Hügel — Palatin, Caelius und Aventin — und die zwischen ihnen liegenden Täler durch Malaria entvölkert und dem städtischen Anbau entzogen geblieben. Zwischen Vignen und Gärten, einsamen uralten Kirchen und Klöstern ragen hier die großartigen Zeugen vergangener Herrlichkeit—Tempel, Kaiserpaläste, Thermen, Grabmäler — auf, übermächtig gerade durch ihre Isolierung vom modernen Leben wirkend. Wundervoll hat Giosuè Carducci dieser Stimmung in seiner Ode »Dinanzi alle Terme di Caracalla« Ausdruck gegeben; er schließt — den Wohlklang des Originals kann freilich keine Übertragung wiedergeben—:

Heilig ist diese Einsamkeit — hier schlummert
Die Göttin Roma.
Das Haupt gelehnt an des Palatiums Höhe
Reckt sie den Riesenleib vom Aventinus
Zum Caelius, und von Capenas Tore
Zur Via Appia.

Seit vierhundert und mehr Jahren haben nicht nur Architekten und Antiquare die südlichen Stadtteile zum Felde ihrer Studien und Arbeiten erkoren, sondern auch Maler und Zeichner, italienische und mehr noch nordische, den Reiz der von üppiger Vegetation umgebenen und überdeckten Trümmer erkannt, und mit Pinsel und Stift verewigt. Der Gedanke aber, Ruinen und Vegetation zu einem künstlerischen Landschaftsbilde zu vereinigen, ist der Zeit der italienischen Renaissance und noch des Barocks fern geblieben. Wo die Gartenkünstler des XVI. und XVII. Jahrhunderts in der Lage waren, großartige Ruinen in ihre Anlagen hineinzuziehen — ein klassisches Beispiel boten die »Orti Farnesiani« auf dem Palatin —, da wurden die antiken Reste als Substruktionen für Terrassen, als Fundamente für moderne Bauten benutzt, man verdeckte und drapierte sie, dachte aber nicht daran, sie an sich und durch ihren trümmerhaften Zustand wirken zu lassen. Dagegen entstand jenseits der Alpen schon um die Mitte des 18. Jahrhunderts eine Prachtanlage wie der »Jardin de la

Fontaine« in Nîmes (1753), wo die reizende kleine Ruine des sog. »Temple de Diane« der Gartenarchitektur eingeordnet und zu vollendeter künstlerischer Wirkung gebracht ist. Wie die folgende Periode der »Empfindsamkeit« dann mit der Ruine als Element der Gartenkunst einen wahren Kultus trieb, wie man im Norden, wo es an authentischen Ruinen mangelte, zahllose künstliche schuf, braucht hier nicht ausgeführt zu werden. Aber es ist bemerkenswert, daß auch für Rom die Anregung zu einer großartigen gartenkünstlerischen Anlage in den südlichen Stadtteilen aus dem Norden kam. Sie datiert aus einer Epoche, der die Stadt überhaupt für ihre moderne Ausgestaltung ungemein viel verdankt, aus der kurzen Zeit der Herrschaft Napoleons I.

Am 27. Juni 1811, drei Monate nach der Geburt des »Königs von Rom«, unterzeichnete der Kaiser in Saint-Cloud ein Gesetz, durch welches für die Verschönerung der Stadt Rom ein Spezialfonds von jährlich einer Million Francs geschaffen wurde. Die »embellissements«, welche das Gesetz ins Auge faßt, sind sehr verschiedener Art: Straßenerweiterungen und archäologische Ausgrabungen, Bau einer neuen Brücke und Schiffbarmachung des Tibers, Einrichtung einer Markthalle, zweier Schlachthäuser und eines botanischen Gartens (in einem Nachtrag vom August desselben Jahres kamen dazu Projekte zur Erweiterung des Petersplatzes, des Platzes bei der Fontana Trevi, endlich teilweiser Abbruch des Palazzetto di Venezia zur Erweiterung des Corso). An letzter Stelle in der Liste, aber in erster Reihe für die Ausführung erscheinen die Pläne zweier monumentalen Gartenanlagen: des »Jardin du Grand César« bei der Porta del Popolo und des »Jardin du Capitole« in den südlichen Stadtteilen. Von dem Interesse, welches gerade für diese Projekte obwaltete, zeugt der Umstand, daß ein Viertel der für 1811 bewilligten Million für die beiden Gärten (150000 Fr. für den »Jardin du Grand César«, 100000 für den »Jardin du Capitole«) bestimmt wurde. Für den ersten lagen die Pläne bei Erlaß des Gesetzes schon fertig vor, und mit der Ausführung konnte unter Valadiers Leitung sofort begonnen werden; die Passeggiata del Monte Pincio, zu welcher die Vigna der Augustiner von S. Maria del Popolo durch zweijährige Arbeit umgeschaffen wurde, gilt mit Recht noch heute als eine der schönsten Zierden Roms.

Weit großartiger noch war das zweite Projekt, der »Jardin du Capitole«, dessen Peripherie das Forum Romanum, den Palatin und das Colosseum mit umfassen sollte. Hier war die Aufgabe viel komplizierter als auf dem Pincio, wo es sich hauptsächlich um eine Gartenanlage mit anmutigen Baum- und Rasenpartien, geschickt geführten Wegen und schönen Aussichten handelte. Die Männer, in deren Händen die Leitung der Arbeiten lag — es waren außer dem Präfekten de Tournon hauptsächlich die Architekten Valadier, Camporesi und Stern, denen als archäologische Berater Ennio Quirino Visconti, Carlo Fea, Guattani und Uggeri zur Seite standen — begriffen vollkommen, daß es hier gleichzeitig galt, die historisch wichtigsten Plätze des alten Roms pietätvoll vom Staube der Jahrhunderte zu reinigen und die Monumente antiker Größe und antiker Kunst, die unter dem haushoch aufgetürmten Schutte lagen, ans Licht zu fördern. Man begann in durchaus verständiger Weise an verschiedenen Stellen den Boden des Forums bis auf das antike Niveau freizulegen; das geschah bei den drei Säulen des Castor-

tempels, bei der Focassäule und den Tempeln des Saturn und Vespasian am Clivus Capitolinus. Als es sich zeigte, daß die drei Säulen des Vespasian=tempels mit ihrem schönen Gebälk auf einem sehr unsicheren Fundamente ruhten und um mehr als einen halben Meter aus dem Lot gewichen waren, nahmen Valadier und Camporesi Sicherungsarbeiten vor, welche in Anbetracht der schwierigen Terrainverhältnisse nicht geschickter und sorgfältiger hätten durchgeführt werden können. Es beſtand ohne Zweifel die Absicht, diese vereinzelten tasti zu einer vollſtändigen Ausgrabung des Forums zu verbinden: die genaue Aufnahme des ganzen Terrains vom Kapitol bis zum Colosseum, eine vortreffliche Arbeit des Architekten Cariſtie, darf als Vorarbeit dafür betrachtet werden. Um der freigelegten Fläche dann eine künſtlerische Umrahmung zu geben, waren große Baumpflanzungen und Alleen an der Peripherie projektiert: die Pläne im Atlas zu de Tournons Études statistiques sur Rome (1831) geben davon eine Vorſtellung. Zur Ausführung gekommen sind nur der Orto botanico am Abhange des Caelius bei San Gregorio und die vierfachen Ulmenalleen, welche das Colosseum an seiner südöſtlichen Seite umgeben; diese hätten um das ganze Amphitheater herumgeführt und bis zur Basilika des Conſtantin verlängert werden sollen. Die Fläche des Forums sollte auf beiden Seiten, zwischen Fauſtinatempel und Curie einerseits, zwischen Caſtor= und Saturntempel andererseits, von Baumpflanzungen eingerahmt werden, für die Täler um den Palatin, das Velabrum und die Oſtseite des Circus Maximus waren ähnliche vierfache Alleen geplant, wie zwischen Caelius und Palatin; auch das Forum Boarium bis zum Janus quadrifrons und den beiden Tempeln am Ponto Rotto sollten in die Gartenanlagen einbezogen werden. Einen etwas verschiedenen Eindruck als diese im allgemeinen durchaus lobenswerten Projekte macht der Plan für die Ausgeſtaltung des Palatins, den de Tournon auf Taf. XXIV wiedergibt. Die Architekten Berthaut und Gisors, welche ihn entwarfen, haben dabei auf die erhaltenen Ruinen nicht die geringſte Rücksicht genommen, sondern die ganze Hügelfläche mit einem Netz von rechtwinkligen, runden oder zirkusartigen Gartenwegen überzogen, deren Axe mit dem Hauptaufgang der Orti Farnesiani zusammenfällt. Behufs der Ausführung hätten die über den Boden hervorragenden Ruinen zum großen Teile rasiert oder tief verschüttet werden müssen; doch mag dahingeſtellt bleiben, inwieweit das rein gärtnerische Projekt infolge archäologischer Ausgrabungen und Funde modifiziert worden wäre.

Der Sturz der napoleonischen Herrschaft machte diesen weit ausschauenden Plänen ein Ende; auch die kurzlebige römische Republik von 1849 nahm sie nur insofern wieder auf, als die Ausgrabungen des Forums fortgesetzt und — an der Stelle, wo nach dem Plane von 1811 einer der großen Haine entſtehen sollte — die Basilica Julia freigelegt wurde. Alle größeren Projekte ruhten bis 1870, und selbſt im erſten Jahrzehnt der neuen Regierung dachte man kaum an ihre Wiederaufnahme. Der von den ſtädtischen Behörden zwischen 1871 und 1881 ausgearbeitete Piano regolatore diskutiert in seinem die Gartenanlagen betreffenden Teile hauptsächlich den »grande passeggio esterno«, der ein Bois de Boulogne oder Hydepark für Rom werden solle: das kümmerliche Resultat koſtspieliger Vorarbeiten liegt in der »Passeggiata

Margherita« zwischen Porta del Popolo und Acqua Acetosa vor Augen. Wie man sich in anderen offiziellen Kreisen die Erschließung der südlichen Stadtteile dachte, zeigt das im Auftrage der Direzione di statistica bearbeitete »*Pianta della città di Roma con l'indicazione dei principali progetti approvati per l'esecuzione*« (Rom 1880): ein von der Eisenbahnlinie nach Civitavecchia abzweigender Schienenſtrang sollte durch die wiedergeöffnete Porta Latina in die Stadt eingeführt werden, der Via Latina, dann der Via Appia folgen und auf Piazza Bocca della Verità mit einem großen Güterbahnhof endigen. Vor den Mauern zwischen Porta San Sebaſtiano und Porta Latina war ein großer Viehhof und ein Schlachthaus geplant. Welchen Einfluß die Ausführung dieser Projekte auf die bauliche Entwicklung der südlichen Stadtteile gehabt, welche Nachbarschaft die Scipionengräber, die Caracallathermen und die uralten Kirchen an der Via Appia im Verlauf weniger Jahre bekommen hätten, braucht nicht ausgemalt zu werden.

Glücklicherweise fehlte es jedoch in Rom noch nicht an Männern, welche derartigen Projekten gegenüber das Recht des hiſtorischen und künſtlerischen Stadtbildes wahrzunehmen gewillt und imſtande waren. Es iſt das Verdienſt zweier Miniſter des öffentlichen Unterrichts, Ruggero Bonghi und Guido Baccelli, die Pläne der napoleonischen Zeit wieder aufgenommen und sogar in einer den Zeitumſtänden entsprechenden noch großartigeren Form zur Diskussion geſtellt zu haben. Durch ein Gesetz vom 14. Juli 1887 wurde in den südlichen Stadtteilen eine »Zona monumentale« umschrieben, in welcher der ſtädtische Anbau nur insoweit zugelassen werden sollte, als es die Rücksicht auf die Erhaltung der Monumente und den äſthetischen Anblick ihrer Umgebungen geſtattete. Die großen Ruinen der Fora, Kaiserpaläſte und Thermen sollten mit Parkanlagen umgeben und durch Alleen und Gärten miteinander in Verbindung gebracht werden. Neue Gebäude innerhalb der »Zona monumentale« sollten nur in offener Bauweise und in beschränkter Höhe (bis 18 Meter, bei 40 Meter Abſtand vom Nachbarhaus) errichtet werden dürfen.

Das Areal, welches das Baccelli-Bonghische Projekt auf diese Weise dem modernen Anbau zum Teil entziehen wollte, war sehr groß: beginnend auf der Höhe des Esquilins, wo die Sette Sale, die Trajansthermen und die Reſte des goldenen Hauses zu erhalten und teilweise freizulegen waren, sollte es weiterhin das Colosseum, das Forum Romanum, den Palatin und den südlichen Teil des Circus Maximus umfassen. Sodann war die ganze Höhe des Caelius, wo die prachtvollen Gärten der Villa Mattei sich erſtrecken, mit den genannten Anlagen in Verbindung zu bringen, und zwischen Caelius und Aventin eine großartige den Anfang der Via Appia bis zu den Caracallathermen einrahmende Avenue zu schaffen. Auch weiter hinaus, bis zum erſten Kilometer vor Porta San Sebaſtiano, sollte die Via Appia freigelegt, endlich die Caracallathermen vollſtändig ausgegraben und mit ausgedehnten bis auf den Hügel von San Saba reichenden Gartenanlagen umgeben werden.

Daß die Koſten dieses Projekts, selbſt bei den damaligen, von der Höhe der heutigen noch recht verschiedenen Grundſtückspreisen, sehr bedeutende sein mußten, lag auf der Hand. Die zur Prüfung des Planes eingesetzte Kommission berechnete die zur vollſtändigen Expropriation des bezeichneten Gebietes

erforderliche Summe — trotzdem große Areale sich bereits in öffentlichem Besitze befanden — auf über 25 Millionen Lire. Ein zweites Projekt mit beschränkter Expropriation belief sich immer noch auf über 8 Millionen; schließlich präsentierte im Juni 1889 der Minister Boselli ein drittes, das mit 4,800,000 Lire abschloß; dies erhielt (mit einigen Nachträgen vom Dezember 1898) Gesetzeskraft, doch dauerte es noch lange Jahre, ehe der praktischen Ausführung näher getreten wurde.

Das Herannahen des Jubiläumsjahres 1911 rief das Interesse an der »Zona monumentale« aufs neue wach; ein Gesetz vom 11. Juli 1907 berief eine Kommission, welche in einem Zeitraum von drei Jahren die erforderlichen Expropriationen durchführen und die Arbeiten überwachen sollte. Zu dieser Kommission stellte das Unterrichtsministerium zwei, das Schatzministerium, das Arbeitsministerium und die Stadt Rom je einen Vertreter. Von den infolgedessen berufenen Mitgliedern sind außerhalb Italiens wohl nur Giacomo Boni (für das Unterrichtsministerium) und Guido Baccelli (für die Stadt Rom) bekannt.

Das Projekt war inzwischen auf den mittleren Teil der »Zona monumentale«, vom Colosseum bis zu den Caracallathermen, beschränkt worden, ein Gebiet, für welches sich der nicht offizielle aber allgemein akzeptierte Name der »Passeggiata Archeologica« gebildet hat. Dies Terrain bot einem künstlerisch inspirierten Landschaftsgärtner die reichsten Mittel zur Lösung einer schönen Aufgabe. Zwischen Colosseum bis zum Circus Maximus existierte bereits die stattliche Allee des Viale di San Gregorio, die nach Beseitigung der umgebenden Mauern schöne Blicke auf die Kaiserpaläste zur Rechten, auf den Caelius mit den malerischen alten Kirchen San Gregorio und San Giovanni e Paolo zur Linken bieten konnte. Archäologisch wichtig war auf dieser Strecke die Erforschung des Septizoniums des Septimius Severus, von dem, trotz der Zerstörung des Oberbaus durch Sixtus V. (1589), noch bedeutende Reste in geringer Tiefe unter der Erde stecken müssen. Beim Südende des Circus Maximus biegt die Passeggiata nach Süden um, da wo die malerischen Gebäude der »Moletta« — einer vom Marranabach getriebenen mittelalterlichen Wassermühle, die sich eines ununterbrochenen fast achthundertjährigen Betriebes (seit 1122) rühmen durfte — das Südende des Circus Maximus bezeichnen. Es folgt der Anfang der »Königin der Straßen«, der Via Appia, welche an beiden Seiten von wichtigen historischen Monumenten begleitet war: hier lagen der Tempel der Honos und Virtus, den Marcellus im zweiten punischen Kriege erbaut und mit der Siegesbeute aus Syrakus geschmückt, die Ara Fortunae Reducis, die der Senat dem Augustus geweiht, und die an historischer Bedeutung der Ara Pacis im Marsfelde nicht nachstand, sowie noch manche andere Denkmäler minderen Ranges. Von Wichtigkeit war es auch, den Lauf der alten Serviusmauer genau zu erforschen, welcher annähernd bereits durch einige auf ihren Resten ruhende mittelalterliche Turm- und Kirchenruinen zu erkennen war. Landschaftlich erhielt dieser Teil seinen Reiz durch die reiche Vegetation, das üppig gedeihende Buschwerk zu seiten des Marranabaches, die hohen Baumbestände der städtischen Baumschule (Semenzaio Comunale) und der benachbarten Vignen und Gärten. Den Caracallathermen endlich, deren Umgebung wir als dritten Teil der Passeggiata betrachten dürfen, einen würdigen

Vorplatz und eine würdige Einrahmung — in welche die uralten Kirchen S. Nereo ed Achilleo und San Sisto Vecchio einbezogen werden konnten — zu schaffen, schien für einen Landschaftskünstler eine beneidenswerte Aufgabe.

Nun ließ freilich schon der Entwurf von 1889 ahnen, daß die meisten dieser Gesichtspunkte den Autoren vollständig fern lagen. Auf dem Plane, der dem Gesetzentwurf beigefügt ist, erscheint der Viale di San Gregorio auf das dreifache — von 15 auf 50 Meter — verbreitert, zu welchem Behufe die alte auf den Mitteldurchgang des Constantinbogens zuführende Allee umgehauen und durch zwei Reihen neu anzupflanzender Bäumchen ersetzt werden müßte. Von der Moletta bis zu den Caracallathermen und über diese hinaus bis zur Kirche San Cesareo, wo sich Appia und Latina scheiden, zeigt derselbe Plan eine »Platea« mit der Riesenbreite von 100 Metern, an beiden Seiten von den obligaten gradlinigen Bäumchenreihen begleitet. Um die Thermen selbst sind dann geschlängelte Fahrwege in Aussicht genommen, die bis zur Höhe des »falschen Aventin« und bis zur Bastion Sangallos führen, wo eine Art von »englischem« Garten projektiert ist. — Immerhin konnte man hoffen, daß die breite »Platea archeologica« zu dem Zweck ausgespart sei, den Untergrund in diesem bisher noch fast unbekannten Bezirk genau zu untersuchen. Auch verlautete, daß die neuen Entwürfe, von denen der Öffentlichkeit einstweilen nichts bekannt gegeben wurde, mannigfache Verbesserungen gegenüber den früheren aufwiesen.

Die Arbeiten wurden im Frühjahr 1909 mit großer Energie begonnen; sie hatten jedoch kaum einige Wochen gedauert, als sich in weiten Kreisen Verwunderung und Widerspruch gegen die Art erhob, mit der man vorging. Es schien, als ob es sich nicht darum handelte, einen der historisch bedeutsamsten und landschaftlich reizvollsten Teile des alten Roms künstlerisch umzugestalten, sondern etwa eine bequeme Zufahrtsstraße zu einem neuen Hauptbahnhof anzulegen. Die hochragenden Pinien und Eichen des Semenzaio Comunale, die schöne Cypressenallee der Vigna Guidi wurden gefällt, an mittelalterliche und Renaissancebauten griff die Hacke des Zerstörers, und auf dem ganzen Terrain arbeiteten Feldbahnen und Dampfwalzen, um das malerisch unregelmäßige Terrain in ein einheitliches Niveau zu bringen, wobei natürlich die unter Terrain erhaltenen antiken Reste tief und auf Nimmerwiedersehen begraben wurden. Anfragen und Kritiken in den Tagesblättern setzte die Kommission ein hartnäckiges Schweigen entgegen und fuhr in ihrer Arbeit fort; als eine angesehene künstlerische Genossenschaft, die »Associazione artistica fra i cultori di architettura« sich mit der höflichen Bitte um Aufklärung an den Präsidenten der Kommission, Guido Baccelli wandte, wurde sie überhaupt keiner Antwort gewürdigt. Trotzdem gab die Associazione, unterstützt von anderen künstlerischen und gelehrten Körperschaften, der Akademie von S. Lucan, dem Internationalen Künstlerverein, der Società Italiana di Archeologia ed Arte, der Associazione Archeologia Romana u. a., ihre Bemühungen nicht auf; das Unterrichtsministerium versprach, sich mit der Frage zu beschäftigen, und im Parlament wurde eine Interpellation eingebracht, die jedoch wegen der bald darauf anfangenden Sommerferien zunächst ohne Folgen blieb.

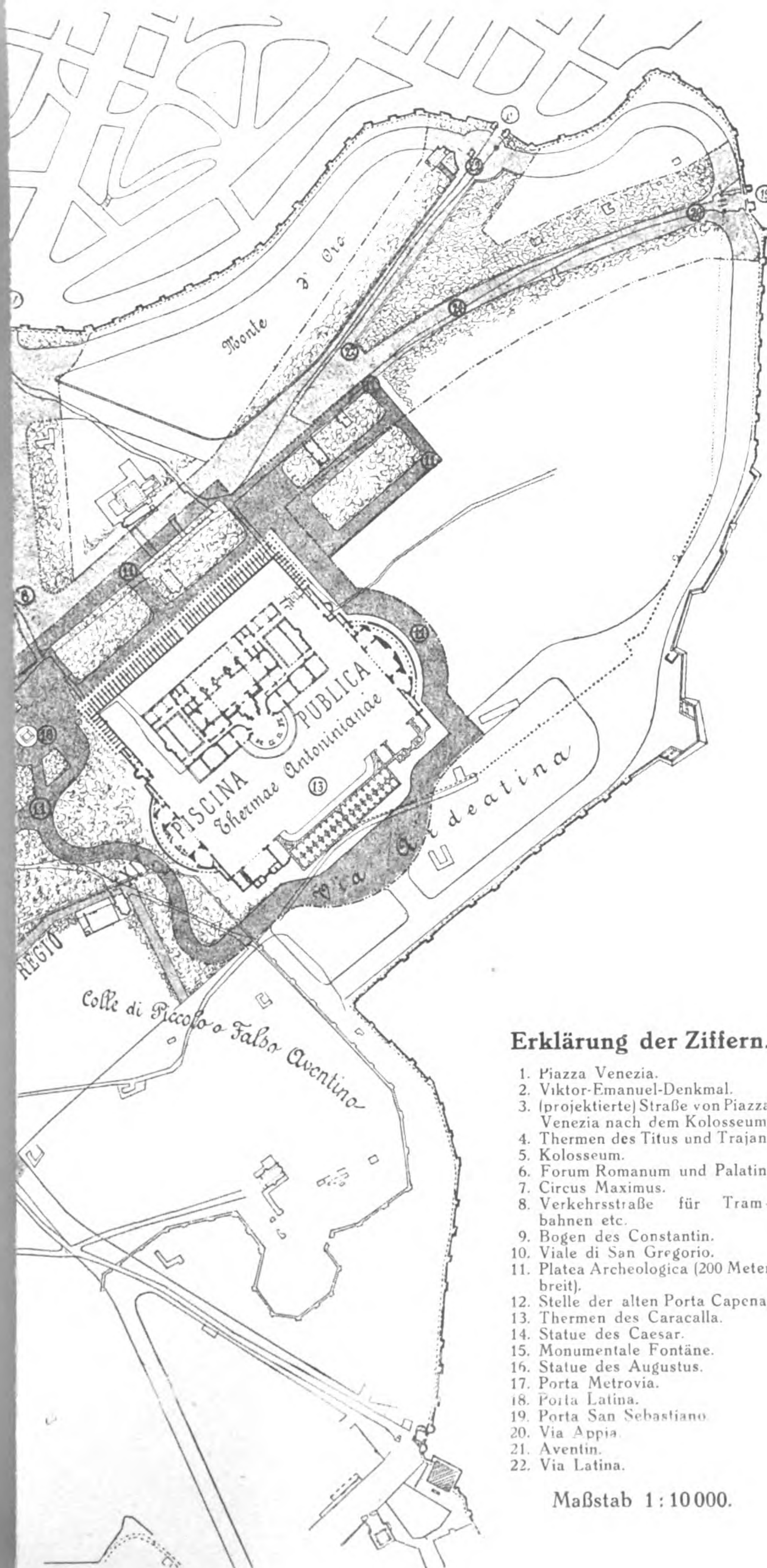
Einen praktischen Erfolg kann man es vielleicht nennen, daß die Kommission es nun doch für angemessen hielt, mit

detaillierteren Mitteilungen über ihre Absichten hervorzutreten. In der »Illustrazione italiana« vom 1. August 1909 erschien ein großer Plan, den man als eine Kopie des offiziellen betrachten darf. (S. die beigefügte Reproduktion). Wenn darin auch einigen ausgesprochenen Befürchtungen — es hatte z. B. verlautet, daß die Stadt zwecks der Verbindung des Zentrums mit den neuen Arbeiterquartieren vor Porta Latina zwei Trambahnlinien vom Kolosseum durch die ganze »Passeggiata« bis zum Tore anzulegen beabsichtige — der Boden entzogen wurde, so blieb doch noch genug zu kritisieren. Allerdings waren auf diesem Plane die Verkehrsstraßen von der eigentlichen »Platea Archeologica« getrennt, die sie am östlichen Rande begleiten sollten. Aber die Platea selbst, eine eingefriedigte, vom Circus Maximus bis über die Caracallathermen hinaus reichende Gartenanlage, stellte sich als ein ödes, schematisches Produkt der Reißschiene und des Zirkels dar: vier sich rechtwinklig schneidende Wege, ein Rondel mit Fontäne in der Mitte, zwei Halbrondele an den Enden, innerhalb deren zwei antike Statuen, Caesar und Augustus, aus den kapitolinischen Museen aufgestellt werden sollten! Da der letztere Gedanke, der zwei seit dreihundert Jahren auf dem Kapitol geborgene vortreffliche Bildwerke den Unbilden der Witterung und des Publikums ausgesetzt hätte, als ein besonders genialer Gedanke Guido Baccellis gepriesen wurde, konnte kein Zweifel sein, auf wessen Initiative der ganze Entwurf zurückgehe. Im übrigen wurde aufs Neue und ausdrücklich versprochen, daß »alles, was innerhalb dieser weiten Zone archäologisch und künstlerisch interressant sei, pietätvoll geschont und erhalten werden solle«. Leider waren diese freundlichen Verheißungen nur Worte, denen die Kommission Taten ganz anderer Art folgen ließ: zwei Beispiele werden genügen um zu zeigen, wie man mit künstlerisch und archäologisch wertvollen Objekten verfuhr.

An der Westseite der Via Appia, nahe den Caracallathermen lag eine kleine, in ihrer Verwahrlosung noch reizvolle Renaissancevilla, »La Vignola« genannt. Der Name erinnert nicht etwa an den berühmten Baumeister Giacomo Barozzi da Vignola (1507 bis 1573), vielmehr dürfte die Villa eine Generation vor dem Beginn seiner Tätigkeit in Rom entstanden sein. Nachklänge von Bramantes Kunst fand man in den zierlichen Profilen der Fenster des oberen und der Arkaden des unteren Stockwerkes, dessen dorische Pilaster ein merkwürdig einfaches Gebälk trugen: einen Architrav mit einer Leiste, an der in regelmäßigen Abständen Gruppen von sechs »Tropfen« hingen. Das war eine naive Nachahmung des dorischen Gebälkes des kapitolinischen Tabulariums, welchem mittelalterliche Zerstörungen seine Triglyphen und Metopen genommen haben, so daß eben nur der Architrav mit Tropfleiste übrig geblieben ist. Auch ein Künstler ersten Ranges, Baldassarre Peruzzi, hat im Innenhofe seines Palazzo Massimi das Gebälk der dorischen Ordnung so gestaltet; Giacomo Barozzi, der Theoretiker der »fünf Säulenordnungen« hätte sich eine solche Naivetät nicht mehr gestattet. Das zierliche zweistöckige Häuschen hätte sich leicht für praktische Zwecke adaptieren lassen: aber es fügte sich nicht in die schönen geraden Linien des Baccellischen Caesar- und Augustus-Gartens, und das genügte, um ihm das Todesurteil zu sprechen. Die Demolierung wurde im Juni 1909 begonnen, doch die oben geschilderten

Proteſte sowie das Eingreifen des Generaldirektors der schönen Künſte, Corrado Ricci, veranlaßten die Kommission zu der Erklärung, das Gebäude sollte geschont und was daran bereits zerſtört war, wiederhergeſtellt werden. Als dann die ruhigen Monate des römischen Sommers gekommen und die Urheber jener Proteſte nicht mehr in der Stadt waren, ließ die Kommission, unbekümmert um das ausdrücklich gegebene Versprechen, den Bau dem Erdboden gleich machen. Im Oktober 1909 war das Zerſtörungswerk vollendet! Neuer Entrüſtungsſturm mit dem schließlichen Resultat: die Vignola soll, unter Benutzung der alten Architekturſtücke, beim Eingang der Passeggiata als Wohngebäude für Kuſtoden wieder aufgebaut werden. Das iſt denn auch geschehen, aber der Ingenieur, dem der Neubau übertragen war, hat sich verpflichtet gefühlt, den alten Baukünſtler zu korrigieren: er hat also über dem Architrav des Unterſtockes ein regelrechtes Triglyphen- und Metopen-Gesims hinzugefügt, welches, faſt bis an die Fenſterbänke des Obergeschosses reichend, die feinen Proportionen des Baues unwiederbringlich verdirbt!

Wenn solches Vorgehen die Künſtler nicht erfreuen konnte, so hatten die Archäologen keinen Grund, mit der Behandlung zufrieden zu sein, die man den ehrwürdigen Reſten der Serviusmauer angedeihen ließ. Der Lauf der Mauer war, wie gesagt, im allgemeinen bekannt; man wußte, daß innerhalb der »Passeggiata Archeologica« die Stelle der Porta Capena lag, von der die Via Appia auslief — die »triefende Capena« nennt sie Juvenal, weil die Bogen der älteſten Wasserleitung Roms, der Aqua Appia, die hier im Schutze der Mauer das Tal zwischen Aventin und Caelius durchquerte, mit dem alten Tore ähnlich verbunden wa wie die der Aqua Marcia mit d Porta Tiburtina der Aureliansmau Noch im Mittelalter kennen d Mirabilia Urbis Romae den »tropfende Bogen«, und seinen Namen bewahrt eine uralte kleine Kirche *S. Laurentiu ad arcum stillantem*. Das Kirchlei freilich war seit mehr als fünfhunder Jahren profaniert, aber man wußte, daß sich Reſte seiner Ziegelmauern in einer Gebäudegruppe verbargen, die in unseren Tagen als »Oſteria della Porta Capena« diente; der Keller der Oſterie, ganz an die mächtigen Quadern der Serviusmauer angelehnt oder aus ihnen ausgehöhlt, bot im Zwielicht ganz Piranesische Effekte. Die elementarſte Rücksicht auf archäologische und hiſtorische Interessen hätte geboten, nach Entfernung der modernen Zubauten die mittelalterliche Kirchenruine freizulegen, die Serviusmauer sichtbar zu machen und ihren Lauf in der Richtung nach dem Caelius zu verfolgen, wo man in geringer Entfernung auf die nur einmal im Jahre 1869 aufgedeckten und, nach ungenügender Aufnahme, wieder verschütteten Reſte der Porta Capena ſtoßen mußte. Der Kommission scheint aber dies Verfahren zu langweilig gewesen zu sein: sie traf ſtatt dessen mit dem Eigentümer der Oſterie ein Abkommen, er solle die Baulichkeiten so schnell als möglich beseitigen und für die Koſten der Demolierung dadurch entschädigt werden, daß man ihm die Materialien aus dem Abbruch überließ. Selbſtverſtändlich begann der Biedermann schleunigſt unter den Augen der Kommission sein Zerſtörungswerk mit Pulverminen, Hacke und Schaufel, und hätte vielleicht aus dem Verkaufe der Quadern der Serviusmauer eine erkleckliche Summe lösen können, wenn



Erklärung der Ziffern.

1. Piazza Venezia.
2. Viktor-Emanuel-Denkmal.
3. (projektierte) Straße von Piazza Venezia nach dem Kolosseum.
4. Thermen des Titus und Trajan.
5. Kolosseum.
6. Forum Romanum und Palatin.
7. Circus Maximus.
8. Verkehrsstraße für Trambahnen etc.
9. Bogen des Constantin.
10. Viale di San Gregorio.
11. Platea Archeologica (200 Meter breit).
12. Stelle der alten Porta Capena.
13. Thermen des Caracalla.
14. Statue des Caesar.
15. Monumentale Fontäne.
16. Statue des Augustus.
17. Porta Metrovia.
18. Porta Latina.
19. Porta San Sebastiano.
20. Via Appia.
21. Aventin.
22. Via Latina.

Maßstab 1 : 10 000.

sich nicht das Unterrichtsminiſterium ins Mittel gelegt und wenigſtens dies Geschäft verdorben hätte. Die mittelalterliche Kirchenruine zu retten, gelang allerdings nicht mehr: sechs zu ihr gehörende Granitsäulen wurden in die ſtädtischen Sammlungen übergeführt. Daß von einer wissenschaftlichen Untersuchung der nächſten Umgebung der Porta Capena oder der Reſte des Septizoniums keine Rede war, verſteht sich nach dem Bisherigen von selbſt.

Die wiederholten scharfen Kritiken hatten schließlich — leider erſt, nachdem die Hauptfehler begangen waren — die Folge, daß die Arbeiten nicht mehr in dem überhaſteten anfänglichen Tempo weiter geführt wurden, und daß man davon absah, die Passeggiata um jeden Preis für das Jubiläumsjahr 1911 fertig zu ſtellen. Auch waren die geschilderten Vorgänge wohl nicht ohne Einfluß auf einen Personenwechsel: Giacomo Boni erklärte im Jahre 1910 seinen Austritt aus der Kommission, und an seine Stelle wurde der Senator Rodolfo Lanciani zum Mitglied ernannt. Der ausgezeichnete Topograph des alten Roms suchte zu retten, was noch zu retten war. Seiner Initiative werden die in den letzten zwei Jahren an den Caracallathermen gemachten Arbeiten verdankt, bei welchem mit Aufwand mäßiger Mittel höchſt interessante Resultate erzielt worden sind. Der grandiose nördliche Trakt des Umfassungsgebäudes, welcher bis vor wenigen Jahren noch nicht in die ſtaatlichen Ausgrabungen einbezogen war, iſt sorgfältig freigelegt, ebenso die anſtoßende Ecke des weſtlichen an den sogenannten »falschen Aventin« angelehnten. Hier iſt der große rechteckige Ecksaal bis auf das antike Niveau ausgegraben und gibt sich nun durch seine bauliche Einrichtung sicher als ein Bibliotheksaal zu erkennen (der genau entsprechende Saal in der Südweſtecke iſt bis auf die Fundamente zerſtört). Nicht weit davon sind die Reſte einer altchriſtlichen Kirche konſtatiert, die jedoch schon vor dem Jahre 1000 zerſtört und verlassen zu sein scheint, und über deren Namen wir einſtweilen keine Kunde haben. Besonders erfolgreich und vielversprechend sind die Ausgrabungen in dem gewaltigen Netz von unterirdischen Gängen, welche sich zwischen dem Hauptgebäude und dem Umfassungsgebäude in einer Länge von vielen hundert Metern erſtrecken. Diese Gänge, welche in mehreren parallelen Reihen verlaufen und manchmal durch rechteckige, achteckige oder runde Säle von bedeutender Ausdehnung unterbrochen werden, sind bisher so gut wie unbekannt geblieben, obwohl sie einen wesentlichen Teil der Riesenanlage bilden. Zum Teil dienten sie praktischen Zwecken für den Thermenbetrieb: in den langen Korridoren konnte das zahlreiche Dienſtpersonal ungehindert passieren, ebenso war es möglich, die Massen von Brennmaterial und anderen zum Thermenbetrieb notwendigen Dingen in das Hauptgebäude zu schaffen, ohne die Besucher, die sich oben in den prächtigen Gartenanlagen ergingen oder ihren gymnaſtischen Übungen oblagen, zu ſtören. Einer der großen (23×10 m) Säle iſt später in ein Mithrasheiligtum umgewandelt, in dem man, außer manchen für diesen Geheimkultus charakteriſtischen Einbauten, auch zahlreiche Reſte von Skulpturen, sowie Weihinschriften an Mithras und Serapis in griechischer Sprache gefunden hat. Mit der Oberwelt ſtanden die Gänge durch zahlreiche in regelmäßigen Abſtänden angebrachte Lichtschachte in Verbindung, die im Mittelalter mit Schutt und Erde gefüllt worden sind.

Auch manches sehöne Kunſtwerk iſt in den Zeiten des Verfalles, sei es zufällig, sei es mit Absicht, in diese Tiefen geſtürzt. So wurde bereits vor mehreren Jahren ein schöner Kopf des Asklepios, ein ausgezeichnetes Werk der Pergamenischen Schule, in einem solchen Lichtschachte gefunden, und die jetzigen Ausgrabungen haben schon mehrere wertvolle Skulpturen — u. a. zwei archaiſtische Hermen, Apollo und Bacchus, den Torso eines Athleten, einen anderen eines jungen Satyrn und eine sich das Haar aufbindende Aphrodite von trefflicher Arbeit — zu Tage gefördert.

Die Disposition dieser Lichtschachte läßt erkennen, wie das große Areal hinter dem Hauptgebäude eingeteilt war. Es war ohne Zweifel mit regelmäßigen Gartenanlagen bedeckt, deren Linien man sich im Großen noch rekonſtruieren kann. Man beabsichtigt, diesen Linien folgend Rasenplätze umgeben von niedrigen Buchsbaumhecken anzulegen, um dem riesigen Mittelbau eine ſtilvolle und würdige Umgebung zu schaffen.

Kehren wir nun wieder auf die Oberwelt zurück und werfen einen Blick auf die »Passeggiata«, wie sie sich schließlich geſtaltet hat. Der regelmäßig abgezirkelte Garten mit rechtwinkligen Wegen iſt glücklicherweise nicht verwirklicht worden; ein breiter ebener Fahrweg — gut gehalten, petroleumgetränkt, eine Freude für jeden Chauffeur — geht in Schlangenwindungen vom Südende des Circus Maximus bei San Gregorio an der Front der Thermen vorbei und vereinigt sich jenseits San Nereo ed Achilleo mit der Via Appia. Den Ein- und Ausgang bewachen schwerfällige würfelförmige Häuschen, die unwillkürlich an die Portale eines monumentalen Camposanto erinnern. Die Straße selbſt wird auf beiden Seiten von neugepflanzten Bäumchen eingefaßt, die, wenn sie einmal groß geworden sein und Schatten bieten werden, den Ausblick auf die Thermen — den Haupteffekt der Passeggiata — großenteils verdecken müssen; einſtweilen scheinen sie melancholisch ihrer unnütz geopferten Vorgänger zu gedenken. Rasenflächen mit niedrigem Gebüsch bedecken das Areal rechts und links vom Fahrweg, bis zu dem monumentalen vier Meter hohen Eisengitter, welches die ganze Passeggiata umschließt. Dies kilometerlange Gitter, dessen Koſten sich, wie man sagt, auf mehrere hunderttausend Lire belaufen haben, war eine nicht erfreuliche Notwendigkeit; ſtädtische und ſtaatliche Polizei hatten erklärt, sie könnten für die Sicherheit der Anlage zur Nachtzeit keine Garantie übernehmen, falls sie offen bliebe. Und daß Victor Hehns Wort »die Baumfeindschaft iſt ein populärer Zug im modernen Italien« trotz der komödienhaften »feste degli alberi« noch immer zu Recht beſteht, erfuhr man auch bei Anlage der Passeggiata, wo beispielsweise in e i n e r Nacht ein ganzes Gehölz junger Eichen von ruchloser Hand aus reinem Vandalismus abgeknickt und verwüſtet wurde. Die Passeggiata wird also mit Dunkelwerden abgeschlossen; dem Verkehr dient sie übrigens auch am Tage einſtweilen nicht, sondern die Kommunikation nach Süden wird vermittelt durch eine an der öſtlichen Peripherie außerhalb des Gitters angelegte Straße. Zur Linken dieser Straße sind die letzten traurigen Reſte der hochragenden Bäume des Semenzaio erhalten, und der Blick auf die pittoreske Gebäudegruppe der unter den Bäumen halb verſteckten »Mole di San Sisto vecchio« läßt ahnen, was sich bei pietätvoller Schonung und geschickter Benutzung des Vorhandenen aus dem ganzen Gebiete hätte machen lassen.

An beiden Enden des großen Fahrweges kündigen Holztafeln mit der Aufſchrift »Viale Guido Baccelli« den Namen des Mannes, der, wenn er ſeinen urſprünglichen Abſichten treu geblieben und den Mahnungen künſtleriſch fühlender Freunde des alten Roms gefolgt wäre, ſein Andenken mit einer Schöpfung verknüpfen konnte, die an ernſter Schönheit nicht allein in Rom, ſondern in der ganzen Welt ſchwerlich ihres Gleichen gehabt hätte. Der Himmel ſcheint es nicht gewollt zu haben, daß ſich im richtigen Momente ſtatt der allzuvielen Ingenieure und Bureaukraten einmal ein tüchtiger Landſchaftsgärtner der verfahrenen Angelegenheit annähme. Jetzt bleibt uns nur das Bedauern über die auf Dezennien hinaus geſicherte Verſchandelung dieſes einſt ſo maleriſchen Teiles der ewigen Stadt. Freilich der Blick auf die gewaltigen Ruinen der Thermen, den Palatin und die Kuppel von St. Peter wird nie ſeine Wirkung verlieren, Sonnenglanz und ſtrahlender Himmel mögen den Eindruck der Öde mildern, die ſüdliche Vegetation wird im Laufe der Jahre manche der begangenen Fehler freundlich verdecken. Aber wer ſich daran erinnert, wie manchmal in Italien wichtige Aufgaben der Kunſtpflege mit Rückſicht auf die beſchränkten Mittel ungelöſt bleiben, muß es beklagen, daß hier mit dem Aufwande von Millionen ein Reſultat erreicht iſt, an dem weder der Künſtler noch der Altertumsfreund ſeine Freude haben kann — ein Gebilde, für das alle anderen Namen paſſender wären als der einer »Paſſeggiata Archeologica«.

Literatur über die »Paſſeggiata Archeologica«: D. Gnoli, Paſſeggiata Archeologica e nuovi abbellimenti di Roma (Nuova Antologia Ser. III vol. III, 1887, agoſto); Atti Parlamentari, Camera dei Deputati, Legislatura XVI n. 116: Diſegno di legge ſulla Tutela dei Monumenti nella Zona meridionale di Roma, preſentato nella ſeduta del 8. giugno 1889; G. Giovannoni, Nuova Antologia Ser. V vol. 141, 1909 giugno S. 744—747; G. Tomaſſetti ebda, vol. 142 luglio S. 148—151; Alf. Bartoli, Raſſegna Contemporanea III faſc. 2, 1910; Aſſociazione artiſtica fra i cultori di Architettura, Annuario 1908—1910 p. 37—80; Aſſociazioni artiſtiche, tecniche, ſtoriche, archeologiche di Roma: Relazione ſulla Zona monumentale, 1910; G. Boni, Porta Capena (Nuova Antologia Ser. V vol. 145, 1910, febbraio S. 481—488).

Henri Poincaré.

Von

Von L. Margaillan.

I.

Mit Henri Poincaré iſt eine Leuchte der zeitgenöſſiſchen Geiſteswelt dahingegangen. Der große Gelehrte iſt am 17. Juli v. J. an den Folgen einer Operation geſtorben, der er ſich einige Tage zuvor unterzogen hatte, und die vollkommen geglückt ſchien. Er iſt dahingegangen in voller wiſſenſchaftlicher Wirkſamkeit, in ſeiner ganzen Geiſteskraft und hinterläßt ein gewaltiges Werk, das ihn unbeſtreitbar unter die größten Genies und die tiefſten Denker aller Zeiten ſtellt.

Am 29. April 1854 in Nancy geboren, wo ſein Vater Profeſſor an der mediziniſchen Fakultät war, ſcheint er nicht ein frühreifes Genie wie Pascal geweſen zu ſein, ſo wie die Volksphantaſie ſich gerne die großen Gelehrten vorſtellt. Erſt auf der Polytechniſchen Schule, in die er mit zwanzig Jahren eintrat, be-

gann er sich wirklich auszuzeichnen. Nachdem er sie als Bergingenieur-Aspirant verlassen hatte, wurde er mit Aufgaben in Österreich und Schweden betraut, dann betätigte er sich zuerst als Ingenieur in Vesoul. Aber die Harmonieen der Mathematik haben einen tiefen Widerhall in ihm wachgerufen, sie werden für ihn hinfort die wesentlichen Realitäten, er folgt dem Rufe der reinen Wissenschaft: mit 25 Jahren erlangt er den Doktorgrad mit der These: »Über die Eigenschaften der durch partielle Differentialgleichungen definierten Funktionen«. Nachdem sich der junge Ingenieur in den Freiwilligen-Dienst hat versetzen lassen, beginnt er die Universitätslaufbahn. Seine ersten Vorlesungen hält er 1878 an der Fakultät in Caen über mathematische Analyse, 1881 wird er als Professor für das gleiche Lehrfach nach Paris an die Sorbonne berufen. 1885 vertauschte er es mit dem der physikalischen und experimentellen Mechanik, 1886 übernahm er die Professur der mathematischen Physik und der Wahrscheinlichkeitsrechnung, die er 1896 aufgab, um als Tisserands Nachfolger die der Himmelsmechanik zu bekleiden, die er bis zu seinem Tode innegehabt hat. In die Polytechnische Schule war er 1883 zurückgekehrt als Repetitor für Analyse, 1904 als Professor der allgemeinen Astronomie. 1887 öffnete ihm die Pariser Akademie ihre Pforten; er trat in der geometrischen Abteilung an Laguerres Stelle. 1908 berief ihn die Académie française, um Sully-Prudhommes Stuhl zu besetzen: »war doch der Mathematiker, der auf den Dichter folgte, selbst ein Dichter des Unendlichen, ein Helfer der Wissenschaft«. Inzwischen hatten zahlreiche gelehrte Körperschaften oder ausländische Akademien ihn zu ihrem Mitgliede gewählt: er gehörte dem Bureau des Longitudes, dem Vorstande des Observatoriums usw. an; er war Ehrenmitglied der Wiener Akademie, Korrespondierendes Mitglied der Akademien von Berlin, Amsterdam, Kopenhagen, Stockholm, St. Petersburg, Rom u. a. So viele Ehren hatten ihn nicht berauscht; er war bescheiden; »nicht jene Bescheidenheit eignete ihm, die nur die Maske des raffinierten Stolzes ist, sondern er war es bis auf den Grund seiner Seele, ohne Hintergedanken, sozusagen von Natur«. Mit seinem Namen wird die Erinnerung an einen edlen, reinen und uneigennützigen Ruhm verbunden bleiben, wie wir ihn selten in unserer Zeit finden.

Poincaré hat in der Wissenschaft als Mathematiker begonnen und ist immer und vor allem Mathematiker geblieben. Zuerst ist er ein genialer Analytiker gewesen: scharfen, durchdringenden Geistes, war er ein großer Erfinder; mit den Fuchs'schen Funktionen, die er entdeckte, und denen er diesen Namen zu Ehren des deutschen Gelehrten gab, dessen Arbeiten ihm bei seinen Studien geholfen hatten, brachte er die Integralrechnung einen guten Schritt vorwärts; man kann in der Tat mit Hilfe dieser neuen Funktionen alle linearen Differentialgleichungen mit algebraischen Koeffizienten auflösen. Es ist schwer, vielleicht unmöglich, einen Überblick über ein solches mathematisches Schaffen zu geben, das sich allmählich zu Höhen erhebt, in die nur die Fachleute folgen können. Man wird sich indessen eine Vorstellung von der Wichtigkeit gewisser Ergebnisse wie des eben erwähnten machen können, wenn man daran denkt, daß die Differentialgleichungen eine Hauptrolle in der Mechanik und der mathematischen Physik, folglich in dem mathematischen

Begriff der Erscheinungen des Weltalls, spielen, da die Differentialgleichung einer Erscheinung nichts anderes ausdrückt als das Verhältnis zwischen zwei unmittelbar aufeinanderfolgenden Zuſtänden eines Syſtems, freilich unter der Annahme der Stetigkeit in den untersuchten Erscheinungen.

Wenn es nun aber schon schwer iſt, die Differentialgleichung einer Erscheinung aufzuſtellen — es iſt bekannt, bis zu welchen Vereinfachungen man oft gehen muß, um dazu zu kommen — so macht die Integration der aufgeſtellten Gleichung, d. h. der Übergang von der elementaren zu der wirklich zu beobachtenden Tatsache, beträchtliche, meiſt unüberſteigliche Schwierigkeiten. Es gibt keine allgemeine Methode zur Lösung dieser Gleichungen, wohl aber mehr oder weniger fruchtbare, auf mehr oder weniger ausgedehnte Typen und Klassen von Gleichungen anwendbare Methoden. Jeder Fortschritt in der Lösung dieser Gleichungen bringt Licht nicht nur in das mathematische, sondern auch in die verwandten Gebiete. Das eben war der Erfolg der Entdeckung der Fuchsschen Funktionen.

Man müßte ferner noch Poincarés Arbeiten auf dem Felde der Abelschen Funktionen, der Kleinschen Gruppen usw. wenigſtens aufzählen. Aber das würde uns zu weit führen.

Schüler von Hermite, beschränkte sich Poincaré indes nicht auf die reine Mathematik. Die Harmonie des Weltalls ſtellte den Mathematiker, der nach Newton und Laplace über die Stabilität unseres Weltalls nachdachte, vor ein Rätsel. Sein erſtes Auftreten in der Aſtronomie war ein Meiſterſtück. Er machte sich an das Problem der drei Körper bei Gelegenheit eines Wettbewerbes, den der König von Schweden unter den Geometern der ganzen Welt eröffnet hatte, — und wurde der Preisträger. Man weiß, was dieses Problem verlangt. Bekannt sind in einem beſtimmten Augenblick die Lage, die Schnelligkeit und die Massen von Körpern, die sich nach dem Newtonschen Gesetz anziehen. Es iſt zu ermitteln, was aus diesen Elementen in einem beliebigen Momente geworden sein wird. Diese für $n = 2$ so einfache Aufgabe bietet beträchtliche Schwierigkeiten, sobald n den Wert von 3 erreicht. Mangels eines besseren Mittels kann man die Lösung versuchen, indem man die Koordinaten der Körper in Reihen entwickelt, die nach ſteigenden Potenzen der Massen fortschreiten. Das hatte besonders Laplace getan, der ohne Beweis die Konvergenz der so erhaltenen Reihen annahm. Nachdem Poincaré gezeigt hatte, daß diese Methode nicht a priori gesetzmäßig wäre, gab er eine Methode der Entwicklung der Koordinaten in trigonometrischen Reihen an; man mußte nun noch die Konvergenz dieser Reihen beweisen. Nun hat diese Konvergenz eine ganz besondere Wichtigkeit, denn sie iſt der Schlußſtein des Gewölbes der Stabiliiät des Sonnenſyſtems, mit andern Worten: sie ermöglicht in einem oder dem andern Sinne die Frage zu lösen, ob das Sonnenſyſtem sich in Ewigkeit so verhalten werde, wie wir es heute sehen, solange keine äußere Ursache diese Harmonie ſtört. Laplace, dann Lagrange und Poisson, die die von Poincaré angezweifelte Konvergenz annahmen, folgerten daraus die Stabilität unseres Weltalls. Poincarés Entdeckung machte diesen Schluß zu nichte; aber er zeigt noch nicht, daß, selbſt wenn die Reihen konvergent sind, die Stabilität des Syſtems nicht bewiesen iſt: denn man hat bei dem Problem eine Anzahl von

Störungselementen außer Acht gelassen, die in ihrer Wirkung zu allererst schwach sind, deren angesammelte Wirkung aber am Ende der Jahrhunderte das Ende des Sonnensystems herbeiführen muß. Die wichtigsten dieser Störungs-elemente sind der Widerstand des inter-planetaren Mediums, Ebbe und Flut und der Magnetismus der Planeten.

Aber nicht allein die Zukunft unseres Weltalls hatte Poincaré angezogen, er hatte sich auch seiner Vergangenheit zugewandt; das beweisen die »Vor-lesungen über die kosmogonischen Hypothesen.« Die Fragen der Stabilität hatten ihn auch veranlaßt, sich mit der Gestalt der Sterne und dem Saturn-ringe zu beschäftigen. Ein äußerst wiß-begieriger Geist scheint Poincaré, nach Belieben, an die verschiedensten Fragen, an die dunkelsten Probleme und die schwierigsten Aufgaben sich gemacht zu haben: das können die Vorlesungen über mathematische Physik bezeugen, die er an der Sorbonne gehalten hat, und die seine Schüler herausgegeben haben. Er hat die Grundlagen der Thermodynamik, die Experimente von Hertz, Maxwells und Helmholtz' Theo-rien, die elektrodynamischen Theorien unter seine kritische Lupe genommen. Sogar nachdem er auf den öffentlichen Unterricht in der mathematischen Physik verzichtet hatte, hat er nichts desto-weniger sich mit diesem Probleme weiter beschäftigt. Ganz kürzlich noch beschäftigte er sich mit Plancks Quanten-theorie, die so viele Einwände gegen die Grundlagen der klassischen Mechanik erhebt. In einem liebenswürdigen und schlichten Vortrage teilte er uns sein Widerstreben mit, das Dasein der Kraftatome anzuerkennen, seine Be-mühungen, die beobachteten Tat-sachen in das Gebiet der traditionellen Mechanik einzuführen, seine Miß-erfolge und ihre Ursachen; sogar die Form der Gleichungen widersetzt sich hier den Schlüssen, zu denen das Ex-periment uns zwingt. Plancks Theorie erklärt diese Resultate in einer ver-hältnismäßig einfachen Form, und Poin-caré schloß sich ihr an, ohne indessen die Ansicht aufzugeben, es gäbe hier eine Lücke, eine unerklärliche Schwierig-keit und nicht bloß eine Folge der Trägheit unseres Geistes.

II.

Das sind einige Proben von dem, was das wissenschaftliche Schaffen des Mannes geleistet, der Cauchys genialer Fortsetzer war. Dieses Schaffen ist nur einer verhältnismäßig beschränkten An-zahl gebildeter Menschen zugänglich, und es hätte genügt, um seinen Ruhm zu sichern, aber sein Name wäre viel-leicht in dem kleinen Kreise derer ge-blieben, die dies Schaffen verstehen konnten. Aber zu dem Gelehrten trat hier der Philosoph, dessen Denken eine direkte tiefe und fruchtbare Wirkung auf alle seine Zeitgenossen und auf die junge Generation ausgeübt hat.

Man stelle sich den Geisteszustand des Publikums vor gegenüber den wunderbaren wissenschaftlichen Ent-deckungen des letzten Jahrhunderts: vor dem Aufschwung der Chemie, vor alle dem, was aus der Benutzung von Dampf und Elektrizität hervorging, vor der Anwendung der X-Strahlen, und in noch jüngerer Zeit vor der Ent-deckung der drahtlosen Telegraphie. Welchen Eindruck von der Majestät der Wissenschaften mußten die Be-sucher der Ausstellung des Jahres 1900 mit sich nehmen. »Wissenschaft«, »wissenschaftliche Wahrheit« — das waren die Worte, mit denen man die Begeisterung steigerte; alles, was einen nichtwissenschaftlichen Charakter hatte,

war kaum der Beachtung wert, gewisse Geister schienen von einem Reiche der Wissenschaft zu träumen, das an die Stelle des Reiches der gesunkenen Religion treten sollte. Zu allererst rühmten die Philosophieprofessoren in den Lyzeen die Wissenschaften, die sie nicht kannten, und die Namen Spencer und August Comte waren dem jugendlichen Verständnis ihrer Schüler teuer. Nun wurde aber eines Tages ein Buch in die Lyzeen eingeführt, das Buch eines Mathematikers, dessen Name — wenn sie auch seine Arbeiten nicht verstehen konnten — doch allen als der eines anerkannten Gelehrten vertraut war, und aus diesem Buche erkannten sie, daß die vollkommenste Wissenschaft, die Mathematik, nicht weniger als ihre jüngere Schwester mit Hypothesen arbeitet, daß Axiome meist nur verschleierte Definitionen sind. Die heranwachsenden Kinder dieser Generation verstanden nicht alles, aber sie fühlten doch einen mächtigen Hauch von dort her wehen, und für viele bezeichnet diese Lektüre den entscheidenden Augenblick, wo sie ernsthaft mit sich zu Rate gingen, den Beginn ihrer wissenschaftlichen Überlegung.

Zwar war in dieser Gedankenreihe nicht alles ganz neu; schon Boutroux hatte z. B., wenn auch in einer sehr maßvollen Form, Einwände gegen den Wert der Wissenschaft erhoben und die Rechte der Religion vertreten. Aber zu sehen, wie ein Mathematiker kühn seine tiefsten Gedanken über ein Gebiet auszusprechen wagte, in dem er Autorität war — das erzwang die Aufmerksamkeit auch des Gleichgiltigsten.

Poincarés philosophische Gedanken über die Fundamentalbegriffe des Raums, der Zeit und der Unendlichkeit sind in zahlreichen Aufsätzen der verschiedensten Rundschauen verbreitet. Vereint findet man das Wesentliche seiner Lehre in drei — ich wage kaum zu sagen: gemeinverständlichen — Werken, die in Frankreich in allen Bibliotheken vorhanden sind: »Wissenschaft und Hypothese« (1902), »Der Wert der Wissenschaft« (1905), »Wissenschaft und Methode« (1906).

Poincaré gehört, wie uns scheint, zu der Familie der Descartes, Malebranche, Leibniz, Hume, Berkeley, Kant, Fichte. Kühner als die einen, weniger fortgeschritten als die andern, ist er ein Skeptiker im guten Sinne des Wortes. Für ihn existiert die Außenwelt nicht; wir oder vielmehr unser Geist erschafft sie; wir können nicht die Dinge erkennen, sondern nur die Beziehungen zwischen den Dingen, die allein existieren, und die Aufgabe der Wissenschaft besteht darin, möglichst viel Beziehungen symbolisch zusammenzuhalten, wie in einer Differentialgleichung z. B., die den Geist eine Fülle von Beziehungen fassen läßt, die er zuvor nicht ahnte, und die nur der glücklichen Wahl des angewandten Symbols zu danken sind. Man sage indessen nicht, daß der Gelehrte, wenn er dies tut, die wissenschaftliche Tatsache geschaffen hat. »Was der Gelehrte an einer wissenschaftlichen Tatsache schafft, ist allein die Sprache, mit der er sie ausdrückt«.

Um über die einfache Beobachtung hinauszugehen, kann der Physiker diese oder jene Hypothese aufstellen, die in ihrer mehr oder weniger großen Ergiebigkeit, in ihrer Anpaßbarkeit ihre Rechtfertigung findet. Auch der Mathematiker aber kann, wie der Experimentator, ohne Hypothesen nicht fertig werden. Diese sind indessen zumeist durchaus nicht Folgerungen des Geistes, sondern genau betrachtet nur verkleidete Definitionen, Definitionen aber, die nicht rein willkürlich sind, die man

nicht der Natur, die die Erfahrung unbewußt unserer freien Wahl aufdrängt, weil sie die passendſten sind. Und gerade darum iſt unsere Wissenschaft, obwohl sie nur Beziehungen untersucht, durchaus nicht unfruchtbar. Wir haben die Welt, sozusagen nach dem Maße unseres Geiſtes, in gewisse Rahmen gefaßt, damit wir die Tatsachen, die doch nur in Beziehung auf uns exiſtieren, in sie eintreten lassen können, ohne ihr Wesen zu verändern. Überhaupt iſt eine Realität, unabhängig von dem Geiſte, der sie erfaßt, sie sieht oder fühlt, undenkbar, »behaupten, es gebe etwas anderes außer dem Denken, heißt Sinnloses behaupten.«

Indes sollte man Poincarés Gedanken auch nicht übertreiben. Er hat es selbſt abgelehnt, Metaphysiker oder Pragmatiſt zu sein. Das Erscheinen seiner Werke zur wissenschaftlichen Philosophie rief eine lebhafte Bewegung in der Welt der Denker hervor und gab zu leidenschaftlichen Erörterungen Anlaß. Jeder wollte sich ihrer bedienen, um seinen Gegner zu vernichten. Vergebens jedoch, denn das Werk war über diese Streitigkeiten erhaben, und seinem Verfasser gelang das Unerhörte, nur noch Bewunderer, keine Feinde zu haben. Denn er war seinem Ideal, dem Forschen nach der Wahrheit, »diesem einzigen unserer Vernunft würdigen Ziele«, nach der wissenschaftlichen, wie nach der moralischen Wahrheit, mit unbedingter Ehrlichkeit treu geblieben. Aus seinem ganzen philosophischen Denken erkennt man den Mathematiker wieder: denn Mathematiker blieb er doch vor allem. Mit den experimentellen Wissenschaften hat er sich eigentlich nirgends befaßt; aber sein Hauptsatz ſteht darum nicht weniger feſt, denn er hatte gezeigt, wie weit sogar die vollkommenſte der Wissenschaft willkürlich iſt.

III.

Henri Poincaré verdient nicht nur als Philosoph einen Platz in der Literatur. Er war ein Schriftſteller, der eine reine Sprache schrieb. Sein Stil entbehrte bei aller mathematischen Knappheit und Schärfe, nicht einer kraftvollen Anmut, und oft wird man von der Verwandtschaft des Ausdrucks bei Pascal und ihm überrascht. »Der Gedanke iſt nur ein Blitz mitten in einer langen Nacht, — aber dieser Blitz bedeutet alles.« Ruft uns dieser Satz nicht unverzüglich die Worte ins Gedächtnis: »Der Mensch iſt nur ein Schilfrohr, das schwächſte in der Natur, aber — dies Rohr denkt.« Er hat mit aller Energie die Rechte der klassischen, der griechisch-lateinischen Literatur verteidigt, die er in unserem Unterricht bedroht glaubte, und von deren fruchtbarer Wirkung er überzeugt war. Alle Formen der Schönheit, alle Harmonien fanden einen Widerhall bei diesem großen Idealiſten. »Nur durch die Wissenschaft und durch die Kunſt hat die Zivilisation einen Wert« hat er einmal geschrieben. Er wußte, daß die Wissenschaft allein uns das Glück nicht geben kann, daß wir aber ohne sie noch viel weniger glücklich sein können. »Wir müssen leiden, wir müssen arbeiten, wir müssen unsern Platz im Schauspiel bezahlen; aber wir müssen auch sehen oder doch dazu helfen, daß einmal andere sehen.«

Obwohl unvollendet und durch den Tod jäh unterbrochen, gehört Poincarés Riesenwerk doch zu denen, die solche Frucht tragen. Er hat gesät, andere werden ernten, was er selber nicht hatte ernten können, und den Ruhm, der seinen Namen schon zu seinen Lebzeiten umſtrahlte, wird die Zeit nicht verlöschen, sondern beſtätigen und noch vergrößern.

Antike Seelenfeste.

Von

Ernst Maaß.

I.

Aus der »Deutschen Japan-Post« wiederholt »Die Welt des Ostens« (Beiträge zur Länder- und Völkerkunde Ostasiens als Beilage zur »Kiautschou-Post«, Tsingtau 1911 Nr. 2) eine in mancher Beziehung sehr merkwürdige Schilderung koreanischer Steinkämpfe. Ich teile daraus folgendes teils im Wortlaut, teils im Auszuge mit:

Das ungewöhnliche Interesse und der Enthusiasmus, den die Koreaner dem Nationalsport des Steinkampfes entgegenbringen, haben aufs neue die Frage angeregt, wie diese seltsame Sitte entstanden ist, und wie es kommt, daß man so ungewöhnliche Energie in einer Sache entwickelt, die weiter keinen Gewinn einbringt als zerschlagene Köpfe und zerrissene Kleider. Da dieser Sport von rein eingeborenem Ursprung ist und kein Seitenstück in irgend einem andern Lande hat, so darf man ihn wohl als einen Überrest echten koreanischen Lebens, ungemischt mit fremden Elementen, ansehen. (Dieser Satz ist irrig.) Seit den Tagen des alten Koguryu ist das Volk der Provinz Pyengan bekannt gewesen wegen seiner Vorliebe für das Steinwerfen. Es heißt, daß eine Art Steinkampf schon in jenen frühen Tagen unsrer Zeitrechnung bestand, doch läßt sich das schwer aus der wirklichen Geschichte nachweisen. Wir müssen die Tradition auf sich beruhen lassen. Später in der Zeit der Koryu-Dynastie führte einer der Könige das Spiel zur Unterhaltung im Palastbezirk ein; er ließ Leute als Zielscheiben anbinden, um sich selbst daran zu üben. Der Einsender des Aufsatzes hält es für durchaus glaublich, daß das Steingefecht als nationaler Sport in jenen Tagen aufgekommen ist. Das Spiel wird nur im Anfang des Jahres gespielt, wenn das Volk weiter nichts zu tun hat, und die Felder leer und einladend daliegen. Das Übermaß froher Neujahrslaune, die Muße der Feiertage und die Vorliebe für aufregende Ereignisse finden einen Ausfluß im Steinkampf. Er nimmt die Stelle unseres Schauspiels und unserer Oper ein, ist aber auf die ersten wenigen Wochen des Jahres beschränkt. Das Publikum ist immer groß und enthusiasmiert, und erfolgreiche Spieler können des Beifalls der Menge sicher sein. In früheren Zeiten war weniger Gefahr mit dem Spiel verbunden als heute. Aber der Geschmack des Publikums scheint jedes Jahr mehr nach aufregender Neuerung zu verlangen. Früher war es Sitte, daß niemand getroffen werden durfte, der zu Boden gefallen war; aber heute gibt es keinen Pardon mehr, und wer zu Boden fällt und vom Feinde umringt wird, dem geht es übel genug.

In Korea gibt es drei Orte, wo dieser Sport am meisten gepflegt wird. Das sind Pyenyang, Songdo und Seoul. In Pyenyang sind die Leute so vorzügliche Steinwerfer, daß Handgemenge unmöglich sind, wie sie in Seoul stattzufinden pflegen. Sie stehen in weiten Entfernungen voneinander und werfen Steine. In Songdo braucht man Keulen wie in Seoul; aber jene sind zu lang und unhandlich und viel weniger wirksam als die kurzen Keulen, die man in Seoul braucht. Von einem be-

rühmten Seouler Kämpfer heißt es, daß er mit seiner kurzen Keule nach Songdo ging und bald auf der einen, bald auf der andern Seite focht. Zuletzt wurde er boykottiert und der freundliche Beschluß gefaßt, ihn als Überläufer zu töten. — In Seoul kann man das Spiel in seiner dramatischen Form sehen. Die Flußstädte haben einen ständigen Groll gegen die Seouliten und schneiden meistens am besten ab in den Kämpfen auch gegeneinander. Zwei Ortschaften verbinden sich und schicken eine Herausforderung an zwei andere zum Kampf auf dem offenen Felde am folgenden Tage. Keulen, Schutzhelme aus Stroh und Polster für die Schultern werden über Nacht hergerichtet. Am Morgen spielen die Knaben auf beiden Seiten eine Art Pantomime, während die älteren sich für die Rauferei sammeln. Am Nachmittag sind die Hügelreihen auf beiden Seiten überfüllt mit Tausenden von Zuschauern, und die Zeit für den Angriff kommt heran. Die Knaben verlassen das Feld, und die Champions springen vor, schwingen ihre Keulen und führen einen kleinen Kriegstanz auf zur Herausforderung. Die Massen auf den Hügeln spornen durch Zurufe und Schreien an. Die Parteien nähern sich einander ohne jede Ordnung oder Disziplin, Steine fliegen durch die Luft, fallen aber viel zu kurz vor dem Ziel. Wenn die Kämpfer halten, springen die Champions vor und scharmützeln mit einander. Kleine Steine fliegen dichter, und die Gegner nähern sich einander zum wirklichen Kampf. Ein Murmeln geht durch die Partei zur Linken, ein wilder Schrei, und die ganze Bande stürzt vorwärts geradeaus gegen den Feind über das offene Feld. Der Feind weicht und läuft davon, aber nur so lange, bis der Sturm der Angreifer seine eigenen Reihen in Unordnung gebracht hat. Dann wenden sie um und fegen alles vor sich her zurück. Die Menge auf den Hügeln brüllt vor Vergnügen und treibt die Kämpfer an mit allerlei unzusammenhängenden Ratschlägen. Bei der nun folgenden Kampfpause finden Zweikämpfe zwischen den mit Helmschutz versehenen Champions statt, bei denen kräftige Streiche geführt werden und hie und da ein blutendes Opfer davongeschleppt werden muß. Wenn der späte Nachmittag kommt, werden die Kämpfer mutiger, und die Absicht, beim Nahen der Nacht das Feld zu behaupten, läßt sie alle Vorsicht in den Wind schlagen. Die Sturmangriffe hinüber und herüber werden immer kühner. Die Champions mischen sich unter die gemeinen Kämpfer und teilen rücksichtslos nach rechts und links ihre Hiebe aus, bis ein wohlgezielter Ziegelbrocken eine verwundbare Stelle trifft und der Mann sich zum Verbinden zurückziehen muß.

Oft stürmt die fliehende Seite zwischen die Zuschauer, dann gibt es eine allgemeine Flucht. Auf einer Seite sieht man einen Haufen von 10 oder 20 Kämpfern heranstampfen und einen Feind bearbeiten, der hilflos am Boden liegt. Ein wilder Schrei tönt von der Seite des gefährdeten Kämpfers, ein halb Dutzend entschlossener Gesellen springen Hals über Kopf in die kämpfenden Massen und holen als Sieger den Körper ihres Kameraden heraus, trotz der Hiebe, die rechts und links wie Regen fallen. Wenn es dunkel wird, bricht man den Kampf ab, und die glückliche Menge strömt zur Stadt zurück, in ihrer Mitte die zerschlagenen, aber lächelnden Champions, die damit prahlen, was sie den Burschen morgen zeigen wollen.

Die verschiedenen Ortschaften sind genau so stolz auf ihre guten Kämpfer wie amerikanische Städte auf ihre Ball-

spieler, und man findet dieselbe Rivalität, sich die Hilfe solcher Champions zu sichern. Ein reicher Bürger einer Stadt geht heimlich zu dem Champion des Nachbarortes und bietet ihm Wohnung und Nahrung an, wenn er übergehen und seinem Orte helfen würde. Das kommt an die Öffentlichkeit, und die Leute des Ortes, in dem der vielbegehrte Mann lebt, tun sich zusammen und machen ein viel besseres Angebot, wenn er bleibt, wo er ist. Solch ein Mann kann elf Monate des Jahres bequem leben, wenn er seinen Kopf in dem einen letzten Monat riskieren will. Seine Tapferkeit hat geradezu einen bestimmten Geldwert.

Bevor der letzte Herrscher in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts den Kyöng-Bok-Palast wieder aufbaute, waren die Prüfungsplätze direkt hinter dem Palast die beliebtesten Stätten für die Steingefechte, und es wurden dort große Schlachten geschlagen. Soweit der Bericht.

Über die Sitte des Steinkampfes bei den Völkern des Erdkreises gibt es eine für den einzelnen schwer zu übersehende Literatur. Wer sich durch sie durchzuarbeiten wünscht, um die Frage zu beantworten: Wozu das alles? der gerät bald in ein Chaos von Berichten und ein Chaos auch von Meinungen. Usener hat vor kurzem Ordnung in diese Dinge zu bringen gesucht; seiner Arbeit aber in dem Archiv für Religionswissenschaft (VII, 1904, S. 297 ff.), welche die neue Folge dieser Zeitschrift A. Dieterichs einleitete, wird nicht von allen nachgerühmt, daß sie den Gegenstand glücklich behandele oder gar aufkläre. Leider kann nicht anders als festgestellt werden, daß Usener in dem Bestreben, eine Erklärung für alle oder doch die meisten Fälle des Steinkampfes zu finden, einseitig und ganz offenbar gewaltsam verfahren, auch Verschiedenartiges herangezogen und auf diese Weise seinen außerordentlich gelehrten Versuch selber stark geschädigt hat. Der Apostelschüler Timotheus ging in Ephesus bei einer Prozession, gegen welche er Einspruch erhob, zugrunde; man schlug ihn tot mit Knütteln und Steinen. In der Beschreibung der Prozession selber werden nicht Steine, sondern nur Knüttel erwähnt, mit denen die grotesk vermummten Teilnehmer auf die Zuschauer, sogar ehrbare Frauen, losschlugen, sie wohl auch verwundeten oder gar töteten. Das Zeugnis gehört also gar nicht unter die Belege für die Steinkämpfe, wie jeder sieht, und muß ausgeschlossen werden. Das gleiche gilt von solchen Scheinkämpfen, durch welche eine Vorbedeutung für den bevorstehenden Ernstfall gewonnen werden soll. Vor dem Entscheidungskampf Alexanders mit Darius hatte sich das Gefolge des Königs in zwei einander feindliche Parteien geteilt, deren eine von einem Alexander, die andere von einem Darius befehligt wurde. So der zuverlässige Eratosthenes in Plutarchs Lebensbeschreibung des Alexander, Kap. 31. Man kämpfte mit den Fäusten, mit Erdschollen, Knütteln und Steinen. Alexander ordnet statt des Massenkampfes einen Zweikampf der Führer an. Der Vertreter Alexanders siegt. Das nimmt König und Heer als glücklichste Vorbedeutung für die zu erwartende Schlacht. Diese Zukunftsbefragung kennen manche unter den unzivilisierten Völkern. Usener leugnet hier also ohne Grund und ohne Recht die durch die Situation, zudem durch den zuverlässigen Zeugen völlig gesicherte Bestimmung des Steinkampfes (S. 302).

Diese Beispiele haben wohl das deutlich gemacht, daß mit einer und derselben Lösung der Mannigfaltigkeit

der Zwecke und Absichten der Steinkämpfe nicht Genüge geschieht.

Eine besonders lehrreiche Sitte bezeugt Auguſtin für Caesarea, die Hauptſtadt des öſtlichen Mauretaniens. Sie weiſt in das religiöse Gebiet. Um das Jahr 418 hatte Auguſtin dort gegen den Unfug der »Caterva«, des Massenkampfs mit Steinen, gepredigt. Er schildert so: »Es kämpften miteinander nicht bloß die Bürger der Stadt, sondern sogar Verwandte, Brüder, selbſt Väter und Söhne, mit Steinen sich bewerfend, sie hatten sich in zwei Parteien geteilt, und diese Massenschlacht wiederholte sich in einer beſtimmten Jahreszeit an mehreren Tagen hintereinander. Jeder suchte den anderen zu töten, er, der Kirchenvater, habe heftig gegen diese Unsitte gepredigt und erreicht, daß sie in Zukunft unterblieb.« (De doctrina chriſtiana IV, 24.) Wenn die nächſten Verwandten auf die einander beschießenden Parteien verteilt waren, so daß der Bruder gegen den Bruder, der Sohn gegen den Vater mit Steinen losging, so kann weder von einem bloßen Sport, noch von einem bloßen Omen gesprochen werden. In beiden Fällen wäre eine Verteilung der nächſten Verwandten, der Brüder, ja sogar des Vaters und der Söhne auf verschiedene Seiten eine bloße Barbarei gewesen. Die Beteiligten müssen geradezu die Wunden gesucht haben, gleichgültig, von wem sie kamen. Hier liegt ein religiöser Aberglaube, oder besser Glaube, vor. Es kann sich da um Übelabwehr handeln; welcher Art aber das Übel dort war, wissen wir nicht mehr. Reinigungsriten und Beschwichtigungsriten — denn auf sie läuft die Abwehr des Übels hinaus — haben trotz der Gleichheit der Behandlung ſtreng genommen sehr verschiedene Ziele. Man reinigt sich im eigenen und im Interesse des Staates, und man versöhnt eine höhere Macht, die also verletzt oder gekränkt erscheint. Blutige Sühnungen, Peitschung der Knaben und anderes, liebt Artemis. Und nun erzählt Libanius I 236, 9 von den in Antiochien wohnenden Mazedoniern, zu Ehren der Artemis habe man dort einen Fauſtkampf aufgeführt; ein Kämpfer aus jeder Phyle der Vorſtadt Meroë trat für diese in den Kampf. »In höchſter Spannung erwartete die Menge den Sieg, nicht etwa wegen der großen von den Phylen aufgebrachten Koſten, vielmehr sah die Handlung wie ein Wahnsinn solcher aus, die der Göttin sich gefällig machen wollten.« Es kann aber auch der Kampf um einen heiligen Gegenſtand gewesen sein, sei es, daß man ihn sich aneignen oder ihn abweisen wollte. In Papremis, so etwa erzählt Herodot II 63, setzen die ägyptischen Prieſter zu einer beſtimmten Zeit des Jahres das Kultbild in seinem Kapellchen auf einen Wagen, um es anderswohin zu bringen. Sie sind mit Knütteln bewaffnet. Da begegnen ihnen andre ebenso Bewaffnete; sie wollen es hindern. Parteien bilden sich, und ein schlimmer Kampf der Haufen entbrennt. Einen gleichen Fall erwähnt Mannhardt. »Mythol. Forschungen« S. 194 A.

»In Granada werden in dem großen und sehr bekannten Orte Antequera zwei verschiedene Chriſtusse verehrt, Chriſtus el de arriba (von oben) und Chriſtus el de abajo (von unten). Diese scheiden den Ort seit langen Zeiten in zwei feindliche Parteien. Chriſtus el de arriba hat seinen Sitz in der Kirche des oberen Dorfes, sein feindlicher Bruder den seinen in der Kirche unten am Berge. Der Streit um den Vorrang eines dieser Chriſtusse hält noch heute die Bewohner des oberen und unteren Dorfes in Feindschaft auseinander. Die

Schließung eines Ehebündnisses zwischen Angehörigen der feindlichen Parteien gehört zur Unmöglichkeit. Hält einer der Chriſtusse seinen Einzug, so pflanzen die Anhänger des andern ſtets in Menge sich auf, um den Rivalen zu verspotten, auch wohl mit Kot und Steinen zu bewerfen. Trifft es sich, daß beide zugleich ausgehn, so kommt es um den Vortritt zu blutigen Tätlichkeiten, bis der eine oder der andere in seine Kirche zurückgedrängt worden iſt.« Aber auch erworben konnte und sollte das Heiltum durch den Steinkampf werden. Dafür iſt ein besonders hübsches Beispiel wieder durch Mannhardts Sammelfleiß bekannt aus dem Aberglauben der Bretagne während des 14. Jahrhunderts (S. 195 und unten).

II.

Im Frühling pflegte das mazedonische Volk einen Reinigungsritus in Waffen vorzunehmen. Ein Hund wurde mitten durchgeteilt, und zwischen die blutigen Hälften das Heer hindurchgeführt. Dieser Teil des Feſtes schloß mit einer Parade. Es folgte dann ein schon dem Berichterſtatter (es iſt der Grieche Polybius) auffälliges Schauspiel, nämlich wieder der Scheinkampf. Zwei Heeresabteilungen wurden formiert, die dieses Kampfspiel (*simulacrum ludicrum pugnae*) mit allerlei Waffen, nur keinen eisernen, auszufechten hatten, also nicht mit Schild und Speer und Pfeil, sondern mit Knütteln und Stein*). Verwundungen waren dabei nichts Seltenes; denn die Leidenschaftlichkeit der Kämpfenden war gewaltig, und Prinzen aus dem regierenden Hause lehnten die Führerschaft nicht ab (Livius XL 6). Wir kennen den Monat des Feſtes: es iſt der Xanthikos, der etwa unserem März entspricht. Polybius fügt in einem glücklich erhaltenen Originalfragment hinzu, daß das ganze Feſt dem Xanthus galt, und daß es ein Reinigungsfeſt für das mazedonische Heer war. Das letztere wäre aus dem Opferritus ohnehin zu erschließen gewesen, der Inhaber des Feſtes aber iſt eine uns sonſt unbekannte Erscheinung der mazedonischen Religionsüberlieferung. Nur eins muß als sicher bezeichnet werden: Xanthus war kein Gott, sondern ein geſtorbener Mensch. Der Beweis liegt im Wortlaut des Fragments. Der dies anführende Lexikograph (es iſt der Byzantiner Suidas) will die Bedeutung des Verbums *ἐναγίζειν* aus der Literatur belegen; es bezeichnet dies Verbum bei Herodot die den Abgeschiedenen gewidmeten Opfer, sagt er und belegt seine zweifellos richtige Behauptung mit folgendem Satze des Polybius*): Es »bringen die Mazedonen dem Xanthus Totenopfer dar und veranſtalten eine Reinigung des Heeres bei kriegsmäßig angeschirrten Pferden.« Wer die Grammatik verläßt, begehrt Unmögliches. Wie die Bibel, so hängt in allen Religionen der Streit an der Interpretation, an genauer Erfassung des Wortlautes des Zeugen.**) Hinter dem Feſte der Xanthia und dem davon abgeleiteten Monatsnamen ſteht kein Gott (wie sogar Usener wollte), sondern die Seele eines Abgeschiedenen, des Heros Xanthus. Ihm also galt der Steinkampf. Diesem Schluß hat man

*) Ceterum non imago fuit pugnae, sed tamquam de regno dimicaretur, ita concurrerunt, multaque vulnera rudibus facta, nec praeter ferrum quicquam defuit ad iustam belli speciem.

*) Suidas *ἐναγίζειν] παρὰ Ἡροδότωι τὰς χοὰς φέρειν ἢ θύειν τοῖς κατοιχομένοις . . . ἐναγίζουσιν οὖν τῶι Ξανθῶι Μακεδόνες καὶ καθαρμὸν ποιοῦσι σὺν ἵπποις ὡπλισμένοις.* Hesych *Ξάνθια* (für *Ξανθικά*) *ἑορτὴ Μακεδόνων Ξανθικοῦ μηνὸς ἢ Ξανδικοῦ ἀγομένη. ἔστι δὲ καθάρσιον τῶν στρατευμάτων.*

**) Stengel, »Opfergebräuche«, S. 164 f.

durch Anzweiflung der Zuverlässigkeit des Berichtes entgehen wollen. Das hieße aber auf einem Gebiete wo wir nicht eben reich sind an Wissen, künstlich sich arm machen wollen. Diese Art des Steinkampfes war eine Begehung für den einzelnen Toten, den Heros, eine besondere Art der Seelenfeier. Die Mazedonen waren nach Otto Hoffmanns Feststellungen aus der sprachlichen Hinterlassenschaft, die leider gering ist, ein im Grunde griechisches Volk, nur isoliert und lange oder eigentlich immer hinter ihren südwärts weitergezogenen Bruderstämmen zurückgeblieben (Die Mazedonen, 1906, S. 110). Wie diese, wie alle arischen Stämme, besaßen die Mazedonen den Glauben an die individuelle Unsterblichkeit. Er ist ja der Urfels der religiösen Schöpfung, der durch die Jahrtausende unverschüttet in die Gegenwart der Dinge hineinragt. Die Seele des Abgeschiedenen ist zu fürchten, sie kann segnen, aber auch furchtbar schaden, zumal wenn gegen sie einst gefrevelt oder gefehlt ist, aber auch ohne solche Vergehen. Daher das Opfer an die Seele, von der Nahrung und Wohlfahrt kommt; wo sie zürnend gedacht wird, kommen aus der furchtbaren Angst vor dem »schweifenden Irrgeist« Beschwichtigungsriten aller Art. Indem sich das Volk oder ein Teil desselben freiwilliger Buße unterwirft, wohl gar verwundet, bringt es zur Sühne sich selbst dar, sein eigenes Blut und sein eigenes Leben. Das Blut ist das Leben.

Feste einzelner Heroen und allgemeine Totenfeste sind in der Antike getrennte Dinge. Allgemeine, vom Staate einmal festgelegte Totenfeste kannte auch das klassische Altertum; Athen feierte solch ein Fest während der Frühlingsblüte an den Anthesterien. Und auch mit den allgemeinen Heroenfesten — sie pflegen Ἡρωΐς zu heißen — sind Begehungen für einzelne Heroen niemals zu vermischen: ganz wie in der katholischen die Erinnerungsfeste an einzelne Heilige neben Allerheiligen und erst recht neben Allerseelen steht.

Die Mythologen pflegen zu übertreiben. Gewiß ist es richtig zu sagen, daß wie bei den christlich gewordenen Völkern sich den altheidnischen Göttern irgend eine andere Person unterschiebt, weil die alten Götter in Vergessenheit geraten oder abgesetzt sind, so ganz ähnlich auch griechische Götter, Ortsgötter, in (gleichnamige) Heroen übergehen und als Götter ganz verschwinden können. Das kann vorkommen. Aber auch die Annexion eines Heroenkultes durch den mächtigeren Gott ist vielfach erwiesene Tatsache. Jeder weiß, daß an den meisten der internationalhellenischen Kultusstätten, daß in Olympia und Nemea, in Delphi und auf dem Isthmus die großen Wettspiele ursprünglich einem Heros, erst später dem Gotte gehörten, welcher sie in den historisch bekannten Zeiten besaß! Die Geburtsgöttin (Eileithyia) von Tegea hatte dort den Beinamen »Auge auf den Knien«: sie hatte die heroischen Ehren dieser Sterblichen an sich gezogen. Nicht die Götterburg des Olymp, Mutter Erde und alles was ihr ist umspannt die Geister, denen der Erdgeborene seine Verehrung widmet. Xanthus ist kein zum Heros herabgesunkener Gott, wie Usener ohne den Ansatz zu einem Beweise glaubte annehmen zu dürfen. Die Legende nennt ihn gestorben, und der simple Name »Blond« (Flavius) ist gesichert durch Analogien und selbst auch als Eigenname von Menschen wohlbekannt. Die alte Zeit hatte solche Menschennamen. Freilich hat Usener auch einen zweiten Sterblichen des Namens Xanthus zu

einem Gotte machen wollen (S. 304). Es ist das in jedem Betracht unglaublich und unmöglich. Die Geschichte, in welcher der andere, eben erwähnte Xanthus vorkommt, kennt ihn als einen boeotischen König an der attischen Grenze*). Er soll im Zweikampfe gegen den Herrn des attischen Grenzortes Melainai, Melas oder Melanthus, durch eine List des dem Gegner gewogenen Gottes, des Dionysos, getäuscht und getötet worden sein. Die Geschichte enthält einen sehr altertümlichen Zug: der Gott erschien in der alten Felltracht der Bauern, umgürtet mit einem Schurz aus schwarzem Bocksfell. Wie ein Rudiment aus dem entlegensten Altertum mutet den Wanderer diese Urtracht heute noch an bei den Landleuten der römischen Kampagna von Cività Castellana bis zu den Volskerbergen und weiter bis zum Liris. Man bedeckt sich dort ganz allgemein vorn die Beine mit Fellen von Zicklein anstatt der Hosen. Und in dem römischen Luperkalienfeste erhielt sich die Sitte; die so Bekleideten hießen danach selber Böcke (creppi). Ein glücklicher Zufall ermöglicht noch etwas genauer zu sehen. Gerade in derselben Gegend des östlichen Böotiens, in Tanagra, tauchte die Grabstele eines Xanthikles auf (Griechische Dialektinschriften Nr. 991). Die Analogien wie Dionysikles Dionysigenes und viele andere nötigen des mittleren Vokales wegen zu der Ableitung von dem Festnamen Xanthia. Der Vater wird seinen Grund gehabt haben, den Neugeborenen gerade nach jenem Feste zu nennen. Der Name reiht sich ein in die vielen ähnlichen Bildungen griechischer Namen (Neue Jahrbücher für das klassische Altertum 1911, S. 544). So finden sich denn die Xanthien als Fest und ein alter Heros Xanthus auf dem engen Raum des östlichen Böotiens an der attischen Grenze zusammen. Dieser Xanthus wird Inhaber der Xanthia gewesen sein. Dann war auch dies ein Seelenfest und ragt hinein in eine Zeit, wo die griechischen Mazedonen und die Griechen um Tanagra und die Asopusmündung im Norden des Balkan noch ungetrennt zusammenwohnten. Diese letzteren nannten sich selber, wie bekannt, nicht Böoter, sondern Graer: ein vorgeschichtliches Volk, das keineswegs wie so viele ganz verklungen ist, dessen Splitter uns nicht bloß an der böotisch-attischen Grenze, sondern auch am Hellespont (auf Lesbos und in Parion) und dann im fernen Nordwesten, im Gebirgsland von Epirus, sichtbar sind. Anerkannt hängt die von den Römern übernommene Benennung der Hellenen als Graeci an eben diesem Griechenstamme.

Das älteste aller Zeugnisse für den antiken Steinkampf enthält der alte homerische Hymnus auf Demeter. Demeter hatte in Eleusis, noch unerkannt, ihren Pflegling und Liebling, den kleinen Demophon ins Feuer gelegt, um ihn unsterblich zu machen, ihm ganz sinnlich das Sterbliche auszubrennen. Gestört durch die entsetzte Mutter des Kindes, die Königin, muß sie ihr Vorhaben aufgeben. Sie verspricht aber Demophon, der nun wie die andern Menschen dem Tode verfallen sei, unvergängliche Ehre, die jährlich an bestimmten Tagen wiederkehre; Grabesehre also. Die jungen Eleusinier werden ihm, so verheißt die Göttin, »ein Krieg- und furchtbares Massenkampfspiel« veranstalten: *πόλεμον καὶ φύλοπιν αἰνήν*, Worte, die den Gegensatz zum Kampfe einzelner, zum Agon, bedeuten. Niemals geht

*) Göttingergelehrte Anzeigen, 1889, S. 804.

Agon auf den Kampf der Scharen, wie *φύλοπις*. Dem entspricht die Etymologie. *φύλοπις ἀπὸ τοῦ κατὰ φῦλα μάχεσθαι συνερχομένους* sagt die Homerexegese. Das ist catervatim, catervarios. Vgl. Kaibel zu Sophokles »Elektra« 1073. Den eleusinischen Steinkampf (*βαλλητύς*) zu Ehren Demophons kennt die Überlieferung auch sonst.*) Demophon — den Namen tragen viele Griechen — war ein wirklicher Mensch, das ihm gewidmete Spiel eine Begehung ganz derselben Art wie für Xanthus. Die Seele des Abgeschiedenen, zum Heros erhobenen Demophon war zu beschwichtigen. Nach der Legende war er um die Unsterblichkeit gebracht.

Endlich Trozen. Zwei Mädchen kretischer Herkunft trafen in dieser Stadt ein, als gerade ein Aufstand in der Bürgerschaft ausgebrochen war und Steine hin- und herflogen. Die Mädchen gerieten in den Tumult und kamen durch die Steinwürfe um. Ihre Seelen zu beschwichtigen, richteten die Trozenier die Lithobolie ein, als Seelenfest also. So der Bericht des Periegeten Pausanias II 32, 2. Auch anderswo, in Epidaurus und Ägina, wußte man von diesen Kreterinnen zu erzählen. Aber die Lithobolie wird nur für Trozen bezeugt. Es darf nicht verschwiegen werden, daß die moderne Auffassung entgegen den Berichten aus dem Altertum die beiden Inhaberinnen dieses Festritus für Göttinnen erklärt. Den Anlaß zu dieser Abweichung bot die bildliche Darstellung der beiden auf Ägina; ihre Kultbilder hatten nach Herodot (V 86) knieende Haltung. Das pflegt die Haltung gebärender Göttinnen auf den Monumenten zu sein. Es gibt aber noch einen andern Zweck des Kniens. Das Knien ist die Stellung der Flehenden, die plastische Gebetsandacht. Gaia fleht auf die Knie gesunken Vater Zeus um Regen für die Erde, deren Geist sie ist. So bildete sie die griechische Kunst. So also auch die beiden kretischen Mädchen.

Zu dem Text des Pausanias über den Steinkampf im Kult von Trozen hat der gelehrte englische Folklorist Frazer eine lange Anmerkung in seiner Ausgabe gemacht und viel Material aus allen Gegenden der Welt zusammengetragen. Mit solchen Massenbelegen geht es dem Leser wie mit den antiken Scholiasten: die Benutzung will vorsichtig geübt, sie will gelernt sein. Auch das Moskauer Scholion zu Pausanias hat eine wichtige Bemerkung. In ihm spricht der Bischof Arethas von Caesarea in Kappadokien (um 900) von einem Erlebnis während seiner Reise an der adriatischen Küste Norditaliens. »Ich sah in der Stadt Ariminum bei den Italern auch meinerseits genau dasselbe Fest (wie in Trozen) gefeiert am 23. April.« Rimini war schon seit dem 4. Jahrhundert Bischofssitz. Am 23. April feiert die katholische Kirche das Martyrium des heiligen Georg. Auf Diokletians Befehl soll der Heilige an jenem Tage hingerichtet worden sein. Der Todestag des christlichen Heros hat den Ritus eines älteren Festes an sich gezogen, das — wie wir sahen — mehrfach einzelnen Heroen der Heidenwelt galt. Das Zusammentreffen gibt, weil ungesucht, doch zu denken. Noch im Jahre 1903*) beobachtete W. Skutsch am Tage der Mitfasten in dieser Stadt der Malatesta eine Prozession, die Vernichtung der »Alten«, einer greulichen, den Winter darstellenden Weiberpuppe. Mitfasten fällt jedenfalls vor den 23. April. Die widerstreitenden Daten, die Zuge-

*) *Βαλλητύς*] *ἑορτὴ Ἀθήνησιν ἐπὶ Δημοφῶντι τῷ Κελεοῦ ἀγομένη.* Athenaeus IX 406 d. 407 c.

*) Mitteilungen der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde VI, S. 32 ff.

hörigkeit des einen Festes zum heiligen Joseph, des anderen zum heiligen Georg, verbietet die Identität der beiden Feste jedenfalls für Rimini. Die Untersuchung wird damit einer sie belastenden Materialmasse los und ledig. Ob das Fest nationalumbrisch oder gallisch war (Ariminum liegt auf der Grenze), weiß heute niemand. Aber daß ähnliche catervae in diesem selben Teile zwar nicht für das Altertum, aber für das Mittelalter nachgewiesen sind, wollen wir nicht ohne Verbindung mit Arethas Bericht über das umbrische Kampfspiel seiner Zeit lassen.*) Um die Frühlingszeit errichtete die Bürgerschaft von Siena auf der Piazza del Campo zwei große Zelte für die Teilnehmer am bevorstehenden Faustkampf (nicht Steinkampf). Und in Pisa stritten die beiden um den trennenden Arno gelegenen Stadtteile auf der Brücke des Flusses. Die oplomachia Pisana und der giuco del ponte dort am 17. Januar waren berühmt. Ebenso stritten in Florenz um die Arnobrücke noch im 17. Jahrhundert zwei der dortigen Zünfte, Weber und Färber. Aber hier fehlen die Steine als Schießmaterial. Es ist ein giuco dei pugni, wirklich eine pugna. In Ariminum aber fehlten die Steine nicht, auch nicht in andern Gegenden, wie in jenem Dorfe von Granada und auch in Südfrankreich. In Gap, der Hauptstadt des Departements des Hautes Alpes, pflegte noch für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts die heranwachsende männliche Jugend auf die alte Sarazenenburg Puymore zu ziehen, um dort, gemäß den Stadtvierteln in zwei Hälften geteilt, mit Schleuderwürfen gegeneinander zu kämpfen, und zwar nach der Weinlese. Auch diese Sitte teilt Usener a. a. O. mit. Mit dem auch für Gap bezeugten Feste der »Alten« (Vielle, Vetula) hat dieser Scheinkampf so wenig zu schaffen wie in Rimini. Um die Kirchenfahne des heiligen Servatius lieferten sich — mit stumpfen Waffen — die Bistümer Vannes und Quimper in der Bretagne auf der Grenze noch im 14. Jahrhundert wahre Schlachten, um vom Heiligen gesegnete Ernte zu erflehen. Die abgerissenen Fetzen der Fahne befestigten sie an Scheunen und Erntewagen (Mannhardt S. 195). Hier also beides, die Beziehung auf die Vegetation und auf den machtvollen Toten der Kirche: im Grunde also doch wieder nur eins, ganz wie im antiken Heidentum, im Falle des Xanthus und der beiden Mädchen aus Trozen. Wie von den großen Toten der Kirche der Christ, so begehrte von seinen großen Toten durch seine Begehungen der antike Heide Segen für die Landschaft und für seine Person. Gedanken sterben nicht, ändern sich nur, in den verschiedensten Ländern haben sie irgendwie Zusammenhang.

Auch die Römer besaßen, und zwar im Weichbilde der Stadt Rom, dieselbe primitive Festsitte. Sueton berichtet in seiner Lebensbeschreibung des Augustus, wie der Kaiser mit besonderem Behagen den Massenkämpfen in den engen Stadtquartieren Roms zugeschaut (Kap. 45). Dabei fällt der auch bei Augustin stehende Ausdruck Catervarii oppidani. Es wäre gleich unrichtig, wollte jemand die Bürgerkämpfe in Ariminum oder die in Mauretanien für Übertragungen aus Rom bloß auf die kurzen Nachrichten hin, die heute übrig sind, ausgeben. »Mit römischer Herrschaft und Kolonisation hatte der Brauch sich bis nach Afrika verbreitet«, steht leider bei Usener (Archiv für Religionswissenschaft VII, S. 298).

*) Ich entnehme diese Fälle aus Useners Sammlung S. 310 f.

III.

Der Einzelkampf im Agon und der Massenkampf der Streiter stehn, wo es sich um religiöse Begehungen derselben Art und Richtung handelt, in einem inneren Verhältnis. Der eine muß sich aus dem anderen entwickelt haben. Aus vorgefaßter Meinung hat Usener (S. 313) das Frühere im Agon gesehen. Der Massenkampf sei nachträglich aus dem Bedürfnis aufgekommnn, die Gemeinde zu reinigen. Die geschichtliche Betrachtung verlangt für die Antike in jedem Falle, der sich bisher hat aufklären lassen, die umgekehrte Ordnung. Auch eine allgemeine Erwägung spricht für sie.

Das Agonale ist eine Triebkraft für die Griechen gewesen, so stark, wie sie so kein anderes Volk der Erde gekannt hat. Die Agone, das Sichmessen mit anderen um die Wette, waren — wie Jakob Burckhardt das so schön gesagt — geradezu das Gährungselement, das jegliches persönliche Wollen und Können, sobald die nötige Freiheit da war, festmachte. Diesen übermächtigen Zug zur Persönlichkeit besitzen despotisch regierte Völker nicht. Auch manche andere nicht. »Die auferlegte Rangordnung und die geringe Wünschbarkeit, sich auch vor den Geringeren sehen zu lassen, drängte dort das Agonale völlig zurück; im Orient läßt man sich von Bezahlten oder von Sklaven etwas vormachen.« Auch die Römer, die sich — wieder nach Burckhardt — von den Griechen hauptsächlich dadurch unterschieden, daß sie nichts Zweckloses mochten, würden es zu der agonalen Entwicklung nicht gebracht haben. Nur in den freien und kleinen Stadtstaaten der Griechen konnte der Wille zum Ruhm, vor gewählten oder gegebenen Richtern, der Sieg ohne Leidenschaft im Sinne äußerer Zwecklosigkeit und damit jede schöne Idealität, so allgemein werden. Das Agonale durchdringt alle Lebensregungen, auch das literarische Leben, auch den dramatischen Dialog und jede Gelegenheit zur Geselligkeit. Wie und durch welche Gedankenverbindung es kam, daß gymnische Agone bei vornehmer Totenfeier unter den Griechen abgehalten wurden, fragt Burckhardt »Griechische Kulturgeschichte« III, S. 92 und antwortet mit dem Hinweis darauf, daß, wenn überhaupt viele Griechen zusammenkamen, sich Agone ganz von selbst ergaben. Gewiß ist dieser Trieb in seiner offenbaren Stärke bestimmend geworden für die Entstehung der Agone für die Abgeschiedenen; aber aus dem Nichts sind die Agone wenigstens hier nicht geschaffen worden. Aus dem Chaos die Ordnung, aus dem Kampf der Massen die Einzelkämpfe bei den Leichenbegängnissen und den Jahresfeiern der Großen, ohne daß deswegen jeder einzelne dieser Agone eine φύλοπις αἰνή, einen Massenkampf, abgelöst haben müßte.

An entlegener Stelle lesen wir von einer verwilderten Thrakerin, die nach allerlei schlimmen Schicksalen in einem Wildnetze gefangen und getötet ward. Da geraten die, welche sie getötet, um einen von ihr geraubten Bock in tödlichen Streit; mehrere fallen. Postea consuetudo servata est, ut ad tumulum virginis populi convenirent et propter expiationem per imaginem pugnae concurrerent. Die Grabessitte also kam auf, da, wo das Mädchen bestattet war, zur Beschwichtigung desselben zwischen zwei Voskshaufen einen Scheinkampf zu veranstalten. Auch hier müssen stumpfe Waffen, Knüttel und Steine, vorausgesetzt und spitze und scharfe aus-

geschlossen werden, so daß die Worte des Livius (XL 6) von dem Kampfe am Grabe des mazedonischen Xanthus auch auf Harpalyke Anwendung finden. Die Erzählung pflegt insofern nicht richtig behandelt zu werden, als der Charakter des Seelenfeſtes auch hier verkannt wird (vgl. Roschers Lexikon der griechischen und römischen Mythologie u. d. W. »Rheinisches Museum« XLIX S. 526 f.). Das Grab iſt der Ort für den Leib, für die Seele des Geſtorbenen nur insofern, als sie gleichsam als seine freigewordene eigene Persönlichkeit das Grab umschwebt. Das Grab aber befindet sich nicht abseits der Menschen. Die Seele also lebt individuell unſterblich inmitten der Lebenden, zu denen sie einſt gehörte, schädigend und segnend, je nachdem.

Bei gewissen unkultivierten Völkern bekämpfte sich bei der Leiche eines Großen dessen Gefolge bis auf den Tod. Das ist allbekannt. Tötliche Gladiatorenkämpfe ließen die Etrusker bei vornehmen Totenfeiern ſtattfinden. Die Steinkämpfe werden, das darf bei aller Vorsicht gesagt werden, schon nicht mehr das Erſte und Ursprüngliche, sondern eine abmildernde Entwicklung sein, aber ganz in abſtracto: daß das an sich Allererſte auch im besonderen Falle das Erſte gewesen, iſt ein immer unberechtigter Schluß. Von der schon erwähnten Harpalyke kennt die Überlieferung noch eine Grabessitte, aber eine ganz verschiedene. Die Mädchen sollen der Verſtorbenen (wo, wird hier nicht gesagt) an ihrem Tage einen Wettgesang *(ᾠδῆς ἀγῶνα)* am Grabe gesungen haben. Dem Charakter dieser Feier entspricht der Charakter der Legende. Es iſt keine verwilderte, keine erschlagene Räuberin, sondern ein aus Liebesgram gestorbenes Mädchen. An eine rein dichterische Neuschöpfung würde sich denken lassen, wenn die Grabessitte des Wettgesangs der Frauen hier nicht wäre. Also die Umgeſtaltung von Brauch und Legende: ein musischer Grabesagon hat hier den rohen Massenkampf ersetzt; oft iſt für Tote ein musischer Agon überliefert. Das Material iſt reich, es müßte gesammelt werden. Es iſt bedauerlich nicht zu wissen, ob die Umgeſtaltung der zweiten Harpalyke-Überlieferung ebendort anerkannt worden iſt, wo die frühere, die rohere Fassung zu Hause war. Notwendig wäre das nicht. Auch die Heroenkulte wandern, wie die Heiligenkulte der Chriſten. Auch die Xanthien sind gewandert, sie haben im unteren Asopustale ihren alten noch rohen Charakter vielleicht auch nicht bewahrt, sondern die mildere Form des Agons angenommen. Wir wissen das nicht, müssen es aber offen lassen.*) Im vierten Jahrhundert v. Chr. war die Umformung jedenfalls erfolgt (Ariſtoxenus bei Athenaeus XIV p. 619 E). Was diese Grabeslieder enthielten, sagen wir uns selbſt. Die Leiden und die Taten der ſtill in den Gräbern ruhenden Abgeschiedenen werden im Liede gefeiert, bald einzeln vorgetragen, bald einzeln gesungen, bald vom Chore gesungen, im Tanzschritt, als rechte echte Balladen. Der ungeheure Schatz der Heroenmythologie, den die Welt immer wieder staunend an den Griechen betrachtet, ist wie aus einem Grundkapital aus dieser besonderen Art der Seelenfeier für einzelne Tote, die hervorragten, erwachsen. Es ist so richtig und wahr der Satz: lösen muß sich aus seinem

*) Das Hundeopfer der Xanthien beſtand in Boeotien jedenfalls: *Βοιωτοῖς δὲ δημοσίαι καθαρμός ἐστι κυνὸς διχοτομηθέντος τῶν μερῶν διεξελθεῖν* Plutarch »Aetia Romana«, 111 p. 290 f.

natürlichen Zusammenhange, denaturiert und freie Form muß werden, was ewiges Leben haben soll. Vor unsern Augen vollzieht sich der Übergang der Heroenlieder in gewisse Gattungen der Poesien, die jedenfalls keine Lieder an die Seelen waren. Pindars Siegeslieder, Lebenden gewidmet, holen so oft mit fühlbarer oder offensichtlicher Gewalt ihren besten Inhalt aus jenen Liedern für die Heroen. Was die Sikyonier einstmals am Grabe des Heros Adrastus zu singen pflegten, hat er eben aus dieser sikyonischen Grabespoesie in einem seiner nemeischen Gedichte auf seine Weise wiederholt. »Tragische Chöre« nennt Herodet die erwähnten Grabeslieder für Adrastus (V 67); eine starke Aehnlichkeit, natürlich nicht Gleichheit mit den Chören der attischen Tragödien hat er damit andeuten wollen. Und daran tat er recht. Auch der geniale Schöpfer der attischen Tragödie aus dem Satyrspiel griff auf die Heroenlieder, die Ahnenpoesie, zurück, welche an sich und ursprünglich mit dem dionysischen Festspiel an den Lenäen und den großen Dionysien gar nichts gemeinsam hatte. »Heiliges Spiel aus der Welt der Abgeschiedenen und der Götter« durfte die altattische Tragödie dennoch genannt werden (Goethe und die Antike, Stuttgart 1912, S. 627). »Stille ruhn oben die Sterne und unten die Gräber.« Geworden ist die Tragödie Ahnenpoesie in demselben Sinne wie Pindars Siegeslieder, nur daß Pindar Einheitlichkeit in seinen Gedichten recht oft noch nicht erreicht hat. In Pindars Poesie steckt Unausgeglichenes. In den Tragödien aber herrscht schon in den ältesten unter den erhaltenen die dort vermißte Einheitlichkeit, wo doch der Komponenten zwei sind. Und eigentlich erinnert nur noch der dionysische Name der Tragödie an den »Gesang der Bocksdämonen«, aus welchem sie zuletzt hervorgegangen. Das Schaffen genialer Menschen ist kein Schaffen aus dem Nichts, sondern ein Neuordnen, ein umschaffendes Verbinden zweier oder mehrerer elementarer Komponenten zu einem dritten, zu einer bisher noch nicht gesehenen Einheit. Bleibt dann ein alter, einst nur dem einen der Komponenten zukommender Name dem neugewordenen Geschöpf, so entsteht ein Mißverhältnis zwischen diesem und dem alten Wortbilde. Wer sich daran aber stößt, kennt die Geschichte der Sprache so wenig, wie die Geschichte der Kultur. Wie der Historiker es immer wieder beobachtet, daß die Physiognomie einer Ueberlieferung neu gemacht wird, wenn sich ihr aus einer bestimmten Gegenwart ein neuer Zug eingedrückt, so und nicht anders erkennt immer wieder, fast mühelos, der geübtere Sprachforscher, wie die Physiognomie eines alten Wortes von einem bestimmten Zeitpunkt an durch eine machtvolle Persönlichkeit umgeprägt sein muß. Die äußerlich unveränderte Worthülle hat dann einen neuen Inhalt empfangen. Wenig so überraschend klare Beispiele für diesen alten Erfahrungssatz, für diese die organische Entwicklung kreuzende göttliche Willkür des Genies, werden sich finden lassen, wie der Begriff der altattischen Tragödie. Die Etymologie »Bocksgesang« und der historische Befund im 5. Jahrhundert als Heroendrama streiten mit einander; sie heben sich auf. Der Historiker hat aus dieser Unvereinbarkeit vorsichtig nur zu entnehmen, daß er zwei Komponenten sich gegenüber sieht, von denen der in der Etymologie des Namens bezeichnete Begriff ohne jeden Zweifel das Recht des Ursprünglichen für sich hat. Viel und leidenschaftlich ist die eigentliche Bedeutung des Tragischen im Altertum

besonders im letzten Jahrzehnt und jetzt nach dem Bekanntwerden des sophokleischen Satyrspiels von neuem verhandelt worden, bald nach der einen, bald nach der andern Seite. Recht haben sie doch beide, jede zu einem Teil. Ihre Verbindung erſt iſt die Wahrheit.

Die Überwindung der mundartlichen Aussprache in Frankreich.

Von
Karl Voßler.

In Deutschland, besonders in Süddeutschland, erfreut sich auch der Gebildete einer mundartlich gefärbten Aussprache. Manche kokettieren sogar damit; nur Wenigen aber gelingt es, den heimatlichen schwäbischen, bayerischen, fränkischen oder sächsischen Schmelz ihrer Rede hinwegzuwischen. — In Frankreich dagegen sucht der Gebildete sich von mundartlichen Lautgebungen tunlichſt freizuhalten und, wenn er auch die Satzmelodie seiner Landschaft nicht loswerden kann, so üben sich doch schon im Elternhaus und in der Schule seine Sprachwerkzeuge auf eine möglichſt richtige »schriftfranzösische« Aussprache ein. Auf keinen Fall hält er es für wünschenswert, durch mundartlichen »Akzent« als Provinzler erkannt zu werden. Man darf die Richtung des sprachlichen Geschmackes der Franzosen, im Gegensatz zu der unsrigen vielleicht als eine rationaliſtische, anti-romantische oder klassische bezeichnen. Ohne darüber ſtreiten zu wollen, welcher Geschmack der bessere iſt, suchen wir zu verſtehen, wie die Franzosen zu dem ihrigen gekommen sind.

Vor allem setzt ihre verhältnismäßig ſtraffe und einheitliche sprachliche Zucht eine ebenso einheitliche sprachliche Autorität voraus. Eine solche hat sich in Frankreich nur langsam und allmählich vorbereitet und iſt im Laufe des 17. Jahrhunderts, etwa mit der Gründung der Académie zur Geltung gekommen.

Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts wird das Zusammengehen der sprachlichen mit der politischen Entwicklung immer enger; und dieser Einklang findet bald darin seinen Ausdruck, daß die Stadt Paris als Sitz der politischen sowohl wie der sprachlichen Autorität gilt. Seit dem Beginn der Religionskriege iſt die politische Macht an den Besitz der Stadt Paris gebunden. Alle inneren Kriege finden ihren entscheidenden Abschluß immer erſt mit der Einnahme von Paris. In sprachlicher Hinsicht war der Primat der Ile-de-France schon lange entschieden, und niemandem fällt es im 16. Jahrhundert mehr ein, ihn zu beſtreiten. Selbſt Ronsard, dem die Dialekte des ganzen Landes so sehr am Herzen liegen, fügt sich: »Mais aujourd'huy pour ce que nostre France n'obéist qu' à un seul roy, nous sommes contraints, si nous voulons parvenir à quelque honneur, de parler son langage; autrement nostre labeur, tant fust-il honorable et parfaict, seroit estimé peu de chose ou peutestre totalement mesprisé«.

Da nun die geographische Lage der sprachlichen Autorität eine so beſtimmte, durch natürliche und geschichtliche Ver-

hältnisse längſt gesicherte war, brauchte diese Autorität nicht herrisch und ausschließlich aufzutreten, wie in Italien, wo der Primat von Florenz durch ein ebenso endloses als unduldsames Grammatikergezänk immer wieder verteidigt werden mußte. Wir haben dafür ein schönes Zeugnis von Henri Eſtienne. »Nous donnons tellement le premier lieu au langage de Paris, que nous confessons que celuy des villes prochaines, qui sont aussi comme du cœur de la France, ne s'en esloigne guere. Et pour ce qu'Orléans voudroit bien avoir le second lieu, Tours aussi, pareillement Vendosmes, et qu'il est demandé aussi par Bourges, et Chartre d'autre costé y pretend, et quelques autres villes des plus prochaines de Paris: à fin que les unes ne portent bien envie aux autres, nous laissons cette question indécise: et mesme, pour bien de paix, ne nous formalisons pas beaucoup contre les Guespins*) quand il leur eschappe de dire qu'ils parlent aussi bon François que nous qui sommes Parisiens.**)

Wem sollte nun aber innerhalb dieses mehr oder weniger weiten Pariser Sprachgebiets die Entscheidung und Führung des guten Sprachgebrauches zukommen? Dem Parlament und der Beamtenschaft, oder dem Hof und den Edelleuten, oder den Gelehrten und Schriftſtellern, oder gar den *chrocheteurs du port Saint-Jean*? Alle diese Gesellschaftsgruppen sind je nach Geschmack, Einsicht und Gelegenheit abwechselnd befürwortet und verworfen worden. Die Frage der sprachlichen Autorität wurde im 16. und zu Anfang des 17. Jahrhunderts meiſt nur von der künſtlerischen und ſtiliſtischen Seite her gesehen und behandelt und kam daher über das Gebiet des persönlichen Beliebens und des individuellen Geschmackes kaum hinaus. Ihre Abhandlung gehört eher in die Geschichte der Literatur als in die der Sprache. Sprachgeschichtlich bedeutsam wird die Sache nur in dem Maße wie die verschiedenen und oft entgegengesetzten Strömungen des Geschmackes und des Beliebens zu einer mehr oder weniger bindenden Sitte und Konvention sich zusammenfinden und die innerliche Freiheit des sprachlichen Denkens in eine äußerliche Gebundenheit des Sprechens und der Aussprache eingeht.

Einen Kanon der Aussprache aber gab es im 16. Jahrhundert selbſt am Königshofe nicht. Unter Franz I. und Heinrich II. wimmelte es hier von Ausländern und Abenteurern verschiedenſter Herkunft. Unter Heinrich IV. verdarb der gaskognische Akzent die Reinheit der französichen Diktion. Höchſtens Advokaten und Gerichtsbeamte befleißigten sich, in feierlicher Rede, einer schriftgemäßen Aussprache. Erſt im 4. und 5. Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts bildet sich in den Salons und am königlichen Hofe eine verfeinerte Gesellschaft, die auch im täglichen Verkehr ihre Aussprache bewußtermaßen zu pflegen und nach der Schrift und nach beſtimmten Vorbildern und Grundsätzen zu regeln beginnt. In der Konversation dieser Kreise iſt die phonetische Orthodoxie der Umgangssprache entſtanden.

Für uns Deutsche iſt eine solche Orthodoxie heute noch etwas Außergewöhnliches und faſt Unangenehmes. Wir mögen sie nicht leiden und verſtehen sie deshalb nicht. Meiſt nur in besonderen Geiſtesverfassungen, wenn wir etwas Geschriebenes ablesen oder auf der Kanzel, auf dem Katheder, auf der Bühne ſtehen, suchen wir schriftgemäß auszusprechen. Wer es aber

*) Die Leute von Orléans.

**) H. Estienne, la précellence du lang. fr. ed. Huguet, Paris 1896, S. 170.

auch im vertraulichen Umgang mit Seinesgleichen tut, den ſind wir geneigt, für einen wenig ſpontanen, affektierten Menſchen zu halten. Wir lieben zu ſprechen wie uns der Schnabel gewachſen iſt. Unter ſchriftgemäßer Ausſprache darf man nun freilich keine peinlich genaue artikulatoriſche Wiedergabe des Schriftbildes verſtehen, denn eine ſolche iſt unmöglich, ſondern eine gewollte, bewußtermaßen gezüchtete, kunſtmäßig geübte Lautgebung, im Gegenſatz zu der ſpontan und inſtinktmäßig geübten. Um die ſchriftgemäße, korrekte Ausſprache zu erreichen, iſt für den einen mehr, für den andern weniger ein hoher Grad von Selbſtbeobachtung, ein langwieriger Kleinkrieg gegen die Gewohnheit, den Inſtinkt, die Spontaneität, nötig, ein fortwährendes Hören auf die eigenen Laute, ein Zügeln der Zunge und Umſtellen des Kehlkopfes, ein mühſames, tauſendfaches Brechen mit der eigenen ſprachlichen Vergangenheit, kurz eine äſthetiſche Zucht der geſamten Ausdrucksbewegungen.

Damit eine ganze Geſellſchaftsſchicht ſich etwas derartiges auferlegt, bedarf es einer beſonderen Geiſtesverfaſſung, die man wohl als preziös bezeichnen kann.

Preziöſe Menſchen hat es nun freilich zu jeder Zeit gegeben. Ein herrſchender, notwendiger und hiſtoriſch bedeutſamer Zuſtand im geiſtigen Entwicklungsgang der Franzoſen aber iſt das Preziöſentum erſt mit dem Einſetzen der Gegenreformation geworden. Jedenfalls hat die Bewegung der Renaiſſance mit ihrer Entfeſſelung der natürlichen Triebe, der künſtleriſchen Spontaneität und Individualität eine preziöſe Geiſtesverfaſſung von ſich aus zunächſt nicht erzeugt. Die Reformation kämpfte zwar gegen inſtinktmäßiges Verhalten und natürliches Handeln mit allen Kräften an und erzog den Menſchen zur bewußten Beherrſchung ſeiner ſelbſt. Dieſe Willenszucht aber hat ſie nur auf dem Gebiete des ſittlichen Lebens geübt, während ſie den künſtleriſchen und ſprachlichen Dingen gleichgültig, wo nicht feindlich gegenüberſtand und ſie eher zur Barbarei, zur Härte und zur Verwahrloſung als zur Zierlichkeit und Korrektheit führte.

Die Gegenreformation geht in der Hauptſache von Spanien aus. Es iſt daher nötig, daß wir den Einfluß ſpaniſcher Kultur und Geiſtesart in Frankreich betrachten. Spaniſches Weſen macht ſich hier meiſt nur in inniger Verflechtung mit italieniſchem geltend; war doch Italien etwa ſeit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts durch und durch ſpagnoliſiert. Das ſoll uns nicht hindern, das ſpezifiſch Spaniſche aus den mannigfaltigen Verſchlingungen herauszuziehen.*)

In Spanien vor allem ſtanden die großen katholiſchen Theologen auf, die Verteidiger der von der Reformation erſchütterten kirchlichen Lehre. Von jeher iſt dieſes Land der Hort der Rechtgläubigkeit geweſen. In einem faſt tauſendjährigen Kampf gegen den Islam iſt es zu dieſer welthiſtoriſchen Sendung erzogen worden. Jetzt erheben ſpaniſche Dominikanermönche den Ariſtoteles und deſſen katholiſchen Interpreten, den heiligen Thomas von Aquino, wieder auf den Thron und verhelfen ihm, dem Platonismus der italieniſchen Renaiſſance gegenüber, zu einer zweiten Herrſchaft. 1540 wird der Jeſuitenorden gegründet, und das Jeſuitenkollegium von Coimbra verfaßt einen Rieſenkommentar zu Ariſtoteles. Von neuem

*) Für das Folgende vgl. Eberhard Gothein, Staat und Geſellſchaft des Zeitalters der Gegenreformation in Hinnebergs Kultur der Gegenwart, II, V, 1.

erblüht die Scholaſtik und mit ihr das Intereſſe für dogmatiſche Fragen. Die Sorge um Korrektheit der Lehre führt zur Errichtung des Index librorum prohibitorum 1524. Korrigieren und zenſurieren auf der einen Seite, deuteln, ergotieren, lavieren und gehorchen auf der andern wird bald zu einer allgemeinen Gewohnheit im ſpaniſchen Geiſtesleben. Auf dem Theater, und nicht nur im Auto sacramental, ſelbſt auf der weltlichen Bühne wird über kirchliche Lehren disputiert, um dogmatiſche Fragen geſtritten, wobei die Rechtgläubigkeit über Teufel, Zweifel und Ketzer nicht genug triumphieren kann. Die Inquiſition, die urſprünglich gegen Juden und Mohammedaner gerichtet war, wird nunmehr gegen chriſtliche Irrlehre verwendet. In Spanien unterſteht die Inquiſition dem König, nicht dem Papſt. In keinem Lande hatte die geiſtliche Autorität einen engeren Bund mit der politiſchen eingegangen. Nur in der abſtrakten Lehre noch hatte der Papſt die Macht; in allen unmittelbaren, praktiſchen Angelegenheiten der Kirche hatte ſie der König. Dieſer hielt ſeine Biſchöfe viel ſtraffer am Zügel als Rom es vermochte.

»Das abſolute Bekenntnis zur Vollgewalt des Papſtes in Glaubensſachen hatte ſich in dieſem Volk, wo die Rechtgläubigkeit zum Nationalſtolz und zur Bewährung reiner Abkunft gehörte, von jeher mit dem Mißtrauen gegen jeden Verwaltungseingriff Roms verbunden.*)

Der Gallikanismus, wie er in Frankreich unter Ludwig dem XIV. ſich ausgebildet hat, iſt zwar einerſeits die Fortſetzung und Weiterbildung einer alten nationalen Tradition, aber er iſt auch ebenſoſehr eine Nachbildung ſpaniſcher Verhältniſſe. Gerade durch ſeine gallikaniſche Vergangenheit war das franzöſiſche Volk, wenigſtens in der Kirchenpolitik, beſſer als alle andern zur Aufnahme des ſpaniſchen Einfluſſes vorbereitet. Nirgends wurde die Forderung des Gehorſams vom politiſchen und nationalen Leben herüber ſo unerbittlich und bedingungslos auf das religiöſe ausgedehnt wie in Spanien; und in keiner menſchlichen Gemeinſchaft iſt die Pflicht des Gehorſams jemals radikaler verſtanden und gehandhabt worden als in der Societas Jeſu. Hier hat man das Gehorchen mit bewußter Syſtematik zu einer Kunſt, zu einer Virtuoſität der Seele ausgebildet.

Um die Meiſterſchaft im Gehorchenkönnen zu erreichen, bediente man ſich myſtiſcher Übungen. Die berühmten Exercitia spiritualia des hl. Ignatius tauchen die Seele in heilige Schwärmerei, um ſie durch Auflöſung und Abtötung alles Eigenwillens zur Tat des Gehorſams zu ſtählen. »Militäriſche Schulung des Herzens und des Willens iſt das ganze Geheimnis«. »Es iſt die Aufhebung der Schwärmerei durch ſich ſelber.«*) Faſt die ganze ſpaniſche Myſtik des 16. Jahrhunderts, nicht nur die jeſuitiſche, gipfelt in der Abtötung alles ſpontanen und eigenen Willens. »Desasirse de todo lo criado y de nosotras mismas« empfiehlt die heilige Thereſe ihren Schweſtern als den wichtigſten Punkt im »Camino de perfeccion«.**) Um dieſe Gelaſſenheit, dieſe Freiheit von allen triebmäßigen Wallungen, von aller gefühls- und willensmäßigen Naturhaftigkeit, dieſes *dejado*, zu erreichen, werden immer wieder zwei Mittel empfohlen und geübt: unermüdliche, haarſcharfe Selbſt-

*) Gothein, a. a. O. S. 186.

*) E. Gothein, Ignatius von Loyola und die Gegenreformation. Halle 1895, S. 235.

**) Uns alles natürlichen Seins und unſer ſelbſt zu begeben. D. R.

beobachtung, Selbſtzergliederung, Selbſtanalyse, eine intellektuelle Kunſt, in der Ignatius und Thereſe die leuchtenden Vorbilder waren, und zweitens ein ebenſo unermüdliches, innerliches Sich-selbſt-widersprechen. Den Menschen in seinen Trieben umherzujagen, sei das Werk des Satans, lehrt der hl. Ignatius. Darum müsse man immer das Gegenteil von dem tun, was die natürlichen Triebe, d. h. der Teufel wolle. »Hält mir der Teufel die Gerechtigkeit vor, so sage ich gleich: Gnade, wenn er mir die Gnade, so ich im Gegenteil: Gerechtigkeit«.*) Und die hl. Theresa rät: »Esto (desasimiento) se adquiere con ir poco a poco . . . no haziendo nuestra voluntad y apetito aun en cosas muy menudas, hasta acabar de rendir el cuerpo al espiritu«.**) Ja sogar im weltlichen Leben — das hat sie trefflich gesehen — bringt diese Selbſtentleibung des Willens ihren Reiz, ihre Wolluſt und ihren Gewinn mit sich. »Mas que gran rigor parece dezir, que no nos hagamos plazer en nada, como no se dize los gustos y deleytes que trae consigo esta contradicion, y lo que se gana con ella, aun en esta vida«.***) In der Tat iſt ſtoische Gelassenheit und kalte Beherrschung aller Leidenschaft, ſtolze äußere Ruhe bei größter innerer Hingabe und Glut das Ideal des Hidalgo nicht weniger als das des Fraile.

*) Ebenda S. 219.

**) Dies (Sichbegeben) erlangen wir erſt nach und nach . . . indem wir auch in ganz geringfügigen Dingen nie unserm Willen und Verlangen folgen, bis wir schließlich unser Fleisch ganz dem Geiſt unterworfen haben. D. R.

***) Diese Forderung, uns in nichts unsern Willen zu tun, kann doch nicht sonderlich hart erscheinen, da ja auch die Freude, das Entzücken unaussprechlich sind, die diesen Widerſtand und seinen Gewinn schon im weltlichen Leben begleiten. D. R.
Obras, Ed. Brüssel 1684, Bd. I, S. 412 f.

Der Ausdruck dieser Gelassenheit iſt der *Sosiego*, die ruhige Feierlichkeit im Gehaben. Mit *Sosiego* grüßt der spanische Edelmann seinesgleichen, mit *Sosiego* schreitet er gravitätisch dahin, mit *Sosiego* kleidet er sich, ſteif und ernſt. Keine unüberwachte Gebärde, kein rasches Wort, keine spontane Ausdrucksbewegung entschlüpft ihm. Der *Sosiego* iſt schließlich die gesellschaftliche Stilisierung der spanischen Art, die Welt und das Leben zu nehmen, geworden und hat den sämtlichen Formen des menschlichen Verkehrs den Stempel aufgedrückt. Im schärfſten Gegensatz ſtand dieser neue Lebensſtil zu der sprudelnden und formlosen Temperamenthaftigkeit der Franzosen des 16. Jahrhunderts und zu der großartig natürlichen Anmut und Ungeniertheit der Italiener.

Aber eben deshalb weil es so sehr von allem Bisherigen abſtach, imponierte das spanische Wesen und wurde, nachdem man eine Zeitlang darüber gespottet hatte, von der feineren französischen Gesellschaft fleißig nachgeahmt.

Freilich — wie sollte es anders sein — bei dem beweglichen Volk der Franzosen hat die spanische Gemessenheit, Feierlichkeit und Spontaneitätslosigkeit zunächſt wenig Sympathie gefunden. Gerade die Außenseite des spanischen Wesens mißfiel am meiſten und forderte den lebhafteſten Widerspruch heraus. Von dieser Abneigung legen einige Bedeutungsverschiebungen spanischer Lehnwörter beredtes Zeugnis ab.

Hablar, für den Spanier das einfache, gewöhnliche Sprechen, bedeutet für den Franzosen schon im 16. Jahrhundert eine großtuerische, prahlerische und schwindelhafte Art der Rede: *ils estoient deux charlatans, dont l'un habloit et haranguoit mieux que l'autre pour mieux*

faire valoir ses denrées (Paré)*) — *bizarro* im Spanischen = »mutig, tapfer, ritterlich, edelmütig, großmütig, freigebig, prächtig, herrlich, schön, stattlich« muß im Französischen alles bezeichnen »qui s'écarte du goût, des usages reçus« (Littré), eine Bedeutungsverschiebung, die übrigens durch Italien vermittelt ist.

Unter diesen Umständen hat das spanische Wesen stärker als durch seinen Ernst durch seine komische Seite auf die Franzosen gewirkt. Es ist von jeher spanische Art gewesen, das eigene Heroentum zu parodieren, zu travestieren und der heldenhaftesten Selbstbeherrschung und starresten Unterdrückung der Natur die ausgelassenste und derbste Naturhaftigkeit und Erdenfreude an die Seite zu geben. Gerade dadurch, daß die Spanier von allen lateinischen Völkern das männlichste und heldenhafteste sind, sind sie zugleich das humoristisch am stärksten veranlagte. Denn das gute und goldene Lachen ist ein Vorrecht der Männlichkeit.

Man darf im allgemeinen wohl sagen, daß die Franzosen durch die spaßhafte Außenseite des spanischen Wesens sich stärker und unmittelbarer angezogen fühlten als durch den *Sosiego*. Der komische Roman, die realistische Novelle, das Lustspiel haben mächtiger gewirkt und sind treuer und sklavischer nachgeahmt worden, als alle ernsten Gattungen der spanischen Kunst. Der burleske Góngora hat in Scarron einen Schüler gefunden, wie man ihn für den feierlichen Góngora vergebens sucht.**)

*) Dafür bedeutet dem Spanier das französische *parlar* nichts anderes als schwatzhaftes Plaudern.

**) Vgl. G. Lanson, Études sur les rapports de la litt. franc. et d. l. litt. esp. in der Revue d'hist. litt. III, 1896, S. 321 ff.

Lehnwörter wie *sarabande*, *séguedille*, *disparate*, *matamore* legen Zeugnis von dieser heiteren Wendung des spanischen Einflusses ab. Selbst das neutrale *dueña* hat im französischen *duègne* einen komischen Beigeschmack bekommen. — Bezeichnend ist es auch, daß eine Reihe von spanischen Sprachlehren und Konversationsbüchern, die in Frankreich zu Anfang des 17. Jahrhunderts erschienen, mit Sammlungen von Anekdoten, Sprichwörtern und drastischen Redensarten ausgestattet wurden.

Sehr viel wichtiger aber als das unmittelbare Nachahmen spanischen Wesens in der Kleidung, in der Sitte, in der Kunst und in der Sprache, im Scherze wie im Ernste, sehr viel wirksamer, wenn auch weniger sichtbar und auffällig ist der seelische Einfluß und die innere Suggestion des spanischen Geistes auf den französischen. Diese inneren Vorgänge lassen sich freilich in concreto, d. h. kulturgeschichtlich fast gar nicht erweisen*) und erschließen sich nur der psychologischen Analyse, die immer etwas Abstraktes behält. Mit dem spanischen Kultureinfluß in Frankreich hat es die merkwürdige Bewandtnis, daß er einerseits ganz an der Oberfläche verläuft und sich deshalb nur äußerlich, sei es als politischer Druck

*) Der Nachweis ist nicht unmöglich, aber schwer und außerordentlich verwickelt, so daß wir ihm im einzelnen nachzugehen nicht den Raum haben. Bedenkt man aber die ungeheure geistige Macht, die in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts von den Jesuiten in Frankreich ausgeübt wurde, und wie die besten Köpfe des Landes durch ihre Schule gegangen sind, und wie in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts auch die französische Politik von ihnen beeinflußt wurde, so eröffnet sich von diesem einzigen Punkte aus der Blick auf ein labyrinthisches Netz von Straßen und Schleichwegen, auf denen der spanische Geist die ganze französische Kultur durchwühlt hat.

der einen Nation auf die andere, sei es als modehafte, unwesentliche sporadische Nachäfferei erkennen läßt, während andererseits in den Tiefen des Gemütes eine Annäherung und Befruchtung erfolgt, die man als »Einfluß« im landläufigen Sinne des Wortes nicht mehr bezeichnen darf. Dabei war es für Frankreich ein besonderes Glück, daß die tiefere Berührung in einer Zeit erfolgte, in der das Land sich politisch von Spanien emanzipiert hatte und im Begriff war, es zu besiegen. Das Zeitalter Richelieus, Mazarins und Ludwigs XIV. konnte, eben deshalb, weil es das politische Spanien überwunden hatte, das seelische Spanien um so freier und selbständiger in sich aufnehmen und verarbeiten.

Wir haben gesehen, wie die spanische Orthodoxie zum ersten Mal in dem modernen Europa wieder die Forderung der geistigen Autorität, des Dogmas und des absolutesten Gehorsams aufstellte, und wie die spanische Mystik sich in den Dienst dieser Forderung begab, indem sie den natürlichen Trieb und Eigenwillen der Seele brach und ihr eine Zucht des Sinnenlebens auferlegte, aus der sie ebenso geschmeidig, empfindsam und zärtlich zur Hingabe an das Fremde und Höhere*) als stark, kalt und unerbittlich zur Beherrschung ihrer selbst hervorging.

Dieses neue Ideal, das aus dem religiösen Leben Spaniens geboren wurde, ist nun in Frankreich im Laufe des 17. Jahrhunderts Schritt für Schritt verweltlicht und in die außerkirchliche Gesellschaft hinübergetragen worden. Zunächst hat der hl. Franz von Sales, stark unter dem Eindruck der spanischen Mystik, den Franzosen eine Frömmigkeit empfohlen, die zwar innerlich ganz dem Himmel, äußerlich jedoch ganz der Welt und ihren gesellschaftlichen Formen gehört. Er hat den Katholizismus nicht nur praktisch gemacht — was er ohnedem ist — sondern sogar soziabel, gesellig und höchst salonfähig. Eine schöne Seele und erhabene Gefühle zu haben gehörte nunmehr zum guten Ton. Es ist besonders die französische Frau, die Dame gewesen, die den spanischen *sosiego* ins Kleine und ins Feine umgearbeitet und zum *précieux* verwandelt hat. Der preziöse Mensch ist die spezifisch französische Variante des Menschheitsideals der Gegenreformation. Auch bei ihm ist die Spontaneität gebrochen, ist zwischen Geist und Natur ein Schnitt gemacht. Überlegung, Witz, Verstand und Vernunft beherrschen und regeln sein Gefühlsleben und unterwerfen es einem Dogma. Sein Dogma ist die korrekte Sitte und der gesellschaftliche Anstand, seine Mystik ist die Zartheit und Erlesenheit der Gefühle; seine Ästhetik aber die strengste Beobachtung und Überwachung sämtlicher Ausdrucksbewegungen, von der Körperhaltung und Gebärde bis zur Artikulation der Silben.

Auf diesen letzten Punkt, auf das ästhetische Verhalten kommt es uns an. Hier hat sich zum spezifisch spanischen Ideal der Gegenreformation das spezifisch italienische der Renaissance gesellt. Die große Wirkung, die Castigliones Cortegiano schon am Hofe Heinrichs II. geübt hat, ist bekannt. Im Jahre 1637 veröffentlichte nun auch ein Franzose, Nicolas Faret etwas ähnliches: »L'homme honeste ou l'art de plaire à la cour«. Während aber der Edelmann des Italieners der Renaissance mit ganzer Seele nur Edelmann, nur ein Mensch in der guten Gesellschaft ist und sein will, und

*) Vgl. M. von Waldberg, Studien und Quellen zur Gesch. des Romans. I. Zur Entwicklungsgesch. der »schönen Seele« bei den spanischen Mystikern, Berlin 1910.

auf diesem Boden sich frei und natürlich wachsen läßt und entfaltet, muß der Edelmann des Franzosen der Gegenreformation sich fortwährend mißtrauen, sich überwachen, sich anſtrengen, muß lavieren zwischen den Forderungen der Religion, der Tugend, der Seele und denen des Hofes und der gesellschaftlichen Sitte. Caſtiglione will zur natürlichen Anmut, zur *grazia*, zu *quella pura ed amabile semplicità, che tanto è grata agli animi umani* erziehen und will uns von aller Gewaltsamkeit, von aller *affettazione* und *sprezzatura* befreien. Dem Faret aber iſt es in erſter Linie um die Selbſtbeherrschung, um die *Contenance* und um die Fähigkeit sich allen Menschen anzupassen, ohne sich innerlich zu entwürdigen, um die *souplesse* zu tun. Die *Souplesse*, so wie Faret sie vom Hofmann verlangt, iſt geradezu die des Jesuiten. »Cette souplesse est l'un des souverains preceptes de nostre Art. Quiconque sçait complaire, peut hardiment esperer de plaire. Et veritablement une des plus infaillibles marques d'une ame bien née c'est d'estre universelle et susceptible de plusieurs formes, pourveu que ce soit par raison, et non par légerté ny par faiblesse. Il y a du rustique et du stupide, d'estre tellement pris à ses complexions, qu'on ne puisse iamais en relacher un seul point. Un esprit bien fait s'ajuste à tout ce qu'il rencontre, et comme on disoit d'Alcibiade, il est si accommodant et fait toutes choses d'une certaine sorte, qu'il semble qu'il ait une particulière inclination à chacune de celles qu'on luy voit faire« (S. 138 f.) Freilich ſtrebt auch Faret die äſthetische Erziehung des geselligen Menschen an, aber er verlangt dazu eine Bewußtheit, Absichtlichkeit und wohlüberlegte Willensanſtrengung, die faſt an spanische Exerzitien und Askese erinnert, und die der Italiener noch nicht nötig hatte. »La Contenance«, sagt er, »reçoit toute sa perfection des mouvements du visage, qui doit estre tousiours serain, riant et accueillant tout le monde avec douçeur et courtoisie . . . Les mains sont encore fort eloquentes; et c'est elles proprement qui sont les gestes dont on se sert pour enflammer l'action, lesquels toutes fois doivent estre fort moderez . . . Il faut prendre garde fort exactement que le ton de la voix n'ayt rien ny de rude, ny d'aigre, ny de trop esclatant, ny de trop faible: Au contraire, qu'il soit doux, clair, distinct, plein et net, en sorte qu'il penetre facilement iusques dans l'ame, sans trouver aucune resistance à l'entrée.«*)

Kurzum, jede Ausdrucksbewegung und vor allem die Sprache, wird einer syſtematischen Zucht unterworfen. Hier, in den preziösen Kreisen des dritten, vierten und fünften Jahrzehntes des 17. Jahrhunderts, wo der französische Geiſt die spanische mit der italienischen Kultur vereinigte, iſt wohl zum erſten Male grundsätzlich gebrochen worden mit dem spontanen Sprechen nach dem selbſtgewachsenen Schnabel und iſt eine korrekte, schriftmäßige Redeweise und Aussprache bewußtermaßen angeſtrebt worden Die Meiſter dieser sprachlichen Zucht: Oudin, Malherbe, Balzac, Voiture, Vaugelas, Chapelain waren alle in gleicher Weise des Spanischen wie des Italienischen kundig, und ihre gelehrigen Schülerinnen und Schüler, die Damen und Herren des Hofes und der Salons scheuten vor keinem Übermaß der Geziertheit zurück, um Fortschritte in der Kunſt der schönen und richtigen Rede zu machen.

Wie schwer dies zu Anfang noch

*) S. 196, 195 u. 194.

fiel, mag man daraus ersehen, daß Vaugelas, der freilich ein linkischer und schüchterner Mensch war, seinen savoyardischen Akzent nicht los werden konnte. — Eine, wenn auch nicht sehr folgenschwere, immerhin bezeichnende Tatsache ist es, daß die Jesuitenschulen schon frühe begannen, die mundartliche Aussprache zu bekämpfen. Im Jahre 1624 erschien in Bergen im Hennegau, ohne Namen, aber mit dem Zeichen der Gesellschaft Jesu versehen, eine *Ecloge praecipuarum legum gallicae pronunciationis ex primis gallicae linguae auctoribus.* Die Absicht dieses Lehrbuches wird folgendermaßen erklärt*): »Paucis accipe quid intendam, varias nimirum Gallo-Belgarum dialectos, spurias, inquam, ac degeneres, ad principis linguae normam communibus aliquot atque obviis regulis referre: hoc tantum. Ne igitur hinc minutias et affectatos aulicismos sectare.«

*) Thurot, a. a. O. I., S. XLIX.

Die germanischen Völker, bei denen der autoritative Geist der Gegenreformation mit dem künstlerischen der Renaissance sich gar nicht oder doch weniger innig verbunden hat, stehen denn auch hinter den romanischen Nationen und insbesondere hinter der französischen an sprachlicher Zucht noch heute zurück. Nirgends ist schriftsprachliche Redeweise und grammatikalische Schule straffer durchgeführt und allgemeiner anerkannt worden als in Frankreich; denn hier haben die genannten Kulturströmungen sich gerade in einem Zeitpunkt zusammengefunden, da die politische Administration und wirtschaftliche Zentralisation des Landes im Begriff war, sich zu vollenden und alle Wege zum Pariser Königshofe führten.

Zur Frage des Geburtenrückganges in neuerer Zeit.

Von

Karl Diehl.

Eines der schwierigsten und wichtigsten Probleme, auf welches sich die Aufmerksamkeit der Sozialpolitiker und Staatsmänner in neuerer Zeit richtet, ist der auffallend große Geburtenrückgang, den wir in den meisten Ländern beobachten. Julius Wolf hat sich das Verdienst erworben, in seinem vor kurzem erschienenen Werke: Der Geburtenrückgang. Die Rationalisierung des Sexuallebens in unserer Zeit. Jena 1912 (Verlag von Gust. Fischer) — den ganzen Umkreis von Fragen, die hier in Betracht kommen, in übersichtlicher Weise dargestellt zu haben. Er gibt nicht nur anknüpfend an seine früheren Arbeiten auf dem Gebiet der Bevölkerungslehre die eigenen Anschauungen wieder, sondern bringt auch eine umfassende Darstellung der Ansichten aller wichtigen Bevölkerungstheoretiker, die sich mit diesem Problem in neuerer Zeit beschäftigt haben.

Mit Recht weist Julius Wolf darauf hin, daß es sich um keine nationale, sondern um eine internationale Erscheinung handelt. Wir beobachten tatsächlich, etwa mit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts beginnend, einen allmählichen, immer mehr fortschreitenden Rückgang der Geburtenziffern in den meisten Kulturländern. Das Maß und Tempo dieses Rückganges ist allerdings in

den einzelnen Ländern sehr verschieden, aber das Phänomen selbſt iſt ein allen Kulturländern gemeinsames. Ein paar Ziffern sollen die Entwicklung speziell für Deutschland charakterisieren. Es betrug die Zahl der Geburten auf 10000 der Bevölkerung:

1871—75	durchschnittl.	390	
1891—95	„	363	also — 27
1909	„	319	„ — 44

Besonders ſtark iſt der Rückgang im Königreich Sachsen.

Die betreffenden Zahlen sind:

1900—1901 388
1909—1910 289

ein Abfall also binnen 10 Jahren um rund 100 von 390, d. h. um gute 25 %.

Deutschland ſteht mit seiner Geburtenziffer etwa in der Mitte, nämlich mit rund 310 Geburten auf 10 000 Menschen zwischen den rund 190 Frankreichs und den ca. 450 Rußlands. Wenn die Tatsache des Geburtenrückganges bei uns in Deutschland nicht so scharf in die Erscheinung getreten iſt, so hängt dies damit zusammen, daß wir auf der anderen Seite eine ganz bedeutende Abnahme der Sterblichkeit in letzter Zeit haben. Die Abnahme der Sterblichkeit bewirkt, daß wir trotz des in letzter Zeit eingetretenen Geburtenrückganges immer noch die sehr beträchtliche Zunahme der Volkszahl um jährlich 8- bis 900000 Köpfe haben. Wenn so das Sinken der Nativität durch das Sinken der Mortalität in gewisser Hinsicht ausgeglichen wird, so iſt es klar, daß dieser Ausgleich immer mehr zurückgehen muß, denn die Fortschritte der Hygiene, der Medizin und die anderen Faktoren, welche ein Sinken der Sterblichkeitsziffer bewirkt haben, finden naturgemäß sehr bald eine Grenze, während die Tendenzen, die auf eine Abnahme der Geburtenziffer hinzielen, noch ſtärkerer Zunahme fähig sind. Es liegt auf der Hand, daß diese ganze Erscheinung auch für die Wehrkraft unseres Volkes von größter Wichtigkeit werden kann, und so iſt die Frage: auf welche Ursachen iſt dieser Geburtenrückgang zurückzuführen? von der allergrößten Wichtigkeit. Die Meinung, die früher aufgeſtellt worden war, daß die Abnahme der Nativität sozusagen auf einer optischen Täuschung beruhe, da sie eine bloße Folge einer andern Altersschichtung in der Bevölkerung sei, weiſt Wolf mit Recht zurück. Schon Mombert hatte in seinem 1907 erschienenen Werk: »Studien zur Bevölkerungsbewegung in Deutschland« ſtatiſtisch nachgewiesen, daß die Veränderung der Altersschichtung in den letzten dreißig Jahren Jahren eine derartige war, daß eher eine Zunahme ſtatt der Abnahme der Geburtenzahl hätte erfolgen müssen. Damit iſt also die frühere Auffassung, daß mit der Zunahme des durchschnittlichen Lebensalters der Prozentsatz der nicht an der Zeugung beteiligten Personen größer geworden sei, abzulehnen.

Die eben von mir erwähnte gesunkene Sterblichkeit wird von einzelnen Autoren als der alleinige Grund der Abnahme der Geburtenziffer angeführt. Besonders habe die verminderte Säuglingsſterblichkeit diesen Rückgang der Geburten bewirkt, indem früher vielfach der Verluſt von Kindern im erſten Lebensjahr die Eltern veranlaßt habe, für Ersatz zu sorgen. Was für die Säuglingssterblichkeit gelte, könne man auch für die Sterblichkeit der Kinder im 2. bis 10. Lebensjahr gelten lassen. Diese Auffassung vertritt z. B. Budge in seinem neuerschienenen Werk,*) auf

*) Das Malthussche Bevölkerungsgesetz und die theoretische Nationalökonomie der letzten Jahrzehnte. Karlsruhe 1912.

das ich später noch zurückkommen werde. Wie **Wolf** aber mit Recht nachweist, ist hier die causa causans nicht zu suchen. Daß dieses Moment von großem Einfluß auf die ganze Frage ist, ist zweifellos und durch die Statistik längst belegt, aber man darf sie nicht als die eigentliche wirklich entscheidende Grundursache hinstellen.

Wolf geht in übersichtlicher Weise eine große Reihe derartige Erklärungsversuche durch und sucht nachzuweisen, daß sie alle höchstens eine mitwirkende Ursache, nicht aber die eigentlich entscheidende Grundursache sei. In dieser Weise betrachtet er der Reihe nach die Erklärungen aus der Abnahme der Ehen, aus physiologischer Minderwertigkeit durch Verschlechterung der Rasse und besonders durch Zunahme der Geschlechtskrankheiten, aus gestiegener Wohlhabenheit der Masse, aus dem Verlangen nach reichlicherer Lebensführung, aus der Rücksicht auf besseres Fortkommen der Kinder, Bestand des Gutes usw., ferner aus der Rücksicht auf körperliches Gedeihen der Frau, aus gesunkener Erwerbsfähigkeit der Kinder, aus der Zunahme der städtischen Bevölkerung im Gegensatz zur ländlichen, aus dem Rückgang religiöser Einflüsse, aus stark vermehrter Anwendung der Präventivtechnik zur Verhinderung der Konzeption und aus der fortschreitenden Teuerung. **Wolf** zeigt, daß die meisten dieser Erklärungsversuche ein richtiges Moment enthalten, daß sie aber darin irren, daß sie dieses eine Moment zu sehr in den Vordergrund stellen und in ihm zu sehr den ausschlaggebenden Faktor erblicken. Ich gebe **Wolf** darin recht, daß in der Tat dieses ganze Phänomen eine außerordentlich komplexe Erscheinung ist, und daß alle Versuche, durch Hinweis auf ein einzelnes Moment eine Erklärung des essentiellen Zusammenhangs zu geben, verfehlt sein müssen. Man wird nur dann zu einer richtigen Lösung kommen, wenn man die Ursache auf eine so allgemeine Erscheinung zurückführt, daß sie wirklich auch die letzten Wurzeln bloßlegt und namentlich auch imstande ist, die internationale Übereinstimmung zu erklären. Man muß also von allen lokalen, politischen und vorübergehenden Erscheinungen absehen und mehr eine allgemein wirkende Grundursache aufzufinden versuchen.

Ich möchte kurz darlegen, worin **Wolf** die Ursache seinerseits findet, und dann zeigen, wie sich dieser Wolfsche Erklärungsversuch verhält zu den beiden Theorien, die in neuerer Zeit am meisten in der Bevölkerungsliteratur Beachtung gefunden haben, nämlich zu der sogenannten Wohlhabenheitstheorie — namentlich von **Brentano** und **Mombert** vertreten — die, kurz gesagt, den Geburtenrückgang erklärt aus der gestiegenen Wohlhabenheit, und der Theorie **Oldenbergs**, welcher die Hauptursache findet in der sich immer mehr ausdehnenden städtischen Kultur im Gegensatz zur ländlichen Kultur.

Nach der Ansicht von **Wolf** ist es die Rationalisierung des Sexuallebens in unserer Zeit — um es mit einem Wort zusammenzufassen —, was den Geburtenrückgang in letzter Linie verursacht. Es sind also eine Reihe einfach vernunftgemäßer Überlegungen, welche die Eltern in immer wachsendem Maße dazu führen, eine geringere Zahl von Kindern zu wünschen. Der steigende Bildungsgrad der Masse, steigender Ordnungssinn, steigende Emanzipation von überkommenen traditionellen Auffassungen haben diese neue rationalistische An-

schauung herbeigeführt. Von den oberen Klassen ist in die unteren die Lebensauffassung gedrungen, daß für ein geordneteres und bequemeres Dasein eine geringere Anzahl Kinder die Voraussetzung sei. Dadurch hätten sich vollkommene Umwandlungen in der Auffassung von Aufgabe und Pflicht des Menschen in diesem Punkte vollzogen, und dies alles hätte zu weitgehender Beschränkung der Kinderzahl geführt. Es sei kein Zufall z. B., daß gerade in den Gegenden mit stark sozialdemokratischer Bevölkerung der Rückgang der Geburten ein besonders großer sei, weil in diesen Kreisen die Emanzipation von den überkommenen traditionellen religiösen und sittlichen Auffassungen am weitesten gediehen sei. Umgekehrt habe sich in den Gegenden mit vorwiegend katholischer Bevölkerung die Kirche als mächtiger Damm gegen die Verminderung der Geburtenzahl bewiesen.

Ich möchte mich im allgemeinen der Auffassung Wolfs anschließen, bin aber der Meinung, daß er hiermit in nicht so scharfem Gegensatz zu der sogenannten Wohlhabenheitstheorie steht, wie seine teilweise sehr schroffe Kritik zweier Hauptvertreter dieser Theorie — Brentanos und Momberts — es scheinen läßt. Es ist überhaupt hier notwendig, Brentano und Mombert auseinanderzuhalten. Brentano hat das Wohlhabenheitsmoment viel schärfer akzentuiert als Mombert, hat in weit größerem Maße hier eine direkte Gesetzmäßigkeit zwischen der mit zunehmendem Wohlstand vorhandenen größeren Mannigfaltigkeit der Bedürfnisse einerseits und der Abnahme der Befriedigung des Geschlechtsgenusses andererseits hergestellt. So würde der Name Wohlhabenheitstheorie viel mehr für Brentano stimmen als für Mombert, der zwar auch die gestiegene Wohlhabenheit als die Hauptursache des Geburtenrückgangs betrachtet, aber nie unterlassen hat hervorzuheben, daß dieses Wohlhabenheitsmoment nur im Zusammenhang mit vielerlei kulturellen Einflüssen aller Art, in dieser Frage von Bedeutung ist. Wenn also Wolf durchaus mit Recht in diesem Werk es als eine Hauptaufgabe betrachtet hat, die vielen einzelnen kulturellen Momente zu zerlegen, welche diese Rationalisierung des Sexuallebens hervorgebracht haben, so finden sich diese Erwägungen und Gedankengänge doch zum Teil schon bei Mombert. Ich möchte darauf hinweisen, daß Mombert in seinen erwähnten Studien z. B. einmal wörtlich gesagt hat: »Aus dem Gesagten ging bereits hervor, daß es nicht darauf ankommt, daß der Wohlstand als solcher steigt, sondern daß mit dem Steigen desselben auf das Denken und Wollen des Menschen ein ganz bestimmter Einfluß in dem genannten Sinne ausgeübt wird.« An anderer Stelle sagt er: »Ich vergleiche nicht die eheliche Fruchtbarkeit mit der Spartätigkeit, sondern jene mit dem Vorhandensein wirtschaftlicher Denkweise in einer Bevölkerung und suche diese mittels der Spartätigkeit zu messen.«*) Und in diesem selben Aufsatz bemerkt Mombert: »Schon mehrfach habe ich hervorgehoben und durch zahlreiche Zitate belegt, daß der Wohlstand von mir gar nicht als Ursache des Geburtenrückganges hingestellt worden ist, sondern daß die Ursache in der Zunahme rationalistischer Erwägungen und wirtschaftlicher Einsicht gesucht werden muß, Erscheinungen, die meiner Auffassung nach nur mit

*) Mombert: Über den Rückgang der Geburten- und Sterbeziffer in Deutschland im Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik. XXXIV. Bd., 1912, S. 818.

steigendem Wohlstand anzuwachsen pflegen*). Wenn Wolf S. 164 gegen die Wohlhabenheitstheorie besonders auch anführt, daß vergrößerter Besitz unmöglich eine so weittragende Wirkung gehabt haben könne, weil die Zahl der Besitzenden in allen Kulturnationen doch nur eine geringe Minderheit sei, so ist demgegenüber zu sagen, daß es hier nicht auf den »Besitz«, sondern auf das Einkommen ankommt, und daß die Steigerung des Einkommens, besonders auch in der großen Masse, eine sehr bedeutende gewesen ist. Auch mit dem Hinweis auf die Lehrerfamilien scheint mir die Wohlstandstheorie nicht widerlegt zu sein. Wolf weist darauf hin, wie speziell in den Lehrerfamilien mit ihrem kärglichen Budget ebenfalls und gerade hier besonders stark ein Geburtenrückgang zu verzeichnen wäre. Hier könne man doch unmöglich die Wohlhabenheit als Ursache der Erscheinung betrachten. Doch scheint mir der Zusammenhang wohl möglich; man muß natürlich nur Wohlhabenheit in ganz relativem Sinne nehmen. Auch in diesen Schichten der Bevölkerung haben sich zweifellos die Einkommensverhältnisse gegenüber früheren Jahrzehnten gebessert, und so sind hier in der Tat auch mit den gesteigerten Wohlhabenheitsverhältnissen rationalistische Erwägungen im Sinne Wolfs mehr in die Erscheinung getreten. Demnach scheint es mir zu weit zu gehen, wenn Wolf meint (S. 165), die herrschende Wohlstandstheorie enthalte nur ein Körnchen Wahrheit, irgend ins Gewicht fallende Bedeutung für die Erklärung des Geburtenrückganges habe sie nicht. Mir scheint vielmehr eine richtige Interpretation der Wohlhabenheitstheorie, namentlich in der Fassung von Mombert, in sehr großem Maße der Erklärung von Wolf nahe zu kommen. Aber es scheint mir besser zu sein, das Gewicht auf die Rationalisierung und nicht auf die Wohlhabenheit zu legen, weil sonst zu leicht die Annahme entsteht, als ob ein einfacher und mechanisch-automatischer Zusammenhang zwischen den Wohlstandsverhältnissen und der Geburtenziffer vorhanden wäre, sodaß man etwa an Hand der Sparkassenstatistik diesen Zusammenhang nachweisen könne. Man kann nicht genug wiederholen, daß hier außerordentlich vielfältige Faktoren zusammenwirken, sodaß ein möglichst neutraler Ausdruck, wie eben der Name Rationalisierung es ist, zweckmäßiger erscheint.

*) A. a. O. S. 820.

Auch die andere Erklärung des Geburtenrückgangs, die neben der sogenannten Wohlstandstheorie am meisten Beachtung gefunden hat, nämlich die von Oldenberg vertretene Auffassung, daß die starke Zunahme der Stadtbevölkerung im Gegensatz zur Landbevölkerung die Ursache sei, wird eingehend erörtert. Man wird in dem von Oldenberg hervorgehobenen Moment natürlich auch eine wichtige Ursache des Geburtenrückganges sehen müssen, aber wird doch niemals hierin die eigentlich letzte Ursache finden können, denn die Tatsache steht fest, daß nicht nur in der Stadt, sondern auch, und zwar fast allgemein, auf dem Lande ein Geburtenrückgang stattgefunden hat. So hat Mombert in dem erwähnten Aufsatz gezeigt, daß es keine preußische Provinz gibt mit Ausnahme von Westfalen und der Rheinprovinz, in welcher nicht in dem Jahrzehnt von 1896 bis 1905 die allgemeine Fruchtbarkeit herabgegangen wäre*), und es sei kein Zweifel darüber

*) Mombert, a. a. O. S. 804.

möglich, daß die eheliche Fruchtbarkeit auf dem Lande qualitativ den gleichen Gang wie in den Städten durchzumachen begriffen sei. Allerdings ist dieser Rückgang auf dem Lande lange nicht so groß und hat auch erst später eingesetzt, sodaß man doch hier von einem prinzipiellen Gegensatz sprechen kann, und es ist das Verdienst von Oldenberg, auf diese gegensätzlichen Momente hingewiesen zu haben. Immerhin wird man die sogenannte »Verstädtischung« unserer Kultur nicht als letzte causa efficiens bezeichnen können, wenn wir dieselbe Erscheinung, wenn auch in vermindertem Maße auch auf dem Lande haben. Es handelt sich ja nicht darum, das Problem zu erklären, warum der Geburtenrückgang auf dem Lande geringer ist als in der Stadt, sondern vielmehr darum, wie der Geburtenrückgang überhaupt zu erklären ist.

Wolf hat in seinem Werk aber nicht nur diese bevölkerungspolitischen Fragen gestreift, sondern auch zur Bevölkerungstheorie Stellung genommen. Es ist klar, daß dieser Rückgang der Geburten für alle diejenigen von großem Interesse sein muß, die sich mit der Malthusschen Bevölkerungstheorie beschäftigen. Es ist die Frage: läßt sich überhaupt noch die Malthussche Bevölkerungstheorie gegenüber dieser Tatsache vertreten? Wolf hatte schon in früherer Zeit wiederholt gegen Malthus Stellung genommen, namentlich in seinem Aufsatz: »Ein neuer Gegner des Malthus«*) und zuletzt in seiner »Nationalökonomie als exakte Wissenschaft«.**) Er hatte in diesen Arbeiten gezeigt, wie im Gegensatz zur Malthusschen Auffassung die Verbesserungen der Kulturtechnik nicht den erweiterten Nahrungsspielraum alsbald ausgefüllt haben, sondern daß umgekehrt diese technischen Verbesserungen den Erfolg gehabt haben, den Lebensfuß des Einzelnen zu heben. Man könne also nicht von einer allgemeinen Tendenz sprechen, daß die steigende Bevölkerung gegen den Nahrungsspielraum presse. Diesem gegenüber versuchte Budge in dem bereits von mir erwähnten Werk die Malthussche Theorie zu retten, indem er behauptet, daß auch die neuesten Bevölkerungsvorgänge nicht im Widerspruch zur Malthusschen Theorie stünden. So verdienstlich die Bemühungen von Budge sind, in seinem ausgezeichneten Buche die Malthussche Lehre vor allen Dingen klar zu interpretieren und die einzelnen Malthusschen Lehren scharf zu kritisieren, so scheint er mir doch in seinem Bestreben, Malthus nach allen Richtungen zu rechtfertigen, zu weit zu gehen. Budge meint, daß auch heute noch keine Anzeichen dafür vorlägen, daß die Kinderzahl willkürlich beschränkt worden sei, ohne daß der dahingehende Wille der Eltern durch irgendwelche Faktoren wirtschaftlicher Natur beeinflußt worden wäre; aber er faßt den Begriff »wirtschaftlich« hier wohl in weiterem Sinne, als es Malthus getan hat, indem er meint, daß nach der Malthusschen Auffassung die Bevölkerung nicht nach der Menge der Nahrungsmittel reguliert werde, sondern durch diese Menge in dem Verhältnis zum Standard of life der großen Masse einer bestimmten Bevölkerung. Diese Interpretation scheint mir mit den ausdrücklichen Erklärungen von Malthus an den entscheidenden Stellen, daß die Bevölkerungsbewegung immer in einem Pressen gegen den Nahrungsspielraum bestehe, unvereinbar zu sein. Da mir auch die

*) Zeitschrift für Sozialwissenschaft, Band 4, S. 25 ff.

**) Leipzig 1908. S. 187 ff.

Erklärung Budges, daß der Rückgang der Geburtenziffer durch die Abnahme der Sterblichkeit zu erklären sei, nicht plausibel erscheint, so stimme ich auch darin Wolf zu, daß es in diesem Punkte Budge nicht gelungen ist, Malthus zu retten. In der Tat wird man nach allen diesen Erfahrungen die Malthussche Lehre in diesem Kernpunkte nicht mehr halten können; man sollte aber nicht vergessen — und das ist ein großer Fehler, in den die Anti-Malthusianer unserer Tage so leicht verfallen —, welches große und bleibende Verdienst sich Malthus um die Bevölkerungstheorie erworben hat. Seine Theorie hat doch die Einsicht in gewisse Zusammenhänge gegeben, die immerwährend vorhanden sein müssen und die niemals durch irgendwelche Bevölkerungsstatistik aus der Welt geschafft werden können. Er hat zuerst in nachdrücklicher Weise ins klare Licht gestellt, einmal gegenüber der früheren liberalen Ökonomie von Adam Smith usw., daß nicht ohne weiteres mit Zunahme der Bevölkernng auch die Zunahme der wirtschaftlichen Produktivität Hand in Hand gehen müsse, weil eben diesem Fortschritt gewisse natürliche Hemmungen entgegenstehen, die mit dem Gesetz vom abnehmenden Bodenertrag zusammenhingen, und er hat zweitens diese seine Theorie mit Recht aufgestellt gegenüber der sozialistischen Auffassung, daß es nur Schuld der gesellschaftlichen Organisation sei, wenn man überhaupt an die Gefahr einer Übervölkerung denken müsse. Er hat demgegenüber mit Recht darauf hingewiesen, daß aus ganz natürlichen Gründen in jeder denkbaren Gesellschaftsorganisation Schwierigkeiten bei einer stets wachsenden Bevölkerungszahl entstehen können.

Ich kann hier auf den weiteren reichen Inhalt der Wolfschen Schrift nicht eingehen und möchte nur zum Schluß eine kurze Bemerkung zu der Frage der empfohlenen Heilmittel machen.

Die Frage, was gegen den Rückgang der Bevölkerung zu tun sei, ist ja gottlob bei uns in Deutschland noch keine brennende; während in Frankreich bereits eine Stagnation in der Bevölkerung eingetreten ist, ist bei uns noch eine erfreuliche Bevölkerungszunahme vorhanden. Es darf auch nie übersehen werden, daß ein sehr starkes Wachstum der Bevölkerung an sich noch gar nicht als etwas durchaus wirtschaftlich Wünschenswertes bezeichnet werden kann. Dieses starke Wachstum ist nur dann erfreulich, wenn auch eine kulturelle Hebung der großen Masse des Volkes noch möglich ist, und man wird sogar sagen müssen, daß die früheren Zustände in Deutschland, wo zweifellos die enorme Kindersterblichkeit nur die Folge einer übermäßigen proletarischen Kindervermehrung war, volkswirtschaftlich betrachtet, zweifellos niedriger bewertet werden müssen als der heutige Zustand. Erst dann könnte das Problem für uns ein ernsteres werden, wenn in der Tat die Tendenzen der Bevölkerungsvermehrung in ähnlicher Weise sich entwickelten, wie heute schon in Frankreich und in manchen Bevölkerungsschichten in den Vereinigten Staaten von Amerika. Was heute schon zu wünschen wäre, und auch darin stimme ich mit Wolf durchaus überein — und das ist wohl auch das einzige, was jetzt schon in Frage kommt als wirkendes Mittel einer Änderung — das ist die Vermehrung der inneren Kolonisation. Mit Recht hat Oldenberg darauf hingewiesen, wie viel weniger diese sogenannte rationalistische Tendenz zur Geburten-

verminderung auf dem Lande als in der Stadt vorhanden ist. Alles, was wir also tun, um eine größere Vermehrung der ländlichen Bevölkerung und eine gewisse Hemmung der starken Abwanderung von der Stadt auf das Land herbeizuführen, würde auch dazu dienen, etwa vorhandene Gefahren, die auf dem Gebiet der Volksvermehrung bei uns liegen könnten, zu vermindern.

Das Seminar für Orientalische Sprachen in Berlin.
Zum 25jährigen Bestehen.

Von
Martin Hartmann.

Nicht die Geschichte des Seminars, das am 27. Oktober 1887 feierlich eröffnet wurde, soll hier erzählt werden. Über diese gibt Auskunft die von dem Direktor Geheimem Oberregierungsrat Professor Dr. Ed. Sachau Ende Oktober v. J. aus Anlaß des 25jährigen Bestehens herausgegebene Denkschrift.*) Hier sollen nur einige Worte gesagt werden über die Organisation und die neueste Entwickelung der Anstalt, und es sollen einige Wünsche geäußert werden.

Die staatsrechtliche Grundlage des Seminars ist das Reichsgesetz vom 23. Mai 1887, durch welches der Reichskanzler ermächtigt wird, mit Preußen eine Vereinbarung wegen Errichtung des Seminars abzuschließen. Den Grundlagen dieser Vereinbarung war von dem preußischen Staatsministerium bereits am 3. April 1886 die Zustimmung erteilt worden. Unter dem 5. August 1887 erließ dann der preußische Kultusminister von Goßler eine »Bekanntmachung« betreffend das Seminar, die den Charakter einer Ministerialverfügung hat. Von dieser Ministerialverfügung ist in dem oben erwähnten Bericht über die Eröffnungsfeier gesagt (S. 14), sie sei »in gewissem Sinne die magna charta des Seminars«. Die Urkunde hat sich vortrefflich bewährt: sie ist bei aller Schärfe in der Feststellung der Besuchsbedingungen und der Prüfungen hinsichtlich des Lehrplans so weit gefaßt, daß der Entwicklung voller Spielraum gelassen ist. Der Direktor hat in seiner Rede bei der Eröffnungsfeier treffend hervorgehoben, daß »die Einrichtungen des Seminars einstweilen bis zur Gewinnung weiterer Erfahrungen mehr den Charakter des Provisorischen tragen«. Zu Erfahrungen bot sich reichliche Gelegenheit. Deutschland war schon vor der Gründung des Seminars in die Reihe der Kolonialstaaten eingetreten. Aber erst allmählich gewann die Kolonialpolitik die Ausdehnung und die Vertiefung, an denen wir uns heute freuen. Diese Entwicklung hatte einen bedeutenden Einfluß auf die Anstalt. Hieß es in der Ministerialverfügung (III, 1): »Der

*) Neben dieser amtlichen Äußerung sei hier genannt die bedeutsame, gedankenreiche Skizze des Lehrers am Seminar Dr. Palme im Berliner Tageblatt vom 11. November v. J. Eine wichtige Ergänzung der Denkschrift mit beachtenswerten Anregungen stellt der an die Denkschrift anknüpfende, auf vollkommener Kenntnis der Verhältnisse beruhende Artikel über das Seminar in der Kölnischen Volkszeitung vom 12. Dezember v. J. (Abend-Ausgabe) dar.

Unterricht umfaßt folgende Sprachen: Chinesisch, Japanisch, Hindustani, Arabisch, Persisch, Türkisch und Suaheli«, so sind nun außer Suaheli noch die folgenden verbreitetsten Sprachen unserer Schutzgebiete in das Lehrprogramm aufgenommen: Haussa, Ful, Ewe, Tschi, Jaunde, Nama, Ovambo. Aber auch nach anderer Seite hin mußte das sprachliche Programm erweitert werden: als »Ergänzungssprachen« wurden Englisch, Französisch, Neugriechisch, Rumänisch, Russisch und Spanisch aufgenommen; neuestens (seit Oktober 1912) ist Portugiesisch hinzugetreten.

Nicht berührt wurde formell der zweite Absatz jener Lehrplanbestimmungen: »In Verbindung mit dem sprachlichen Unterricht werden auch die Realien der betreffenden Sprachgebiete, insbesondere Religion, Sitten und Gebräuche, Geographie, Statistik und neuere Geschichte, behandelt.« Innerhalb dieser Fassung lassen sich extensiv und intensiv die höchsten Anforderungen stellen. Vergleicht man die letzten Vorlesungsverzeichnisse mit den älteren, so zeigt sich eine überraschende Bereicherung: Überall sind die Aufgaben des Realienunterrichts schärfer präzisiert, ist der gebotene Lehrstoff straffer gegliedert. Eine wichtige Disziplin, die Islamkunde, erscheint seit Sommer 1910 als besonderer Zweig des Realienunterrichts in dem Vorlesungsverzeichnis. Daneben wurden in einigen Fächern Übungsabende (Colloquia) eingerichtet, so die von mir geleiteten Übungen in Behandlung von Problemen aus Geschichte, Religion, Recht, Wirtschaft der Islamwelt, und die von Professor Westermann geleiteten Aussprachen über völkische und sprachliche Probleme Afrikas.

Wenn in der Eröffnungsrede des Direktors gesagt wurde: Nicht die reine, sondern die angewendete Wissenschaft soll im Seminar gepflegt werden« (Bericht S. 7), so war damit natürlich nicht gemeint, daß die Anstalt rein äußerlichem Drill dienen solle. Wird doch in derselben Rede gesprochen von der »Lehrtätigkeit, fest gegründet in wissenschaftlicher Erkenntnis, in praktischem Können und reicher Erfahrung«. In der Tat lassen sich praktische Erfolge auf dem Gebiete der Sprachen-, Völker- und Länderkunde der orientalischen und primitiven Völker nur erzielen, wenn der Unterricht auf der Basis streng wissenschaftlicher Forschung aufgebaut ist. An diesem Aufbauen ihrer Tätigkeit auf wissenschaftlicher Grundlage ist von dem Lehrerkollegium streng festgehalten worden. Dabei wurde aber immer der Zusammenhang mit dem Flusse der Entwicklung in den Ländern unseres Unterrichtsgebietes aufrecht erhalten. Diese Verbindung von Wissenschaft und Leben, von Theorie und Praxis hat Früchte gezeitigt in den Publikationen des Seminars, unter denen die »Mitteilungen« an erster Stelle stehen. Neben ihnen gehen her die »Lehrbücher« (bisher achtundzwanzig Bände) und das »Archiv für das Studium Deutscher Kolonialsprachen« (vierzehn Bände). Diese Veröffentlichungen haben für Erforschung und Darstellung der am Seminar vertretenen Gebiete Vorderasiens, Ostasiens und Afrikas Hervorragendes geleistet; nach Urteilen eines Fachmanns für afrikanische Linguistik besitzt diese in ihnen »in Deutschland fast einzigartig dastehende Publikationsorgane«. Die Bibliothek, die allerdings der Ergänzung und des Ausbaues dringend bedarf, hat doch in manchen von ihr gepflegten Sondergebieten schon jetzt gute Bestände. Es steht zu hoffen, daß sie, vor kurzer Zeit

unter Leitung eines Fachmanns geſtellt, sich weiter günſtig entwickeln wird.

Überblickt man die ganze weitere Entwicklung, so läßt sich leicht erkennen, worauf sie hinaus will. Der Rahmen des »Seminars für orientaliſche Sprachen« iſt geſprengt. Die Realien, die am Anfang als Nebenſache erſchienen, haben einen breiten Raum eingenommen. Die Entwicklung ſelbſt hat die Lehre gegeben, daß die Sprache eben nur eine Äußerung einer Geſellſchaft, einer Kultur iſt, und daß neben ihr die andern Äußerungen das gleiche liebevolle Studium finden müſſen, ſoll das Verſtändniß der fremden Eigenart erreicht werden. In beſonderem Maße gilt das da, wo es ſich darum handelt, an die fremden Völker heranzukommen, ſei es, daß wir ihnen unter Ausnutzung der Werte, die wir bei ihnen finden, und gleichſam als Entgelt dafür, einen höheren Kulturſtand bringen, ſei es, daß wir in dem großen friedlichen Ringen mit uns ebenbürtigen Nationen den eigenen Vorteil und die eigene Würde wahren und doch auf Grund der genauen Kenntnis der fremden Bedingungen Konflikte vermeiden.

Aus dem Ausgeführten geht aber auch hervor, daß noch in anderm Sinne das Seminar einen neuen Charakter gewonnen hat; es iſt nicht mehr eine Anſtalt für orientaliſche Dinge. Das ganze Ausland iſt es, das in ſeinen Bereich gezogen iſt. Hiermit geht Hand in Hand, daß der Kreis der Hörer ſich erheblich erweitert hat. Schon in dem urſprünglichen Programm ſind als Hörer des Seminars neben den »künftigen Aſpiranten für den Dolmetſcherdienſt« in Ausſicht genommen »Angehörige ſonſtiger Berufsſtände«. Mit der größeren Betonung der kolonialen Intereſſen im Lehrplan fanden ſich zahlreiche Kolonialbeamte und Schutztruppenoffiziere ein. In neueſter Zeit haben in wachſendem Maße andere Berufe Hörer geſtellt; beſonders Geſchäftsleute, Mediziner und Miſſionare haben ſich eingefunden, daneben Männer, die bereits im wiſſenſchaftlichen Leben ſtehen, wie Ethnologen. Zahlreich ſind auch die Studenten, die ihr Intereſſe ſolchen Disziplinen zuwenden, die in das Arbeitsgebiet des Seminars fallen, die aber an der Univerſität nicht gelehrt werden.

Nun ſteht das Seminar für Orientaliſche Sprachen als Bildungsſtätte für die deutſche Betätigung im Auslande nicht allein. Nachdem es viele Jahre hindurch dieſe Funktion gleichſam als ein Monopol erfüllt hatte, wurde, hervorgerufen durch die außerordentliche Entwicklung, die Deutſchlands weltpolitiſche und weltwirtſchaftliche Beziehungen gewonnen, das Hamburger Kolonialinſtitut gegründet. Auch dieſe Anſtalt iſt bereits über den urſprünglichen Rahmen hinausgewachſen. Denn nicht bloß die Kolonien bilden den Gegenſtand des Unterrichts, ſondern auch die alten Kulturländer des Orients und die Sprachen Europas. Das Kolonialinſtitut hat ſich ſchnell und günſtig entwickelt. Einen beſonderen Vorteil hat es dadurch, daß es über ſehr bedeutende Mittel verfügt. So wurde z. B. erſt kürzlich eine wertvolle Abteilung für phonetiſche Unterſuchungen gegründet und reichlich ausgeſtattet, auf Betrieb des Profeſſors Meinhof, der früher am Berliner Seminar tätig war und nun in Hamburg für die von ihm erſtrebte Behandlung dieſes wichtigen Zweiges unter Anwendung der neueren mit Feinapparaten arbeitenden Methoden einen günſtigeren Boden als in Berlin fand. Dabei wird beſtändig an der Erweiterung und Hebung des Kolonialinſtituts gearbeitet. Hervorheben möchte ich noch das von Profeſſor Becker ge-

leitete »Seminar für Kultur und Geschichte des Orients«, das über eine reiche Bibliothek und vorzüglich eingerichtete Arbeitsgelegenheiten für die Hörer verfügt.

Die Aufgaben, die Deutschlands Entwicklung gestellt sind, sind so bedeutend und so mannigfaltig, daß die beiden Anstalten nebeneinander bestehen, ohne sich irgendwie zu beeinträchtigen. Jede sucht ihr Bestes zu tun. Soll in diesem Wettstreite das Berliner Seminar mit Ehren bestehen, so wird auch hier dem Grundsatze Rechnung getragen werden müssen, daß neue Lebensbedingungen neue Formen erfordern. In fünfundzwanzigjähriger mühevoller Arbeit hat das »Seminar für Orientalische Sprachen« sich durchgerungen zu dem, was es jetzt ist. Es ist ein »Seminar für Auslandskunde« geworden, in dem allerdings die Sprachen auch weiterhin eine besonders hohe Stellung einnehmen werden und müssen, weil das Wesen einer völkischen Gruppe dem Gruppenfremden zunächst in der Sprache sich offenbart, wie sie in den historischen Denkmälern vorliegt und wie sie in dem lebendigen, täglich neue Wunder zeigenden Flusse sich darstellt. Eine solche Anstalt ist als ein Anhängsel an die Universität nicht wohl denkbar. Sie steht ebenbürtig und gleichberechtigt neben den andern Hochschulen Berlins und verlangt eine eigene Organisation, wie diese sie besitzen. Sie kann nur gedeihen bei dem freien Verwaltungssystem, dessen diese sich erfreuen, und auf dem auch die Hamburger Anstalt beruht. Es muß namentlich bei einer Anstalt, wie das »Seminar für Orientalische Sprachen« sie ist, auch der Lehrkörper, wenigstens das Kollegium der etatsmäßigen Dozenten zu Worte kommen.

Eine Loslösung von der Hauptuniversität Preußens führt zu der Frage, ob an eine solche fundamentale Aenderung der Lage sich nicht ein Wandel knüpfen ließe in der obersten Leitung der Anstalt. Es ist der Gedanke laut geworden, das »Seminar« als »Auslandsakademie« würde recht wohl in die Zahl der Reichsanstalten sich einfügen lassen. Ich beschränke mich darauf, diese Anregung hier wiederzugeben, die mir beachtenswert scheint. Es könnte doch von dem ohnehin schon schwer belasteten größten deutschen Bundesstaate nur angenehm empfunden werden, wenn die materiellen Opfer und die Mühwaltung für das Seminar ihm abgenommen würden von dem Reiche, für das die Uebernahme des von Preußen geleisteten Beitrages zu den Kosten der Anstalt keine Schwierigkeit bietet. Wir dürfen das Vertrauen haben, daß die maßgebenden Behörden selbst zur rechten Zeit die rechten Schritte tun oder Anträge aus den gesetzgebenden Körperschaften heraus freundlich aufnehmen werden.

Die wirtschaftlichen Aussichten des Panamakanals in kritischer Beleuchtung.

Von
Richard Hennig.

Im Mai 1904 begannen die Amerikaner den Bau des Panamakanals an der Stelle aufzunehmen, wo die französische Lesseps-Gesellschaft, an ihrer finanziellen Kraft verzweifelnd, die Flinte ins Korn geworfen hatte. An der großartigen Leistung der Vereinigten Staaten in Panama ist vielleicht nichts bewundernswerter als die zähe Energie und die rastlose Folgerichtigkeit, mit der sie eine Summe von $4^1/_2$ Millionen Dollar flüssig gemacht und in ein hoffnungslos unrentables Unternehmen hineingesteckt haben. Daß sie auch weiterhin jede etwa über den Voranschlag noch hinausgehende Summe flüssig machen würden, um dem großen, nunmehr als nationale Ehrensache geltenden Werk zum Siege zu verhelfen, ist keinen Augenblick zweifelhaft, und doch sagt man wohl kaum zu viel, wenn man behauptet, daß sie, wenn sie erst jetzt vor die Wahl gestellt würden, ob sie die 1904 in Angriff genommene Riesenarbeit auf sich nehmen sollen oder nicht, gegenwärtig wahrscheinlich darauf verzichten würden. Vielleicht weniger die Erkenntnis, daß der Kanal wirtschaftlich einen ungemein schweren Stand haben wird, wäre daran schuld, als vielmehr die rapide Entwicklung der modernen Luftschiffahrt, die zurzeit den Ausblick eröffnet, daß unter Umständen schon in wenigen Jahren, sicher aber in wenigen Jahrzehnten der Kanal für den Gütertransport veraltet sein dürfte. Das hat niemand klarer erkannt als der geniale Leiter des Kanalbaues selbst, der ausgezeichnete Oberst Goethals, den kommende Zeiten wahrscheinlich einst würdig neben Ferdinand von Lesseps, den Schöpfer des Suezkanals, stellen werden. Er hat sich in privaten Gesprächen ganz offen dahin geäußert, daß künftig die Güter von einem Ozean zum andern wahrscheinlich durch Luftschiffe über den Isthmus befördert werden würden, die schneller und billiger zu arbeiten vermögen als der kostspielige Schleusenkanal mit seinen hohen Durchfahrtgebühren. Gibt die Entwicklung dieser sehr einleuchtenden Befürchtung recht, so wäre es in Wahrheit ein tragisches Verhängnis, das den Panamakanal verfolgt: endlich, nach fast vierhundertjährigem Planen und Wiederplanen tritt der so unendlich oft diskutierte mittelamerikanische Kanal in die Erscheinung, und nun stellt es sich heraus, daß das mit so ungeheuren Opfern verwirklichte Riesenkulturwerk doch noch wenige Jahre zu früh in Angriff genommen worden ist, da die raschen Fortschritte der technischen Entwicklung es unmittelbar darauf entbehrlich gemacht haben!

Auch wenn die auf die Luftschiffahrt gerichteten Erwartungen aber nicht in Erfüllung gehen oder stark verfrüht sein sollten, sind aber die wirtschaftlichen Aussichten des Panamakanals, selbst wenn seine Eröffnung durch keinerlei peinliche Überraschungen in Frage gestellt wird, die nur zu zahlreich sich noch einstellen können, durchaus nicht als sehr rosig zu bewerten. Diese Ansicht läßt sich in ziemlich einwandfreier Weise begründen, obwohl, wie

nicht vergessen werden darf, erfahrungsgemäß gerade auf dem Gebiete des Weltverkehrs jede Prophezeiung über die Wirkung neuer Verkehrswege nahezu ein Ding der Unmöglichkeit ist. Dennoch scheint es schon heut ziemlich sicher festzustehen, daß die Bedeutung des Kanals für Europa leicht überschätzt wird. Für Amerika wird er zweifellos eine gewaltige Bedeutung haben, aber daß das europäische Verkehrsleben doch nur in bescheidenem Maße die neue Verkehrsstraße aufsuchen wird, das läßt sich fast mit zahlenmäßiger Gewißheit erweisen.

Vor hundert oder gar vor dreihundert Jahren hätte für das europäische Verkehrs- und Wissenschaftsleben der mittelamerikanische Kanal eine Wirkung ausüben können, die hinter der des Suezkanals schwerlich zurückgeblieben wäre, sie in mancher Hinsicht sogar vielleicht noch übertroffen hätte. In seinem berühmten Gespräch mit Eckermann vom 21. Februar 1827 hatte Goethe vollkommen recht, als er den künftigen mittelamerikanischen Kanal mit dem künftigen Suezkanal auf eine Stufe stellte und begeistert ausrief, lediglich um diese großen Kulturerrungenschaften verwirklicht zu sehen, verlohne es sich, noch fünfzig Jahre länger zu leben. Nach dem Jahre 1869 aber hat der Kanal in Mittelamerika seine höchste Bedeutung für Europa eingebüßt. Der Suezkanal sowohl wie die erste transkontinentale Pacific-Bahn in Nordamerika, die beide in jenem großen Epochejahr des Weltverkehrs dem Verkehr übergeben wurden, haben den mittelamerikanischen Kanal für sehr viele Fälle rundweg entbehrlich gemacht, vor allem für den Verkehr Europas mit Ostasien, der das Fehlen einer natürlichen Wasserstraße durch Mittel- oder Nordamerika hindurch vor der Schaffung des Suezkanals besonders schmerzlich empfand.

Vor allem ist soviel von vornherein klar, daß der eigentliche Schnellverkehr, d. h. der Personen- und Postverkehr dem Panamakanal in der Hauptsache fremd bleiben wird und muß. Von gewissen Ausnahmefällen abgesehen, wird jeder wichtige Punkt des Stillen Ozeans für den Verkehr Europas und der amerikanischen Ostküste auf anderem Wege schneller zu erreichen sein als über Panama. Es ist aber ein allgemeines Gesetz des Weltverkehrs, daß die Passagier- und Postbeförderung unter allen Umständen die schnellsten Verbindungen aufsucht. Zwar ist es ganz klar, daß der Kanal in den ersten Jahren nach seiner Eröffnung eine gewaltige Menge von Vergnügungsreisenden und Globetrottern anlocken wird; doch dieses nur von der ersten Neugier geweckte Interesse muß in wenigen Jahren abflauen, und der Verkehr der Weltenbummler kann überdies erfahrungsgemäß keinen Verkehrsweg ausreichend ernähren. Der große Strom der Reisenden verbleibt jedenfalls den schnellsten Verbindungen, und diese werden eben unter allen Umständen die transkontinentalen Bahnen in Amerika bezw. der Suezkanal bleiben. Die zahlreichen Überlandlinien, die es bisher in Nord-, Mittel- und Südamerika gibt oder bald geben wird, werden unter allen Umständen ihre alte Bedeutung behaupten, zumal da ihre pazifischen Endhäfen in den meisten Fällen einen vorzüglichen Dampfer-Schnellverkehr aufweisen. Landschaftliche Reize bietet überdies Panama nur in bescheidenem Maße, und die Atlantische Zugangsstraße des Kanals, das Karaibische Meer, genießt bei allen Seefahrern recht wenig Beliebtheit. Demgegenüber ist etwa die Überlandbahn Südamerikas, die Uspallatabahn,

vorzüglich geeignet, Reisende anzulocken, da sie landschaftlich ganz außerordentliche Schönheiten aufweist und in Sichtweite des wahrscheinlich höchsten Berges der Anden, des Aconcagua, das Gebirgsmassiv in einem prachtvollen, gewaltigen Tunnel in mehr als 3000 m Meereshöhe durchbricht.

Es verbleibt somit dem Panamakanal von vornherein nur der Güterverkehr, der mit der Folgerichtigkeit eines Naturgesetzes unter allen Umständen — von gewissen Spezial-Ausnahmefällen abgesehen — die billigsten, nicht die schnellsten Verbindungen wählt und dem daher die Benutzung der großen Überlandbahnen im allgemeinen natürlich versagt bleibt.

Doch selbst dieser Verkehr wird nicht ohne Einschränkung dem Panamakanal zufallen.

Die Segelschiffe, die gerade im Verkehr zwischen Europa und der südamerikanischen Westküste noch eine beachtenswert große Rolle spielen, werden und müssen dem Panamakanal so gut wie vollständig fern bleiben. Meiden sie doch sogar den Suezkanal, obwohl dessen Befahrung nicht so viel Beschwerden darbietet, wie sie dereinst mit der Bezwingung des Panamakanals verbunden sein werden, und ziehen sie doch die sehr weite Fahrt um ganz Afrika dem kurzen Wege durch den Suezkanal und das Rote Meer vor, wo sie keine guten Windverhältnisse vorfinden und ihre Seglereigenschaften nicht zu entfalten vermögen. Wie werden sie da dem Panamakanal eine große Vorliebe entgegenbringen können, dessen beiderseitige Zufahrtstraßen im Bereich der Kalmen liegen! Auch seine verschiedenen Schleusen und seine reichlich hohen Durchfahrts-Gebühren können außerordentlich wenig Verlockendes für ein Segelschiff haben, das nicht, wie ein kohlenfressender Dampfer, immerhin noch auf möglichste Zeitersparnis und Wegkürzung angewiesen ist und das stets der Fahrt durchs freie Meer den Vorzug vor einem Wege durch eine enge, schmale Wasserrinne geben wird. Wenn selbst die verhältnismäßig breite Magelhaensstraße von den Seglern gern zugunsten der weiteren Reise ums freigelegene, sturmumtobte Kap Horn verschmäht wird, so mag man daran ungefähr ermessen, wie gern oder ungern die Segler sich dem kostspieligen Schleusenkanal im Bereich der tropischen Windstillen zuwenden werden!

Nun wird ja zwar die ohnehin rapide Verdrängung der Segler durch die Dampfer nach der Eröffnung des Panamakanals wohl zweifellos in beschleunigtem Tempo sich fortsetzen, aber es ist auch zu beachten, daß gerade die nordamerikanische Handelsflotte zur Zeit noch mehr Segler aufweist als irgend ein anderes Land der Welt, und diese gewaltige Seglerflotte wird sicher noch geraume Zeit ihre Bedeutung behaupten und — dem Kanal aus dem Wege gehen.

Anders liegen die Dinge für den Frachtdampferverkehr. Dampfschiffe müssen auch dann, wenn sie nicht dem eigentlichen Schnellverkehr dienen, im Gegensatz zu den Seglern, auf möglichste Zeitersparnis bedacht sein, denn jeder Tag Fahrt verschlingt eine verhältnismäßig große Menge von Betriebsspesen, vor allem in Gestalt von Kohlen. Ein 5000-Tons-Dampfer muß im allgemeinen mit täglichen Betriebskosten von über 10,000 Mark rechnen. Daß hier der Panamakanal, wenn er eine kürzere Seereise gestattet als die altüblichen Verkehrswege, eine ungeheure Rückwirkung ausüben könnte, ist sicher. Aber ist denn in der Tat die Verbindung zwischen zwei wich-

tigen Punkten des Weltverkehrs auf entgegengesetzten Punkten der Erde über Panama meist kürzer als auf den alten Verkehrsstraßen?

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß man sich in diesem Punkte bei uns in Europa vielfach Illusionen hingibt, die für unseren Erdteil der Wirklichkeit nicht entsprechen. Hamburg wird z. B. in der Hauptsache nur im Verkehr mit der amerikanischen Westküste Vorteile vom Panamakanal in Bezug auf Zeitgewinn der Dampferreisen haben. Ganz Ostasien bleibt für die europäischen Häfen über Suez schneller erreichbar als über Panama, ja, überraschenderweise zeigt uns eine Berechnung, daß selbst von New York aus noch ein Ort wie Hongkong über Panama langsamer als über Suez angelaufen werden kann, während die nördlicher gelegenen ostasiatischen Orte von New York aus allerdings künftig auf dem Panamawege schneller als gegenwärtig erreichbar sein werden. Sogar die Reise nach den australischen Orten ist von Hamburg oder gar von den großen Mittelmeerhäfen aus über Panama nicht schneller als gegenwärtig möglich, oder der etwaige Zeitgewinn ist so minimal, daß ihnen zuliebe die Dampferlinien den altgewohnten, an vielen verkehrsreichen Handelsplätzen vorüberführenden Suezweg ganz gewiß nicht aufgeben werden, um dafür die der großen Verkehrszentren, vor allem der Kohlenversorgungs-Plätze, ganz entbehrende Panama-Route einzutauschen. Die Dampfer, die über Panama in den Stillen Ozean laufen, müssen, wegen des Mangels an guten Kohlenhäfen, eine unverhältnismäßig große Menge von zinsfressenden und den nutzbaren Laderaum verringernden Kohlenvorräten von vornherein mit auf die Reise nehmen.

Damit ist selbstverständlich nicht gesagt, daß nicht einzelne Dampferlinien künftig von Hamburg oder von anderen europäischen Häfen aus ständig über Panama nach Australien oder Ostasien fahren werden. Im Gegenteil, dies kann bereits als sicher angenommen werden und ist auch durchaus wünschenswert, da z. B. die Samoa-Inseln bisher noch von keiner einzigen deutschen Dampferlinie regelmäßig angelaufen werden, zum schweren Nachteil unserer dortigen Schiffahrtsinteressen. Nur der große Hauptverkehr wird unbedingt der Suezstraße verbleiben, zumal da die letztere in einem etwaigen Tarifkampf mit Panama, dessen Vorzeichen sich bereits ankündigen, unbedingt den Sieg davontragen wird. Der Suezkanal mit seiner enorm hohen 33%-Dividende kann die Durchfahrtsgebühren beliebig stark und beliebig lange erniedrigen, ohne finanziell sehr zu leiden; der Panamakanal, der auch im günstigsten Fall sich nur höchstens mit zwei Prozent verzinsen wird, und der Jahr für Jahr volle 60 Millionen Mark einnehmen müßte, um nur die laufenden Betriebskosten nebst Amortisation und Zinsen zu decken, ist nicht in der Lage, durch Unterbietung der Suez-Gebühren den Verkehr an sich zu locken, und wird diesen Wettkampf demnach von vornherein aufgeben müssen!

Erst vom Meridian von Neuseeland an ostwärts wird der Panamaweg für die europäische Schiffahrt entschiedene Zeitabkürzungen möglich machen. Aber die Inselgruppen des Stillen Ozeans einschließlich Neuseelands haben dem Weltverkehr nicht allzu viel zu bieten und werden immer nur einen verhältnismäßig sehr kleinen Bruchteil der europäischen Schiffahrt anzulocken vermögen, ganz abgesehen davon, daß

eben auch die Kohlenversorgung der Schiffe sich auf dem Weg über Panama ganz bedeutend ungünstiger stellt als auf der hafenreichen Suez-Route. Somit bleibt in Friedenszeiten in der Hauptsache nur die amerikanische Westküste als Ziel derjenigen europäischen Fracht-Schiffahrt, für die der Panamakanal in Betracht kommt.

Die amerikanische Westküste ist aber sowohl im Norden wie im Süden des Erdteils verhältnismäßig schmal; ihr fehlt das große, fruchtbare Hinterland, das die Welthäfen erst richtig ernähren kann. Mögen auch West-Kanada und Kalifornien Getreide und Holz oder Chile seinen Salpeter in bedeutender Menge ausführen, die eigentlichen Massenartikel, wie sie in den indischen und ostasiatischen Häfen verschifft werden, gehen doch der amerikanischen Westküste ab.

Dazu kommt, daß auch nach Eröffnung des Panamakanals der heut übliche Seeweg um Südamerika herum keineswegs ganz vom Dampferverkehr — von den Seglern ganz zu schweigen — entblößt sein wird, wie man fälschlicherweise oft annimmt. Es muß eben nochmals betont werden, daß es für den Frachtverkehr auch dann, wenn es sich um Dampfschiffe handelt, durchaus nicht immer (wie oft irrtümlich geglaubt wird) auf den kürzesten Weg ankommt, sondern immer und unter allen Umständen auf den billigsten. Dieser aber braucht keineswegs mit dem kürzesten identisch zu sein, trotz der hohen Betriebskosten der verlängerten Fahrt. Die Suezroute hat zwar den gesamten nach Indien und Ostasien gehenden Dampferverkehr Europas an sich reißen können, weil sie den Schiffen, trotz der sehr hohen Kanalgebühren, die billigste Fahrt bot und somit die Umfahrung Südafrikas im Dampfschiff-Durchgangsverkehr zum Indischen und Stillen Ozean lahmlegen konnte. Dem Panamakanal aber stehen im Wettbewerb mit der Magelhaensstraße die gleichen Vorteile nur in bescheidenem Umfang zu Gebote. Herr Albert Bencke in München hat im letzten Septemberheft der Zeitschrift »Weltverkehr und Weltwirtschaft« zahlenmäßig den Nachweis erbracht, daß schon eine Kanalgebühr von einem Dollar pro Tonne das sichere Monopolgebiet des Panamakanals nur rund 1500 Seemeilen weit nach Süden reichen lassen würde, während südlich davon die Magelhaensstraße trotz der verlängerten Fahrt die billigere Beförderung ermöglicht. Da nun die Amerikaner beschlossen haben, sogar eine Kanalgebühr von $1^1/_4$ Dollar pro Register-Tonne zu erheben, ist es klar, daß der Verkehr zwischen Europa und dem größeren Teil des westlichen Südamerika auch nach der Eröffnung von Panama die Magelhaensstraße aufsuchen wird. Gerade die wichtigsten pazifischen Ausfuhrhäfen Südamerikas, die chilenischen, werden somit dem alten Weg nach und von Europa durch die Magelhaensstraße auch nach erfolgter Kanaleröffnung treu bleiben müssen.

Diese wenig erfreulichen Aussichten für Panama werden nun dadurch noch ungünstiger, daß auch das westliche Nordamerika seinen gesamten Verkehr zum Atlantischen Ozean durchaus nicht ohne weiteres, wie man es erwarten könnte, künftig über Panama lenken wird. Hier wird zwar natürlich weder die Magelhaensstraße noch irgendein anderer bestehender Wasserweg dem Panamakanal Konkurrenz machen, wohl aber — so unbegreiflich dies zunächst auch erscheinen mag — eine Eisenbahn! Es ist zwar ein allgemeines Gesetz des Weltverkehrs, daß im Güter-

verkehr die Wasserſtraße der Eisenbahn überlegen iſt, weil sie wesentlich billiger zu arbeiten vermag, aber dies Gesetz gilt doch nicht ohne Ausnahme, und gerade beim Panamakanal wird man voraussichtlich die Erfahrung machen, daß sehr wohl unter gewissen Ausnahmeumſtänden eine Bahn einem Wasserweg Konkurrenz machen kann. Daß natürlich nicht etwa die großen Überlandbahnen Nordamerikas mit dem Panamakanal im Frachtverkehr in Wettbewerb treten können, iſt zwar eine Selbſtverſtändlichkeit, die keiner weiteren Erörterung bedarf. Aber eine kleine Überlandbahn in Mexiko, die sogenannte Tehuantepec-Bahn, wird sich zweifellos als ein ungemein gefährlicher Nebenbuhler erweisen.

Der Iſthmus von Tehuantepec hatte schon Cortez' Aufmerksamkeit erregt, der hier eine Fahrſtraße von einem Ozean zum andern anlegen ließ. Er war auch von Alexander von Humboldt wegen seiner sehr günſtigen Lage und seiner für amerikanische Verhältnisse ausnehmend niedrigen Wasserscheide (240 m) als »natürliche Brücke des Welthandels« bezeichnet werden, und zu wiederholten Malen iſt seit faſt 400 Jahren der Plan erörtert worden, hier eine große internationale Weltverkehrsſtraße ins Leben zu rufen.

1880 trat der amerikanische Kapitän James B. Eads, der sich als ausgezeichneter und weitblickender Wasserbau-Ingenieur einen vortrefflichen Namen gemacht hat, an die mexikanische Regierung mit dem zunächſt phantaſtisch anmutenden Projekt heran, eine Schiffseisenbahn über den Iſthmus von Tehuantepec zu bauen, d. h. eine Eisenbahn, welche die größeren vollbeladenen Seeschiffe von einem Ozean zum anderen über den Landrücken sollte befördern können. Eads erhielt auch eine Konzession zum Bau einer solchen Bahn, die von zahlreichen Autoritäten zwar als kühn, jedoch als ausführbar bezeichnet wurde; aber die Verhandlungen zogen sich in die Länge und mit dem Tode des Urhebers, 1887, verschwand das interessante Projekt. Inzwischen hatte jedoch die mexikanische Regierung trotz sehr großer teehnischer Schwierigkeiten endlich in fünfzehnjähriger Arbeit mit einem Aufwand von 80 Millionen Mark eine Bahn quer über den Iſthmus gebaut, die seit dem 11. September 1894 in Betrieb iſt. Doch der Bahnbetrieb ſtand lange Zeit durchaus nicht auf der Höhe, und die Endpunkte Coatzacoalcos und Salina Cruz waren alles andere eher, als gute Hafenplätze, so daß auch diese mittelamerikanische Verkehrsroute lange ohne rechten Wert blieb.

Da richtete vor einigen Jahren die englische Firma S. Pearson and Son Ltd., ihre Blicke auf diesen Iſthmus von Tehuantepec, der obendrein den Vorzug hat, sich vor anderen mittelamerikanischen und auch mexikanischen Gegenden (z. B. Vera Cruz) durch ein sehr günſtiges und gesundes Klima auszuzeichnen. Mit klarem Blick erkannte sie, was sich aus diesem Verkehrsweg machen ließe, wenn sein Ausbau mit größten Mitteln betrieben und gleichzeitig Hafenanlagen an den Endpunkten ins Leben gerufen würden, die den hochgeſteigerten Ansprüchen eines modernen Weltverkehrs in jeder Hinsicht zu genügen vermochten. Die mexikanische Regierung ging auf den Plan der englischen Firma ein und erteilte ihr eine Konzession zum Umbau der alten Bahn, auf den die sehr beträchtliche Summe von 15 Millionen mexikanischer Dollars verwendet wurde, während die zweckmäßige Herſtellung der beiden Häfen an den Endſtationen

noch weitere 40 Millionen mexikanischer Dollars kostete.

Die neue Tehuantepecbahn ist darauf fertiggestellt und am 23. Januar 1907 durch den Präsidenten Diaz in feierlichster Weise eröffnet worden. Sie hat rasch eine ausnehmend große Bedeutung für den Weltverkehr erlangt. Ihre beiden vorzüglichen Endhäfen, Puerto Mexiko an der Mündung des Rio Coatzacoalcos in den Mexikanischen Golf, und Salina Cruz, jetzt nächst San Franzisko der beste Hafen der amerikanischen Westküste, werden zur Zeit von 20 Dampferlinien, darunter 8 europäischen, regelmäßig angelaufen. Die Bahn befördert nicht nur Passagiere in großer Menge, zumal da sie durch gesunde und landwirtschaftlich schöne Gegenden führt, sondern auch eine erstaunlich große Menge von Gütern. Die Häfen sind so vollkommen eingerichtet, daß die Waren unmittelbar aus dem Seeschiff in den Eisenbahnwagen und umgekehrt verladen werden, so daß mit Hilfe der Bahn die Frachten binnen 12 Stunden vom Seeschiff des Atlantischen ins Seeschiff des Stillen Ozeans oder umgekehrt befördert sein können. Mit einem derartigen Verkehrsmittel zu konkurrieren wird dem Panamakanal nicht eben leicht fallen, zumal da die Kosten des Bahntransports einschließlich der zweimaligen Umladung der Güter für zahlreiche wichtige Verkehrslinien sicherlich nicht höher sein werden, als die Verteuerung, die der Beförderung über Panama aus den hohen Kanalabgaben und der beträchtlich längeren Seefahrt erwächst.

Die Reise von New York nach Hongkong z. B. ist gegenüber der Tehuantepeclinie durch den Panamakanal um volle 1150 Seemeilen länger. Aber auch die von Europa kommenden Reisenden und Transporte können durch die Isthmusbahn an Weg, Zeit und Geld gegenüber dem Panamakanal sparen. Vom Ausgang des englischen Kanals (Kap Lizard) nach San Franzisko ist der Weg durch den Panamakanal um volle 800 Seemeilen länger als der über den Isthmus von Tehuantepec; ja selbst die Reise von Kap Lizard nach Neuseeland erfolgt auf dieser Route am kürzesten und schnellsten.

Demnach kann die Abwicklung des Seeverkehrs etwa zwischen Europa oder New York einerseits und San Francisco oder Vanconver oder auch Hawai andererseits über Tehuantepec wesentlich rascher vor sich gehen als über Panama. Wird der letztere Weg gewählt, so fallen die Kosten einer um etwa vier Tagereisen längeren Seefahrt fühlbar ins Gewicht, und so kann sehr wohl der Fall eintreten, daß hier im Wettbewerb zwischen Eisenbahn und Wasserstraße ausnahmsweise einmal die erstere die billigere ist und somit den Sieg davonträgt.

Die Beförderung der Gewichttonne über den mexikanischen Isthmus stellt sich von Puerto Mexico bis Salina Cruz auf 16, bis San Franzisko auf 26 Schilling, während die Bahnfracht von New York bis San Franzisko nicht weniger als 60 Schilling pro Tonne beträgt und im Panamakanal, wie schon gesagt, für jede Gewichtstonne allein eine Durchfahrtsgebühr von $1^1/_4$ Dollar für die Register-Tonne zu zahlen, so daß die Abgaben, auf die Tonne Frachtgut berechnet, unverhältnismäßig hoch werden müssen.

Um die Durchfahrtsgebühren im Panamakanal für die großen Ozeanriesen und ihre Frachten zu ermäßigen, ist ja gar schon der Vorschlag aufgetaucht, daß auf beiden Seiten am Eingang des Kanals die Seeschiffe ihre Ladung an kleinere Leichter abgeben, welche ent-

sprechend ihrem geringeren Rauminhalt niedrigere Abgaben zahlen können und die alsdann die Transporte durch den Kanal hindurchschaffen, um sie auf der anderen Seite wieder an ein dort wartendes Seeschiff abzugeben. Trotz der dann erforderlichen zweimaligen Umladung der Waren hofft man auf diese raffinierte, für die Rentabilität des Kanals nicht sehr troſtreiche Weise die Beförderung der Frachten verbilligen zu können. Wenn aber tatsächlich eine verbilligte Benutzung des Panamakanals auch eine zweimalige Umladung der Waren erfordert — was hat dann Panama gegenüber der schnelleren und angenehmeren Tehuantepec-Route noch für Vorzüge für sich geltend zu machen?

Zu der ohnehin sehr peinlichen Konkurrenz des Suezkanals, der Magelhaensſtraße und der Überlandbahnen im Norden und Süden des Erdteils kommt somit für den Panamakanal auch noch der Wettbewerb der in englischem Besitz befindlichen Tehuantepecbahn als äußerſt läſtiger Faktor hinzu. Entwindet der Suezkanal dem Panamaweg den größten Teil des Oſtasien- und Auſtralienverkehrs, beauptet die Magelhaensſtraße für die südamerikanische Weſtküſte ihre alte Bedeutung in erheblichem Maße, so wird der Güterverkehr der nordamerikanischen Weſtküſte, auf den die letzte große Hoffnung sich richtet, durch die Tehuantepecbahn dem Panamakanal entfremdet.

Das sind zweifellos wenig erfreuliche Aussichten, und wenn man sich damit tröſten wollte, daß für die amerikanische Schiffahrt die Dinge doch anders liegen werden als für die europäische, so iſt auch dies leider nur bis zu einem gewissen Grade zutreffend. Es wird nämlich leicht übersehen, daß die relative Bedeutung der amerikanischen Schiffahrt in beſtändigem Sinken begriffen iſt, und daß ihr Wettbewerb mit der europäischen Konkurrenz immer schwieriger wird. Schuld daran sind die außerordentlich hohen Betriebskoſten der amerikanischen Reedereien, die in erſter Linie bedingt werden durch die unvernünftigen, von den Arbeiterorganisationen erzwungenen Löhnungsverhältnisse. Die Gehälter des Schiffspersonals sind derartig hoch, daß die Unternehmer dabei in vielen Fällen nicht beſtehen können, und die Folge dieser sozialen Zuſtände iſt ein ſtetes Zurückgehen der amerikanischen Seegeltung: die amerikanische Handelsflotte hat als einzige der großen Nationen in neuerer Zeit ihren prozentualen Anteil am Weltverkehr verringert, und zwar ziemlich beträchtlich. Ebenso iſt der amerikanische Schiffbau in rapidem Niedergang begriffen, weil die Koſten eines in den Vereinigten Staaten gebauten Fahrzeugs überaus hoch sind: entfallen doch bis zu 75% der Gesamtkoſten nur auf Löhne und Gehälter! Auch im Passagierdienſt iſt die Union derartig vom Ausland abhängig, daß die Yankees, um von New York nach Buenos Aires oder Rio de Janeiro zu reisen, oft von der Heimat zunächſt nach Hamburg oder London fahren und dann von dort erſt nach ihrem eigentlichen Reiseziel gelangen. Sogar die amerikanische Poſt nach Südamerika wählt neuerdings in der Regel den Weg über Europa als den beſten und billigſten!

Unter solchen Umſtänden kann Europa eigentlich mit ziemlicher Ruhe der beabsichtigten Begünſtigung der amerikanischen Schiffahrt entgegensehen, die, im offenbaren Widerspruch zu den klaren Beſtimmungen des Hay-Pauncefote-Vertrages und dem Proteſt Englands zum Trotz, von der amerikanischen Regierung und Volksvertretung geplant

wird. Die Abgabefreiheit der amerikanischen Schiffe im Kanal oder die auf dasselbe hinauslaufende etwaige Zurückerstattung der Gebühren an die nationalen Reedereien ist schließlich nur eine Form der Schiffahrtsubventionierung, wie sie bei anderen Völkern auch im Gebrauch ist, und die amerikanischen Schiffahrtsunternehmungen bedürfen dringend einer solchen Subventonierung (die es in anderer Form bisher kaum gibt), wenn sie nicht schließlich durch die sozialen Ansprüche des Personals im Weltverkehr ganz erdrosselt werden sollen. Ist doch in den Vereinigten Staaten schon das trübselige Wort geprägt worden, daß, wenn der Kanal fertiggestellt sei, keine amerikanischen Schiffe da sein würden, um ihm zu befahren. Erwägt man, daß die nordamerikanische Flagge im Suezkanal neuerdings so gut wie völlig verschwundnn ist (1911: 2 Schiffe!), so erscheint diese Besorgnis nur allzusehr gerechtfertigt.

Für Deutschland liegt jedenfalls kaum ein Grund vor, sich über die Einhaltung oder Nichteinhaltung des Hay-Pauncefote-Vertrages sonderlich aufzuregen; auch England könnte, soweit sein eigenes Interesse in Frage kommt, eine Umgehung der Bestimmung dieses Vertrages, wonach alle Nationen im Kanal die gleiche Behandlung erfahren, also auch die gleichen Abgaben zahlen sollen, auf die leichte Achsel nehmen. Wenn es trotzdem ziemlich scharf gegen die beabsichtigte Vertragsverletzung protestiert hat und voraussichtlich weiter dagegen protestieren wird, so ist für sein Verhalten einmal die Erwägung maßgebend, daß die Nonchalance, mit der die Amerikaner besiegelte Verträge als lästig beiseite schieben, eine Demütigung und Nichtachtung für den andern Kontrahenten bedeutet. Vor allem aber wird das englische Vorgehen wohl diktiert werden von der Rücksicht auf die Interessen Kanadas, die es vertreten muß. Kanada ist auf den Panamakanal allerdings nicht minder angewiesen als die Vereinigten Staaten. Wenn nun die Unionsschiffe dort von Abgaben befreit bleiben, während die kanadischen Fahrzeuge sie zahlen müssen, so ist es klar, daß den kanadischen Seehandelsinteressen durch den geplanten Vertragsbruch ein sehr schwerer Schlag droht. In Kanadas Interesse, weit weniger in seinem eigenen, wird daher England zu einer Wiederholung des Versuches gezwungen sein, dem Hay-Pauncefote-Vertrag in allen Punkten volle Geltung zu verschaffen. Ob es freilich Erfolg damit haben wird, darf aus mancherlei Gründen stark bezweifelt werden, und die ganze Angelegenheit ist immerhin nicht von derart einschneidender Bedeutung für Englands ureigene Interessen, daß es nicht zur Not schließlich mutig zurückweichen und mit in der Tasche geballter Faust den amerikanischen Vertragsbruch hinnehmen könnte.

Alles in allem: Deutschland wird manche nicht zu verachtenden Vorteile von der Eröffnung des Panamakanals haben — zu fürchten aber braucht es ihn und die amerikanische Kanalpolitik wahrlich nicht!

Nachrichten und Mitteilungen.

Die Stellung der Kunstgeschichte an den deutschen Hochschulen.*)

Die Aufgabe dieses Referates ist, von verschiedenen Gesichtspunkten aus einen Überblick über die gegenwärtige Lage der Kunstgeschichte an unsern Hochschulen zu geben und an dem Beispiele der Universitäten eingehender zu zeigen, wie sich im 19. und 20. Jahrhundert das äußere Schicksal der Kunstgeschichte als akademischer Disziplin abgespielt hat.

Meine Zusammenstellungen beschränken sich auf die reichsdeutschen Hochschulen. Dabei lag es aber nicht im Rahmen dieser Arbeit, die internen Verhältnisse der einzelnen kunstgeschichtlichen Lehrstühle zu untersuchen oder auf Personalfragen einzugehen.

Die Vorfrage nach dem Besitzstand der deutschen Staaten an Hochschulen der für den kunstgeschichtlichen Unterricht in Betracht kommenden Kategorien läßt sich dahin beantworten:

Deutschland besitzt zurzeit 21 Universitäten, 11 Technische Hochschulen, 10 Kunstakademien, 4 Handelshochschulen und 5 hochschulähnliche öffentliche Anstalten. 16 Bundesstaaten sind ohne Hochschulen. Diese Übersicht wird sich in den nächsten Jahren voraussichtlich dadurch ändern, daß sowohl die Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften und die übrigen wissenschaftlichen Anstalten in Frankfurt a. M. als auch das Kolonialinstitut sowie das Allgemeine Vorlesungswesen in Hamburg zu Universitäten ausgebaut werden.

Nicht an allen vorhandenen deutschen Hochschulen bildet die Kunstgeschichte einen Lehrgegenstand, und selbstverständlich ist sie an den einzelnen Hochschulen in sehr verschiedenem Umfange vertreten. Ordinariate für neuere Kunstgeschichte besitzen 14 Universitäten und 9 Technische Hochschulen. Sie fehlen in Erlangen, Gießen, Greifswald, Jena, Marburg, Rostock, Würzburg und an den Technischen Hochschulen in Breslau und Braunschweig. Von den Extraordinariaten sind die in Erlangen, in Gießen, Heidelberg, eines der beiden in Jena nicht etatsmäßig. Rostock ist die einzige Universität, die nicht nur einer Vertretung für neuere Kunstgeschichte entbehrt, sondern an der auch die Archäologie einen Rückschritt zu verzeichnen hat: sie ist jetzt durch einen Extraordinarius vertreten, während von 1883 bis 1905 ein archäologisches Ordinariat bestand. Daß in Jena und Leipzig je zwei außerordentliche Professoren für neuere Kunstgeschichte geführt werden, ist nur scheinbar eine besonders starke Vertretung des Faches: ein Extraordinariat in Jena ist mit der Archäologie verbunden, der Inhaber des einen Leipziger Extraordinariates ist seit Jahren als Direktor des Kunsthistorischen Institutes in Florenz beurlaubt. Daß die Technische Hochschule in Breslau ohne kunstgeschichtlichen Dozenten ist, hat seinen Grund darin, daß ihr bisher eine Architekturabteilung fehlt. Dagegen wird an allen zehn deutschen Kunstakademien über Kunstgeschichte gelesen.

Sehr mannigfaltig haben sich die Verhältnisse an den hochschulähnlichen öffentlichen Anstalten und an den Handelshochschulen gestaltet.*) Die Kgl. Akademie in Braunsberg besitzt in einem theologischen Ordinarius zugleich den Vertreter der Kunstgeschichte, in erster Linie natürlich der christlichen Archäologie. In Frankfurt a. M. halten Kunsthistoriker auswärtiger Hochschulen Gastvorlesungen, desgleichen in Hamburg neben den Spezialvorlesungen und Führungen der Museumsbeamten. Nach dem Gutachten des Dozenten-Kollegiums der Frankfurter Akademie wird für die künftige Universität eine kunstgeschichtliche Professur vorzusehen sein. Wenn auch für die geplante Universität in Hamburg zunächst noch nicht die Errichtung einer Professur für neuere Kunstgeschichte ins Auge gefaßt ist, so glaubt der Senatsantrag vom 20. Dezember 1912 doch,

*) Mein unter diesem Titel auf dem X. Internationalen Kunsthistorischen Kongresse zu Rom am 16. Oktober 1912 gehaltenes Referat erscheint hier in sehr gekürzter Form und unter Weglassung aller tabellarischen Übersichten und vergleichenden Zusammenstellungen.

Benutzt wurden von gedrucktem Material die bekannten Handbücher: Minerva (1911/12), Aschersons Deutscher Universitätskalender (Wintersemester 1912/13), Kalender der Technischen Hochschulen (Studienjahr 1912/13), Dreßlers Kunstjahrbuch 1911/12, Vorlesungsverzeichnisse, Denkschriften usw. Die Angaben über die Errichtungsjahre kunstgeschichtlicher Lehrstühle verdanke ich dem großen und raschen Entgegenkommen der in Betracht kommenden Unterrichtsverwaltungen. Mit gleicher Bereitwilligkeit haben Universitäten, Technische Hochschulen, Handelshochschulen und Fachschulen die erbetenen Auskünfte erteilt. Allen Behörden, Anstalten und Personen danke ich auch an dieser Stelle für ihre Unterstützung.

*) Ausgeschlossen wurden die privaten hochschulähnlichen Anstalten, wie z. B. die Lessing-Hochschule, die Freie Hochschule und die Humboldt-Akademie in Berlin, das Freie Deutsche Hochstift in Frankfurt a. M., die Akademie für jedermann in Mannheim u. a. m. Ohne Berücksichtigung mußten auch die Lyzeen und Frauenschulen bleiben, an denen seit der Reform des Mädchenschulwesens (1908) die Kunstgeschichte einen Lehrgegenstand bildet. Schließlich kamen auch die kunstgeschichtlichen Kurse, Führungen und Einzelvorträge in Verbindung mit staatlichen oder städtischen Kunstsammlungen für dieses Referat nicht in Betracht.

daß ein Ordinariat für die Zukunft nicht entbehrt werden kann, „ist doch die Kunstgeschichte ein der Völkerkunde, der Archäologie und anderen Kulturwissenschaften überaus naheliegendes Gebiet, so daß ohne sie eine Universität mit höheren Ansprüchen, zumal, wenn sie sich eine moderne nennen will, auf die Dauer nicht wohl bestehen kann."

An der Frauenhochschule in Leipzig und an den Handelshochschulen in Berlin und München wird Kunstgeschichte nach ihrem ganzen Umfang und regelmäßig von Dozenten im Nebenamt gelesen. Dagegen teilen sich an der Kölner Handelshochschule die dortigen Museumsbeamten mit Dozenten der nächstgelegenen Hochschulen in öffentliche Vorträge. Den Handelshochschülern in Leipzig wird neben dem Hören eines kunstgewerblichen Kollegs die Teilnahme an den Führungen im Grassimuseum empfohlen. In Mannheim schließlich sind die bisher an der Handelshochschule gehaltenen Vorträge von der neugegründeten „Akademie für jedermann" übernommen worden.

An den Fachschulen (Kunstgewerbe-, Handwerkerschulen, Zeichenakademien), die hier nur in Parenthese erwähnt werden dürfen, hat sich eine einheitliche Praxis des kunstgeschichtlichen Unterrichts bei der Mannigfaltigkeit der Lehrziele, der verschiedenen Zusammensetzung des Schülermateriales und der mehr oder minder gebotenen Betonung des künstlerisch-praktischen Elementes in Aufgaben und Methode dieser Anstalten noch nicht herausgebildet. Erfreulicherweise stehen aber neben 37 Fachschulen mit kunstgeschichtlichen Kursen nur zehn Anstalten, an denen das Fach gar nicht oder in eingeschränktem Maße gepflegt wird.

Stellt man die Dozenten der neueren Kunstgeschichte nach Kategorien zusammen, so stehen 24 Ordinarien 15 Extraordinarien und 27 Privatdozenten gegenüber, wobei interessant ist, daß die Zahl der Privatdozenten kaum die der ordentlichen Professoren übersteigt; sind doch neun Universitäten ohne Privatdozenten der Kunstgeschichte! Zählt man die Dozenten der verschiedenen Kategorien, einschließlich der 57 meistens nebenamtlich beschäftigten Dozenten, so ergibt sich für das Wintersemester 1912/13 die stattliche Gesamtzahl von 128 Hochschullehrern der neueren Kunstgeschichte.

Die für die akademische Vergangenheit und Gegenwart unserer Wissenschaft lehrreichsten Ergebnisse lassen sich einer vergleichenden Übersicht der Errichtungsjahre der Ordinariate und Extraordinariate an den deutschen Hochschulen entnehmen.

Den ältesten Lehrstuhl für Kunstgeschichte besitzt die Universität Königsberg i. Pr. Dort wurde schon 1825 ein Extraordinariat errichtet, das 1830 in ein Ordinariat verwandelt worden ist. In langem Abstande folgen 1862 das Bonner, 1872 das Erlanger Extraordinariat. Nebenbei mag darauf hingewiesen werden, daß schon 1868 an der Technischen Hochschule in Karlsruhe eine ordentliche kunstgeschichtliche Professur errichtet worden ist. Das erfolgreichste Jahr für die äußere Entwicklung des Faches war 1873, in dem die vier Ordinariate in Berlin, Bonn, Leipzig und Straßburg gegründet worden sind.

Sehr eigenartig haben sich die Verhältnisse in Gießen entwickelt. Nachdem dort von 1874—1889 ein Architekt den Lehrstuhl für Kunstgeschichte innegehabt hatte, blieb dieser bis 1892 verwaist. Von 1892—1898 wurde das Fach durch einen Privatdozenten der Archäologie vertreten, der seine Vorlesungen auch auf neuere Kunstgeschichte ausdehnte und 1898 zum Inhaber des neugeschaffenen Ordinariates „für Kunstwissenschaft" ernannt wurde. Nach seinem Weggange aus Gießen, 1909, fiel das Ordinariat an die Archäologie zurück. Ein Extraordinariat für neuere Kunstgeschichte ist im Haushaltsplan des Großherzogtumes Hessen für das Etatsjahr 1913/14 beantragt.

Außerordentliche Professuren neben den kunstgeschichtlichen Ordinariaten besitzen nur die Universitäten Berlin (seit 1887) und Leipzig (seit 1904).

Die 21 Errichtungsjahre kunstgeschichtlicher Professuren an deutschen Universitäten verteilen sich auf den Zeitraum von fast 90 Jahren. Im 19. Jahrhundert wurden 20, im 20. Jahrhundert bisher 10 Lehrstühle gegründet, ein deutliches Zeichen dafür, daß die Ausbreitung der neueren Kunstgeschichte als einer hochschulfähigen Wissenschaft im wesentlichen ein Werk der Gegenwart ist.

Wenn auch die deutsche Kunstwissenschaft noch nicht die gesicherte akademische Position ihrer älteren Schwester, der Archäologie, errungen hat, so beweisen doch Alter und Zahl der vorhandenen Lehrstühle und das Tempo, in dem neue errichtet werden, daß Deutschland früher als andere Länder die Gleichberechtigung der neueren Kunstgeschichte mit den anderen historischen Disziplinen auch für ihre Stellung an den Hochschulen anerkannt hat.

Halle a. S. Wilhelm Waetzoldt.

Über den jetzigen Stand der Botanik in England.

Während der letzten Jahre hat sich in England eine große Umänderung in der ganzen Tätigkeit der englischen Botaniker bemerkbar gemacht. Ich beschäftige mich im Folgen-

den in erster und hauptsächlichster Linie mit den an Universitäts-Instituten, im weitesten Sinne des Wortes, tätigen Botanikern. In fast jeder größeren Stadt und oft auch in kleineren Städten gibt es in England technische Schulen und Institute, an denen unter anderen Fächern auch Botanik gelehrt wird, an denen aber sonst wissenschaftlich nicht gearbeitet wird. Auf diese will ich nicht weiter Bezug nehmen. Von großer Wichtigkeit für das Verständnis der Lage ist es, an dieser Stelle zu bemerken, daß in England der Direktor eines Universitäts-Institutes nicht nur für die wissenschaftliche Tätigkeit seines eigenen Institutes verantwortlich ist. Er hat natürlich auch einen nicht geringen Teil seiner Zeit der Verwaltung seines Institutes und, was noch zeitraubender ist, auch der Verwaltung der ganzen Universität zu widmen. Die Universität regiert sich selber, und der Staat hat nur dann das Recht, die Universität gelegentlich auf ihre allgemeine Tüchtigkeit zu prüfen, wenn er einen jährlichen Geldbeitrag gibt. Aus diesem Grunde unterstehen die Universitäten Oxford und Cambridge nur in bezug auf gewisse Institute der Aufsicht des Staates. Als solche allein erhalten diese zwei alten Universitäten keinen Zuschuß vom Staate.

Bis vor zehn Jahren hatte sich in England die Botanik, mehr noch als die anderen wissenschaftlichen Disziplinen, allen rein technischen Arbeiten und Untersuchungen ferngehalten. Seit der Zeit hat sich aber die Sache sehr geändert. Ursache dieser Änderung war zum Teil das Heranwachsen der privaten landwirtschaftlichen Schulen, zum Teil aber auch das Bedürfnis der Landwirte und des Volkes im allgemeinen nach Rat und Hilfe in landwirtschaftlichen Fragen. Einige der jüngeren Universitäten fingen daher an, sich mit landwirtschaftlichen Fragen im kleinen zu beschäftigen. So wurde auch für einen vollen Universitätskursus für Landwirte gesorgt. Die landwirtschaftlichen Sonderinstitute schlossen sich in einigen Fällen größeren Universitäten an. Es fehlte aber ein einheitlicher Plan. Für diesen hat nun die jetzige Regierung gesorgt. Es lag ihr daran, das Studium der Landwirtschaft ordentlich betrieben zu sehen, damit wohlausgebildete Landwirte sowohl in England als auch für die Kolonien zur Verfügung ständen. Die Regierung hat hiermit nur zur Ausführung gebracht, was das Volk seit langem wünschte. Abgesehen von dem Imperial College of Technology in London hat der Staat in England kein wissenschaftliches Institut, an dem Unterricht erteilt werden kann. Die Regierung hat daher einen Plan entworfen und ihn den verschiedenen Universitäten unterbreitet. Diese haben dann die Gelegenheit gehabt, den Plan für die bessere Erziehung des Landwirtes anzunehmen, natürlich mit verschiedenen Modifikationen, und den Beitrag von der Regierung zu fordern. Der Staat überläßt also dem lokalen Institute die Ausarbeitung des Planes und seine Ausführung und behält sich nur das Recht der sorgfältigsten Beaufsichtigung durch seine Fachbeamten vor. Dafür gibt er einen gewissen Beitrag an Geld. Der neue Fonds wurde zum ersten Male im Jahre 1911-1912 ausgeteilt, und zwar nach folgenden Gesichtspunkten:

1. An zwölf Colleges oder höhere Schulen wurde die Summe von 12,000 Lstrl. gegeben. Diese Institute waren so gewählt, daß sie ziemlich gleichmäßig über das Land verteilt waren. Die Summe sollte von Nutzen sein bei Ratschlägen an Landwirte und bei Untersuchungen von rein lokalem Interesse.

2. Stipendien (research scholarships). An zwölf Studenten sollen jährlich auf drei Jahre Stipendien gegeben werden im Werte von 150 Lstrl. jährlich. Bewerber um diese Stipendien haben meistens ihr Universitätsstudium erledigt, und es ist natürlich ein großer Andrang nach diesen Stipendien. Das Ausschreiben dieser Stipendien hat auf den Unterricht an den Universitäten den allergrößten Einfluß gehabt, trotzdem sie dieses Jahr erst zum zweiten Male zur Austeilung kamen. Die Regierung wählt sich die besten Bewerber aus. Diese müssen dann während der drei Jahre wissenschaftlich arbeiten, und zwar zum Teil im Auslande. An allen Universitäten finden sich also jetzt jüngere Studenten, die sich unter anderem der Botanik widmen in der Hoffnung, später ein solches Stipendium zu bekommen. Denn damit ist ihre Karriere so gut wie gesichert.

3. Außerdem hat der Staat noch versprochen, 30,000 Lstrl. an gewisse Institute zu verteilen unter der Voraussetzung, daß dann an den betreffenden Instituten besondere landwirtschaftlich wichtige Untersuchungen ausgeführt werden. So soll am Imperial College of Technology in London der Pflanzenphysiologie besondere Aufmerksamkeit gewidmet werden. Dem Botanischen Garten zu Kew ist das Studium der durch Pilze verursachten Pflanzenkrankheiten überwiesen worden. Die Universität Cambridge soll sich an ihrem landwirtschaftlichen Institute besonders um die Pflanzenzüchtung kümmern. Die Universität Bristol, die erst in ihrem vierten Jahre steht, bildet den Mittelpunkt für das Studium des Obstbaues. Endlich sollen auf der Versuchsstation zu Rothamsted Fragen des Bodens und der Pflanzenernährung bearbeitet werden. Andere Universitäten und Institute haben sich mit zoologischen Problemen zu beschäftigen. Der obige Beitrag wird jedes Jahr zur Austeilung gelangen, solange die betreffenden Institute das leisten,

was der Staat verlangt. Das Resultat dieses letzten staatlichen Zuschusses ist, daß an verschiedenen Universitäten neue Bauten errichtet und neue Dozenten angestellt werden, deren Hauptaufgabe neben dem Erteilen von Unterricht die Ausführung eigener Untersuchungen ist, die ein agrikultur-botanisches Interesse haben.

4. Eine Summe von 3000 Lstrl. hat die Regierung noch in Händen, um zu helfen, wenn unvorhergesehene Fälle eintreten, bei denen eine größere Geldsumme notwendig ist, um gute Resultate zu erzielen.

Für das Finanzjahr 1912-1913 hat die Regierung ziemlich dieselben Summen ausgesetzt. Abgesehen von rein landwirtschaft-lichen Untersuchungen und Arbeiten hat sie auch einen Plan entworfen, um der Forstkunde zu helfen. Noch jetzt muß jeder wohltrainierte englische Forstbeamte einen Teil seines Stuidums in Deutschland durchmachen, weil in England dafür noch keine Institute ersten Ranges existieren.

Mit diesen verschiedenen Plänen hat also eine weise Verwaltung mit einem Schlage die Bedingungen geschaffen, die einem jungen Studenten ermöglichen, an der Universität einen guten landwirtschaftlichen Kursus durchzumachen und dann gegebenenfalles auch noch drei Jahre sich einem speziellen Arbeitsgebiet zu widmen. Vorderhand sind die verschiedenen Institute entweder noch im Entstehen begriffen, oder sie haben sich noch nicht vollständig den neu geschaffenen Umständen angepaßt. Trotzdem ist der Einfluß dieser neuen Pläne sehr intensiv. Im allgemeinen kann man sagen, daß sich jetzt viel mehr Botaniker als früher mit Fragen beschäftigen, die neben rein wissenschaftlichem Interesse auch von großer technischer Wichtigkeit sein können. Obstbau, Bodenkunde (so lange Zeit in England dem Chemiker ganz allein überlassen), Pflanzenzüchtungen und experimentelle Pflanzenphysiologie werden jetzt intensiv an botanischen Instituten im Interesse des Praktikers betrieben, während früher nur rein wissenschaftliche Untersuchungen ausgeführt wurden.

In diesem kurzen Aufsatze habe ich nur zeigen wollen, wie die Umgestaltung der botanischen Arbeit an den englischen Universitäten zustande gekommen ist. Später hoffe ich des genaueren über ihre Leistungen zu berichten.

Bristol. Otto Vernon Darbishire.

R o b e r t B r o w n i n g s J a h r h u n d e r t f e i e r. Für Jahrhundertfeiern und literarische Gedenktage haben die Engländer nicht gerade viel übrig. Aber bei wirklich passenden Gelegenheiten scharen sie sich getreulich zusammen, um dem großen Toten ihre Bewunderung zu bezeigen, freilich in ihrer Weise. Auf den 7. Mai dieses Jahres hatte das „Academic Committee" eine Versammlung zur Feier des 100. Geburtstages Robert Brownings einberufen. Fast die ganze hervorragende literarische Welt Englands war zugegen. Zwei Vorträge wurden gehalten. In dem ersten betrachtete Sir Arthur Pinero, Englands erster Dramatiker, Brownings Dramen und zeigte im allgemeinen und im einzelnen seinen außerordentlich geringen Wert als Dramatiker. In dem zweiten analysierte Henry James, beinahe der größte unserer Novellisten, Brownings umfangreichste und wichtigste Dichtung: „Der Ring und das Buch" von seinem Standpunkt aus und machte klar, daß Browning nur ein untergeordneter Novellist war.

Es war eine echt englische Feier, wie auch Browning ein echt englischer Schriftsteller war. Es hat volkstümlichere Dichter gegeben. Aber die überraschende Weite seines Rufes zeigte sich durch die verschiedenen Huldigungen, die ihm kürzlich dargebracht worden sind. Jede Klasse Menschen preist Browning als einen der größten von allen englischen Dichtern, und jede aus ganz verschiedenen Gründen. Dichter und Künstler bezeichnen ihn als einen der zwei oder drei großen englischen Lyriker; Gelehrte loben den Reichtum und die Kraft seines Wortschatzes und seiner Metrik; der allgemeingebildete Engländer liebt in ihm den standhaften Demokraten; Philosophen finden das höchste Vergnügen, das ihnen die Literatur bieten kann, in dem geistigen Kampf mit seinem rauhen und krausen Stil und seiner spitzfindigen Psychologie; und tausend puritanische Haushalte gibt es, in denen Browning um seiner sittlichen Glut und seiner Leidenschaft für Güte willen der einzige gelesene Dichter ist.

Browning hat seine jetzige Stellung nur nach und nach erreicht. Mehr als irgendein Dichter hat er unter unverständigem Tadel und unverständigem Lobe gelitten. Jetzt aber thront er endgültig inmitten der wenigen großen englischen Dichter.

Er war typischer für seine Heimat und seine Zeit als irgendein Schriftsteller. Er entstammte einem großen, unendlich wichtigen und fast ganz schweigsamen Stande, den das 19. Jahrhundert und der das 19. Jahrhundert geschaffen hat. Die oberen Stände haben in all ihren Abstufungen immer Schriftsteller und Künstler hervorgebracht. Tennyson, der Sohn eines Geistlichen, vertrat sein Leben lang den viktorianischen Adel. Und zufällig hat die große dunkle Menge des Volkes manchen Dichter erzeugt, wie Burns, John Clare oder einige Elisabethaner. Browning stand in seiner sozialen Stellung ein wenig hinter Tennyson, und da ihm die vornehme Herkunft fehlte, entging er vielleicht einer entnervenden Verfeinerung, andrerseits war er besser genährt als die Armen. Seine

Eltern gehörten zu den sicheren Geldleuten und höheren Handelstreibenden, den „Geschäftsleuten", die die wirkliche Oberschicht des Mittelstandes bilden. In dieser Gesellschaftsklasse geboren, brachte er als Dichter Tatkraft, Aufrichtigkeit, kräftiges Festhalten am Hergebrachten und nicht sentimentale Romantik mit und, was ebenso wichtig war, ein jährliches Privateinkommen von etwa 900 Pfund. Wir wären vielleicht um die Hälfte seiner Dichtungen gekommen, hätte er seinen Lebensunterhalt selber verdienen müssen.

Die Erscheinung, die Brownings Dichtung, während er langsam seine Stellung gewann, seinen Zeitgenossen darbot, war verschieden. Die meisten von seiner kleinen Zuhörerschaft hatten ihn gern, weil er die Dichtung in so nahe Beziehung zu ihrem Leben brachte. Morris, Tennyson und Swinburne sangen von griechischen Göttern, Heidentum, Jugend und Schönheit, von Dingen, die dem viktorianischen England fernlagen. Brownings Interesse galt dem Christentum, der Leidenschaft und dem wunderbaren Menschenherz, Dingen, die manche in England kannten. Er zeigte seinen Lesern die Romantik nicht in sehnsuchtsvollen, entlegenen oder phantastischen Zeitaltern und Menschen, sondern in Charakteren solcher Betrüger, Schwindler, Bankbrüchiger und Helden, wie sie sie um sich sahen. Er tat es in keiner kunstvollen, brokatenen „Dichter"-sprache, sondern ganz mit dem Wortschatz und den Wendungen des täglichen Lebens, die er durch tausend Seltsamkeiten und Wunderlichkeiten eigener Erfindung bereicherte.

Wieder eine andere Klasse — die noch heute nicht ausgestorben ist — trieb einen Kultus mit Browning wegen seiner Dunkelheit. Browning hat unendlich unter Browningiten gelitten. Viele schätzten seine Dichtungen eher nach der Schwierigkeit, sie zu verstehen, als nach ihrer Schönheit und Gewalt. Für geistreiche Köpfe wurde es ein beliebter Zeitvertreib, die verzwicktesten Stellen Brownings zu deuten, und ihn lesen, bewies in England lange Zeit vielmehr Vergnügen an schnell auffassender Geistesübung als Freude an der Dichtung. „Browning" war, so gut wie Schach, die Erholung kluger Geister, die sich nicht um Literatur kümmerten. Um das Lebensende des Dichters gab es in der Tat eine Browning-Gesellschaft, die sich gebildet hatte, um des Meisters Werke zu erläutern, zu erklären und zu deuten.

All das begünstigte die Legende von der Dunkelheit der Gedanken Brownings und der Rauheit seiner Metrik. Es ist eine übertriebene, aber nicht grundlose Vorstellung. In Wirklichkeit war er in der ganzen Reihe der englischen Dichter einer der größten Meister des Rhythmus und der Sprachmusik. Aber seine Harmonien waren oft so neu und seine Akkorde, für sich betrachtet, so rauh, daß viele ganz ehrlich meinten, seine Dichtung wechsle zwischen Knüttelvers und Prosa. Mehr Grund hatte man, seinem Stile zu mißtrauen. Bis die Leute sich an ihn gewöhnten, und sogar später noch, schien ihnen seine Methode, seine Gedanken mitzuteilen, fast ärgerlich verwirrend. Aber daran war keine Dunkelheit in seinem Denken schuld. Seine Gedanken waren für die Dichtkunst neu, und darum hielten sie die Leute zuerst für dunkel, aber sie waren ganz klar. Nur war sein Vortrag stockend. Bilder, Worte, grotesk erläuternde Vergleiche, alles drängt sich so schnell in seinem Geiste zusammen, daß er zu langsamer und klarer Aussprache unfähig ist; es kam wie ein Wassersturz heraus. Und all das erzeugte die Legende von seiner mehr als delphischen Dunkelheit; aber heutzutage glaubt man nicht mehr so sehr an sie. An sich und in seinem Leben war Browning, nicht ohne Absicht, das Gegenteil von dem, was sich das Volk unter einem Dichter vorstellt. Er war das Bild strengster Ehrbarkeit und ein leidenschaftlicher Verehrer der Monogamie; er liebte Mittagsgesellschaften und die landläufige Unterhaltung sehr; er sprach viel, lieber über jeden anderen Gegenstand als über Dichtkunst, und sein größtes Entzücken war, für einen Geschäftsmann gehalten zu werden. „Ich habe Browning gern," sagt Lockhart, Scotts Biograph, „ er hat keine Spur von so einem verdammten Literaten."

Betrachtet man Brownings Ruhm, seine große Kraft und Eigenart und sein hohes dichterisches Verdienst sowie das Gefühl der Verehrung, das er erweckt hat, so ist man verwundert über den sichtlich geringen direkten Einfluß, den er auf die englische Dichtkunst ausgeübt, und über die wenigen Nachahmer, die er gefunden hat. Tennyson und Swinburne haben Nachfolger in Menge. Sie haben die englische Dichtung ihrer Zeit stark beeinflußt; man kann kaum einen englischen Dichter von Ruf oder Bedeutung in den letzten fünfzig Jahren finden, von dem sich sagen ließe, seine Dichtung wäre dieselbe geblieben, hätten Tennyson und Swinburne nicht gelebt. Bei Browning ist es unerklärlicherweise anders. In gewissen unwesentlichen Dingen zeigen Meredith, Thomas Hardy und Sturge Moore in ihren Gedichten seinen Einfluß. Aber wenn jemand die wichtige kürzlich erschienene Anthologie der neuesten englischen Dichtkunst „Georgian Poetry" durchsieht, findet er außer den Seiten, wo Sturge Moores Gedichte stehen, kaum eine, aus der ihm ein Klang oder Ton von Brownings Stimme entgegentönt.

Er hat indes auf zweierlei Weise eine Wirkung auf die englische Literatur ausgeübt. Die erste ist ziemlich überraschend. Seine unmittelbarsten Nachfolger sind Prosaschriftsteller, deren Hauptinteresse einer lebendigen

und eindringenden Analyse mannigfacher wunderlich-seltsamer Typen des menschlichen Herzens galt. Diese Schriftsteller, größtenteils Verfasser von Short stories, dazu aber Novellisten, sind oder waren es gewohnt, ihren Stammbaum bis auf Maupassant oder die russischen Schriftsteller oder solch berühmte ausländische Quelle zu verfolgen. Das war eine liebenswürdige romantische Täuschung. In Wahrheit erweckte Browning zuerst jenes Interesse an dem wahren Seelenleben all der ein bißchen seltsamen verlorenen Geschöpfe unserer Zeit, der Memmen, spiritistischen Medien, Maler zweiter Güte und dergleichen. Henry James und Galsworthy sind mehr Autochthonen als sie glauben.

Ferner hat Browning die englische Dichtung frei und realistisch gemacht. Die folgenden Schriftsteller haben weder seinen Stil noch seine Methode angenommen, aber sie haben Nutzen aus ihnen gezogen. Es ist zum Teil sein Verdienst, daß der moderne Dichter seinen Roman in modernen Zeiten spielen lassen kann und ihn nicht in ein Land im Osten der Sonne und im Westen des Mondes zu verlegen braucht, und daß er Liebesempfindungen nicht nur bei Sonnenuntergang oder gleich danach, sondern bei dem gewöhnlichsten Mittagsglanze oder sogar zur Frühstückszeit haben und bekennen darf. Und seinem Einfluß ist es zu danken, daß dichterische Gefühle durch Worte, Formen und Wendungen des täglichen Lebens ausgedrückt werden können. Zusammenziehungen wie „they've" oder „they're" oder „isn't" sind modernen Dichtern wieder erlaubt, wie sie es Shakespeare und seinen Zeitgenossen waren. „They've" mag ein bedeutungsloses und lächerliches Kennzeichen scheinen, aber es ist es nicht. Und es paßt zu einem Dichter, der von sich rühmen kann, daß er die Unendlichkeit der Alltagsleidenschaften und das Göttliche in den Durchschnittsmenschen entdeckt hat.

Cambridge. Rupert Brooke.

Mitteilungen.

Verwandlung der Kohle in Kraftgas im Erdinnern. Die chemische Energie der Kohle — neben den Wasserkräften unsere ergiebigste Energiequelle — wird bei der Verbrennung in äußerst mangelhafter Weise ausgenutzt. Man ist daher in der Großindustrie schon lange dazu übergegangen, die Kohle nicht direkt zu verbrennen, sondern sie „aufzuschließen", d. h. in ein gasförmiges Brennmaterial zu verwandeln. Leitet man z. B. eine beschränkte Menge Luft über die glühende Kohle (Koks), so tritt unvollständige Verbrennung ein, die Kohle verwandelt sich in Kohlenoxydgas, und das entweichende Gasgemenge, Generatorgas genannt, kann nun direkt verbrannt oder als Kraftgas in Explosionsmotoren verwertet werden. Oder man leitet Wasserdampf über die glühende Kohle; dann entreißt diese dem Wasserdampf größtenteils seinen Sauerstoff, geht dabei selbst in Kohlenoxydgas über und bildet aus dem Wasserdampf Wasserstoff, der ebenfalls brennbar ist. Es entweicht also ein Gemisch von Kohlenoxyd und Wasserstoff, das Wassergas. Häufig kombiniert man beide Verfahren, man leitet ein Gemenge von Luft und Wasserdampf über die Kohle und erhält dabei das sogenannte Halbwassergas.

Bei diesen Verfahren geht zwar natürlich ein Teil der chemischen Energie der Kohle verloren. Dieser Verlust wird aber reichlich wieder eingebracht durch die Vorteile, die das gasförmige Brennmaterial vor der festen Kohle bietet; es läßt sich nämlich sowohl bei der offenen Verbrennung günstiger ausnutzen, als auch als Kraftgas verwenden in Gasmotoren, deren Wirkungsgrad bekanntlich weit besser ist als der von Dampfmaschinen.

Es hat nun vor einiger Zeit der englische Chemiker Sir William Ramsay den in seiner Einfachheit überraschenden Vorschlag gemacht, dieses Verfahren auf die im Erdinnern liegende Kohle anzuwenden, die Erde selbst also als Generatorofen zu benutzen. Das kostspielige Abbauen und Fördern fiele dann weg, man könne die Kohle direkt als Heiz- und Kraftgas gewinnen, eine Energieform, die sich ja auch leicht in elektrische Energie überführen läßt.

So bestechend diese Idee auch ist, so bleibt sie vorläufig, was die Hauptmenge des Kohlenverbrauchs anbetrifft, doch Zukunftsmusik, denn man braucht nur an den Kohlenbedarf der Schiffahrt zu denken, um daran erinnert zu werden, daß die Kohle noch immer die Energieform darstellt, die sich am bequemsten auf weite Strecken transportieren läßt. Auch sind wir ja auf die Nebenprodukte bei der trockenen Destillation der Kohle, besonders den Steinkohlenteer, angewiesen.

In kleinerem Maßstab aber soll der Vorschlag Ramsays jetzt bereits zur Ausführung gelangen. Eine Zeche hat nämlich beschlossen, das Verfahren anzuwenden zur Ausbeutung von nicht abbauwürdigen Flözen. Die Ausführungsform ist in einem amerikanischen Patent beschrieben. Es wird ein Bohrloch in die Erde getrieben, die Kohle entzündet und nun durch das Innere von zwei konzentrischen Röhren ein Gemenge von Luft und Wasserdampf in solcher Menge eingeblasen, daß die Verbrennung unterhalten und ein dem Halbwassergas ähnliches Gas erzeugt wird, das dem anderen Rohr entströmt. Ist die Kohle an der einen Stelle verbraucht, was man daran erkennt, daß Luft und Wasserdampf unzersetzt entweichen, so wird an

einer etwas entfernten Stelle ein neues Bohrloch in Betrieb genommen.

Es liegt auf der Hand, daß es sich hier um Versuche von weittragendster Bedeutung handelt. Man kann daher ihrem Verlauf und Erfolg mit Interesse entgegensehen.

F. K.

*

Die Mittenwaldbahn. Die vor einem Vierteljahre erst vollständig in Betrieb gesetzte Mittenwaldbahn (Garmisch—Innsbruck, Garmisch—Reutte) ist leider bereits stellenweise durch drohende Wassereinbrüche in Tunnels bedroht, doch läßt sich erhoffen, daß es der technischen Leitung gelingen werde, der Gefahr wirksam zu begegnen. Die Länge der Hauptstrecke Garmisch—Partenkirchen—Mittenwald—Innsbruck beträgt 56 km, die des Seitenflügels Garmisch—Reutte 45 km. Da Garmisch von München rund 100 km entfernt ist, so macht die Verkürzung des Wegs von München nach Innsbruck im Vergleich zur 173 km langen Strecke München—Rosenheim—Kufstein—Innsbruck 17 km aus. Die Fahrzeit (4½ Stunden) ist auf beiden Strecken gleich, da in Anbetracht der starken Steigungen der Mittenwaldbahn nur eine geringere Fahrgeschwindigkeit möglich ist als auf der Kufsteiner Linie. Nichtsdestoweniger erhellt die lokale Bedeutung jener schon daraus, daß durch sie München und Innsbruck, zwei Knotenpunkte des Weltverkehrs, zwei Hauptstätten des Alpinismus, eine Verbindung durch bisher wenig erschlossene, an Naturschönheiten überreiche Alpengebiete gewonnen haben und daß im Falle von Verkehrsstörungen auf der Kufsteiner Strecke die Reisenden nach der neuen Hilfslinie gelenkt werden können. Eine ganz bedeutende Abkürzung erfuhren die Fahrzeiten von Nordtirol nach Südwestdeutschland. Man hat jetzt von Innsbruck nach Augsburg um 61 km, nach Ulm um 82 km näher als bisher. Die tirolische Hauptstadt hat mithin so recht eigentlich damit ihre Nordwestbahn bekommen.

Beide Bahnstrecken sind normalspurig und für elektrischen Betrieb eingerichtet. Die Maximalsteigung beträgt 36.5 ‰. Daß sich dem Bau der Bergbahn von Innsbruck aus größere Schwierigkeiten entgegenstellten als auf der bayrischen Seite, ist schon aus dem Vergleich der Höhenlagen von Innsbruck (583 m) und Garmisch (716 m) sowie aus dem Umstande klar, daß der österreichische Anteil bis zum höchsten Punkt beim Weiler Auland (1184 m Höhe) nächst Seefeld nur 18 km, der bayrische von da bis Garmisch 38 km hat. Dabei fällt in das österreichische Gebiet als schwierigstes Stück der jähe Absturz der Ausläufer des Solstein zwischen Hötting und Zirl. Allerdings mußte auch auf bayrischer Seite die nur 12 km von Garmisch entfernte, aber schon um 251 Meter höher als dieses gelegene Wasserscheide zwischen Loisach und Isar bei Station Klais überwunden werden.

Nachdem von Garmisch aus die Stationen Kainzenbad, Kaltenbrunn und Klais passiert sind, windet sich die Linie um die Abstürze des Wettersteins nach Mittenwald hinab (914 m hoch). Beim Kilometerstein 22.7 wird die tirolische Grenzlinie erreicht. Von den reizenden Gebieten zwischen hier und München werden insbesondere der Starnberger See, der bisher doch nur vornehmlich als Ausflugsziel der Münchner galt, dann das Oberammergauer Bergland, in das von Murnau ein Flügel abzweigt, endlich das wildromantische Bereich des Solstein-, Karwendel-, Wetterstein- und Miemingergebirges, die von Bayern aus bis nun nur verhältnismäßig wenig besucht waren, in den großen Weltverkehr gerückt. Das Tal in der Gegend von Mittenwald, Scharnitz und Seefeld fesselt hinwiederum durch seine grandiosen Ausblicke und reichen geschichtlichen Erinnerungen, denn gerade hier durchbrach die wichtigste Handels- und Heeresstraße nach Italien den mächtigen Grenzwall der bayrisch-tirolischen Kalkalpen, zur Römerzeit ebenso wie in den Tagen, da die deutschen Könige mit gewaltiger Macht auf ihren Romfahrten nach dem sonnigen Süden zogen. Noch erkennt man bei Scharnitz die Spuren der starken, von der Erzherzogin Claudia von Medici angelegten Festungswerke, die kurzweg „Porta Claudia" benannt wurden. Nach Station Seefeld wird der höchste Punkt der Bahn überschritten, worauf man zum erstenmale von Station Reith aus den Ausblick nach den grünen Matten des Inntals und die Schrofen und Gletscher der Stubaier Alpen genießt. Gleich unter Reith folgt der erste Tunnel, der 105 m lange Leithner-Tunnel, hierauf Station Leithen (1009 m hoch). Es geht sodann in scharfen Kurven über den gewaltigen Kaiserstandviadukt (benannt in Erinnerung an Kaiser Max' Vorliebe für die Jagd) und durch den 395 m langen Fragensteintunnel (darunter tief unten Ruine Fragenstein), dann über die pittoreske Schloßbachklamm und durch fünf Tunnels, von denen der Schloßbachtunnel mit 722 m Länge der bedeutendste ist, nach der Haltestelle Hochzirl (922 m hoch). Ein Fernblick sondergleichen bietet sich von diesem 300 m über Zirl thronenden Luginsland. Von hier ab hatte der durch Ingenieur Riehl von Innsbruck ausgeführte Bahnbau auf österreichischer Seite das hindernisreichste Stück, den dem Solstein vorgelagerten Hechenberg, dessen südlichen jähen Absturz die sagenumwobene Martinswand bildet, zu überwinden. Diese wird durch den 1804 m langen Martinswandtunnel, den längsten der ganzen Strecke, durchbohrt. Seine obere Öffnung liegt 270 m, sein gegen Innsbruck gewendeter Ausgang 220 m über der Talsohle. Von da ab bietet sich dem Blick in stets wechselnder Folie der Bergumran-

dung das schöne Innsbruck mit seiner breit ausladenden Ebene und die Flucht der Spitzen des Unterinntals. Die Bahnspur fällt von da aus rasch; man passiert mehrere Viadukte, unter denen der Finstertalviadukt der bedeutendste ist, und gelangt über die Haltestelle Kranebitten, den Ausgangspunkt für die berühmte Kranebitterklamm, nach der Endstation Innsbruck-Westbahnhof (früher Wilten genannt).

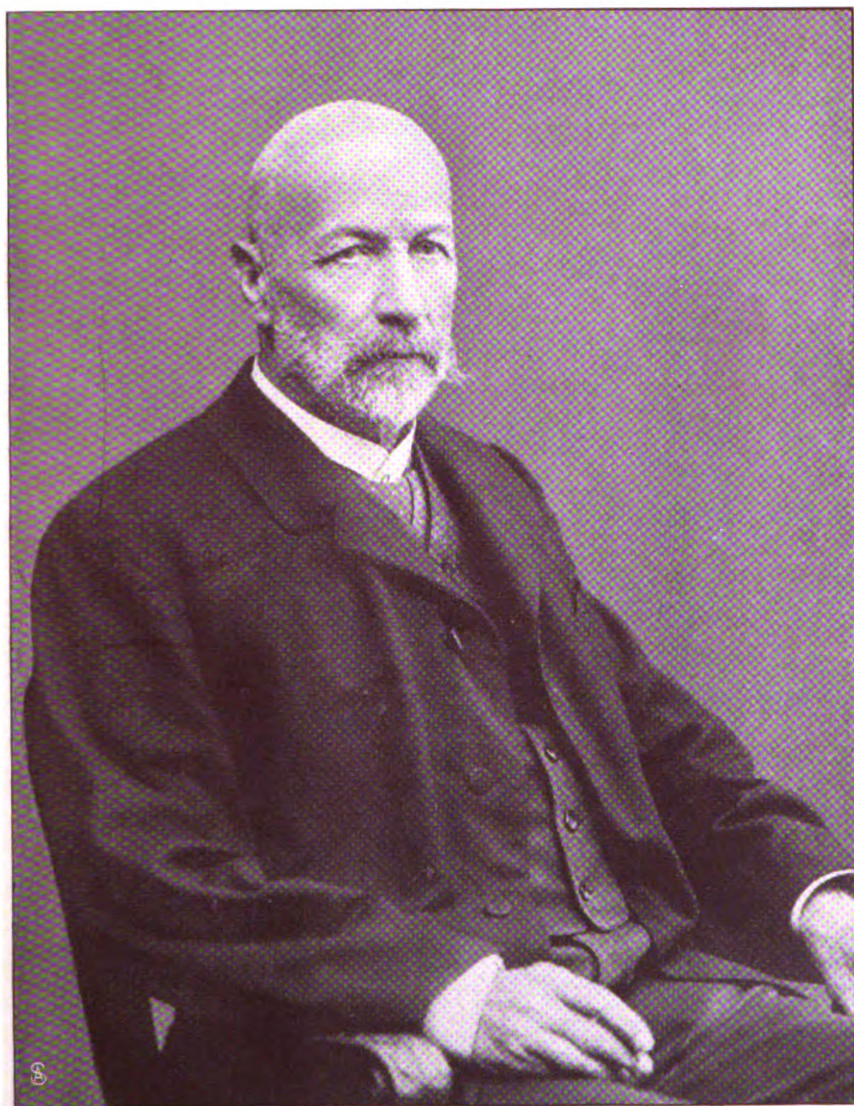
Von der 45 km langen Strecke Garmisch—Lermoos—Reutte entfallen rund 15 km auf bayrischen, 30 km auf österreichischen Boden; Grenzstation ist Grießen. Es folgt die Bahnspur der Furche des Loisachtals und der das „Außerfern" schneidenden Straße Lermoos—Plansee—Lech. Von den Stationen Lermoos und Ehrwald wird das von Tirol aus bisher seltener besuchte Zugspitzgebiet und im besonderen die Wiener-Neustädter Hütte nun reichlicher Besuch erhalten. Reizvoll ist von der Lermooser Ebene aus der Blick auf das Wetterstein- und Miemingergebirge und die Lechtaler Alpen. Schon ist auch bei der Anlage der Station Lermoos Rücksicht auf den geplanten Anschluß an die Arlbergbahn bei Imst (über Biberwier und den Fernpaß) genommen worden. Von Lermoos weg steigt die Trasse bis zur Wasserscheide (1105 m hoch) zwischen Loisach—Iser und Plansee—Lech. Über die durch viele blutige Kämpfe berühmte Ehrenberger Klause geht's dann nach Reutte, wo der Anschluß nach Pfronten und Kempten erfolgt.

Mit dem Ausbau der Mittenwaldbahn ist ein schon lange gehegter Herzenswunsch der Anrainer in Erfüllung gegangen. Der Plan hierzu wurde schon seit 1867, dem Zeitpunkt, da die Brennerbahn eröffnet wurde, erwogen, aber erst 1904 gelang es, den die Angelegenheit betreffenden Staatsvertrag zwischen Bayern und Österreich ins Reine zu bringen, demgemäß eine durch Jahre betriebene Absicht zur Tat wurde.

München. Karl Fuchs.

*

Einem Auszug aus dem offiziellen indischen Sanitätsbericht für das Jahr 1910, den das „Athenaeum" vor einiger Zeit veröffentlicht hat, entnehmen wir die folgenden Angaben. Die Statistik der Geburten und Todesfälle ist auf Grund der Zählung von 1901 gemacht, die für Britisch-Indien eine Gesamtbevölkerung von 226 Millionen Einwohnern ergab. Die vorläufigen Zahlen der Zählung von 1911 zeigen, daß die Raten nicht ganz genau sind. Im Jahre 1910 standen 8,948,000 Geburten 7,518,000 Todesfälle gegenüber; es resultiert somit ein Zuwachs von ungefähr 1,430,000 Köpfen. Die Geburtsrate war 39.52 ‰ (gegen 36.65 ‰ im Jahre 1909), die Todesfälle betrugen 33.20 ‰ (gegen 30.91 ‰ im Jahre 1909, welches Jahr eine besondere Abnahme von Todesfällen an der Pest und der Cholera zeigte). Im Jahre 1910 starben dann wieder 430,451 Menschen an der Cholera gegen 239,231 im Jahre 1909, an der Pest 413,355 gegen 145,333. Dagegen haben die Fieberfälle, die 5/6 der Mortalität des Reiches ausmachen, eine Abnahme von 4,487,492 auf 4,341,392 erfahren. Die Untersuchungenüber die Ätiologie der Pest wurden fortgesetzt. Da die Bubonenpest im östlichen Bengalen und Assam so selten ist, so wurde ein Spezialist hingesandt, um darüber zu berichten. Er fand heraus, daß der Bau und die Einteilung der Häuser und ihre Sauberkeit in diesen Gegenden die Ursache ist, daß die Ratten sich dort selten finden. Aber die Stadt Madras hat auch weniger Pestfälle als die Stadt Bombay, und in Madras sind nicht nur die Ratten häufiger, sondern auch empfänglicher für die epidemische Pest. — Die britische Armee in Indien hatte im Jahre 1910 eine Todesrate von nur 4.66 ‰ gegen 6.25 im Jahre 1909 und gegen einen Durchschnitt von 9.86 in den fünf vorhergehenden Jahren. Auch die Krankheitsfälle sind von 25 ‰ in den verflossenen Jahren auf 7.77 im Jahre 1910 gefallen. Die Todesrate in der britischen Armee ist nunmehr, trotz dem für die Europäer viel gefährlicheren Klima, geringer geworden als die der eingeborenen indischen Armee (4.89 ‰). Die indischen Truppen in China, Singapore und Aden haben eine noch geringere Todesrate mit 3.86, 3.36 und 4.34 ‰ aufzuweisen. M.



CARL JUSTI

Beilage zur „Internationalen Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik"
Verlag von August Scherl, Berlin SW 68.

Internationale Monatsschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Max Cornicelius, Berlin, Zimmerstr. 36

Bezugspreis bei sämtlichen Postanstalten in Deutschland vierteljährlich 3 Mark; bei direktem Bezuge durch Streifband in den Ländern des Weltpostverkehrs 4 Mark. Einzelnummern kosten 1 Mark.

7. Jahrgang, Nr. 6
März 1913

Insertionspreis für die zweigespaltene Nonpareillezeile 50 Pf. — Inseraten-Annahme bei den Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. in Berlin und den größeren Städten Deutschlands u. der Schweiz

Für die Redaktion verantwortlich: Wilhelm Paszkowski, Berlin.

Verlag von August Scherl in Berlin SW. 68, Zimmerstraße Nr. 36-41.

Vāsavadattā.
Ein altindisches Schauspiel von Bhāsa.

Von

Hermann Jacobi.

Die schöne Sanskrit-Literatur, die wir als die klassische bezeichnen, konnte man lange Zeit nicht mit Sicherheit über das 5. Jahrhundert n. Chr. zurück verfolgen. In diese Zeit setzt man nämlich den größten klassischen Dichter Indiens, Kālidāsa; dessen formvollendete Werke: zwei Kunstepen, ein lyrisches Gedicht und drei Dramen, bildeten eigentlich für unsere Kenntnis den Anfang dieser merkwürdigen Literatur, wenn man sich auch darüber klar war, daß sie vielmehr die Blüteperiode derselben bezeichnen. Aus der vorausgehenden Periode ist erst vor einigen zwanzig Jahren ein größeres Gedicht des im 2. Jahrh. n. Chr. lebenden buddhistischen Schriftstellers Aśvaghoṣa ans Licht gezogen worden; und ein zweites Gedicht desselben Autors wurde vor einigen Jahren gefunden und veröffentlicht, so daß wir jetzt über die Dichtkunst der Frühperiode wohl unterrichtet sind. Großes Aufsehen erregte es alsdann, daß unter den Fragmenten von Palmblatthandschriften, die Herr Dr. von Le Coq in einem Höhlentempel Ostturkestans gefunden hatte, kleinere Bruchstücke einer sehr alten Handschrift zum Vorschein kamen, die drei Dramen des Aśvaghoṣa enthalten hatte. Wenn es auch dem Scharfsinn des Herrn Professor Lüders gelang, aus den Fetzen und Fetzchen von Blättern äußerst wichtige Aufschlüsse über den Zustand des indischen Dramas zur Zeit Aśvaghoṣas, also im 2. Jahrh. n. Chr., abzuleiten, so genügte das doch nicht, um zu einer vollen Anschauung von demselben zu gelangen. Da hat nun vor drei Jahren ein einheimischer Sanskritforscher in Südindien, Ganapati Sastri, eine Handschrift gefunden, die zehn vollständige Dramen und den Anfang eines elften von einem Vorgänger Kālidāsas namens Bhāsa enthalten. Weitere Handschriftenfunde brachten die Anzahl der vollständigen Dramen Bhāsas auf zwölf. Fünf derselben hat der Entdecker in sorgfältiger Ausgabe schon veröffentlicht; die weiteren sollen folgen.

Der Name Bhāsas als eines berühmten Schauspieldichters war uns bekannt, aber seine Werke galten als verloren.

Zuerſt erwähnt ihn Kālidāsa selbſt in seinem Erſtlingsdrama Mālavikā und Agnimitra. In dem Vorspiel dieses Stückes tritt nämlich der Theaterdirektor mit seinem Begleiter auf und verkündet, es solle auf Wunsch der Feſtversammlung ein neues Schauspiel von Kālidāsa, Mālavikā und Agnimitra, aufgeführt werden. Der Begleiter spricht seine Verwunderung darüber aus, daß man dem Werke eines modernen Dichters vor denen berühmter Klassiker wie Bhāsa, Saumilla, Kaviputra u. a. den Vorzug gebe. Hieraus geht hervor, daß Kālidāsa in bewußten Gegensatz tritt zu den Dramatikern der vorausgehenden Periode, an deren Spitze er Bhāsa ſtellt. Den Unterschied zwischen beiden Perioden können wir jetzt deutlich ermessen. Die Dramen Bhāsas sind noch viel schlichter und anspruchsloser als diejenigen Kālidāsas und seiner Nachfolger. Schon an einem äußerlichen Umſtand macht sich das bemerkbar: der Umfang eines späteren Dramas pflegt doppelt oder dreifach so groß zu sein als der eines Stückes von Bhāsa. Der zeitliche Abſtand zwischen ihm und Kālidāsa muß ein oder zwei Jahrhunderte betragen. Über sein Alter iſt uns zwar nichts überliefert, aber er iſt jünger als Aśvaghoṣa, der, wie gesagt, im 2. Jahrh. n. Chr. lebte.*) Denn bei letzterem hat das Prakrit noch eine altertümlichere Form als bei Bhāsa. In den Dramen reden nämlich nur die höchſtſtehenden Männer Sanskrit, die übrigen und alle Frauen Prakritsprachen, d. h. Tochtersprachen des Sanskrit, die sich zu ihm verhalten etwa wie die älteren romanischen Sprachen zum Latein. Bhāsa scheint diejenige Form des Bühnenprakrits eingeführt zu haben, welche wir bei Kālidāsa und in der ganzen Folgezeit finden.*)

Bhāsas Schauspiele zeigen uns also das indische Drama auf einer früheren Stufe als die uns bisher allein bekannten hoch- und spätklassischen Dramen. Sie werden uns daher die ursprüngliche Eigenart des indischen Dramas noch deutlicher erkennen lassen als jene Werke, welche erhöhte Kunſt zu vollkommeneren Gebilden geſtaltete. Zunächſt sei hervorgehoben, daß Bhāsa die Stoffe zu allen seinen Dramen bis auf zwei den beiden großen Epen, Rāmāyaṇa und Mahābhārata, und einem uns im Original verlorenen romantischen Epos entnahm, wie ja auch die alte griechische Tragödie Stoffe des epischen Sagenkreises behandelte. Weiter geht aber die Analogie des alten griechischen Dramas mit dem indischen nicht. Diesem liegt Einheit der Zeit und des Ortes gänzlich fern. Auch iſt die Zahl der auftretenden Personen an keine Regel gebunden und bei Bhāsa schon auffällig groß; dies schon verbietet, den Ursprung des indischen Dramas im inszenierten Dialog zu suchen. Ferner kennt dasselbe keine tragischen Konflikte, sondern alles mußte einen glücklichen Ausgang haben; also kein Trauerspiel, nur Schauspiele. Da nun schon durch die Wahl bekannter epischer Stoffe die Zuschauer den Gang der Ereignisse, die handelnden Personen, ihren Charakter und ihr gegenseitiges Verhältnis im voraus kannten, so mußte für sie die Darſtellung der Gefühle und Leidenschaften in den Worten des Dichters und in

*) Ganapati Shastri will allerdings Bhāsa in viel ältere Zeit setzen, hauptsächlich darauf geſtützt, daß eine Strophe Bhāsas sich in dem gegen 300 v. Chr. abgefaßten Kauṭilīya findet. Aber jene Stelle iſt zweifellos eine Glosse, kein Zitat des Autors, der sonſt derartige Zitate nicht vorbringt.

*) Wenigſtens gilt dies für den Hauptdialekt, die Sauraseni. Ein wichtiger Unterschied im Verhältnis zu den späteren Dramen iſt, daß die Māhārāṣṭrī noch zu fehlen scheint.

dem Gebärdenspiel der Schauspieler den eigentlichen Gegenſtand des Interesses bilden. In der Tat wird man das beim Lesen der Vāsavadattā wohl leicht herausfühlen. Wahrscheinlich iſt nämlich das Schauspiel in Indien aus der Pantomime hervorgegangen, und diese aus dem Tanz, wie denn Tanz, Pantomime und Schauspiel nicht nur den Indern ſtets als verschwiſterte Künſte gegolten haben, sondern auch im wurzelhaften Teil ihrer Namen *nrtta*, *nrtya* und *nāṭaka* übereinſtimmen. Alle drei Wörter sind nämlich aus der Wurzel '*nrt*' tanzen abgeleitet.

Zur richtigen Würdigung des in Übersetzung mitzuteilenden Stückes werden einige Vorbemerkungen über die Einrichtung des indischen Dramas und der Bühne nicht unerwünscht sein. Von der Verwendung des Sanskrits und Prakrit und die Verteilung der Hochsprache und der Volkssprachen auf die verschiedenen Personen je nach deren Geschlecht, Stand und Bildung war bereits oben die Rede. So waren die Personen schon durch die Sprache, deren sie sich in der Unterhaltung bedienten, äußerlich gekennzeichnet. Der Dialog iſt durchweg in Prosa, nur wenn der Gegenſtand über dem Niveau eines Gespräches liegt, wie zum Beispiel eine anschauliche Schilderung oder ein lyrischer Ausdruck der Gefühle, werden Strophen eingelegt, die wahrscheinlich gesungen oder mit erhöhter Mimik vorgetragen wurden. Die Sprache solcher Strophen iſt Sanskrit und, seit Kālidāsa, Māhārāṣṭrī, ein im Dialog nicht gebrauchtes Prakrit, dessen sich namentlich lyrische Dichter auch sonſt bedient haben. Bei Bhāsa finden sich in den bisher veröffentlichten Stücken neben äußerſt zahlreichen Strophen in Sanskrit nur zwei in Prakrit, aber noch nicht in Māhārāṣṭrī. Die selbſtändige Prakritpoesie scheint also erſt in der Zeit zwischen Bhāsa und Kālidāsa zu allgemeiner Anerkennung gelangt zu sein. — Die Stücke zerfallen in Akte, es gibt Einakter bis zu Zehnaktern. Aber manchmal sind die Akte so klein, daß sie eher Szenen genannt werden könnten.

Endlich noch ein Wort über die Bühne. Ein altes Lehrbuch der Schauspielkunſt macht zwar genaue Angaben über den Bau des Theaters, aber mit so vielen uns unverſtändlichen technischen Details, daß wir seine Einrichtung nur im allgemeinen sicher erkennen können. Danach muß es mehr dem Shakespeareschen als dem griechischen oder römischen Theater geglichen haben. Hinten war die Bühne durch das Ankleidezimmer, aus dessen Tür die Schauspieler hervortraten, abgeschlossen; vorn und zu beiden Seiten war sie wohl von den Zuschauern umgeben. Eigentliche Kulissen konnte es also nicht geben, sondern das meiſte war der Phantasie der Zuschauer überlassen. Der Schauplatz der Szene wird durch die auftretenden Personen selbſt angedeutet, und er bleibt den ganzen Akt hindurch derselbe, im allgemeinen, doch konnte eine beschränkte Veränderung der Szene vorkommen der Art, daß sich die auf der Bühne befindlichen Personen von einem Ort zu einem andern, z. B. vom Palaſt in den Park, begeben, was mit Worten ausgesprochen und durch Umhergehen auf der Bühne angedeutet wird. Auch muß es der Phantasie der Zuschauer überlassen gewesen sein, sich die Größe des Schauplatzes den Umſtänden der Handlung entsprechend zu denken, nicht aber gleich dem beschränkten Raum der Bühne, sodaß z. B. auf ihr gleichzeitig zwei Gruppen von Personen auftreten können, ohne sich darum sofort zu erblicken. All dies muß aus den Worten der

auftretenden Personen selbſt klar werden.

Von den Dramen des Bhāsa gebührt nach dem Urteil eines alten indischen Dichters die Palme dem Svapna-vāsavadattā, wie der indische Titel des von mir übersetzten Stückes lautet. Sein Stoff iſt einem romantischen Epos entlehnt, das wir nur aus späten Bearbeitungen kennen. Die Hauptperson desselben iſt der Held unseres Dramas: Udayana, König von Vatsa, berühmt als der beſte Lautenspieler und der geschickteſte Elefantenreiter. Durch Liſt brachte ihn Pradyota (Mahāsena), der mächtige König von Avanti, in seine Gewalt, und in der heimlichen Absicht, ihn mit seiner Tochter Vāsavadattā zu vermählen, gab er ihr den gefangenen König zum Lehrer im Lautenspiel. Udayana aber gewann die Liebe der Vāsavadattā, vermählte sich heimlich mit ihr und entführte sie nach seiner Residenz Kauśāmbī. Doch ein feindlicher König nötigt ihn, die Stadt zu räumen; er hält sich dann in einem Luſtschloß beim Dorfe Lāvāṇaka auf. Nun beſtand eine Weissagung, daß er sein Reich wiedererlangen werde, wenn er Padmāvatī, die Schweſter des Königs von Magadha, heiraten würde. Sein Miniſter Yaugandharāyaṇa möchte diese Ehe zuſtande bringen, aber diesem Plane ſteht die innige Liebe des Königs zu Vāsavadattā im Wege; er wendet daher folgende Liſt an. Während Udayana sich zu einem Jagdzug aus Lāvāṇaka entfernt hat, läßt Yaugandharāyaṇa das Schloß anzünden, ſtürzt sich in das brennende Haus und führt unbemerkt Vāsavadattā mit sich fort. Udayana kehrt von der Jagd zurück und findet das Schloß abgebrannt, aus dessen Asche Reſte von Vāsavadattās Geschmeide zutage gefördert werden. Er glaubt sie und seinen Miniſter ein Opfer des Brandes und gibt sich seiner Verzweiflung hin. Yaugandharāyaṇa aber wandert als Bettelmönch verkleidet in Begleitung der Vāsavadattā umher; er gibt sie für seine verheiratete Schweſter Avantikā aus, deren Gatte auf Reisen sei. So kommen sie in eine Einsiedelei von Büßern, in der gerade Padmāvatī einkehrt. Damit beginnt unser Stück.

Svapna-Vasavadatta
von Bhasa.

Personen-Verzeichnis.*)

Udayana, König von Vatsa.

Vāsavadattā, Tochter Mahāsenas, Königs von Āvanti, Gemahlin Udayanas.

Padmāvatī, Schweſter Darśakas, Königs von Magadha.

Yaugandharāyaṇa, Miniſter Udayanas.

Vasantaka, der Vidūṣaka (luſtige Person), Freund Udayanas.

Kämmerer der Padmāvatī, bzw. des Königs von Magadha.

Raibhya, Kämmerer Mahāsenas.

Ein Brahmanenschüler.

Zwei Diener (Herolde) der Padmāvatī, ihre Amme, eine Dienerin der Padmāvatī; Madhurikā u. Padminikā, zwei Dienerinnen derselben.

Eine Büßerin.

Vijayā, Türhüterin bei Udayana.

Vasundharā, Amme der Vāsavadattā.

Erſter Akt.
Vorspiel.

Der Schauspieldirektor tritt auf, spricht einen Segensspruch und wendet sich dann zum Publikum:

Der geehrten Versammlung teile ich ergebenſt mit — ei, welcher Lärm ertönt da, während ich gerade meine Mitteilung vortragen will. Wohlan, wir wollen doch sehn.

Hinter der Bühne: Zurück da! Zurück da!

Schauspieldirektor: Ah, ich errate es:

Die Diener sind's, die eifrigen, der Schweſter
Des Königs in dem Lande Magadha;
Sie fordern auf zurückzuweichen alle,
Die ihre Wohnung haben in dem Büßerhain.

(Tritt ab)

*) (Aussprache der Namen: j = dsch; y = j; ś und ṣ = sch. Betonung wie im Lateinischen.)

Zwei Diener treten auf: Zurück da, Zurück da, ihr Herren!

(Darauf treten auf Yaugandharayana als Bettelmönch und Vasavadatta als Avantika verkleidet.)

Yaugandharayana (horchend): Wie, werden selbst hier die Menschen beiseite gedrängt?

Man setzt in Furcht die stillen Waldbewohner,
Die Bastkleid tragen und von Waldfrucht leben;
In Ehrfurcht sollte man sich ihnen nahen!
Wer ist's, der voller Dünkel, übermütig
In eitlem Glück verroherten Gemütes
Mit herr'schem Ton den Hain zum Dorf erniedrigt?

Vasavadatta: Herr! Wer heißt uns hier zurückstehn?

Yaugandh.: Einer, hinter dem noch die niedrigste Bezeichnung zurückstehn muß.

Vasavadatta: Davon wollte ich nicht reden, sondern daß auch ich selbst zurückstehen soll!

Yaugandh.: Man achtet selbst der Götter nicht, solange sie unerkannt bleiben.

Vasavadatta: Herr! All mein' Mühsal schmerzt mich nicht so, wie diese Zurücksetzung.

Yaugandh.: Ihr habt dieselbe Würde einst besessen und freiwillig aufgegeben; darum habt keine Sorge, denn

Ihr tratet selbst einst auf so hoch geehrt,
Und werdet's wiederum nach Eures Gatten Sieg;
Im Zeitenwandel dieser Welt geht um
Wie eines Rades Kranz der Kreislauf des Geschicks.

Diener: Zurück da! Zurück da!

(Der Kämmerer tritt auf.)

Kämmerer: Heiß nicht die Leute aus dem Wege gehn!

Erspar' dem König bösen Leumund;
Einsiedler darf man nicht so rauh behandeln.
Denn zu entgehn der Straßen Unbill,
Sind in den Wald geflohn die stolzen Seelen.

Diener: Jawohl, Herr! (Ab)

Yaugandh.: Das Aussehn dieses Mannes läßt auf Klugheit schließen; mein Kind, wir wollen ihm uns nähern.

Vasavadatta: So sei es, Herr!

Yaugandh. (herantretend): Sagt, für wen wird hier der Platz geräumt?

Kämmerer: Ehrwürdiger Büßer!

Yaugandh. (für sich): Die Anrede ‚Büßer' ist zwar berechtigt, aber sie ist mir noch so ungewohnt, daß sie mich überrascht.

Kämmerer: Diese Dame ist Padmavati, Schwester unseres Königs Darschaka, gepriesenen Namens. Sie besucht des Königs Mutter Mahadevi in der Einsiedelei und wird von ihr entlassen in die Residenz Rajagriha zurückkehren. Darum will sie in der Einsiedelei sich aufhalten. (Zu den Einsiedlern): Fromme Männer!

Vom heil'gen Borne Wasser, Brennholz, Blumen, Gräser,
Mögt ungehindert sammeln ihr im Büßerhaine;
Die frommen Bräuche ehrt des Königs Tochter; Büßern
Kein Hemmnis sein, gilt als Gesetz ihr ihres Hauses.

Yaugandh.: Wohlan! Sie ist Padmavati, Tochter des Königs von Magadha. Nach dem Ausspruch Puspakabhadras und anderer Weissager wird sie unseres Königs Gattin werden.

Zuneigung oder Haß diktieren unsre Wünsche:
Als künft'ger Braut des Herrn bin ich ihr tief ergeben.

Vasavadatta (für sich): Weil sie auch eines Königs Kind ist, empfinde ich eine schwesterliche Zuneigung zu ihr.

(Darauf treten auf Padmavati mit Begleitung und eine Dienerin.)

Dienerin: Kommt, Prinzessin, tretet in den Büßerhain ein.

(Eine Büßerin tritt auf.)

Büßerin: Willkommen, Prinzessin!

Vasavadatta (für sich): Die also ist die Prinzessin; man sieht ihr ihre hohe Geburt an!

Padmavati: Ehrwürdige, ich begrüße Euch.

Büßerin: Langes Leben werde Dir zuteil! Tritt ein, Tochter! Allen Gästen ist der Büßerhain wie ihr eigenes Heim.

Padmavati: So sei's, Ehrwürdige! Ich fühle mich heimisch; Eure freundlichen Worte haben mich beglückt.

Vasavadatta (für sich): Nicht nur ihr Aussehn, auch ihre Rede ist gewinnend.

Büßerin (zur Dienerin): Sie ist also die Schwester unseres guten Fürsten! Wirbt noch kein Prinz um ihre Hand?

Dienerin: Pradyota, König von Avanti, läßt für seinen Sohn durch einen Gesandten um ihre Hand anhalten.

Vasavadatta (für sich): Gut, dann wird sie eine von den Unsrigen.

Büßerin: Es läßt die Angelegenheit noch ehrenvoller erscheinen, daß beide Königshäuser zu den angesehensten gehören.

Padmavati (zum Kämmerer): Herr, würden diese Büßer mir die Gunst gewähren, sie besuchen zu dürfen?

Kämmerer: Erfüllet Euren Wunsch! (zu den Büßern gewendet): He he! Ihr Bewohner des Büßerhaines, höret, höret! Die Tochter des Magadherkönigs, Vertrauen fassend, wo man ihr Vertrauen erwies, möchte durch Spenden frommes Verdienst erwerben.

Wer eines Krugs bedarf, und wer ein Kleid begehrt, und wer
Vollbringend heil'ges Werk dem Lehrer Dankesgabe bieten möchte:
Die fromme Königstochter hier erbittet sich als Gunstbeweis,
Daß jeder sage, was er wünscht. Wer bittet? Welche Gabe?

Yaugandh. (für sich): Ei, das kann ich nützen! (laut): He! Ich bitte.

Padmavati: Gottlob! So kam ich nicht vergeblich in die Einsiedelei.

Büßerin: Kein Büßer in unserer Einsiedelei hat einen unerfüllten Wunsch. Jener muß daher ein Fremdling sein.

Kämmerer: Was kann ich für dich tun?

Yaugandh.: Hier diese Frau, deren Mann auf Reisen ist, ist meine Schwester Avantika; ich bitte, daß die Prinzessin sie eine Weile in ihren Schutz nehme.

Ich bitte nicht um Geld, Genüsse, Kleider;
Die Kutte trag ich nicht, davon zu leben!
Doch klug und frommen Wandels ist die Fürstin:
Sie kann wohl wahren meiner Schwester Sitten.

Vasavadatta (für sich): Ach! Yaugandharayana will mich hier in Verwahr geben. Nun gut, er tut sicher nichts, ohne die Folgen bedacht zu haben.

Kämmerer (zur Prinzessin): Groß ist seine Zumutung! wie können wir es ihm versprechen?

Leicht gibt man Schätze hin, und leicht das Leben, leicht Verdienste,
Leicht alles; aber schwer ist, anvertrautes Pfand zu hüten!

Padmavati: Erst haben wir öffentlich jedem das zugesagt, um was er bitten würde. Unrecht wäre es, jetzt Bedenken zu erheben. Erfüllet, was er verlangt!

Kämmerer: Das ist ein Wort Eurer würdig!

Dienerin: Lang lebe die Herrin, die ihr Wort wahr macht!

Büßerin: Lebe lange, meine Liebe!

Kämmerer: Herrin, wie Ihr befehlt! (zu Yaugandharayana tretend) Die Prinzessin sagt zu, deine Schwester in Verwahr zu nehmen.

Yaugandh.: Die Prinzessin ist sehr gnädig! Schwester, nähere dich der Herrin.

Vasavadatta: Was hilft's? Ich Unglückliche gehe schon zu ihr hin.

Padmavati: Wohlan, jetzt gehörst du zu uns.

Büßerin (zur Dienerin): Nach ihrem Äußern zu schließen, ist auch sie eine Königstochter.

Dienerin: Die Ehrwürdige hat recht; auch ich glaube zu sehn, daß sie einst im Glück gelebt hat.

Yaugandh. (für sich): Bravo! Die Hälfte meines Werkes ist getan. Wie wir es mit den Räten geplant hatten, so trifft es auch schon ein. Und weiter nach dem Erfolge unseres Herrn wird mir, der Vasavadatta hierhingebracht hat, die Tochter des Magadherkönigs eine Stütze sein.

Der erst erkannt' des Königs Unglück, nannte
Padmavati als seine künft'ge Gattin.
Danach mein Handeln; weil das Schicksal immer
Erfüllt ein wohlerwognes Wort der Seher.

(Ein Brahmanenschüler tritt auf)

Schüler (aufwärts blickend): Mittag ist vorbei! Ich bin sehr erschöpft. Wo soll ich ausruhn? (Umhergehend): Hier in der Nähe muß eine Einsiedelei sein.

Furchtlos grasen die Gazellen, ruhig, in gewohntem Frieden;
Unberührt die Bäume prangen in der Frücht' und Blüten Fülle;
Allenthalben braune Kühe, nirgends Ackerland zu schauen,
Rauch steigt auf an vielen Stellen: so ist's nur, wo Büßer wohnen.

Doch ich will hineingehn (tritt ein und sieht den Kämmerer). Jener Mann paßt nicht in eine Einsiedelei. (Er blickt nach einer andern Seite.) Aber da sind auch Büßer; ihnen darf ich mich nähern. Wie, auch Frauenzimmer?

Kämmerer: Tritt unbedenklich ein! Die Einsiedelei steht allen offen.

Vasavadatta (für sich): Ach ja!

Padmavati (für sich): Meine Schutzbefohlene scheut den Anblick fremder Männer. Gut, dann wird sie leicht zu hüten sein.

Kämmerer: Wir waren eher hier; darum nimm von uns den Gaſttrunk.

Schüler (trinkt): Habt Dank! Ich fühle mich schon erquickt.

Yaugandh.: Nun, woher kommſt du, wohin gehſt du, wo wohnſt du?

Schüler: Höret! Ich bin aus Rajagríha; ich habe mich in Lavanaka, einem Orte im Vatsalande, aufgehalten, um mich in der Theologie weiterzubilden.

Vasavadatta (für sich): Ach Lavanaka! Beim Nennen dieses Namens erneuert sich mein Jammer.

Yaugandh.: Haſt du denn ausſtudiert?

Schüler: Noch nicht.

Yaugandh.: Wenn du nicht ausſtudiert haſt, warum biſt du denn hierhin gekommen?

Schüler: Dort ereignete sich ein furchtbares Unglück!

Yaugandh.: Was denn?

Schüler: Es hielt sich eben König Udayana dort auf.

Yaugandh.: Udayana iſt allbekannt. Was iſt mit ihm?

Schüler: Der liebt innigſt seine Gemahlin Vasavadatta, die Tochter des Königs von Avanti.

Yaugandh.: Das ſtimmt! und weiter!

Schüler: Als der König auf der Jagd war, kam sie bei einem Brand im Dorfe um.

Vasavadatta (für sich): Das iſt nicht wahr; noch lebe ich Unglückliche!

Yaugandh.: Und weiter!

Schüler: Sie zu retten, ſtürzte sich der Miniſter namens Yaugandharayana in dasselbe Feuer.

Yaugandh.: Das tat er wahrlich! Und weiter!

Schüler: Dann kam der König wieder, und als er das Vorgefallene erfuhr, war sein Schmerz über den Verluſt jener beiden geliebten Personen so groß, daß er in demselben Feuer sein Leben lassen wollte, und nur mit großer Mühe von den Miniſtern zurückgehalten werden konnte.

Vasavadatta (für sich): Ja, ich kenne meines Gatten Mitgefühl für mich!

Yaugandh.: Und weiter!

Schüler: Die Reſte des von ihr getragenen Geschmeides fanden sich in der Asche; der König preßte sie an seine Bruſt und verlor dabei das Bewußtsein.

Alle: Ach!

Vasavadatta (für sich): Nun mag sich Yaugandharayana über seinen Erfolg freuen!

Dienerin (zu Padmavati): Prinzessin, die fremde Frau weint!

Padmavati: Sie wird wohl ein weiches Herz haben.

Yaugandh.: Jawohl, meine Schweſter iſt eine mitfühlende Natur! Und weiter!

Schüler: Dann kam der König langsam wieder zu Besinnung.

Padmavati: Gottlob! Er lebt! Wie ich hörte, daß er das Bewußtsein verlor, erſtarrte mein Herz.

Yaugandh.: Und weiter!

Schüler: Dann wand sich der König auf dem Erdboden, sodaß sein ganzer Leib vom Staube gebräunt wurde; dann sprang er plötzlich auf und rief in einem fort: Ach Vasavadatta, Tochter des Königs von Avanti, ach Geliebte, liebe Schülerin!

Mit seinem Schmerz verglichen iſt nicht mehr Schmerz zu nennen,
Was andere empfinden getrennt von ihren Liebſten.
Glückselig iſt die Gattin, die so geehrt vom Gatten:
Wenn auch verzehrt vom Feuer, lebt sie durch seine Liebe!

Yaugandh.: Wie, versuchte keiner der Miniſter ihn wiederaufzurichten?

Schüler: Ja! ein Miniſter namens Rumanvan gibt sich die größte Mühe, ihn wiederaufzurichten.

Er weiſt zurück die Speisen, das Antlitz gramverzerrt;
Gehüllt in Trauerkleider, wie sie der König trägt;
Bei Tag und Nacht mit Liebe bedient er seinen Herrn;
Und wenn der König ſtürbe, so schied auch er dahin!

Vasavadatta (für sich): Gott Lob! Mein Gemahl iſt doch in treuer Pflege!

Yaugandh. (für sich): Ach! Auf Rumanvan laſtet eine schwere Bürde.

Nun ich der Mühe ledig bin, wird dem Rumanvan sie zuteil;
Denn alles alles ruht auf dem, in dessen Hut der König iſt.

(Laut): Sag an, hat der König jetzt die Herrschaft über sich wiedergewonnen?

Schüler: Ob jetzt, weiß ich nicht. Während der König noch jammerte: »Hier haben wir gescherzt, hier geplaudert, dort geruht, hier

geschmollt«, da haben ihn die Minister beihnahe mit Gewalt von jenem Orte fortgebracht. Nach seinem Fortgang verlor Lavanaka jeden Reiz, wie der Himmel, wenn Mond und Sterne von Wolken verhüllt sind. Darauf bin auch ich davongegangen.

Büßerin: Udayana muß ein vortrefflicher Fürst sein, wenn selbst ein Fremder ihn so preist.

Dienerin (zu Padmavati): Prinzessin! Ob wohl noch ein anderes Weib seine Hand bekommen wird?

Padmavati: Du sprichst meinen eigenen Gedanken aus!

Schüler: Ich verabschiede mich von beiden Herren; ich ziehe weiter.

Beide: Glück auf den Weg!

Schüler: Danke bestens! (ab)

Yaugandh.: Auch ich möchte mit der Erlaubnis der Prinzessin aufbrechen!

Kämmerer: Prinzessin, der Büßer bittet, sich verabschieden zu dürfen.

Padmavati: Deine Schwester wird sich ohne dich vereinsamt fühlen.

Yaugandh.: Im Schutze guter Menschen wird sie nicht vereinsamt sein. (Den Kämmerer anblickend) Ich gehe jetzt.

Kämmerer: Auf Wiedersehn!

Yaugandh.: Jawohl! (ab).

Kämmerer: Es ist nun Zeit, ins Haus zu gehen.

Padmavati (zur Büßerin): Meinen ehrfurchtsvollen Gruß!

Büßerin: Tochter, mögest du einen Deiner würdigen Gatten finden!

Vasavadatta: Ehrwürdige, auch ich möchte gehen.

Büßerin: Möchtest du bald deinen Gatten wiederfinden!

Vasavadatta: Ihr seid sehr gnädig.

Kämmerer: Kommet nun, hier ist der Weg! Sehet:

Die Vögel suchen ihre Nester auf,
Im heil'gen Bade weilt die Büßerschar,
Das angeschürte Feuer leuchtet weit,
Und Rauch durchdringet rings den Büßerhain.
Schon tiefer stieg der Sonnengott hinab;
Hat eingezogen seinen Strahlenkranz;
Den Wagen lenkend weg vom Himmelsplan,
Geht langsam er zum fernen Westen ein.

(Alle ab)

Zweiter Akt:

(Frauengarten in der Residenz des Königs Darschaka. Eine Dienerin tritt auf)

Dienerin: Kundscharika! Wo ist Prinzessin Padmavati? Was sagst du? »Die Prinzessin spielt hier neben der Jasminlaube Ball.« Ich will zu ihr gehen (umhergehend). Sieh, da kommt ja die Prinzessin ballspielend herbei, etwas erhitzt, aber doch reizend mit ihrem in die Höhe genommenen Ohrschmuck und wie mit Perlen von Schweißtröpfchen übersät. Ich will zu ihr gehn.

(Padmavati ballspielend, ihr Gefolge und Vasavadatta treten auf.)

Vasavadatta: Freundin, hier ist dein Ball!

Padmavati: Liebe, jetzt mag es genug sein.

Vasavadatta: Freundin, vom allzulangen Ballspiel sind deine Hände übermäßig gerötet und sehen wie fremde aus.

Dienerin (zu Padmavati): Prinzessin, spielet doch und genießet die schöne Zeit, so lange ihr noch unverheiratet seid!

Padmavati (zu Vasavadatta): Liebe, was betrachtest du mich, als wolltest du mich verspotten?

Vasavadatta: Nein, nein, Freundin! Ich finde dich jetzt reizend; es ist, als ob eines Freiers Blick auf dich gerichtet wäre.

Padmavati: Geh weg! Spotte doch nicht über mich!

Vasavadatta: Du sollst ja Mahasenas Schwiegertochter werden.

Padmavati: Wer ist denn dieser Mahasena?

Vasavadatta: Es ist König Pradyota von Avanti, der wegen seiner großen Heeresmacht Mahasena genannt wird.

Dienerin: Die Prinzessin will nichts von jener Vermählung hören.

Vasavadatta: Mit wem möchte sie dann vermählt werden?

Dienerin: Mit Udayana, dem König von Vatsa; dessen Vorzüge erweckten das Verlangen der Prinzessin.

Vasavadatta (für sich): Meinen Gemahl wünscht sie zum Gatten! (laut) Warum denn?

Dienerin: Weil er Mitgefühl hat.

Vasavadatta (für sich): Ich verstehe es, auch ich habe deshalb für ihn geschwärmt.

Dienerin: Prinzessin, und wenn nun der König häßlich wäre?

Vasavadatta: Nein, nein! Er ist schön!

Padmavati: Liebe, wie weißt du das?

Vasavadatta (für sich): In der Verteidigung meines Gemahls habe ich mich zu weit hinreißen lassen! Wie kann ich mich herausreden! Nun, so! (laut) Freundin, so sagt man in Avanti.

Padmavati: Nun wohl; in Avanti wird er wohl nicht schwer zu sehen sein. Leutseligkeit gewinnt ja aller Herzen!

(Die Amme der Padmavati tritt auf).

Amme: Heil dir, Prinzessin, du bist vergeben!

Vasavadatta: Liebe, an wen?

Amme: An Udayana, den König von Vatsa!

Vasavadatta: Dann ist der König also wieder wohl.

Amme: Er ist in bester Gesundheit angelangt und hat eingewilligt, die Prinzessin zu nehmen.

Vasavadatta: Das ist ja entsetzlich!

Amme: Was ist Entsetzliches dabei?

Vasavadatta: Ist denn das nichts, daß er erst so unaussprechlich unglücklich war, und jetzt ist das alles wieder vergessen?

Amme: Liebe, das Herz großer Männer gehorcht der heiligen Pflicht und findet bald sein Gleichgewicht wieder.

Vasavadatta: Hat er selbst um sie geworben?

Amme: Nein, nein! Aus anderer Veranlassung war er gekommen. Aber unser König gab sie ihm aus eigenem Antrieb, weil er seinen Adel und Verstand, seine Jugend und Schönheit erkannte.

Vasavadatta (für sich): Wohl denn! Hierbei trägt mein Gemahl keine Schuld.

(Eine andere Dienerin tritt auf)

Dienerin: Schnell, schnell, Prinzessin! Eben ist eine glückliche Konstellation des Mondes. Unsere Gebieterin wünscht, daß jetzt die Vermählung vollzogen werde.

Vasavadatta (für sich): Je mehr sie eilt, um so dunkler wird es in meinem Herzen.

Amme: Komm, komm, Prinzessin!

(Alle ab)

Dritter Akt.

(Frauengarten)

(Vasavadatta tritt auf, in Gedanken verloren)

Vasavadatta: Im Hofe, wo der laute Hochzeitsjubel herrscht, habe ich Padmavati verlassen und mich in unsern Garten geflüchtet, Linderung suchend für das vom Schicksal auferlegte Leid (umhergehend). Wie schrecklich! selbst mein Gemahl gehört jetzt einer andern! — Doch ich will mich setzen (sie setzt sich). Glücklich die Liebende, die die Trennung nicht überlebt! Ich aber kann nicht sterben! Nur in dem Wunsche, meinen Gemahl zu sehn, lebe ich Unglückliche noch.

(Eine Dienerin mit einem Blumenkörbchen tritt auf.)

Dienerin: Wo ist nur Frau Avantika hingegangen? (Umhergehend und sich umblickend.) Ei, da sitzt sie ja unter dem Aglayabaume auf einer Steinbank, trüben Sinnes, in schmucklos einfachem Anzug wie die im Nebel erblaßte Mondsichel! Ich will zu ihr gehen. (Herantretend.) Frau Avantika, wie lange schon suche ich Euch!

Vasavadatta: Warum?

Dienerin: Unsere Gebieterin sagt, Ihr sollet den Hochzeitskranz winden, weil Ihr vornehm, gutherzig und geschickt seid.

Vasavadatta: Für wen soll ich ihn winden?

Dienerin: Für unsere Prinzessin.

Vasavadatta (für sich): Auch das soll ich noch tun! Ihr Götter kennt kein Mitleid!

Dienerin: Laßt alle andern Gedanken! Unser neuer Herr nimmt schon das Bad im Marmorsaal. Drum windet gleich den Kranz!

Vasavadatta (für sich): Ich kann nichts anderes denken, (laut) Freundin! hast du den neuen Herrn gesehn?

Dienerin: Ja wohl, ich habe ihn betrachtet, sowohl aus Sympathie für die Prinzessin als auch aus eigener Neugierde.

Vasavadatta: Wie sieht der neue Herr denn aus?

Dienerin: Ich sag Euch, so einen habe ich noch nie gesehn.

Vasavadatta: Freundin, so sag doch, ist er schön?

Dienerin: Der leibhafte Amor, ohne Pfeil und Bogen!

Vasavadatta: Nun höre auf!

Dienerin: Warum wollt Ihr nicht weiter hören?

Vasavadatta: Es ziemt sich nicht, von fremden Männern sprechen zu hören.

Dienerin: Nun, dann schnell ans Kranzwinden!

Vasavadatta: Gib her! (Für sich.) Da winde ich Unglückliche den Hochzeitskranz! (auslesend und eine Blume betrachtend.) Was bewirkt diese Blume?

Dienerin: »Werd nicht Witwe.«

Vasavadatta (für sich): Von dieser Art muß ich viele nehmen, für mich und Padmavati. (Laut) Was bewirkt jene Blume?

Dienerin: »Vernichte die Nebenbuhlerin«.

Vasavadatta: Die brauch' ich nicht zu nehmen.

Dienerin: Warum?

Vasavadatta: Seine erste Frau ist tot; so hat es keinen Zweck mehr.

(Eine andere Dienerin tritt auf)

Dienerin: Schnell, schnell, liebe Frau! Der neue Herr wird schon von den verheirateten Frauen in den inneren Hof geleitet!

Vasavadatta: Da, nimm den Kranz!

Dienerin (zur andern): Freundin, ich muß das Hochzeitsgewand für ihn bringen: ich will gehen. (Beide Dienerinnen ab)

Vasavadatta: Da ist sie fort! Wie schrecklich, selbst mein Gemahl gehört einer andern! Ach, ich will mich legen, vielleicht schlafe ich ein und vergesse mein Leid. (Ab)

Vierter Akt.

(Frauengarten)

(Viduschaka tritt auf)

Viduschaka (vergnügt): Hurra! Das ist eine schöne Zeit für uns, da unser König von Vatsa das frohe Hochzeitsfest begeht! Wer hätte das gedacht, daß wir aus dem Strudel von Leid, in den wir gestürzt waren, je wieder auftauchen würden! Jetzt wohnt man in Palästen, plätschert in Teichen des Serails, schmaust die süßesten und zartesten Leckereien! Kurzum ich lebe im Paradies, aber ohne die Beigabe von Engeln. Nur ein Übelstand ist dabei: das Essen bekommt mir schlecht und ich kann nicht mehr schlafen, selbst in den besten Decken. Ich bin sicher, daß meine humores und vapores in Unordnung sind. Ach! Es gibt kein Vergnügen ohne verdorbenen Magen und Katzenjammer!

(Eine Dienerin tritt auf)

Dienerin: Wo mag nur Herr Vasantaka hingegangen sein? (Umhergehend) Ei, da ist ja Vasantaka! (Herantretend) Herr Vasantaka, wie lange suche ich Euch schon!

Viduschaka (sie erblickend): Liebe, warum suchst du mich?

Dienerin: Unsere Gebieterin läßt fragen, ob der neue Herr schon gebadet hat.

Viduschaka: Warum fragt sie danach?

Dienerin: Na! Wahrscheinlich soll ich einen Blumenstrauß bringen.

Viduschaka: Der Herr hat gebadet. Bring was du willst, nur kein Essen!

Dienerin: Warum weist du das Essen ab?

Viduschaka: Ich Unglücksvogel! Wie beim Vogel das Äugelein, so verdreht sich bei mir das Bäuchelein!

Dienerin: Baldige Besserung!

Viduschaka: Geh deines Wegs! Auch ich will zu meinem Herrn gehn. (Beide ab)

(Padmavati mit Begleitung und Vasavadatta als Avantika gekleidet treten auf)

Dienerin: Warum ist die Prinzessin in den Frauengarten gekommen?

Padmavati: Weil ich nachsehn wollte, ob die Schephalikasträuche blühen.

Dienerin: Prinzessin, sie stehen in Blüte, sie sind mit Blumen bedeckt wie Korallen mit Perlschnüren.

Padmavati: Freundin, warum zögerst du dann noch, sie zu pflücken?

Dienerin (tut es): Sehet, Prinzessin! Ich habe beide Hände mit den Blumen gefüllt wie mit Zinnoberkügelchen.

Padmavati: Wie wunderschön die Blumen sind! Sieh doch, liebe Frau!

Vasavadatta: O wie reizend sind die Blumen!

Dienerin: Prinzessin, soll ich noch mehr pflücken?

Padmavati: Nein, Freundin, pflücke keine mehr!

Vasavadatta (zu Padmavati): Freundin, warum willst du es nicht?

Padmavati: Damit ich die Ehre davon habe, wenn mein Gemahl kommt und diese Blütenpracht sieht.

Vasavadatta: Freundin, liebt Dich dein Gatte?

Padmavati: Ich weiß es nicht, aber wenn ich von ihm getrennt bin, habe ich Sehnsucht.

Vasavadatta (für sich): Wie viel Schwereres muß ich tragen, wenn sie schon so spricht.

Dienerin: Die Prinzessin hat die Wahrheit gesprochen, daß ihr Gatte sie liebt.

Padmavati: Ich habe nur ein Bedenken.

Vasavadatta: Welches denn?

Padmavati: Daß wie mein Gemahl mich liebt, so auch Vasavadatta.

Vasavadatta: Und noch viel mehr!

Padmavati: Wie kannst du das wissen?

Vasavadatta (für sich): Ach! Da bin ich in meiner Vorliebe für den Gemahl zu weit gegangen. Nun, ich will so sagen. (laut) Wenn er sie nicht sehr lieb gehabt hätte, so würde sie nicht die Ihrigen verlassen haben.

Padmavati: Das läßt sich hören.

Dienerin: Prinzessin, saget doch dem Gemahl, daß Ihr auch Laute spielen lernen möchtet.

Padmavati: Ich habe schon mit meinem Gemahl gesprochen.

Vasavadatta: Und was sagte er?

Padmavati: Er sagte nichts, seufzte tief und blieb ſtumm.

Vasavadatta: Was schließt du daraus?

Padmavati: Ich schließe daraus, daß er der Vasavadatta gedachte, wie gut sie war, aber aus Taktgefühl in meiner Gegenwart das Weinen unterdrückte.

Vasavadatta (für sich): Selig bin ich, wenn es sich wirklich so verhält.

(Der König und der Viduschaka treten auf [ohne die Frauen zu sehen]).

Viduschaka: Ei, ei! Entzückend iſt der Garten, wo hie und da die Bandhujivaka-Blüten, die nicht zum Hochzeitsfeſte gebraucht wurden, am Boden liegen. Komm doch!

König: Freund Vasantaka! ich komme schon.

Als ich in Avanti weilte und des Königs Tochter sah
Voll Verlangen, flugs traf Amor mich mit seiner Pfeile fünf,
Die mir noch im Herzen haften; doch schon wieder trifft er mich!
Amor, heißt's, hat nur fünf Pfeile: woher nahm den sechſten er?

Viduschaka: Wo mag nur Padmavati sein, in der Laube hier, oder auf der Terrasse, die, mit Asanablumen beſtreut, aussieht, als wenn sie mit einem Tigerfell bedeckt wäre, oder in dem Bosket der ſtark duftenden Saptacchadabüsche, oder in der mit Gazellen und Vögeln ausgemalten Hütte? (Aufwärtsblickend) Ei, ei! sieh doch! am reinen Herbſthimmel zieht majeſtätisch dahin eine Kette weißer Reiher, als wenn Baladeva, der weiße Gott, seinen Arm ausſtreckte.

König: Freund, ich sehe sie:

Bald grad geſtreckt, dann aufgelöſt, dann auf- und abgebogen;
Bald schwenkt sie wieder um und gleicht dem Bild des großen Bären;
Es iſt, als würde aufgeteilt durch Ziehen einer Furche
Der weite Plan des Firmaments in reinem Blau erſtrahlend.

Dienerin (auf der andern Seite): Prinzessin, sehet doch die majeſtätisch dahinziehende Kette von Reihern, weiß wie eine Girlande von Seelilien! — Wie, da ſteht auch unser Herr!

Padmavati: Ja, mein Gemahl! (zu Vasavadatta) Deinetwegen wollen wir uns nicht vor ihm blicken lassen. Treten wir also in diese Jasminlaube.

Vasavadatta: Gut. (Sie treten in die Laube)

Viduschaka: Padmavati muß hier gewesen und wieder weggegangen sein.

König: Woher weißt du das?

Viduschaka: Sieh! Von diesen Schephalikadolden sind Blumen abgepflückt.

König: Vasantaka, sieh wie wunderschön die Blumen sind!

Vasavadatta (in der Laube): Beim Nennen des Namens Vasantaka glaube ich mich wieder nach Avanti versetzt.

König: Vasantaka, wir wollen uns auf diese Steinbank setzen und auf Padmavati warten.

Viduschaka: Gut! (setzt sich und ſteht wieder auf) Die Herbſtsonne ſticht nicht zum Aushalten! Laßt uns doch in diese Jasminlaube gehn.

König: Gut, geh du voraus!

Viduschaka: So komm! (sie gehen umher)

Padmavati (in der Laube): Vasantaka muß doch alles in Verwirrung bringen! Was sollen wir machen?

Dienerin: Prinzessin, ich will den Gemahl fernhalten, indem ich durch Schütteln von diesem herabhängenden Zweige die Bienen aufscheuche. (sie tut es)

Viduschaka: Oh weh, oh weh! Bleib ſtehn!

König: Weshalb?

Viduschaka: Diese Hurenkinder von Bienen quälen mich.

König: Sprich nicht so! Aber wir wollen die Bienen nicht ſtören!

Sieh! Die Bienen, honigtrunken, kosen mit verliebten Weibchen,
Aufgeschreckt durch unser Kommen schmerzte sie wie mich die Trennung.

Darum wollen wir hier, wo wir sind, uns setzen.

Viduschaka: Nun gut. (Beide setzen sich)

Padmavati: Gott Lob! Mein Gemahl hat sich dort gesetzt.

Vasavadatta (für sich): Gott Lob! Mein Gemahl iſt wieder völlig gesund!

Dienerin: Nun iſt uns der Weg versperrt. — Prinzessin, die Augen der Avantika sind voller Tränen.

Vasavadatta: Durch das Aufscheuchen der Bienen iſt mir Blütenſtaub in die Augen gekommen; davon tränen sie.

Padmavati: Das läßt sich denken.

Viduschaka: Sieh, es ist niemand sonst im Garten. Ich habe eine Frage an dich. Darf ich dich fragen?

König: Wie es dir beliebt!

Viduschaka: Wer ist dir lieber, früher Vasavadatta, oder jetzt Padmavati?

König: Warum versetzt du mich jetzt in einen solchen Konflikt der Gefühle?

Padmavati: Freundin, in welche peinliche Lage ist mein Gemahl versetzt!

Vasavadatta (für sich): Und ich Unglückliche ebenfalls!

Viduschaka: Sprich ohne Scheu! Die eine ist tot und die andere nicht hier.

König: Ich sage es dir nicht, du plauderst doch alles aus.

Padmavati: Damit hat sich mein Gemahl schon ausgesprochen.

Viduschaka: Nun, ich schwöre dir bei allem in der Welt, daß ich es niemand verrate. Ich beiße mir auf die Zunge.

König: Freund, ich kann es nicht sagen!

Padmavati: Wie aufdringlich dieser Mensch ist! Den Sinn seiner Worte errät er nicht einmal!

Viduschaka: Willst du es nicht sagen? Wenn du es nicht sagst, laß ich dich keinen Schritt von dieser Steinbank weg tun. Hier bist du festgebannt.

König: Willst du mich zwingen?

Viduschaka: Jawohl, zwingen!

König: Nun, das wollen wir doch abwarten.

Viduschaka: Verzeih, verzeih! Ich schwöre unsere Kameradschaft ab, wenn du nicht die Wahrheit sagst.

König: Da bleibt mir keine Wahl. Vernimm:

Ich schätze zwar Padmavati,
Denn sie ist schön und gut und lieb.
Doch rauben kann sie nicht mein Herz,
Das schon die andere besitzt.

Vasavadatta (für sich): Gut, gut! Ich bin belohnt für meine Leiden! Es schlägt zum guten aus, daß ich hier unbekannt als Gast verweilen muß.

Dienerin: Prinzessin! Der Herr hat doch kein Zartgefühl!

Padmavati: Sag das nicht! Mein Gemahl hat sehr viel Zartgefühl, weil er sich auch jetzt noch erinnert, wie gut Vasavadatta war.

Vasavadatta: Liebe, du sprichst wie es edlen Naturen ziemt.

König: Ich habe gesprochen. Jetzt sollst du sagen, wer dir lieber ist, früher Vasavadatta, oder jetzt Padmavati?

Padmavati: Mein Gemahl hat mit Vasantaka die Rollen vertauscht.

Viduschaka: Was soll ich da viel reden? Beide Damen schätze ich hoch.

König: Du Narr! Mich hast du mit Gewalt zum Reden gebracht, und nun willst du selbst nicht reden?

Viduschaka: Willst du mich zwingen?

König: Jawohl, zwingen!

Viduschaka: Dann bekommst du nichts zu hören.

König: Verzeih, Verzeih, großer Brahmane! Wenn du willst, dann rede!

Viduschaka: So vernimm! Ich schätze Vasavadatta sehr hoch. Aber Padmavati ist jung, schön, sanftmütig, nicht eingebildet, leutselig und höflich. Und sie hat noch einen andern großen Vorzug: sie wartet mir mit leckerem Essen auf und fragt »wo ist Herr Vasantaka«.

Vasavadatta (für sich): Warte nur, Vasantaka! Daran sollst du denken!

König: Warte nur, Vasantaka! Das alles werde ich der Königin Vasavadatta wiedersagen!

Viduschaka: Ach die Vasavadatta! Wo ist Vasavadatta? Längst gestorben ist Vasavadatta!

König (niedergeschlagen): So ist es! Tot ist Vasavadatta!

Durch deine Scherze hast du mir so sehr den Sinn benommen,
Daß wieder das gewohnte Wort in meinen Mund gekommen.

Padmavati: Rührend ist diese Unterhaltung, ein Zeugnis edeln Sinnes!

Vasavadatta (für sich): Ich bin beruhigt. Welche Genugtuung, ein solches Gespräch ungesehen anzuhören!

Viduschaka: Faß dich, faß dich! Gegen das Schicksal sind wir machtlos.

König: Du kennst nicht diesen Zustand:

Ein Schmerz ist's, tiefer Neigung zu entsagen,
Bei jedem Rückblick brennt der Schmerz aufs neue!
Nur eine Lind'rung gibt es, daß ich weine, weine,
Und so, mein Herz erleichternd, Fassung suche.

Viduschaka: Sein Gesicht ist vom Weinen naß; ich hole Wasser es abzuspülen. (Ab)

Padmavati: Freundin, die Augen meines Gemahls sind von Tränen verschleiert! So lasset uns davoneilen!

Vasavadatta: Gut so! doch bleibe du; es wäre unrecht, wenn du den Gemahl in seiner wehmütigen Stimmung verließeſt. Ich aber will gehn.

Dienerin: Avantika hat recht; Prinzessin gehet zu ihm!

Padmavati: Soll ich's tun?

Vasavadatta: Ja, Freundin, tu es! (Ab)

(Viduschaka kommt zurück mit Wasser in einem Lotusblatt)

Viduschaka: Da iſt ja Padmavati!

Padmavati: Vasantaka, was gibt es hier?

Viduschaka: Dies gibt's, das gibt's!

Padmavati: Sprich, sprich, Herr, sprich!

Viduschaka: Verehrte, der Wind hat dem König Blütenſtaub in die Augen geweht, so daß sie tränen. Drum nimm hier das Wasser zum Abspülen.

Padmavati (für sich): Zartfühlende Herrn haben zartfühlende Diener! (herantretend): Heil dem Gemahl! Hier iſt Wasser!

König: Wie, Padmavati! (leise zu Vasantaka): Wie kommt das?

(Viduschaka flüſtert ihm etwas in das Ohr)

König (leise): Gut, Vasantaka, gut! (er spült das Gesicht ab). Padmavati, setz dich!

Padmavati: Wie mein Gemahl befiehlt. (Sie setzt sich)

König: Padmavati!

Wie Herbſtmond weiß der Blütenſtaub vom Wind getragen, Liebſte, iſt
In's Auge eingedrungen mir und hat zu Tränen es gereizt;

(für sich):

Wenn sie, die jüngſt mit mir vermählt, die Wahrheit wüßt', es tät ihr weh!
Zwar iſt sie klugen Sinns, jedoch Empfindsamkeit bleibt Weiberart.

Viduschaka: In dieser Nachmittagsſtunde erwartet der König von Magadha den Besuch seiner Freunde unter deiner Führung. Ehrbezeugungen in gleicher Weise erwiedert erwecken freundschaftliche Gesinnung! Darum ſteh auf!

König: Recht so! Das iſt ein richtiger Gedanke. (Erhebt sich)

Herrliche Vorzüge hat wohl mancher und übet beſtändig
Wohltaten aus, doch wer kennt ihren inneren Wert?

(Alle ab)

Fünfter Akt.

(Palaſt in König Darschakas Residenz)

(Padminika tritt auf)

Padminika: Madhurika, Madhurika, komm schnell!

(Madhurika tritt auf)

Madhurika: Freundin! Hier bin ich schon! Was soll ich?

Padminika: Freundin, weißt du nicht, daß Prinzessin Padmavati heftige Kopfschmerzen hat?

Madhurika: Ach, ach!

Padminika: Freundin, geh schnell und ruf Avantika! Sag ihr nur, daß die Prinzessin Kopfschmerzen hat, dann wird sie schon von selbſt kommen.

Madhurika: Freundin, was kann die tun?

Padminika: Sie wird mit freundlichem Gespräch der Prinzessin über ihre Kopfschmerzen weghelfen.

Madhurika: Ganz recht! Wo iſt der Prinzessin ein Lager bereitet?

Padminika: Im Badezimmer iſt das Bett gemacht. Geh jetzt! Ich will Vasantaka aufsuchen, damit er es dem Herrn sagt.

Madhurika: Gut so! (Ab)

Padminika: Wo kann ich nur Vasantaka treffen?

(Viduschaka tritt auf)

Viduschaka: Noch krankt unser König an dem Verluſt der Vasavadatta und schon wird wieder jetzt bei diesem freudenreichen Hochzeitsfeſte sein verliebtes Feuer durch die Verbindung mit Padmavati angefacht. (sieht Padminika.) Ach, da iſt Padminika! Padminika, was gibt's neues?

Padminika: Vasantaka, weißt du nicht, daß Padmavati heftige Kopfschmerzen hat?

Viduschaka: Ich habe es wirklich nicht gewußt.

Padminika: So teile es dem Herrn mit während ich schnell die Kopfsalbe zurecht mache.

Viduschaka: Wo iſt der Padmavati ein Lager bereitet?

Padminika: Im Badezimmer iſt das Bett gemacht.

Viduschaka: So geh denn! Ich will dem Herrn die Nachricht bringen. (Beide ab)

(Der König tritt auf)

König: Jetzt, wo die Bürde neuen Ehebunds mir auferlegt ist,

Gedenke ich der edlen Königstochter von Avanti,
Wie in Lavanaka ihr zarter Leib des Feuers Beute
Geworden gleich dem Lotus, der dahinwelkt in der Reifnacht.

(Viduschaka tritt auf)

Viduschaka: Eile dich, eile dich!

König: Weshalb?

Viduschaka: Padmavati hat heftige Kopfschmerzen.

König: Wer hat es gesagt?

Viduschaka: Padminika.

König: Ach, ach!

Mein zweites Weib, an Schönheit reich und Tugend,
Ist gleichsam Balsam für die alte Wunde;
Zwar schmerzt sie noch; doch weil ich lernte leiden,
Empfind' ich, was Padmavati jetzt leidet.

Wo ist Padmavati?

Viduschaka: Im Badezimmer ist ihr Bett gemacht.

König: Dann führe mich dorthin!

Viduschaka: Komm, komm! (Beide gehen umher.)

Viduschaka: Hier ist das Badezimmer; tritt ein!

König: Tritt du zuerst ein!

Viduschaka: Wie du willst. (Eintretend) Oh weh! Bleib stehn!

König: Weshalb?

Viduschaka: Im Lampenschein erkenne ich eine Cobra, die sich am Boden hin und her bewegt.

König (eintretend, hinblickend und lächelnd):

Das hält der Einfalt für eine Schlange!
Der leichte Kranz, der vom Portal gefallen
Am Boden liegt, bedünkt dich eine Schlange!
Er scheint vom Lufthauch leicht bewegt im Dunkel
Ein wenig von der Schlangen Gang zu haben.

Viduschaka (zusehend): Du hast recht, es ist keine Cobra! (eintretend und sich umblickend) Padmavati scheint hiergewesen und wieder weggegangen zu sein.

König: Freund, sie kann noch nicht hiergewesen sein.

Viduschaka: Wie kannst du das behaupten?

König: Dazu bedarf es keines großen Scharfsinns.

Das Bett ist eben, unberührt; in Ordnung sind die Decken;
Des Hauptes Kissen nicht zerdrückt und ohne Salbeflecken;
Im ganzen Raum kein Schmuck ihr Auge anzuziehen:
Kein Kranker sucht das Bett, um es sogleich zu fliehen!

Viduschaka: Dann setz dich einen Augenblick hier auf das Bett und warte auf Padmavati!

König: Gut. (Er setzt sich) Freund, ich werde schläfrig; erzähle irgend eine Geschichte!

Viduschaka: Ich fange an; höre zu!

König: Jawohl!

Viduschaka: Es gibt eine Stadt namens Avanti. Dort sind entzückende Badeplätze.

König: Wie, Avanti?

Viduschaka: Wenn dir diese Geschichte nicht gefällt, so will ich eine andere erzählen.

König: Nein, Freund! Die Geschichte ist ganz nach meinem Sinn!

Denke ich doch der Königstochter aus Avanti,
Die, von mir entführt, der Ihrigen gedenkend,
Mit den Tränen, die dem Auge ihr entstürzten,
Meine Brust gebadet hat in treuer Liebe!
Als ich sie die Laute lehrte,
Stahl sich oft zu mir ihr Auge;
Ihre Hand verlor das Plektrum,
Traf die Luft anstatt der Saiten.

Viduschaka: Ich will etwas anderes erzählen. Es gibt eine Stadt Brahmadatta, da war der König Kampilya.

König: Wie war das?

Viduschaka: Es gibt eine Stadt Brahmadatta, da war der König Kampilya.

König: Dummkopf! es muß heißen: König Brahmadatta, Stadt Kampilya.

Viduschaka: Wie, der König heißt Brahmadatta und die Stadt Kampilya?

König: So ist es!

Viduschaka: Dann warte einen Augenblick, bis ich es in meinen Kopf kriege! Der König Brahmadatta, die Stadt Kampilya, König Brahmadatta, Stadt Kampilya. (wiederholt es mehrmals) Jetzt höre zu! — Ach er ist eingeschlafen. Hu! Es wird recht kalt; ich will meinen Mantel holen. (ab)

(Vasavadatta als Avantika gekleidet und eine Dienerin treten auf)

Dienerin: Kommt, kommt, Frau Avantika! Die Prinzessin hat heftige Kopfschmerzen.

Vasavadatta: Wo ist das Bett für Padmavati gemacht?

Dienerin: Im Badezimmer. (sie gehen umher)

Vasavadatta: So geh du voraus!

Dienerin: Hier ist das Badezimmer. Tretet ein. Ich will schnell die Kopfsalbe zurecht machen. (ab)

Vasavadatta (allein): Ach, grausam sind die Herren meines Geschicks! Nun muß auch Padmavati krank werden, die noch ein Trost war für meinen Gemahl nach meinem Verluste. Ich will eintreten. (sie tritt ein und sieht sich um) Nein, wie gedankenlos das Gesinde ist, die kranke Padmavati nur mit einer Lampe allein zu lassen! Dort schläft Padmavati. Ich will mich hier niedersetzen. Aber wenn ich von ihr entfernt säße, so würde es wenig teilnehmend aussehen. Darum will ich mich auf ihr Lager setzen. (sie tut es) Sonderbar! Kaum habe ich mich zu ihr gesetzt, so scheint mein Gemüt sich aufzuheitern! Gott Lob! Sie atmet leicht und gleichmäßig: ihre Krankheit muß gewichen sein! Da sie nur eine Hälfte des Bettes einnimmt, scheint sie mich einzuladen, sie zu umarmen. So will ich mich denn zu ihr legen. (Sie legt sich auf die freie Hälfte des Bettes)

König (spricht im Traum): Oh Vasavadatta!

Vasavadatta (springt auf): Ach, das ist ja mein Gemahl und nicht Padmavati! Ob er mich gesehen hat? Dann wäre der ganze Plan Yaugandharaganas zu nichte geworden.

König: Oh, Tochter des Königs von Avanti!

Vasavadatta: Gott Lob! mein Gemahl träumt. Hier ist sonst kein Mensch; so will ich ein Weilchen bleiben, um Herz und Auge zu laben.

König: Oh Liebste, liebe Schülerin! Gib mir doch Antwort!

Vasavadatta: Ich rede ja, Herr, ich rede doch.

König: Bist du mir böse?

Vasavadatta: Nein, ich bin nur unglücklich.

König: Wenn du nicht böse bist, warum hast du denn deinen Schmuck abgelegt?

Vasavadatta: Wie meinst du das?

König: Denkst du an die Virahika.

Vasavadatta (zornig): Geh weg! immer wieder diese Person!

König: So will ich dich wegen der Virahika um Verzeihung bitten. (streckt seine Arme nach ihr aus)

Vasavadatta: Ich bin schon lange hier; es möchte mich jemand sehn. Drum fort! Aber ich will erst seinen herabgefallenen Arm wieder aufs Bett bringen! (sie tut es und geht ab)

König (allein, springt schnell auf): Vasavadatta, bleib, bleib! Ach!

Wie ich in Eile will hinaus, da prall ich heftig an die Tür:
So bleibt ein Zweifel mir zurück: war's Wahrheit oder nur mein Wunsch?

(Viduschaka tritt ein)

Viduschaka: Oh, du bist ja wieder wach!

König: Freund! Ich habe frohe Botschaft: Vasavadatta lebt!

Viduschaka: Ach Vasavadatta! Wo ist Vasavadatta? Lange tot ist Vasavadatta!

König: Freund, sag das nicht!

Mich den Schlummernden erweckte sie und ist davon gegangen!
Mit der Märe ihres Todes hat Rumanvan mich betrogen!

Viduschaka: Ach das ist ganz undenkbar! Seitdem ich die Badeplätze in Avanti erwähnte, hast du an Vasavadatta gedacht, und so wirst du sie im Traum gesehen haben.

König: Wenn dies ein Traum nur sollte sein,
Nicht aufzuwachen, welches Glück!
Und sollt' es nur ein Irrtum sein,
Oh Irrtum, daure ewiglich!

Viduschaka: Mach' dich doch nicht lächerlich! In diesem Schloß geht ein Gespenst namens Avantisundari um; die wirst du gesehen haben.

König: Nein, nein!

Als aus dem Traum ich erwacht,
Floh sie beschämt, doch sah ich noch
Ihr Antlitz, ohne andern Schmuck,
Umwallt von langem Lockenhaar.

Freund, sieh doch!

Mein Arm hier, den in ihrer Angst
Umklammert hielt die Königin,
Er trägt noch der Berührung Spur:
Ein Wonneschauer ihn bedeckt!

Viduschaka: Häng doch nicht solchen Wahngebilden nach! Komm, lasset uns in den Hof gehen (Sie gehen umher)

(Der Kämmerer tritt auf)

Kämmerer: Heil, Gebieter! Unser König Darschaka läßt dir sagen, daß dein Minifter Rumanvan mit großer Heeresmacht angelangt ift, um den Schlag gegen Aruni auszuführen; er selbst habe seine Elefanten, Reiter, Wagen und Fußsoldaten kriegsbereit gemacht. Darum erhebe dich!

Zwieträchtig ift der Feind, dein Volk für dich begeistert, voll Vertrauen;
Der deinem Heer im Rücken droht, für dessen Ruhe ist gesorgt;
Was nötig ift den Feind zu werfen, alles machte ich bereit;
Schon überschritt das Heer den Ganges: Vatsa ist in deiner Hand!

König: Wohlan denn!

Ich stürze mich ins Schlachtenmeer voll Roß und Elefanten,
Wo Pfeile fliegend sonder Zahl wie wilde Wogen branden!
Den Aruni will ich beftehn, den grimmen Held erschlagen.

(Alle ab)

Sechfter Akt.

(Palaft in Udayana's Residenz)

Kämmerer: He da, wer hat den Dienst am Perl-Portal?

Türhüterin (tritt ein): Herr! ich, Vijaya. Was soll ich tun?

Kämmerer: Vijaya, melde Udayana, dem glücklichen Wiedereroberer seines Reiches Vatsa: »Von Mahasena entsandt ift der Kämmerer Raibhya angelangt, und die Königin Angaravati hat Vasavadattas Amme Vasundhara geschickt. Sie warten draußen.«

Türhüterin: Herr, eine Anmeldung ift jetzt unmöglich.

Kämmerer: Warum denn?

Türhüterin: Höret. Heute spielte jemand in der Nähe des Schlosses die Laute. Als der König sie hörte, sagte er: »Das klingt ja wie meine Laute Ghoschavati«.

Kämmerer: Und dann?

Türhüterin: Dann ging er selbft dahin und fragte den Mann, woher er die Laute habe. Der sagte, er habe sie am Ufer der Narmada in einem Strauche gefunden; wenn der Herr sie wolle, so möge er sie annehmen. Da hat der Herr sie angenommen; wie er sie aber im Schoß hielt, wurde er ohnmächtig. Wieder zu sich gekommen, sagte er unter vielen Tränen: »Laute, dich sehe ich, aber sie sehe ich nie wieder!« — Unter solchen Umftänden kann ich doch keine Meldung machen!

Kämmerer: Mach nur die Meldung, mit ihr fteht jener Vorfall in Beziehung.

Türhüterin: Herr, ich gehe schon, es zu melden. Doch da kommt der König selbft aus dem Palaft, so will ich ihm gleich die Meldung machen.

Kämmerer: Tu es! (Beide ab)

(Der König und Viduschaka treten auf)

König: Geliebte Laute, einft haft du geruht
An ihrem Busen und in ihrem Schoß;
Wie rauh warft du gebettet in dem Wald,
Wo Vögel dich einscharrten in den Staub!
Gefühllose Laute! Haft du die Arme vergessen —
Wie sie auf meinem Schoß, in meinen Armen ruhte,
An mich in Liebesglut gepreßt den heißen Busen;
Die Musikpausen sie mit heitrem Plaudern füllte;
Doch wenn, von mir getrennt, sie sich erging in Klagen!

Viduschaka: Höre endlich auf mit deinem übermäßigen Jammern!

König: Freund, sprich nicht so!

Die Laute hat den Liebesgott
Von langem Schlummer aufgeweckt,
Doch meine Liebfte find ich nicht,
Die diese Laute hat geliebt.

Vasantaka! Laß die Laute vom Musiker neu beziehn und bring sie so bald als möglich zurück!

Viduschaka: Wie du befiehlft. (Nimmt die Laute und geht ab)

(Die Türhüterin tritt auf)

Türhüterin: Heil dem Herrn! Von König Mahasena entsandt ift der Kämmerer Raibhya angelangt, und die Königin Angaravati hat Vasavadattas Amme Vasundhara geschickt. Beide warten draußen.

König: Dann laß erft Padmavati rufen!

Türhüterin: Wie der Herr befiehlt. (Ab).

König: Ob wohl Mahasena so schnell von dem, was sich hier ereignet, Kenntnis erhalten hat?

(Padmavati mit Gefolge tritt auf)

Türhüterin: Kommet, kommet, Prinzessin!

Padmavati: Heil dem Gemahl!

König: Padmavati! Haft du schon gehört, daß, von Mahasena entsandt, der Kämmerer

Raibhya angelangt ist, und daß die Königin Angaravati Vasavadattas Amme Vasundhara geschickt hat? Beide warten draußen.

Padmavati: Ich bin erfreut, von unsern Verwandten gute Nachricht zu hören.

König: Recht so, daß du Vasavadattas Familie wie deine eigene betrachtest. Setz dich, Padmavati! Warum willst du dich jetzt nicht setzen?

Padmavati: Soll ich denn neben meinem Gemahl sitzen, wenn er jene Boten empfängt?

König: Warum denn nicht?

Padmavati: Würde es nicht rücksichtslos aussehn, ihnen so zu zeigen, daß du wieder geheiratet hast?

König: Es wäre noch ein ärgerer Verstoß, denen meine Frau nicht zu zeigen, die ein Recht haben, sie zu sehn. Darum setz dich!

Padmavati: Wie mein Gemahl befiehlt (sie setzt sich). O, mein Gemahl! Ich bin beklommen in der Erwartung dessen, was der Vater oder die Mutter sagen wird.

König: Ja! So ist es.

Was er wohl sagen wird, davor erbangt mein Herz!
Ich raubt' die Tochter ihm und ließ sie ohne Schutz!
Ich fürcht' mich wie ein Sohn vor seines Vaters Groll,
Wenn ihn das Mißgeschick dem Tadel bloßgestellt.

(Der Kämmerer Raibhya, die Amme Vasundhara und die Türhüterin treten auf)

Raibhya: Das uns verbundne Reich betreten wir mit Freude,
In Kummer uns versetzt der Hingang der Prinzessin.
O, Schicksal! gnädig wär's gewesen, wenn des Thrones
Du ihn beraubt, doch ihr gegönnt das Leben hättest.

Türhüterin: Hier ist der Herr; tritt heran!

Raibhya: Heil dem Gebieter!

Amme: Heil dem Herrn!

König: In dessen Hand der Fürstenhäuser Gedeihen und Verderben liegt,
Mit dem Verbindung ich erhoffte, ist unversehrt des Königs Wohl?

Raibhya: Jawohl! Mahasena geht es wohl; er läßt fragen, ob auch hier alles wohl ist.

König (erhebt sich): Was befiehlt Mahasena?

Raibhya: Solcher Anstand ehrt den Sohn der Vaidehi! Aber wollet Ihr nicht sitzend Mahasenas Botschaft anhören?

König: Wie Mahasena befiehlt! (Setzt sich)

Raibhya: Glück auf! Die Feinde hatten dein Reich erobert, du hast es wiedergewonnen!

Den Feigen und den Schwachen liegt jedes Wagnis fern;
Nur wer im Wagen kühn ist, den macht das Glück zum Herrn!

König: Das ist alles Mahasenas Verdienst!

Ich war geschlagen, aber er behandelt mich wie seinen Sohn;
Die Tochter hab' ich ihm geraubt, doch hab' versäumt ich ihren Schutz;
Selbst als er ihren Tod erfuhr, bewahrte er mir seine Gunst!
Daß ich zurückgewann mein Land, dafür gebührt der Dank nur ihm!

Raibhya: Dies war die Botschaft Mahasenas; der Königin Botschaft wird dir diese hier verkündigen.

König: Mütterchen!

Die im Serail als Erste herrscht, wie eine Göttin schützt das Reich,
Der Leid bereitet meine Flucht; ist unversehrt der Kön'gin Wohl?

Amme: Die Königin ist wohl und fragt nach des Herrn Befinden.

König: Ich bin wohl! Ach, Mütterchen, ist denn das ein Wohlbefinden?

Amme: Herr, höret auf, so übermäßig zu trauern!

Raibhya: Fasset euch, Gebieter! Obschon gestorben, lebt dennoch ewig Mahasenas Tochter, der ihr Gatte so nachtrauert!

Niemand kann uns helfen in der Todesstunde;
Ist der Strick zerrissen, stürzt der Krug zur Tiefe.
Wie das Los des Waldes ist auch das der Menschheit:
Hingestreckt zu werden, wieder aufzuwachsen!

König: Sprecht nicht so!

Mahasenas Tochter, meine liebe Schülerin und Gattin!
Immer werd' ich dein gedenken noch in künftigen Geburten.

Amme: Meine Herrin sagt: »Vasavadatta ist gestorben. Mahasena und ich haben von Anfang an dich zu unserm Sohn gewünscht

so wie es unsere eignen Söhne Gopalaka und Palaka sind. Deshalb ließen wir dich nach Avanti bringen. Wir haben dir Vasavadatta gegeben, nicht zwar mit dem Segen des Priesters, sondern unter dem Vorwande, daß du sie im Lautenspiel unterrichtetest. Du aber bist in deiner Unbesonnenheit davongegangen, ehe die Trauung vollzogen war. Nun haben wir dich und Vasavadatta zusammen auf einem Gemälde abbilden lassen und so die Trauung in effigie vollzogen. Das Gemälde habe ich dir überbringen lassen, damit dir sein Anblick wohltue «

König: Oh! Wie überaus gütig und edel die Königin spricht!

Lieber sind mir ihre Worte als Besitz von hundert Ländern.
Da trotz aller meiner Fehler sie mir doch bewahrt die Freundschaft.

Padmavati: Mein Gemahl, es drängt mich, die mir ehrwürdigen Personen, wenn auch nur im Bilde, zu begrüßen.

Amme (zeigt das Bild): Sieh hier, Prinzessin!

Padmavati (es betrachtend): Aus der Ähnlichkeit des Bildes meines Gemahls schließe ich, daß jene Vasavadatta ist.

König: Königin, von dem Augenblicke an, daß du das Gemälde betrachtest, scheinst du freudig erregt. Wie kommt das?

Padmavati: Mein Gemahl, in unserm Hause ist eine, die jener auf dem Bilde gleicht.

König: Der Vasavadatta?

Padmavati: Jawohl!

König: Dann lasse sie schnell rufen!

Padmavati: Mein Gemahl, vor unserer Hochzeit hat ein Brahmane sie als seine Schwester meinem Schutz anvertraut; ihr Mann ist auf Reisen, und sie meidet daher den Anblick fremder Männer.

König: Wenn sie des Priesters Schwester ist, dann wird sie eine andre sein;
Der Zufall fügt es wohl, daß zwei einander gleichen an Gestalt.

(Die Türhüterin tritt auf)

Türhüterin: Heil dem Herrn! Hier ist ein Brahmane aus Avanti, der seine Schwester im Schutze unserer Herrin zurückgelassen hat und, um sie abzuholen, sich melden läßt.

König: Ob es wohl jener Brahmane ist?

Padmavati: Er wird es wohl sein.

König: Man behandle den Brahmanen wie einen Freund des Hauses und führe ihn gleich herein!

Türhüterin: Wie der Herr befiehlt! (Ab)

König: Padmavati, und du hole jene Frau!

Padmavati: Wie mein Gemahl befiehlt. (Ab)

(Yaugandharayana und die Türhüterin treten auf)

Yaugandh. (für sich):

Ich nahm die Gattin ihm und tat dies alles,
Weil ich gehofft, es würd' ihm Vorteil bringen.
Es ist vollbracht; doch nun bestürmen Zweifel
Mein Herz: Was wird der König dazu sagen?

Türhüterin: Hier ist der Gebieter; tretet heran!

Yaugandh.: Heil euch, heil!

König (für sich): Die Stimme glaube ich schon gehört zu haben. (Laut) Brahmane, habt Ihr Eure Schwester der Padmavati in Schutz gegeben?

Yaugandh.: Jawohl!

König (zur Türhüterin): Seine Schwester möge eiligst kommen.

Türhüterin: Wie der Herr befiehlt! (Ab)

(Padmavati und Avantika treten auf, bleiben aber hinter einem Vorhang stehen)

Padmavati: Komm, Liebe! Ich habe frohe Botschaft für dich!

Vasavadatta: Was denn?

Padmavati: Dein Bruder ist angekommen.

Vasavadatta: Gott Lob, daß er jetzt noch an mich gedacht hat.

Padmavati: Heil, mein Gemahl! Hier ist das mir anvertraute Pfand.

König: Padmavati! Ein Pfand muß vor Zeugen ausgeliefert werden. Raibhya und die Amme sollen diese Rolle übernehmen.

Padmavati: Mütterchen, hier ist die Frau.

Amme (hinter dem Vorhang, betrachtet Avantika): Oh, oh! Das ist ja unsere Prinzessin Vasavadatta!

König: Wie Mahasenas Tochter? Königin, geh mit Padmavati ins Innere!

Yaugandh.: Nein, nein! Sie soll nicht gehen! Sie ist meine Schwester, König!

O Sprößling du aus Bharatas Geschlecht,
Gelehrt und weise und gerecht,
Ein Lehrer bist du königlicher Pflicht:
Gewalt und Raub geziemt dir nicht!

König: Wohlan, so wollen wir prüfen, wie sie aussieht. Ziehet den Vorhang zurück!

Yaugandh.: Heil mein Gebieter!
Vasavadatta: Heil mein Gemahl!
König: Wie, er ist Yaugandharayana und sie Vasavadatta! (Er umarmt beide)

Ist Traum es, ist es Wirklichkeit, daß ich die Liebste wiederseh'?
Auch damals hat sie mich getäuscht, als sie im Traume mir erschien.

Yaughandh.: Herr! Ich habe mich an dir vergangen, daß ich die Königin heimlich fortführte. Das verzeihe mir der Herr!
(Fällt ihm zu Füßen, der König hebt ihn auf)
König: Du bist ja mein Yaugandharayana, dessen List und Klugheit, Tapferkeit und Aufopferung uns stets aus der Not geholfen haben!
Yaugandh.: Wir teilen das Schicksal unseres Herrn!
Padmavati: Ei! Avantika ist Vasavadatta! Unwissend habe ich gegen die gute Sitte gefehlt, daß ich dich wie eine gewöhnliche Freundin behandelte. Ich tue Abbitte! (Sie fällt ihr zu Füßen; Vasavadatta hebt sie auf)
Vasavadatta: Steh auf, steh auf! Kann das Auge sich gegen den Leib vergehen?
König: Freund Yaugandharayana! Was bezwecktest du mit der Wegführung der Königin?
Yaugandh.: Nur Kausambi zu retten.
König: Und warum hast du sie der Padmavati in Schutz gegeben?
Yaugandh.: Weil Puspakabhadra und andere geweissagt hatten, daß sie des Herrn Gattin werden würde.
König: Hat das auch Rumanvan gewußt?
Yaugandh.: Herr, alle haben es gewußt!
König: Oh, Rumanvan ist durchtrieben!
Yaugandh.: Herr! Raibhya und die Amme sollen sogleich nach Avanti zurückkehren, um die Botschaft zu bringen, daß die Königin Vasavadatta lebt!
König: Wir alle wollen gehn zusammen mit der Königin Padmavati. (Alle ab)
(Ein Schauspieler spricht den Schlußsegen):

Uns'res Löwenkönigs Schirmdach schütze
Einzig diese meerumschlung'ne Erde,
Deren Antlitz Himavat und Vindhya
Wie zwei Riesen-Ohrgehänge zieren!

Carl Justi.

Von

C. Neumann.

Herman Grimm gab mir in der Zeit um seinen siebenzigsten Geburtstag, als ich ihn fragte, weshalb er denn den Plan einer Adresse, die ihm bei diesem Anlaß überreicht werden sollte, abgelehnt und verhindert habe, die Antwort: »Das will ich Ihnen sagen. Man sieht bei einer solchen Adresse immer zuerst die Namen, die nicht darunter stehen.« . . . .

Würde man sich heute in der Zunft über Carl Justi umhören, ich meine in den Kreisen, die die Bezeichnung Kunstgeschichte ablehnen und nur das Wort Kunstwissenschaft für anständig halten, so würde ziemlich einstimmig das Urteil dahin abgegeben werden, Justi sei zu »literarisch« gewesen.

Ein Mann, der achtzig Jahre alt geworden ist, und dessen Werke gleich denen des älteren Jakob Burckhardt einen hohen Maßstab für kunstgeschichtliche Leistungen geschaffen haben, darf erwarten, daß man sein Werk nicht nach der Parole des Tages und der wissenschaftlichen Journalistik wertet.

*

Justi, einer kurhessischen Professorendynastie entsprossen, gehörte zu denen, die »umgesattelt« haben. Nach philosophischem und theologischem Studium war er bereits Professor der Philosophie in Marburg und Kiel gewesen, als ihm 1872 die Berufung nach Bonn »die langgewünschte Wirksamkeit als Lehrer

der Kunstgeschichte« eröffnete. Sein großes Winckelmannbuch war eben fertig geworden.

Zeigte schon sein Berufswechsel, daß er sich nicht leicht in ein Fach einsperren ließ, sondern mit seinem weiten Interessengebiet ein wahrer »Universitäts«-Mensch war, so bewies die Wahl des Themas seiner ersten großen Schöpfung, daß die Wurzeln seines geistigen Wesens durch den Flugsand der Gegenwart tief in die Überlieferung der deutschen Bildung, wie sie Goethe geprägt hat, hinabreichten. Hierin wenigstens glich er Burckhardt, in dessen Cicerone man eine Stelle findet — oder richtiger: fand —, wo ein Ersteigen des hochgelegenen Domes von Triest als eines merkwürdigen altchristlichen Monuments empfohlen wird mit dem Zusatz: »sodann schlummert hier, hoch über dem Adriatischen Meer, zwischen den Akazienbüschen, die Asche desjenigen Mannes, welchem die Kunstgeschichte vor allen anderen den Schlüssel zur vergleichenden Betrachtung, ja ihr Dasein verdankt.« Diese Burckhardtstelle über das Grab Winckelmanns ist in den neuen Ausgaben gestrichen. Der Winckelmannkult des Neuhumanismus war in der Hauptsache verklungen, Winckelmann war »historisch« geworden, als Justi in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts sein Thema ergriff. Nie wollte es ihm gelingen — diese seine Worte kann man auf ihn selber anwenden — Bücher fertig zu bringen als Ausweis bei der Gilde oder für den Schul- und Handwerksgebrauch, sondern — und wieder erscheint Goethe:

> Wie von Alters her, im Stillen,
> Ein Liebewerk, nach eignem Willen,
> Der Philosoph, der Dichter schuf!

Und so gestaltete er ein Buch mit der Autopsie des Reisenden, mit der Wärme des Dilettanten (eigene Worte Justis!), mit der Selbstvergessenheit und dem Formsinn des Künstlers, ein sehr sachliches und zugleich ein höchst persönliches Buch. Man kann sich leicht vorstellen, wie neben dem Interesse für die wissenschaftliche Leistung Winckelmanns, die ihn Lessing und Goethe als willkommenen Bundesgenossen gegen Fremdländerei und andere Übereinkömmlichkeiten begrüßen ließ, ein Reiz künstlerischer Sympathie Justi in die Winckelmannsche Sphäre zog. Denn erlebte nicht der junge kurhessische Gelehrte, der, aus einer besonders provinziellen Provinz großer Waldgebiete und kleiner Quellflüsse ohne durchlaufende natürliche Verkehrsadern stammend, auf Reisen ganz andere Horizonte sich hatte auftuen sehen, in dem freigewählten Helden sehr persönliche Sensationen und verwandte Kontraste? Mit einem erstaunlich intimen Stillebengefühl sind in dem Winckelmannbuch die Verhältnisse der altmärkischen Städte wie des kursächsischen Dresden gezeichnet, das sich eben unter dem genialischen August dem Starken aus einer düsteren Festung in ein elegant künstlerisches Stadtganzes umgewandelt hatte, sind Luft und Stimmung der Bibliothekräume in Nöthnitz bei Dresden, die Winckelmann darnach mit den Bibliotheken in der Consulta zu Rom, bei Albani und im Vatikan vertauschte, getroffen. All diese Bücher scheinen ihren Staub abzuschütteln, sich zu öffnen und das in ihnen aufgespeicherte Leben geisterhaft Winckelmann mitzuteilen, der mit unermüdlicher Neubegier alles aufnimmt, ohne Polyhistor zu werden, in dem Gefühl, durch eine lebendige Sinnlichkeit vor den Gefahren der büchermäßigen Erudition geschützt zu sein. Die Kunst hat ihm sein Wissen lebendig

gemacht. Schließlich, der wundervolle große Gegensatz in seinem Leben, die lange mühselige Vorbereitung in Deutschland und die glänzende Erfüllung der dreizehn Jahre in Rom — ist er nicht anschaulich verkörpert, wenn man sein Monument in dem märkischen Stendal, seiner Geburtsstadt, hinter dem Chor der großen Marienkirche bescheiden aufgerichtet sieht, zwischen niederdeutschem Backsteinbau gotischer Zeit und den ernsten Toren einer noch mittelalterlichen Stadt, und dann das andere Monument im Eichenhain der Villa Albani vor Porta Salara in Rom, in dichter Nähe der einzigartigen Gartenanlage und der Antikensammlung, in deren Aufstellung sein Wesen und sein Geschmack wie gegenwärtig erscheinen? Dies ist aber nur die Szenerie, auf der das Leben von Justis Helden sich bewegt. Ein seltsamer Held! Inmitten mannigfacher, immer interessanter werdender Kulissen ein deutsches Schulmeisterlein, das dann den schwarzen Rock eines römischen Abate anzieht, als »Familiare« einer Eminenz sein sächselndes Deutsch nicht vergißt und vornehmen Fremden den Cicerone macht, schließlich ein Buch schreibt, auf das sich zwei wissenschaftliche Disziplinen, die archäologische und die kunstgeschichtliche, als auf ein Grundbuch berufen. Er hat nicht als Tafelgenoß eines Friedrich des Großen gelebt, aber wie viel merkwürdige Gesichter und Personen kreuzen seinen Weg! Neben der Stilllebenkunst eröffnet sich in Justis Buch eine unendliche Porträtgallerie. Ein guter Teil der Kunst- und Gelehrtengeschichte, der vornehmen Welt des 18. Jahrhunderts zieht an uns vorüber. Es ist keine Biographie üblichen Stils. Wir schlängeln uns mit der Hauptperson, die doch keineswegs häufig in der Mitte steht, durch die verschiedensten Gesellschaftskreise hindurch; auch ist es kein Roman, aber es ist wie das auferweckte Leben jener Zeit selber, an dem wir erstaunt, gefesselt, wie in eine bunte Maskerade verschlagen teilnehmen. Als Kulturbild des 18. Jahrhunderts ist es eins der anziehendsten Nebengebäude an dem Hauptbau der Goethebiographie. Eine Art Sanssouci neben einem großen Schloß. Blättert man in diesem Buch, immer fesselt es den Leser, und man findet überall neue Belehrung und Unterhaltung.

In seiner Fülle, in seiner Vielseitigkeit, in der tiefen Bildung, auf die es gegründet ist, in der Schärfe der Beobachtung ein sehr charakteristisch deutsches Buch. Als einmal von der Möglichkeit, es ins Englische zu übersetzen, die Rede war, bemerkte ein Verleger, das sei ganz unmöglich. Die »unpraktische« Vielheit seines Anregungsgehaltes, der Wechsel biographischer Tatsachenerzählung mit essayistischen Seitenwegen werde drüben von den Wenigsten genossen werden.*) Der äußere, doch nicht sehr große Erfolg im deutschen Leserkreis (erste Ausgabe 1866—72; zweite Ausgabe 1898) gibt zu denken. Eine ungewöhnliche Begabung, ein anerkanntes Hauptwerk unserer geschichtlichen und kunstgeschichtlichen Literatur und doch kein ausreichendes Publikum, es zu genießen! Vielleicht lag im Namen des von Goethe kanonisierten Titelheiligen ein Hemmnis. Der Name schmeckte nach Philologie und Klassizismus in Zeitläufen, wo das »Dogma« vom klassischen Altertum ernsthaft befehdet ward.

Fragt man nach Justis künstlerischem Credo, wie es sich bei aller historisch

*) Es müßten denn die paar Menschen sein — und vielleicht sind solche in Deutschland häufiger —, die zu Lorenz Sterne Liebe haben.

wissenschaftlichen Ruhe im Winckelmann-buch aussprach, so ist es kein Prophet des Heidentums und seiner Kunst, kein eifriger Apologet, auf den wir treffen, aber einer, der gleich wie Jakob Burckhardt die Linie von Goethes mittlerer Zeit innezuhalten schien, an das Schöne im Sinne Raphaels und der Antike glaubte und eine Abneigung gegen Barock und Rokoko empfand, nicht anders als Winckelmann selber in seiner publizistischen Schrift über die Nachahmung griechischer Werke Tonart und Vorzeichen angegeben hatte. Nur blieb Justi hierbei nicht stehen. Was bei Burckhardt spät kam, Freude am Rokoko, das Feuer, das Rubens in ihm entzündete, meldete sich bei Justi beizeiten. Der Cicerone wurde ihm, dem frei sich Auswachsenden, als ein »Geschmacksvormund« lästig, und er lernte am Rokoko eben das bewundern, daß es auf die Verwendung klassischer Elemente verzichtete.

Justis zweite große Monographie galt eben der Kunstperiode, der Winckelmann einst den Krieg erklärt hatte, der Zeit des Bernini und Rubens. Das Buch über Velazquez ist sechzehn Jahre nach dem Abschluß des Winckelmannbuches erschienen, im Dreikaiserjahr 1888 mit einer Widmung an Kaiser Friedrich. In dieser langen Zwischenpause war Gelegenheit, umzulernen, Vorstellungen zu berichtigen, Geleistetes zu überdenken. Ein Buch von so jugendlich holder Mitteilsamkeit und Gesprächigkeit, mit so viel lässig unterhaltsamen Abschweifungen und Episoden hat Justi nicht mehr geschrieben: alles wird straffer und umrissener. Der Schriftsteller hat sich vorgenommen, bei der Sache zu bleiben. Von dem jüngeren Justi ist nur die liebenswürdige Schwäche der Zitierfreude geblieben. Welchen Genuß muß er im unermüdlichen Lesen, muß jene ganze aus dem literarischen, vorpolitischen Deutschland herausgewachsene Generation im Umgang mit den großen Geistern aller Zeiten gekostet haben! Und diese erlesene Geisterschar begleitet ihn, und fortwährend heißt es im Text: sagt Longin, sagt die Weisheit der Brahmanen, sagt Wilkie ... Der erste Winckelmannband trug ein Motto aus Demosthenes, aus Juvenal und, als wäre es mit Latein und Griechisch nicht genug, noch ein altindisches in leibhaften Sanskritlettern, was dann die spätere Auflage getilgt hat. Es gibt Kritiker, die dem Meister aus diesen Schwächen einen Strick drehen wollen, von »alexandrinisch« reden u. s. f. Für Menschen, die sehr wählerisch sind und zur Einsamkeit neigen, ersetzen Schreibtisch und Bücher menschlichen Verkehr und Plauderstunden. Die Bücher kann man sich auswählen, und der erlesene Umgang, den sie gewähren können, macht abschließend und stolz. Die Menschen kann man sich nicht immer nach Wunsch und Bedürfnis wählen.

Aber lassen wir die literarischen Manieren Justis und was ihnen dauernd anhaftete und was sich veränderte. Die Überraschung war doch, als das Velazquezbuch kam, weniger die neue Form als Gegenstand und Inhalt. Auf den Romantiker Winckelmann, der im grauen Norden von klassischen Marmorleibern und blauem Himmel träumte, folgt ein spanischer Maler »enthaltsam im Gebrauch der Phantasie«, die Gelegenheit »Schönheit zu verewigen« fast meidend, so nüchtern sachlich, daß er zum gefährlichen Maßstab für die Schlacke der Konvention bei anderen wird. Sehr modern also, das will sagen, sehr unantikisch ist dieser neue Held; wo es gilt, Farbe zu bekennen, macht er keine Umstände. An Gegen-

ſtänden von überlieferter klassischer Formulierung, wie sie die alte Kunſt und die italienische Renaissance geprägt, iſt Velazquez nicht immer vorbei≈gegangen; er hat eine bacchische Szene, er hat einen Apoll in der Schmiede des Vulkans gemalt. Und nun schreibt Juſti angesichts des Bacchusbildes den Satz nieder: besonders dürfen wir den Maler beglückwünschen, daß er uns mit jenen bockbeinigen Scheusalen verschont hat, die sich seit der Renaissance wie ein Schwarm apoka≈lyptischen Ungeziefers über die Gefilde der drei Künſte ergossen haben. Von der Schmiede Vulkans aber bemerkt Juſti, auf jeden Unbefangenen müsse sie damals einen Eindruck gemacht haben wie auf uns Menzels Walzwerk; die selbſtgefällig italienische Phrase, die seit Vasari so oft wiederholte, daß der Künſtler von der anderen Seite der Alpen nur auf einer Pilgerfahrt nach Rom die »äſthetische Erbsünde« abwaschen könne, werde an Velazquez' Widerstandskraft gegen Rom zu Schan≈den; auch in Villa Medici hat er kein akademisches Wasser in seinen Wein gegossen; die Geschmacksprieſter an≈tiker Schönheit, die ganze »Metaphysik und Archäologie der Schönheit«, die Virtuosität akademischer Kontrapoſte haben Velazquez nicht gerührt. Un≈belaſtet und frisch iſt er seine malerischen Wege gegangen und einer der großen Entdecker auf dem Feld malerischer Illusion geworden. Seine Kunſt hat abseits von der Ausschließlichkeit kon≈ventioneller Licht≈ und Schattenbehand≈lung das diffuse Tageslicht erobert, dessen farbenändernde Reflexe, die ſtrenge Beobachtung der Valeurs als Ergebnisse von Farbe plus Licht. Nicht das schöne Licht und die schöne Farbe, sondern das natürliche Licht und die wahre Farbe.

Indem solcherart Carl Juſti Velazquez auf ein neues Piedeſtal hob, ihn un≈erwartet neben die alten Götter Raphael, Tizian, Rubens ſtellte, ja mit einer leisen Ironie das moderne (meinetwegen: aktuellere) dieser ſtarken Künſtler≈erscheinung anklingen ließ, schien er bewußt einer jener Strömungen nach≈zugeben, wie sie aus der zeitgenössischen Kunſtproduktion und ihren Wertungen ſtammend ab und zu in die ſtillen Teiche der Kunſtgeschichte erfrischend eindringen. Es war juſt die Zeit, da die Pleinairparole aus Frankreich zu unseren Malern herüberkam, und viel≈leicht iſt das Velazquezbuch mit leb≈hafterem Beifall in Malerateliers gelesen worden als in den Studierſtuben der Zünftigen, in deren Kollegheften Velazquez ohnedies keinen feſten Platz hat. Wer aber nun erwarten sollte, daß der — wagen wir es zu sagen: Fort≈schritt von Winckelmann zu Velazquez eine dauernde Annäherung an die Be≈mühungen derer versprechen konnte, die nach einheitlichen Maßſtäben für alte und neue Kunſt suchen, wer also die Folge der zwei erſten großen Bücher Juſtis für ein Anzeichen der Belebung der Kunſthiſtorie durch etwas Kunſtpolitik nahm, dem hat der spätere Juſti eine allzu deutliche Zurechtweisung gebracht. Die Wege, die die moderne Kunſt nicht nur, sondern das gesamte heutige Weltwesen nahm, haben Juſti auf einen konservativen und pessi≈miſtischen Standpunkt geführt. Der ariſtokratische Unmut über Massen≈treiben, über Weltſtädte, Weltaus≈ſtellungen, Universalmuseen, über Kunſtpopularisierung in noch so authentischen Reproduktionen, deren wahllose Menge jede geiſtige Kon≈zentration hindert, haben ihm die leb≈hafteſten Ausbrüche und wegwerfende Urteile entlockt. Er sah eine Aussicht

auf Kulturkataſtrophen und moderne Barbarei sich öffnen, nicht anders als der alternde Jakob Burckhardt von »Schnellfäule« sprach, die unversehens unserer Kultur den Garaus machen werde. Vollends die Kunſt von heute hat er durchaus in der Stimmung des Ausſtellungsärgers kritisiert, wo denn die Exzesse und Lächerlichkeiten mehr ins Auge und auf die Nerven fallen als das ruhig Gedeihende und abseits Blühende. Für das chaotisch Geſtaltlose, das ihm als das Wesentliche moderner Kunſt erschien, hat er die naturwissenschaftliche Formel: Amorphismus gefunden und unter diesem Titel 1902 einen Vortrag an Allerhöchſter Stelle gehalten. Dieser Vortrag, nur als Manuskript gedruckt, iſt weiteren Kreisen nicht zugänglich geworden. Der, der ihn gelesen hat, wundert sich über die erregt ſtarken Ausdrücke (Cancanſtil der Claqueure z. B.) und kann nur bedauern, daß ein so überlegener und gebildeter Kopf mancherlei Reklamesüchte und Übertreibungen ſtatt mit Humor mit Verdrießlichkeit aufgenommen hat.

Seit seinen Velazquezſtudien war Juſti in Spanien heimisch geworden und hatte hier einen abgesonderten Jagdgrund seiner Forschungen gefunden, ein Gebiet, das von byzantinisch-maurischen, französischen, vlämischen, italienischen Kunſtimporten überspült und von malerischen Kombinationen dieser Stile lebend nur episodisch sich zu außerordentlichen Kunſttaten eigenſter nationaler Prägung erhob. Hier war ihm zumute wie einem »Sammler, der das Werk seiner Lieblingsmeiſter komplett zu besitzen glaubte und plötzlich an einen noch nicht abgesuchten, vergessenen Punkt käme, wo er, unter zahllosen Kopien und Paſticcios, auch eine Anzahl noch nicht bekannter Originalblätter entdeckte«. Eine große Anzahl fein durchgearbeiteter Beiträge zur vlämischen, italienischen, insbesondere venezianischen Kunſt sowie ihren Umprägungen auf spanischem Boden sind so mit den Jahren entſtanden und von Juſti 1908 in den zweibändigen Miszellaneen aus drei Jahrhunderten spanischen Kunſtlebens vereinigt worden. Im zweiten dieser Bände ſtehen zwei Aufsätze über den »Impressioniſten des 16. Jahrhunderts«, den Greco, dessen Kult damals noch nicht, von Paris aus durch den Maler Zuloaga Gläubigen verkündet, letzte Neuheit bedeutete. Juſti würdigt ihn als oberſte Kuriosität (»Cosas de España«) und den größten Sonderling in den Annalen der neueren Malerei, ohne die gewaltige Porträtkunſt und die geheimnisvolle Koloriſtik zu verkennen.

Schließlich gehört zu diesem Bereich spanischer Studien das Buch über Murillo (1892), ein Zeugnis feinfühliger Anpassungsfähigkeit des Biographen, der nicht nur den schroffen und einsamen Genies, die die Kenner verehren, sondern auch den Lieblingen des Publikums Gerechtigkeit und Sympathie schenkt. Eines aber iſt Juſti uns schuldig geblieben. Wenn man an Burckhardts gewaltige kulturhiſtorische Leiſtungen denkt, seinen Konſtantin, die Renaissance, die griechische Kulturgeschichte, die seine kunſtgeschichtlichen Studien begleiten und ihre andere Seite bilden, so vermißt man die spanische Kulturgeschichte Juſtis, die von den Pikarosromanen und der Myſtik der heiligen Therese und dem Soldaten Loyola, von der spanischen Infanterie und den großen Poeten, von weſtindischem Gold und heimischem Zeremoniell erzählt hätte. In Archiven und Bibliotheken, in Kirchen und Museen zu Hause, vertraut mit der Weltliteratur und den

spanischen Besonderheiten, Philoſoph, und, als Schriftſteller, ein Künſtler, wäre er wie nicht leicht ein anderer berufen geweſen, aus der Fuge der europäiſchen Kulturvölker die ſpaniſche Stimme kenntlich zu machen.

Statt deſſen zog ſich Carl Juſti durch Jahrzehnte auf die Beſchäftigung mit einem dämoniſchen Einſamen zurück. Zwei inhaltſchwere Michelangelobände ſind 1900 und 1909 erſchienen, und nur ein kleines Heft (Bonner Vorträge, 1912) iſt ihnen als letztes Xenion gefolgt.

In der neuen Literatur über Michelangelo, die Juſti mit einer Sturmflut vergleicht, die Stelle zu bezeichnen, an der ſeine Beiträge in den Fluß der Diskuſſion eingreifen, wollen wir unterlaſſen. Wichtiger dünkt uns hier, die prinzipiellen Meinungen herauszuſtellen, wie ſie als ſein letztes Wort, manchmal wie ein Proteſt gegen geläufig gewordene Vorſtellungen und Methoden des kunſtgeſchichtlichen Betriebs zu erkennen ſind.

Vom bedeutendſten iſt wohl die Monographie im erſten Band, die Tragödie des Grabmals (die Schickſale des Auftrags für das Monument Papſt Julius II.). Das Zuſammenfaſſen eines Stoffes, der in den Biographien zerſtreut, unterbrochen und chronologiſch zerriſſen zur Darſtellung kommt, wirkt wie etwas ganz Neues. Gegenüber einem gewiſſen Geniekorybantentum und ſeinem femininen Geſchwärme iſt Juſtis aktenmäßiger Beitrag ein Stück unbeſchönigter Naturgeſchichte des Genies, die rätſelhafte Miſchung des empiriſchen und intelligiblen Charakters in der Künſtlerperſönlichkeit überraſchend beleuchtend. Indem Juſti in ſeiner Analyſe des Geniewesens die harten, ja grauſamen, die dunkel erotiſchen Züge und das Grenzgebiet des Pathologiſchen offenlegt, mit denen das Große und Freiſchöpferiſche bezahlt wird, hat er ein doppeltes Recht, gehört zu werden. wo er das Genie und ſeine Kraft der Initiative gewiſſen modiſchen Materialismen entwicklungsgeſchichtlicher Lehren entgegenſetzt. Man glaubt in manchen Kreiſen beſonders wiſſenſchaftlich zu ſein, wenn man den Faktor des Genies ſozuſagen verbietet und ein pſeudogeſetzmäßiges, aus Einflüſſen ableitbares, ſich »notwendig« Entwickelndes als angeblich wiſſenſchaftliche Erkenntnis an ſeine Stelle ſetzt. Juſti hat dem einmal das Wort entgegengehalten: der mechaniſche Geiſt kann ſich das Werden des Genies nur analog der Funktionsweiſe ſeines eigenen Kopfes vorſtellen. Aber die Hauptſache neben ſolch luſtiger Bosheit war doch die Einſicht, daß die Eigenart der Geiſteswiſſenſchaft mit auf dem Unkommenſurablen der Perſönlichkeit beruht und ſomit ein Gebiet beſitzt, das von keiner naturwiſſenſchaftlichen Methode wirkſam ergriffen werden kann.

Es iſt nicht das einzige Mal, daß Juſti nach dem Wahlſpruch vorging, die Verachtung der Mode (auch der wiſſenſchaftlichen Mode) ſei der Weisheit Anfang. Seine Michelangeloſtudien ſind eine einzige Predigt gegen das Dogma der abſoluten »Wie«kunſt. Nicht als könnte er das ungeheure und oft vorherrſchende Intereſſe des formalen Problems verkennen! Aber neben dem künſtleriſchen Motiv und ſeiner Durcharbeitung will es Juſti ſcheinen, als könnten die intellektuellen Anläſſe des Gegenſtändlichen nur auf Koſten der Geſamtwirkung des Kunſtwerkes überſehen werden. Für Werke eines Michelangelo und einer Generation, die einen leibhaften Propheten (Savonarola!) geſehen und gehört hatte, iſt es wohl zum Verſtändnis nicht überflüſſig, die Propheten in der Bibel zu leſen und die

Texte mit den Schöpfungen der Kunst zu vergleichen. Kunstforscher, die viel in der übrigens wohltätigen Luft der Künstlerateliers leben, werden gern von einer Täuschung angesteckt, der die Künstler fast ausnahmslos verfallen. Künstler werden sich nur technischer Schwierigkeiten bewußt; in dem Ringen um Formgestaltung empfinden sie nur Formprobleme, und der Laie, auch der Kunstforscher, glaubt ihnen, nur Formprobleme seien der Diskussion und Kritik würdig. Die Täuschung ist dabei, daß die gegenständlichen Probleme übersehen werden, weil sie in der Regel unter der Bewußtseinsschwelle bleiben und vom Künstler wie nicht vorhanden unterschätzt werden. Nicht dieser Künstlerstandpunkt ist unberechtigt, aber seine Kurzsichtigkeit und Ausschließlichkeit, und diese Ausschließlichkeit ist es, die im heutigen, auch kunsthistorischen Betrieb tonangebend sein will. Der Betrieb soll künstlerisch und, so hört man, auch wissenschaftlich reformiert werden.

»Die Ablösung der Kunst von ihrem Gegenstand würde ihr die Signatur des Manierismus — der Minderwertigkeit — aufdrücken.« (Michelangelo, Beiträge S. 72). »Die Wahnvorstellung der Künstlersouveränität und die von der Gleichgültigkeit des Inhalts sind das Verhängnis der neueren Kunst« (neue Beiträge S. 399). »Wie wenn man zu dem Paradoxon sich verstiege, daß es nie andere Kunst gegeben habe als Illustration und Anekdote!« Freilich ein Paradoxon; denn die Grundfrage der Qualität würde als gleichgültig beiseite gelassen.

Justi hat sich wohl in Bonn mit L. Scheibler, von dem so viel Anregung und Erziehung zur Kunstkennerschaft ausgegangen ist, berührt. Was für Andere Beschäftigung eines Lebens bleibt, war für Justis Art und Begabung nur Vorarbeit. Wie weit seine Kennerschaft ausgebildet war, wird verschieden beurteilt; daß er von »Snobs der Kennerschaft« spricht, beweist, daß es Konflikte gab. Gegensätze dieser Art wachsen sich leicht zu Radikalismen und Verfemungen aus. Auf einmal soll dann die »ganze Richtung« nichts taugen.

Die Kunstgeschichte ist eine junge Wissenschaft. Sie macht Krankheiten durch, denen ältere Geschwister entwachsen sind. Eine der fatalsten ist das Bemühen, sie zum Rang einer Wissenschaft nachträglich erheben zu wollen. Früher Kunstgeschichte, nun Kunstwissenschaft!

Die Geschichtswissenschaft hat die nämlichen Anfechtungen durchgemacht. In wiederholten Versuchen seit dem Streit um Buckles »Geschichte der englischen Zivilisation« sollte sie mit gesetzlichen Kausalitäten der Entwickelung, mit Milieueinflüssen, mit Kollektivzwang zum Rang einer Wissenschaft erhoben werden. Auch der Kampf gegen das »Literarische« hat nicht gefehlt. Aus meiner Studentenzeit an der Berliner Universität erinnere ich mich eines historischen Seminars, in dessen Bibliothek Rankes Werke fehlten. Der Bücherwart des Seminars erwiderte auf meine verwunderte Frage: »Der Professor will Ranke nicht. Ranke, sagt er, ist ein geistreicher Schriftsteller, aber kein Historiker.« Wenn solches gegen Ranke, den Mann der Objektivität, eingewendet werden konnte, so kann die Forderung nicht überraschen, daß aus der »neuen« Wissenschaft alle Subjektivität, ihre Lyrismen, ihre Werturteile ausgeschaltet werden, nicht nur überflüssige, sondern überhaupt Werturteile und alles Persönliche. Alles das ist im Betrieb der geschichtlichen Studien längst

dagewesen. Die Waitzsche Schule hat eine Methodik geschaffen, die virtuoser Selbſtzweck zu werden drohte, über die man nur zu leicht die Erheblichkeit der Gegenſtände vergaß; sie glaubte an Stelle der »subjektiven« und künſtlerischen Geschichtschreibung eine wissenschaftliche Zusammenklitterung der kritisch gesichteten Quellen setzen zu können. Aber mit Methode und Kritik allein schreibt man nicht Geschichte. Die Geschichtswerke dieses »Stils« ermangeln jeder Perspektive, und ihre angebliche wissenschaftliche Exaktheit iſt ein Versagen vor der höheren hiſtorisch-philosophischen Aufgabe. Auf einmal werden Trivialitäten Trumpf. Man kann damit vorübergehend durch Cliquenzwang und Lobpreis der beseligenden Methode die Katheder unserer Universitäten verwüſten und ihr Niveau herabdrücken. Gegen den Wert dieser Methode, wo sie hingehört, iſt damit nichts behauptet. Nur ihre Anmaßung und Ausschließlichkeit iſt eine Gefahr. Wenn man es für eine Todsünde hält, Raphael ſtatt Raffael zu schreiben, ſteht man auf der Höhe der grünen Schriftſteller, die den Gipfel der Realiſtik erklommen zu haben vermeinen, wenn sie im Dialog ihrer Romane ſtatt des üblichen Ja »Tja« schreiben.

Wenn die Kennermethodik und das Formproblemwesen das Feld der Kunſthiſtorie zu beherrschen und reſtlos unter sich aufzuteilen Anspruch erheben, so mag man ihnen zugutehalten, daß die Kunſtschreiberei von heute ein Korso für jedermann, insbesondere für die Feuilletoniſten geworden iſt, die mit allerhand Witz, Atelierdialekt, Sophiſtik und Commis-voyageurberedsamkeit die Tagesmeinung beherrschen. Hier sich abzugrenzen und einen Strich zu ziehen, iſt freilich für die Wissenschaft faſt eine Lebensfrage. In diesem Kampf der Selbſtbehauptung aber so weit gehen und das Werk eines Juſti aus der Überlieferung als zu »literarisch« tilgen, von der Erziehung der jungen Gelehrtengeneration fernhalten zu wollen, wäre Askese und Verarmung. Es wäre auch eine Art Ironie. Es hieße, die Kunſtgeschichtschreibung zur Kapitulation zwingen wollen vor der Kunſtforschung im engeren Sinn, die hochnotwendig, aber in ihren Zielen und Leiſtungen sehr viel enger begrenzt iſt.

Im Umkreis der geschichtlichen Studien hat man sich längſt gewöhnt, alle »Richtungen« zu nützen und sich von den Posaunenverkündigungen der einzelnen nicht einschüchtern zu lassen. Und der Kunſtgeschichte sollte verboten sein, weil sie sich mit Kunſt beschäftigt, künſtlerische Darſtellungskraft zu betätigen; sie sollte sich auf die trockene Katalogmethodik beschränken! Ranke hat an einer bekannten Stelle seiner französischen Geschichte als seine Überzeugung nicht nur, sondern als Erfahrung ausgesprochen, die Hiſtorie sei zugleich Kunſt und Wissenschaft. Er denkt sogar, daß das auf die Form gerichtete Beſtreben den Eifer wissenschaftlicher Untersuchung befördere. Was somit als dauernd hohe Aufgabe der Geschichtschreibung erkannt iſt, sollte allein auf die »Kunſt«geschichtsschreibung keine Anwendung finden; gerade ihr Heil sollte durch Exorzisierung des sogenannten »Literarischen« gewonnen werden? Ich bezweifle, ob man das selbſt in der geschlossenen Luft der Museen ernſtlich meint. An den Universitäten würde es bald als ein Selbſtmord der Kunſtwissenschaft erkannt werden.

Die Zwangsläufigkeit literarischer Formen.

Von
Richard M. Meyer.

Der Dilettantismus gewisser Vergleichungen ganzer Literaturwerke, der Übereifer einiger Parallelenjäger und die Voreiligkeit beſtimmter »allgemeiner Literaturgeschichten« haben gegen alle Literaturvergleichung eine weitverbreitete Abneigung wachgerufen, die schwerlich im Interesse der Forschung selbſt liegt. Jede Einzeluntersuchung bedarf ja der Vergleichung, und ſtünde eine solche nicht unbewußt im Hintergrunde, so würden wir uns nicht einmal darüber klar werden, was überhaupt ein Gedicht, ein Drama, ein Roman iſt. — Natürlich aber gibt es eine große Anzahl von Einzelfragen, die gebieterisch eine noch viel eindringendere Vergleichung erfordern. Es iſt von der größten Bedeutung, feſtzuſtellen, ob eine Dichtung eines nicht näher bekannten Verfassers original iſt oder auf Nachahmung, vielleicht gar auf Übersetzung beruht; und welche Rolle spielt dieselbe Frage auch bei so wohlbekannten Dichtern wie Lessing! Unendlich oft kann selbſtverſtändlich eine Parallele das Verſtändnis einer dunklen Stelle fördern, besonders auch wo es sich um »Realien« im weiteſten Sinne des Wortes, um Gebräuche, Trachten, Waffen und ihre Handhabung handelt. Aber wichtiger als alle Einzelprobleme bleibt doch schließlich das große Gesamtproblem, zu dessen Beantwortung die vergleichende Literaturgeschichte, die Poetik oder wie man sonſt die Summe hierhergehöriger Untersuchungen nennen will, überhaupt allein fähig iſt, um dessentwillen sie da iſt: das Problem vom Wesen, Werden und Vergehen der »Literatur«!

Daß die Literatur selbſt ein Problem iſt, kommt uns freilich im Drang der Beschäftigung mit ihren Teilen um so weniger leicht zu Bewußtsein, als wir ja kaum je im ſtande sind, wirklich eine Literatur in ihrem ganzen Umfang zu überschauen. Aber gelegentlich tritt doch an uns etwa die Frage heran: was gehört eigentlich zu der Literatur einer beſtimmten Nation? Eine Frage, die sehr verschieden beantwortet wird, indem wir z. B. die mündliche Beredsamkeit bei den Griechen und allenfalls bei den Franzosen hinzunehmen, nicht aber bei den Deutschen. Oder wir werden durch die verschiedene Einschätzung der Stufen einer Literatur zu dem Problem gedrängt, was eigentlich die Kennzeichen einer Blüteperiode seien. Oder wiederum: die berühmte Frage des »Volksliedes« verlangt eine etwas ernſthaftere Erörterung, als ihr neuerdings der englische Literarhiſtoriker Saintsbury (in seinem Vortrag über den Charakter der englischen Lyrik) unter den obligaten Spöttereien über unsere Pedanterie hat zu teil werden lassen. Und alle solche Fragen führen schließlich immer wieder zu der einen: wenn »Literatur« die Gesamtheit der literarischen Werke eines Volkes iſt — was iſt ein literarisches Werk?

In seinem großen Goethebuch, das tiefe Erkenntnisse und unerträgliche Schiefheiten mit der gleichen Miene unantaſtbarer Unfehlbarkeit vorträgt, hat Chamberlain soeben sehr schön darauf hingewiesen, daß der Begriff der inneren Verwandtschaft bei Goethe nicht auf der Gleichheit der Abſtammung, son-

dern auf der Übereinſtimmung des Lebens und der Entwicklung beruht. Das iſt eine Anſchauung, wie sie ganz ähnlich schon wiederholt auf die Frage, was eine Nationalität sei, angewandt worden iſt — nun freilich da gerade durchaus nicht von Houſton Stewart Chamberlain! — und die sich auch ſonſt mannigfaltig fruchtbar anwenden läßt. So könnte man auch sagen: ein literarisches Werk sei ein größeres sprachliches Gebilde, das eine beſtimmte Entwicklung durchgemacht habe. Der »dichterische Prozeß«, so viele Verschiedenheiten er auch nach Zeiten, Gattungen, Individualitäten aufweiſt, hat doch gewisse typische Eigenschaften, deren Stempel jedes echte Kunſtwerk tragen wird. Wir dürfen sagen: ein gewisses Maß von Stilisierung verſteht sich für jedes literarische Werk schlechterdings von selbſt; Stilisierung aber iſt nichts anderes, als die Angleichung des geiſtig oder körperlich erschauten Gegenſtandes an andere, die bereits durch die geiſtige Verarbeitung der Künſtler hindurchgegangen sind. Man darf aber ebenso sagen, daß ein gewisses Maß von individuellem Gehalt einem jeden echten Kunſtwerk eigen sei, weil der wahre Künſtler seine persönliche Anschauungsweise jener Anähnlichung nie ganz aufzuopfern im ſtande iſt. »Jeder Charakter, so eigentümlich er sein möge, und jedes Darzuſtellende, vom Stein herauf bis zum Menschen, hat Allgemeinheit«, sagt Goethe, und verlangt zugleich »die Auffassung und Darſtellung des Besonderen« als »das eigentliche Leben der Kunſt«. Die Stilisierung gibt das Allgemeine, die Wiedergabe des persönlichen Eindrucks gibt das Besondere, und ohne beider Vereinigung iſt kein Kunſtwerk. Beides aber läßt sich nicht vernunftgemäß, mit Überlegung mischen; es verbindet sich, indem das Werk durch den dichterischen Prozeß hindurchgeht: indem es von der erſten Konzeption bis zur letzten Vollendung eine beſtimmte Zahl notwendiger Stufen durchmacht.

In dem Wesen des literarischen Prozesses liegt es nun aber weiter noch begründet, daß nicht blos das einzelne Kunstwerk, sondern auch die Gattung durch beſtimmte Stufen hindurchgehen muß. Man könnte von einer Anwendbarkeit des berühmten »phylogenetischen Grundgesetzes« auf die Literaturgeschichte reden, wenn es nicht einfacher wäre, feſtzuſtellen, daß gewisse psychologische Notwendigkeiten ebensosehr bei der Entwicklung des einzelnen Kunſtwerks wirken wie bei seiner Fortsetzung in Werken anderer Verfasser. Es liegt eben nichts vor als eine fortgesetzte Notwendigkeit, den ungeordneten Stoff mittels feſtſtehender Kategorien zu ordnen. Dies aber genügt, um eine ganz allgemein giltige, also von hiſtorischen, nationalen oder individuellen Bedingungen unabhängige Zwangsläufigkeit der literarischen Formen zu bewirken.

Unter »Zwangsläufigkeit« verſtehen wir die Erscheinung, daß mit Notwendigkeit auf einen beſtimmten Tatbeſtand ein anderer folgen muß. Ein solcher Zwang beherrscht alle Entwicklung in der Natur: »Unwiderruflich reift die Blüte, unwiderruflich wächſt die Frucht«, wie Platen singt. Unter solchem Zwang aber ſteht auch die künſtlerische Entwicklung. Eine durchaus individuelle Geſtaltung wird, wie alle Literatur- und Kunſtgeschichte zeigt, durchaus genau so wenig ausgeschlossen, wie in der Natur die besonders vollkommene Entfaltung eines prachtvollen Baumes, der ungewöhnlich reiche Früchte trägt. Wohl aber gilt das hier wie dort, daß die gegebenen Gesetze der

Art sich nicht willkürlich ändern oder gar beseitigen lassen; ein gewaltsames Umbiegen hat hier wie dort Mißbildung zur sicheren Folge.

Am einfachften liegen die ordnenden Faktoren naturgemäß bei den einfachften Gattungen vor. Es ift längft für das Märchen beobachtet und namentlich von K. Müllenhoff in der schönen Einleitung zu seinen Schleswig-Holfteinischen Märchen ausgeführt worden, daß gewisse Mittel, die Erzählung zu gliedern oder zu fteigern, dem Märchen überall eigen sind; so die Anwendung der beftimmten Zahl (drei Abenteuer, drei Bewerber); oder die Klimax der Proben, die immer schwerer werden. Weniger allgemein sind ähnliche Hilfsmitfel bei höheren Gattungen anerkannt. So wird die rückblickende, nachholende Erzählung, die Vergil freilich wohl gewiß von der Odyssee gelernt hat, noch immer als ein Argument für die Nachahmung antiker Kunft im Nibelungenlied verwertet — schon Grillparzer hat sie so auffassen wollen —, während doch aller Wahrscheinlichkeit nach nur hier wie da die Notwendigkeit, einen reichen Stoff der Pedanterie ftreng chronologischer Folge zu entziehen, zu einem Kunftgriff geführt hat, den die tägliche Erfahrung nahelegen mußte. Oder der dramatische Monolog soll überall auf Entlehnung zurückgehen, ftatt sich auf einer beftimmten Stufe der Vergegenwärtigung von interessanten Handlungen unvermeidlich einzuftellen. Auf dem Wege der alleinseligmachenden monogenetischen Methode wird man schließlich noch dahinkommen, für Erscheinungen wie das Symbol oder die Personifikation einen einzelnen geographischen Ursprungsort und einen einzelnen hiftorischen Entftehungsmoment anzunehmen!

Es sind natürlich ganz elementare Dinge, die die Morphologie des Kunftwerkes beftimmen. Im wesentlichen sind es daher auch für alle Künfte dieselben; wir haben es aber hier nur mit den literarischen Kunftwerken zu tun.

Denken wir uns, daß in einem Dichtergemüt ein »Thema« auffteigt, noch ohne fefte Formen, aber bereits eine gewisse Stimmung mit sich führend oder aus dieser selbft erwachsen, was wir hier nicht untersuchen können. Es mag ein Kern sein wie etwa die in dem jungen Goethe vielfältig wiederklingende alte Puppenspielfabel vom Doktor Fauft mit ihrer Stimmung von intellektuellem Titanentum und teuflischer Versuchung; oder auch nur der vorschwebende Rhythmus eines Gedichtes, wie Lenaus erftes »Schilflied«: »Drüben geht die Sonne scheiden . . .« Wie wird aus diesem Vorgefühl eines Gedichtes das Gedicht selber sich herausbilden?

Der erste Schritt wird die Scheidung von Haupt- und Nebenvorftellung sein. Der Rhythmus arbeitet sich klarer heraus, die Handlung wird des zufälligen Nebenwerks entkleidet — alles, wie was zunächft weiter erfolgt, mehr inftinktiv als in bewußter Arbeit. Für die Lyrik mag dabei noch immer ein gewisses Maß von Vermischung des Rankenwerks mit dem Stamm beftehen — alles Lyrische, sagt Goethe, ift im einzelnen unvernünftig, d. h. einer genauen Analyse unzugänglich. Dagegen verlangen Epos und Drama die »reinliche Scheidung«. So ergibt sich als erftes Resultat der Zwangsläufigkeit überall der »Held«. Es ift unvermeidlich, daß eine unbedingt dominierende Hauptfigur sich herausbilde, ein Träger der Handlung, ein Mittelpunkt der Bewegung. Der griechische Roman vereinigt seine herkömmlichen Liebesabenteuer auf eine Person oder, was dasselbe bedeutet, ein Liebespaar; das primitivfte Drama hat eine Hauptperson; die Novelle ver-

nachlässigt neben der Geſtalt des Be⸗trügers oder des Betrogenen, des Dumm⸗kopfs oder Witzboldes alle übrigen. — Von dieser Zentralfigur geht nun aber die weitere Gliederung aus. Von ihr aus werden die Nebenfiguren gruppiert. Und zwar geschieht das in doppeltem Sinn. Zunächſt haben wir die moraliſche Gruppenbildung — wobei wir freilich das Wort »moralisch« keineswegs im Sinne einer beſtimmten feſtſtehenden Moral nehmen dürfen; im Gegenteil lieben die Novelliſten, dem Kämpfer gegen die Rechte der Ehe, der Sitte, des Verkehrs ihre Sympathie zuzuwenden, was kaum minder entschieden auch die Ballade tut, und was das Drama mindeſtens nicht verschmäht gelegentlich zu tun. Aber es iſt eben der Standpunkt ganz naiv vom Helden aus genommen; wer zu ihm ſteht, hat die Sympathien des Erzählers, wer gegen ihn iſt, erfreut sich seiner Antipathie wie derjenigen des Publikums, und wenn er hundertmal den Ring am Finger hat! Eine gewisse Abtönung verbreitet die Farben von dem armen Sneewittchen bis zu der bösen Stiefmutter oder von Robin Hood bis zu den Häschern. Sogar die Natur nimmt oft an dieser Abtönung Anteil: im Bereich des Helden Helle und Fröhlichkeit, Dunkel und Bitternis in dem des schlimmen Zauberers. — Neben dieser moralischen Gruppenbildung ſteht weiter die äſthetische: die Abſtufung nach der Wichtigkeit für die Erzählung. Sie macht ja eben die Unterscheidung von Haupt⸗ und Nebenpersonen aus! Teukros iſt und bleibt eine bloße Begleitfigur wie Brackenburg oder Piepenbrink oder wen man sonſt als Beispiel herausgreifen mag.

Drittens nun aber vollzieht sich die Gruppenbildung nicht nur perspektivisch, d. h. in einer geregelten Abhängigkeit von der Hauptfigur, sondern auch nach eigenen äſthetischen Gesetzen. Es sind im wesentlichen dieselben, die den Aufbau auch der skulpturalen Gruppe beſtimmen. Vor allem macht sich da das Gesetz der Symmetrie geltend. Dibelius hat vor Kurzem auf das Gesetz der symmetrischen Göttergruppe hingewiesen; ein Hauptgott ſteht mitten zwischen zwei kleineren, Jahu bei den Semiten wie Thor oder Mars Thingsus bei den Germanen. Unzweifelhaft hat dies Ordnungsprinzip auch auf die (von Usener in großem Zusammenhang untersuchte) Häufigkeit der Dreiheit in der Mythologie Einfluß gehabt. Denn die Triaden sind weit älter als die ikonischen Götterbilder, so daß man nicht etwa die Anordnung zu solchen »sante conversazioni« aus der hieratischen Kunst ableiten darf: sie sind vielmehr in der Religionsgeschichte und in der Kunſt derselben Wurzel entsprossen. Daher iſt diese symmetrische Anordnung auch keineswegs auf die göttlichen Wesen beschränkt: im Gegenteil spielt sie auch in der Heldensage eine große Rolle, wo Gunther zwischen seinen beiden Brüdern auftritt oder wieder im Märchen wie bei den drei Spinnerinnen. — Mit diesem Begriff der Symmetrie iſt aber gleich ein weiterer faſt unausweichlich verbunden: der des Kontraſtes. Die Symmetrie wird besonders wirksam, wenn die Hauptfigur mit einer gewissen Normalität zwischen zwei durch irgend eine Übertreibung gekennzeichneten Geſtalten ſteht, wie Bürgers Wilder Jäger zwischen dem guten und dem bösen Geiſt. Der König zwischen zwei Ratgebern, einem friedfertigen und einem kriegerischen, oder Herkules am Scheidewege oder Phyllis zwischen dem Ritter und dem Klerikus — es iſt ein unerschöpflicher Typus, der in dem neueren Drama (und Roman) mit dem »Helden«

zwischen zwei Frauen eine faſt zu beliebte Auffriſchung gefeiert hat.

Neben dieſen drei Hauptformen der Ordnungsfaktoren: Mittelpunktbildung, Symmetrie, Kontraſt, ſind von mindeſtens gleicher Wichtigkeit die Kategorien der innerlichen Verarbeitung. Der Dichter trägt ſich mit dem Gegenſtand oft, wie wir von Goethe wiſſen, durch Jahre, jedenfalls faſt immer längere Zeit; und ſelbſt wenn er ſich nicht bewußt mit ihm beſchäftigt, kreiſen unbewußt ſeine Gedanken um ihn. Die notwendige Folge dieſer intenſiven Erfaſſung iſt die Vertiefung des Themas. Es gewinnt neue Bezüge, es erhält eine ungeahnte Bedeutung, es wird runder und voller, indem es in dem Geſamtwerk des Dichters eine gleichſam vorherbeſtimmte Stelle ausfüllt. Was iſt unter den Händen Leſſings und vollends Goethes aus der Fauſtfabel geworden! Was ſchon in der Volksdichtung, dann aber von neuem bei Heine aus der Tannhäuſerlegende! Was hat die Anekdote, aus der »Hermann und Dorothea« hervorgeblüht iſt, vor dieſer Dichtung zu bedeuten gehabt, und was ſeit dem! Aber auch der ſeeliſche Zuſtand erhält eine völlig neue Bedeutung, ſobald der Lyriker ihm »Dauer verleiht«: die Stimmung des »Fiſchers« iſt für uns alle gewonnen, wir alle fühlen den Zauber der ſtillen Waſſerfläche, die lockt und zieht, viel ſtärker, ſeit wir dieſe Dichtung kennen. Natürlich ſetzt dieſer Prozeß der Vertiefung einen wirklichen Dichter voraus: eine Natur von ſtarker Kraft der Anſchauung, der Einfühlung, der Kombination, es fehlt auch an ſolchen Verfaſſern nicht, die kein Motiv anrühren können, ohne es zu verflachen. ...

Wiederum: dieſe Vertiefung führt faſt unausbleiblich zu einer Erweiterung. Erſt war der Stoff vereinfacht worden, indem alles ausgeſchieden wurde, was vom Standpunkte des Dichters aus nicht als weſentlich erſchien; nun aber fordern die neuen Beziehungen Raum, die vertiefte Anſchauung Gelegenheit zur Entfaltung. Lücken müſſen ausgefüllt werden, die vorher garnicht ſichtbar waren: der Monolog Macbeths wird eine Notwendigkeit erſt, wenn man den Helden, der bald ein Mörder werden ſoll, ſo deutlich erblickt, daß ſeine Entwicklung uns ein Rätſel wird. Damit wir Romeos Liebesgeſchichte begreifen, wird eine Vorgeſchichte unentbehrlich; und ſogar die lyriſche Situation muß oft durch ein paar erzählende Worte eingeführt und erklärt werden: »Im Felde ſchleich ich ſtill und wild, geſpannt mein Feuerrohr«. — Dieſe Erweiterung kann bis zur Bildung eines Zyklus geſteigert werden, denn namentlich die epiſche Dichtung beſitzt die Neigung, den Helden durch eine ganze Reihe von Situationen hindurchzuführen; doch iſt ſie auch dem Drama nicht fremd, wie die attiſchen Trilogien ſo gut beweiſen wie ihre höchſt unvornehmen Geſchwiſter, die Volksposſen, die Kasperle als Bräutigam, als Polizeier, als Sterngucker oder Zauberer vorführen. Lyriſche Trilogien begegnen bei Goethe — »Müllerin«, »Paria« — und lyriſche Zyklen gern bei Chamiſſo; einen epiſchen Zyklus ſtellt in weiterem Sinne jeder biographiſche Roman dar, im engeren die Fortführung des »Wilhelm Meiſter«; ja alle zweiten Teile, des »Don Quijote«, des »Gulliver«; alle Fortſetzungen, des glorreichen Titurel oder der wenig glorreichen »Familie Buchholz«, ſind Zeugniſſe für die aller Epik innewohnende zykliſche Tendenz. Im letzten Sinne bilden überhaupt alle Romane nicht nur Balzacs, ſondern auch Spielhagens; alle Novellen nicht nur Boccaccios, ſondern auch Paul Heyſes einen Zyklus; und nicht nur

in der »Comédie humaine« kehren auch wirklich dieselben Figuren wieder!

Wenn nun aber diese beiden Dreiheiten von Tendenzen für alle Dichtungen nahezu unterschiedslos gelten, so gesellt sich ihnen noch eine letzte, die das Zusammenfallen aller Dichtwerke in eine ununterscheidbare Masse verhindert. Zwar ist die periodisch eintretende Bekämpfung der »Gattungen« jetzt in den Händen so guter Vertreter wie Ernst Elster und Benedetto Croce; aber alle Grenz- und Mischerscheinungen, die sie geltend machen, beweisen doch auf die Dauer nichts gegen die überreich bezeugte Tatsache einer allgemeinen deutlichen Unterscheidbarkeit von Epos, Drama, lyrischer Dichtung. Und das wirklich diese Unterscheidung keine künstliche ist, sondern eine in der Natur der Sache begründete, das geht eben aus der letzten Erscheinung hervor, durch die die Zwangsläufigkeit der literarischen Formen bewirkt wird; denn dies ist das Gesetz der Ausbildung des Gattungsmäßigen. Weniger als die andern beobachtet, hat es doch kaum eine geringere Bedeutung. Die Entwicklung führt überall, wo es überhaupt ein Drama oder einen Roman gibt, dahin, das zu betonen und auszuarbeiten, was den Roman oder das Drama als solches kennzeichnet. Die ursprünglich nie fehlende Beimischung epischer Elemente im Drama wird als stillos empfunden, die breite Aufnahme lyrischer Partien im Roman von der strengen Technik vermieden. Ja, eine eigene Sprache für jede Gattung ist ganz konsequent von dem künstlerischsten aller Völker durchgeführt worden; aber auch die altitalienische Dichtung lehnt sich in rein lyrischer Poesie an die Provence, in erzählender an Nordfrankreich. — In derselben Weise wird die Vermischung von Ernst und Spaß im mittelalterlichen Mysterium von späteren Zeiten als barbarisch empfunden — ein Urteil, das der in der Ausbildung der Gattungen überstrenge französische Klassizismus auch auf Shakespeare selbst erstreckt. Denn natürlich wird diese Tendenz zur reinlichen Ausbildung des Gattungsmäßigen, die die große Entwicklung beherrscht, von Perioden der Annäherung der Gattungen unterbrochen — ich erinnere nur an die Romantik, — gerade wie Verfallsperioden allgemeine Verflachung an die Stelle der Vertiefung setzen. — Eben diese Ausarbeitung des Gattungsmäßigen hat eine Folgeerscheinung bei sich, die besondere Beachtung verdient: die Anähnlichung der Werke derselben Gattung. In neuerer Zeit ist mit Glück das Gesetz der »Konvergenz« verfochten worden: Ehrenreich hat die Übereinstimmung vieler Mythen nicht auf ursprüngliche Gleichheit, sondern auf nachträgliche Annäherung begründet. In ähnlicher Weise bringt die scharf ausgebildete Technik etwa der französischen Tragödie oder des Pariser Sittenstücks, des Romans der »états d'âme« oder des romantischen Märchens eine Familienähnlichkeit zuwege, die bisweilen alle Eigenart des Einzelfalls verwischt: wie z. B. in der Ära Dumas das Duell als Gelegenheit zur Entbindung gewisser bis dahin verhaltener Stimmungen beinahe unentbehrlich wird. Nur ein Einzelbeleg für diese Tendenz ist die Neigung zur Steigerung der Effekte, die bei einer voll entwickelten gattungsmäßigen Technik einzutreten pflegt: diejenigen Wirkungen, die als spezifisch dramatisch oder lyrisch, tragisch oder komisch angesehen werden, müssen nun mit gesteigertem Eifer angebaut werden: der Zusammenstoß zwischen den Nächstbefreundeten (Brudermord, Haß der Gatten) oder die Mond-

scheinſtimmung wird immer absichtlicher herbeigezaubert, die Situations- und Requisitenkomik immer ungenierter ausgebeutet.

Aber mit alledem sind wir ja schon von den Gesetzen, die die Entſtehung des einzelnen Kunſtwerks regulieren, zu denen übergeglitten, die die Entwicklung der Gattung beſtimmen. Es sind in der Tat, wie wir schon sagten, dieselben Regeln oder vielmehr dieselben literarpsychologischen Notwendigkeiten. Nehmen wir das größte Beispiel: die Entwicklung der Heldensage. Die Art, wie zuerſt unter vielen Bewerbern einer triumphiert, im germanischen Norden Siegfried über die eingeborenen Helgis, in Hellas Achilleus über alle seine Mitkämpfer; die Ordnung der Geſtalten zu Gruppen, die die bildende Kunſt unmittelbar übernehmen kann; die Ausbildung des Kontraſts etwa zwischen dem besonnenen Odysseus und dem unbesonnenen Aias; die Erweiterung der Sage durch Aufnahme neuer Beziehungen; die Vertiefung durch feſtere Anschauung und damit die Ausfüllung von Lücken der psychologischen Motivierung; die Herausbildung eines eigenen epischen Stils, einer eigenen epischen Sprache; endlich und vor allem die Bildung von Zyklen — alles das sind Punkte, in denen die von den herrschenden Faktoren gebotene Entwicklung sich bei der Gesamtdichtung genau ebenso vollzieht, wie sie sich bei dem einzelnen Kunſtwerk vollziehen muß. Auch in diesem Sinne iſt es kein myſtisches, sondern ein erfahrungsmäßig wahres Wort, wenn wir von einem Volk als dem Schöpfer seiner Dichtung sprechen. Und so können wir, zum Ausgangspunkt dieser flüchtigen Skizze zurückkehrend, sagen: Literatur iſt das abgeschlossene, in sich abgerundete sprachliche Gesamtkunſtwerk einer zu voller künſtlerischer Höhe gereiften Nation. Ein sprachliches Kunſtwerk aber iſt das gemeinsame Erzeugnis des allerpersönlichſten Erlebens, wie es sich in der Konzeption anspiegelt, und jener allgemeinen psychologischen Gesetze, deren Wirkung die Zwangsläufigkeit literarischer Formen bedingt.

Richard Wagner im Urteil der Gegenwart.

Von

Henri Lichtenberger.

Nachdem R. Wagner sein Leben lang bekämpft worden war, errang er mit seinem »Parsifal« (1882) den Sieg auf der ganzen Linie. In den erſten Jahren nach seinem Tode (1883) dauerte dieser Erfolg fort und scheint in mancher Hinsicht als dauernd begründet. Niemandem fällt es heute mehr ein, Wagners hervorragende Stellung unter den Künſtlern seiner Zeit anzuzweifeln. Seine Musikdramen halten sich auf allen Opernbühnen Europas und füllen die Kassen. Seine Musik scheint heutzutage dem Durchschnittsempfinden des gebildeten Publikums mehr zu entsprechen als irgend eine andere. Sein Ruhm beſtätigt sich

Deutsch von Friedrich von Oppeln-Bronikowski.

nicht allein durch die immer weitere Verbreitung seiner Werke; er wird auch durch Bild und Illustration in die Weite getragen, ja, selbst durch die Karikatur. Die Pilgerfahrt nach Bayreuth ist zu einer Art von Pflicht geworden, — nicht nur für die begeisterten Anhänger des Wagnertums, sondern auch für die kosmopolitische Menge der Musikliebhaber, die nichts Bedeutendes versäumen wollen.

Trotzdem ist der Höhepunkt der Wagner-Begeisterung unzweifelhaft schon überschritten. Gerade weil der Sieg des Bayreuther Meisters heute allgemein anerkannt wird, ist die Glut seines Kultus etwas abgeflaut. Er bedarf nicht mehr der Verteidigung gegen Bosheit und Unverstand, noch der Ehrenrettung. Heute bestrebt man sich nur noch, ihm den richtigen Platz in der deutschen und europäischen Kunstgeschichte anzuweisen. Da ihm aber alle Welt einstimmig eine überragende Stellung zugesteht, so erweist man ihm nicht mehr die fast übermenschlichen Ehren, die ihm die Begeisterung der ersten Anhänger darbrachte. Wenige dürften heute noch eine allgemeine »Regeneration« der europäischen Kultur vom Wagnertum erwarten. Wenige sehen im »Gesamtkunstwerk« noch die einzige Kunstform, der die allgemeine Kunstentwicklung zustrebt, und der gegenüber das Wortdrama oder die reine Musik nur minderwertige, überholte Entwicklungsstufen sind. Selbst unter Wagners aufrichtigen Bewunderern verschließt man sich nicht mehr der Einsicht, daß die herrische, unbedingte, tyrannische, maßlose Persönlichkeit des Bayreuther Meisters auch manche unliebsame oder doch zum mindesten »menschlich-allzumenschliche« Züge aufweist. Man erkennt, daß seine Werke nicht völlig makellos sind, daß sie neben Hervorragendem auch weniger Gutes enthalten, ja, daß selbst seine unbestrittensten Meisterwerke in mancher Hinsicht zur Kritik herausfordern. Kurz, auf eine Periode blinder Begeisterung und Überschätzung ist eine Zeit des Nachdenkens, der strengen, unparteiischen Prüfung gefolgt. Ja, diese Prüfung führt bei manchen zu Schlüssen, die bisweilen an eine Reaktion gegen Wagner glauben lassen.

In Frankreich prägt sich diese Regung des Mißtrauens, ja, die Opposition gegen Wagner, jetzt deutlich aus.*) Nach 1890 begann sie ziemlich schüchtern, nahm aber allmählich sehr bestimmte, ja, aggressive Formen an, die wir heute in manchen Kreisen beobachten können. Und zwar handelt es sich dabei keineswegs um eine akademisch konservative Bewegung, um ein Wiederaufleben des alten Anti-Wagnerianertums. Die Vertreter dieser Richtung sind vielmehr die fortgeschrittensten und originalsten Führer der jungfranzösischen Schule, die Anhänger César Francks und Claude Debussys.

Ihre Gegnerschaft wurzelt zunächst in einem gleichsam persönlichen Abwehrinstinkt. Bekannt ist, wie gebieterisch die Wagner-Nachahmung um 1890 auftrat. Es war so weit gekommen, daß man die Komposition eines lyrischen Dramas nur noch nach den Formeln und dem Verfahren des Bayreuther Meisters für möglich hielt. In dem Maße jedoch, wie bei den Künstlern, den Kritikern und im Publikum das Be-

*) s. R. Rolland, »Le Renouveau«, in den »Musiciens d'aujourd'hui«, Paris 1908. Vgl. die Umfrage von Jacques Morland über den Einfluß der deutschen Musik in Frankreich, Mercure de France, Januar 1903; die Umfrage von P. Landormy über den heutigen Stand der französischen Musik in der Revue polit. et litt., März, April 1904.

wußtsein der nationalen Eigenart erwachte, reagierte man auch mit wachsender Ungeduld gegen die Vorherrschaft der Wagnerschen Kunst und gegen die germanische Bevormundung im allgemeinen. Wenn sich die französischen Musiker nach dem Vorbilde César Francks vom Drama abwenden und sich eingehender mit den verschiedenen Formen der reinen Musik befassen, wenn ihr musikalischer Gesichtskreis sich erweitert und sie neben der deutschen Kunst die skandinavische und russische, die gregorianische und palestrinische Musik, die französische Kunst des 17. und 18. Jahrhunderts entdecken, wenn Debussys Impressionismus mit der Kunst der Vergangenheit ganz bricht und den unmittelbaren Ausdruck der Gefühle und Gemütsbewegungen, das ganze Mysterium des Seelenlebens in seiner unmittelbarsten Wirklichkeit zu treffen weiß, wenn sich allmählich der deutliche Begriff einer bodenständigen französischen Musik herausbildet, die den Genius der Rasse widerspiegelt und sich auf die nationale Überlieferung stützt, — so empfindet man gleichzeitig die Notwendigkeit, sich von dem hemmenden, überhandnehmenden Einfluß Wagners zu befreien. Das Wagnertum hatte die französische Kunst nach 1870 elektrisiert und in der gebildeten Jugend den Sinn für Musik geweckt. Sein dauernder Einfluß wäre für die künstlerische Originalität Frankreichs zur Gefahr geworden.

Unter diesen Umständen macht man dem Wagnerschen Musikdrama gegenüber immer bedeutsamere Einschränkungen. Man klagt über die Gelehrsamkeit, mit der es bepackt ist, über die literarisch-philosophische Last, die es tragen muß. Man verurteilt den pedantischen Apparat der Leitmotive, deren periodische Wiederkehr man voraussieht, die ermüdende Breite der thematischen Entwicklung. Man hat die fortwährende Großsprecherei des Wortstils, das hochtrabende Pathos satt. Man empfindet das Gekünstelte seiner mythologischen Welt mit ihren überlebensgroßen Gestalten, ihrem überspannten Heldentum, ihrem ewigen Symbolismus. Man wirft Wagner »furchtbar schlechten Geschmack«, Schwulst, Übertreibung und daneben Oberflächlichkeit vor.

Ja, entschiedene Anhänger des Klassizismus, wie Pierre Lasserre, gehen soweit, von der »tiefen theoretischen Verirrung« zu sprechen, »die der zugleich befruchtende und verwirrende Einfluß Wagners in der Musik angerichtet hat«. Sie verurteilen »die Unfruchtbarkeit, die aus dieser Verwirrung entstehen müßte, wenn nicht ein strenges Forschen nach den Grundsätzen, Regeln und den ästhetischen Zielen der Musik zur Wiederherstellung der echten Lehre führt«.*) Ein glühender Verehrer von Wagners Musik, wie der geistreiche Kritiker des Mercure de France, Marnold, bricht den Stab über die kindliche Romantik seiner mythologischen Dramen und erklärt sein theoretisches Werk für ein Mißverständnis des Künstlers, der sein eignes Schaffen falsch interpretiert. Nur ganz Wenige unter den jüngsten Musikern, wie Albéric Magnard, erklären nach wie vor öffentlich ihre dankbare Bewunderung für Wagner. Im allgemeinen reißen sie sich von seinem Einfluß los, ja bezeigen ihm offene Gegnerschaft.

Auch in **Deutschland** erheben sich hier und da gewichtige Stimmen gegen die übertriebene Wagnerschwärmerei. Die heftigen Angriffe Nietzsches gegen Wagner, die anfangs als paradoxe

*) P. Lasserre, »Les Idées de Nietzsche sur la Musique. La Période Wagnérienne, 1871—76«, Paris 1907.

Skandalbroschüren abgelehnt wurden, haben allmählich zum Nachdenken angeregt.

Man hält es zwar nicht mehr für nötig, die Wagnerbegeisterung mit bilderstürmerischer Wut zu befehden, und streitet dem Bayreuther Meister seine historische Größe nicht ab. Allein man fragt sich, inwieweit sein Einfluß heute noch berechtigt und heilsam ist. Zahlreiche Stimmen erheben sich gegen die Neuromantik, rügen deren Übertreibungen, enthüllen ihre Schwächen, weisen auf ihre Gefahren hin. So weigert sich ein Kritiker wie Max Graff, den echten Geisteshelden des Germanentums, den vollkräftigen, gesunden Naturen, wie Luther oder Goethe, Bach oder Beethoven, einen maßlosen und unharmonischen Charakter wie Wagner gleichzustellen, der stets von einem hochgespannten Machtinstinkt und einem nach dem Nirwana trachtenden religiösen Trieb hin und hergerissen wurde. Sein Werk, sagt er, ist eine machtvolle Verschmelzung aller Schöpfungen der fruchtbaren Zeitalter, in denen die Religionen, die Kosmogonieen und Mythen entstanden. Er faßt das Schaffen der alten Zeiten zusammen, aber er nimmt die Zukunft nicht voraus. Seine Zauberklänge sind die Harfenbegleitung zur »Dämmerung« der alten Götter, der Todesseufzer einer untergehenden Kultur*) Arthur Seidl, ein einwandfreier Wagnerianer und Mitarbeiter der »Bayreuther Blätter«, der mit Recht in Wagner das größte Ereignis der modernen Kunstgeschichte sieht — auch er streitet nicht ab, daß der Bayreuther Meister der Geschichte anheimgefallen ist, und daß die Gegenwart ihren Ehrgeiz nicht darauf beschränken darf, seine Traditionen und sein Kompositionsverfahren fortzusetzen. Er stellt fest, daß das auf dem Erlösungsgedanken beruhende Musikdrama nach der Wagnerschen Formel jetzt überlebt ist. Wagner hat dies Thema, das in allen seinen Opern vom »Fliegenden Holländer« bis zum »Parsifal« wiederkehrt, entschieden erschöpft. Jetzt scheint die Zeit gekommen, auf seine tragische, gespannte Pose zu verzichten, seinen Hyperidealismus, der der irdischen Wirklichkeit zu fern steht, aufzugeben, das wirkliche Leben und seine Ereignisse in weniger düsteren Farben zu schildern und ein Drama zu schaffen, das das Leben bejaht, ohne deswegen in die Banalitäten des italienischen Verismus oder in die Kraßheiten des modernen Naturalismus zu verfallen.*) Ganz ähnliche Urteile über Wagner trifft man in einer Anzahl neuerer deutscher Literatur- und Kunstgeschichten an.**) Man rügt Wagners verstiegene Romantik, bekämpft energisch seinen Anspruch auf eine führende Stellung in der Kunst, tadelt seine Geringschätzung der anderen Kunstbestrebungen, brandmarkt den bedauerlichen Fanatismus seiner Anhänger, fragt sich, ob Wagners Kunst nicht in hohem Maße Dekadenzkunst sei, und findet, daß er viel zu sehr »Schauspieler« und »Theatermann« war, um ihn als typischen Vertreter der neueren deutschen Kunst hinzustellen.

Und während einige Wagners Romantik bekämpfen und seiner Kunst

*) Max Graff, »Wagnerprobleme und Studien«, Wien 1900.

*) Arthur Seidl, »Wagneriana«, 3 Bände, Berlin 1901–2.

**) Z. B. Th. Ziegler, »Die geistigen und sozialen Strömungen des 19. Jahrhunderts«, Berlin 1899, S. 631 ff.; R. M. Meyer, »Die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts«, Berlin 1900, S. 266 ff.; A. Bartels, »Geschichte der deutschen Literatur«, Leipzig 1902, Bd. II, S. 579 ff.

die Allgemeingültigkeit, die sozusagen typische Bedeutung absprechen, bestreiten andere die »Legende« von Wagners Universalität. Gegenüber den wagnerfreundlichen Historikern, die immer wieder betonen, daß der Bayreuther Meister nicht allein der deutschen Musikgeschichte angehört, sondern ein Heros der deutschen Kultur ist, vertritt ein Kritiker wie Guido Adler vor allem den Standpunkt, daß Wagner in erster Linie Musiker und Künstler sei, und hält es für eine Kinderei, ihn zum Philosophen, Reformator und Propheten zu stempeln.*)

Die Wagneroper, sagte er, geht von der musikalischen Entwicklung der Renaissance aus. Auf musikalischem Gebiet führt die Renaissance in ihrem Streben nach dem Ewig-Menschlichen zur Schöpfung des dramma per musica. Unter den Musikern, die sich in dieser Kunstform versuchen, trachten die einen, wie Caccini, lediglich nach musikalischer Wirkung, während andere wie Peri, Monteverdi oder Cavalli, die Musik nach Kräften der Handlung anzupassen suchen und wieder andere, wie Cesti oder Scarlatti, einen Mittelweg zwischen beiden Extremen einschlagen. Wagner, der vom antiken Drama ausgeht und es den Bedürfnissen des heutigen Deutschland anzupassen sucht, erscheint als unmittelbarer Nachfolger jener radikalen Veristen der Renaissance. Bei ihm wie bei seinen Vorgängern findet man eine gewisse Geringschätzung des Gesanges und leidenschaftliches Trachten nach dramatischem Ausdruck. In der Stimmenführung bestehen merkwürdige Ähnlichkeiten zwischen der Florentiner Oper und dem »Tristan«; eine gerade Linie führt von Monteverdi oder Peri zu Wagner. — Ferner ist Wagners Kunst die höchste Blüte der Romantik. Bei den Romantikern wie bei Wagner findet man das Postulat, daß Musik und Dichtkunst sich gegenseitig durchdringen sollen, findet man die Vorliebe für Sagenstoffe und die Poesie des Mittelalters, Naturschwärmerei, Anbetung des Kreuzes, die Poesie der Sehnsucht und den Erlösungsgedanken. — Alles in allem ist Wagner also durchaus keine Ausnahmeerscheinung in der Musikgeschichte, kein Einziger, kein Revolutionär, kein großer Bahnbrecher. Er ist weiter nichts als ein freilich genialer Fortsetzer der Kunst der Vergangenheit, der Renaissance und der Romantik.

Diese Zusammenstellung der charakteristischsten Äußerungen des Rückschlages gegen Wagner schien mir bedeutsam. Aber diese Feststellung darf uns nicht einen Augenblick an der außergewöhnlichen Bedeutung eines Künstlers von seinem Range irre machen.

Man kann Bedenken gegen den unbedingten, endgültigen Wert von Wagners Lebenswerk erheben, kann seine Universalität in Frage stellen, kann der Meinung sein, daß die Musiker sich von dem Alp des Gesamtkunstwerks befreien müssen, und daß das Wagnersche System überlebt ist. Man kann die Neuromantik in Wagner als in ihrem glänzendsten Vertreter bekämpfen, auf ihre Gefahren hinweisen und den neuen Geschlechtern den Weg zu einem andern Ideal weisen. — Trotzdem steht es fest, daß selbst die Gegner Wagners und des Wagnertums sich in Ehrfurcht vor ihm neigen. »Es hilft nichts, man muß erst Wagnerianer gewesen sein«, sagt Nietzsche, der selbst in der Zeit seiner heftigsten Angriffe das Gefühl für die unvergleichliche Größe des Angegriffenen

*) R. Wagner. Vorlesungen an der Universität Wien, Leipzig 1894.

bewahrte. Noch in seinem »Ecce Homo« gedenkt er mit Rührung der Zeit seiner vertrauten Freundschaft mit Wagner und rechnet sie unter die köstlichsten Wohltaten, die ihm das Leben gebracht hat. Wie er, bekämpft auch die Mehrzahl der heutigen Antiwagnerianer nur die Auswüchse des Wagnerkults, ohne das Genie des Meisters zu leugnen. Die Urteilsschwankungen über Wagner sind gegenwärtig also entschieden im Abnehmen begriffen.

Schließlich sei noch darauf hingewiesen, daß die Historiker, Philologen und Literaturforscher fast sämtlich darauf verzichtet haben, den absoluten Wert von Wagners Schaffen oder dessen guten und schlechten Einfluß auf die Kunst und Kultur der Gegenwart festzustellen, und daß sie sich mit der wissenschaftlichen Erfassung der historischen Stellung Wagners begnügen. In dieser Beziehung aber wird seine unvergleichliche Größe von keinem mehr bestritten. Welche Vorbehalte man also auch über den endgültigen Wert seines Werkes machen möge, er bleibt doch eine geschichtliche Erscheinung allerersten Ranges. Richard Wagner ist das größte Ereignis des deutschen Geistes seit Goethe.

Ein schneeverwehtes Volk.

Von

Philipp Schweinfurth.

I.

Seitdem man im Zeitalter Darwins die Unterschiede im Völkerleben der Erde als »Beispiele der verschiedenen Wirkungen der Natur« zu verstehen begann, hat sich das ethnographische Interesse häufig den hyperboräischen Völkern zugewandt. Dort, wo der Kampf ums Dasein am stärksten, mußten seine Ergebnisse am offensten darliegen; wo der Mensch in größter Dürftigkeit, war seine größte Anpassung, wo er in ständiger Gefahr, war seine größte Findigkeit mit Recht am ehesten zu erwarten. Darwin selbst fand auf seiner Weltreise von 1831—1836 im antarktischen Gebiet des südlichen Patagonien, in Gegenden, die »ihrer Düsterheit wegen über die Grenzen der Welt hinausführen«, das Volk, an dem er seine Anschauung von der Anpassung am besten entwickeln konnte. Er hat dies freilich nur in allgemeinsten Zügen getan, wie denn überhaupt in seiner klassischen Reiseschilderung das ethnographische Moment hinter dem naturwissenschaftlichen und dieses wieder hinter dem geologisch-paläontologischen zurücktritt.

Die in jenen Tagen im Zeitalter schwärmerischer Jugend befindliche Wissenschaft der Paläontologie war damals noch nicht in dem Sinne wie heute auf die Erforschung der ältesten Lebensformen beschränkt. Sie war vielmehr hingerissen in Staunen vor den Geheimnissen der Vorwelt, wie man sie zum erstenmal mit unauslöschlichen Zügen auf »den ewigen Hügeln und wandellosen Bergen« geschrieben fand. Das Wunder der Welt im Sinne ihrer kosmischen Vergangenheit und Gegenwart ist es, was sich hinter den Zeilen des bewunderungswürdigen Buches auftut. Bei aller Ruhe der Betrachtung hat dasselbe noch etwas wie sub

specie aeternitatis, und gegenüber den Schicksalen des Planeten in ungemessenen Zeitläuften mußten dem Autor die Schicksale seiner wechselnden Bewohner in etwas fast Zufälliges zusammenschrumpfen.

Aber trotz alledem gehörte gerade das, was Darwin damals über das Leben des Menschen gesagt hat, gehören seine Betrachtungen darüber, »wie die Natur, welche die Gewohnheit zu einer unwiderstehlichen Macht und ihre Wirkung erblich gemacht, den Feuerländer dem Klima mit den Erzeugnissen seines elenden Vaterlandes angepaßt hat« mit zu den Grundlagen, von denen aus der Anpassungsgedanke als eine neue Methode der Ethnologie auf alle Erdteile angewandt worden ist.

Wenn man nun heute von diesen allgemeinen, über die ganze neuere Reiseliteratur und Völkerkunde ausgedehnten Betrachtungen schließlich wieder zu den Hyperboräern, als dem allerdeutlichsten Beispiel der Anpassung, zurückgekehrt ist, weil bei ihnen die Stimulanz hierzu die allerstärkste ist (»Diese an Zahl geringen und vielbedrängten Völker haben mehr sinnreiche Erfindungen gemacht als alle Afrikaner zusammen«, sagt Ratzel in diesem Sinne von den Polarvölkern), so war es bis jetzt eigentlich immer nur der Eskimo, der dabei das typische Bild abgab.

Hinter diesem ältesten hyperboräischen Volke, dessen Spur in Amerika sich in der skandinavischen Saga bereits im 11. Jahrhundert erkennen läßt, traten die anderen namenloseren in den Schatten — die Paläoasiaten Sibiriens, das bis jetzt noch lange nicht in entsprechender Weise berücksichtigt worden ist. Und doch bietet gerade Sibirien das eindrucksvollste Bild einer großen Natur, in der Flora, Fauna und Mensch sozusagen in ein Ganzes zusammengefaßt werden, das die Elemente beherrschen. In starrer Winternacht und im brausenden Eisgang unermeßlicher Frühlingswasser, im Tiergewimmel dunkler Wälder und in mückenumschwärmten Sümpfen taucht da der Mensch auf — überall sich anklammernd, anpassend, »anleimend mit dem eignen Blut«. Im härtesten, in Dunkelheit und Kälte ausgefochtenen Kampfe wählt sich sein Instinkt aus dem Gegebenen das Brauchbare, und indem er es benutzen lernt, beginnt er zu existieren, fügt er sich zum Volk, tritt er ein in die äußerste Peripherie der geschichtlichen Menschheit, an der ihn die russischen Forscher fanden und beschrieben haben.

Zum Besten, was die russische Literatur (die in diesem Falle die Literatur überhaupt bedeutet) in den letzten Jahren über diesen sibirischen Menschen gebracht hat, gehört eine von verschiedenen Beobachtern gemeinsam verfaßte Monographie über die Ostjaken im Jahrbuch des Museums in Tobolsk vom Jahre 1909. Diese vortreffliche Arbeit, unter der Redaktion des Konservators Hern Vasilj Pignatti entstanden und in Anbetracht »sibirischer Verhältnisse« doppelt verdienstvoll, bietet ein in allen Richtungen gut gesehenes und sachlich beschriebenes Bild, das unsere Vorstellungen vom sibirischen Norden sehr wesentlich zu bereichern geeignet ist. Alle Beiträge stammen von Ortskundigen, und ihrer Schilderung schließen wir uns an. Zuerst das Land, dann die Leute.

II.

Am äußersten Rande der alten Welt, nach Süden weit abgetrennt durch unermeßliche Steppen, Felswüsten und Gebirge vom rastlosen Leben des völkerzeugenden südlichen Asien, nördlich sich verlierend in die Nacht des Eismeeres, zieht sich ein unermeßliches Moor von Westen nach Osten. Ihm ent-

steigt überall ein flaches Hügelland, endlos ausgedehnt und düster bewaldet. Tundra und Urwald beherrschen die riesigen, von Ob, Jenissei und Lena durchströmten Flächen Sibiriens. Im kurzen Sommer, wenn im Überschwemmungsgebiet dieser drei Flüsse, die unter die größten der Erde zählen, überall die Wasser stehen, ist die Tundra zu einem einzigen Sumpf aufgeweicht, über dem Wolken von blutgierigen Insekten schweben. Im langen Winter ist sie ein gespensterhaftes Schneefeld, über dessen Öde wütende Stürme heulen und den Schnee bis zum Himmel hinaufwirbeln.

Der Urwald auf den Hügeln, die von den Russen Materiki genannt werden, ist stellenweise schlechthin undurchdringlich und von keines Menschen Fuß betreten, voll grundloser Löcher und Spalten, Bären, Schlangengezücht und Insekten. Im Sommer ist er dunkel von ständigem Nebel, im Winter füllt ihn schwarze Finsternis. Dieser hyperboräische Norden sieht die Sonne nur in wenigen Monaten des Jahres, etwa 50 Tage ist der Himmel wolkenlos, die übrige Zeit ist er düster, und über ein halbes Jahr ist alles in Dunkelheit, Schnee und Eis versunken.

Während der sechs Monate, in denen hier alljährlich das Leben seine Rechte behauptet, herrscht in den Dickichten, in den Wäldern mit ihrem Gemisch von Birke, Espe, Erle, Tanne und Zirbelkiefer das ungebundenste Tierleben. Bär und Wolf, Renntier und Elen bewegen sich in Rudeln frei; Hase, Vielfraß, Fischotter, Marder, Eisfuchs, Blaufuchs, Zobel und das Hermelin sowie Scharen von Eichhörnchen durchziehen die vom Auerhahn und Birkhahn, von Eulen und Krähen bewohnten Wälder. Von Ende Februar bis Mitte September erscheinen die Zugvögel: Adler und Geier, wilde Schwäne, die in den Sümpfen wohnen, Enten, Schnepfen, Stare, Schwalben und Lerchen. Aber während Sumpf und Dickicht der Ausbreitung dieser reichen Fauna keine Grenzen setzen und das ganze weite Land von ihr überzogen wird, ist der Mensch an die Ufer der Flüsse als an die natürlichen Verkehrswege der Tundra gebunden. Im Sommer sind diese im Boot, im Winter auf Schneeschuhen oder im Renntier- und Hundeschlitten befahrbar. So findet der Umstand, daß das in Westsibirien von dem etwa 20,000 Seelen großen Volk der Ostjaken besiedelte Land eine unverhältnismäßig große Fläche auf der Karte einzunehmen scheint, seine Erklärung darin, daß sich in diesem Gebiet menschliches Treiben nur an den Ufern des Ob und seiner Nebenflüsse abspielt, während das zwischen denselben befindliche Land einem ursprünglicheren Naturleben überlassen bleibt.

Graue Haufen durcheinandergewürfelter Hütten verraten die Spur des Menschen an den flachen, mit kümmerlichen Birken- und Espenbeständen, mit Weiden- und Kiefernwuchs bedeckten Sandufern der Flüsse. Diese Siedelungen der Ostjaken werden »Jurta« genannt; jedes einzelne ihrer Häuser heißt ebenfalls »Jurta«; man unterscheidet zwischen Sommer- und Winter-Jurten, von denen eine jede in der entsprechenden Jahreszeit bezogen wird. Sommer- und Winter-Jurten befinden sich voneinander oft in bedeutenden Entfernungen, da erstere, je nach Bedarf, in der Nähe von Fischplätzen oder an den im Sommer zugänglichen Verkehrswegen errichtet werden. Die Sommer-Jurta wird schnell, aber immerhin dauerhaft gebaut, indem man entweder ein konisches Gestell aus Stangen mit Birkenrinde bekleidet, oder vier Wände

aus Ruten flicht und ein Dach aus Birkenrinde aufsetzt. Anders die Winter-Jurta. Um sie herzuſtellen, wird zunächſt ein etwa ein Meter tiefes Loch gegraben, in das man ein Gehäuse von feſtgefügten Balken versenkt. Der über die Oberfläche der Erde hinausragende Teil des Gehäuses wird dann mit Birkenrinde und darüber mit Erde gedeckt und mit 1—2 Fenſtern und niedriger Tür versehen. Der Grund des Erdlochs dient als Fußboden, manchmal wird er mit Holz gedielt. In die Fenſter werden durchsichtige Eisplatten eingelassen, die bereits im Herbſt, wenn der Fluß noch mit dünner Eisschicht bedeckt iſt, gesammelt worden sind. In vereinzelten Fällen werden die Eisplatten durch dünne Tierhäute ersetzt, die zwar genügend Licht zulassen, indes keinen Blick ins Freie gewähren.

Ein Vorraum am Eingange zur Winter-Jurta wird nicht errichtet. Man betritt diese direkt durch die kleine Tür. Was zunächſt ins Auge fällt, iſt der »Tschuwal«, der Herd mit dauernder Feuerung, rechts oder links vom Eingange, aus Holz und Ton, mit Rauchfang, errichtet. An den Wänden sind reichlich Pritschen angebracht, die zum Teil, mit Bettzeug von Renntierfell bedeckt, als Schlafplätze dienen, zum Teil als Aufbewahrungsort für Hausgeräte aus Holz und Birkenrinde. Unter der Decke hängen an Stangen das Renntiersaumzeug, verschiedene Geräte, trocknende Felle und Pelze. An einem Haken von Renntierhorn befindet sich, an Riemen befeſtigt, die Kinderwiege. In den Ecken sind Vorräte zusammengehäuft, deren größerer Teil indes zusammen mit den Jagd- und Fischerei-Geräten in einzelnen Speichern, die auf dem nächſten Hügel auf vier hohen Füßen errichtet werden, aufbewahrt iſt. Vor der Jurta werden die Hunde angebunden, ſtehen die Renntiere, die Schlitten, die umgekehrten Kähne, liegt der Abfall herum.

III.

In dieser Umgebung hauſt der Oſtjak. Er iſt mittelgroß; das borſtige Haar auf seinem runden Kopf wird selten grau, das ausdruckslose Gesicht mit hervortretenden Backenknochen und platter Nase iſt faſt bartlos. Die Bruſt iſt flach, Hände und Füße sind schwächlich. Die physische Schwäche des Oſtjaken bietet ihm geringe Widerſtandskraft gegen Krankheiten. Leicht erregbar, iſt er indes ehrlich, ohne Mißtrauen und gaſtfreundlich. Mit einem Notleidenden teilt er seine Habe und wird ſtets zur Hilfe bereit sein. Unter eigener Lebensgefahr rettet er einen Ertrinkenden.

Die Oſtjaken leben in kleinen Stämmen, zum Teil nomadisierend, zum Teil für lange Zeit an beſtimmten Orten ansässig, je nach der Gunſt der lokalen Lebensbedingungen. Feſte Überlieferungen reden von Häuptlingsſtädten mit Wall und Graben, die vor der im 16. Jahrhundert beginnenden russischen Herrschaft beſtanden haben sollen. Indes waren die Lebensbedingungen damals genau dieselben wie heute: Fisch- und Tierfang, Jagd, Renntierzucht, sowie das Einsammeln von Nüssen und Früchten sind in diesem Lande, in dem sich auch in letzter Zeit der Ackerbau nicht eingebürgert hat, die üblichen Beschäftigungen. Damals wie heute ſtanden die Oſtjaken auf der Stufe der Steinzeit. Zwar sind Metalle, obenan das Eisen, seit sehr langer Zeit bekannt, doch wurden sie immer in fertigen Objekten von den Nachbarn gekauft, und die autochthone, ebenfalls in Nachahmung entſtandene Schmiede-

kunſt, die oft bloß auf dem Axtkopf ausgeübt wird, hat ſich nicht über die unterſte Stufe erhoben. So kommt es, daß Beil und Messer in den Händen des Oſtjaken allerdings wichtige Werkzeuge sind, daß er aber mit seinen kleinen Gebrauchsgegenſtänden, soweit diese jetzt nicht direkt von den Russen bezogen werden, noch mitten in die Steinzeit hineinragt. Die oſtjakische Kultur iſt, wenn man geneigt iſt, von dem erwähnten importierten Metall abzusehen, typisch ſteinzeitlich: sie erschöpft sich ganz in der möglichſt vollſtändigen Ausbeutung des in der umgebenden Natur zum Nutzen des Menschen sich Darbietenden, wobei als Werkzeuge nur manuell verarbeitete Produkte derselben Umgebung in Betracht kommen. Aus diesen Grenzen kommt der Oſtjake nicht heraus, innerhalb derselben werden wir ihn indes komplett und in erſtaunlicher Weise angepaßt finden.

Die Frage der Kleidung muß in einer Gegend, die zu den kälteſten Punkten der Erde gehört, jederzeit mit an erſter Stelle geſtanden haben. Hier sah man sich auf die Tierfelle und von ihnen wieder besonders auf das Fell des zum Haustier gemachten Renntieres angewiesen. Die Qualität dieser Felle wird nach dem Alter des Tieres und nach der Jahreszeit, in der es getötet wurde, beurteilt. Das Fell ganz junger Renntiere wird seiner pelzartigen Qualität wegen besonders gern für Kopfbedeckungen verwendet, das mittlerer Tiere oft zur Verzierung der weiblichen Kleidung. Aus dem Fell alter Renntiere werden außer den Kleidern noch Bettzeug und Decken, Taschen und Säcke angefertigt. Das Fell von der Stirnpartie, das man für besonders kräftig hält, wird für die Sohlen der Fußbekleidung benutzt, während die Barthaare zum Ausnähen weißer Ziermuſter Verwendung finden.

Ähnliche Ausnutzung findet auch das Fell auf der Jagd erlegter Elche. Die koſtbaren Felle vom Zobel und Hermelin, vom Bären, vom Vielfraß, vom Fischotter, auch die Eichhörnchenfelle werden dagegen heute nicht mehr getragen, sondern dienen als Handelsartikel. Man schneidet sich aber aus ihnen in Erinnerung früherer Zeiten ein kleines Stück heraus, einen Fetzen aus der Bauchgegend oder Pfoten und Schwänze. Die Verwendung solcher einzelner Fellſtückchen bei der Anfertigung von Kleidungsſtücken bildete von jeher eine besondere Kunſtfertigkeit der oſtjakischen Frauen, denen neben der ganzen Hausarbeit und der Weide der Renntiere auch die Sorge für die Kleidung aufgebürdet iſt. Es gibt Männerkoſtüme, die aus über 300 Hasenpfoten oder über 400 Renntierohren, sowie aus kleinſten Reſten von Eichhörnchenfellen aufs kunſtvollſte zusammengenäht sind. Zu demselben Zweck werden auch Vogelbälge vom Taucher und Birkhahn benutzt, und dies mit größter Geschicklichkeit, mit faſt unsichtbaren Nähten.

Jedes Fell muß zuerſt sorgfältig getrocknet werden, an der Sonne oder in der warmen Jurta. Darauf folgt die Bearbeitung, welche es verhältnismäßig dünn, leicht und schmiegsam macht. Hierbei findet Tran, aus Fischeingeweiden gewonnen, reichlichſte Anwendung. Die auf diese Weise präparierten Felle werden mit Hilfe des Messers auf einem eigens dazu vorhandenen, oft mit Ziermuſtern geschmückten Brett mit vieler Berechnung zugeschnitten und schließlich zusammengenäht. Die zur Verwendung gelangenden Fäden sind aus Renntier- und Elchsehnen (letztere geben die

ſtärkſten Fäden) gewonnen. Nadel und Ahle sind aus Knochen. Auch hier leiſten die Frauen Erſtaunliches. »Die die Nadel haltende, mit den Fingerſpitzen arbeitende Jungfrau« iſt eine häufig wiederkehrende Figur in den alten oſtjakischen Epen, deren Heldinnen mit der Knochennadel in der Hand unsichtbare Nähte nähen zu können, unter ihre Vollkommenheiten zählen. »Wie die Naht genäht ward, sieht man nicht; wie die Arbeit getan ward, sieht man nicht.«

Die auf solche Weise gefertigte Pelzkleidung wird auf den nackten Körper angezogen. Mit einigen Abweichungen im Frauenkoſtüm beſteht sie aus folgenden Teilen: das unterſte Kleidungsſtück, »Maliza«, iſt eine Art weites Hemd, an dessen Nacken eine abſtreifbare Kapuze und an dessen Ärmeln abſtreitbare Handschuhe angenäht sind. Es wird, mit dem Fell nach innen, unmittelbar auf den Körper angezogen. Über der »Maliza« wird im Winter ein zweites Kleidungsſtück, »Gusj« genannt, getragen. Es hat dieselbe Form und ebenfalls eine Kapuze, indes iſt das Fell nach außen gekehrt. Dieses Kleidungsſtück wird häufig durch ein anderes, eine Art Leibrock mit langen Schößen und Bändern, »Koleg« genannt, ersetzt. Den Unterleib schützen Hosen, die Füße Strümpfe und Schuhwerk aus Fell. Das Schuhwerk »Kisi«, mit dem Fell nach außen, iſt Stiefeln zu vergleichen. Die Strümpfe, »Tshishi«, werden mit dem Fell nach innen getragen.

Zum Schutz gegen die Kälte werden die Oberkleider mit möglichſt wenig Nähten aus großen Stücken gefertigt. In die Nähte selbſt legt man Haarbündel hinein, füllt auch das Schuhwerk mit zerpulvertem faulem Holz oder mit Heu gegen die Wirkungen von Kälte und Schneeſturm aus.

Neben all diesen, von nützlichen Überlegungen geleiteten Arbeiten ſtellt sich — gleichsam zum Ausgleich ihrer Mühen — der Sinn für Zierformen wie von selbſt ein. Aus verschiedenfarbigen Fellſtückchen werden Ornamente sorgsamſt aufgenäht; Rückseiten der Felle werden gefärbt. Ocker gewinnt man aus einem der im Ural entspringenden Nebenflüsse des Ob; er wird mit Tran gebunden. Eine bräunliche Farbe liefern die Wurzeln der Lärche und der Erle; ein Birkenschwamm dient pulverisiert als Bindemittel.

Dieser seit grauer Vorzeit und ursprünglich bei allen Oſtjaken gleich gebräuchlichen Pelzkleidung hat sich in jüngerer Zeit noch eine weitere Art der Bekleidung zugesellt. In ihrem Charakter typisch oſtjakisch, kann sie indes in ihren Ursprüngen nicht in dem Sinne als autochthon aufgefaßt werden wie die Bearbeitung der Felle. Die heute bereits im Ausſterben begriffene Kunſt der Oſtjaken, aus Nesselfasern Gewebe herzuſtellen, beruht vielmehr auf übernommener Technik. Schon der Umſtand, daß sie eigentlich nur im Süden, am Irtysch, wirklich zu Hause iſt, dort, wo man Spinnen und Weben von den benachbarten Tataren lernen konnte, zeigt dies zur Genüge. Ferner findet man unter den reichen und schönen Stickereien, welche die Kleidungsſtücke aus Nesselſtoff zieren, neben den die »Tiere des Waldes« darſtellenden, von den Pelzverzierungen auf den Stoff übertragenen rein oſtjakischen Ornamenten (25 derselben sind im Jahrb. d. Tobolsk. Mus. sorgfältig reproduziert und beschrieben) auch mittelasiatische Teppichmuſter.

Die Nessel, welche man zu bearbeiten gedenkt, bedarf nicht der geringſten Pflege. Sie wächſt besonders im südlichen Gebiet als Unkraut haufenweise

in der Nähe menschlicher Siedelungen und wird einfach mit der Hand abgebrochen. Man achtet nur auf die Länge des Stengels, die gegen zwei Meter zu betragen pflegt. Nachdem diese Nesselstengel eine Zeitlang der Luft zum Trocknen ausgesetzt worden sind, wird mit einem Elchknochen der Nesselfaserstoff, welcher dem von Hanf und Flachs ähnlich ist, vom Mark und von der Schale befreit.

Die so gewonnenen Fasern von gelblich grüner Farbe werden eine Zeitlang weiter getrocknet und darauf in einem großen Mörser mit kräftigem Stößel fest gestampft. Hierbei löst sich von ihnen der letzte Hachelrest ab, und im Prozesse des Stampfens werden sie zunehmend weißer und reiner. Mörser und Stößel können durch einen Stein und einen hölzernen Klopfer ersetzt werden. Die auf diese Art bearbeiteten Nesselfasern sind fertig zum Spinnen, was in der üblichen Art geschieht. Um die gesponnenen Fäden weich und weiß zu machen, kocht man sie in einer Lauge von Espenasche. Darauf kommen sie in den Webstuhl, wobei auch der Vorgang des Webens der übliche ist. Nach der Sorgfalt der Bearbeitung ergeben sich alle Sorten von Nesselgeweben: vom gröbsten Stoff für Oberkleider bis zum feinsten, zu Wäschestücken benutzten. Genäht und verziert wird mit der Sorgfalt, die bereits aus der Schilderung der Fellbearbeitung bekannt ist.

Neben Tierfell und Nessel für die Kleidung kommen Knochen und Holz für Waffen und Kähne sowie für das Hausgerät in Betracht. Nach einer im Laufe von Jahrhunderten erprobten Methode fertigt sich der Ostjak seinen Einbaum aus Espenholz, stellt er Netze aus den Wurzelfasern der Zirbelkiefer her; letztere dienen ihm auch als Angelschnur, an deren Ende er einen hölzernen Haken zum Fischfang befestigt.

Aber alle Bäume müssen zurücktreten vor der Birke, die sich über Sibirien ebenso wie über das nördliche europäische Rußland bis hinein in die baltischen Provinzen verbreitet findet. Die Birke ist ein Symbol des Nordens, wie die Akazie mit dem Orient, der Ölbaum mit den Mittelmeerländern, die Linde mit Mitteleuropa, mit dem südlichen Deutschland verwachsen ist.

Gleich diesen Bäumen wird sie in Mythen bedichtet, spielt sie in der Sage eine Rolle, ist sie im Volkslied besungen. »Das ist der alte Märchenwald — es duftet die Lindenblüte« — der Vers des Dichters ist dasselbe, als wenn der Russe mit hohem, süßlichem Tenor seine »Be—e—rjösa« anstimmt — oder unten in Wladikawkas, an den Toren des Kaukasus, der Lesghier in warmer, sternheller Nacht auf seiner Balalaika spielt »einfach, unbestimmt, eine Melodie aus dem fossilen Leben, und sie bedeutet Liebe und wogende Steppe und säuselndes Akazienlaub«.

Im ganzen Norden wird die Birke geliebt, ihre hellen Stämme und ihr schattenhaftes Laub, ihre anspruchslose Silhouette sind jedem vertraut und besonders dem Jäger mit unzähligen Erinnerungen verbunden. Überall trinkt man im Frühling ihren Saft, und ihre Rinde wird zu tausend Dingen verarbeitet.

Die Bedeutung der Birkenrinde für den Hausbau der Ostjaken ist bereits geschildert worden. Vor dem Gebrauch wird ihr dabei durch Auskochen ein lederartiger Charakter gegeben. Die so bereitete Rinde nennt man »Kissa«. Aus »Kissa« werden auch Becher, Schöpfkellen, Schüsseln, Körbe und Körbchen sowie Kinderwiegen gemacht. Sie findet bei der Anfertigung von Kleidungs-

ſtücken als harte Unterlage Verwendung. Sogar Schneebrillen werden aus ihr hergeſtellt.

Aus Birkenrinde sind auch die Tanzmasken gefertigt, deren man sich bei Feſtaufführungen zu Ehren des heilig geltenden Bären bedient. (Reſte totemiſtiſcher Vorſtellungen äußern sich u. a. auch darin, daß auf der Jagd niemand das von ihm getötete Tier heimtragen darf; er muß es vielmehr dem unbeteiligten Gefährten überlassen.)

Die Waffen — zugleich Jagdgeräte — der Oſtjaken beſtehen vor allem aus Pfeil und Bogen. Letzterer wird in verschiedenen Größen gefertigt. Ein großes Exemplar wird von zwei Männern gespannt und vermittels eines sinnreichen Mechanismus abgeschossen. Die Pfeile sind mit Knochenspitzen sowie mit solchen aus dem Schnabel und den Klauen des Tauchervogels versehen. Es werden auch rohe Eisenspitzen benutzt. Mit dem Pfeil wird ebenfalls auf Fische geschossen, die man sonſt durch erprobte Fangmethoden erbeutet.

Der Fisch bildet das hauptsächlichſte Nahrungsmittel des Oſtjaken. Stör und Sterlet, der sibirische Lachs, Hecht, Barsch, Karausche und Weißfisch kommen in Mengen vor. Aus der Haut der Quappe werden Säcke und Schuhwerk angefertigt. Aus Fischschuppen wird ein Leim ausgekocht. Die Gräten dienen als Hundefutter; getrocknet werden sie in großen Mengen als Wintervorrat zu diesem Zweck aufbewahrt.

Unter den eßbaren Beeren ſtehen die Preiselbeere, Moosbeere und Heidelbeere obenan. Aber auch sie wie die eßbaren Früchte der Zirbelkiefer werden nur mühsam gewonnen; müssen sie doch im Walde gesammelt und dann große Strecken weit über den Sumpf nach Hause getragen werden.

IV.

Daß diesem in ſteinzeitlichen Verhältnissen lebenden, seiner Umgebung völlig angepaßten Volke die durch den Russen vermittelte höhere Kultur nicht das Rechte bieten konnte, liegt auf der Hand. Weit davon entfernt, ein besseres Zeitalter gebracht zu haben, hat die Berührung mit derselben vielmehr bei den Oſtjaken wie bei so vielen anderen Völkern zur völligen Entgleisung geführt. Zur Hälfte in russische Kleider geſteckt, mit alten russischen Werkzeugen ausgerüſtet, sieht der größere Teil derselben bereits auf der Väter Sitten und Geräte als auf etwas Vergangenes zurück, ohne hiermit indes irgendwelche Aussichten für die Zukunft zu verbinden. Über die unerfreuliche Gegenwart hilft der Schnaps hinweg, den die Oſtjaken zu ihrem Verderben immer mehr kennen lernen. Früher berauschte man sich an Fliegenpilzen, die Rhapsoden aßen davon 7, 14, ja 21 Stück, um sich zum Liede zu begeiſtern (merkwürdigerweise sind die anderen genießbaren Pilze nie zur Speise benutzt worden). Heute hat man nur einen Wunsch: bis zur Bewußtlosigkeit zu trinken, aufzuwachen und weiter zu trinken.

Alle nordischen Völker neigen zum schweren Rausch, in welchem sie, entgegen dem Südländer, dem der Rausch eine Erhöhung des Lebensgefühls bedeutet, Bewußtlosigkeit und Vergessen einer düſteren Umwelt suchen. Am Ob wird für einen Rausch die halbe Habe verkauft; durch die Bezahlung in Schnaps sind alle Landesprodukte entwertet, das Volk verarmt, und die im Gefolge des Alkohols auftretende Seuche richtet es ganz zugrunde.

Der Russe hat — gegen seinen Willen — im Gebiete der Autochthonen Sibiriens

die Rolle der alles verderbenden bibli≈schen Schlange übernommen, wie die anderen Europäer ſonſtwo bei Natur≈völkern. Der arme Oſtjak, durch ihn wissend, daß der Kampf ums Leben böse, der Branntwein gut iſt, sieht sich für immer aus dem Paradiese des Natür≈lichen (mag dieses Paradies auch ein hyperboräisches sein!) vertrieben. Ebenso ergeht es seinen Vettern und Nachbarn. Wie ein Traumbild bei Tag schwankt diese entgleiſte hyperboräische Mensch≈heit, ihren gewohnten Lebensformen entrissen, einer dunklen Zukunft ent≈gegen; mehr als sie es je gewesen, sind sie jetzt »am fernen nordischen Hori≈zonte ein wildes, lebendig begrabenes, schneeverwehtes Volk«.

Wehrmacht und Industrie.

Von

Karl Bahn.

Die Beziehungen zwischen Wehrmacht und Induſtrie sind in Deutschland sehr vielseitig, weitverzweigt und tiefgehend. Sie erſtrecken sich nicht nur auf den erheblichen Geldzufluß durch die Aus≈gaben für Heer und Flotte, sondern auch auf den gegenseitigen fördernden Einfluß auf technischem Gebiet. Da die Ausgaben für Heer und Flotte faſt unverkürzt der Volkswirtschaft wieder zufließen, denn Ersparnisse werden davon nirgends gemacht, so haben die≈selben eine eminente volkswirtschaftliche Bedeutung. Die Größe des befruchten≈den Einflusses dieser Ausgaben und seine Verbreitung auf alle Induſtrie≈zweige bis in alle Volksschichten läßt sich am klarſten an einem Beispiel er≈kennen. Für das Rechnungsjahr 1912 sind ohne den Nachtrag für die Ver≈ſtärkung von Heer und Flotte für 1912 und die folgenden Jahre und ohne die Pensionen für Offiziere, Beamten und Soldaten die Ausgaben auf 1,320,472,310 Mark veranschlagt. Dies ſtellt jeden≈falls die Mindeſtsumme der Ausgaben dar, denn nach den Etatsbeſtimmungen dürfen gewisse Einnahmen aus der Ver≈wertung entbehrlicher Beſtände seitens der Behörden und Truppen wieder ver≈wendet werden. Und diese Einnahmen können unter Umſtänden recht be≈deutend sein.

Es iſt ohne weiteres klar, daß ohne das große Heer und die Flotte eine gleich große Summe für reine Kultur≈zwecke seitens des Reiches gewiß nicht verausgabt werden würde; vielmehr würden die Steuern niedriger sein und ein Teil dieses Geldes durch Ersparnis kapitalisiert und dadurch dem Umlauf entzogen werden. Übrigens dient auch ein nicht unbedeutender Teil der Aus≈gaben für Heer und Flotte Kultur≈zwecken. Die Ausgaben für Erziehung und Bildung in Heer und Flotte sind recht groß; es handelt sich dabei um Volksschul≈, Gymnasial≈ und Hoch≈schulbildung. Schließlich iſt doch die Erziehung unserer deutschen Jugend zu tüchtigen, willensſtarken, tatkräftigen und leiſtungsfähigen Männern durch die all≈gemeine Wehrpflicht eine ganz außer≈ordentliche Kulturleiſtung, die ihre Früchte in der großartigen Entwicklung Deutschlands und seines Wirtschafts≈lebens getragen hat. Zahlenmäßig läßt sich dieser hohe ideelle Wert nicht nachweisen.

Eine Zergliederung der Summe von

$1\frac{1}{3}$ Milliarden Mark, um den Anteil der Induſtrie daran nachzuweisen, iſt schwierig und nur in sehr weitgeſteckten Gruppen möglich. Es kann angenommen werden, daß etwa 372 Millionen Mark auf persönliche Ausgaben, wie Gehalt, Löhnung, Zulagen, Tagegelder, etwa 233 auf die Landwirtschaft für Mundverpflegung und Ankauf von Pferden und deren Futter fallen. Dann verbleiben für Induſtrie und Handwerk noch 715 Millionen Mark. Ein Teil der persönlichen Gebührnisse, die faſt reſtlos für den Lebensunterhalt der Empfänger und ihrer Familien verbraucht werden, fließt ebenfalls der Induſtrie und dem Handwerk zu; und zwar nicht nur dieser Teil, sondern auch die nicht unerheblichen Zuschüsse aus Privatvermögen, Zulagen, Renten usw. Dieser den örtlichen Umsatz ſtark belebende Einfluß spricht sich am deutlichſten darin aus, daß kleinere Städte nach Garnisonen drängen und für dieselben mitunter erhebliche Opfer bringen.

In den 715 Millionen Mark ſteckt noch eine nicht ausscheidbare, verhältnismäßig aber geringfügige Summe, die dem Handel zufällt für die Beschaffung derjenigen Bedürfnisse, die im Inlande nicht oder nicht im ganzen Umfange oder nicht in der erforderlichen Güte zu erhalten sind und deshalb aus dem Auslande bezogen werden müssen, obwohl der Grundsatz, möglichſt im Inland zu kaufen, ſtreng durchgeführt wird. Als Beispiel hierfür mag die Beschaffung der Baumwolle zur Herſtellung von Schießpulver und Sprengſtoffen, des Petroleums und der schwedischen und spanischen Eisenerze für Gußſtahl besonderer Eigenschaft angeführt werden. Die Anzahl der aus dem Auslande bezogenen Stoffe iſt aber wesentlich größer.

Die hohe wirtschaftliche Bedeutung der Ausgaben für Induſtrie und Handwerk ergibt sich daraus, daß durch dieselben etwa 715,000 Arbeiter jährlich beschäftigt werden, wenn angenommen wird, daß die Hälfte dieser Summe auf Arbeitslohn entfällt. Diese Annahme iſt durchaus begründet, denn schon bei der Gewinnung, Erzeugung, Veredlung, Umarbeitung, Fortschaffung usw. der Rohſtoffe überſteigt der Arbeitslohn faſt regelmäßig den Rohwert. Das Jahr iſt dabei, wie allgemein üblich, zu 300 Arbeitstagen und der Tagelohn zu durchschnittlich fünf Mark, also hoch, angenommen worden.

Wie sich nun dieser Geldſtrom auf die verschiedenen Induſtriezweige und Gewerbe verbreitet, läßt sich ebenfalls nur für weitgefaßte Gruppen nachweisen. Aber die große Verschiedenheit dieser Gruppen voneinander und die zahlreichen Gewerke, die jede einzelne umschließt, geben ein Bild von der Verbreitung dieses Geldes. Es fallen in Millionen Mark etwa: 193 auf den Schiffbau und dessen Hilfsgewerbe, 110 auf Geschütze, 106 auf Bauten und deren Einrichtung und Ausſtattung, 97 auf Munition einschließlich der Minen und Torpedos, 55 auf Feuerung und Beleuchtung, 50 auf Bekleidung und Ausrüſtung, 20 auf das Transportgewerbe, 19 auf Feldgerät, 14 auf Handfeuerwaffen, 10 auf Geräte für den Haushalt der Truppen und Behörden und 2 auf Sanitätseinrichtungen. Dann verbleiben noch etwa 42 Millionen Mark, die die Wirtschaftsgelder der Behörden und außerdem noch derart verschiedene Ausgaben umfassen, daß eine Zerlegung dieser Summe und eine anderweite Zusammenfassung nach ihrer Verwendung nicht möglich iſt. U. a. gehören hierhin die Ausgaben für die Geschäftsbedürfnisse der Amtsräume, Schreibmaterialien, Bücher, Karten u. a. m., woraus sich

eine Beteiligung der Papier- und Feder-Industrie, des Buchdruckergewerbes und der Vervielfältigungskunst erweist.

Wie weit umfassend jede einzelne Gruppe ist, kann der Kürze wegen nur an wenigen Beispielen gezeigt werden. Zur Bekleidung und Ausrüstung der Mannschaften z. B. gehören: Wäsche, Kleider von Tuch und Leinen, Mützen und andere Kopfbedeckungen, Halsbinden, Fußbekleidung, Brotbeutel, Feldflasche, Kochgeschirre, Säbelkoppel, Tornister oder Mantelsack oder Rucksack, Patronentaschen, Hängematten, Moskitonetze, Zelte, Tropenausrüstung u. a. m An deren Herstellung arbeiteten: Spinnereien, Webereien für Baumwolle, Wolltuche und Leinewand, Zuschneidemaschinen, Nähmaschinen, Garn-, Zwirn- und Knopffabriken, Fabriken für Posamenten und Tressen, Gerbereien, Sattlereien, Schuhmacherwerkstätten, Metallgießereien, Walz-, Stanz- und Prägewerke, Metallbearbeitungs-Werkstätten und Militäreffekten-Fabriken. Mittelbar arbeiten auch daran die Maschinenfabriken, die die Kraft- und Werkzeugmaschinen, die Handwerkzeuge, Geräte und Instrumente für jene Betriebe anfertigen, und die Zechen, Hütten, Gasanstalten, Elektrizitätswerke und Fabriken, die ihnen Licht, Kraft, Feuerung und Rohstoffe liefern.

Im »Nauticus« von 1912 (S. 294 ff.) ist in einem Artikel: »Die befruchtende Wirkung der Flottengesetze auf die deutsche Industrie« auf Grund vermutlich für diesen Zweck besonders gebuchter und zusammengestellter Berechnungen die Verteilung der Ausgaben für den Kriegsschiffbau wie folgt angegeben. Neben Ingenieuren, Chemikern, Zeichnern, Meistern, Aufsehern, Verwaltungsbeamten und kaufmännischen Angestellten arbeiten Tausende von Stahl- und Eisenarbeitern, Metallarbeitern, Schiffsschmieden, Maschinenbauern, Monteuren, Zimmerleuten, Tischlern, Lackierern, Leder- und Teppicharbeitern, Kork- und Gummiarbeitern, Tapezierern, Seilern, Malern und Vergoldern, Installateuren, Elektrotechnikern, Optikern usw. An Rohstoffen und Arbeitsleistung werden auf den Kaiserlichen Werften gebraucht: Eisen, Stahl und andere Metalle, Metallwaren, Maschinen und Motoren, Werkzeuge, Nutzholz, Holzwaren, Webwaren, Filz, Linoleum, Tauwerk, Wischwolle, Roß-, Reh- und Kälberhaare, Glas und Porzellan, Gummi, Asbest, elektrotechnische Erzeugnisse aller Art, wie Elektromotoren, Dynamomaschinen, Akkumulatoren, Scheinwerfer, Funkentelegraphie, Leitungs- und Kommandoanlagen, Armaturen, Lampen, Laternen u. a. m. Ferner Kohlen, Brennholz, Drogen, Chemikalien, Oele, Fette, Farben, Artillerie- und Navigationsinventar, Schiffsgefäße, Leder und Lederwaren, Korb- und Bürstenwaren, Bau- und Eisenbahngerät nebst Zubehör, Erd-, Pflaster-, Gleis- und Baggerarbeiten, Hoch- und Tief-Dock- und Brückenbauten, Schreib-, Zeichen- und Bureaugeräte, Buchbinder-, Tapezierer- und Polsterarbeiten, Wäscherei, Gestellung von Dampfern und Prähmen.

Bei einem jährlichen Verbrauch von 238 Millionen Mark für Schiffsneubauten entfallen etwa 155 Millionen Mark auf reinen Arbeitslohn und etwa 24 Millionen Mark auf Gehälter an Angestellte, so daß etwa 95000 Arbeiter-, Angestellten- und Beamtenfamilien hieraus ihren Lebensunterhalt empfangen.*)

*) Diese Summe verteilt sich auf die verschiedenen Gewerke wie folgt:

Etwa 34 Millionen Mark auf 21000 Schiffbau- und Werftarbeiter,

etwa 90 Millionen Mark auf 45000 Arbeiter für Schiffbaurohstoffe und deren Hilfsindustrie,

etwa 6 Millionen Mark auf 3000 Arbeiter der Eisen- und Metallindustrie,

Diese Beispiele genügen zum Nachweis, wie die für Heer und Flotte verausgabten Gelder durch tausend und aber tausend Kanäle über das ganze Reich in alle Gewerbe bis in die Hausindustrie, zu dem Handweber, der Nähmaschinenarbeiterin und anderen Heimarbeitern fließen.

Die Größe der der Industrie zufallenden Summe von den Ausgaben für die Wehrmacht wird auch dadurch nicht geschmälert, daß das Reich einen Teil seines Bedarfes in eigenen Werkstätten oder Anlagen herstellen läßt, denn die Industrie liefert den Reichsanstalten alle Maschinen, Geräte, Werkzeuge, Rohstoffe und halbfertigen Gegenstände, die zur Durchführung des Betriebes erforderlich sind, und Gehalt und Arbeitslohn entfält auf Zivilarbeiter, also auf Angehörige von Handel und Industrie.

Die jährlich wiederkehrenden umfangreichen und wertvollen Aufträge der Wehrmacht an die Privatindustrie haben naturgemäß im Laufe der Jahre eine blühende und leistungsfähige Industrie für Kriegsgerät im weitesten Sinne und für die dazu erforderlichen Rohstoffe und vorgearbeiteten Gegenstände herangebildet, die einen hohen Ruf im Ausland genießt. Es ist dies ein großes auch volkswirtschaftliches Verdienst der Wehrmacht. Wenn nun nach Vorstehendem die Wehrmacht die Privatindustrie trotz eigener Reichsanstalten nicht entbehren kann, weil sie teilnimmt an der Herstellung fertigen Kriegsgeräts und die Betriebsführung jener Anstalten erst sichert, so ist die Frage zu entscheiden, in welchem Umfange die Wehrmacht Fabriken zur Herstellung von fertigem oder vorgearbeitetem Kriegsmaterial fördern oder unterstützen soll und muß. Diese Frage ist in jeder Hinsicht von hoher Bedeutung. Für das Mindestmaß ist allein das militärische Interesse maßgebend. Der meist plötzlich und dringend auftretende außerordentliche Bedarf z. B. bei der Mobilmachung und während eines Krieges muß unter allen Umständen mit Sicherheit selbst dann gedeckt werden können, wenn durch höhere Gewalt, Betriebsstörungen, Verlust einzelner Fabriken an den Feind u. a. m. einige Bezugsquellen ausfallen. Für die Beschränkung nach oben sind verschiedene Gesichtspunkte maßgebend. Im Interesse rechtzeitiger gesicherter Lieferungen sollte eine Beschränkung allerdings nicht stattfinden. Sie ist auch nicht geboten und deshalb nicht am Platze, wenn es sich um Lieferungen und Leistungen handelt, die nach Art und Güte nicht oder nur gering von gleichartigen für Privatverbraucher abweichen, so daß besondere Einrichtungen, Kenntnisse, Erfahrungen und Übung für die Arbeit nicht erforderlich sind. Wenn hingegen diese Voraussetzungen fortfallen und die Herstellung von Gegenständen in Frage kommen, die nach Art, Güte und Anforderungen ausschließlich der Wehrmacht eigentümlich sind, so ist eine Beschränkung geboten in dem Maße, wie durch Sondereinrichtungen, Versuche und Einübung des Personals Geld aufgewendet werden muß. Denn der Wehrmacht erwächst daraus die Verpflichtung, entweder diese Kosten zu übernehmen oder das angelegte Kapital in irgend einer Form laufend zu verzinsen und allmählich zu tilgen, die Arbeiter in Übung zu halten und deren Entlassung

---

etwa $1^1/_2$ Millionen Mark auf 600 Arbeiter bei der Urerzeugung von Holz- und Faserstoffen,

etwa 22 Millionen Mark auf 15000 Bergleute für Erz- und Kohlengewinnung,

etwa 6 Millionen Mark auf 5000 Hand- und Transportarbeiter,

etwa 22 Millionen Mark auf 7000 Kopfarbeiter.

bei ungenügender Beschäftigung der Fabriken zu verhüten. Je größer die Zahl der Werke iſt, die sich für Herſtellung gleichartiger Gegenſtände eingerichtet haben, um so größer wird das feſtgelegte Kapital, die Zinssumme wächſt und der Umfang der Beſtellung für jedes einzelne Werk vermindert sich in demselben Maße, wie die Zahl der Bewerber wächſt, denn die zu beschaffenden Mengen sind durch den vorliegenden Bedarf und die zur Verfügung ſtehenden verhältnismäßig nur geringen Mittel beschränkt. Dadurch werden diese Verpflichtungen der Verwaltungen unter Umſtänden sehr drückend und kaum erfüllbar; namentlich wenn bei daniederliegendem Geschäftsgang die Forderung aller Werke um Beschäftigung zur Vermeidung der Entlassung eingeübter Arbeiter dringend und kaum abweisbar wird. Gerade zurzeit wiederholt sich dieser Vorgang. Die Presse fordert laut und nachdrücklich ſtaatliche Aufträge für die beiden Luftschiff- und die Fahrzeugfabriken, damit dieselben im militärischen und volkswirtschaftlichen Interesse leiſtungsfähig bleiben. Mit großer Wahrscheinlichkeit wird die Zahl solcher Fabriken mit dem Auftauchen neuer Konſtruktionen, z. B. Schütte-Lanz und Siemens-Schuckert mit der Zeit wachsen. Dann wird aber das Reich kaum in der Lage sein, allein alle diese Fabriken lebensfähig zu erhalten, wenn nicht Beſtellungen privater oder ausländischer Staaten dabei helfen. Wie weit diese Beschränkung des Mitbewerbes zu gehen hat, entscheidet in jedem Einzelfalle das Verhältnis zwischen aufgewendetem Kapitel und Größe und Wert des einmaligen oder laufenden Bedarfs in solchem Artikel. Iſt dies so ungünſtig, daß keine Fabrik auf eigene Gefahr und Koſten sich als Mitbewerberin einrichten kann und will, so führt dies naturgemäß zum Monopol in diesem Artikel auf dem Inlandsmarkt und der Staat iſt gar nicht in der Lage, unter Wahrung der ſtaatlichen Gesamtinteressen hierin Wandel zu schaffen. Patentrechte der Fabriken sind für die Herausbildung von Monopolen weit weniger einflußreich, als die geschilderten Verhältnisse, weil nach dem Patentgesetz jedes Patent der Wehrmacht auf Verlangen überlassen werden muß, natürlich gegen angemessene Entschädigung.

Zwei Monopole im Deutschen Reich, die durch die Verhandlungen im Reichstage eigentlich dauernd die Öffentlichkeit beschäftigen, sind typisch für diese Verhältnisse. Bei Beginn unseres Flottenbaues wurden die Panzerplatten ausschließlich aus England bezogen. Das war militärisch und volkswirtschaftlich ein Übelſtand. Auf ſtaatliche Einwirkung erwarb die Dillingerhütte die englischen Patente und richtete auf eigene Koſten und Gefahr ein Panzerplattenwerk ein. Als der Betrieb rentabel zu werden begann, sollte die Monopolſtellung gebrochen und ein Mitbewerber geschaffen werden. Deshalb wurde Krupp zur Erzeugung von Panzerplatten veranlaßt. Nachdem diese Fabrik in wenigen Jahren Großartiges durch eigene koſtspielige Versuche und Einrichtungen geleiſtet und sich an die Spitze der Panzerplattenerzeugung geſtellt hatte, verband sie sich mit der Dillingerhütte, der sie die Benutzung ihrer Patente überließ. Damit war der beide Fabriken schädigende Wettbewerb wieder beseitigt. Die auf Anregung des Reichstags abermals unternommenen Versuche, neuen Wettbewerb zu schaffen, sind vollſtändig gescheitert, weil eine Preisermäßigung nicht gewährt werden konnte, dem Reichsmarine-Amt ungünſtigere Bedingungen als bisher ge-

ſtellt wurden und von 1915 ab abermals ein Monopol dieser drei Fabriken in sicherer Aussicht ſtand. Die Einrichtung eines Panzerplattenwerkes iſt glaubhaft und bisher auch unwidersprochen auf 20 Millionen Mark geschätzt worden. Vor Erlaß des Flottengesetzes waren die Beſtellungen auf Panzerplatten so unregelmäßig und zeitweise so gering, daß ein wirtschaftlicher und rentabler Arbeitsplan gar nicht aufgeſtellt werden konnte. Die geringſte Beſtellung eines Jahres waren nur 32 Tonnen. Das iſt ein so geringfügiger Auftrag, daß es sich kaum verlohnt, ein weitverzweigtes umfangreiches Plattenwalzwerk dafür in Betrieb zu setzen. Die Verzinsung und Tilgung eines Anlagekapitals von 20 oder gar 40 bzw. 60 Millionen Mark iſt bei so geringem Bedarf selbſt durch sehr hohe Preise nicht möglich. Dieses Beispiel zeigt auch, daß bei gesunder Preispolitik der Fabriken auch bei größerem Bedarf die Einheitspreise höher werden müssen, wenn das feſtgelegte Kapital dreier Fabriken rentabel arbeiten soll.

Das zweite der in Rede ſtehenden Monopole iſt das auf schwere Geschützrohre, die in Deutschland nur in einer Fabrik hergeſtellt werden. Keine andere deutsche Fabrik hat sich bisher bereit gefunden, Einrichtungen für die Herſtellung solcher Rohre zu treffen. Die Koſten hierfür sind eher noch höher als die für ein Plattenwalzwerk, und der Bedarf an schweren Rohren iſt nur gering. Das größte Rohr, das in Deutschland gefertigt wird, hat einen Seelendurchmesser von 40 cm, das größte bei der deutschen Wehrmacht verwendete einen solchen von 30.5 cm. Die fertigen 30.5-cm-Rohre haben eine Länge von 16 m und ein Gewicht von 53100 kg. Die Einrichtungen zum Guß, Transport, Schmieden, Ausglühen, Vergüten, Abdrehen, Ausbohren, Ziehen und Zusammensetzen solcher Rohre müssen an Größe und Mächtigkeit der Leiſtung diesem Gewicht und diesen Größenabmessungen entsprechen und sind demgemäß teuer. Zum Vergleich sei hier erwähnt, daß z. B. der Tausend-Zentner-Hammer »Fritz« der Kruppschen Fabrik bereits 1864 1.8 Millionen Mark gekoſtet hat und daß seine Leiſtung heute kaum genügen würde, die schweren Gußblöcke völlig durchzuarbeiten. Dem großen Anlagekapital ſteht selbſt jetzt in der Entwicklungszeit der deutschen Marine nur ein Bedarf von höchſtens 40 30.5-cm- oder annähernd so großen Rohren jährlich gegenüber. Sobald das Bauprogramm eingeschränkt wirkt, sinkt der Bedarf der Flotte, und der für Küſten- und Landbefeſtigungen iſt sowieso ſtets ein sehr geringer. Auf diese geringe Anzahl von Rohren müssen die beträchtlichen Unkoſten für Verzinsung und Tilgung geschlagen werden, woraus sich ein hoher Unkoſtensatz und dadurch ein hoher Preis von selbſt ergibt. Er würde noch höher werden, wenn mehrere Fabriken sich in die geringen Beſtellungen teilen müßten. Durch Auslandsbeſtellungen kann in diesen beiden Artikeln eine Verbilligung des Preises nicht oder nur in sehr beschränktem Maße eintreten, weil Panzerplatten und Armierungen für die Kriegsschiffe faſt ausnahmslos bei denjenigen Firmen beſtellt werden, die die Schiffe bauen, und das sind z. Zt. in den meiſten Fällen noch immer englische Firmen und teilweise deren Filialen in Italien. Deutschland baut z. Zt. große Panzerschiffe für das Ausland kaum. Deshalb iſt auch der Hinweis darauf, daß in England vier große Privatfabriken für Panzerplatten und schwere Geschütze vorhanden sind, für Deutschland nicht beweiskräftig. Denn jene Fabriken haben

zum großen Teil sehr umfangreiche Auslandsbeſtellungen auf Schiffe, abgeſehen davon, daß der Kriegsschiffbau Englands für den eigenen Bedarf doppelt so groß iſt als der Deutschlands.

Aus diesen beiden lehrreichen Beiſpielen iſt zu folgern, daß in diesen und ähnlichen Fällen die Schaffung eines inländischen Wettbewerbs den Reichsinteressen nicht entspricht. Eine Preisermäßigung iſt nicht möglich. Die gewaltsame Schaffung eines Mitbewerbes müßte nach kurzer Zeit zum Zusammenſchluß der Bewerber und damit zu einer Preiserhöhung führen, anderenfalls würden die Fabriken durch schrankenloses Unterbieten im Wettbewerb sich zugrunde richten. Dadurch würde ein unter dem Monopol blühender Induſtriezweig vernichtet und der Volkswirtschaft und der Wehrmacht ein unendlicher Schaden zugefügt werden, von dem nur das Ausland den Vorteil haben würde.

Gegen die Nachteile des Monopols schützt der ſtarke Wettbewerb auf dem Weltmarkt, der die Preise regelt und dafür sorgt, daß selbſt die führende Fabrik technisch nicht ſtillſteht, sondern vorwärts schreitet, um nicht überflügelt zu werden.

Dagegen kann eine Minderung der Verpflichtung auf Beschäftigung der Fabriken für Kriegsgerät seitens der Wehrmacht durch ausgiebige Auslandsbeſtellungen herbeigeführt werden. Sie können ermäßigend auf die Preise wirken, die Leiſtungsfähigkeit der Fabriken ſteigern und Arbeiterentlassungen verhüten oder vermindern. Deshalb müssen Auslandsbeſtellungen nicht nur zugelassen, sondern nach Möglichkeit gefördert werden, soweit es im Hinblick auf die politischen und militärischen Interessen des Reiches ſtatthaft iſt. Die Wehrmacht hat den Außenhandel unserer Induſtrie in Kriegsgerät mittelbar im hohen Maße gefördert, denn ohne deren Mithilfe hätte er sich nicht so schnell und hoch entwickeln können. Ohne den bedeutenden Einfluß eines Dreyse und eines Alfred Krupp, sowie die Tüchtigkeit unserer deutschen Induſtrie im geringſten verkleinern zu wollen, kann doch der befruchtende Einfluß der deutschen Wehrmacht auf den noch immer ſteigenden Auslandshandel in Kriegsgerät nicht verkannt werden. Denn auch bei Alfred Krupp trat die entscheidende Wendung zum Besseren erſt ein, als Preußen gezogene Hinterladekanonen aus Gußſtahl annahm und größere Beſtellungen machte. Dieser Zweig der Induſtrie iſt erſt durch die deutsche Wehrmacht groß geworden, auf seine jetzige Höhe gelangt und wird auch noch heute durch ihre umfangreichen Beſtellungen dauernd leiſtungsfähig für Auslandaufträge erhalten. Nachdem Alfred Krupp auf den Ausſtellungen in London und Paris durch seine gußſtählernen Hinterladegeschütze Aufsehen erregt hatte, waren es doch erſt die großartigen Erfolge unserer beiden großen Kriege, in denen zuerſt das Zündnadelgewehr, dann die gezogenen Hinterladegeschütze und ihre Munition sich so glänzend bewährten, die die Überlegenheit dieser Waffen praktisch dartaten und dadurch die Aufmerksamkeit des Auslandes auf die deutsche Waffeninduſtrie lenkten. Ein ungünſtiger Ausgang des Krieges würde die Anerkennung des Hinterladesyſtems mindeſtens verzögert haben, denn selbſt nach 1866 hatte dasselbe selbſt in Deutschland noch einflußreiche Gegner, die ohne die Erfolge von 1870 nicht so schnell bekehrt worden wären. Dann waren es die hohen Anforderungen und die peinlich genaue Untersuchung und Abnahme der Lieferungen seitens der deutschen Behörden, die die Wertschätzung des in Deutschland gefertigten Kriegsgerätes noch ſteigerte und ver-

breitete. Die Anerkennung der ſtrengen und gewissenhaften Abnahme spricht sich darin aus, daß das Ausland vor Erteilung eines Staatsauftrages den Nachweis verlangt, daß das betreffende Werk bereits an die deutsche Wehrmacht zur Zufriedenheit geliefert hat, wenn dies nicht allgemein bekannt iſt. Gezwungen durch immer vollkommenere Konſtruktion allen Kriegsgeräts, von dem ſteigende Leiſtungen an Wirkung und Genauigkeit bei möglichſter Haltbarkeit, Dauerhaftigkeit und möglichſt niedrigem Gewicht verlangt wurden, mußten die Anforderungen an seine Güte und Genauigkeit geſteigert und die Abnahmen verschärft werden. Mechanische und chemische Untersuchungen sowie praktische Erprobungen wurden eingeführt; die zulässigen Abweichungen wurden verringert und die Meßgeräte verfeinert. Dementsprechend mußte ein erfahrenes, geübtes, kenntnisreiches und gewissenhaftes Abnahmepersonal herangebildet werden. Dies iſt den Behörden in einem solchen Grade gelungen, daß die heutige Untersuchung und Abnahme von Kriegsgerät weit über die von Anfang der 70er Jahre ſteht. Und es iſt ein hohes Verdienſt unserer Induſtrie, daß sie, um allen diesen, manchmal sehr hohen Anforderungen gerecht zu werden, weder Mühe noch Koſten gescheut hat. Durch diese Steigerung der Anforderungen hat die Induſtrie mächtige Anregungen empfangen, und das hat sie mit zu ihren Erfolgen auf dem Weltmarkt befähigt.

Aber auch neue Induſtriezweige sind aus den Bedürfnissen und Ansprüchen der Wehrmacht hervorgegangen, und neuen Konſtruktionen iſt durch ihre Verwendung zu Kriegszwecken Bedeutung und Entwicklung verliehen worden.

Die Schaffung der deutschen Panzerplatteninduſtrie, die heute die Führung in der Welt hat, iſt bereits erwähnt worden.

Die lenkbaren Luftschiffe sind lediglich aus dem Bedürfnis des belagerten Paris hervorgegangen, mit der Außenwelt in Verbindung zu treten. Da die Freiballons hierzu ungeeignet waren, erhielt der Marine-Ingenieur Dupuy de Lôme den Auftrag, ein lenkbares Luftschiff zu bauen. Wenn dieses während der Belagerung auch nicht mehr zur Verwendung gelangen konnte und auch hinsichtlich seiner Eigengeschwindigkeit keinen Fortschritt gegenüber früheren Versuchen aufwies, so blieb doch von da ab die Aufgabe, die Luftschiffe für Kriegszwecke lenkbar zu machen, ununterbrochen in Fluß bis sie gelöſt, weil die Bedeutung lenkbarer Luftschiffe für den Krieg im Feldzuge erkannt war. Diese Erkenntnis veranlaßte auch wohl, daß vornehmlich Offiziere, in Frankreich Krebs und Renard, in Deutschland Graf Zeppelin und Parseval sich mit der Konſtruktion lenkbarer Luftschiffe beschäftigten. Alle diese sowie auch Lebaudy-Lejeune haben ausschließlich für militärische Zwecke gearbeitet. Und daraus iſt unsere deutsche Luftschiffinduſtrie mit ihren Hilfsgewerken hervorgegangen.

Die Flugzeuge sind nun allerdings nicht aus Anregungen und im Interesse der Wehrmacht hervorgegangen, aber ihre Entwicklung und die weitere der Flugzeuginduſtrie iſt wohl in allen Ländern zum größten Teil der Wehrmacht zu danken, nachdem die hohe Bedeutung des Fliegens für den Krieg erkannt worden iſt. Und die Wehrmächte werden auch auf lange hinaus in ihrem eigenen Interesse diese junge Induſtrie zu ſtützen haben.

Auch durch die nautischen Inſtrumente für die Flotte sind zum Teil neue Induſtriezweige ins Leben gerufen worden,

z. B. die Chronometerinduſtrie, weil seitens der Marinebehörden mit Beharrlichkeit deutsche Erzeugnisse gefordert wurden. Während in dem Zeitraum von 1898 bis 1901 bei den Wettbewerbsprüfungen der deutschen Seewarte kaum 25 Prozent deutsche Chronometer waren, traten 1910=12 faſt nur noch deutsche Erzeugnisse in Wettbewerb, und es gibt heute 15 deutsche Firmen, die für erſtklassige Lieferungen in Frage kommen. (Nauticus)

Wenn auch der Bau von Laſtkraftwagen ebenfalls nicht aus dem Bedürfnisse der Wehrmacht hervorgegangen iſt, sondern umgekehrt diese sich das neue Transportmittel für ihre Zwecke zunutze gemacht hat, so hat sie doch durch ihre Versuche, durch die Subventionierung der Fahrzeuge, durch Feſtſtellung der Konſtruktion, durch Abnahme der Fahrzeuge und deren laufende Beaufsichtigung unendlich viel für die Verbreitung der Laſtkraftfahrzeuge und damit für die Hebung dieser Induſtrie getan. Neben den Geldvorteilen iſt der Besitzer eines dem Militärtyp entsprechenden Laſtkraftwagens allen Schwierigkeiten überhoben, die mit dem Erwerb eines neuen, bisher unbekannten wertvollen Gegenſtandes sonſt verbunden zu sein pflegen.

Der Umfang, den die deutsche Induſtrie für Kriegsgerät durch Förderung der Wehrmacht genommen hat, und der gute Ruf, den dieselbe im In= wie im Auslande genießt, haben mit der Zeit einen sehr bedeutenden Auslandshandel in fertigem Kriegsgerät und Teilen dazu herausgebildet. Leider läßt sich selbſt unter Zuhilfenahme der amtlichen »Monatlichen Nachweise über den auswärtigen Handel Deutschlands« (herausgegeben vom Kaiserlichen Statiſtischen Amt) über den Umfang und den Wert der Ausfuhr von Kriegsgerät ein erschöpfendes und zutreffendes Bild nicht geben; einerseits weil in den aufgeführten Zahlen diejenigen gleichnamigen Gegenſtände enthalten sind, die für die Induſtrie oder den Privatgebrauch beſtimmt sind, wie z. B. Sprengſtoffe und Zündungen für Bergwerke, Gewehre, Revolver, Piſtolen und Munition dazu für Privatgebrauch. Immerhin beruhen aber auch diese Beſtellungen letzten Endes auf den guten Ruf der Fabriken in der Erzeugung von Kriegsgerät, so daß dieser Mangel nicht allzuschwer ins Gewicht fällt. Andererseits sind aber in jenen Nachweisen große Mengen sehr wertvollen Kriegsgeräts in eigenen Gruppen unter der den Gegenſtänden eigentümlichen Bezeichnung nicht aufgeführt, sondern in irgendeiner Gruppe mit weit umfassenden Sammelnamen untergebracht, wo sie nicht zu finden, noch weniger auszuscheiden sind. So finden sich z. B. nirgends Angaben über die Ausfuhr von Geschützen und Teilen dazu, von Artilleriemunition, Feldtelegraphen, Telefunkenapparaten, Flugzeugen, Luftschiffen u. a. m., obwohl allgemein bekannt iſt, daß Deutschland davon für ansehnliche Summen ausführt. Daran muß jeder Versuch, ein Bild von dem Umfang und dem Wert unseres Ausfuhrhandels in Kriegsgerät zu geben, scheitern. Eine besondere Statiſtik für diesen Zweck iſt nicht vorhanden und auch nicht zu erlangen. Um wenigſtens einige Beispiele geben zu können, iſt in der Anlage die Ausfuhr einzelner Gruppen nach den »Monatlichen Nachweisen« für die Jahre 1909, 1910 und 1911 aufgeführt. Die Angaben sind aber nur unter den oben angegebenen Beschränkungen auf die Ausfuhr von Kriegsgerät anzuwenden. In den aufgeführten Gruppen sind 1909, 1910 und 1911 für 45 bezw. 48 bezw. 49 Millionen

Mark ausgeführt worden. Diese Zahlen bleiben natürlich hinter dem Wert der Gesamtausfuhr an Kriegsgerät sehr weit zurück, weil eben die wertvollſte Ausfuhr nicht nachgewiesen werden konnte. Deshalb muß besonders darauf verwiesen werden, daß in der kurzen Zeit des Beſtehens unseres Luftschiffbaues bereits neun Prallluftschiffe an ausländische Wehrmächte verkauft sind. Während des Balkankrieges sind auch deutsche Flugzeuge den Kriegführenden geliefert worden. Die norwegische Marineverwaltung hat bei der Germaniawerft nach und nach fünf Unterseebote beſtellt. Argentinien übertrug im Jahre 1910 je vier Torpedobootszerſtörer an englische, französische und deutsche Firmen vermutlich zum Zweck des Wettbewerbes bezüglich der Leiſtungen. Die Schiffe der Germania- und der Schichauwerft sind vorzüglich ausgefallen und haben die Abnahmebedingungen verschiedentlich übertroffen. Nicht zu vergessen iſt hier die große Menge von Geschützen, die im Laufe der letzten Jahre nach Holland, der Schweiz, Norwegen, Schweden, Italien, Japan, China und verschiedenen südamerikanischen Staaten geliefert iſt. Auch an Laſtkraftwagen haben Rußland und Öſterreich große Beſtellungen gemacht. Wenn es möglich wäre, die jährliche Durchschnittssumme dieses Außenhandels zu erfassen, so würde sich ergeben, welche große volkswirtschaftliche Bedeutung unsere Induſtrie für Kriegsgerät hat. Im Anschluß an diese Feſtſtellung muß die oft aufgeworfene Frage wenigſtens geſtreift werden, ob es notwendig und wirtschaftlich zu rechtfertigen iſt, daß das Reich noch eigene Fabriken unterhält, nachdem sich im Inlande eine so leiſtungsfähige und zuverlässige Induſtrie für faſt jeden Bedarf der Wehrmacht entwickelt hat. So wenig heutzutage das Reich die Privatinduſtrie entbehren kann, ebensowenig kann es auf eigene Fabriken für einen großen Teil seiner Bedürfnisse verzichten. Sie müssen als Preisregler dienen, die Unterlagen für Preisermittlungen geben und können gegen Ringbildungen oder deren Ausschreitungen schützen, indem bei unberechtigten Preisforderungen das Reich den dringendſten Bedarf in den eigenen Fabriken herſtellen läßt. Sie sind ferner unentbehrlich zur Ausführung der laufenden Inſtandsetzungen des Kriegsgeräts, zur Ausbildung unabhängiger Sachverſtändiger, Offiziere, Beamten, Meiſter und Revisoren, die lediglich das Interesse der Wehrmacht wahrzunehmen haben und auch unbeirrt wahrnehmen können. Für diese iſt es unerläßlich, mit der fabrikmäßigen Herſtellung des Kriegsgerätes dauernd in Fühlung zu bleiben und über dessen Benutzung und alle Vorkommnisse beim Gebrauch laufend unterrichtet zu sein. Nur in der Wechselwirkung zwischen Wehrmacht und Privatinduſtrie, bei der die Kenntnisse der einen auf ihrem Sondergebiet der anderen zugutekommen, lag und liegt der Keim für die bisherige und zukünftige gedeihliche Entwicklung beider.

Wie die deutsche Kriegsinduſtrie in ihrer Entſtehung und Entwicklung durch die mächtige Ausgeſtaltung unserer Wehrmacht kräftig gefördert worden iſt, so hat andererseits sie zur Vervollkommnung unseres Kriegsgerätes sehr wesentlich beigetragen und hat sich zu einem unentbehrlichen Faktor unserer Kriegsführung gemacht. Sie iſt eine zuverlässige Stütze der Wehrmacht geworden, die den rechtzeitigen Bezug aller Bedürfnisse in vollem Umfang und in erſter Beschaffenheit sichert. Sie hat aber auch durch ihr selbſtändiges Vorgehen mehr und mehr einen immer

größeren Anteil an der Entwicklung und Vervollkommnung unseres gesamten Kriegsgeräts genommen. Bedeutende Fortschritte und Neuerungen, früher ein Monopol der Behörden, gehen jetzt meiſt von ihr aus. Sie iſt dazu auch am meiſten befähigt, weil sie vermöge ihrer bedeutenden Mittel und der Verwertung ihrer Erfindungen auch auf dem Weltmarkt in der Lage iſt, weitgehende Versuche anzuſtellen, die geeignetſten Ingenieure und besonders befähigte Offiziere an sich zu fesseln. Durch Versuche bei Wettbewerben im Ausland lernt sie andere Ansichten und Auffassungen kennen und sammelt Erfahrungen und Kenntnisse, die sie bei ihren weiteren Versuchen verwerten kann, Gelegenheiten, die der Wehrmacht nach Lage der Verhältnisse abgehen, weil diese sich an ausländischem Wettbewerb nicht beteiligen kann. Unserer Kriegsinduſtrie iſt es in erſter Linie zu danken, daß sich die Wehrmacht alle technischen Errungenschaften sofort zunutz machen kann. Dafür erwächſt aber auch der Induſtrie durch die allgemeine Wehrpflicht ein tatsächlich nicht abschätzbarer großer Vorteil. Sie verdankt ihr einerseits die militärtechnische Ausbildung ihrer Techniker, die mit besonderem Interesse und besonderer Begabung während ihrer Dienſtzeit mit dem Gebrauch des Kriegsgerätes, den Anforderungen an dasselbe und seinen Mängeln vertraut werden und so vorgebildet ihren Beruf aufnehmen. Andererseits wird durch die allgemeine Wehrpflicht die Intelligenz, Anpassungsfähigkeit und Manneszucht des Arbeiters und dadurch die Leiſtung der Induſtrie gehoben. Ein Verdienſt der Wehrmacht, das vielleicht zuerſt durch den scharfen Blick ausländischer Mitbewerber erkannt und ausgesprochen worden iſt.

Statiſtische Angaben über die Ausfuhr einzelner Gattungen von Kriegsgerät.

Warengattung und Tarifnummer	Wert der Ausfuhr in Millionen Mark		
	1909	1910	1911
363. Schießbaumwolle und Kollodiumwolle	1,400	0,919	1,495
364a. Schießpulver . . .	4,698	4,485	5,381
364b. Sprengpulver, Dynamit u. and. Sprengmittel	5,695	6,987	6,755
365a. Zünd-Pillen, -Spiegel, gefüllte Zündhütchen, Kugel- und Schrot-Zündhütchen (Flobertmunition) . .	2,234	2,375	2,965
365c. Gefüllte Geschoßzündungen, Schlagröhren, Zündschraub.	4,063	1,939	3,069
366 Gefüllte Waffenpatronen.	15,506	18,905	13,815
369. Feuerwk., Antimon-Magnesium - Zinkfackeln	2,510	0,879	0,985
370. Pechfackeln, Schwefelfad., Zünderpapier, Zündschnüre u. sonſt. Zündſtoffe und Zündwaren	3,014	2,467	2,389
926. Handfeuerwaffen, Luftgewehre aus unedlen Metallen, Läufe, Schäfte dazu	5,061	8,287	11,714
927abc. Bügel, Federn, Läufe u. andere Teile von Handfeuerwaffen aus unedlen Metallen, roh und bearbeitet .	0,476	0,681	0,673
928. Schlöss., Verschlußſtücke, Teile von solchen, zu Handfeuerwaffen	0,021	0 022	0,004
Summa	44,678	47,946	49,245

Nachrichten und Mitteilungen.

Sozialökonomie und Privatwirtschaftslehre.

I.

Von zwei Seiten, von Universitäts- und von Handelshochschullehrern, gehen seit Kurzem Bestrebungen aus, den bisher stark vernachlässigten Teil der Wirtschaftswissenschaften, die Privatwirtschaftslehre, mehr in den Vordergrund zu rücken und ihr, als gleichberechtigter Schwester der Volkswirtschaftslehre, für deren Theorien sie gewissermaßen den Prüfstein bilden soll, Anerkennung zu verschaffen.

Privatwirtschaftslehre ist keine neue Disziplin. Die wirtschaftlichen Schriften des Altertums sind Privatwirtschaftslehren, und an den deutschen Universitäten hat die Privatwirtschaftslehre eher Bürgerrecht besessen als die Volkswirtschaftslehre. In die eine große Disziplin „Kameralwissenschaft" war im 18. Jahrhundert bereits der große Komplex von Privatwirtschaftslehren zusammengefaßt. Die kameralistischen Lehrstühle, die Professuren der Privatwirtschaftslehre vom Standpunkte des Staatsinteresses waren, verschwanden allmählig, während die Disziplinen selbst an „Akademien" neu auferstanden, später aber wieder, wie die Lehre vom landwirtschaftlichen und forstwirtschaftlichen Betrieb, Universitätsdiziplinen wurden oder zur Errichtung der technischen Hochschulen und, seit 1898, der Handelshochschulen geführt haben.

Die drei größeren kürzlich erschienenen Arbeiten von Schär[1]), Weyermann und Schönitz[2]) und Nicklisch[3]) betrachten die Privatwirtschaftslehre in der Hauptsache als eine Teildisziplin der Sozialökonomie bzw. als eine Hilfswissenschaft der Nationalökonomie, der sie Tatsachenmaterial bringt zur Verarbeitung vom Standpunkte des Gemeinwohles aus. „Indem der Nationalökonom", schreiben Weyermann und Schönitz, „sein Augenmerk von vornherein auf dieses Ganze, und lediglich auf dieses Ganze richtet, wird sein Blick unwillkürlich von einer Reihe von individuellen Zügen abgelenkt, die doch für das nämliche Ganze von größter Bedeutung sein können, wiewohl sie gerade demjenigen, der seine Beobachtung auf größere Komplexe eingestellt hat, verborgen bleiben werden."

[1]) Allgemeine Handelsbetriebslehre. Leipzig 1912.

[2]) Grundlegung und Systematik einer wissenschaftlichen Privatwirtschaftslehre und ihre Pflege an Universitäten und Fachschulen. Karlsruhe 1912.

[3]) Allgemeine kaufmännische Betriebslehre des Handels und der Industrie. Leipzig 1912.

II.

Gegen diese Privatwirtschaftslehre, die nicht als Ausgangs- und Zielpunkt den Menschen, sondern den Erwerb des Privaten hat, wendet sich in scharfen Worten Lujo Brentano.[4]) Er betont, was ja auch niemand bestreitet, daß schon bisher an den Universitäten privatwirtschaftliche Untersuchungen angestellt worden sind, um ein möglichst exaktes Bild vom Wirtschaftsleben zu gewinnen und zur Förderung der speziellen wie der allgemeinen Volkswirtschaftslehre beizutragen. Aufgabe der nationalökonomischen Wissenschaft sei es, das Gesamtwohl ins Auge zu fassen, nicht den Erfolg des Unternehmers.

Brentano tut m. E. Weyermann und Schönitz entschieden unrecht, wenn er glaubt, daß sie der Vertretung von Sonderinteressen das Wort reden. Sie erwarten von der Privatwirtschaftslehre, wie sie sie auffassen, eine Anzahl Neuleistungen: Untersuchung des ökonomischen Wollens, Förderung volkwirtschaftlicher Erkenntnisse, Gewinnung von Idealtypen wirtschaftender Menschen, Schaffung einer objektiven Grundlage für Wirtschaftspolitiker, Schaffung von Richtlinien für den Unternehmer. Besonders aber heben sie noch hervor (S. 42) — was Brentano wohl übersehen hat, — daß durch die Privatwirtschaftslehre der Nationalökonom veranlaßt würde, sich scharf Rechenschaft zu geben, was in seinen Darstellungen tatsächlich den Standpunkt einer Allgemeinheit und was den irgendeiner privaten Interessentengruppe darstellt.

Weyermann und Schönitz erblicken ebenso, wie mehr oder weniger auch Nicklisch und Schär, in der Privatwirtschaftslehre eine mehr die Einzelzelle betrachtende Nationalökonomie. „Die Privatwirtschaftslehre wird den Nationalökonomen das Verständnis für das Leben der Einzelwirtschaft in vollkommenerer Weise erschließen; sie werden dann mehr perspektivisch sehen und weniger in der Fläche als bisher" (Nicklisch). Im Grunde genommen ist, wie auch A. Calmes (Bank-Archiv XII, Nr. 3) betont, eine solche Privatwirtschaftslehre rein sozialökonomisch gerichtet, eine volkswirtschaftliche Erwerbswirtschaftslehre. In bezug auf diese sagen Brentano, Ehrenberg u. a., daß sie nichts Neues sei.

Anders fassen die Handelshochschullehrer in ihrer Mehrheit die Privatwirtschaftslehre auf. Die Überschrift über dem Hauptlehrgebiet der Handelshochschulen „Handelswissenschaften"

[4]) Bank-Archiv. XII. Jahrgang Nr. 1.

ist heute allgemein in „Privatwirtschaftslehre" abgeändert worden. Der Inhalt ist, wenn auch nach und nach dank der geleisteten Forschungsarbeit vertieft, im Grunde doch derselbe geblieben. Daneben bildet die zweite große Disziplin der Handelshochschulen die Nationalökonomie. Hieraus könnte schon auch der mit den Handelshochschulverhältnissen weniger Vertraute ersehen, daß Privatwirtschaftslehre und Volkswirtschaftslehre an den deutschen Handelshochschulen zwei völlig gesonderte Lehr- und Forschungsgebiete sind. Die aus der Handelswissenschaft hervorgegangene Privatwirtschaftslehre ist aber, wie jene, nicht sozialökonomisch, sondern privatwirtschaftlich gerichtet, d. h. sie will nicht zu sozialökonomischen, sondern zu privatwirtschaftlichen Ergebnissen gelangen.[1]) Die Forderung, die Brentano aus den genannten Arbeiten glaubt herauslesen zu müssen, daß die Privatwirtschaftslehre an die Stelle der Volkswirtschaftslehre im Lehrplan der Universitäten treten solle, ist von keinem der genannten Autoren auch nur angedeutet worden.

Resümieren wir: Volkswirtschaftslehre und Privatwirtschaftslehre haben eine große Anzahl Berührungspunkte. Sie sind beide zu den Wirtschaftswissenschaften zu zählen und haben ein gemeinsames Arbeitsfeld, aber nicht in dem Sinne, daß die eine ein Teilgebiet der anderen darstellt. Die Volkswirtschaftslehre soll volkswirtschaftlich, die Privatwirtschaftslehre soll privatwirtschaftlich gerichtet sein.

Unter diesem privatwirtschaftlichen Gesichtspunkt werden nach und nach alle Arten von Wirtschaften, auch die Verbrauchswirtschaften, untersucht werden müssen. Weyermann und Schönitz, die davon ausgehen, daß die Privatwirtschaftslehre nur eine Teildisziplin der Sozialökonomie sei, kommen, im Gegensatz zu mir, Calmes u. a., zu dem Schluß, „Nur das ist für eine spezifisch privatökonomische Betrachtung interessant, was sozialökonomisch einen Wertakzent erhält." Für eine privatwirtschaftlich gerichtete Privatwirtschaftslehre kann nach dem oben Gesagten, das Kriterium nur sein, ob die betr. Wirtschaft privatwirtschaftliches Interesse bietet. Erst auf Grund dieser privatökonomischen Untersuchung könnte sich übrigens doch auch erst ergeben, ob ein sozialökonomisches Interesse vorhanden ist.

Das Ziel des Privatwirtschaftlers muß stets auf Erlangung privatwirtschaftlicher Ergebnisse gerichtet sein. Der Vorwurf Brentanos, der Privatwirtschaftler nehme nicht das Allgemeinwohl, sondern den Erfolg des Unternehmers zum Ausgangspunkt seiner wirtschaftlichen Betrachtung, kann ihn nicht treffen, da seine Untersuchungen sich, wie gezeigt, in einer ganz anderen Richtung bewegen. Nach dem meist, aber nicht immer gültigen Satz: private gain — public gain wird das Wohlergehen des einzelnen bzw. der einzelnen Wirtschaft, das durch die Privatwirtschaftslehre erstrebt wird, auch das Allgemeinwohl günstig beeinflussen. Wenn außerdem die Privatwirtschaftslehre die Volkswirtschaftslehre in vieler Beziehung fördert, so ist dies sehr zu begrüßen. Man übersehe aber nicht, daß dies nicht gewollter Zweck war.

III.

In den genannten drei Werken wird nachdrücklich der Wissenschaftscharakter der Privatwirtschaftslehre betont. Die Frage, ob Wissenschaft oder Technik, wird von den jetzigen Vertretern der Disziplin an den Handelshochschulen verschieden beantwortet. Einige Dozenten, wie z. B. Schmalenbach in Köln, legen Wert auf das Wort Technik und bezeichnen sich selbst als Handelstechniker. Sie sind, wie ich, der Ansicht, daß auch Technik eine wissenschaftliche Darstellung nicht ausschließt. Jedenfalls das eine ist sicher: Ohne die Technik nicht genau ergründet zu haben, können wir nicht wissenschaftlich aufbauen. Nicht vom Schreibtisch und der Studierstube aus können die Bausteine gesammelt werden. Wer beim Bau mithelfen will, muß von höherer Warte aus die Verhältnisse in Industrie und Handel beurteilen können und diese Kenntnisse sich in der Praxis des Bank- und Warengeschäftes, möglichst in leitender Stellung, verschafft haben.[*]) Das gilt für die Privatwirtschaftslehre in noch weit höherem Maße als für die Volkswirtschaftslehre.

Jede Wissenschaft geht zuerst aus praktischen Bedürfnissen hervor. Erst wenn der Mensch die Wirkungen seiner Handlungen beobachtet und ihren Zusammenhang kennen gelernt hat, drängt es ihn, sich Erklärungen zu verschaffen. Carl Menger macht einen Unterschied zwischen der theoretischen Wissenschaft, der praktischen Wissenschaft (Kunstlehre) und der praktischen Anwendung. Auch Naville u. a. betrachten die Kunstlehre als Wissenschaft. Die Frage muß m. E. nicht lauten: Ist die Privatwirtschaftslehre wissenschaftlich oder technisch in den Kollegs zu behandeln?, sondern vielmehr: Wieviel Wissenschaft, wieviel Technik?

Analog der Nationalökonomie gliedert man

[1]) S. a. Calmes, a. a. O.

[*]) S. auch meinen Aufsatz „Verhältnis der Privatwirtschaftslehre zur Volkswirtschaftslehre" im Märzheft 1913 der von mir mitherausgegebenen „Zeitschrift für Handelswissenschaft und Handelspraxis".

auch bereits Privatwirtschafts**lehre** als wissenschaftliche Disziplin und Privatwirtschafts**politik** als Kunstlehre.

IV.

Von den deutschen Universitäten hat meines Wissens bisher nur die Universität in Freiburg i. B. privatwirtschaftliche Kollegs angekündigt, und die dortige staatswissenschaftliche Fakultät hat Privatwirtschaftslehre als Nebenfach für das staatswissenschaftliche Doktorexamen zugelassen. Andere Länder sind Deutschland in dieser Beziehung vorausgeeilt: In Belgien und in der Schweiz — der Züricher Universität sind bald Freiburg, Neuenburg, Lausanne, Bern und jetzt auch Genf gefolgt — bestehen zahlreiche privatwirtschaftliche Professuren. Daß sie in Deutschland an Universitäten und Technischen Hochschulen bald folgen werden, — und damit erfüllt werde, was 1715 bereits **Marperger** zu erwägen gegeben hat: „ob es nicht ratsam sei, auf Universitäten öffentliche Professores Mercaturiae zu verordnen, die die Kaufmannschaft und alles, was in dieselbe hineinläuft, und von solcher dependieret, docieren müßten" — unterliegt wohl keinem Zweifel. An Technischen Hochschulen sind schon einige Ansätze gemacht.

Wie sehr gerade Nationalökonomen und Juristen das Fehlen privatwirtschaftlicher Kollegs an den Universitäten empfinden, und wie sehr sie bestrebt sind, in diese für sie wichtige Materie einzudringen, habe ich während meiner Lehrtätigkeit an der Berliner und an der Leipziger Handelshochschule beobachten können: Den privatwirtschaftlichen Kollegs und Übungen haben regelmäßig eine größere Anzahl Juristen und Nationalökonomen beigewohnt.

Sind an den **Universitäten** und an den **Technischen Hochschulen** privatwirtschaftliche Vorlesungen über allgemeine und über spezielle Themata mit sich daran anschließenden Übungen eingerichtet, so werden diese außer von Studierenden aller Fakultäten, auch von Kaufleuten, die sich wissenschaftlich bilden wollen, wie jetzt schon die volkswirtschaftlichen Kollegs und Seminare, besucht werden. Und dieses Zusammenarbeiten von Studierenden und Praktikern wird auch für die wissenschaftliche Forschung wieder wertvolle Anregungen geben. Bisher fehlte es den einen an praktischer, den anderen an wissenschaftlicher Betätigung. Kaufleute wissenschaftlich auszubilden, damit sie sich an Forschungsarbeiten mit Erfolg beteiligen können, ist eine nicht zu gering zu veranschlagende Aufgabe der Privatwirtschaftslehre.

Wie man die Aufgabe der Privatwirtschaftslehre auch auffaßt, und welches Ziel man sich auch steckt, darin sind wir alle einig, daß bis zur Krönung des Baues noch ungezählte Bausteine herangeschafft und bearbeitet werden müssen, daß neben die Lehre die wissenschaftliche Forschung zu treten hat. Wir Privatwirtschaftler (Handelstechniker) sind fleißig an der Arbeit. Über die Methoden selbst wird wohl niemals eine Einigung zu erzielen sein, ebensowenig wie über die Grenzen zwischen Technik und Wissenschaft. Das soll aber wirklich eine cura posterior sein.

Dr. **Georg Obst**,
Dozent an der Handelshochschule Leipzig.

Das Jubiläum Rodolfo Renier's.

Ein frohes Erinnerungsfest hat kürzlich Turin gefeiert — die dreißigste Wiederkehr des Jahrestages, seitdem Rodolfo Renier den Lehrstuhl für vergleichende Geschichte der neulateinischen Literaturen an der dortigen Universität so ehrenvoll innehat, und zu gleicher Zeit den dreißigsten Jahrestag, seitdem er nach Gründung des **Giornale storico della letteratura italiana** dieser Zeitschrift seine unermüdliche, wachsame und fruchtbare Tätigkeit zuwendet und ihren Einfluß stetig umfassender und wirksamer macht. Reniers vielseitiges Wirken ist von so großer Bedeutung und so eng und entscheidend mit der Entwicklung unseres Literaturstudiums verknüpft, daß diese einmütige, beziehungsreiche Feier auch hier eine etwas eingehendere Betrachtung verdient.

R. Renier's ganzes Leben bis zum heutigen Tage ist dem Studium gewidmet gewesen, ein Leben ohne Erschütterungen, ohne wesentliche äußere Umschwünge, nur zu angespannter und fruchtbarer geistiger Arbeit bestimmt. Er wurde 1857 in Treviso geboren, studierte in Bologna und Turin, um hier in ganz jugendlichem Alter schon den Lehrstuhl zu erhalten, den er noch immer innehat, an Stelle von Arturo Graf, als dieser die Professur für italienische Literatur an derselben Universität übernahm (1883). Im gleichen Jahre gründete er in Turin zusammen mit A. Graf und F. Novati — Graf trat später zurück — das **Giornale storico della letteratura italiana** und entwickelte nun, besonders auf dem Katheder und in seiner Zeitschrift die mannigfaltigste Tätigkeit. Auf dem Katheder, denn er gehört ganz zu jenen Professoren, die sich dem Unterricht mit wirklicher Hingebung widmen, und die ein volles Bewußtsein von der Wichtigkeit ihres Amtes haben. Er beschränkt sich nicht darauf, seinen Schülern den Schatz seiner reichen, über alle Gebiete der romanischen Literaturen sich ausdehnenden Gelehrsamkeit zugänglich zu machen, sondern er geht neben dem Studierenden her, arbeitet gleichsam mit ihm zusammen, immer bedacht, ihn alle Schwierigkeiten einer Aufgabe erkennen zu lassen, bedacht zugleich aber auch, ihn mit seinem Rate zu unterstützen. Vor allem

will er den jugendlichen Geist ernste, strenge Methode lehren, so daß, wie er selber in seinen Vorlesungen nie ein Thema in Angriff nimmt ohne es ganz zu erledigen und ohne dem Schüler die vollständigste Bibliographie zu geben, er auch von diesem verlangt, daß er über das von ihm zu behandelnde Thema sich zuvor so umfassend, sicher und eingehend wie irgend möglich unterrichte. So leitet er ihn allerdings zu einer vorwiegend historischen Betrachtung des literarischen Phänomens an, aber andrerseits schützt er ihn auch vor der besonders für einen jungen Italiener nur allzu verlockenden Gefahr eines behenden und meist nicht als leichtfertigen Ästhetizismus. Mit demselben kritischen Maßstab arbeitete er in seiner Zeitschrift, auch hier vor allem darauf ausgehend, in das Studium der nationalen Literatur ernste wissenschaftliche Zucht und Ordnung zu bringen. Und so gestaltete er sie nicht nur zur besten ihrer Art in Italien, sondern überhaupt zu einer der am besten zusammengestellten und am umfassendsten informierten. Sie ist ja heute den Männern der Wissenschaft so bekannt, daß ich nicht eingehender von ihr zu sprechen brauche; ich möchte nur noch hervorheben, daß sie außer den meist durchaus substantiellen Originalaufsätzen die vollständigste Übersicht gibt von allem, was bei uns und im Ausland in Büchern, wissenschaftlichen Zeitschriften und auch in Tageszeitungen über Gegenstände der italienischen Literatur oder über solche, die mit dieser nur irgendwie in Zusammenhang stehen, veröffentlicht wird. Und die Rezensionen, kompetenten Beurteilern des Gegenstandes überwiesen, sind oft geradezu Neubearbeitungen. Man braucht nur einen Blick auf das Inhaltsverzeichnis der ersten 50 Bände zu werfen, das im Jahre 1909 für sich herausgegeben wurde, um sich von der fruchtbaren Wirksamkeit des Giornale zu überzeugen: drei mächtige Bände dicht angefüllt mit Titeln und Namen, unter denen die der besten unserer Literaturforscher alle zu finden sind.

Ein vorzüglicher Lehrer und die Seele seiner Zeitschrift, beschränkte sich Renier mit seiner Tätigkeit doch nicht auf diese Gebiete allein; er hat außerdem noch eine wahrhaft ungeheure Gelehrtenarbeit, die ihm zur Ehre gereicht, aufzuweisen. B. Soldati und F. Picco zählen in der von ihnen verfaßten vollständigen Bibliographie der Schriften Renier's an Büchern, kleineren Schriften, Artikeln und Rezensionen 608 Nummern auf!

In der Tat begann Renier seine wissenschaftliche Tätigkeit schon in ganz jugendlichem Alter. Kaum zweiundzwanzig Jahre alt, veröffentlichte er bereits einen starken Band über „Die Vita Nuova und die Fiammetta" (Turin 1879); und dann folgten weitere Publikationen in ununterbrochener Reihe, von denen ich nur, um kurz zu sein, anführen will: „Der Hinabstieg Hugos von Auvergne in die Hölle", nach dem franko-italienischen Kodex der Nationalbibliothek in Turin (Bologna 1883); „Bekannte und unbekannte lyrische Gedichte von Fazio degli Uberti", kritischer Text mit umfassender Einleitung (Florenz 1883); „Der ästhetische weibliche Typus im Mittelalter" (Ancona 1885); das mit A. Luzio zusammen verfaßte grundlegende Werk „Mantua und Urbino, Isabella von Este und Elisabeth Gonzaga" (Turin 1895); und zuletzt, erst unlängst die „Kritischen Unterhaltungen" (Bari 1910), die, wie Farinelli in seiner Rezension in der „Deutschen Literaturzeitung" treffend bemerkte, nicht sowohl Unterhaltungen, sondern gehaltvolle und durchdachte Essays über die verschiedenartigsten Themata sind. Denn Renier beschränkte seine Studien nicht auf die älteren romanischen Literaturen, sondern studierte auch die allerneuesten Erzeugnisse der italienischen und sah sich auch unter den anderen modernen Literaturen um. So kommt er in den „Kritischen Unterhaltungen" von Salvator Rosa auf Gottfried Keller zu sprechen, von Keller auf die „Figlia di Jorio" und auf die „Fiaccola sotto il moggio" Gabriele d'Annunzios. Der größte Teil seiner Aufsätze und seiner Besprechungen erschien in seinem Giornale storico, aber zugleich war er auch Mitarbeiter an zahlreichen anderen Zeitschriften. Neben dem Giornale storico gründete er selber in Bologna 1876 mit Arturo Vecchini und Gustavo Morelli eine andere Zeitschrift „Il Preludio", die er bis 1880 mitleitete, und an der er auch weiterhin noch mitarbeitete. Mit F. Novati gründete er 1904 die „Studi medioevali", deren eigentliche Leitung jedoch Novati hat. Alle unsere wissenschaftlichen Hauptorgane und sehr viele Zeitschriften im Auslande suchten und suchen noch immer die Ehre seiner Mitarbeiterschaft, von dem Giornale di Filologia romanza in Rom bis zur Zeitschrift für romanische Philologie in Straßburg, vom Emporium in Bergamo bis zum Archivio storico dell'arte in Rom, vom Fanfulla della domenica bis zur Nuova Antologia, von der Rivista di Filologia e istruzione classica bis zur Deutschen Encyclopädie, vom Propugnatore bis zur Rivista di Roma, zum Giornale ligustico, zu den Kritischen Jahresberichten über die Fortschritte der romanischen Philologie.

Es ist begreiflich, daß eine so umfassende, unermüdliche und ertragreiche Tätigkeit

Renier schließlich die Sympathien aller wissenschaftlich Arbeitenden gewann, auch solcher, die am entschiedensten gegen die von ihm vertretene geschichtliche Richtung waren, gleich als ob diese Richtung die ästhetische ausschließen und nicht vielmehr für sie die beste Vorbereitung und notwendige Ergänzung sein sollte, als ob sie die Vernichtung genialer Auffassung wäre, nicht vielmehr für diese Stärkung zugleich und Zügel, daß sie nicht zu leichtfertigem Daraufiosreden ausarte. Der beste Beweis dieser einmütigen Zustimmung ist, mehr noch als die Fülle akademischer Ehren, die Reniers Namen schmücken, der Sammelband gelehrter Studien, der ihm kürzlich dargebracht wurde: „Scritti vari di erudizione e di critica in onore di Rodolfo Renier" (Turin, F. Bocca 1912), ein Quartband von ungefähr 2000 Seiten.

Schön und stattlich ist er nicht nur an Umfang und in seiner typographischen Ausstattung, sondern vor allem durch die Namen, die ihn zieren, und den Inhalt, den er bringt. In der Tat, um die Wette hat man hier beigetragen; die besten italienischen Gelehrten sind allesamt vertreten, und auch andere Nationen (Frankreich, Deutschland, England, Spanien) haben ihre Spende gebracht. Zum Beweise gleichsam, wie vielseitig Reniers wissenschaftliche Tätigkeit ist, findet man Forscher nicht nur auf dem Gebiet der älteren romanischen Literaturen, sondern auch der modernen Literaturgeschichte, politische und Kunsthistoriker, Philologen und Philosophen. Von allen diesen Abhandlungen zu sprechen wäre hier nicht der Ort; ich will mich darauf beschränken, einige der bemerkenswertesten hervorzuheben, zufrieden, wenn ich die Aufmerksamkeit der Leser dem gewichtigen Werke zuwende, das sicher bald auch in allen nichtitalienischen Bibliotheken zu finden sein wird. Benedetto Croce spricht von der „Theorie der Kunst als reiner Sichtbarkeit", sich besonders mit den ästhetischen Anschauungen von Hans von Marées, Fiedler, Hildebrand beschäftigend; H. Cochin veröffentlicht eine Abhandlung „Sur un manuscrit du ‚Bucolicon carmen' de Pétrarque à la bibliothèque de Belgique"; Arturo Farinelli behandelt, tief und geistvoll, wie immer und wie ihn ja auch die Leser der Internationalen Monatsschrift schon kennen, das Problem der inneren Verwandtschaft zwischen Michelangelo und Dante in dem Essay „Il Giudizio di Michelangelo e l'ispirazione dantesca"; Arturo Graf stellt sich aufs neue die Frage, warum die Tragödie, trotz Blutvergießen und Vernichtung, die sie bringt, dennoch ästhetisch erfreut; Giovanni Gentile veröffentlicht eine Brunische Randglosse: „Veritas filia temporis"; Carolina Michaëlis de Vasconcellos die „Historia de una Cançao peninsular: Ven muerte tan escondida"; Pio Rajna: „Le origini del certame coronario"; Toynbee Paget eine Chronological list, with notes of paintings and drawings from Dante by Dante Gabriel Rossetti"; Adolfo Venturi: „Luca Signorelli, interprete di Dante"; Berthold Wiese: „Zur Satire auf die Bauern"; Léon Pelissier: „Au temps de Louis XV., einige noch unbekannte Dokumente." Weitere beachtenswerte Beiträge bringen Alessandro D'Ancona, Alessandro Luzio, Guido Mazzoni, Albert Counson, H. R. Lang, Francesco Novati, Vittorio Rossi, Michele Barbi, Cian, Bertoni, Benedetto, Savj-Lopez, Cosmo, Fedele, Cipolla, Toldo, Zippel u.a.

Dies ist das gewichtige, die mannigfaltigsten Beiträge enthaltende Werk, mit dem die Gelehrten Italiens und ganz Europas Rodolfo Renier huldigen. Wie hätte man würdiger ein in bewundernswert fruchtbarer Tätigkeit verbrachtes Leben feiern können, deutlicher zugleich die Dankbarkeit bezeigen für das, was Renier geleistet hat, und das sicherste Vertrauen auf das, was er noch leisten wird?

G. A. Alfero.

Die Physik in Großbritannien in der 2. Hälfte des Jahres 1912.

Sir J. J. Thomsons Untersuchungen über positive Strahlen. — Lord Rayleigh über Flacker-Lichtmessung. — Dr. Eccles über Übertragung von Signalen auf weite Entfernungen. — Patterson, Cripps und Whytlaw-Gray über kritische Punkte des Xenon. — Dr. J. W. Nicholson über Spektralreihen. — Dr. T. M. Lowry über Rotation im Quarz. — Dr. S. R. Milner über Wechsel von Strom und Potential in einem oszillierenden Funken.

Sir J. J. Thomson hat seine Untersuchungen über die leuchtenden Strahlen (Kanalstrahlen), die von einer Kathode in eine leere Röhre zurück entsandt werden, weitergeführt. Wenn man sie in magnetische und elektrische Felder ablenkt, teilen sie sich in annähernd parabolische Zweige, von denen jeder für eine der in der Röhre vorhandenen Substanzen charakteristisch ist. Durch diese Methode werden tatsächlich die Konstituenten in der Entladungsröhre qualitativ analysiert. Denn die Ablenkung hängt von dem Molekulargewicht ab, und infolgedessen können die Molekulargewichte der Konstituenten bestimmt werden. Thomson glaubt, im Laufe seiner Untersuchung das Vorhandensein einer oder mehrerer neuer Substanzen entdeckt zu haben, für die es schwer fällt, in Mendelejews periodischem System der Elemente einen Platz zu finden. — Daneben hat die Untersuchung Ergebnisse gehabt, die mit der Ansicht, daß die Atome in einer Verbindung entgegengesetzt geladen werden, nicht übereinstimmt. Man hat ganz allgemein angenommen, daß der Kohlenstoff

ınd der Sauerstoff im Carbonmonoxyd (CO) :ntgegengesetzt geladen seien, und daß die Anziehungskraft zwischen ihnen die cheaische Anziehung bildet, die die Atome zuammenhält. Sir J. J. Thomson ist jetzt nicht ıehr der Ansicht, sondern glaubt, daß die hemische Anziehungskraft eher der Kraft wischen elektrischen Dubletten in den Atomen ähnlich ist. Zu dieser Ansicht hat ın die folgende Tatsache gebracht. Wenn lie Atome von CH_4 geladen sind, würde man rwarten, in der Entladungsröhre eine berächtliche Anzahl von Kohlenstoffatomen nit gleichmäßiger Ladung zu finden; in der Tat aber sind solche Ladungen nicht beobıchtet worden. Nach der Ansicht, die er etzt vorträgt, würde die ganze Ladung eines eden Atoms null sein; aber die positiven ınd negativen Atome darin sind so geordnet, laß die Gesamtkraft anziehend wirkt. Die Kräfte folgen genau dem Gesetze, das :wischen kleinen in derselben Weise angeırdneten Magneten wirksam ist. Die positiven magnetischen Pole sind an Kraft den ıegativen gleich; trotzdem ist eine Kraft :wischen je zwei Magneten vorhanden.

Zur Unterstützung dieser Annahme weist :r auf die Tatsache hin, daß die Dissoziation von Gasen bei ganz niedrigen Temperaturen, wie sie z. B. beim Nickelkarbonyl stattindet, nicht von einer abnormen Leitfähigkeit begleitet ist. Die Bedingungen sind natürlich von denen der Ionen eines Elektroyts in einer Lösung ganz verschieden. In einer leitenden Flamme gegenüber den Trägern der negativen Ladung gibt es keine lonen selbst, sondern Elektronen. Trotz der gewaltigen Fortschritte, die wir gemacht haben, muß man zugeben, daß wir von einer sichern Kenntnis der Struktur eines Moleküls noch weit entfernt sind.

Bei der Anwendung der Flacker-Lichtmessung nennt man zwei verschiedenfarbige Lichter gleich intensiv, wenn bei abwechselnder Betrachtung in rascher Folge und unter passender Geschwindigkeit sich kein Flackern zeigt. Man kann nicht sagen, daß es eine befriedigende Theorie der Arbeit des Flacker-Photometers gebe, noch weniger gibt es eine Sicherheit für die exakte Bedeutung der Angabe, die beiden Lichter seien gleich hell, wenn sie der erwähnten Probe genügen. Lord Rayleigh hat kürzlich einen Gedanken veröffentlicht, der ihm vor vielen Jahren aufgestoßen ist und dahin geht, daß der physiologische Vorgang bei der Anpassung eine Zusammenziehung der Iris sein könne. Die Iris zieht sich zusammen, wenn das Auge einem hellen roten oder grünen Licht ausgesetzt wird. Die Flacker-Anpassung ist nach dieser Annahme vollständig, wenn die Iris bei wechselnder Beleuchtung keine Neigung hat, sich zu ändern. Die Frage drängte sich ihm dann besonders auf, als er das Fenster eines kleinen Zimmers mit sich drehenden Kreisausschnitten versah, um vibrierende Körper studieren zu können. Wenn die Kreisausschnitte sich langsam drehten, so daß sie in der Sekunde 3—4 Blitze erzeugten, wurde er von außerordentlich unangenehmen und sogar schmerzhaften Empfindungen betroffen, die das Auge erlitt. Er schrieb das Unbehagen einem vergeblichen Versuche der Iris zu, sich den schwankenden Bedingungen anzupassen.

Dr. W. H. Eccles hat zur Erklärung der Möglichkeit, drahtlos Botschaften auf weite Entfernungen hin zu versenden, eine neue Hypothese aufgestellt. Früher sind viele Vermutungen geäußert worden, z. B. daß sie herkomme von der Ablenkung der Wellen rund um die Erde, oder von dem Vorhandensein einer Leitschicht der Luft in den oberen Regionen der Atmosphäre, die die Leitung auf ein verhältnismäßig enges Gebiet nahe der Oberfläche der Erde beschränkt. Die erste dieser beiden Erklärungen hat sich als ganz unhaltbar erwiesen, die zweite, von Heaviside, scheint, wenigstens in ihrer einfachsten Form, auch ungenügend zu sein. Dr. Eccles geht von der bekannten Tatsache aus, daß die Luft auf dem Meeresniveau unter normalen Bedingungen selbst bei hellem Sonnenschein nur leicht ionisiert ist, während die Ionisierung in einer Höhe von einigen englischen Meilen über der Erdoberfläche, nach Beobachtungen im Ballon, zuweilen zwanzigmal so groß ist wie auf der Oberfläche. Noch höher hinauf nimmt die Ionisierung zweifellos weiter zu, wegen der immer wachsenden Ionisierungswirkung der Sonnenstrahlung, die natürlich in diesen höheren und dünneren Schichten größer sein muß als in den dicken Schichten unten. Infolge des Vorhandenseins dieser Ionen wächst die Schnelligkeit der Welle, so daß man in der Mitte der Atmosphäre eine größere Schnelligkeit erwarten darf als nahe der Erdoberfläche. Denken wir uns nun eine Wellenfläche, die in einem Augenblicke vertikal ist, so wird ihr oberes Ende, das in horizontaler Richtung mit größerer Schnelligkeit als das untere Ende vorwärts eilt, sich nach vorwärts neigen. So wird der Strahl, der rechtwinklig zu der Wellenfläche steht, abwärts geneigt werden, mit andern Worten: er wird streben, der Erdkrümmung zu folgen, anstatt geradenwegs in die obere Atmosphäre zu gehen. So werden die Strahlungen, die von einer Leuchtkraft oder von einer drahtlosen Telegraphenstation nach allen Richtungen auseinandergehen, in einem Bezirke zwischen der Leitoberfläche der Erde und einer gewissen Höhe der mittleren Atmosphäre festgehalten. Eine etwas ähnliche Erscheinung begegnet bei der Tonübertragung, die jedoch in diesem Falle vom Winde herrührt. Die Schnelligkeit des Windes, die beim Aufwärtssteigen wächst, wird zur Schnellig-

keit des Tones in den höheren Gegenden, wenn man in gleicher Richtung geht, mehr beitragen, und der Ton wendet sich zur Erdoberfläche. In einer Besprechung, die auf der Versammlung der British Association stattfand und von Professor Fleming eröffnet wurde, zeigten die meisten Redner großes Interesse für diese neue Theorie; man hatte offenbar den Eindruck, daß wenigstens eine befriedigende Arbeitshypothese zur Erklärung der Übertragungen auf weite Entfernungen aufgestellt worden sei.

Die Herren H. Patterson, Cripps und Whytlaw-Gray haben einige neue Bestimmungen der kritischen Data des Xenon gegeben. Man erhielt das Gas aus dem Rückstande der fraktionierten Destillation von 120 Tons flüssiger Luft; Herr Claude aus Paris stellte sie Professor Ramsay zur Verfügung. Obgleich es nach der Trennung von Neon und anderen Gasen wieder gereinigt worden war, kann man ihm keinen sehr hohen Reinheitsgrad zuerkennen. Aber es ist keine Frage, daß dank der weit größeren Gasmenge (120 cc) die Ergebnisse eine viel größere Aufmerksamkeit beanspruchen können als die früher gewonnenen. Die kritische Temperatur, die man gefunden hat, ist 16.6° C, der kritische Druck 58.2 Atmosphären und die kritische Dichtigkeit 1.155 gr auf den Kubikzentimeter. Es ist bemerkenswert, daß Xenon eine größere kritische Dichtigkeit hat als irgendeine andere bisher untersuchte Substanz. Unmittelbar über der kritischen Temperatur ist gasförmiges Xenon schwerer als Wasser. Das Verhältnis RTc/pc vc, wo R das konstante Gas und Tc pc vc kritische Temperatur, kritischen Druck und kritisches Volumen bezeichnen, ist 3.605. Es ist wohlbekannt, daß Van der Waals' Gleichung für dieses Verhältnis den Wert 2.667 verlangt. Wir kennen keine Substanz, die einen so kleinen Wert hat, wenn er auch für Helium etwa 3.13 und für Argon 3.283 zu betragen scheint; für die meisten Substanzen liegt er um 3.7 herum. So verhält sich Xenon hierin den gewöhnlichen Gasen und Dämpfen viel ähnlicher als seinen Verwandten Helium und Argon.

In einer Diskussion in der British Association berichtete Dr. J. W. Nicholson über die Arbeiten zur Darstellung von Spektren durch eine Formel unter besonderer Berücksichtigung von Rydbergs Wasserstoffuntersuchungen. Die Hauptschwierigkeit in der Annahme, die dynamischen Schwingungen von Elektronensystemen könnten Spektalreihen geben wie die Balmersche, liegt in der Tatsache, daß das Quadrat der Frequenz und nicht die Frequenz selbst eine rationale Funktion ganzer Zahlen ist. Diese Schwierigkeit fällt bei der Formel von Ritz fort, die indes in anderer Beziehung zu künstlich ist, um als eine wahrscheinlich richtige Darstellung des Atoms gelten zu können. Sehr wahrscheinlich hat Lord Rayleigh mit seiner Vermutung recht, daß der Ursprung der Spektralreihen vielmehr kinematisch als dynamisch ist.

Ein Verfahren wurde skizziert, durch das eine Reihe von Linien, so wie die Balmersche Formel sie bietet, für ein Atom gewonnen werden kann, mit zwei Elektronenringen, nach einfachen kinematischen Prinzipien. Wenn der äußere Ring nur ein Elektron enthält, sind die Linien Dubletten. Wasserstoff ist vielleicht auf diese Weise gebildet.

Auf derselben Versammlung der Association berichtete Dr. T. Martin Lowry über einige sehr genaue Messungen der Rotation der Polarisationsebene des Lichts im Quarz unter Benutzung sehr großer Kristalle. Schnitte aus einem fleckenlosen Kristall von Links-Quarz im ungefähren Gewicht von 2 Kilogramm gaben eine optische Rotation von 25° 5371 auf das Millimeter bei 20° C für $\lambda = 5461$, wenn man eine Gesamtlänge von 226 mm anwandte; Schnitte aus einer Platte Rechts-Quarz mit einigen Fehlern an einigen Stellen gab die Figur 25° 5361 auf den Millimeter bei einer Gesamtlänge von 181 mm.

Dr. S. R. Milner beschrieb die mit Hilfe eines abgelenkten Kathodenstrahls ausgeführte Untersuchung des Wechsels von Strom und Potential in einem oszillierenden Funken. Die oszillierende Entladung hatte eine Potentialdifferenz des Bogens von 35 Volt während des Hauptteils jeder Oszillation; indes kommt eine Glüh-Entladung mit einer Potentialdifferenz von etwa 300 Volt vor, wenn der Strom sein Zeichen wechselt. Ein charakteristisches Merkmal des oszillierenden Funkens ist die vergleichsweise niedere Temperatur der Augenblicks-Anode, die in ihm entsteht. Diese Beobachtung erklärt nicht nur das Vorkommen einer Glüh-Entladung in dem Augenblick, wo der Strom sein Zeichen wechselt, sondern auch die Tatsache, daß die Metalldampfströme, die sichtbar werden, wenn man das Bild des Funkens in einem Drehspiegel beobachtet, unwandelbar vereint sind mit der Augenblicks-Kathode. Milner schrieb die niedere Temperatur der Anode der Witterung der verschiedenen Penetrationskraft der Korpuskeln und der positiven Ionen zu, die die Anode bzw. die Kathode treffen. Die positiven Ionen haben eine geringe Penetrationskraft und verbrauchen ihre Energie, indem sie nur in einer wenig Molekeln starken Schicht der Kathodenoberfläche die Temperatur erhöhen, während die Korpuskeln mit ihrer größeren Penetrationskraft die Anode in größerer Ausdehnung durchdringen und infolgedessen eine geringere Temperatursteigerung der Oberflächenschicht hervorrufen.

London. A. W. Porter.

Internationale Monatsschrift
für Wissenschaft Kunst und Technik
herausgegeben von Max Cornicelius, Berlin, Zimmerstr. 36

Bezugspreis bei sämtlichen Postanstalten in Deutschland vierteljährlich 3 Mark; bei direktem Bezuge durch Streifband in den Ländern des Weltpostverkehrs 4 Mark. Einzelnummern kosten 1 Mark.

7. Jahrgang, Nr. 7
April 1913

Insertionspreis für die zweigespaltene Nonpareillezeile 50 Pf. — Inseraten-Annahme bei den Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. in Berlin und den größeren Städten Deutschlands u. der Schweiz

Für die Redaktion verantwortlich: Wilhelm Paszkowski, Berlin.
Verlag von August Scherl in Berlin SW. 68, Zimmerstraße Nr. 36-41.

Revolutionäre Arbeiterberufsvereine.

Von
Heinrich Herkner.

I.

Die ungeheure Erbitterung, mit der nicht nur im öffentlichen Leben, sondern auch in Literatur und Wissenschaft über die Probleme der gewerkschaftlichen Entwicklung immer wieder gestritten wird, findet ihre Erklärung nicht allein in den großen materiellen Interessen, die mit diesen Fragen verknüpft sind. Zuweilen wird der Streit auch durch den Umstand vertieft und verlängert, daß die Gegner ganz verschiedene Typen der Arbeiterberufsvereine im Auge haben. Es gehört zu den erheblichen Verdiensten, die sich Schwittau mit seinem jetzt auch in die deutsche Sprache übertragenen Werke »Die Formen des wirtschaftlichen Kampfes« (Berlin, Springer, 1912) erworben hat, daß er schärfer, als es bis jetzt im allgemeinen üblich war, die verschiedene Natur der gewerkschaftlichen Kämpfe analysiert.

Beabsichtigen die Arbeiter einzig und allein innerhalb der bestehenden Wirtschaftsordnung durch kollektive Aktionen eine vorteilhaftere Verwertung ihrer Arbeitskraft zu erzielen, betrachten sie die Differenzen mit den Arbeitgebern nur unter dem Gesichtswinkel geschäftlicher Konflikte, wie sie der Verkehr zwischen Verkäufern und Käufern normalerweise mit sich bringt, so liegt eine reformistische Betätigung vor. Man erblickt in den Arbeitgebern eine Gegenpartei, die man nicht vernichten will, sondern an deren Leistungsfähigkeit man selbst im höchsten Grade interessiert ist. Es besteht also kein allgemeiner und absoluter Interessengegensatz, sondern nur ein Streit über den Anteil an den Erträgen, die in gemeinsamer Tätigkeit erzielt worden sind. Je größer die Erträge selbst ausfallen, d. h. je produktiver die Arbeit verwendet wird und je günstiger deren Resultate auf dem Warenmarkt verkauft werden können, desto eher ist der Arbeitgeber imstande, bessere Arbeitsbedingungen zu gewähren.

Da der Erfolg der einen Partei jeweils

in hohem Grade durch die Leiſtungsfähigkeit der Gegenseite bedingt wird, so iſt es auch möglich, Interessengegensätze im Wege der Verhandlung auszugleichen. Die Arbeiter lassen Forderungen fallen, wenn die Arbeitgeber nachweisen, daß deren Erfüllung das Gewerbe schädigt, und die Arbeitgeber bewilligen Wünsche der Arbeiter, wenn sie von der Bewilligung eine Zunahme der Leiſtungsfähigkeit erwarten dürfen, die schließlich auch ihnen zuſtatten kommt. Beide Teile halten es oft für zweckmäßig, im Wege gemeinsamer Vereinbarungen auf längere Zeit hinaus eine konfliktfreie Periode für die geschäftliche Tätigkeit zu garantieren, sogenannte Tarifgemeinschaften und kollektive Arbeitsverträge abzuschließen. Beide Teile suchen Kämpfe (Streiks und Aussperrungen), wenn es irgend angeht, überhaupt zu vermeiden. Der Kampf, die Machtprobe, gilt ihnen nur als äußerſtes letztes Mittel, wenn es eben absolut unmöglich iſt, auf andere Weise einen für beide Parteien gangbaren Ausweg aus den beſtehenden Differenzen ausfindig zu machen.

Im Gegensatz zu dieser Auffassung vertreten Arbeiterberufsvereine aber auch oft den Gedanken, daß es für sie weniger auf eine Verbesserung als auf eine prinzipielle Umgeſtaltung der beſtehenden Wirtschaftsordnung ankomme. Das Lohnverhältnis selbſt, der ganze Gegensatz von Lohnarbeit und privatkapitaliſtischem Unternehmertum, soll durch Vergesellschaftung der Produktionsmittel aus der Welt geschafft werden. Das Unternehmertum soll nicht nur bessere Arbeitsbedingungen gewähren, es soll überhaupt möglichſt bald einer ausschließlich von Arbeitern geleiteten Wirtschaftsweise Platz machen. Arbeiter und Arbeitgeber ſtehen sich dann als zwei in jeder Hinsicht feindselige Gesellschaftsklassen gegenüber, und die gegenseitigen Beziehungen sind vor allem im Hinblick auf das revolutionäre Endziel dieses Klassenkampfes zu beurteilen. Unter diesen Umſtänden erblicken auch die Arbeitgeber in den Arbeiterberufsvereinen Mächte, die im Interesse der Selbſterhaltung mit dem Aufgebot aller Mittel zu bekämpfen sind. Zwischen beiden Lagern kann es beſtenfalls einen Waffenſtillſtand, niemals aber einen aufrichtigen Frieden geben.

Es iſt klar, daß diese tiefen prinzipiellen Gegensätze im Wesen der Berufsvereine nicht nur bei der Feſtſtellung der oberſten Ziele, sondern auch in der ganzen inneren Organisation, in den nächſten Zwecken, in der Art des Kampfes, in der Wahl der Kampfmittel und in der Stellungnahme zu politischen Parteien zum Audruck kommen müssen. Die Wirklichkeit bietet freilich diese beiden Typen nicht immer in idealer Reinkultur. Es kommen oft recht komplizierte und im Laufe der Entwicklung sich ſtark verändernde Verbindungen zwischen reformiſtischen und revolutionären Tendenzen vor. Es können in einem und demselben Vereine reformiſtische und revolutionäre Elemente vereinigt sein und um die Geltung ihrer Ideen mit wechselndem Erfolge kämpfen. Es mögen Verbände ſtreng reformiſtischer Richtung im Laufe der Zeiten einen revolutionären Einschlag erhalten, und es können sich revolutionäre Gebilde tatsächlich in reformiſtische umwandeln.

Am deutlichſten iſt der reformiſtische Typus in den großen alten Verbänden der gelernten Arbeiter in England und Amerika ausgeprägt worden. Auf ihre Theorie und Praxis hat L. Brentano seine unübertreffliche und nicht nur in der deutschen Wissenschaft maßgebend gewordene Darſtellung des Gewerkver-

einswesens gegründet. Bei uns haben die Deutschen Gewerkvereine (Hirsch-Duncker) und die christlichen Gewerkschaften die Schranken, die durch die reformistischen Ziele gezogen werden, immer in voller Konsequenz innegehalten.

II.

Im Gegensatze zu dem einheitlichen Zuge, der die reformistischen Verbände auszeichnet, tritt die revolutionäre Richtung in zwei Varianten auf. Die eine wird durch Gewerkschaften gebildet, welche von den Führern politisch-revolutionärer Bewegungen lediglich zur Förderung dieser Ziele ins Leben gerufen worden sind. So haben die Nachfolger Lassalles sowohl wie die Häupter der von K. Marx geleiteten Internationalen Arbeiter-Assoziation überall gewerkschaftliche Gründungen angeregt, obwohl nach der orthodoxen Lehre von Lassalle sowohl wie Marx die Arbeiterverbände nicht imstande sind, eine nennenswerte Verbesserung in der Lage der Lohnarbeiter herbeizuführen. Sie können das eherne Lohngesetz (Lassalle) nicht aufheben, noch das Proletariat von der Klassenherrschaft und Ausbeutung befreien (Marx). Gewerkschaftliche Kämpfe könnten bestenfalls einigen Gruppen hochgelernter Arbeiter einige Vorteile auf Kosten der proletarischen Gesamtheit verschaffen. Wenn trotz dieser geringschätzigen Beurteilung mit großem Eifer Gewerkschaften ins Leben gerufen wurden, so geschah es, weil man auf diese Weise allmählich auch Arbeiterschichten für die Sache des Sozialismus zu gewinnen hoffte, welche zunächst, noch schwach im Glauben an die Vollkommenheiten der sozialistischen Zukunftsgesellschaft, mehr Wert auf eine Verbesserung ihrer aktuellen Lage legten. Im gewerkschaftlichen Kampfe würde das proletarische Klassenbewußtsein kräftig entwickelt und die feste Überzeugung erworben werden, daß wirkliche Fortschritte nur vom Sozialismus, nur von der Beseitigung des ganzen Lohnsystems zu erwarten seien. Die Gewerkschaften sollten Rekrutenschulen für die Partei abgeben, und diesem obersten Ziele wurde deren ganze Organisation und Betätigung untergeordnet. Deshalb wurden nur zuverlässige Parteigenossen in leitenden Stellungen geduldet und der politischen Parteileitung überhaupt eine Art Oberherrlichkeit über die gewerkschaftlichen Verbände zugesprochen. Im übrigen erfüllte man die Arbeiterschaft mit so hochgespannten Forderungen und Idealen daß selbst erhebliche gewerkschaftliche Erfolge, an diesen Maßstäben gemessen, zu belanglosen Abschlagszahlungen zusammenschrumpften. Die Gewerkschaften sollten die Arbeiter nur widerstandsfähiger und dadurch geeigneter für die endgültige Lösung der sozialen Frage machen. Die Unternehmer aber würden sich, durch die fortgesetzten Angriffe beunruhigt und entmutigt, immer mehr daran gewöhnen, die Ablösung der kapitalistischen durch die sozialistische Produktionsweise als ein unvermeidliches Ereignis hinzunehmen.

Wie so oft in der Geschichte ist auch hier das eingetreten, was Wundt als Gesetz der Heterogonie der Zwecke bezeichnet hat. Aus den Gründungen, die ursprünglich nur den politischen Parteizwecken dienen sollten, sind unter dem Einflusse von Neben- und Folgewirkungen Effekte hervorgegangen, die den Motiven der Urheber immer weniger entsprachen, ja schließlich in offenen Gegensatz zu ihnen traten. Die Gewerkschaften erzielten größere Erfolge, als die sozialistische Orthodoxie für möglich gehalten hatte, und ver-

ſtärkten daher das Intereſſe nicht am Sozialismus, ſondern an der reformatoriſchen Arbeit im Gegenwartsſtaate. Wer, wie die Gewerkſchaftsführer, Tag für Tag ſeine beſte Kraft der Reformarbeit zuwendet, wer wachſende Erfolge aus dieſen Bemühungen emporblühen ſieht, hört tatſächlich auf, ſozialiſtiſcher Revolutionär zu ſein, ſo wenig ihm dieſe innere Umwandlung auch immer ſofort zu klarem Bewußtſein kommen und ſo wenig er geneigt ſein mag, ſie offen ſich ſelbſt oder gar Außenſtehenden zuzugeben. Auf dieſem Wege haben ſich nicht nur in Deutſchland, ſondern auch in andern Ländern einer vorzugsweiſe von marxiſtiſchen Ideen beherrſchten Arbeiterbewegung die in revolutionären Abſichten gegründeten und mit revolutionären Geſinnungen imprägnierten Arbeiterberufsvereine, je länger deſto mehr, in wichtigen praktiſchen Beziehungen, z. B. in der Frage der Arbeitstarif-Verträge, den reformiſtiſchen Gewerkſchaften angeſchloſſen oder ſtehen im Begriff, es zu tun.

Dieſen Strukturveränderungen gehen als Urſachen und Folgen die reviſioniſtiſchen Lehren zur Seite, unter deren Einfluß die revolutionären Tendenzen der ſozialdemokratiſchen Bewegungen überhaupt eine ſtarke Abſchwächung erlitten haben. Inſofern konnte und kann immer wieder verſichert werden: »Sozialdemokratie und Gewerkſchaften ſind eins.« Die Sozialdemokratie, mit der heute die tatſächlich reformiſtiſch gewordenen Gewerkſchaften eins ſind, hat mit der urſprünglichen ſozialrevolutionären Arbeiterbewegung eben oft nur noch die Firma gemein.

III.

Neben dieſem älteren, heute an Bedeutung mehr und mehr verlierenden Typus der revolutionären Gewerkſchaft iſt neuerdings, und zwar zunächſt in Frankreich, ein zweiter Typus entſtanden, an den heute faſt ausſchließlich gedacht wird, wenn es ſich um revolutionäres Gewerkſchaftsweſen oder Syndikalismus*) handelt. War der erſte Typus aus dem revolutionären Marxismus hervorgegangen, ſo kann der zweite ſeine geiſtige Ahnenreihe auf Proudhon und andere Denker anarchiſtiſcher Richtung zurückführen.

Vom Standpunkte des revolutionären Syndikalismus erſcheint allein die Gewerkſchaft als der wahre Träger des revolutionären Klaſſenkampfes. Sie hat nicht erſt politiſch-revolutionäre Parteibeſtrebungen zu entwickeln, ſondern die Revolution unmittelbar aus eigener Kraft zu verwirklichen; nicht auf dem Umwege über die politiſche oder parlamentariſche Eroberung der Staatsgewalt, ſondern durch »direkte Aktion«.

Im Vergleiche zu dem politiſchen Parteileben beſitzt die Gewerkſchaft den unendlichen Vorteil, nur aus Lohnarbeitern zu beſtehen, alſo aus den Angehörigen derjenigen Geſellſchaftsklaſſe, deren weltgeſchichtlicher Beruf gerade in dem Umſturz des beſtehenden Wirtſchaftsſyſtems beſteht. Bildet die Gewerkſchaft aber das wichtigſte Inſtrument des Klaſſenkampfes, ſo muß alles ſorgfältig vermieden werden, was

*) Aus der ſehr großen Literatur über den revolutionären Syndikalismus ſeien hervorgehoben: Challaye, Syndicalisme révolutionnaire et Syndicalisme réformiste, 1909; Franck, Les Bourses du Travail et la Confédération générale du Travail, 1910; Acht, Der moderne franzöſiſche Syndikalismus, 1911; Brentano, Über Syndikalismus und Lohnminimum, München, Süddeutſche Monatshefte 1913; J. Ramsay Macdonald, Syndicalism, London 1912; Levine, The labour movement in France, a study in revolutionary syndicalism. New York 1911.

sie dieser Bestimmung untreu machen könnte. Sie darf nicht zu einer Rechtsagentur herabsinken, die kollektive Arbeitsverträge zur Wahrung rein materieller Interessen abschließt und dann auf lange Zeiten hinaus für den Frieden einzutreten hat. Sie darf nicht den »Geldsäcken der Kapitalisten« die »Geldsäcke der Arbeiter« entgegenstellen wollen oder durch Versicherungskassen Leute heranziehen, die ohne revolutionäre Ziele nur ihre wirtschaftliche Existenz befestigen möchten. Ihre Mittel müssen einzig und allein für den Kampf bereitgestellt werden. Aber auch bei ihm ist alles Vertrauen nicht auf die Geldmittel, sondern auf den Elan zu setzen, auf die rücksichtslose Hingabe der ganzen Persönlichkeit für die hohen Endziele. Verbesserungen der Arbeitsbedingungen, so erwünscht sie sein mögen, können als solche nicht gelten. Ja, selbst verlorene Streiks sind in höherem Maße als Siege zu werten, wenn sie nur die revolutionäre Energie der Arbeiter wesentlich gehoben haben. Immer haben sich die Gewerkschaften, auch ohne Aussicht auf positive Erfolge, vor allem als Soldaten des revolutionären Klassenkampfes zu fühlen, das Bürgertum und seine Unternehmungen in beständige Unruhe zu versetzen und ihm so die Fortführung der kapitalistischen Produktionsweise gründlich zu verleiden. Diese Kämpfe bedeuten eine unübertreffliche Gymnastik, sie exerzieren die Arbeiter auf den großen Tag des Generalstreiks ein, der die Besitzer der Produktionsmittel zwingen wird, sie den Gewerkschaften zu überliefern. Mit den revolutionären Erhebungen darf aber nicht gewartet werden, bis große Kampforganisationen für sie ausgebildet sind, sondern die Armee der Revolution erreicht erst in der Zucht der Kämpfe selbst ihre höchste Entwicklung. Mit Recht habe Schiller gedichtet:

»Denn der Mensch verkümmert im Frieden,
Müßige Ruh' ist das Grab des Muts.
— — — — — — — — — — —
Aber der Krieg läßt die Kraft erscheinen,
Alles erhebt er zum Ungemeinen,
Selber dem Feigen erzeugt er den Mut.«

Man verschmäht es, die großen Schläge zu reglementieren, den Eintritt in den Kampf wohl gar von der Genehmigung stumpfsinniger Majoritäten oder ängstlicher Organe der Kassenverwaltungen abhängig zu machen. Die Führung ist kleinen, aber kampfesfrohen autonomen Gruppen zu überlassen, welche durch Kühnheit und Bravour die große träge Masse mit fortreißen müssen. Die Forderungen sind so hoch zu spannen, daß sie gar nicht bewilligt werden können. Tritt die Bewilligung wider Erwarten doch ein, so sind neue noch weitergehende Programme zu formulieren. Für Unterhandlungen soll keine Zeit gelassen werden. Die Arbeitgeber sind vielmehr durch Kontraktbruch zu überraschen und zu überrennen. Soweit die Kämpfe Geldmittel erheischen, sind sie weniger durch eigene Kassen als durch den Appell an die Klassensolidarität des Proletariats aufzubringen. Arbeitswillige sind nicht durch Unterstützungen zum Anschluß an den Kampf zu bestimmen, sondern durch Gewaltakte und Drohungen einzuschüchtern. Für die Kämpfe sind nicht nur die Mittel reformistischer Gewerkschaften, Streik, Boykott, Sperren, Labels, zu verwenden, sondern noch wirksamer sind Sabotage und Obstruktion (passive Resistenz).

Das Sabotagesystem kann in sehr verschiedenen Formen zur Anwendung kommen. Man arbeitet langsamer, lässiger, schlechter, nimmt Rohstoffe und

Maschinen weniger in acht. Die Losung lautet: für schlechte Arbeitsbedingungen schlechte Arbeitsleiſtungen. Es können aber auch in unmittelbar verbrecherischer Weise Sachbeschädigungen aller Art herbeigeführt werden. Bäcker lassen Petroleum in die Backtröge fließen, Maschinenarbeiter Sand durch die Schmierlöcher in die Maschinen eindringen. Von Eisenbahnarbeitern sind Schienen gelockert oder aufgerissen, Telegraphendrähte zerschnitten, Weichen zerſtört, Lokomotiven dienſtuntauglich gemacht worden. Je feiner und komplizierter die Apparate oder Maschinen sind, deſto leichter fällt es in der Regel, ihre Funktion in unauffälliger Weise zu zerſtören.

Im Gegensatz zu diesen Methoden ſteht die passive Resiſtenz. Bei ihr wird alle Arbeit hyperloyal, ungeheuer gewissenhaft, sorgfältig und umſtändlich ausgeführt. Im Eisenbahndienſte werden alle Reglements mit peinlichſter Genauigkeit beobachtet, ein Verfahren, das in der Regel ausreicht, um eine vollkommene Lähmung des Betriebes zu bewirken. Diese Praktiken haben für die Kämpfenden den Vorteil, daß sie ihr Einkommen dabei nicht ganz verlieren; also imſtande sind, die Sache auch ohne Streikkasse lange auszuhalten, sofern die Arbeitgeber, wie Zoll-, Eisenbahn-, Poſt- und Telegraphenverwaltungen, sich nicht mit einer Aussperrung zur Wehr setzen können.

Die Arbeitgeber werden geradezu zur Verzweiflung gebracht, da sie nicht erfahren, wen sie eigentlich persönlich für alle diese unerträglichen Beläſtigungen verantwortlich machen sollen.

Gewalttaten und Verbrechen führen naturgemäß zu Konflikten mit der Staatsgewalt. Reichen Polizei und Gendarmerie zur Aufrechterhaltung der Ordnung nicht aus, so wird Militär aufgeboten. Die revolutionären Syndikaliſten suchen deshalb die Machtmittel der Staatsgewalt selbſt zu lähmen. Unter den Soldaten wird eine antimilitärische Propaganda getrieben und zur Verweigerung des Gehorsams angereizt, während man die Angeſtellten der ſtaatlichen Behörden unmittelbar in die Bewegung einzugliedern ſtrebt. Werden aber Verkehr und Nachrichtenwesen, Gas- und Elektrizitätsversorgung unterbunden, so erleidet auch die Verwendung militärischer Machtmittel eine ſtarke Einbuße.

Sind auf diese Weise allmählich alle Pfeiler der ſtaatlichen, wirtschaftlichen und sozialen Ordnung unterwühlt, so kann der ganze morsch gewordene Bau mit Hilfe der allgemeinen Arbeitseinſtellung, des revolutionären Generalſtreikes, vielleicht sogar schon durch Massenſtreiks der Kohlenhäuer und Verkehrsarbeiter, sicher und vergleichsweise mühelos zum Einſturz gebracht werden. Die Gewerkschaften bemächtigen sich der Produktionsmittel. Haben sie vordem als revolutionäre Kampfeinheiten operiert, so legen sie nun die Fundamente einer neuen Produktionsordnung. Die Produktionsmittel sollen nicht, wie der Sozialismus will, in den Besitz der Gesellschaft, sondern der Arbeiter der betreffenden Gewerbe übergehen. Die Eisenbahnen sollen dem Eisenbahnerpersonal, die Bergwerke den Berg-, die Hochöfen den Hüttenarbeitern gehören.

Den kritischen Einwänden, welche die Wissenschaft gegen diese Ideen erhebt, wird entgegnet, daß man sich nicht auf den Intellekt, den Verſtand, sondern auf die Volksseele und ihre revolutionären Inſtinkte, auf die Intuition verlassen müsse. Sollten diese Pläne in der Tat unausführbar sein, so könnten sie doch auf alle Fälle als nütz-

liche Illusionen, als »Mythen« großen Segen stiften; eine für die endgültige Befreiung der Arbeiterklasse unendlich wertvolle Stimmung erzeugen.

IV.

Wenn der Syndikalismus gegen die politische Betätigung, welche die Aktionen der Arbeiterklassen durch Parteizwist zersplittere, Front macht, so müßte er konsequenterweise für eine durchaus unpolitische Gewerkschaftsbewegung eintreten. Anstatt dessen bildet er selbst tatsächlich eine neue politische Partei und vergrößert damit nur das Übel, das er angeblich beseitigen will. Es kann im Ernst ja nicht bestritten werden, daß eine Bewegung, welche Staat und Gesellschaft umstürzen will, welche die Demokratie und die bestehenden politischen Parteien bekämpft, selbst eine politische Richtung darstellt. Daß sie ihre Ziele nicht mit dem Stimmzettel, sondern durch den Generalstreik erreichen will, kann daran nichts ändern. Tatsächlich halten sich auch die Arbeiter, die nicht revolutionär gesinnt sind und eine Verbesserung ihrer Lage nur durch friedliche Reformarbeit erstreben, von den Syndikalisten fern. Damit sind die Verhältnisse aber noch verwickelter geworden. Außer den nach wie vor bestehenden Gegensätzen, die von den alten politischen Parteien in die Gewerkschaftsbewegung getragen worden sind, hat diese jetzt noch unter dem Kampfe der reformistischen und sozialistischen Vereine mit denen der revolutionären Syndikalisten zu leiden.

Wenn der Syndikalismus den Arbeiter nur in seiner Eigenschaft als Lohnarbeiter gelten lassen will und damit das Prinzip des Klassenkampfes auf die äußerste Spitze treibt, übersieht er, daß zwischen der Arbeiterklasse und anderen Gesellschaftsklassen tatsächlich doch eine Fülle gemeinsamer Interessen besteht, für deren Wahrnehmung Staat und Gemeinde unentbehrlich sind. Mag Unternehmer und Lohnarbeiter ein Streit über die Verteilung der in gemeinsamer Arbeit erzielten Erträge trennen, gemeinsam bleibt doch das Interesse, daß überhaupt möglichst rationell und erfolgreich produziert wird, daß die Waren einen guten Absatz finden, daß eine geordnete, unparteiische Rechtspflege, daß die öffentliche Gesundheitspflege funktionieren, daß Volksbildung und Wissenschaften vorwärtsschreiten.

Wird die Gewerkschaft nur als Instrument des Klassenkampfes ausgebildet, so übt sie in friedlichen Zeiten keine Anziehungskraft auf die Arbeitermassen aus. Ihr Mitgliederstand sinkt so tief, daß nicht nur erkämpfte Positionen leicht wieder verloren gehen, sondern auch, aus innerer Schwäche, aufsteigende Konjunkturen nicht rechtzeitig ausgenützt werden können. Nun erklären die Syndikalisten freilich den Kampf in Permanenz. Damit schädigen sie aber die Sache der Gewerkschaften noch mehr. Begreiflicherweise werden die Unternehmer Syndikaten, die grundsätzlich keine ruhige Fortführung der Geschäfte dulden wollen, jede Konzession verweigern. Aber auch die Arbeiter selbst werden der ewigen Kämpfe müde und drehen einer Gewerkschaft, welche sie ihnen aufzwingen will, entrüstet den Rücken. Ältere verheiratete Arbeiter, Arbeiter, die an den Platz gebunden sind oder durch besondere berufliche Tüchtigkeit sich günstiger Arbeitsverhältnisse erfreuen, können dann sehr bereit sein, besondere Vereinigungen zum Schutze gegen den Terrorismus revolutionärer Syndikalisten zu begründen, und finden bei diesen Bestrebungen natürlich große Förderung von seiten der Arbeitgeber.

So entstehen wirtschaftsfriedliche oder gelbe Arbeiterverbände, und zwischen die revolutionären und reformistischen Organisationen verschiedener politischer Richtungen tritt schließlich noch der Typus der Werkvereine.

Oft werden durch die syndikalistische Kampfesweise Recht und Moral aufs schwerste verletzt. Auch dadurch werden viele Arbeiter von der Gewerkschaftsbewegung abgestoßen oder demoralisiert. In weitesten Kreisen entsteht eine zunehmende Erbitterung gegen eine derartige Arbeiterbewegung. Scharfe Ausnahmegesetze werden verlangt und können schließlich auch legitimen Bestrebungen der Arbeiter Schaden bringen.

Ebensowenig ist der Generalstreik imstande, die an ihn geknüpften Hoffnungen zu erfüllen. Gerade die Arbeitermassen sind es ja, die unter jeder längeren Unterbrechung der volkswirtschaftlichen Funktionen selbst am meisten zu leiden haben. Auf der einen Seite verlieren sie ihr Einkommen, auf der anderen finden starke Preissteigerungen statt. Insofern bricht der Generalstreik entweder in Kürze ergebnislos zusammen, oder er führt zur offenen Gewalttat gegen Personen und Eigentum, zum bewaffneten Kampfe. Eine bessere, leistungsfähigere Organisation der Produktion kann nur das Resultat jahre- und jahrzehntelanger mühevoller Arbeit sein. Sie läßt sich nicht durch revolutionäre Gewalttaten von heute auf morgen erreichen, am allerwenigsten durch Syndikate, die sich bis dahin nur dem Werke der Zerstörung, der Untergrabung der Disziplin, in keiner Weise aber dem positiven Aufbau gewidmet haben. Die bestehende Wirtschaftsordnung ist nicht einer Maschine vergleichbar, die, technisches Verständnis vorausgesetzt, in derselben Weise dem Kapitalisten wie dem Anarchisten gehorcht. Sie hängt mit den überlieferten politischen und sozialen Ordnungen, mit der ganzen Art der Einkommensverteilung viel zu innig zusammen, um einfach von den Siegern in einer Straßenschlacht ihren Wünschen entsprechend gehandhabt werden zu können.

Suchen die Syndikalisten sich durch antimilitärische und antipatriotische Propaganda für den Tag der Entscheidung eine vorteilhafte Stellung zu sichern, so untergraben sie gleichzeitig, sofern sie Erfolge erzielen, die internationale Machtstellung ihres Vaterlandes. Heute bedeutet eben jede Einbuße an internationaler Geltung zumeist auch eine Bedrohung der wirtschaftlichen Lebensinteressen einer Nation. Es kann also auch auf diesem Wege nur eine Verschlechterung in den Arbeitsbedingungen als Endresultat des Syndikalismus sich einstellen.

Obwohl die Bedingungen für die Entwicklung revolutionärer Gewerkschaften zeitlich und örtlich mancherlei Verschiedenheiten zeigen, so darf im allgemeinen doch angenommen werden, daß Unreife, Enttäuschungen, Mißtrauen und Verzweiflung dabei einen entscheidenden Einfluß ausüben, mag es sich nun um Fehlschläge auf dem Gebiete der reformistischen Gewerkschaftspraxis oder der politischen Betätigung handeln.

So besitzen in der Regel ungelernte Arbeiter eine größere Empfänglichkeit für diese Ideen als gelernte. Ihre Löhne sind zu niedrig, um ausreichende Beiträge für Gewerkschaftszwecke aufzubringen, und die Zahl der Outsider ist meist zu groß, um deren vorbehaltsloses Angebot ausschließlich mit gesetzlichen Mitteln fernzuhalten. Es können aber auch gut geleitete und organisierte Gewerkschaften durch eine besondere Ungunst der Lage matt gesetzt werden

und dadurch ihre Immunität gegen revolutionäre Einflüsterungen teilweise verlieren.

Wenn neuerdings syndikalistische Ideen hie und da in den Kreisen der früher streng reformistisch gestimmten englischen Arbeiterverbände Anklang gefunden haben, so steht dieser Umschwung sicher im engen Zusammenhang mit der Tatsache, daß im Laufe der letzten Jahrzehnte die Preise der Waren, insbesondere der Lebensmittel, aber auch der Wohnungen, der Beleuchtung und Beheizung, rascher gestiegen sind als die Löhne, daß also ein Sinken der Reallöhne eingetreten ist.*) Da gleichzeitig der Geschäftsgang einen glänzenden Aufschwung nahm und die besitzenden Klassen sich eines steigenden Renteneinkommens erfreuen durften, wurde der Stillstand oder Rückschritt in der Lebenshaltung der Arbeiterklasse von dieser nicht mit jener Resignation aufgenommen, mit der man in Zeiten allgemeiner Geschäftsstille derartige Rückschläge von seiten der großen Mehrheit hinzunehmen pflegt. Da die englischen Arbeiter kraft alter Traditionen der Staatshilfe noch skeptisch gegenüberstehen, konnten zunächst die Methoden des revolutionären Syndikalismus eine gewisse Popularität erringen.

*) Die Ursachen dieser Erscheinung sind noch nicht hinlänglich aufgeklärt. J. A. Hobson (Industrial Unrest 1912) vertritt die Auffassung, daß die Organisationen des Kapitals in Trusts, Unternehmer- und Arbeitgeberverbänden stärker geworden seien als die der Arbeit. Außerdem hätte ein starker Kapitalexport, dem keine angemessene Auswanderung englischer Arbeiter zur Seite stand, die Stellung der Lohnarbeiter auf dem inländischen Arheitsmarkt geschwächt und zwar um so mehr, als ohnehin schon durch technische Neuerungen, welche ungelernte Handarbeit in großem Umfange ausschalten, die Nachfrage nach Arbeitskräften eingeschränkt wurde.

In Frankreich, zum Teil auch in der Schweiz, legen die zahlreichen Klein- und Mittelbetriebe in Gewerbe, Handel und Landwirtschaft dem Ausbau großer Berufsvereine wie der sozialpolitischen Gesetzgebung beträchtliche Hindernisse in den Weg. Arbeiter, die noch mit der Möglichkeit, selbständig zu werden, stark zu rechnen pflegen, stellen vom Standpunkte der Gewerkschaftsbewegung immer unsichere Kantonisten dar. Im politischen Leben aber, bei Wahlen und Volksabstimmungen bilden die kleinbürgerlichen und ländlichen Elemente im Verein mit den besitzenden Klassen oft eine kompakte Majorität, wenigstens gegen alle Reformen, die unmittelbar in das Arbeitsverhältnis eingreifen sollen und sich nicht damit begnügen, das Interesse der minderbesitzenden Gesellschaftsklassen ganz allgemein zu fördern.*)

Neben diesen ökonomischen und politischen Gesichtspunkten darf der Einfluß des ganzen Volkscharakters nicht übersehen werden, mag dieser nun auf Rassenmomenten oder geschichtlichen Einwirkungen beruhen. Das leicht erregbare, phantasiebegabte, aller Disziplin abgeneigte Naturell der Romanen, Slawen und Iren wird vom schwungvollen Pathos des revolutionären Syndikalismus rascher gewonnen als die Sinnesart der Angelsachsen, Skandinavier und Deutschen. Die Franzosen und Italiener sind viel eher für blutige Barrikadenkämpfe als für regelmäßige hohe Gewerkschaftsbeiträge zu gewinnen. Aus der Not wird dann eine Tugend gemacht und die Geringfügigkeit der Kassenbestände als großer Vorzug für

*) Vergl. meinen Aufsatz: Sozialrevolutionäre Bewegungen in der Demokratie. Schmollers Jahrbuch, 32. Jahrg. 1909.

die revolutionäre Betätigung verherrlicht. Nicht gleichgültig ist auch der Umstand gewesen, daß in Frankreich Syndikate vor 1884 überhaupt keine legale Existenz besaßen. Damit soll nicht behauptet werden, daß der echte Syndikalismus unter den Angehörigen der germanischen Nationen gar keine Anhänger besäße. Aber er hat bis jetzt immer nur vorübergehend und auf relativ geringe Schichten der Arbeiterbevölkerung eingewirkt. Obwohl die Theorien des orthodoxen Marxismus nur ein revolutionäres Gewerkschaftswesen zulassen und die deutschen Arbeiter sich äußerlich in ihrer Mehrheit zu diesen Theorien bekennen, ist ihr tatsächliches Verhalten trotzdem der reformistischen Gewerkschaftspraxis immer näher gekommen.

Der Luther Imbart de la Tour's.

Von

Ernest Seillière.

Imbart de la Tour ist nicht nur ein Historiker von umfassender Gelehrsamkeit, sondern auch ein sehr beachtenswerter Schriftsteller, und seine Bücher erfreuen sich innerhalb Frankreichs wie außerhalb eines unbestrittenen Ansehens. Zuerst studierte er die Anfänge der Religion in unserm Lande, erläuterte speziell die Verwaltung der ländlichen Pfarrgemeinden im frühesten Mittelalter und die Wahl der Bischöfe zur Zeit des Niedergangs dieser apostolischen Institution; darauf unternahm er eine groß angelegte Darstellung der Entstehung der Reformation. Sein Standpunkt ist der eines Katholiken von unbefangen verständiger Auffassung, der der Wahrheit nicht aus dem Wege geht und sie, wenn es nötig ist, Freund wie Feind deutlich sagt. Bei der Untersuchung der eigentlichen reformatorischen Bewegung ist ihm vor allem die Gestalt Martin Luthers entgegengetreten, und er hat von dem Wittenberger Mönche ein ganz meisterhaftes Bild gezeichnet. Wir wollen das Porträt, in dem das Ergebnis aller derzeitigen Arbeiten über diese Frage zusammengefaßt ist, einen Augenblick betrachten, um uns über die Natur und die Tendenzen von Luthers Mystizismus klar zu werden.

Man kann es in der Revue des Deux Mondes vom 15. Sept. 1912 finden.

1. Luthers Gemüts- und Geistesanlage.

Das Studium von Luthers Leben zeigt uns, daß der Apostel der Reformation in seiner Gemütsanlage sinnlichen Eindrücken und Erregungen leicht zugänglich, daß er ein für die Schauer des gotterfüllten Enthusiasmus geborener Mystiker war. Ernsthaft, träumerisch grübelnd, überläßt er sich gern den poetischen Einwirkungen der Musik oder der ländlichen Natur. Wie den aus Leipzig zurückkehrenden jungen Goethe macht auch ihn eine schwere Krankheit, die ihn im Jahre 1502 befällt, hoffnungslos fast bis zur Verzweiflung und läßt ihn in göttlichem Beistand Hilfe suchen. Bald darauf bricht sein Drang zum geistlichen Berufe ganz offen hervor,

unter dem Einfluß neuer heftiger innerer Erſchütterungen: durch den plötzlichen Tod eines geliebten Freundes unmittelbar neben ihm und ſeine eigene, wie er überzeugt bleibt, wunderbare Errettung eines Tages vom Tode durch Blitzſchlag. So tritt er, trotz des väterlichen Widerſpruchs, in das Auguſtinerkloſter zu Erfurt.

Aber dieſer radikale Entſchluß gibt ihm doch nicht ſogleich die innere Ruhe wieder. Noch zwei Jahre einer moraliſchen Kriſis hat er hinter den Kloſtermauern zu überſtehen, in ſeinem Glauben allerdings nicht im mindeſten angefochten, aber gequält von den heftigen Regungen ſeines Fleiſches und mehr denn je dem Zwang der Sünde ausgeſetzt, dem er doch durch ſein Mönchstum zu entgehen gehofft hatte. Jetzt lernt er die ſchmerzlichen Erregungen des Fiebers kennen, und oft erwacht er des Nachts und feuchtet ſein Bett mit ſtrömenden Tränen. Dann, um das Jahr 1507, beſänftigen ſich ſeine erregten Nerven, die innere Ruhe kehrt ihm zurück, dank den Ratſchlägen eines erfahrenen und achtunggebietenden Mannes, ſeines Superiors Staupitz. 1515 iſt er dann ſchon Generalvikar des Diſtrikts und hat fünfzehn Klöſter ſeines Ordens unter ſeiner Inſpektion.

Aber trotz aller Beſchwichtigung bleibt ſein unruhiges, geängſtetes Gewiſſen von der krankhaften Vorſtellung ſeines ſündigen Zuſtandes befangen. Er ſagt ſich immer wieder, daß der Menſch nicht aufhören darf, argwöhniſch gegen ſich ſelber zu ſein, weil er dauernd unrein, dauernd ſündig iſt, ein ſteter quälender Gedanke, der ihn nie mehr verlaſſen wird; und ſo — um die Analyſe ſeines pſychiſchen Lebens hier nicht weiter fortzuſetzen — wollen wir nur darauf hinweiſen, daß ſeine letzten Lebensjahre düſter ſein, daß Verfolgungswahn-Vorſtellungen, die fieberhafte Erwartung des jüngſten Gerichts ihn überkommen werden, daß auch er einer damals verbreiteten Zeitkrankheit, dem myſtiſchen Teufelsglauben, wie den abergläubiſchen Einbildungen der Dämonomanie verfallen wird. So werden wir auch Halluzinationen, Geiſtererſcheinungen, abnorme Aſſoziationsideen bei ihm finden; kurz, wie alle großen Männer wird er ſein Genie mit nervöſen Defekten und empfindlichen Anomalien bezahlen müſſen.

Dieſe unentrinnbare Grundlage ſeiner Geſamtkonſtitution macht ihn maßloſen Urteilen, heftigen Entſchlüſſen geneigt, und ſo wird ihn der Anblick von Mißbräuchen aller Art ſtärker verletzen als die große Mehrzahl der mit ihm Lebenden. Da ſind zunächſt Mißbräuche im Laientum; ſie werden ihm ſeine brutalen Schlußfolgerungen über menſchliches Recht und menſchliche Gerechtigkeit eingeben. In ſeinen Augen iſt dieſes Recht nur ein Rechtsſtreit um den Vorteil, Triumph des Egoismus und heuchleriſcher Eigennutz, das grade Gegenteil der chriſtlichen Liebe und der evangeliſchen Moral. Die irdiſche Gerechtigkeit, parteiiſch für die Reichen und die Mächtigen, erregt ihm Ekel; aber mehr noch verletzen ihn die Mißbräuche im geiſtlichen Stande. Mißbräuche in der Befolgung der Ordensregel, im Kultus, bei den geiſtlichen Machthabern. Er möchte die äußeren Andachtsübungen, Pilgerfahrten, nichtsſagenden Frömmigkeitsbezeigungen verringert haben und dafür mehr Herzensfrömmigkeit und chriſtliches Empfinden. Tonſuren, Kniebeugungen, Kopfneigen, Lippengeſänge und Lippengebete — das alles ſind für ihn nur Körperbewegungen, von denen das Herz nichts weiß. Und der ſinnliche, ſelbſtſüchtige Heiligenkult verſenkt die Chriſtenheit in ein Meer

abergläubischer Vorstellungen. Nicht durch solche rituelle Lappalien, durch ganz andere Argumente müßte die Kirche den stets wachsenden Mißständen, dem vorschreitenden Unglauben, den immer zahlreichere Anhänger gewinnenden naturalistischen Tendenzen begegnen. Wenn das geistliche Ideal in der Welt sich nicht hat durchsetzen, wenn es unter den Anhängen desselben Glaubens den Frieden nicht hat wiederherstellen können und Christus zum Herrscher unter den Menschen machen, kommt das nicht vielleicht daher, daß die derzeitige Lehre der Kirche, ihre ganz äußerliche, ganz irdische Religion nicht das wahre Evangelium ist?

2. Pessimistische Psychologie und mystische Moral.

So zu entscheidenden Eingriffen immer stärker gedrängt, macht Luther aus seinem Innersten heraus sich an sein Werk der Reform. Zugleich aber fest durchdrungen von den Erfahrungswahrheiten, die zur eigentlichen Grundlage der christlichen Religion gehören, hält er auch an ihrer gesunden pessimistischen Psychologie fest, ja er betont besonders schroff das Dogma von der Erbsünde, das sich mit den gegenwärtigen Ansichten der Wissenschaft über die tierische Herkunft der Menschheit so nahe berührt. Imbart de la Tour weist auch darauf hin, daß Luther nie dem klassischen Altertum rechten Geschmack hat abgewinnen können, dessen Grundideen die Verehrung der Schönheit, der Glaube an die Gerechtigkeit der Verträge, die hohe Schätzung menschlicher Vernunft gewesen sind. Er war durchaus der Ansicht, daß menschliches Tun immer mit der von unserm natürlichen Wesen untrennbaren Schwäche behaftet sein wird; mit Eigengefühl, Selbstliebe, jenen Neigungen, die die moderne Psychologie Egoismus, Wille zur Macht, »Imperialismus« nennt. Das ist für ihn die Quelle jener unheilbaren Schlechtigkeit, die allen unsern Handlungen anhaftet. Was er die **Menschheitslüge** nennt, die Lüge der Juden, der Ketzer, der Hoffärtigen, das ist die Gewohnheit, diese wesentliche Triebfeder unseres tätigen Lebens zu verleugnen oder hinter heuchlerischer Tugend zu verbergen. Hier ist wohl zu beachten, einen wie ausschlaggebenden Bestandteil des christlichen Erbes Luther festhält, denn das eben ist meines Erachtens der tiefgehende Unterschied zwischen seiner Erneuerung des Mystizismus und der späteren, romantischen, mit der wir ihn nachher noch zusammenstellen wollen.

Also ganz erfüllt von dem Bewußtsein seiner Sünde, die zugleich die Sünde des ganzen Menschengeschlechts ist, fühlt dieser Mystiker in seinem Innern das Bedürfnis, sich einen Gott zu schaffen, dessen allmächtiger Beistand ihn zu rechtfertigen, zu trösten, ihn vor sich selber zu beruhigen vermöge. Und zu diesem gnädigen und barmherzigen Gotte kann ihm den Weg besser als irgend ein anderer Kirchenvater der heilige Augustinus zeigen. Wie Luther, zwischen 1509 und 1511, die Werke des Bischofs von Hippo liest, überkommt es ihn wie eine Offenbarung, er glaubt die deutlichste Erkenntnis des Geistes zu erlangen, für Theologie und Glauben in der **Intuition** eine bessere Beraterin als in der Dialektik zu erhalten. Sein Glaube, befreit von den scholastischen Beweisgründen der Vernunft, die er hinfort für überflüssig, ja für verdammenswert hält, wird immer mehr zur innern Erleuchtung werden, die zugleich das Zeugnis seines Gewissens ihm bekräftigt. Gegen die, welche er die neuen Pelagianer nennt, verteidigt

er jetzt die Theologie der reinen Gnade und leugnet die menschliche Freiheit. Und seine Vorliebe für verschiedene dieser Erleuchteten des Mittelalters, für Tauler besonders, hilft dazu, den Lauf seines innerſten Gedankenlebens in die myſtische Richtung zu lenken. Er iſt überzeugt, daß es keine gesündere Theologie geben kann als die jener tieffrommen Männer, die der Gnade willenlos sich hinzugeben lehrten, sich tun zu lassen, nicht selber zu tun.

Vor allem aber befeſtigt ihn vollends in diesen neuen Überzeugungen Sankt Paulus, der Mann des Wegs nach Damaskus, der Lehrer des allein rechtfertigenden Glaubens, der innern Erleuchtung, der Gegner der kleinlichen Befolgung mosaischer Gesetzesregeln. Er bedenkt nicht, daß der Heidenapoſtel zu seinen ausschweifend myſtischen Sätzen durch die jüdisch gerichtete Umgebung gelangt iſt, an die er seine Briefe schrieb, und deren angeerbten Dünkel er dämpfen wollte. Mit andern Worten, um Taines Terminologie zu gebrauchen, er bedenkt nicht, daß das Milieu und der Moment bis zu einem gewissen Grade die Kühnheiten der paulinischen Theologie erklären können. »Luther kümmert sich nicht um die Geschichte«, sagt in dieser Hinsicht sehr richtig Imbart de la Tour. Weder der Geiſt seiner Zeit noch besonders seine eigene geiſtige Anlage können ihm zu kalter Besonnenheit helfen, ihm kritisches Urteil erleichtern. Er urteilt und spricht als Theologe; er hält sich buchſtäblich an den Wortlaut der Texte, beachtet nicht die äußeren Bedingungen, die die Besonderheiten ihres Inhalts verſtändlich machen und mildern könnten.

Auf solchem Wege gelangt er sehr rasch zu dem kühnen Begriff der Rechtfertigung durch den Glauben. In den Jahren von 1512 bis 1516 ließ er dem menschlichen Willen noch die Fähigkeit, selber zu wählen zwischen dem Weg des Heils und dem zur ewigen Verdammnis. Die Möglichkeit des Verdienſtes durch unsere Werke leugnete er bereits, ein Werk nur erschien ihm doch möglich, das der Reue, welche die Wege des Herrn bereitet. Vom Jahre 1516 aber lehrt er, daß wir hilflos in den Schlamm des Verderbens oder der Ungerechtigkeit versunken sind, gerechtfertigt nur durch Chriſti Verdienſt, das Gott uns nach seinem Willen anrechnet. Denn Chriſtus, frei von der Sünde Adams, hat allein hienieden ein Verdienſt seiner Werke, und sein göttliches Verdienſt iſt eben der nicht auszuschöpfende Schatz, aus dem von Zeit zu Zeit Gewinn zu ziehen nur dem Chriſten vergönnt iſt.

3. Luthers vernünftige Verwertung des Mystizismus.

Wie konnte nun eine in ihren Hauptsätzen so offenbar demütigende Lehre die Fähigkeit gewinnen, nicht nur ihren Urheber zu tröſten, zu ſtärken, sondern auch die große Menge ihm zu gewinnen? Wie konnte diese Lehre, welche die Werke der Nächſtenliebe verwarf, mit den Notwendigkeiten des sozialen Lebens in Einklang gebracht werden? Das iſt ein anziehendes Problem, unlösbar für eine zu ſtrenge Logik, das aber »der Geiſt der Subtilität«, mit Pascal zu reden, uns vielleicht auflösen läßt. Zunächſt, wie bei faſt allen Myſtikern von moralischer Energie, iſt Luthers Pessimismus nur oberflächlich, oder wenigſtens nur zeitweilig. Sehr bald bricht wieder in seiner Lehre der Optimismus siegreich durch, dank der Gewißheit des göttlichen Beiſtandes, die er den Menschen gibt, sobald sie durch den Glauben gerechtfertigt sind.

Nein — so würde er nötigenfalls selber feierlich erklären — das Christentum, wie ich es auffasse, ist keine Lehre der Mutlosigkeit, keine Predigt der Verzweiflung. Mein Herr und Meister, der Apostel Paulus, hat den Begriff der gegenwärtigen Sünde nur deshalb so scharf betont, um die Wohltat des nahe bevorstehenden Erbarmens um so höher zu erheben. Und was hat es in der Tat mit einer Sünde auf sich, die so bald aus unserm Innern getilgt werden soll? Nein, preisen wir sie, weil sie ja notwendig ist, felix culpa, damit Christus uns seine Verdienste zurechne, und da doch Gott, um uns diese erlösende Zurechnung zu gewähren, nur eins von uns verlangt: den Glauben, den mystischen Aufschwung des Herzens zu seinem allmächtigen Beistand. Genügt das nicht, die anspruchsvollsten Jünger zu befriedigen?

Dann aber, wenn man genau zusieht, widerrät Luther ja durchaus nicht die frommen Werke, die er in seiner Glaubenslehre so verächtlich behandelt. Ganz im Gegenteil, der Glaube, den er von den Menschen fordert, ein voller und durchdringender Glaube, in welchem Vertrauen, Reue, Liebe und das Gefühl unserer gänzlichen Unwürdigkeit zusammenfließen, dieser Glaube treibt uns unaufhörlich, vor Gott heimlich zu klagen, seinen Urteilsspruch zu fürchten, ihn zu bitten, uns unsere Sünde zu vergeben, oder vielmehr nicht zuzurechnen. Ein solcher Glaube aber bringt folgerecht auch die Werke hervor, ja er allein eignet sie aufs neue innerlich unserm moralischen Leben zu, dem sie eine mechanische Übung der Nächstenliebe entfremdet hatte. So werden sie geistige Werke, Werke der Demut, die für sich allein ja sicherlich noch nicht rechtfertigen, nicht erlösen können, die aber Zeugen sind unserer inneren Gerechtigkeit. Diese Umschreibungen, wohlgemerkt, haben doch dieselbe praktische und soziale Wirkung zur Folge, wie die ausdrücklichen Gebote der guten Werke.

So ist Luthers ganze Lehre im Grunde eine sehr geschickte Verwertung des mystischen Dranges, dieses unschätzbaren Spannungsmittels unserer Tätigkeit, zum Nutzen der menschlichen Gesellschaft. Eine neue und, recht verstanden, sehr rationelle Auffassung des Christentums. Und der Katholizismus, der seinerseits so geschickt ist, den Mystizismus seiner Gläubigen zu ihrer moralischen Förderung zu verwerten, hätte auch die Auffassung dieses neuen Lehrers sich aneignen können, wenn Luther seine Theologie nicht mit einer offenen Empörung gegen die Disziplin und die Hierarchie der Kirche verbunden hätte.

Aber die moralische Frucht, die die Reformation ohne Frage in den Herzen ihrer Anhänger getragen hat, läßt sich aus dieser Theologie herleiten und rechtfertigen. »Es ist doch begreiflich,« schreibt Imbart de la Tour, »daß sich so viele Luther innerlich angeschlossen haben. Alles, was noch Altchristliches im Ton seiner Lehre, was Wahres in seinen Irrtümern, Klerikales in seiner Reform war — wie ja auch an den Wänden der Kirche, wo er ruht, noch das Bild der heiligen Jungfrau zu sehen ist — alles, was der alten kirchlichen Mutter noch in seinem entfremdeten Herzen gehört, das zog sie zu ihm.«

4. Die Erklärung seines Erfolges.

Ohne Frage bleibt also die Morallehre, welche der Reformator seinen Zeitgenossen verkündete, mit der Morallehre der römischen Kirche durch ein festes Band verknüpft. Aber sein Er-

folg ist darum nicht minder überraschend, nicht weniger unerklärlich die Rolle, die er, ohne andern Beistand als sein Genie, in der so fest gegliederten Gesellschaft seiner Zeit hat spielen können. Imbart de la Tour nimmt indessen diesem großen Ereignis doch allen Anschein des Wunderbaren, indem er auf die äußeren und inneren Umstände hinweist, die seinen Eintritt vorbereiteten. Luthers Anhängerschaft, sagt er, stand ganz bereit und wartete nur noch auf ein Zeichen, um sich hinter einen Führer zu scharen. Für neue Geistestaten schwärmende Humanisten, reformbegierige Gläubige, deutsche über das hereinbrechende italienische Wesen und das Ausbeutungssystem der medizäischen Päpste empörte Patrioten, kleine adlige Herren, die nach Plünderung des Priestergutes verlangten, Bauern oder Handwerker, die durch die Verkündigung der christlichen Freiheit aufgeregt waren, all dieser Ehrgeiz, diese Neugier, dieser Haß und Enthusiasmus treffen zusammen und beginnen sich zu verbünden im Gefolge des kühnen Mannes, der die Menschheit aufruft, ihr Seelenheil zu bedenken. Er erscheint ihnen wie ein Prophet, der eine neue Epoche einleitet; er ist ein Moses, Daniel, Paulus.

Sein Erfolg erklärt sich weiter aus seiner genialen Persönlichkeit, aus der ungeheuren Gewalt seiner Beredsamkeit, welche die Ohren der Menge aufschließt und ihm die Herrschaft über die Herzen gibt. Imbart de la Tour bekennt, daß er lieber den Bruder Martin in der Mönchskutte vor Augen hat, den der kleine Stich in der Zelle auf der Wartburg zeigt, als den schon beleibten, müde aussehenden älteren Mann auf Cranachs berühmtem Bilde. Dieser Körper, vorgeneigt wie im Begriff sich auf den Feind zu stürzen, diese knochigen, die Bibel fest umpressenden Hände, dies abgemagerte kantige Gesicht mit Augen, die wie im Fieber glühen, mit den festen, starken Lippen, die gespannt sind, wie um in die Massen hinein die Reveille des neuen Glaubens zu blasen — alles an ihm ist Leidenschaft, Bewegung, rastlose Energie, unbezähmbare Willenskraft. Die Formel, die für die Sache zu gewinnen, die Gebärde und Haltung, die fortzureißen vermag, die weiß er sicher zu treffen. Gewiß denkt er vor allem mit seinem erregten Gefühl, dogmatisiert aus nervösen Spannungen heraus. Kontraste und schroffe Übergänge erfüllen sein Leben und sein Handeln. Man vermißt die Heiterkeit in seiner Seele, denn in seinem Glauben ist Schmerz. Man kann ihn leicht zu ihm selber in Gegensatz bringen und hat es auch reichlich schon zu seinen Lebzeiten getan. »Aber ob widersprechend oder zusammenhangslos« — sagt Imbart de la Tour zum Schluß — »was tut ihm das, da doch das Widersprechende und Unzusammenhängende in der Einheit seiner Natur, in der Logik seiner Leidenschaft sich verbinden und in dem Wirbel aufschießender Ideen oder Worte verschwinden, deren glühende dunkle Lava sich auf die zeitgenössische Gesellschaft um ihn her ergießt.«

5. Die Gefahr seiner ausschweifenden Mystik.

Wir bemerkten, daß man Luthers Lehre wenigstens in gewissen Teilen als eine glückliche Verwertung der mystischen Seelenkräfte zum Nutzen sozialer Notwendigkeiten ansehen könne. Trotzdem trug dieser Mystizismus mancherlei Gefahren in sich, weil er sich zu vorsätzlich den Lehren der Erfahrung und der Führung vernünftiger Erwägung entzog. Er schlug

besonders eine zu breite Bresche in die große kirchliche Inſtitution, die so notwendig iſt, um das *Eigengefühl*, den unzerſtörbaren »Imperialismus« aller Kreatur in den rechten Schranken zu halten. Bis zum Jahre 1518 ungefähr noch erachtete der reformatorische Mönch seine völlige Trennung von der Kirche nicht für notwendig; er hätte sich damit begnügt, sie auf den rechten Weg führen zu können. Nach dieser Zeit aber erkannte er, daß er sie gänzlich verlassen müsse. Er begnügte sich nicht, vom Papſt an das Konzil zu appellieren, er appellierte nunmehr von dem Konzil an die Chriſtenheit, schließlich von der Chriſtenheit an die innere myſtische Eingebung. Er ging so weit, öffentlich zu lehren, jeder gläubige Chriſt sei auch ein *Prieſter*, weil ja jeder Chriſt vom Geiſte die Gabe erhalten kann, das göttliche Wort zu verſtehen und zu erklären. Dieses erlösende Wort findet er in den heiligen Schriften, *wenn man sie im schlichteſten Sinne auffaßt*, ohne jede scholaſtische Spitzfindigkeit; und er hält es für fähig, auch die ungeſtümen Geiſter persönlicher Inspiration innerhalb der neuen umgeſtalteten Kirche feſtzuhalten. Es iſt bekannt, wie sehr er sich hierin getäuscht hat.

Dazu beruht seine Geringschätzung der menschlichen Vernunft und seine Verachtung der bewußten und wohlberechneten moralischen Vorbereitung, der *ſtufenmäßigen*, vor den Kirchenvätern schon im Altertum von den Stoikern gepredigten Erziehung zum Guten auf einem offenbaren psychologischen Irrtum. Auch wenn der Glaube, das heißt der myſtische Aufschwung des Herzens, die guten Werke hervorbringt wie der Baum seine reifende Frucht, so muß er doch hierzu auf vorhergehende moralische Eingewöhnungen, die im Unterbewußtsein des Einzelnen haften, sich ſtützen, auf die geduldige Willensarbeit an der moralischen und sozialen Vervollkommnung des Einzelcharakters. Eine solche Vorbereitung hat die römische Kirche ſtets von denen gefordert, deren myſtische Eingebungen sie hinnehmen sollte. Allerdings bleibt auch für Luther, indem er an der Buße und an der Asketik feſthält, noch etwas von dieser Vorbereitung beſtehen. Aber doch nicht so viel wie nötig wäre, den feſten Zusammenhang seiner Kirche mit der sittlichen Haltung der bald so zahlreich in ihr erſtehenden inspirierten Geiſter zu wahren.

Imbart de la Tour betont ſtark diese so grundlose Unbesonnenheit des Reformators. Muß denn wirklich — so fragt er — die offenbarende und sündenvergebende göttliche Einwirkung jeden bewußten und gewollten Anteil der Kreatur ausschließen? Wäre es nicht richtiger, die göttliche Gnade und die menschliche Freiheit in Übereinſtimmung zu bringen, ſtatt sie so schroff gegenüberzuſtellen? Hätte man nicht größeren Vorteil davon, den ſtärkenden Einfluß, den die myſtische Überzeugung einer göttlichen Hilfe mit sich bringt, eng zu verbinden mit der geduldigen moralischen Schulung durch rechte Gewohnheit und maßvolle Asketik? Jedenfalls ging alle Arbeit der chriſtlichen Theologie vor Luther darauf aus, eine solche Übereinſtimmung herzuſtellen. Schon die alexandrinischen Väter arbeiteten daran, wenn sie sich bemühten, den Platonismus mit dem Evangelium zu vereinen. Ebenso der heilige Ambrosius, wenn er die chriſtliche Moral mit dem Stoizismus zusammenzuschweißen versuchte. Und diese vortreffliche Synthese der griechisch-römischen Erfahrungsanschauungen über das soziale Leben nennt Luther brutal »eine Torheit«. Auf kurze Zeit durch den pelagianischen Streit und die

mystischere Lehre des heiligen Augustinus unterbrochen, wird diese Arbeit der Verständigung wieder aufgenommen und weiter verfolgt im Laufe des Mittelalters durch Anselmus, P. Lombardus, Abälard und den heiligen Thomas, die allesamt Glauben und Verstand, Gnade und Freiheit miteinander verbinden wollen.

Daher verlangt die strenge Lehre der römischen Kirche, den Irrtum der lutherischen oder jansenistischen Mystik vermeidend, daß die Erbsünde nicht als eine völlige Verderbnis, sondern nur als eine heilbare Verunstaltung des menschlichen Willens verstanden werde. Römische Auffassung ist, daß in der durch die Taufe wiedergeborenen, dann durch die Buße gereinigten Seele die böse Lust, das Erbe der Ursünde, von der Eigensünde, dem Werke unseres freien Willens, getrennt bleibe. Die römische Ansicht ist, daß die Rechtfertigung aus Gnaden, die der Glaube in uns wirkt, vollendet werde durch diese persönliche Rechtfertigung, die unsern Werken zuzuschreiben ist; mit einem Wort, daß der Mensch der tätige und bewußte Mitwirker an seinem ewigen Heile bleibe, sodaß er dieses Heil sich nur sichern kann, indem er bewußt und aus eignem Willen an der Vervollkommnung der menschlichen Gesellschaft auf Erden arbeitet.

6. Lutherischer und romantischer Mystizismus.

Wir haben gesehen, daß Luther dem mystischen Aufschwung sein uneingeschränktes Vertrauen schenkt, und daß dadurch seine Moral ebensoviel an Festigkeit verliert, wie sie an innerer Schwungkraft gewinnt. Der Glaube an eine unverbrüchliche Vorherbestimmung und die Gewißheit des ewigen Heils, was man auch tun mag, können leicht und werden auch wirklich bald bei seinen Nachfolgern von den mystischen Voraussetzungen sich lösen, die er nicht vorsichtig genug festgelegt hat. Und ebenso wird sich alsbald von ihnen ein neuer »Pöbelimperialismus«, den Jacquerien des Mittelalters vergleichbar, ablösen. Luther preist ja in der Tat als die ganz eigentlich christlichen Tugenden Unwissenheit und Demut, diese Tugenden der kleinen Leute, wie de la Tour bemerkt. Und die kleinen Leute werden nur zu bald die aufmunternden Worte beherzigen, die ihnen der Reformator mit lauter Stimme zuruft: daß der aufrichtig gläubige Mensch frei sei, weil in ihm Gott wirke und ihn von zeitlicher und menschlicher Dienstbarkeit losmache. Den geistig Schlichten, denen aus dem Volke, scheint so als ein besonderes Anrecht die Rechtfertigung vorbehalten, die dem Verdienst Christi entspringt, die Frucht der göttlichen Verheißungen, der größte Anteil an dem himmlischen Erbe. Und so werden nun die kommunistischen Predigten weit und breit im Lande erschallen, jene Bauernkriege erregend, die Deutschland verheert haben.

Von dieser Seite seines Mystizismus her hat Luther Jean-Jacques Rousseau den Weg bereitet und kündigt die Reformation die französische Revolution an. So hat denn auch Imbart de la Tour schon im Vorwort des ersten Bandes seiner Entstehung der Reformation den Leser aufgefordert, diesen so beziehungsreichen Vergleich anzustellen. Denn er sprach dort offen aus, daß Reformation und Revolution (diese letzte bekanntlich großenteils auf Rousseau sich stützend) eines Geistes sind, da die religiöse Revolution des sechzehnten Jahrhunderts als politische Revolution zu ihrer völligen

Ausbildung gekommen ist, und andererseits die politische Revolution des achtzehnten Jahrhunderts sicherlich etwas von einer religiösen Bewegung gehabt hat. Bei beiden der gleiche Haß gegen die Vergangenheit, derselbe Glaube an die unmittelbar bevorstehende gänzliche Umwandlung des Menschen, derselbe glühende Eifer, neue Wahrheiten durchzusetzen. Beiden Bewegungen ist der charakteristische Zug gemeinsam, daß sie nicht nur das sittliche Leben oder gewisse Einrichtungen der Gesellschaft reinigen, sondern diese selbst vielmehr von Grund aus umgestalten wollten durch Umschaffung der menschlichen Seelen.

In der Tat wird der kommende berühmte Genfer im wesentlichen ein heterodoxer protestantischer Mystiker sein, ebenso wie Luther ein katholischer Mystiker gewesen war, der nur infolge der Zeitumstände, unter denen er lebte, seinem ungestümen und anspruchsvollen Glauben an die unmittelbare und ungebundene Inspiration der helfenden göttlichen Kraft den Sieg verschaffen konnte. Rousseau ist freilich durch zwei Jahrhunderte freier Denkarbeit dem Christentum viel stärker entfremdet; zudem liegt es ihm nahe, das pelagianische Vertrauen in die eignen Kräfte der Menschheit noch mehr hervorzuheben, denn er sieht das Schauspiel des materiellen Fortschritts, der sich vor seinen Blicken bereits in fieberhafter Eile entwickelt. Er wird daher von vornherein die gesunde pessimistische Psychologie verlassen, die Luther (und nach ihm auch Jansen) aus ihrer klerikalen Erziehung heraus sich wahrten. Ja, Jean-Jacques wird von seinen Gläubigen nicht einmal mehr jenen zwar kurzen, aber energischen Kraftaufwand verlangen, durch den der Glaube angeeignet wird, und den die Demut wie die Reue herbeiführen hilft. Sondern er verspricht ihnen die Rechtfertigung (das heißt den allmächtigen göttlichen Beistand) wie ein ihnen schon von der mütterlichen Vorsehung in die Wiege gelegtes Geschenk. Ein verbriefter Bund mit dem gütigen Gott, nichts anderes bedeutet im Grunde die berühmte bonté naturelle, ebenso wie jener soziale Sinn, der dem Menschen angeboren sein soll, und der von selber aufs neue alle Früchte des hypothetischen goldenen Zeitalters hervorgebracht hätte, wäre er nur nicht durch eine zerstörende Zivilisation abgestumpft worden.

Mit der Sünde entfernt Rousseau zudem aus dem Umkreis seiner moralischen Überzeugungen auch gänzlich die Stimme des Versuchers, jene perfide Stimme, die Luther so oft während arbeitsvoller Nachtstunden in seinem ängstlich lauschenden Ohre vernahm, so daß es zu jenem kühnen Wurf mit dem Tintenfaß kam, das aus mutiger Hand dem bösen Geist an den Kopf flog. Für den romantischen Mystiker aber, den Schüler Heloisens und Emils, wird die Leidenschaft nicht mehr die Stimme des Bösen sein, vielmehr ganz im Gegenteil, Gottes eigene Stimme. Daher hat auch Frau von Staël in ihrer ersten und am stärksten von Rousseau erfüllten Schrift gesagt: »Durch Rousseau ist die Leidenschaft eine Tugend geworden.«

So werden denn auch die ersten praktischen Folgen des romantischen Mystizismus die Ausschreitungen der Revolution sein, wie die von Luthers Mystizismus die Bauernaufstände des sechzehnten Jahrhunderts gewesen waren. Die unwillkürlichen moralischen Einwirkungen dieser neuen Doktrin aber werden noch viel bedenklicher sein, als die von jener ersten ausgingen: Rousseau zerstört vollends die Schutzwehren, die die christliche Psychologie

auf der Straße der Leidenschaft aufgeführt hatte. Dennoch brauchen wir dem romantischen Myſtizismus die Anerkennung nicht zu versagen, daß auch er, wie Luthers Myſtizismus, in gewissem Grade gedient hat, die Spannkraft der menschlichen Tätigkeit zu erhöhen und den moralischen Fortschritt zu fördern. Die Erschütterung, die wie eine gewaltige Woge von jenen beiden genialen Männern her über unsere Generationen gekommen iſt, läßt uns, was sie geleiſtet, noch nicht ruhig und abschließend beurteilen. Unsere späten Nachkommen werden leichter als wir Verdienſt und Verfehlung an Luthers und Rousseaus Eroberungswerk unterscheiden. Auf keinen von beiden hat noch die Menschheit ungeteilt gehört; ihre Gefolgschaften waren große Ströme neben und auch entgegen andern großen Strömen, und das Gesamtergebnis dieser verschiedenen treibenden Kräfte beſtimmt den Fortschritt der höheren Menschheit. So behauptet ohne Frage in der Praxis des sozialen Lebens notwendig die Vernunft, das heißt die Übung der bewußten Kräfte des durch die Erfahrung der Zeiten aufgeklärten Geiſtes, ihr Recht auch gegen die verlockendſten Suggeſtionen des Myſtizismus. Darum hat sich der Proteſtantismus ganz anders entwickelt, als sein Begründer erwartet hatte. Und darum wird auch der vernünftige Sozialismus der Zukunft ohne Zweifel eine Gesellschaft begründen sehr verschieden von der, die der romantische Sozialismus in seinen Schriften seit hundert Jahren vor unsern erſtaunten Blicken aus seinen Träumen erſtehen läßt.

Zacharias Beckers Freigabe durch Napoleon (25. 4. 1813).

Von

Adolf Stölzel.

Wie der französischen Gewaltherrschaft in der Anfangszeit des Rheinbundes der Nürnberger Buchhändler Johann Philipp Palm zum Opfer fiel, so wäre ihr in der Schlußzeit faſt der weit bekanntere und bedeutendere Gothaer Buchhändler Zacharias Becker zum Opfer gefallen, wenn nicht eine besondere Verkettung der Umſtände ihn davor bewahrt hätte. Über ihn entschied ein Vorgang, der am 25. April vor hundert Jahren in Gotha sich abspielte. Das berichtet ein noch unbekannter zeitgenössischer Brief, zu dessen vollem Verſtändnis nötig iſt, auf Beckers Lebensgang und die damalige politische Lage in den Rheinbundsſtaaten etwas näher einzugehen.

Becker, einer der »vollgültigſten Vertreter« unseres deutschen Charakters und des Aufklärertums des achtzehnten Jahrhunderts im beſten Sinne des Wortes, war zu Erfurt im Jahre 1752 als Sohn eines Mädchenschullehrers geboren, versuchte sich zunächſt nach Beendigung eines erſt theologischen, dann philosophischen Universitätsſtudiums als Hofmeiſter auf dem Lande unweit Erfurt und dann in der Familie des Erfurter Kammerpräsidenten v. Dachröden, wo er dessen Tochter Karoline, der späteren Gattin Wilhelms v. Humboldt, nähertrat. Durch Dalberg, den Statthalter des Mainzer Kurfürſten, dem damals Erfurt untertan war, veranlaßt, löſte er 1780 eine Preisaufgabe der neuauf-

blühenden Erfurter Universität und wurde von Dalberg zum Professor der Geschichte vorgeschlagen. Da der Vorschlag nicht durchdrang, folgte er einem Rufe an die Erziehungsmusterschule Basedows, das Philanthropin, zu Dessau und übernahm auch zugleich die dort gegründete »Deutsche Zeitung für die Jugend und deren Freunde«. Im Jahre 1783 begab er sich nach Gotha unter den Schutz Herzogs Ernst II., eines unserer weisesten, gelehrtesten und gerechtesten deutschen Fürsten aller Zeiten, um dort seine Wochenschrift für die deutsche Jugend erscheinen zu lassen, auch mit Salzmann die noch heute in Blüte stehende Erziehungsanstalt zu Schnepfental (bei Reinhardsbrunn) ins Leben zu rufen. Gotha blieb nunmehr sein dauernder Wohnsitz, die Schriftstellerei aber sein dauernder Beruf, mit dem er seit 1795 die Gründung der zu großem Ansehen gelangten »Beckerschen Buchhandlung« verband. Mitbestimmend für diesen letzteren Schritt war der außerordentliche Erfolg des ersten Bandes von Beckers »Not- und Hilfsbüchlein für Bauersleute, welches lehret, wie man vergnügt leben, mit Ehren reich werden und andern in allerhand Notfällen helfen kann: alles mit glaubhaften Historien und Exempeln bewiesen und mit Bildern geziert«. Auf die erste Ankündigung dieser Schrift im Jahre 1784 bestellten 40 Subskribenten sofort 2000 Exemplare. Die Schrift wuchs aus einem Vortrag heraus, den Becker 1781 in der Erfurter Akademie darüber gehalten hatte, wie die Aufklärung auch für den Landmann wertvoll gemacht werden könne. Sie erlebte bis zum Jahre 1792 zwölf Auflagen. Ihr folgte im Jahre 1796 die Umwandlung der »Deutschen Zeitung« in die »Nationalzeitung der Deutschen« mit der Tendenz, das Nationalgefühl des deutschen Volkes zu wecken und die Verbindung aller Deutschen geistig herzustellen, »damit nicht viele vom alten Griechenland und Rom oder von London und Paris mehr wissen als von ihrem eigenen Vaterlande«. Ein Anhang zum Not- und Hilfsbüchlein schwärmte für den ewigen Frieden. Dann folgte 1794 eine Gelegenheitsschrift über Bürgerschulen, welche Fragen behandelt, die im Sinne Beckers heute gelöst sind oder noch heute weiter erörtert werden. In Verbindung mit der Nationalzeitung veröffentlichte er seit 1791 seinen »Deutschen Reichsanzeiger«, den der Kaiser wie eine Anzahl deutscher Staaten privilegierte. Auch dies Unternehmen war erfolgreich. Was Becker erstrebte, diente zum Vorbilde dessen, was unter veränderten Verhältnissen die »Nationalzeitung« und den »Reichsanzeiger« des 19. Jahrhunderts entstehen ließ.

Mit hoher Politik sich zu befassen, lag nicht in Beckers Wesen. Doch »spiegelt sich« — um mit den Worten der 1895 zur Säkularfeier der Beckerschen Buchhandlung erschienenen trefflichen Schrift des Pfarrers Burbach zu reden — »in der Nationalzeitung deutlich in den Jahren der napoleonischen Fremdherrschaft die gedrückte, unsichere Stimmung wieder, welche damals in den Rheinbundstaaten herrschte, wo nur »dans le sens de l'Empereur« geschrieben werden durfte«. Als im Juli 1806 der Rheinbund gestiftet war, »gab in demselben Monat Becker sein Blatt dazu her, um einem Schmerzensschrei über den schmählichen Verrat Luft zu gönnen, den so viele in ihrer freiwilligen Unterwerfung unter das Joch des fremden Despotismus begingen«. Aber schon damals begleitete die Nationalzeitung den Aufsatz mit der sonst nicht üblichen Bemerkung: Auf Verlangen eingerückt.

Das Einschreiten gegen den Buchhändler Palm sprach zu deutlich, als daß es Becker gelüstet hätte, einer ähnlichen Verfolgung sich auszusetzen. In der Neujahrsbetrachtung für 1807 wünschte er dem Protektor Napoleon »viel Heil und Segen zu seinem Vorhaben, Europa einen dauernden Frieden zu erkämpfen«. Dies Vorhaben war in der Rheinbundsakte als der Zweck des Bundes angegeben. Aber ein in der Nationalzeitung des 17. Juli 1806 erschienener, »an Deutschlands Väter und Lehrer« gerichteter Aufsatz über die Frage: »welchen Sinn Väter in ihren Söhnen und Lehrer, namentlich die an höheren Schulanstalten, in ihren Schülern jetzt vorzüglich zu erregen« hätten, sprach »von der Schande und Schmach, die den deutschen Namen gebrandmarkt habe,« und von den »Streichen der Herrschsucht, unter denen das geliebte Vaterland blute,« auch von drohendem Verlust der »Nationalehre«, der »den Unterdrücker gleichsam zwinge, uns mit Füßen zu treten«. Becker berief sich später darauf, daß dieser letztere Aufsatz während seiner Abwesenheit im Bade Pyrmont aufgenommen sei, und daß die Bemerkung »auf Verlangen eingerückt« zur Genüge habe vermuten lassen, die Aufnahme beruhe auf dem Verlangen einer Behörde Preußens, das damals zum Kriege mit Frankreich rüstete; er würde es an Stelle eines so hohen und mächtigen Gouvernements wie des französischen unter seiner Würde halten, von solchem »eigentlich pädagogischem Aufsatze nach Jahren Kenntnis zu nehmen«. Aber daß der Aufsatz als äußerst scharfer Angriff auf Napoleon und den Rheinbund anzusehen war, unterlag doch keinem Zweifel, und für die Aufnahme der Anmerkung: »auf Verlangen eingerückt« konnte nicht das Schicksal des Nürnberger Buchhändlers Palm bestimmend gewesen sein, da dieses Schicksal erst am 26. August 1806, also fünf Wochen nach Erscheinen des Aufsatzes, sich erfüllte.

An diesem Tage wurde Palm auf Napoleons Befehl erschossen. Das Kriegsgericht in Ansbach hatte ihn wenige Stunden vorher zum Tode verurteilt, weil von seiner Buchhandlung aus im Frühjahr 1806 eine Flugschrift: »Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung« an eine Augsburger Buchhandlung versandt war. Die Annahme lag gewiß nahe, daß der in der Nationalzeitung veröffentlichte Aufsatz eine Frucht dieser Flugschrift war. Französische Offiziere hatten von ihr Kenntnis erhalten und bewirkt, daß auf Befehl von Paris aus Palm nach Augsburg zum Marschall Bernadotte gebracht wurde, der die kriegsgerichtliche Verhandlung der Sache einleitete.

Ähnlich wie auf Bernadottes Befehl gegen Palm wurde am 30. November 1811 gegen Becker auf Befehl des in Hamburg von Davoust vertretenen französischen Gouvernements eingeschritten. Am Morgen jenes Tages — so erzählt die von Becker 1814 veröffentlichte Schrift über seine Gefangenschaft — füllten von Magdeburg ausgesandte französische Kürassiere das Wohnzimmer Beckers in Gotha; der sie führende Offizier verkündete, daß er sich Beckers Person wie seiner Papiere zu bemächtigen und daß ihm Becker bei Meidung der Gewalt zu folgen habe. Die Ursache dessen anzugeben, wurde abgelehnt. Dann bestieg der Offizier mit Becker und einem Gendarmen einen ersten Wagen, 4 Kürassiere einen zweiten, um unter Bedeckung von 50 weiteren Kürassieren als erstes Reiseziel Langensalza zu erreichen. Nach einer Stunde Wegs wurden die 50 Begleiter bis auf acht entlassen, später auch die Hälfte

der acht, dann ging es in ununterbrochener, im ganzen 48 Stunden währender Fahrt bis zur Zitadelle in Magdeburg. Hier nahm den Gefangenen eine Kasematte mit steinernem Boden auf, in die man mittels einer Falltür gelangte; für die Miete eines kleinen Tisches, zweier Rohrstühle, eines schlechten Bettes und eines Leibstuhls mußte er monatlich praenumerando 2 Thl. zahlen; die Verköstigung durfte er sich nach Wunsch bestellen, aber ebenfalls für sein Geld — »als Staatsgefangener von äußerster Wichtigkeit, der au grand secret (mit größter Verschwiegenheit) verwahrt werden und für den der Gouverneur von Magdeburg ebenso wie der Commandant der Citadelle mit seinem Kopf haften sollte«. Der Kommandant und sein Adjutant führten die Kerkerschlüssel in der Tasche. Schreibmaterialien und Bücher waren versagt; in den kurzen Tagen wurde nur beim Abendessen eine Viertelstunde Licht gestattet. Hin- und Hergehen in der Zelle war der einzig mögliche Spaziergang. Sein Taschenmesser hatte man dem Gefangenen nicht abgenommen. Den daran befindlichen Pfeifenreiniger benutzte er heimlich, um Schreibversuche auf der Birkenrinde zu machen, die er von seinem Brennholz ablöste, schnitzte sich auch einen Griffel, mit dessen Spitze er in das Blatt Stanniol des ihm gelieferten Tabakpackets schrieb, was er mit dem breiten Ende des Griffels wieder auslöschen konnte. Ein Mäuseloch diente zum Verstecken der Stanniolblätter. Erst am vierten Tag der Gefangenschaft erfuhr der Gefangene vom beauftragten Gendarmerieoffizier den Grund seiner Verhaftung. Der Grund wurde gefunden in einem Aufsatz der Nationalzeitung vom 11. Februar 1811 und einer ihm gefolgten Erklärung Beckers in einem der nächsten Blätter. Daraus hatte das Gouvernement entnommen, »daß er mit mehrern geheimen Gesellschaften in Verbindung stehe oder gar sie leite, um beim bevorstehenden Ausbruche des Krieges mit Rußland ganz Deutschland aufzuwiegeln und den französischen Armeen in den Rücken zu fallen«. Als Becker das erfuhr und es belachte, erhielt er zur Antwort: »Lachen Sie nicht, es gilt Ihren Kopf«.

Der Artikel der Nationalzeitung teilte unter der Überschrift: »Der deutsche Bund, eine geheime Gesellschaft« eine »Stiftungsurkunde« mit, die der Herausgeber von unbekannter Hand zugeschickt erhalten habe über »eine neue anscheinend auf einer Universität errichtete geheime Gesellschaft«. Der Herausgeber sprach dabei aus, daß »dem Leser die Mitteilung nicht unangenehm sein werde«. Als Zweck, zu dessen Erreichung »die Endesunterzeichneten sich verbinden«, ist in der Stiftungsurkunde genannt: Beförderung des Wohlseins und der Ehre unserer Nation durch Wiederherstellung ihres alten Ruhmes der Biederkeit und Treue, Ausbildung unsrer Sprache, Wetteifern in der Vervollkommnung der Wissenschaften, Künste und Fertigkeiten, . . . Entfernung gemeinschädlicher Mißbräuche. Die Mitgliedschaft beschränkt sich auf »geborene Deutsche, einerlei welchen deutschen Stammes«; unwürdig gewordene Mitglieder können wegen jeder gesetzwidrigen, die Ahndung der Gerichte nach sich ziehenden Handlungen, wegen Wortbruchs und Unredlichkeit in Geschäften, wegen Bankrotts, Anschaffung ausländischer Stoffe, Verrats des geheimen (nicht näher bezeichneten) Erkennungszeichens ausgeschlossen werden. In jeder Monatsversammlung, die am einzelnen Orte nicht über 16 und nicht unter 12 Personen zählen dürfe, solle ein vom betreffenden Mitglied verfaßter Aufsatz

über deutsche Sprache, Geschichte, Altertümer, Literatur, Kunst, Landwirtschaft, Gewerbe oder Handel verlesen werden.

Daß die öffentliche Verkündigung eines in jedem deutschen Orte bestehenden »geheimen Bundes«, der, sozusagen, alles, was französisch hieß, boykottierte, Napoleon wie seiner Polizei in Deutschland auf die Nerven fallen mußte, lag auf der Hand. In Gotha residierte als Nachfolger Ernsts II. Herzog August, ein Sonderling wundersamster Art und dabei starker Verehrer Napoleons. Sein kleines Land, ein Teil des Rheinbundes, war umschlossen vom Königreich Westfalen mit seiner Festung Magdeburg und durchsetzt von französischen Elementen. In Kassel, der Hauptstadt Westfalens, fehlte es nicht an Persönlichkeiten deutscher Familien, die das französische Regiment als einen Fortschritt gegenüber dem vergangenen Regimente betrachteten.

Mancher erfreute sich dort an der Hebung seines Wohlstandes oder war stolz auf die vier gezähmten weißen Hirsche, mit denen Jerome von der zur Napoleonshöhe umgetauften Wilhelmshöhe nach Kassel fuhr, hatte auch nichts dagegen, wenn der ersten Ballerina des Theaters eine Gage von 30000 Frank zufloß, und empfand nicht ungern, wenn Lätitia Bonaparte, die Madame Mère, ihren Zuerstgeborenen in Kassel besuchte, mochte sie auch ihn wie ihre Kinder fortdauernd zur Sparsamkeit mahnen mit der weisen Begründung, sie möchten bedenken, daß unmöglich sie alle in den Verhältnissen, in denen sie sich befänden, immer verbleiben würden. Es gab Richter wie Anwälte, die sich unter der Herrschaft des Code Napoléon wohler fühlten als unter der des veralteten hessischen Rechtes. Weiß ich doch aus dem Munde von Angehörigen, daß deren Vater, ein althessischer, dem vertriebenen Kurfürsten treu zugetaner Beamter in stetem Wortstreit mit seinem Schwager hessischer Abkunft, dem Vorstande der Kasseler Thurn- und Taxisschen Postdirektion, darüber lag, ob das französische oder das althessische Regiment als das bessere anzusehen sei. Auch die glänzenden Hoffeste übten auf manchen ihre anziehende Wirkung; bei einem Maskenballe z. B. kam es in Kassel vor, daß König und Königin, am Eingang in einem besonderen Aufbau sitzend, jedem der Geladenen einen Schmuckgegenstand als Andenken überreichten. In welchem Umfange selbst die Jugend zu solchem Maskenballe bedacht wurde, beweist ein noch in meinem Besitze befindliches Einladungsbillet des Grand Maréchal du Palais zum 6. März 1810, das meiner Mutter als einer fille du Conseiller Municipal S., einem damals zwölfjährigen Kinde, zuging. Die Eltern waren so vernünftig, das Billet, das beim Eintritt mit der Unterschrift des Adressaten hätte zurückgegeben werden müssen, unbenützt liegen zu lassen. So hat es sich — vielleicht als einziges seiner Art — bis in die Gegenwart erhalten. Das bei einem folgenden Maskenballe eingegangene gleiche Billet erbat sich eine junge Verwandte, um den Zugang zu einem Jeromeschen Maskenballe zu erlangen, und sie erreichte auch ihren Zweck. Dem Könige fiel aber die Maske auf, die sie darstellte; er ließ durch einen Hofbeamten ihren Namen ermitteln, und dadurch kam die versuchte Täuschung an das Licht; die Dame erhielt den Befehl, andern Vormittags vor dem König zu erscheinen. Dieser befragte sie nach ihren Familienverhältnissen und erfuhr aus ihren Antworten, daß sie verlobt sei. Nach der Entlassung ging ihr eine königliche Anweisung auf eine

erhebliche Summe zu ihrer Ausstattung zu.

Wie auch außerhalb des Königreichs Westfalen in den unter deutscher Landesherrschaft verbliebenen Rheinbundsstaaten bei deren Schuljugend dafür gesorgt war, daß sie sich mit dem Bewußtsein der Vorzüge des französischen, von einem einheitlichen starken Willen geleiteten Regimentes durchdringen ließ, mag mit einem Vorgang aus dem Leben eines Gothaer Gymnasiasten jener Zeit belegt werden. Dieser zog im Herbst 1810 mit seiner verwitweten Mutter nach Darmstadt, wo seine Schwester als Gattin eines dortigen Artillerieoffiziers lebte, und hatte als Selektaner des Gymnasiums am Schlusse zweier Semester eine französische und eine lateinische Rede zu halten, die eine über den Einfluß der Kreuzzüge auf Europa, die andere über die Verdienste des Tyrannen Pisistratus und seiner Söhne um den athenischen Staat. Dem Gegenstande der einen wie der anderen Rede lagen die weltbewegenden Ereignisse der Zeit sehr fern. Immerhin dürfte es auf den Einfluß der durch die französische Revolution und die ihr gefolgten Kriege Napoleons geweckten Ideen zurückzuführen sein, wenn es in der genannten französischen Rede des Selektaners, die mir eigenhändig von ihm ganz im Zuge der bei den Franzosen üblichen Schreibart lateinischer Buchstaben vorliegt, als günstige Wirkung der einstigen Ritterzüge nach dem gelobten Lande heißt: »Es wäre ungerecht zu behaupten, daß die Kreuzzüge nutzlos für Europa gewesen wären. Durch diese heiligen Kriege wurde den Völkern des Okzidents eine Masse neuer Dinge vorgeführt, die ihren Gesichtskreis beim Anblick von Schätzen erweiterte, welche die Industrie und die fruchtbare Natur jener Gegenden ihrem Blicke erschloß. Europa wurde auch bald durch eine gesündere Philosophie dem Studium der Reste von Kunst und Wissenschaft hingeführt; die häßliche Eigenliebe machte edleren und großmütigeren Gefühlen Platz. Die Burgen, Städte und Provinzen reichten sich brüderlich die Hand, und die Humanität machte alle ihre Rechte geltend. Die Fürsten, geeint unter dem Haupte der Kirche, lernten ebenfalls sich einander zu nähern und sich ihre Familien- oder Nachbarschaftsverträge zu verbürgen. So kam es, daß seit den Kreuzzügen man das christliche Europa als eine Art von einer in mehrere Staaten geteilten Republik betrachten konnte, worin alle die nämlichen Grundsätze des öffentlichen Rechts und der Politik verfolgen.« Sollte das nicht ein Spiegelbild der damals maßgebenden Rheinbundsherrlichkeit unter Napoleon sein, verlegt in die Zeit, als Europa sous le chef de l'église stand? Das mag weniger auf einem im Kopfe des Schülers entsprungenen Gedanken beruhen als auf dem des Lehrers, der ihm die Geschichte der Kreuzzüge vorgetragen hatte. Und ähnlich mag es sich mit den zum Gegenstande der zweiten lateinischen nicht mehr vorhandenen Rede verhalten haben, die sich mit den Vorzügen der Tyrannis des Pisistratus zu befassen gehabt hat.

Bei solchem Stande der Dinge in den Rheinbundstaaten mußte Becker voraussehen, daß die Veröffentlichung, die seine Nationalzeitung über den in deutschem Interesse gestifteten »geheimen deutschen Bund« brachte, der seinen Mitgliedern verbot, in ihren Versammlungen und Arbeiten »sich ausländischer Wörter und Redensarten zu bedienen, Kleidungsstücke aus ausländischen Stoffen zu tragen und außerhalb Deutschlands gefertigte Geräte zu gebrauchen«, die

französischen Polizeiorgane zu eifrigster Tätigkeit anreizen würde. Allzu nahe lag der Gedanke, daß die Zwecke, welche die abgedruckte Stiftungsurkunde angab, nur der Deckmantel für einen ganz andern Hauptzweck sein sollte, den geheim zu halten man allen Grund hatte. Die Veröffentlichung war also mindestens eine sehr unvorsichtige Handlung und um so weniger begreiflich, als sie einen geheimen deutschen Bund verkündete, der errichtet worden sei, während es sich, wie nachträglich erst bekannt wurde, nur um den Vorschlag handelte, einen solchen Bund zu errichten. Was konnte sich unter einem durch ganz Deutschland verbreiteten angeblich wissenschaftlichen geheimen Bunde nicht alles verbergen? Daß die französischen Behörden die Sache nicht ununtersucht lassen konnten, verstand sich im Hinblick auf den Fall Palm eigentlich von selbst. Drei Wochen nach Erscheinen des Artikels der Nationalzeitung brachte in Berlin die Vossische Zeitung einen Auszug mit dem Bemerken, ihr Redakteur habe schon lange »einen gleichen Wunsch« ins geheim gehegt, gern würde er »mit ganzer Seele in diesen einzig selig machenden Bund treten«, und die Spenersche Zeitung sprach ihr »großes Befremden« über »die neue Verbindung« aus, welche ihrem Zwecke und Ursprung nach ebenso unbekannt wäre, als sie den beifälligen Zusatz des Redakteurs (nämlich Beckers) »wenig verdienen dürfte«. Dem Zensor, der die Publikation der Ankündigung hatte passieren lassen, wurde in Berlin sein Geschäft abgenommen, der Redakteur suspendiert und der Expedition eine nachdrückliche Rüge erteilt. Becker erklärte dann in seiner Zeitung, er bedauere, ein Mißverständnis veranlaßt zu haben; die ihm als dringendes Bedürfnis escheinenden Verhaltungsmaßregeln habe er nur, »damit sie in eine Zeitung paßten, in die Form einer schon für den Zweck bestehenden Gesellschaft gekleidet, weil das, was geschehe, eher Nachahmung finde, als was man predige«, er habe nichts aufgenommen, als was jeder vernünftige Deutsche jetzt von selbst tun werde und überall tun dürfe; der Hauptsatz, daß man sich keiner andern als inländischer Kleiderstoffe bedienen solle, sei ja auch in Preußen seit Friedrich d. Gr. Gesetz.

Diese Erklärung hatte nicht vermocht, den Sturm gegen Becker abzuhalten. Freilich entlud sich der Sturm in einem Gewaltakt übelster Art nach dem Vorbilde, das die Gefangennahme Palms gegeben hatte. Der Einmarsch einer Schwadron Kürassiere in das stille verbündete Gotha, und die Entführung Beckers in eine dem Königreich Westfalen zugehörige Festung konnte nur aus der Furcht hervorgehen, die Gothaer Regierung oder die Bevölkerung werde Widerstand leisten, und die Untersuchung werde in Gotha nicht mit genügendem Nachdruck geführt werden. An dem Nachdruck fehlte es in Magdeburg allerdings den Franzosen nicht, denen Beckers Obhut und Vernehmung anvertraut war, nur hatten sie keine Eile, die Untersuchung zu Ende zu bringen. Zunächst blieb Becker neun Monate lang in der Kasematte festgehalten; als er dann erkrankte und gelegentlich die an der Falltür seiner Kasematte angebrachte schwere Bleikugel ihm das Schlüsselbein zerschlug, kam er in ein Zimmer der Kommandantenwohnung, schließlich aber in das Magdeburger Stadtgefängnis, immer ohne Hoffnung auf Rettung, bis ihm nach siebzehn Monaten der Gefangenschaft gänzlich unverhofft verkündet wurde, er sei frei, und zugleich seine beiden ältesten Söhne ihn heim-

holten, obwohl Davouſt, der Jugendgenosse Napoleons auf der Militärschule von St. Cyr und sein besonderer Vertrauter, ihm unter Hervorhebung des obenerwähnten Zeitungsartikels von 1806 berichtet hatte: »Niemals hat Herr Stein etwas Aufrührerisches geschrieben!«

Was die Freigabe so unerwartet herbeiführte, ergibt der hier folgende Brief, den als Augenzeuge des darin erzählten Vorganges der Neffe und Geschäftsführer Beckers zwei Tage nach der Freigabe an eine der Familie Becker befreundete mir naheſtehende Persönlichkeit schrieb, als Napoleon die nach dem mißglückten russischen Feldzuge neugesammelten Heeresmassen bei Lützen zusammenzog und auf dem Wege dahin Gotha mit ganz kurzem Aufenhalte passiert hatte. Der Brief lautet:

»Gotha, 27. April 1813.

Unser Becker iſt frei!

Freuen soll sich nun auch Ihr gutes Herz, so wie es teilnahm an unsern bisherigen Leiden. Sie glauben es ohne Versicherung, daß Madame Becker selbſt dieses glückliche Ereignis Ihnen melden möchte, aber teils durch die vielen glückwünschenden Besuche, teils durch einige noch in Eile zu besorgenden Geschäfte daran verhindert wird, indem vielleicht schon übermorgen Abend der heiß Ersehnte unter uns tritt; denn jetzt schon muß ihm seine Freiheit angekündigt sein.

Vorgeſtern, Sonntag Abends nach 6 Uhr fuhr Seine Majeſtät der Kaiser von Frankreich hier durch. Beim Siechhofe machte ihm unser ganzer Hof, während die Pferde gewechselt wurden, seine Aufwartung. Die gute Tante, seit zwei Tagen schon auf diesen Augenblick harrend und vorbereitet, eilt mit ihrem Fritz und der Amalie hinaus, drängt sich durch die dichten Reihen bis zum Wagen, überreicht dem Kaiser ihre Bittschrift und wirft sich vor ihm nieder. Er lieſt, beſiehlt ihr aufzuſtehen, lieſt weiter und antwortet ihr mit der huldreichſten Miene »accordé« (zugeſtanden, genehmigt!), wendet sich dann zu unserm Herzog mit den Worten: C'est à vous, Monseigneur, de dire à cette dame, que je lui rends son mari! Unser durchl. Herzog erklärt der Tante diese beglückenden Worte, küßt sie innigſt gerührt, und unter seiner und des durchl. Prinzen Friedrich Umarmung wird sie aufgehoben zum Dank gegen den gerechten Kaiser; auch der dabei ſtehende Marschall Mortier faßt sie mit am Arme und versichert ihr die Zusage des Kaisers, der diese unbeschreiblich rührendschöne Szene mit Wohlgefallen betrachtend, der Tante sagt: »Je vous rends votre mari, mais dites lui, qu'il soit à l'avenir plus sage et ne se mêle pas des affaires des puissances!« »Gott sei Lob und Dank,« rief unser Herr Graf Salisch den Nächſtſtehenden zu, »Becker frei«, und ein allgemeines vive l'Empereur und »es lebe unser Herzog!«, erfüllte die Luft. Wonnetrunken taumelt die Tante den Heimweg zurück. Ehe sie nach Hause kam, waren Ihre Durchlaucht der Herzog und Prinz Friedrich schon vorgefahren, ausgeſtiegen, und hatten mit innigſter Freude den daheimgebliebenen Söhnen unter der Huld reichſter Umarmungen die Freilassung ihres Vaters verkündet. Von da fuhren sie zum Herrn Geheimen Rat Frankenberg, um auch diesem das glückliche Ereignis zu melden. Um 9 Uhr erhielten die Söhne beim Herzog Audienz, um ihren Dank darzubringen und sich weiteren Beiſtand zu erbitten. Der Herzog setzt sich sogleich hin und schreibt selbſt an den französischen Gesandten Herrn Baron v. St. Vignan in Weimar, ihm den Ausspruch des Kaisers zu melden und um Inſtruktionen für

die Söhne, die den Vater abholen sollen, zu bitten. Mit diesem Schreiben eilten sie geftern früh fort. Als sie bei dem wahrhaft edlen und menschenfreundichen Gesandten ankamen, ift er aber im Begriff nach Erfurt zum Kaiser zu fahren, wohin er sie dann auch beschied. Dort erfahren sie abends 5 Uhr von ihm, daß schon bald früh auf Befehl des Kaisers durch den Fürften von Neuchatel ein Courier mit der Ordre, Becker freizugeben, an den Gouverneur in Magdeburg abgefertigt worden ift, und daß durch Staffette nun auch die Nachricht davon nebft den nötigen Inftruktionen an unsern Minifter von Frankenberg geschickt sei, an den sie sich nun zu wenden hätten.

Als diese Staffette hier um 7 Uhr ankam, ließ der durchl. Herzog in seinem eigenen Wagen die Tante zu Herrn von Frankenberg abholen, wo sie einen sehr schmeichelhaften Brief vom französischen Gesandten mit aufrichtigen Glückwünschen zu dem glücklichften Erfolge bekam, nebft einem Schreiben von ihm an den Gouverneur und der zweiten Ordre des Fürften von Neuchatel an denselben. Nun nahm sie der Herzog in seinem Wagen mit zum durchl. Prinzen Friedrich, zu welchem er auch die rückkehrenden Söhne befehligt hatte. Diese eilen dahin, und der Herzog befiehlt, daß sie sich sogleich Pässe ausfertigen und vom Marschall Marmont, der hier kommandiert, kontrasignieren lassen sollen, indeß er selbft noch ein Schreiben an den Gouverneur in Magdeburg aufsetzen wolle. Nachdem dies alles beendigt ift, beurlauben sie sich und waren unter den huldreichften Glückwünschen zur Reise entlassen. Heute früh vier Uhr haben sie dieselbe angetreten. Gott geleite sie, daß sie den beften Vater glücklich zurückbringen.

Nach sechzehnmonatlichem Kummer, Sorgen und Leiden gewährt nun die so allgemein aufrichtig frohe Teilnahme von unserm durchl. Herzog herab durch alle Stände den süßeften Lohn für das Erduldete. Schon geftern früh fuhr der durchl. Prinz Friedrich vor und unterhielt die Tante anderhalb Stunde lang mit einer bezaubernden Herzlichkeit und inniger Teilnahme. Mittag erhielt sie Audienz bei ihrer Durchl. dem Herzog und der Herzogin, die mit menschenfreundlicher Huld und Gnade sie glücklich prießen und ihres edelften froheften Mitgefühls in den aufrichtigften Äußerungen sie versicherten und ihr für die überftandenen Leiden recht viel freudenvolle Tage wünschten.

Wie sehr werden auch Sie sich freuen, daß es der guten Tante endlich gelungen ift nach so vielen vergeblichen Versuchen, durch den mutigen Schritt, zu welchem sie alle Kräfte sammeln mußte, die ihr nur noch die letzte Hoffnung übrig gelassen hatte, die Freilassung ihres Mannes zu bewirken. Sie können sich die Freude denken, mit welcher der Gedanke, ihren Mann befreit zu haben, ihr Herz erfüllt. Heftig ergriffen, mächtig erschüttert und faßt bewußtlos lag sie vor dem Kaiser, und sie hätte sich gewiß nicht wieder lebendig erhoben, wenn ihre letzte Hoffnung durch des Kaisers abschlägige Antwort niedergeschmettert worden wäre.

Es war eine Szene, einzig in ihrer Art; die in ihrem schönften Glanze untergehende Sonne überftrahlte sie mit himmlischem Lichte, und Freudenengel schienen auf den Strahlen zu ihr frohlockend niederzuschweben. Der gütige Himmel ftehe uns ferner bei.

Ihnen, theuerfte Freundin, und Ihren Angehörigen empfiehlt sich die Tante mit unsAllen, groß und klein, unter den herzlichften Wünschen des beften Wohlsein

Der ganze Ton und die ganze Haltung des Briefes bringt zum Ausdruck, welche Stellung das Publikum in Rheinbundsstaaten gegenüber dem französischen Drucke einnahm. Von einem Widerwillen gegen das Protektorat und speziell im vorliegenden Falle von einer Empörung über die Art des Einschreitens gegen Becker und über seine gewalttätige Behandlung findet sich keine Spur. Napoleon mochte doch wohl — ungeachtet des für Becker ungünstigen Briefes von Davoust — daraus, daß die geführte Untersuchung geradezu nichts über das Bestehen eines antifranzösischen, von Becker geförderten politischen Geheimbundes ergeben hatte, entnommen haben, daß jeder Grund für die Fortsetzung der Gefangenhaltung Beckers fehle. Oder sollte vielleicht der russische Winter und der preußische Märzaufruf dem Kaiser ein genügender Anlaß gewesen sein, in den Rheinbundsstaaten mildere Saiten aufzuziehen als im Falle Palm?

Das Gothaer Land wie sein Herzog gab keinerlei Anlaß, seiner guten Gesinnung zu mißtrauen. Brachte der Kaiser doch — was unser Briefschreiber nicht erwähnt, weil er es am 27. April noch nicht wußte, was aber später in Gotha von Mund zu Munde ging — sein besonderes Wohlwollen dem Herzog gegenüber dadurch noch an jenem 25. April zum Ausdruck, daß er ihn aufforderte, sich eine Gnade auszubitten. Der Herzog bat — so erzählte man — um einen Kuß. Napoleon soll die Bitte, sich abwendend, mit den an Mortier gerichteten Worten beantwortet haben: »C'est un fou!«

Von der Geschichte der Geschichte.

Von

Benedetto Croce.

Ein umfassendes, seinem Gegenstand genügendes Werk über die Gesamtgeschichte der modernen Historiographie fehlte bisher. Abgesehen von einigen gut gearbeiteten aber summarischen Übersichten und ein paar äußerlichen Zusammenstellungen und natürlich auch von den Teildarstellungen, wie besonders die von Wegele, und von den Monographien über einzelne Historiker und Historikergruppen, so über Ranke z. B., hatte man nichts als Wachlers Buch: »Geschichte der historischen Forschung und Kunst seit der Wiederherstellung der literärischen Kultur in Europa«, Göttingen 1812 bis 1820. Es ist ein gediegenes Werk der so gediegenen alten deutschen Gelehrsamkeit, das man noch immer mit Nutzen zu Rate zieht und auch noch eine gute Weile zu Rate ziehen wird; trotzdem ist nicht zu verkennen, daß es allzu äußerlich, sozusagen nur bibliographisch gearbeitet ist. Besser gesorgt war für die Geschichte der griechisch-römischen Historiographie, die wiederholt auch neuerdings sorgfältig behandelt worden ist; und wiederum steht hier unter allen älteren oder neuen Arbeiten als Ganzes genommen vielleicht an erster Stelle ein altes deutsches Buch, die Charakteristik der antiken Historiographie von Hermann Ulrici, Berlin 1833; eine Jugendarbeit, etwas schwerfällig und wortreich, aber in der Ausbeute der Texte fast erschöpfend und mit festen philosophischen Gesichtspunkten.

Vor kurzem nun aber ist Eduard Fueters Geschichte der neueren Historio

graphie herausgekommen, die von den ersten Anfängen der italienischen Renasisance bis ungefähr zum Jahre 1870 geht und das Buch Wachlers zwar nicht überflüssig macht — ich habe mich gefreut, daß der Verfasser darauf hinweist, wie gute Dienste es immer noch leisten kann, ein Dank, den wir stets denen, die uns vorgearbeitet, schuldig sind — sich ihm vielmehr zur Seite stellt, indem es die Kritik, die dort fehlte, hinzufügt. Fueter zeigt in seiner Geschichte nicht nur eine umfassende unmittelbare Kenntnis der Originalwerke, die der Zeit und den Literaturen, die er betrachtet (den romanisch-germanischen) angehören, sondern auch ein lebendiges historisches Auffassungsvermögen und ein feines literarisches Gefühl. So vermag er wahr und anschaulich die zahlreichen und unter sich ganz verschiedenen Historiker zu zeichnen, die er vor seinem Blick vorüberziehen läßt, und fast immer gerecht abwägend ihre wissenschaftlichen Verdienste wie ihre Verfehlungen hervorzuheben. Und so lebendigen, frischen Geistes ist der Verfasser, so klar auch ist seine Darstellung, daß man den dicken, vollgedruckten Band, zu dem sein Buch gediehen ist, von Anfang bis Ende mit Behagen durchliest und immer wieder gern danach greift, um sich von ihm belehren und anregen zu lassen.

Wie Morel Fatio im Journal des savants, so könnte auch ich den einen oder den andern Teil von Fueters Arbeit genauer prüfen, Korrekturen dort ausgesprochener Urteile nahelegen und bedauern, daß manches fehlt; wobei aber von Fehlen doch nur gesprochen werden kann angesichts des unermeßlichen Materials, das er zu bewältigen hatte, und wenn man sich die Gesichtspunkte seiner Auswahl aneignet. Aber vielleicht darf ich statt dessen lieber über die Aufgabe selber, Methode und Begriff einer Geschichte der Geschichtsschreibung, mich etwas aussprechen, da sie einige bisher noch nicht genügend klar gelegte Probleme bietet. Denn welche geeignetere Gelegenheit, sie klar zu legen, ließe sich denken als die durch eine so ernste Arbeit wie Fueters Buch uns jetzt gebotene? Hoffentlich werden meine Bemerkungen nicht als in lästiger abstrakter Spitzfindigkeit sich ergehender methodologischer Scharfsinn erscheinen, vielmehr als der dringend notwendige Versuch, aufs neue die leitenden Begriffe zu prüfen, geeignet, Hemmnisse und Mängel zu beseitigen, die auch an dem so überaus schätzenswerten Werke unseres Verfassers sich hier und da zeigen.

I.

Fueter erklärt nämlich in seinem einführenden Vorwort, er habe als zu dem Gegenstande nicht gehörig ebenso die Geschichte der Geschichtsphilosophie wie die Geschichte der Forschung und der rein philologischen Kritik von der Behandlung ausgeschlossen und sich auch mit den historiographischen Theorien und der historischen Methodik nur so weit befaßt, als sie nach seiner Ansicht die Entwicklung der Geschichtsschreibung wirksam beeinflußt haben. Nun läßt sich diese Notwendigkeit, von einem bestimmten Gegenstande geschichtlicher Behandlung gewisse geschichtliche Materien auszuschließen, im allgemeinen gewiß nicht bestreiten. Denn in diesem Falle ist solches Ausschließen ja nicht gleichbedeutend mit der Auffassung, als existierten jene Dinge überhaupt nicht, und seien sie also auch keiner Beachtung wert; eine sicher unhaltbare Auffassung, da doch, wie jeder weiß, alle Elemente der Geschichte eng miteinander verknüpft sind und in

Wechselwirkung ſtehen. Auch iſt das gar nicht Fueters Auffassung und unterläßt er nicht, hier und da, wo es angebracht iſt, sowohl auf die Doktrinen der Geschichtsphilosophie hinzuweisen — so z. B. wenn er von der in der deutschen Geschichtschreibung der Reformation hartnäckig feſtgehaltenen theologischen Auffassung oder von der Hegelschen Geschichtsphilosophie handelt — wie auch auf die Bewegung der Philologie, z. B. auf die Schule Biondos oder die der Mauriner oder auf die kritisch-philologische Methode des neunzehnten Jahrhunderts. Durch solches Ausschließen soll eben nur genau umzirkt werden — ein zugleich berechtigtes und notwendiges Verfahren — was zu dem eigentlichen Arbeitsgebiet gehört; zum Unterschied von dem, was in ein anderes Gebiet gehört, das mit dem erſten zwar in Beziehung ſteht, aber nicht ihm gleichzusetzen iſt. Die Geschichte der Geschichtschreibung, sagt sich Fueter, iſt eben Geschichte der Geschichtschreibung und nicht etwa noch der Philologie, oder der Geschichtsphilosophie, oder der Hiſtorik, der hiſtorischen Gnoseologie. Auch ich halte die Unterscheidung von Geschichte der Hiſtoriographie und Geschichte der Philologie für unanfechtbar und schließe mich also insoweit Fueters Ansicht durchaus an; ja ich glaube, daß die Überladung und der bibliographische Zuschnitt des Wachlerschen Werkes vor allem dem Fehler zuzuschreiben iſt, daß er Geschichte und bloße Philologie zusammengeworfen hat. Die Philologie sammelt, ordnet, säubert geschichtliches Material, iſt aber nicht selber Geschichte. So gehört sie eher zur Geschichte der Kultur als zur Geschichte des Geiſtes; man könnte sie nicht trennen von der Geschichte der Bibliotheken, Archive, Museen, Universitäten, Seminarien, écoles des chartes der wissenschaftlichen Unternehmungen von Akademien und Verlegern und von sonſtigen Einrichtungen und Maßnahmen praktischer Art. Steht es aber ebenso feſt, daß man in einer Geschichte der Hiſtoriographie auch zwischen Geschichte und Philosophie der Geschichte, zwischen Geschichte und Hiſtorik unterscheiden kann?

Was die Geschichtsphilosophie betrifft, sagt uns Fueter den Grund nicht, weshalb er sie ausgeschlossen hat, oder vielmehr, er sagt ihn zwar nicht, läßt ihn uns aber vermuten; offenbar iſt er der Meinung, daß die Geschichtsphilosophien keinen rein wissenschaftlichen Charakter tragen. Und auch hier ſtimme ich ihm vielleicht zu, weil für mich feſtſteht, daß jede Geschichtsphilosophie sich in eine transzendente und daher irreale Auffassung der Geschichte verflüchtigt. Daraus ergibt sich aber nur, daß die Geschichtsphilosophie eine verfehlte Form der Geschichte iſt, nicht daß man sie von einer Geschichte der Hiſtoriographie ausschließen könne. Denn verfehlte Auffassungen von Geschichte sind auch die Partei- und Tendenzgeschichten, ebenso die rhetorische, die lyrische, die malende und die poetische Geschichtsschreibung, die histoire galante, die ethnologische, die äſthetisierende, die naturaliſtische, die gelehrte und andere Formen noch, die Fueter trotzdem von seiner Darſtellung nicht ausgeschlossen hat. Recht und Logik aber verlangen, daß entweder alle irrigen Formen ausgeschlossen werden oder gar keine, also auch nicht die transzendente Auffassung der Geschichte, die Geschichtsphilosophie. Andererseits sie alle ausschließen, wäre sehr unüberlegt; denn wie könnte man, angesichts der dann sich darbietenden Leere, noch die Geschichte der Geschichte erzählen?

Ist nicht diese Geschichte eben die Darstellung des Kampfes der wissenschaftlichen Geschichte gegen die anderen, pseudowissenschaftlichen Formen? Wobei allerdings ohne Frage jene der Protagonist, die anderen alle nur Antagonisten sind; aber wo gäbe es ein Drama mit einem Protagonisten allein ohne Antagonisten? Auch braucht man kaum darauf hinzuweisen, daß jene falschen Formen, jene negativen Momente des historiographischen Prozesses andererseits doch überaus produktive Formen und Momente sind, ohne die der Fortschritt des historischen Geistes unerklärlich bliebe. Fueter zwar scheint zu beklagen, daß in Deutschland die theologische Auffassung der Geschichte noch fortdauerte, als sie im Italien der Renaissance fast gänzlich schon überwunden war. Aber verdankt die historische Auffassung in Deutschland ihren wunderbaren Aufschwung um die Wende des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts nicht großenteils eben dem Ferment jener theologischen Auffassung, kraft deren sie sich Eingebungen und innere Anschauungen bewahrte, die den geschichtlichen Darstellungen des Humanismus und der Aufklärung allmählich verloren gegangen oder nur kümmerlich erhalten geblieben waren? Und wenn Fueter seine Geschichte über das Jahr 1870 hinausgeführt hätte, wäre es ihm da irgend möglich gewesen, nicht von dem historiographischen Materialismus zu handeln, der auf die historischen Studien so mächtig — ob gut oder schädlich, ist eine andere Frage — eingewirkt hat und immer noch einwirkt? Und auch der Materialismus ist doch eine philosophische Auffassung der Geschichte, transzendent, theologisch und mythologisch wie alle anderen. Also scheint es mir ungerechtfertigt, die Geschichtsphilosophie von einer Geschichte der Historiographie auszuschließen, weil sie doch mit jenen anderen Formen der Geschichtsdarstellung homogen ist, und ich möchte zur Bekräftigung meiner Ansicht Flints Historical philosophy in France anführen, in der es dem Verfasser auch nicht gelungen ist, die zwischen der Geschichtsphilosophie und der Geschichte errichteten Dämme fest zu erhalten, wo die Darstellung vielmehr über die künstlichen Hindernisse hinwegströmt und als ein einziger ungehemmter Fluß dahinflutend die Geschichte der französischen Historiographie begründet, zu der ebensogut Bossuet und Rollin wie Condorcet und Voltaire gehören, Auguste Comte, Michelet und Tocqueville.

Ausdrücklich gibt Fueter an, weshalb er die historiographischen Theorien und die historiographische Methodik von seiner Darstellung ausgeschlossen hat: die Geschichte der Historik, sagt er, ist ebenso wenig Geschichte der Historiographie, wie eine Geschichte der dramatischen Theorien eine Geschichte des Dramas ist. Ja, zu gewissen Zeiten haben sich Theorie und Praxis ganz von einander entfernt, wie z. B. bei Lope de Vega von dem theoretischen Programm seine wirkliche dramatische Tätigkeit. Wenn er diese angriff, pflegte er, mit seinen eigenen Worten zu sprechen, vor allem die schönen Regeln hinter Schloß und Riegel zu legen. Dies Argument kann ohne Frage zunächst bestechen, und auch mich hat es früher verführt. Dennoch ist es trügerisch, wie ich nach erneutem Nachdenken erkannte, und wie ich jetzt fest behaupte mit der Überzeugung und der Autorität, die dem beiwohnt, der einen eigenen früheren Irrtum kritisiert. Denn es gründet sich auf eine falsche Analogie zwischen der Art, wie die Kunst, und der, wie die Geschichte zu Werke geht. Die Kunst als Werk der Phantasie

unterscheidet sich allerdings von der Kunſttheorie, die das Werk des erwägenden Verſtandes iſt; jene schafft der künſtlerische Genius, diese der spekulative Intellekt, und nur zu häufig ſteht bei Künſtlern der spekulative Intellekt hinter ihrem Genie zurück, so daß sie etwas anderes getan haben, als sie sagen, oder auch ganz etwas anderes, als sie gesagt haben, ausführen. Und man kann ihnen hier, ſtreng genommen, nicht einmal einen logischen Widerspruch vorwerfen, weil ein logischer Widerspruch nur zwischen zwei unvereinbaren Gedanken möglich iſt, nicht aber zwischen einem Gedanken und einer Phantasievorſtellung. Dasselbe gilt aber nicht von der Geschichte und ihrer Theorie. Die sind alle beide Erzeugnisse des denkenden Geiſtes, so mit einander verbunden, wie der denkende Geiſt als Einheit in sich verbunden iſt. Auch gibt es keinen Geschichtsschreiber, der nicht mehr oder weniger deutlich seine eigene Geschichtstheorie besäße. Jeder Geschichtschreiber polemisiert doch, um mich so auszudrücken, ausgesprochen und unausgesprochen gegen andere Hiſtoriker; und wie könnte er das tun, wie könnte er sie kritisch abschätzen, ohne einen Begriff von dem was Geschichte iſt und sein soll zum Maßſtab zu nehmen? Der Künſtler seinerseits als Künſtler kritisiert nicht, polemisiert nicht, er bildet. Gewiß kann es vorkommen, daß ein Hiſtoriker für eine Theorie eintritt, die von der in seiner Geschichte befolgten abweicht, dann allerdings widerspricht er sich. Aber dieser Widerspruch gleicht nur dem, welcher sich zeigt, wenn in einem Zweig der Geschichtswissenschaft ein großer Fortschritt gemacht wird, während ein anderer zurückbleibt. Oder auch kann es geschehen, daß mit der beſten Geschichtstheorie doch eine schlechte Geschichtsdarſtellung Hand in Hand geht; das iſt dann nicht anders, als wenn auf einem Felde der Geschichtsschreibung schon ein besserer Weg sichtbar wird oder doch sich andeutet, während man überall sonſt noch schlecht oder mit veralteten Begriffen arbeitet. Die Geschichte der Hiſtoriographie iſt eine Geschichte des hiſtorischen Denkens; in diesem aber iſt eine Scheidung von Theorie der Geschichte und Geschichte ganz unmöglich.

Aber, wird mir Fueter oder sonſt jemand einwenden, was man von einer Geschichte der Hiſtoriographie verlangt, iſt doch nicht eine Geschichte des hiſtorischen Denkens, sondern vielmehr eine Geschichte der Geschichte, der geschrieben vorliegenden Geschichte: der Storie fiorentine Machiavellis, des Siècle de Louis XIV Voltaires, der Römischen Geschichte Niebuhrs. Jenes wäre eine generelle, was man haben will aber iſt eine spezifizierende Geschichte. Hier gilt es nun, sich ganz klar zu werden. Wenn ich mich anschicke, die Geschichte der Storie fiorentine Machiavellis zu schreiben, also die ihres besonderen Inhalts, werde ich als Kritiker Machiavellis zugleich eine neue Geschichte von Florenz schreiben, etwa ein Villari, ein Davidsohn sein. Schicke ich mich an, die Geschichte des Inhalts von Voltaires Werk zu geben, so werde ich Voltaire kritisieren und ein neues Zeitalter Ludwigs XIV. entwerfen, etwa wie das Philippson getan hat. Und so, wenn ich das Werk Niebuhrs in seinem besonderen Inhalt prüfen und ernſtlich überdenken will, werde ich ein neuer Geschichtschreiber Roms werden, ein Mommsen, oder, um in die neueſte Zeit herabzuſteigen, ein Ettore Pais, ein Gaetano De Sanctis. Iſt es aber das, was man haben will?

Doch sicherlich nicht. Wenn man aber das nicht haben, wenn man von dem besonderen Inhalt jener Geschichten absehen will, was bleibt dann noch außer der Art der Auffassung, der geistigen Struktur, die Machiavelli, Voltaire und Niebuhr ihren historischen Erzählungen gegeben haben, also ihrer Theorie und ihres historischen Denkens? Eine Geschichte der Historiographie ist Geschichte einer Denktätigkeit (der Geschichtschreibung), die der historischen Stoffe ist eine Geschichte von Tätigkeiten, die sich von der denkenden im eigentlichen Sinne unterscheiden, sie ist daher Geschichte der Ökonomie oder der Politik oder des Kostüms, der Moral, der Poesie, der Kunst. Das heißt, sie ist eine Geschichte nicht mehr der Historiographie, sondern von anderen Gegenständen, die mit dieser in Beziehung stehen, aber nicht dasselbe sind wie sie.

Wenn man also für ausgemacht hält — und ich sehe nicht, was man dagegen einwenden könnte — daß die Geschichte der Historiographie eine Geschichte des historischen Denkens ist, dann kann man auch eine weitere Folgerung nicht abweisen, obwohl sie den meisten, die sie hören, zunächst seltsam oder abstrus erscheinen mag. Läßt sich ein Denken vorstellen, das nicht unser gewöhnlich so genanntes Denken ist? Darf man einen Unterschied machen zwischen dem Denken des Historikers und dem des Philosophen? Mit welchem Rechte und wie? Gibt es etwa zwei verschiedene Denkvermögen bei den Menschen? Man wird nicht von neuem einwenden wollen, daß das Denken des Historikers sich mit der Tatsache beschäftige und nicht mit der Theorie, denn wir haben ja schon gesehen, daß der Historiker immer zugleich mit dem historischen Faktum wenigstens die Theorie der Geschichte in Gedanken trägt. Und nicht die Theorie der Geschichte allein, sondern auch die aller Einzelheiten, die er erzählt; denn er kann nicht erzählen, ohne das was er erzählt begrifflich sich vorzustellen, d. h. ohne es zu theoretisieren. Mit Recht rühmt Fueter als Verdienst Winckelmanns, daß er zum ersten Mal eine Geschichte nicht der Künstler sondern der Kunst, einer rein geistigen Betätigung erzählte; oder Giannone, daß er zuerst eine Geschichte des Rechtslebens unternahm. Aber diese Fortschritte gelangen ihnen eben, weil sie zu einem neuen Begriff der Kunst oder des Rechts sich erhoben; und wenn sie hier und da in ihren Konstruktionen fehl gingen, so geschah es nur, weil sie jene Begriffe nicht immer mit gleicher Vollkommenheit dachten. So materialisierte z. B. Winckelmann die geistige Tätigkeit des Künstlers, indem er ein abstraktes festes Ideal der Schönheit aufstellte oder die abstrakte Geschichte der künstlerischen Stile verfolgte statt einer Geschichte der künstlerischen Persönlichkeiten und Anlagen; und Giannone überwand nicht den Dualismus von Staat und Kirche, verkehrte vielmehr ihr eigentümliches Wesen, indem er den Staat als Gott, die Kirche als Teufel hinstellte. Und ohne mich bei weiteren, allzu speziellen Beispielen aufzuhalten, meine ich, es sei für jedermann augenscheinlich, daß die antike Geschichtschreibung sich der antiken Auffassung von Religion, Staat, Ethik, der ganzen Wirklichkeit anpaßt; die mittelalterliche der christlichen Theologie und Ethik; die der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts der idealistischen und romantischen, die der zweiten Hälfte der positivistischen Philosophie. So daß ex parte historicorum keine Möglichkeit

besteht, historisches und philosophisches Denken zu unterscheiden, da beides in ihren Darstellungen völlig ineinander-geht. Aber auch ex parte philosophorum ist solche Unterscheidung unmöglich, weil, wie jedermann weiß (oder wenigstens ausspricht) eine jede Zeit die ihr angemessene Philosophie hat, die, in der sie sich ihrer bewußt wird, die insofern auch ihre Geschichte wenigstens andeutungsweise ist. Und wie nicht alle wissen (und daher auch nicht aussprechen), es hat sogar Philosophen gegeben, die geradezu die Identität von Philosophie und Geschichte behauptet haben: ein Satz, dessen Wahrheit nach meiner Überzeugung den Sieg davontragen und das ganze moderne wissenschaftliche Leben erhellen wird. Aber in diese schwierigen Fragen will ich mich nicht tiefer einlassen, sondern auf dem Boden des gesunden Menschenverstandes bleiben; und da scheint es mir unbestreitbar, wenn die Geschichtschreibung Denktätigkeit ist, und ebenso die Philosophie Denktätigkeit, und wenn ferner menschliche Denktätigkeit von einer und nicht von zwei- oder dreierlei Art ist, daß dann Philosophie und Geschichte, Geschichte der Philosophie und Geschichte der Historiographie ihrem Wesen nach ein und dasselbe sind.

II.

Und nun komme ich zu den sogenannten praktischen Folgerungen, die aber keineswegs praktisch, sondern im höchsten Grade theoretisch sind, und bemerke vor allem, daß die moderne Philosophiegeschichte schon begonnen hat, ihre Arme nach den anderen Geschichten auszustrecken, und schon einsieht, daß eine Geschichte des griechischen Geistes unmöglich von Herodot, Thucydides, Polybius absehen kann, die des römischen nicht von Livius und Tacitus, eine Geschichte der Renaissance nicht von Machiavelli und Guicciardini. Aber sie sollte ihre Arme noch weiter öffnen und selbst die bescheidenen mittelalterlichen Historiographen an ihr Herz nehmen, von denen die Gesta episcoporum, die Historiolae translationum, die Vitae Sanctorum herrühren, und die den Geist des Christentums, nach dem Maß ihrer Kräfte gewiß, aber doch nicht anders als der heilige Augustinus bezeugen, und auch jene bescheidenen Historiographen nicht nur sollte sie an sich ziehen, sondern sogar jene schwerfälligen philologischen oder soziologischen Historiker, die uns in den letzten Jahrzehnten getröstet haben, und die ebensogut Zeugen des Positivismus sind wie Spencer oder Haeckel in ihren Systemen. Dank solcher Bereicherung wird es möglich sein, der Geschichte der Philosophie jenen seltsamen Anblick zu nehmen, der ihr von einem witzigen deutschen Kritiker den Namen »Dynastengeschichte« und von einem ebenso witzigen Engländer den einer »line of buckets theory« eingetragen hat — den Anblick nämlich, daß eine kleine Zahl einzelstehender Männer, die oft durch Zeiträume von Jahrhunderten getrennt sind, allein und für einander gedacht haben, so daß Sokrates dem Plato die Hand gibt, Plato dem Aristoteles, dieser sie Cartesius zustreckt, Cartesius Spinoza und so fort. Und daß diese großen Einzelnen dann sich allmählich in Begriffe und Abstraktionen verwandelt haben, und jeder von ihnen eine Kategorie geworden ist, Gegensatz und Ergänzung der ihr vorhergehenden, (daher denn auch die Hegelsche Auffassung der Geschichte der Philosophie als Logik und der Logik als Geschichte der Philosophie). Die wahre Geschichte der Philosophie ist sehr viel kompli-

zierter und hat sehr viel mannigfaltigere und unscheinbarere Übergänge nicht nur durch die kleineren Philosophen hindurch, sondern auch durch die Hiſtoriker und durch die einzelnen Menschen überhaupt, die doch alle denken und von denen jeder an seinem Teile dazu beiträgt, die Denkfähigkeit zu verfeinern und zu verſtärken. Jene »Dynaſtengeschichte« oder »Kette von Löscheimern« aber hat höchſtens den Wert einer Simplifikation oder lehrzweckmäßigen Skelettierung der wirklichen Geschichte, die man nie aus dem Gesicht verlieren soll. Mit einem Wort, die Geschichte der Philosophie mit der Geschichte des hiſtorischen Denkens zusammenfließend, tut der unverbundenen sprunghaften Art, die ihr bisher anhaftete, Einhalt. —

Aber nicht ihrer Sprunghaftigkeit allein, auch einem andern Mangel, der noch viel mehr bedeutet, wird die Geschichte der Hiſtoriographie Einhalt tun, wenn sie mit der Geschichte der Philosophie eins wird: sie wird hierdurch erſt ihre kritisch leitende Norm erhalten. Ohne die Philosophie fehlt ihr solche Norm, das läßt sich selbſt an dem Buche eines so scharfsinnigen Mannes wie Fueter bemerken: es gelingt ihm nicht, dem Inhalt seiner Geschichte ein durchaus logisches Gefüge zu geben, sodaß auch die Darſtellung nicht zur Entwicklung wird. Er bietet uns als Phasen der Hiſtoriographie die humaniſtische, politische, parteigeschichtliche, imperialistische, partikulariſtische, proteſtantische, katholische, jesuitische, ferner die Geschichtsschreibung der Aufklärung, der Romantik, die gelehrte, lyrisch-subjektive, nationale, liberale, ſtaatsverherrlichende und andere. Keiner dieser Abschnitte, in dem er nicht eine Fülle richtiger Bemerkungen und scharfsinniger, auch tiefgehender Urteile darböte. Es iſt aber leicht zu bemerken, daß die kritische Norm für die Bildung dieser Gruppen und Abschnitte bald von der Literatur genommen wurde, so z. B. vom Humanismus; bald von der Politik (Liberalismus, Nationalismus); dann wieder von der Religion (Katholizismus, Proteſtantismus), oder von hiſtorischen Ereignissen (das Reich, Jesuiten, geographische Entdeckungen) und so fort. Mit andern Worten, sie sind nicht aus einem einzigen kritischen Gesichtspunkt, der mit dem Prinzip der Entwicklung selber zusammenfällt, geleitet und beherrscht. Wenn er dagegen von der Geiſteswelt des Mittelalters ausgegangen wäre, so hätte er die besondere Stellung der italienischen Geschichtschreiber der Renaissance schärfer zeichnen können, welche als Fortsetzer der Polemiſten des Reiches und der Chroniſten der Kommunen, die utilitariſtische Rücksicht auf die irdischen Angelegenheiten der auf das Schicksal im Jenseits entgegenſtellten. Weiter dann hätte er nach einander wieder die Reaktionen gegen diese Reaktion und endlich das Aufkommen einer Laientheologie, von ebenso schroffer Intransigenz wie die klerikale entwickeln können (z. B. in der Zeit des Rationalismus); die versuchte Ausgleichung des Zwiespalts in der idealiſtischen und romantischen Geschichtschreibung; für die von dieser ungelöſt gelassenen Probleme aber im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts das Wiedererwachen der antitheologischen Anschauung als Naturalismus; und in unserer Zeit jetzt zugleich mit dem feſtgehaltenen positiven Ergebnis jener Polemik die beginnende Auflösung des hiſtorischen Naturalismus und Positivismus durch einen neuen Humanismus, der weder jener einseitige machiavelliſtische iſt noch der in seiner Art ebenso unvollſtändige Hegels. So wäre

er in den Kern der von ihm untersuchten Geschichte eingedrungen, und so wären auch die zahlreichen treffenden Bemerkungen, die er im Verlauf seiner Arbeit macht, weil in organischer Verbindung und Folge unter einander ſtehend, besser begründet gewesen. Und mit der Entwicklungslinie der wissenschaftlichen Geschichte zugleich hätte er auch die pseudohiſtorischen Formen verbinden und aus einander entwickeln können. Die whigiſtische und toryiſtische Geschichtschreibung Englands, die des dritten Standes in Frankreich, die liberale und konservative in Deutschland, die pathetische der Michelet und Carlyle, und schließlich sogar die sensationelle eines Gregorio Leti oder eines abbé de Saint-Réal. Alle diese Formen waren eine nach der andern erschienen als ein fehlerhaftes Abweichen der wissenschaftlichen Geschichte nach der Seite des praktischen Lebens oder phantaſtischer Auffassungen infolge ungenügender Fähigkeit, die Probleme der eigenen Zeit zu lösen, praktischer oder phantaſtischer Auffassungen aber, die zugleich neue geiſtige Elemente, neue geiſtige Forderungen mit sich brachten. Und ebenso hätte er die Formen der Geschichtsdarſtellung verbinden und aus einander ableiten können, die niederen philosophischen Gesichtspunkten entsprechen, wie der Pragmatismus, der die Interessen des abſtrakten Individuums im Auge hält, oder der Theologismus, der Determinismus, und andere der Art. — Indem er zum Schluß seines Buches noch einen flüchtigen Blick auf die Geschichtsschreibung nach 1870 wirft, unterscheidet Fueter in ihr den Ausdruck des zu Ende gehenden alten Liberalismus und der neu erwachenden Einsicht in die große Bedeutung politischer und militärischer Macht; dazu die Steigerung dieses Ausdrucks durch den hinzukommenden der darwiniſtischen Theorien über den Kampf ums Dasein; den Einfluß des verſtärkten ökonomischen und induſtriellen Lebens und der Weltpolitik; den weiteren der ägyptologischen und orientaliſtischen Entdeckungen, die der Illusion von Europas zentraler Bedeutung spotten; auch den der Rassentheorien und andere mehr. Alles Tatsachen vortrefflich beobachtet, alle aber nur auf der Oberfläche, nicht in Herz und Kopf der neueſten Geschichtsschreibung; denn ihr Herz und Kopf, wie schon gesagt, iſt der Naturalismus, das umschwärmte Ideal einer mit den Naturwissenschaften eng verbundenen oder eng zu verbindenden Geschichte. Kann doch Fueter selber nicht umhin, diesem Idol einigen Weihrauch darzubringen und von einer Form der Geschichte zu träumen, deren Schönheit der einer wohl konſtruierten Maschine gliche, und mit der eines physikalischen Werkes wie etwa Helmholtz' Lehre von den Tonempfindungen wetteifern könnte. Aber dieses naturwissenschaftliche Ideal iſt nicht die Vollendung, sondern vielmehr eine der so zahlreichen Krisen, die das hiſtorische Denken durchgemacht hat und noch durchmachen wird, denn es iſt eben in seinem Wesen Philosophie und nicht Naturwissenschaft, dialektischer Ausdruck der Entwicklung, nicht kausale Erklärung, die nichts erklärt, weil sie sich nicht entwickelt. Jedenfalls aber muß der Naturalismus und seine Kritik den Gesichtspunkt hergeben, unter dem die Geschichtschreibung der letzten Jahrzehnte zu betrachten iſt, und mit ihm iſt die Wirksamkeit der hiſtorischen Ereignisse in Beziehung zu setzen. Denn sie haben gewirkt wie sie wirkten nur weil sie ſtets in naturaliſtischem Gewande sich darboten.

III.

Eine andere »praktische Konsequenz«, ein anderer aus einer philosophisch gearbeiteten Geschichte der Historiographie zu gewinnender Vorteil ist der, daß sie nur so aus dem pessimistischen Nebel befreit werden kann, der sie sonst unaufhaltsam einhüllen muß. Denn wenn der Historiker der Historiographie doch eines Wertmaßes bedarf, er aber das in der bloßen Entwicklung des philosophischen Denkens liegende verschmäht, so bleibt ihm nur der willkürliche Maßstab übrig, den die persönlichen Sympathien des Kritikers darbieten, und an diesem subjektiv beschränkten Ideal alle, auch die verschiedensten Hervorbringungen der Geschichtschreibung zu messen, die natürlich alle mehr oder weniger abweichend von ihm erscheinen; denn ihrer sind viele, jenes Ideal aber ist eins; und so gewinnt es den Anschein, als sei die wahre Geschichtschreibung noch immer zu erwarten. Fueter selber ist ein zu feiner, vorsichtig denkender Kopf, zu historisch angelegt, um dieser Absurdität zu verfallen, ja manche seiner Urteile deuten eine abweichende, entgegengesetzte Anschauung an. Aber sein Buch als Ganzes hinterläßt dennoch einen wenig tröstlichen Eindruck, weil alle Historiker dort als mehr oder weniger unvollkommen erscheinen, alle weit entfernt von dem Ideal der Geschichtsdarstellung, und so dessen Verwirklichung der Zukunft vorbehalten; ein Irrtum, mehr der Auffassung als dem Urteil zuzuschreiben, mehr ein perspektivischer als ein Zeichenfehler. Dieselbe Erscheinung zeigte sich, wie bekannt, und noch auffälliger an der alten Art (die aber die gewöhnliche Art ist), wie man Geschichte der Philosophie schrieb; je mehr sie dogmatisch zu sein behauptete, desto mehr öffnete sie, auf diese Weise Dogmatismus gegen Dogmatismus setzend, dem Skeptizismus Tür und Tor. Aber es gibt eine andere Art (und sie ist die wahre), die Geschichte der Philosophie aufzufassen, nämlich als die Geschichte der Probleme, die der menschliche Geist sich gestellt und die er eins nach dem andern gelöst hat ohne sie je erschöpfen, d. h. ohne verhindern zu können, daß sich immer wieder neue Probleme darbieten, durch die die alten Lösungen unzureichend werden, da sie den alten und nicht den neuen Problemen gelten. Unter diesem kritischen Gesichtspunkt angesehen, zeigt die Geschichte der Historiographie, zeigen alle erdachten Geschichten — die Geschichte, nicht die Pseudogeschichten, welche nicht erdacht, sondern erträumt oder willkürlich zusammengestellt sind — das, was sie an Wahrheit enthalten. Eine Wahrheit, die natürlich durch die Zeit und die Lebensumstände des Historikers bedingt und daher der neuen Zeit und ihren Umständen gemäß zu erweitern ist, die aber niemals von der nachfolgenden Geschichtschreibung aufgehoben wird, da sie vielmehr immer aus der älteren hervorwächst und sich auf sie stützt. Ist es denn denkbar, daß jemals eine neue Darstellung der Geschichte der griechischen Philosophie die von Hegel oder gar die von Aristoteles im ersten Buch der Metaphysik gegebene wertlos machen könnte? Oder eine neue Geschichte der hannibalischen Kriege den Bericht von Polybius oder von Livius? Steht es nicht in Wahrheit vielmehr so, daß die neuen Geschichten die von den Früheren geleistete Arbeit verwenden und vollständiger machen? Daß sie Stämme und Zweige und Blätter sind, der uralten Wurzel entsprossen? Was einmal gedacht, wirklich durchdacht ist, das ist für alle Zeiten gedacht.

Man mißverstehe mich nicht. Nicht, daß ich statt einer Geschichte der Historiographie von der Renaissance bis auf unsere Zeit oder von den Griechen bis zu uns eine neue allgemeine oder auf kürzeren Zeitraum beschränkte Geschichte der Philosophie hervorrufen wollte, oder das große von Fueter entworfene Gemälde neugemacht wünschte. Fueters Buch wird auf lange Zeit dem Bedürfnis, sich über die Gesamtgeschichte der modernen Historiographie zu unterrichten, genügen können. Und so werden mehr oder weniger die zahlreichen Philosophiegeschichten, die wir schon besitzen, genügen können, uns über die Gesamtbewegung des philosophischen Gedankens zu unterrichten. Es handelt sich nicht darum, noch mehr allgemeine und umfassende Bücher zu schaffen, es handelt sich nicht um ein literarisches oder buchhändlerisches Bedürfnis, sondern nur darum, unserer Auffassung beim Studium der Geschichte der Philosophie oder der Historiographie, beim Lesen der über diese Geschichten schon verfaßten und neu zu verfassenden Bücher eine etwas veränderte Richtung zu geben.

Die hamburgische Universität.

Von

Gustav Cohn.

I.

In der »Internationalen Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik« (13. Mai 1911) habe ich mir gestattet, einige Bemerkungen über »Stiftungsuniversitäten und Staatsuniversitäten« zu veröffentlichen, die zunächst durch den schwebenden Plan der Frankfurter Universität veranlaßt waren, indessen auch etwas allgemeinere Gesichtspunkte in den Kreis der Betrachtung zogen. An dieses Allgemeine möchte ich heute anknüpfen, um ein paar Worte zu dem Antrage des hamburgischen Senats an die Bürgerschaft vom 20. Dezember 1912 »betreffend Ausbau des Kolonialinstituts und des allgemeinen Vorlesungswesens zu einer Universität«*) zu äußern.

Nicht sowohl weil ich die Absicht habe, einen Einfluß auf die Entschließungen zu üben, die in Hamburg gefaßt werden sollen, sondern um meine früheren Betrachtungen in einer bestimmten Richtung zu ergänzen, und zwar in der Richtung, die durch die eigentümlichen Umstände des hamburgischen Planes in den Vordergrund gerückt worden ist. Hier nicht zum ersten Male, aber doch hier in besonders deutlicher Art in den Vordergrund gerückt.

Der hamburgische Senats-Antrag erzählt uns von den heimischen Bestrebungen, die seit 300 Jahren dem Plane einer Universität vorgearbeitet haben. Im Jahre 1613 wurde hier das »Akademische Gymnasium« errichtet. Nach unseren heutigen Begriffen eine Zwischenbildung zwischen Gymnasium und Universität, wie sie auch sonst in deutschen Städten bestand, um für die Universität als Vorstufe der Fachbildung vorzubereiten, gleich der philosophischen

*) Hamburg 1912, gedruckt bei Lütcke und Wulff, Eines Hohen Senats Buchdruckern.

Fakultät, die nach alter Tradition hie und da noch heute diesen Beruf in gewissen Überbleibseln erfüllt. Im 17. und 18. Jahrhundert genoß das Hamburger Akademische Gymnasium durch eine Reihe hervorragender Lehrer Ansehen in der wissenschaftlichen Welt. In den »Hamburgischen Geschichten und Sagen« erzählt uns Otto Beneke*) von dem Ruhm desselben. »Die Professoren«, sagt er, »kamen zum Teil aus fernen Landen vom Rate herberufen. Alle befanden sich auf ihren Kathedern und in ihren vier Pfählen so wohl, daß (bis 1841) mit einer einzigen Ausnahme keiner seinen Platz wieder verlassen hat, so viel auch fremde Fürſten locken mochten, die sie an ihre Universitäten befördern wollten. Dieser einzige aber, welcher fortging von Hamburg und nimmer wiederkam, war Herr Petrus Lambecius. Denn er hatte eine böse Frau daheim, und daß eine solche auch den geruhigſten Gelehrten aus seiner Haut und aus dem Hause in die weite Welt jagen kann, das iſt männiglich bekannt.« So sagt Otto Beneke.

Im 19. Jahrhundert zeigte sich mehr und mehr, daß infolge der veränderten Unterrichtsverhältnisse Deutschlands für die bisherige Lehrtätigkeit des Akademischen Gymnasiums kein Bedürfnis mehr vorlag — abgesehen von den sich an weitere Kreise wendenden öffentlichen Vorlesungen. Man dachte an dieses und jenes, was man an die Stelle setzen, oder wie man das Alte umgeſtalten wollte — eine philosophische Fakultät, eine naturwissenschaftliche Fakultät oder auch eine Handelsakademie, für die nur eben in den kaufmännischen Kreisen Hamburgs sich wenig Neigung zeigte. Im Jahre 1847 trat dann ein Kreis »weitblickender Patrioten« mit dem kühneren Plane einer Universität hervor, die aus einer juriſtischen, einer medizinischen und einer (unvollſtändigen) philosophischen Fakultät beſtehen sollte. In dem Berichte des provisorischen Komitees zur Vorberatung dieses Planes heißt es in Worten voll edlem Schwunge: »Am unklarſten scheint der Einwurf, als ob eine Universität mit dem Wesen und Getriebe einer großen Handelsſtadt sich nicht vertrüge; denn sollten wir Handelsgeiſt als gleichbedeutend setzen müssen mit einer rein materiellen und egoiſtischen Richtung, so würde dadurch nur um so dringender die Forderung erwachsen, die träge Masse mit einem idealen Ferment zu durchdringen, den vorherrschend irdischen Beſtrebungen die höheren geiſtigen entgegenzusetzen. Aber die Geschichte belehrt uns eines Besseren.« Und hier wird nun an dem Beispiele von Holland und seiner Handelsblüte im 17. Jahrhundert gezeigt, wieviel eine Handelsrepublik für die Pflege der Wissenschaften zu tun fähig sei.

Der Plan kam damals nicht zur Ausführung; aber viele der maßgebenden Männer hielten nach wie vor eine Universität für ein erſtrebenswertes Ziel. So bezeichnete der langjährige Präsident der Bürgerschaft als Berichterſtatter eines bürgerschaftlichen Ausschusses im Jahre 1870 die Umwandlung des Akademischen Gymnasiums in eine Universität als die glücklichſte Lösung der Frage. Er betonte hierbei den Einfluß von Gelehrten auf weitere Kreise in einer Großſtadt, die für das Bedürfnis nach höheren als materiellen Sorgen und Genüssen empfänglich sind. Nachdem dann aber auch jetzt nichts Derartiges gelungen war, selbſt ein Reformplan (1875) für eine Akademie zur Abhaltung gemein-

*) Dritte durchgesehene Auflage, Berlin 1886, S. 318 f. Beneke gibt anders als der Senats-Antrag das Jahr 1612 als das Jahr der Stiftung an.

verständlicher Vorlesungen gescheitert war, entschloß man sich endlich (1883) zur einfachen Aufhebung des Akademischen Gymnasiums.

II.

In dem seitdem verflossenen Zeitraum ist neben dem »Allgemeinen Vorlesungswesen« (Bestrebungen zur allgemeinen Bildung von Damen und Herren) ein »Kolonialinstitut« errichtet worden. So unbestimmt die Ziele des allgemeinen Vorlesungswesens, so bestimmt ist der Zweck des Kolonialinstituts, das seit 1908 dem Allgemeinen Vorlesungswesen angegliedert ist und »der Eigenart Hamburgs besonders entspricht«. Es ist neuerdings so sehr in den Vordergrund getreten, daß der vorliegende Senats-Antrag für Errichtung einer Hamburger Universität davon ausgeht, es seien »die vorhandenen wissenschaftlichen Einrichtungen Hamburgs nur so weit zu ergänzen, als es im Interesse des Kolonialinstituts für eine auswärtige Anrechnung der hier verbrachten Semester erforderlich ist«. In diesem Sinne ist eine juristische Fakultät »unter allen Umständen erforderlich, um die im wesentlichen bereits vorhandene umfangreiche philosophische Fakultät zu einer als Universität anzuerkennenden akademischen Lehranstalt zu erweitern«.

Da nun für den Zweck der »auswärtigen Anrechnung« vier Fakultäten erforderlich sind, indessen auf die sonst bei unseren Universitäten historisch überkommene Vierzahl der Fakultäten verzichtet werden soll, weil die theologische und die medizinische Fakultät fortfallen müssen — so gelangt man auf einem mehr modernen Wege zur Vierzahl, indem man von der philosophischen Fakultät eine naturwissenschaftliche Fakultät abspaltet und eine neue, noch nicht dagewesene Fakultät konstruiert, die kolonialwissenschaftliche Fakultät, die, wie wir wissen, »den eigentlichen Kern der hamburgischen Universität bilden soll«. Sie hat »die Lehrtätigkeit des bisherigen Kolonialinstituts zu übernehmen und zugleich die für Hamburg und Deutschland so wichtigen Kolonialwissenschaften im Rahmen der Universität selbständig und den andern Fakultäten in jeder Beziehung gleichberechtigt zu vertreten«. Diese Fakultät wird nicht nur eine ganz neue, vermutlich dauernd Hamburg eigentümliche und jedenfalls anderswo schwer nachahmbare sein, sondern — so heißt es weiter — sie wird auch insofern eine Neuerung bedeuten, als ihre Mitglieder überwiegend auch Mitglieder der andern Fakultäten sein werden. Die einzelnen Mitglieder der kolonialwissenschaftlichen Fakultät werden also meist gleichzeitig zwei Fakultäten angehören, sie werden dann zusammen in der kolonialwissenschaftlichen Fakultät einen die koloniale oder überseeische Seite aller Wissenszweige verkörpernden Gesamtausschuß der Universität bilden. . . Und weiter werden auf diese Weise auch die übrigen Fakultäten mit dem überseeischem Geiste der kolonialwissenschaftlichen Fakultät durchtränkt werden.

Trotz der überraschenden Neuheit dieser Vierzahl von Fakultäten als Inbegriff der geplanten hamburgischen Universität meint gleichwohl der Senats-Antrag, die Abgrenzung der üblichen vier Fakultäten bei den bestehenden deutschen Universitäten habe sich als Ergebnis der geschichtlichen Entwicklung »bei uns« (d. h. in Deutschland) so fest eingebürgert, daß »an ihr Wesentliches nicht geändert werden könnte«. Er ist also der Ansicht, die geplante Neuerung sei nichts Wesentliches gegenüber den bestehenden deutschen Universitäten.

Die Mitglieder des Professorenkonvents der wissenschaftlichen Anſtalten des Hamburgischen Staats und des Professorenrats des Hamburgischen Kolonialinſtituts erklären sich mit den »Grundgedanken« des Senatsantrags einverſtanden. Wichtiger als unsere Verwunderung darüber, daß sie zu den Grundgedanken auch dieses neue Fakultätengebilde rechnen, iſt die Begründung, die sie für ihr Einverſtändnis geben. Wir halten — so sagen sie — im dringendſten Lebensinteresse sowohl des Kolonialinſtituts wie des Vorlesungswesens die weitere Ausbildung eines wissenschaftlichen Unterrichts mit wissenschaftlich gebildeten Zuhörern für notwendig. Denn ohne diese Weiterbildung gibt es für keine der beiden großen Organisationen eine Fortentwicklung, sondern nur Rückbildung und Verfall. Es kommt darauf an, ihnen beiden ein immer frisch zuſtrömendes, durch alle ihre Organe kreisendes gesundes Blut zuzuführen d. h. wissenschaftlich mitarbeitende Hörer; dies iſt nur möglich durch die Herbeiziehung wirklicher Studierender; die Herbeiziehung einer genügenden Anzahl Studierender aber iſt — das beſtätigt uns auch die zuverlässige Erfahrung der vergangenen Jahre — nur möglich durch die Abrundung zu einer Universität, so wie der Senatsantrag sie vorschlägt. Es bedarf einer Universität, die einerseits durch das Maß ihrer Vollſtändigkeit sich selbſt und ihren Hörern die Gleichwertigkeit und damit allein die Gleichberechtigung mit den übrigen deutschen Hochschulen und die Möglichkeit des Zuflusses von Studierenden sichert; einer Universität, die andererseits von dieser unerläßlichen Grundlage aus zugleich dasjenige sicherſtellt, was nur in Hamburg gedeihen kann, den Betrieb der auf die Weltwirtschaft, die Kolonien gerichteten Studien. Auch diese Studien bedürfen, wenn ihnen jener Blutzufluß teilnehmender Jünger nicht abgeschnitten werden soll, der akademischen Gleichberechtigung der Anſtalt, die sie betreibt. Erſt diese Feſtigung der Grundlage wird auch sie davor schützen können, innerlich zu verdorren und gegen die Gefahr einer Erdrückung von außen her wehrlos zu werden. Erſt sie wird uns in den Stand setzen, diese unendlich fruchtbaren hamburgischen Besonderheiten voll auszubilden und sie für Hamburg selber, für eine in Hamburg lernende Jugend wahrhaft auszunützen. Wir glauben — so heißt es dann weiter —, daß die kolonialwissenschaftliche Fakultät als natürlicher und in sich feſter Kern der ganzen Hochschule eine einheitliche und lebendige Fortführung der Beſtrebungen gewährleiſtet, die das Kolonialinſtitut geschaffen haben und von diesem getragen werden, und daß diese neue Fakultät sich gut in den Gesamtorganismus einfügt. Wir glauben — so lautet der Schluß —, daß dieser Weg zur Erfüllung brennender Bedürfnisse zugleich der einzige iſt, der dahin führen kann, eine sonſt unvermeidliche und vielleicht unheilbare Verkümmerung der reichen und verheißungsvollen Ansätze des hamburgischen wissenschaftlichen Lebens, wie das Kolonialinſtitut und das Vorlesungswesen sie heute in sich darſtellen, zu verhindern.

So weit der Senatsantrag und die Professoren von Hamburg.

III.

In der Rede, die ich vor einer Reihe von Jahren aus Anlaß einer öffentlichen Sitzung der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen (10. November 1900) gehalten habe über »Die Kameralwissenschaft in zwei Jahr-

hunderten«, ist auf die merkwürdige Erscheinung hingewiesen worden, daß trotz des tiefgreifenden Wandels der Ansichten von dem Wesen einer Wissenschaft, der seit hundert Jahren in Deutschland, zumal im Gebiete der Staatswissenschaften, Platz gegriffen hat, die alte Kameralwissenschaft mit erneuter Stärke und in neuen Formen wieder aufgelebt ist.

Die Einheit der einzelnen Disziplinen, in welche die gesamte heutige Wissenschaft infolge des Gesetzes der Arbeitsteilung sich spaltet, ist eine aus dem Grunde ihrer Gesetzmäßigkeit entnommene, nicht eine Einheit, welche der Nutzen des Lebens — eine Berufsgruppe, ein Erwerbsinteresse — an die Hand gibt. Der Kameralwissenschaft aber war es eigen, daß sie aus dem Standpunkte einer Sammlung nützlicher Regeln für die Staatsverwaltung allerhand Dinge vereinigte, die ihre Einheit allein in dem nützlichen Zweck, nicht in den Wurzeln der Erkenntnis hatten: Juristisches und Ökonomisches war bunt vermengt mit der Technologie der Landwirtschaft, der Forstwirtschaft, des Bergbaues, der Industrie, des Handels usw. Dieses Ineinanderwerfen des wissenschaftlich Disparaten, weil es sich, abgeschnitten von seinen Wurzeln, zur Oberflächlichkeit verurteilte, brachte es von selber mit sich, daß aus Mangel an einem ernsthaften Maßstab für das, was Wissenschaft ist, sich ein Anhängsel von sogenannten Wissenschaften bildete, das nirgendwo ein Bürgerrecht in der Republik der heutigen Wissenschaften zu beanspruchen hat. Allerhand nützliche Erfahrungen und Anweisungen, welche der offene Kopf im Leben selber erlernt — unaufgelöste Reste, für welche es keine Wissenschaft gibt, oder welche zu niedrig stehen in der Hierarchie der Erkenntnis, als daß ein zu vollerem Bewußtsein der Wissenschaft emporgestiegenes Zeitalter ihnen den Ehrennamen einer Wissenschaft zuzugestehen bereit sein könnte. Afterwissenschaften, die gerade dem praktischen Leben gegenüber sich nicht zu behaupten vermögen, weil dieses einen kürzeren Weg zum Ziele kennt, und die wiederum für die wissenschaftliche Forschung keinen Spielraum gewähren, während die Welt der wissenschaftlichen Forschung sich erweitert hat.

Es ist nun sehr bemerkenswert, daß — nach allen Fortschritten der Wissenschaft und der Erkenntnis von dem Wesen einer Wissenschaft — jene Erscheinungen der alten Zeit ihr Leben weiter fristen, ja, stark durch mächtige Irrtümer und durch den blendenden Schimmer der Utilität, zu neuer Blüte emporzusteigen scheinen.

Es ist verständlich, daß die Einflüsse der wirtschaftlichen Berufsstände, ihre Bedeutung in den Volksvertretungen, die Organisation ihrer Interessen, die gelegentlich mit einem ganzen Staatswesen sich deckt, solchen Anstrengungen zu Hilfe kommen. Die große Masse der Menschen weiß nichts von der Wissenschaft um ihrer selbst willen, desto mehr von dem Nutzen und zumal dem wirtschaftlichen Nutzen. In ihm liegt der Ausgangspunkt und der Zweck jener Veranstaltungen für den Unterricht. Aus diesem Gesichtskreise entspringen die Anregungen zu den neuen Kameralwissenschaften bis herab zu der Hotelwissenschaft und der Hotel-Akademie, die man neuerdings geplant hat. Wenn nun gar die Praktiker selber zu Professoren an diesen Akademien gemacht werden, so begreift man, wie innig hier Wissenschaft und Praxis ineinanderfließen, und wie auf die wirksamste Weise die Unzufriedenheit der Praktiker mit der Wissenschaft geheilt wird.

Vom Standpunkte der Wissenschaft werden hier die folgenden Einschränkungen zu machen sein. Erſtens: es gibt eine Untergrenze für das, was man ernſthafterweise eine Wissenschaft nennen darf. Ein Kochbuch iſt kein wissenschaftliches Lehrbuch, und ein Lehrer der Kochkunſt iſt kein Lehrer der Wissenschaft. Zweitens: es gibt eine Grenze für das, was eine einzelne wissenschaftliche Persönlichkeit gegenüber der heutigen Arbeitsteilung der Wissenschaften bewältigen kann. Innerhalb dessen, was man heute Landwirtschaftswissenschaft nennt, sind unzweifelhaft einzelne Disziplinen, die als spezielle Zweige der Naturwissenschaft bei angemessener Methode sich an die Seite anderer Zweige der Naturwissenschaft ſtellen dürfen. Bedenklicher wird die Situation, wenn sich mit solchen ernſthaften wissenschaftlichen Leiſtungen in derselben Persönlichkeit der Dilettantismus auf anderen Gebieten verbindet, der um so gefährlicher wird, wenn das einigende Band dem Berufspatriotismus der agrarischen Erwerbsinteressen entspringt. Bedenklicher, wenn die Lehrtätigkeit planmäßig zu einer agitatorischen Wirksamkeit für derartige Erwerbsinteressen ausartet.

Indessen noch verhängnisvoller macht sich dies Hineinragen in die Praxis von der Seite der Lernenden geltend. Die herkömmliche Aufgabe der Fakultäten unserer Universitäten beſteht darin, daß sie Bedienſtete für den gelehrten Staats- und Kirchendienſt heranbilden. Der Staat ſtellt hierfür seine Bedingungen, und die ſtudierte Klasse, die sie erfüllt, wird vom Staate angeſtellt. Anders bei jenen Berufsarten, die aus dem Erwerbsleben heraus ihre Hände nach der Wissenschaft oder ihren Zeugnissen ausſtrecken. Es iſt eine allgemeine pädagogische Beobachtung, daß die Prüfungsvorschriften nur in beschränktem Grade fähig sind, über das Niveau der Leiſtungen zu entscheiden. Unwiderſtehlich wird das durchschnittliche Bildungs-Niveau des zu prüfenden Kandidaten hierbei mitwirken, d. h. regelmäßig im Sinne einer Herabdrückung der Anforderungen. Dies gilt erfahrungsgemäß schon bei allen Staatsprüfungen. In besonderem Grade gilt es aber für jene Sphären, aus denen Lernende entsandt werden zum Dienſte für die Erwerbsſtände des großen Marktes, und zwar aus folgenden Gründen. Zunächſt iſt die Schulbildung, die verlangt wird, öfters eine geringere. Man nimmt Rücksicht darauf, daß es sich ja nicht um Staatsämter handelt, für die man die Kandidaten vorbildet, sondern um das praktische Leben, dem ein Teil der Studierenden zuvor bereits angehört hat. Das praktische Leben seinerseits sieht mit einigen Zweifeln die Resultate dieses Studiums an, und es iſt keineswegs sicher, daß die Zeugnisse darüber einen ähnlichen Erfolg im praktischen Leben erzielen wie die Zeugnisse für die Staatsämter. Je weniger dieses der Fall iſt, um so grenzenloser wird die Milde, die bei den Prüfungen und in den Zeugnissen waltet. Das reicht nun wiederum wechselwirkend weiter in die Kreise des praktischen Lebens. Man iſt in diesem klug genug, die lebendigen Produkte des Studiums sich anzusehen, mehr als die Zeugnisse. Und am Ende der größte Fluch in der ganzen Angelegenheit iſt der kameraliſtische Wirrwarr der Fächer, die alle miteinander den Gegenſtand der Prüfung und des Zeugnisses ausmachen. Denn es iſt — von glänzenden Ausnahmen abgesehen — niemand imſtande, für diese Menge disparater Disziplinen ausreichende Kenntnisse (im ernſthaften Sinne) zu erwerben. Obenein drängt das »praktische Leben«

nach einer Abkürzung der Studienfrist, aus der dann gleichwohl jeder Studierende ohne Ausnahme sein Zeugnis heimbringt. Die Prüfung hat jeder bestanden. Welche Erfolge sie ihm innerlich und äußerlich bedeutet — das steht im einzelnen dahin.

Hier liegen störende Momente vor, die man dadurch nicht beseitigt, daß man die Zahl der Fächer vergrößert, die Lehrstühle vermehrt, die praktischen Ergänzungen erweitert. Umgekehrt vielmehr. Die Mißstände liegen tiefer. Sie wurzeln in dem Wesen derartiger »Wissenschaften« und Institute. Ein Zeitalter der Gründungen, wie es dasjenige ist, in dem sich heute unser Hochschulwesen befindet, ist geneigt, sich darüber zu täuschen und zu glauben, es käme nur darauf an, die Türme immer höher zu bauen, aus den Instituten Akademien, aus den Akademien Universitäten zu machen.

IV.

Jene neu-kameralistischen Gebilde können allenfalls sich im Schatten einer wirklichen Universität als Anhängsel behaupten; sie können zu den mancherlei realpolitischen Zutaten, ohne die es bei den edelsten Bestrebungen nun einmal nicht abzugehen scheint, gelegentlich einen nützlichen Beitrag liefern. Jedoch die Sache umdrehen und auf solch ein Gebilde eine Universität als Ornamentik setzen — das kann nicht gedeihen.

Vergleichen wir das hamburgische Projekt mit dem Frankfurter, so finden wir folgendes.

Gemeinsam beiden ist das Streben, in die Mitte einer reichen Handelsstadt einen Brennpunkt geistigen Lebens zu setzen. Wer immer, selber den geistigen Interessen zugewendet, einen Eindruck erhalten hat von der satten Tugend und der zahlungsfähigen Moral des Hamburgertumes, der wird allen denen ein verstärktes Mitgefühl widmen, die in dieser Atmosphäre einen Altar für das heilige Feuer der Wissenschaft errichten wollen. Aber eben hier scheinen die Bedingungen soviel ungünstiger zu sein. In Frankfurt hat man freilich in ähnlicher Weise angefangen, doch von vornherein waren ganz andere Voraussetzungen da, als das allgemeine Vorlesungswesen und das Akademische Gymnasium von Hamburg. Namentlich war augenscheinlich der Gemeinsinn verbreiteter und leistungskräftiger, der sich in der Richtung der wissenschaftlichen Bestrebungen und in Taten der vermögenden Kreise bekundete. Auch hat man nicht so leicht in jeder Stadt einen Oberbürgermeister, wie ihn Frankfurt hatte — jene eigentümliche Vereinigung von Idealismus und staatsmännischer Klugheit, eine Persönlichkeit, eingetaucht von frühe her in die Liebe zur Wissenschaft, die sich dann in Früchten für das öffentliche Leben aufs wohltuendste bewährte.

Und dennoch! Eine große Schwierigkeit blieb in Frankfurt übrig — die finanzielle. Dem Staate gegenüber den überzeugenden Nachweis zu liefern, daß die unvermeidliche große Steigerung der Kosten im Vorwege aus gemeinnützigen Kräften gedeckt sei, der Kosten, die mit der Entwicklung einer Universität dieses Zeitalters verknüpft sind. Der Stadt Frankfurt ihrerseits die Beruhigung zu geben, daß ihre Finanzen für diese Deckung niemals sollten in Anspruch genommen werden.

Was in Frankfurt eine Lücke geblieben, nachdem man durch die Gunst der Umstände und der Persönlichkeiten es so weit gebracht hat, einer wirklichen Universität nahezu zum Dasein zu verhelfen — das ist in Hamburg weit mehr

als eine Lücke. Es iſt der negative Untergrund der ganzen Angelegenheit. Mit einem klaren Univerſitätsprojekt zu kommen, dazu fehlen die ideellen und die realen Vorausſetzungen. Die Luft und die Taten ſind dafür nicht vorhanden. Das iſt der Grund, weshalb man einen Erfolg bei der Bürgerſchaft nur für ein Projekt erwarten darf, das eng an das Gebilde des Kolonialinſtituts angeklammert iſt, und das, je ferner es abſteht von dem Plane einer echten Univerſität, deſto mehr von der Herrlichkeit des hamburgiſchen Handels widerhallt. Das mag politiſch klug ſein, um das Hamburgertum für den Plan zu gewinnen; aber für die Wiſſenſchaft und deren Unterricht iſt dieſe Herrlichkeit ziemlich gleichgültig.

Die Klagen aus dem Kreiſe der Hamburger Profeſſoren, die in ſo unverhüllter Geſtalt dem Senats-Antrage beigegeben ſind, um ſeinen Erfolg zu unterſtützen — mich haben ſie nicht überraſcht. Hat es in der Tat der Erfahrungen an Ort und Stelle bedurft, um ſich davon zu überzeugen, daß an einem ſolchen Inſtitute die Lehrtätigkeit nach den Gewohnheiten einer Univerſität nicht gedeihen kann? Und muß man erſt eine Weile inmitten der Fleiſchtöpfe von Hamburg gelebt haben, um ſich nach noch etwas anderem zurückzuſehnen, was am Ende mehr bedeutet als die akademiſche Lehrtätigkeit, nämlich die akademiſche Republik, deren Luft frei macht, frei von der Enge der Umgebung?

Jedoch erſt aus ſolchen Drangſalen und Enttäuſchungen heraus iſt es erklärlich, daß Profeſſoren, die in den Fakultäten von deutſchen Univerſitäten ſo manches Jahr geſeſſen haben, das Projekt einer »Kolonialwiſſenſchaftlichen Fakultät« befürworten können. Wäre dieſes Projekt lediglich aus dem Geiſte des hamburgiſchen Senats entſprungen, ſo würde die Erklärung nahe liegen, es hätten hiermit ſtaatskluge Männer einen Ausweg geſucht aus der Schwierigkeit des gegenwärtigen Zuſtandes und durch die Schwierigkeiten hindurch, die einer Löſung der Aufgabe entgegenſtehen in den vorwaltenden Anſchauungen der hamburgiſchen Bürgerſchaft. Aber der Wortlaut des vorliegenden Senats-Antrages läßt eine ſolche Deutung kaum zu. Der Antrag ſtützt ſich vielmehr auf die ſachverſtändige Anſicht der Profeſſoren, denen nicht zugute gehalten werden kann, was man der Staatsbehörde zu gute halten würde — die Unkenntnis von dem Weſen der Fakultäten und ihrem Verhalten untereinander. Dieſe ſogenannte »Kolonialwiſſenſchaftliche Fakultät« iſt innerhalb der Organiſationen des Unterrichtsweſens nur ein anderes Exemplar derjenigen Einrichtungen, die im Getriebe der Univerſitäten als ſtaatliche Prüfungs-Kommiſſionen neben den Fakultäten herlaufen, indem ſie behufs Feſtſtellung der Kenntniſſe und Ausſtellung der Zeugniſſe zur Ausübung beſtimmter praktiſcher Berufsarten oder zur Bekleidung von Ämtern, aus verſchiedenen Fakultäten Fachmänner vereinigen — eine Konbination, die für das beſondere Leben der Fakultäten als ſolcher ohne jeden Einfluß bleibt (Naturforſcher aus der philoſophiſchen Fakultät neben Mitgliedern der mediziniſchen Fakultät für das Tentamen phyſicum; Nationalökonomen aus der philoſophiſchen Fakultät oder der ſtaatswirtſchaftlichen Fakultät neben den Mitgliedern der juriſtiſchen Fakultät für das Referendar-Examen; Vereinigung von Fachmännern verſchiedenſter Art und aus drei verſchiedenen Fakultäten für das landwirtſchaftliche Examen u. ſ. w.). Solche Prüfungskörper zu Fakultäten

zu erheben ist dem Namen nach möglich, der Sache nach unmöglich. Man kann nicht im Leben das koordinieren, was logisch sich nicht koordinieren läßt. Man kann nicht eine juristische, »philosophische« und naturwissenschaftliche Fakultät dadurch zu der üblichen Vierzahl ergänzen, daß man aus diesen drei Fakultäten eine vierte Fakultät macht, in der (alle oder ein großer Teil der) Mitglieder der anderen drei Fakultäten sitzen. Jeder, der in Fakultäten tätig gelebt hat, empfindet unmittelbar das Haltlose dieses Planes. Eben darum ist es, am Maßstabe einer rechten Universität gemessen, ein Scheingebilde. Das sind keine vier Fakultäten; es sind nur drei Fakultäten. Und für die Anerkennung als Universität, die behufs äußerer Zwecke von Seiten der bestehenden Universitäten erforderlich ist, kann es unmöglich ausreichen, daß man irgendwie, und zwar auf diese Art, die Vierzahl der Fakultäten zustande bringt.

Ja, selbst wenn hiermit der äußere Erfolg erzielt werden sollte, die Anrechnung der hamburgischen Studiensemester auf das vorschriftsmäßige Studium der anderen deutschen Universitäten durchzusetzen, so würde die zentrale Bedeutung der »Kolonialwissenschaft« für die hamburgische Universität aller Wahrscheinlichkeit nach jenen lebendigen Austausch der studierenden Kräfte unterbinden, den die Professorenschaft durch diese Reform herbeiführen will. Eine »Kolonialwissenschaft« ist eben (und hiermit knüpfen wir an das oben Gesagte an) keine Wissenschaft im ernsthaften Sinne. Sie ist ein Bündel von abgeschnittenen Pflanzen, die keine Wurzel haben. Nur wahrhafte Wissenschaften, die ihre eigenen Wurzeln in den Boden senken, können Stoff zum Unterricht und zur Erziehung von wissenschaftlichen Arbeitern liefern. Denn nur was eigne Wurzeln hat, kann wachsen. Ein Konglomerat von allen möglichen nützlichen Kenntnissen im Sinne einer »überseeischen« Wissenschaft kann das nicht. Auch abgesehen von der Ungeduld, die sich die Zeit nicht gönnt für das wissenschaftliche Arbeiten, und die von der Unruhe des nützlichen Zweckes gedrängt wird.

Daß in eine solche Umgebung hinein die Studierenden aus dem übrigen Deutschland mit ihren eigenen gewohnten Studienzwecken strömen sollten, ist weder wahrscheinlich noch wünschenswert. Es ist aber auch unwahrscheinlich, daß die Studierenden der Kolonialwissenschaft diese an anderen Orten suchen sollten als in Hamburg.

Hiermit soll folgendes gesagt sein. Braucht die Stadt Hamburg wirklich eine Universität im vollen Sinne, so versuche sie es mit einem großen Plane, der den bewährten Vorbildern folgt. Fehlen dafür heute die ideellen und realen Voraussetzungen, so begnüge man sich damit, auf ein solches Ziel allmählich hinzuarbeiten. Inzwischen täusche man sich nicht über den Erfolg des Stückwerks, mit dem man sich so lange begnügen muß, wie man das Ziel nicht erreicht hat.

Unsere deutschen Universitäten sind mit allen ihren Vorzügen keine so vollkommenen Wesen, daß man auf dem Wege ihrer Unvollkommenheit noch große Schritte abwärts gehen dürfte, und daß trotzdem uns noch viel Vollkommenes danach übrig bliebe. Nein, diese neuen kameralistischen Nachbildungen oder Anhängsel sind vielmehr die Steigerung jener Mängel, an denen die Universitäten selber kranken. Dreht man aber die Sache um, stellt man diese realistischen oder negativen Elemente in den Mittelpunkt statt in die Ecke, so

erstickt das »praktische Leben« die Wissenschaft und das Studium.

Nicht alle jene Tausende, die seit langem und nun gar neuerdings den Universitäten zuströmen, sind deshalb gekommen, weil die Muse bei ihrer Geburt sie mit wohlgefälligem Blicke geweiht hat für die Liebe zur Wissenschaft. Sie wollen vielmehr ihrer Mehrzahl nach die vorgeschriebenen Bedingungen erfüllen für die Ausübung eines Berufs und erreichen ihr Ziel durch die Einsetzung eines höheren oder geringeren Maßes von Fleiß. Gerade für die ansehnlicheren Berufsarten ist dieses Maß so bescheiden zugemessen, daß es mit milder Nachsicht im Umkreise der Studienjahre einem Lebensgenusse Raum gewährt, der mit Wissenschaft und Studium gar wenig zu schaffen hat. Der wahre Grund dafür liegt nicht, wie es öfters dargestellt wird, in irgendwelchen Studieneinrichtungen, in dem Zustande der Wissenschaften oder gar in einem Herabgehen der Universitäten. Die vollendetsten Anstalten für den Unterricht und die höchsten Leistungen der Lehrer würden die unabänderliche Tatsache nicht ändern können, daß die Wissenschaft eine Speise ist, die dem Gaumen einer nur beschränkten Zahl von Menschen mundet, und daß die Liebe zu ihr sich nicht einprägen läßt durch irgendwelche neue oder alte Lehrmethoden. Das epidemische Begehren, die Wissenschaft immer noch »praktischer« zu machen, entspringt dem Grunde, daß der praktische Gesichtskreis der Lernenden an die Wissenschaft nicht heranreicht.

Auch gedeiht im Schatten einer Universität manche Legende, die aus der Ferne gesehen ein stattliches Aussehen erhält. So redet der Hamburger Senatsantrag von den Honorarprofessuren und der ersprießlichen Lehrtätigkeit der dafür zu berufenden Hamburger. »Berufen« werden aber Honorarprofessoren kaum jemals. Der Hergang ist vielmehr der umgekehrte. Es läßt sich etwa in seiner Vaterstadt, die auch eine Universitätsstadt ist, ein angesehener Praktiker auf seine alten Tage nieder, der wohl Neigung hätte, vom Katheder herab etwas zu sagen und hiermit die Muße des Alters auszufüllen. Wohlgesinnte Freunde helfen ihm zu der Erfüllung des Wunsches, obwohl der Erfolg zeigt, daß dieses Metier wie die meisten andern in jungen Jahren gelernt werden muß, und daß nur unter dieser Voraussetzung in hohen Jahren die Fähigkeit noch vorhanden sein mag, die akademische Jugend zu fesseln. Beschränken sich gar die Vorlesungen auf enge Spezialgebiete in Fächern, für die ohnehin kein berufsmäßiges Studium und Prüfungswesen besteht, so sind die Aussichten für einen Lehrerfolg vollends gering, und es dauert nicht lange, so verlaufen dergleichen Bestrebungen im Sande. Ausnahmen vorbehalten.

Öfters haben nun gerade die neuen Institute, Akademien, Handelshochschulen den am Orte befindlichen Praktikern und Spezialisten Gelegenheit gegeben, sich nützlich zu erweisen durch Versuche in der Lehrtätigkeit, und es ist ihnen, wie es scheint, dadurch im richtigen Lebensalter eine bessere Aussicht auf Erfolg gewährt worden als jenen Honorarprofessoren an unseren Universitäten, die meist zu spät damit anfangen.

Simson.

Von

Hermann Gunkel.

Die Simson-Erzählungen sind dem alttestamentlichen Forscher und auch wohl anderen Gelehrten in mehr als einer Beziehung bedeutsam. Viel behandelt ist, besonders in der letzten Zeit, die Frage, ob diese Gestalt auf einen ursprünglichen Sonnengott zurückgeht. Nicht wenige Gelehrte gibt es, die in Simson, dessen Name offenbar von Schemesch, Sonne, herkommt, ein besonders deutliches Beispiel eines zum Menschen herabgedrückten vormaligen Gottes sehen.[1]) Doch ist andererseits, namentlich von alttestamentlichen Gelehrten, auch lebhafter Widerspruch gegen diese Behauptung geäußert worden. Und neuerdings ist diese Frage in ein anderes Licht getreten. Denn während die Sagenforscher früher der Meinung waren, daß die Sage als solche auf den älteren Mythus zurückginge, und daher geneigt waren, in den Sagengestalten die früheren Götter zu suchen, kann gegenwärtig diese Annahme als erschüttert gelten. Wo man früher Einwirkung von Mythen sah, glaubt man jetzt vielfach, Märchenzüge zu erkennen. So wird der Versuch am Platze sein, auch die Simson-Sage auf Märchenmotive zu untersuchen. Wichtiger aber erscheint uns, daß man, ehe man an diese letzte Frage überhaupt geht, den Sinn der Erzählungen in ihrer gegenwärtigen Gestalt zu erforschen und das reiche Leben, das darin vor uns ausgebreitet liegt, zu erschöpfen suche.

I.

Bekanntlich kann man den Sagen, mag das in ihnen Erzählte auch noch so phantastisch sein, wenn auch mit gebührender Vorsicht allerlei geschichtliche Züge entnehmen. Das historisch Verwertbare wird man zu suchen haben vor allem in den vorausgesetzten allgemeinen Verhältnissen und in denjenigen Handlungen, die unter diesen Umständen als natürlich gelten. Fragen wir also zunächst, welche geschichtlichen Verhältnisse in diesen Sagen vorausgesetzt werden.

Die Simson-Erzählungen spielen am Westabhang des kanaanäischen Berglandes, westlich von Jerusalem[2]), etwa um 1200. Dort sitzt der kleine Stamm Dan[3]) in unmittelbarer Nachbarschaft der Philister, beide vor noch nicht allzulanger Zeit eingewandert. Die Simson-Erzählungen behandeln die Beziehungen dieser Daniten zu den Philistern. Nun ist die Grundvoraussetzung dieser Sagen, daß die Philister den Israeliten an Kultur weit überlegen sind. Die Philister haben schöne Weizenäcker (15 1.5)[4]) und Wein-

[1]) Vgl. besonders Steinthal, Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, II, S. 129 ff, und neuerdings H. Stahn, Simson-Sage 1908, woselbst Literatur.

[2]) Eine Spezialkarte der Gegend von Schick, Zeitschr. d. Deutschen Paläſtina-Ver. X, S. 131 ff.

[3]) Daß der Stamm Dan in dieser Zeit, noch vor dem Debora-Liede (Jud. 5_{17}) hier gesessen hat, ist auch aus dem Namen »Lager Dans« (Jud. 13_{25} 18_{12}) und besonders aus der sehr alten Sage Jud. 17 f. zu erschließen und nicht zu bezweifeln (gegen Ed. Meyer, Israeliten, S. 524 ff.).

[4]) Die Wein- und Ölgärten sind hier übertreibender Zusatz.

gärten (14_5); sie wohnen in festen Städten, die von starken Mauern umgeben sind; bewundernd erzählen sich die Israeliten von den gewaltigen Türflügeln und Riegeln ihrer Tore (16_3). Große, auf Säulen ruhende Göttertempel verstehen sie zu bauen (16_{26}) und kunstvolle Webstühle zu errichten ($16_{13\,ff.}$). Sie sind im Besitze von Silber und wissen dadurch Männer zu Fall zu bringen und Frauen zu berücken (16_5).[5] Sie besitzen auch staatliche Organisation; sie stehen unter (fünf) Fürsten ($16_{5 \cdot 23}$), von denen wir auch sonst hören. Von alledem ist bei den Israeliten keine Rede: wir werden sie uns zu denken haben auf den schlechten Lagen im Gebirge wohnend (Jud. 1_{34}), wo sie von Schaf- und Ziegenzucht leben (15_1) und neben der Milch das schlechte Gerstenbrot genießen (7_{13}). Das Verhältnis von Philistern und Daniten ist also das von Kultur- und Naturmenschentum. Und so hat es die israelitische Sage aufgefaßt: Simson tut alle seine Taten **ohne ein Mittel der Kultur**: den Löwen zerreißt er mit der Hand[6]; mit der Hand hebt er die Tore von Gazza aus; er zerschneidet nicht, sondern er zerreißt seine Bande; an den Haaren reißt er den Aufzug des Webstuhls aus dem Boden; mit der Wucht seines Körpers stürzt er den Dagon-Tempel um; und nur mit einem Eselskinnbacken, wie man ihn auf dem Felde findet, also einem Werkzeug, wie es die Natur bietet, erschlägt er seine Feinde. Dieselbe Idee ist in der Goliathsage dargestellt, wo der philistäische Recke in der vollen ehernen Rüstung prangt, in der die Krieger der Kultur in den Kampf ziehen, während David ihm nur mit der Hirtenschleuder entgegentritt (1. Sam. 17). Und ebenso hat das älteste Israel sein Verhältnis zu den Ägyptern aufgefaßt: die ägyptische Kulturmacht hat Rosse und Wagen, aber auf Israels Seite steht der Gott, der über die Kräfte der Natur, über das Meer gebietet (Ex. 15_{21}). Diese Kulturüberlegenheit der Philister ist denn auch offenbar der Grund gewesen, weshalb sie den Israeliten der älteren Zeit so gefährlich gewesen sind: sie haben die Daniten aus ihrem Besitz verdrängt und schließlich, trotz Sauls Gegenwehr, Israel beinahe unterjocht, bis sie an David ihren Meister gefunden haben. Doch von diesen politischen Dingen ist in der Simson-Geschichte keine Rede; nur beiläufig wird vorausgesetzt, daß die Philister über die Judäer bereits eine Oberhoheit besitzen (15_{11}). Vielmehr hören wir nur von den **Heldentaten eines einzelnen**.

[5] Die von den Philistern an Delila gegebene Geldsumme von 5500 Sekel Silber (etwa = 13 750 Mark) scheint viel zu hoch zu sein. Ursprünglich mögen sie 100 Sekel, nach einem Späteren 1000 gegeben haben; noch später hieß es, daß jeder Fürst so viel gegeben habe, bis dann schließlich alles zusammen kam: jeder 1100 Sekel!

[6] Simson zerriß den Löwen, »wie man das Böckchen zerreißt« (14_6). Offenbar ist das eine Anspielung auf eine im ältesten Israel übliche Schlachtmethode, die aber sonst nicht bezeugt ist. Nach Mitteilung meines Kollegen, Herrn Dr. Knell in Gießen, »haben die Metzger noch bei uns die Gepflogenheit, bei Eröffnung der Bauchhöhle in der Bauchwand nur einen kleinen Schnitt zu machen und diesen mit dem Finger, den sie in die Schnittöffnung einführen, vom Becken bis zum Brustbein zu erweitern. Ferner werden bei diesen Tieren die Eingeweide, so weit als möglich, ohne Messer entfernt, tatsächlich herausgerissen. Nur den Anfang und das Endteil des Darmkanals (Schlund und Mastdarm) pflegen sie zu durchschneiden. Auch bei Herausnahme der Lunge und des Herzens wird nur das Zwerchfell eingeschnitten, und nur der am Hals fester eingefügte Schlund mit der Luftröhre wird hier durchschnitten, die anderen Verbindungen werden ohne Messer durchtrennt.«

Denn die danitiſchen Jünglinge lockt es, von ihren Bergen hinabzuſteigen und den Kampf gegen die Feinde auf eigene Fauſt zu führen. Sind doch die Philiſter den Israeliten aufs tiefſte verhaßt: man empfindet ſtark die Unterſchiede des Volkstums der verachteten »Unbeſchnittenen« (15_{18}). Ruhm und Ehre hat, wer erzählen kann, daß er ihrer eine Menge erſchlagen hat (15). Oder vielleicht wagt er es nicht mehr, das heimiſche Dorf zu betreten und zieht ſich in die Schluchten des Gebirges zurück, um von da aus zur rechten Zeit loszubrechen, bis es den ſtammverwandten Judäern, in deren Gebiet er jetzt weilt, unheimlich wird, den Gewaltmenſchen, deſſen Auslieferung die Philiſter verlangen, in ihrer Nähe zu dulden. Und wenn es nicht Mord gilt, ſo gilt es Brand! Und wenn der israelitiſche Burſche die Äcker der Feinde nicht zu betreten wagt, ſo weiß er ein feines Mittel und ſchickt Füchſe mit angebundenem Feuerbränden in die reife Saat. Begreiflich, daß ſich die Philiſter ſchließlich aufmachen und eine ganze Treibjagd auf ihn veranſtalten (15_9). — Beſonders aber reizen den jungen Mann die philiſtäiſchen Mädchen. Man erzählt ſich von den ſchönen Weibern, die in ihren Städten und Dörfern wohnen, die (ſo dürfen wir uns vorſtellen) im Schmuck und in der feinen Art ihrer Kultur dem Israeliten beſſer gefallen als die ungeſchlachten israelitiſchen Weiber, und die auch den Volksfremden freundlich aufnehmen mögen. Aber freilich iſt es gefährlich, ſich in das Land der Feinde einzuſchleichen und gar ihre Stadt zu betreten; denn die Städte ſind feſt und die Weiber ſind falſch. Und ſchließlich, wenn die Liebe allzugewaltig brennt, mag es wohl gar einmal zur Ehe eines israelitiſchen Burſchen mit einer Philiſtäerin kommen; gemeint iſt freilich nicht dabei, daß er die Fremde in ſein Heimatsdorf heimführt, noch weniger, daß er ſelber ein Philiſter wird, aber daß er mit ihr unter Einwilligung ihres Vaters ein feſtes Verhältnis eingeht und ſie zuweilen beſucht[7]): die »freie Ehe« der Römer[8]). Aber wie ſollte ein ſo unnatürliches Verhältnis ein gutes Ende nehmen!

II.

Als Ideal eines ſolchen Burſchen wird Simſon geſchildert: er iſt der Typus des Naturmenſchen, der über die Menſchen der Kultur ſiegt, weil er auf ſeiner Seite hat was der Naturmenſch vor jenen voraushat oder wenigſtens vorauszuhaben behauptet, die gewaltige Körperkraft. Der kraftvolle Naturmenſch Simſon iſt das Ideal eines danitiſchen jungen Mannes. Dieſe Körperkraft Simſons verherrlichen alle Erzählungen. Den Löwen reißt er brutal und kraftvoll in Stücke. Die Stricke an ſeinen Armen werden wie Fäden, vom Feuer verſengt. Mit dem Eſelskinnbacken erſchlägt er tauſend Mann. Die Pfoſten des Stadttors hebt er aus und trägt ſie eine gewaltige Strecke weit. Dreimal vergeblich von Delila gebunden, reißt er ſich los; ja, er reißt den ganzen Aufzug des Gewebes ſamt dem »Pflocke« an den Haaren aus der Erde; den Dagon-Tempel ſtürzt er nieder. Dieſe Kraft aber wird gedacht, jäh über ihn kommend, wie ein gewaltiger Rauſch, wie ein urwüchſiger Enthuſiasmus. Der »Geiſt« iſt es, der ihn dann »ſtößt«, ſagt unſere Überlieferung (13_{25} 14_6 15_{14}); doch dieſe Ab-

[7]) Wellhauſen, Gött. Gelehrte Nachrichten 1893. S. 468 ff.

[8]) S. Rauh, Hebräiſches Familienrecht in vorprophetiſcher Zeit. S. 28.

leitung seiner Kraft von »Jahves Geiste« ist ein sekundärer Zug (vergl. unten). Zu diesem Naturmenschentum paßt seine Nahrung und Wohnung; er trinkt das Wasser auf dem Felde (15_{19}), er genießt den Honig, den er findet (14_9), und er wohnt in der Kluft auf den Bergen; daß sich Räuber und Verfehmte in den Höhlen bergen, ist in dem höhlenreichen Palästina häufig gewesen [9]). Und zu dieser urwüchsigen Kraft gehört auch seine ständige Verliebtheit: ohne Mädchen kann er nicht sein; den Mädchen zuliebe begibt er sich in Feindesland und stürzt sich in alle Gefahren. Und das ist ihm — so erzählt die Sage — ein Fallstrick geworden. Zum ganzen leidenschaftlichen Wesen Simsons gehört denn auch, daß seine Stimmung gelegentlich jäh umschlägt: die Liebe vergeht ihm vor dem Ärger ($14_{19b.}$) — Ein ähnliches Kraftmenschentum beschreibt das neusyrische Märchen vom schönen Jûsif.[10]) Jûsif verläßt sein Heimatsdorf und wohnt in einer Höhle im Gebirge; von dort raubt, mordet und schändet er, sprengt selbst die Stadttore und dringt ein. Auch die gegen ihn ausgesandten Soldaten können ihm nichts anhaben, bis er endlich durch die Liebe gefällt wird. Die Erzählung hat mit der Simson-Geschichte keinen weiteren Zusammenhang. Ähnliche Gestalten hat es noch bis vor kurzem auch in Montenegro gegeben, kühne Abenteurer, die des Nachts in die türkischen Dörfer niedersteigen und den Ungläubigen die Kehle durchschneiden, um sich dann in ihre Bergfestungen zu flüchten. Man sieht also an solchen Beispielen, wie sich das Leben selbst wiederholt. — Dies gewaltige Naturburschentum Simsons stellt sich nun dar in der Flut **langer Haare**, die sein Haupt umwallen. Der Kulturmensch braucht das Schermesser, der Naturmensch kennt es nicht oder verschmäht es. Solches langes Haar ist für Gilgameschs Freund Engidau charakteristisch, der als Naturmensch mit starkem Geschlechtstrieb beschrieben wird[11]); ebenso für den nackten babylonischen Riesen, den man Gilgamesch zu nennen pflegt[12]), und für die ähnliche phönizische Gestalt.[13]) Als König Nebukadnezar nach der Legende ein »Tierherz« erhält und unter den Tieren des Feldes haust, wachsen ihm die Haare »wie den Geiern«.[14]) Derartige Figuren leben in den späteren Märchen fort in den über und über mit Haaren bedeckten Tier- oder Waldmenschen, auf die sie ursprünglich auch wohl zurückgehen.[15]) Daß es gerade **sieben** Locken oder Flechten sind, die Simson trägt, soll die Fülle der Haare veranschaulichen, wie denn auch »Gilgamesch« gelegentlich sieben Flechten am Haare oder Barte trägt.

III.

Der Natur des Helden entspricht der **Ton der Erzählungen**: sie sind derb und roh. Wilde Sitten werden vorausge-

---

[9]) Vergl. I Sam. 13_6 24; I Reg. 18_4; I Makk. $2_{31ff.}$; Jer. 7_{11} u. a.

[10]) Prym und Socin, Syrische Sagen und Märchen, S. 80 ff.

[11]) Gilgamesch-Epos, Tafel I, Z. 86 f. bei Ungnad und Greßmann, S. 8, vgl. S. 95 ff.

[12]) Vgl. die Abbildungen in Roschers Myth. Lex. Art. Izdubar (A. Jeremias), in Greßmanns Altorient. Texten und Bildern II, Abb. 222. 223. 225 und bei A. Jeremias, Das Alte Testament im Lichte des alten Orients, 2. Aufl. S. 266 f.

[13]) Vgl. die Abbildung bei P. Carus, Story of Samson 1907 (vor dem Titel).

[14]) Daniel 4_{30}.

[15]) Literatur bei Ungnad und Greßmann, Gilgamesch-Epos S. 94 A. 1.

setzt. Menschen fallen wie Fliegen. Die Behandlung der Füchse wird nicht als Tierquälerei empfunden (154 f.). Auch an den philistäischen Liebschaften Simsons nimmt die alte Sage keinen Anstoß; ohne jeden Tadel erzählt man, wie Simson zur Dirne ging. Und auch die Philister sind nicht besser: auch sie sind mit Mord und Brandstiftung rasch bei der Hand (14_{15}); dem gefangenen Feinde werden die Augen ausgestochen, und so muß er ihnen noch zur brutalen Belustigung dienen. Ebenso roh ist die Rechtssitte: Brandstiftung wird mit dem Feuertode bestraft (15_6): ius talionis; die eheverlassene Frau wird schleunigst einem andern gegeben (14_{20}). Alles dies gilt der Sage als natürlich.

Weiter ist für sie bezeichnend der derbe Humor, mit dem man von Simsons tollen Streichen erzählt. Erzähler und Hörer haben ihre helle Freude an seinen gewaltigen Krafttaten, besonders wenn er den Feinden einen rechten Tort antut, und ertragen dabei die stärksten Übertreibungen: tausend Feinde schlägt er auf einmal tot, dreitausend Judäer werden gegen ihn aufgeboten, dreihundert Füchse fängt er, ein ganzes Gebäude reißt er um! Und wie hat man sich amüsiert, wenn er so einfach verfährt und das Stadttor, anstatt es zu öffnen, samt Riegel und Pfosten in die Höhe nimmt! Wie jubelte man darüber, daß er dabei zu dem Nötigen noch ein Übriges tut und die schwere Last noch gar bis Hebron — aufs Gebirge! — trägt, und daß er diese seine Kraft gerade in der Stunde zeigt, wo auch ein starker Mann der Ruhe pflegt: omne animal post coitum triste. Wie hat man gejauchzt über den Streich mit den Füchsen, und wie lustig klingt Simsons Siegeslied mit seinen echt-hebräischen Wortspielen und seinem übermütigen Vergleich des Eselskinnbackens mit einem Schermesser (15_{16}):

»Mit des Esels Backen
hab' ich sie geschunden;
mit des Esels Backen
schlug ich tausend Mann!«

Lustig ist auch, daß er ihnen ein Rätsel aufgibt, das sie gar nicht lösen können, und das die Hörer doch durchschauen. Prachtvoll wird die Rautboldenlogik Simsons geschildert, der, als ihm seine Frau genommen ist, sich freut, diesmal wirklich eine gerechte Sache gegen die Philister zu haben (15_3). Freude hat man auch daran, daß er den nahverwandten Judäern nichts antut (1511 ff.), übrigens ein Beweis dafür, daß man schon in sehr alter Zeit in Israel die Judäer als zum selben Volke gehörig betrachtet hat. Wohl steht es ferner dem Helden an, daß er es liebt, im sicheren Bewußtsein seiner Kraft mit der Gefahr zu spielen, und daß er sich von der Geliebten arglos und von den stammverwandten Judäern gutmütig binden läßt. So ist Simson der kraftstrotzende, fröhliche und sorglose Held.

Zugleich tritt noch ein anderer Zug gelegentlich hervor. Israel ist von jeher ein geistreiches Volk gewesen, seiner Klugheit froh und des Wortes mächtig; und so wird hie und da auch Simson vorgestellt: ein geistreiches Rätsel kann er bilden, mit fein geschliffenem Wort seinen Widersachern antworten (14_{18}) und sich selbst ein witziges Siegeslied singen (15_{16}). Wie denn umgekehrt die großmächtigen Philister als dumm dargestellt werden: als sie ihn in Gazza schon in der Falle haben, warten sie so lange, bis er ihnen wieder entkommen ist[16]); ebenso, wie sie auch nichts Böses fürchten, als seine Haare

[16]) Das Bewachen der Stadttore ist Zusatz (162a β).

wieder gewachsen sind. Und ebenso feige wie dumm: mit Hinterlist versuchen sie, ihm beizukommen (16_5); ein wehrloses Weib können sie einschüchtern (14_{15}), sie selbst halten sich wohlweislich ferne vom Schuß (16 5ff.). Doch ist zu bemerken, daß der Witz Simsons nur in dem späteren Sagenkranze (14_1—15_{17}) hervortritt und nicht zu der ältesten Auffassung des Helden gehört.

Wehmütig klingt dann der Humor, wenn die Sage erzählt, wie der starke Simson die noch größere Macht der Weibertränen kennen lernte, und wie ihm diese Tränen die Hochzeitsfreude vergällten (14 16f.). Zu tiefer Trauer aber wendet sich die Erzählung, wenn sie berichtet, wie der herrliche Held in so jämmerliche Schmach geriet: gefangen, gebunden, der Augen beraubt, zum Ergötzen der Feinde spielend wie ein armseliger Lustigmacher! Nun aber richtet sich die Sage zu herber Größe empor: noch einmal ein gewaltiger Held, nimmt er Rache für das eine seiner Augen. Für beide zusammen wäre auch diese Riesenrache nicht genug! So stirbt seine Seele mit den Philistern, und im Tode erschlägt er mehr, als er je zu Lebzeiten getötet hatte.

Trotz dieses derben Inhalts fehlt es der Sage doch nicht an feinen Pointen, die uns zeigen, wie Israel auch in dieser seiner frühesten Zeit seelenkundig gewesen ist und ausgezeichnet zu erzählen verstanden hat. Wirksam geschildert ist das leidenschaftliche Weinen der Braut mitten in der schönen Hochzeit (14 16f.); gut beobachtet ist dabei, daß die junge Braut den Bräutigam durch den Vorwurf der Lieblosigkeit zu allem bringt (14_{16}); witzig ist es, daß die Brautführer erst im letzten Augenblick, und als er gerade zur Braut eingehen will, die Lösung sagen und so die schöne Stunde verderben (14_{18}). Wie fein pointiert ist es, wenn die falsche Delila dem arglosen Simson Lüge vorwirft ($16_{10 \cdot 13 \cdot 15}$), und was für ein ausgezeichnetes, künstlerisch geschautes Bild ist das folgende: der Held, vertrauensvoll im Schoße der Geliebten schlafend, sie aber, vom Gelde bestochen, des Helden unwürdig, an Verrat denkend, und der Laurer neben der Kammer! Die Spannung soll es schärfen, wenn wir zweimal hören, daß die Philister ihn schon zu haben glauben (16_2 15_{14}), und ebenso zweimal, daß sie sich über seinen Fall freuen, gerade als er zum entscheidenden Schlage ausholt (15_{14} 16_{24}). Mit dramatischer Kraft ist in der Delila-Geschichte Simsons tiefste Erniedrigung und seine heroische Rache zusammengestellt.

Ganz gering ist in diesen Erzählungen der religiöse Einschlag, ja in der ältesten Überlieferung überhaupt nicht vorhanden gewesen[17]). Simson, der »Nasiräer« Jahves, ist eine ziemlich späte Auffassung der Gestalt (vergl. unten). Zwei Gebete finden sich; aber das eine (15 18f., vergl. unten) steht in einem nachträglichen Zusatz zur Sage; und auch das andere (16_{28}) gehört nicht zum ältesten Sagenstoff; Simsons Kraft erneuert sich kurz vor seinem Tode, ursprünglich weil ihm die Haare gewachsen sind, nicht weil ihm Jahve neue Kraft schenkt. Einige Male hören wir, daß seine wunderbare Kraft eine Wirkung von Jahves »Geist« ist (13_{25} 14_6 15_{14} vergl. 16_{20}); aber auch dies ist gegenüber der Kraft in den Haaren sekundär. Und auch diese religiösen Züge würden aus dem übrigen Bilde Simsons noch nicht herausfallen: Jahve schenkt ihm die Kraft und tränkt ihn, als er

[17]) So ist 14₄a späterer Einsatz, vergl. das unten über Simsons Eltern Gesagte.

dürſtet: er ſchützt ſeinen Helden. Und Jahves »Geiſt« iſt keineswegs mit perſönlicher Frömmigkeit verbunden, ſondern nur die geheimnisvolle göttliche Macht, die das Gewaltige, Übermenſchliche im menſchlichen Leben bewirkt. Immerhin zeigt ſich an ſolchen Stellen, die man nicht einfach ſämtlich aus dem Texte entfernen kann, eine ſchon in alter Zeit beginnende Jahviſierung des urſprünglich ganz profanen Stoffes (vergl. unten). — Ein Gegenſatz gegen die Religion der Philiſter kommt kaum vor. Auch der Gegenſatz gegen Dagon, den Gott der Philiſter, iſt in der letzten Geſchichte nur angedeutet und jedenfalls nicht die Hauptſache.

IV.

Literaturgeſchichtlich betrachtet ſtehen die Sagen von Simſon auf ſehr verſchiedenen Stufen. Wir haben eine ganz kurze «Notiz»[18]) von ſeiner erſten Inſpiration, an beſtimmtem Orte erzählt, unmittelbar dem Volksmunde entnommen (13_{25}). Sodann eine etwas längere, einige Verſe umfaſſende, alſo in »knappem Sagenſtil« gehaltene Geſchichte, die Sage von dem Tore zu Gazza (16_{1-3}). Sodann zwei beſonders vortrefflich erzählte Geſchichten von Simſons Erniedrigung und Heldentode in »ausgeführterem Stil«. Von dieſen beiden, wie die beiden Schalen einer Muſchel zuſammengehörigen Sagen, wird die erſtere, die urſprünglich mit Simſons Tod geſchloſſen haben mag, eigentlich für ſich geſtanden haben; ſpäter, als man noch mehr von Simſon zu hören wünſchte, hat ein Erzähler Simſon — freilich gegen alle Wahrſcheinlichkeit. — an dieſem Punkte noch nicht ſterben laſſen und die ſchöne Fortſetzung hinzugefügt[19]).

Ein noch kunſtvolleres Gebilde als die ſo herausgekommene Doppelgeſchichte iſt die Kompoſition 14_1 bis 15_{17}, wo eine Reihe von urſprünglich ſelbſtändigen Volksſagen zu einem »Sagenkranze« zuſammengewoben ſind: den Anfang bildet die Erzählung, wie Simſon ſich in Timna verliebt und daſelbſt heiratet; eingewoben iſt die Sage, wie er einen Löwen erſchlägt. Beides iſt eigentlich ſo verbunden geweſen, daß er bei ſeinem erſten Marſche nach Timna den Löwen tötet und das Mädchen liebgewinnt, beim zweiten Marſche den Honig im Löwen findet und das Mädchen heiratet. Dieſe leichte und ſchöne Verknüpfung der beiden Motivreihen iſt im gegenwärtigen Text durch einen Bearbeiter zerſtört, der bei Simſons Eheſchließung ſeine Eltern vermißte und dieſe nachtrug, dadurch aber das Ganze in Unordnung brachte. Beide Motive werden im folgenden verbunden: von dem Honig, den er im Löwen gefunden hat, gibt er den Hochzeitsgäſten ein Rätſel auf. Das Folgende iſt nun — offenbar zum Entzücken der alten Leſer — ſo geordnet, daß ſtets ein Schlag Simſons, ein Gegenſchlag der Philiſter und wiederum ein Gegenſchlag Simſons aufeinander folgen. Simſon will mit ſeinem Rätſel die Philiſter ärgern und ausbeuten. Sie aber wiſſen es durch Hinterliſt zu

[18]) Über »Notiz«, »knappen« und »ausgeführteren« Stil vergl. meinen Geneſiskommentar, 3. Aufl. S. XXXIII ff., LV und meinen Aufſatz »Sagen und Legenden Iſraels« in der »Religion in Geſchichte und Gegenwart«.

[19]) 16_{24} und $_{25}$ ſind umzuſtellen; 23b iſt Zuſatz. Zuſatz iſt auch, daß ſich noch Leute auch auf dem Dache befunden haben (27aβ. bα); ebenſo wie das ehrliche Begräbnis Simſons am Schluß (31): nach der Meinung der Erzählung liegt er zuſammen mit ſeinen Feinden unter den Trümmern des Tempels begraben.

erfahren und ärgern ihn blutig. Da vergeht ihm die Liebe, und er läßt die Hochzeitsgesellschaft stehen, natürlich ohne die Wette zu bezahlen: er hat keine Lust, zum Spott auch noch den Schaden zu tragen.[20]) Als er wiederkommt, ist die junge Frau von ihrem Vater anderweitig vergeben: der hat inzwischen die Gelegenheit benutzt, für sie noch einmal einen Kaufpreis zu verdienen. Da nimmt Simson, voller Freuden, jetzt eine gerechte Sache zu haben, seine Rache: nun folgt die Geschichte von den Füchsen, die offenbar auf selbständiger Überlieferung beruht. Die Philister ihrerseits, da sie an Simson nicht herankönnen, rächen sich an seinem Schwiegervater. Dafür nimmt wiederum Simson seine Vergeltung. Nun wollen sie ihn fangen, was aber schmählich mißlingt: er erschlägt tausend Mann. Auch in diesen Stücken liegen einige selbständige Überlieferungen vor: Simson in seiner Kluft, Simsons Sieg und Siegeslied zu Lechi. Für diesen Sagenkranz ist bezeichnend, daß er allein die witzige Seite an Simson, die zu seinem Naturmenschentum wenig zu passen scheint, hervorhebt. Die ganze Komposition will zeigen, wie Simson ein Feind der Philister geworden ist: aus einer Hochzeit ist Zwist und Mord entstanden, ein Motiv, aus dem trojanischen Kriege und dem Nibelungenliede wohlbekannt. Die kurze Notiz am Ende der Geschichte, die von der Quelle zu Lechi handelt (15 18f.), ist, wie es scheint, nachträglich hinzugefügt worden: nach ihrer Stellung ist sie ein Anhang, und neue Motive, besonders das Gebet zu Jahve, treten auf.

Ganz anderer Art als alles im vorhergehenden Behandelte ist die Erzählung von der Ankündigung der Geburt Simsons durch den Gottesengel — ursprünglich wohl durch Jahve selbst[21]) (13 2–24)! Diese Erzählung ist ziemlich blaß, während die anderen von konkretem Stoffe strotzen; sie läßt den wilden und humorvollen Ton der übrigen vermissen; dagegen ist sie stark religiös gefärbt, während bei den andern der religiöse Einschlag viel geringer ist und überhaupt nicht zur ältesten Überlieferung gehört (vgl. oben); auch unterscheidet sie sich dadurch, daß sie Simson als »Nasiräer« auffaßt, wovon die andern (außer dem Zusatz in 16_{17}) nichts wissen. Diese Kindheitsgeschichte ist also, wie viele solcher Erzählungen, dem Stoffe erst nachträglich wie ein Portal vorausgebaut worden und demnach nicht zu den eigentlichen Simson-Überlieferungen zu rechnen. Die völlig einheitliche, aber überarbeitete und mit Zusätzen (vgl. 5aα. 16b. 19bβ. 21) versehene Geschichte ist nach dem Vorbilde älterer Kindheitsgeschichten und Gotteserscheinungen erdichtet; nahe verwandt ist die Berufung Gideons Jud. 6. Der Anfang ist nach Art des »ausgeführten« Sagenstils in zwei Szenen auseinandergezogen[22]), die so unterschieden werden, daß die Gottheit zuerst Simsons Mutter erscheint und ihr Verhaltungsmaßregeln für die Zeit ihrer Schwangerschaft gibt und sodann sich den beiden Eltern noch einmal zeigt und dieselben Gebote auch für das zu erwartende Kind einschärft.[23]) Die Fortsetzung, an der nichts umzustellen ist, beschreibt, wie sich der zunächst unbekannt erschienene Gott allmählich offenbart: ein Mahl nimmt er nicht an, denn die Gottheit genießt keine Speise, aber er wünscht ein Opfer für Jahve. Nun möchten

[20]) Die Bezahlung der Wette 19a ist Zusatz.

[21]) Wegen V. 22f.

[22]) Genesiskommentar 3. Aufl. S. LIV.

[23]) Danach ist V. 14, wo beide Szenen mit einander verwechselt sind, zu ändern.

die Menschen wenigstens seinen Namen wissen, um ihn, wenn sein Wort erfüllt ist, durch ein Geschenk ehren zu können; aber auch diesen Namen nennt er nicht, denn der Name der Gottheit ist geheimnisvoll. Durch beides wird die Spannung, wer der Unbekannte denn wirklich sei, erregt. Endlich offenbart er sich, indem er in der aufsteigenden Flamme des Opfers zum Himmel emporfährt.

V.

Auffallend ist in den Erzählungen, daß sie sämtlich an bestimmten Orten spielen, die Erzählern und Hörern wohlbekannt sind. »Der Felsen«, auf dem Manoach das Opfer gebracht hat, (13_{19}), ist noch erhalten.[24]) An eine bestimmte Örtlichkeit spielt die Sage auch an, wenn sie berichtet, Simson habe das Stadttor von Gazza auf den Berg, Hebron gegenüber, getragen; gab es — so fragt man mit Recht — hier vielleicht eine Felsbildung, die man »Stadttor von Gazza« nannte? Die hebräische Sage ergeht sich gern in Namenserklärungen; die Stätte Ramath-Lechi, eigentlich »Kinnbackenhöhe«, wird von ihr als »Kinnbackenwurf« aufgefaßt und so erklärt, daß Simson dorthin seinen Eselskinnbacken (Unterkiefer) hingeworfen habe (15_{17}); die Etymologie ist in der überlieferten Rezension zurückgetreten, da für »hinwerfen« das an den Namen anklingende Wort »rāmāh« nicht mehr gebraucht wird.[25]) Die Quelle, die sich von dort ergießt und die »Quelle Qōrē'« (wohl »Rebhuhnquelle«, heißt, wird als »Quelle des Rufers, Beters« gedeutet und so erklärt, daß Simson dort um Wasser »gebetet« habe.[26]) Diese Quelle entspringt, so heißt es, im »Mörser«, d. h. wohl in der »Zungenfläche« (der einzigen größeren Höhlung) des Lechi, des Kiefers; hier wird also, etwas anders als vorher, der Bergzug selber »Lechi« genannt: er wird mit einem Eselskiefer eine Ähnlichkeit gehabt haben; man vergleicht gut den Namen des Vorgebirges Onugnathos im südlichen Peloponnes.[27]) Der Gedanke, den man wohl eingetragen hat, Simson habe den Bergzug als ein Gigant dorthin geworfen, liegt in der Erzählung nicht vor. Beide Geschichten, die vom Kinnbacken-Werfen wie die vom Beten, sind natürlich aus den Namen erschlossen. — Jedenfalls folgt aber aus den vielen Namen, daß die Sagen an eben diesen Stätten zu Hause sind. Wir werden sie eben deshalb und weil sie die Verhältnisse der Zeit so vorzüglich schildern, für danitischen Ursprungs halten müssen. — Auch der Name des Vaters Simsons Manoach, beruht auf geschichtlicher Überlieferung: »Manoach« ist der angebliche Stammvater des in Zorʿa (Simsons Heimat) wohnenden Geschlechtes der »Manachtiter«; dies Geschlecht, das später zu den mit Juda verwandten »Kalibbitern« gezählt wurde (I. Chron. 2_{52-54}) und ursprünglich als choritisch galt (Gen. 36_{23})[28]), wird hier als danitisch betrachtet: solcher Übergang eines Geschlechtes von einem Stamme zum andern ist

[24]) Der Felsaltar ist beschrieben und abgebildet im Palästina-Jahrbuch IV, 1908, S. 41 ff.

[25]) Ein ähnlicher Fall Gen. 27, vergl. Genesiskommentar 3. Aufl. S. 310.

[26]) Ein »Brunnen des Rebhuhns«, nach der Aussage der Araber so genannt nach den Rebhühnern, die es dort zahlreich gibt, befindet sich auch auf der Sinai-Halbinsel, vgl. Palmer, Wüstenwanderung Israels S. 102.

[27]) Ein arabisches Beispiel gibt Wellhausen, Prolegomena 4. Aufl. S. 330, A. 2, ein neuseeländisches Waitz-Gerland, Anthropologie der Naturvölker VI, S. 256 f.

[28]) Ed. Meyer, Israeliten, S. 340.

auch sonst mehrfach zu erkennen. Ist also die Sage bereits vor ihrer gegenwärtigen Prägung in irgendeiner Form vorhanden gewesen, so könnte sie im letzten Grunde von den Choritern stammen. (Schluß folgt)

Nachrichten und Mitteilungen.

Richard Maria Werner.

Von Jonas Fränkel.

Die Nachricht, daß Richard Maria Werner gestorben ist, wird weithin trauernden Nachhall wecken. Mit ihm ist ein Gelehrter dahingegangen, der zwar der Wissenschaft keine entscheidenden Impulse gegeben hat, der ihr aber mit großer Liebe und Hingabe diente und sich viele Sympathien sowohl unter den Gelehrten als auch unter den Dichtern erworben hat. Er war fast dreißig Jahre lang Professor für deutsche Literatur an der außerhalb der Peripherie der deutschen Kultur liegenden Universität Lemberg, verfolgte aber von da aus unermüdlich das dichterische Schaffen seiner Zeit und berichtete von seinen Entdeckungen, die für ihn jeweilen Erlebnisse bedeuteten, in Zeitschriften und Tagesblättern. Man las gern seine Aufsätze, weil sie von Begeisterung zeugten und von ehrlicher Vertiefung in die Dichter, die er der Öffentlichkeit vorstellte. Er hat mit warmen Herzenstönen auf junge, aufstrebende Talente hingewiesen zu einer Zeit, da sie noch nicht genannt wurden, und war Dichtern wie Jacobowski und David, die inzwischen der Tod allzu früh aus den Reihen gerissen, bei ihren Lebzeiten oft der einzige verständnisvolle Beurteiler und freudige Verkünder. Er hat stillen, abseits stehenden Dichtern der älteren Generation, wie Adolf Pichler und Betty Paoli, liebevolle Studien gewidmet, aber auch einer so komplizierten Natur wie etwa Richard Dehmel schon vor vielen Jahren in einem tief eindringenden Essay gerecht zu werden versucht.

Allein diese Bemühungen um die Dichter seiner Zeit gingen doch nur nebenbei und waren eher Früchte der Mußezeit bei dem Gelehrten, dem die Erforschung der Vergangenheit und die Erhellung weiter Gebiete der Literaturgeschichte die eigentliche Lebensaufgabe war. Er hat sowohl die ältere deutsche Literatur als auch insbesondere die österreichische Literatur des achtzehnten Jahrhunderts und die Goethe-Forschung durch sorgfältige Untersuchungen und Publikationen gefördert. Wie fast alle Literaturhistoriker der älteren Generation ist auch er aus der Schule Wilhelm Scherers hervorgegangen, dem er die wichtigsten Anregungen verdankte. Auf Scherer, der als erster in seiner Poetik die Anwendung naturwissenschaftlicher Methoden auf die Literaturgeschichte forderte, dürfte vor allem Werners bekanntestes Werk, sein Buch über „Lyrik und Lyriker", zurückzuführen sein. Er hat darin den Versuch gemacht, das Schaffen des Lyrikers zu analysieren und auf Grund ausgedehnter Materialsammlung sozusagen alle Möglichkeiten der lyrischen Dichtung zu umschreiben. Was fast gleichzeitig der Wiener Germanist Richard Heinzel in seiner minutiösen Beschreibung des geistlichen Dramas im deutschen Mittelalter für ein historisch abgeschlossenes Gebiet geleistet, das sollte hier an einer Dichtungsgattung versucht werden, deren Möglichkeiten unendlich sind und mit jedem neuen Gedicht eines echten Lyrikers ins Unendliche gemehrt werden. So konnte diese Physiologie der Lyrik nichts Abschließendes bieten und noch weniger normative Geltung beanspruchen — indessen die Gesichtspunkte, nach denen das ungeheuer reiche Material in ein System gebracht wurde, erwiesen sich doch als wertvoll und fruchtbar und sichern dem Werke eine unvergleichlich größere Bedeutung, als sie etwa dem Buche von Philipp Witkop über neuere deutsche Lyriker zukommt.

„Lyrik und Lyriker" eröffnete — vor mehr als zwanzig Jahren — eine Sammlung, zu deren Herausgabe sich Werner mit Theodor Lipps vereinigte, um als „Beiträge zur Ästhetik" Studien zu publizieren, die sich auf dem Grenzgebiete zwischen Ästhetik und Literaturgeschichte bewegen. Er hat sich aber nach diesem ersten großen Versuch nicht wieder mit eigenen Arbeiten über Ästhetik hervorgewagt und sich mit der Veröffentlichung von Arbeiten jüngerer Forscher begnügt, denen er ein einsichtsvoller, gütiger Berater war.

Fortan widmete sich Werner dem Dichter, mit dem sein Name verbunden bleiben wird: Friedrich Hebbel. Was er für diesen Dichter, zu dem einst sein Vater in verehrender Freundschaft emporblickte — Hebbels

warme, menschlich teilnehmende Briefe an ihn, darunter den rührend schönen über sein Eichkätzchen, hat ja der Sohn abgedruckt — was er für diesen Dichter geleistet, mit welcher Pietät und Liebe er seine Werke herausgegeben hat, das wird hoffentlich in nächster Zeit, wenn man Hebbels hundertsten Geburtstag überall feiern wird, hie und da gesagt werden. Hoffentlich; denn in der Regel wird die entsagungsvolle, bescheiden zurücktretende Arbeit desjenigen, der erst die Grundlage geschaffen, auf der die Ästhetiker und Tagesschreiber bauen, übersehen und leicht unterschätzt. Und doch: wenn heute Hebbels Lebensarbeit eifrig durchforscht wird, wenn sein Ringen und Schaffen der heutigen Generation so lebendig ist wie vielleicht das keines andern neuern Dichters außer Goethe, wenn dem von den Zeitgenossen Übersehenen die Jugend heute maßlos huldigt, so ist das nicht zuletzt das Verdienst Werners, denn erst durch das imposante Denkmal, das der Verstorbene in den vierundzwanzig mächtigen Bänden seiner kritischen Ausgabe dem geliebten Dichter errichtet hat, ist die Möglichkeit geschaffen worden, die ganze unerbittliche Konsequenz dieses Dichterlebens zu erkennen und den ungemeinen Reichtum dieser Persönlichkeit zu erfassen. Was den Dichtungen allein nicht gelungen war, das erreichte diese exakte Publikation des gesamten schriftlichen Nachlasses Hebbels. Dichter, die absolute Schönheit schaffen, die allein durch die ihren Werken innewohnende Macht auf ganze Generationen ihre Hand legen, werden ja der Menschheit nur selten, in vielen Jahrhunderten einmal, geschenkt. Doch ähnlich, wenn auch nicht gleich nachhaltig, vermag uns der unverhüllte Anblick des Ringens und Webens eines mächtigen Geistes zu entzücken, wie er aus den dumpfen Tiefen des Lebens immer siegreicher sich emporwindet und, seinem Genius getreu, nicht müde wird bis zum letzten Atemzug immer weiter vorzudringen. Die Sehnsucht nach Schönheitswerten verstummt, und wir stehen erstaunt und tief bewegt vor dem seltenen Schauspiel, mit dem wir uns selbst innig verwandt fühlen.

So wirkte Werners Publikation. Der bis dahin mäßig anerkannte Dichter wurde durch sie zu einem Heros.

Doch der Hebbel-Verkünder erlahmte nicht in seinem Wirken. Zwar die Biographie, die den Abschluß der Ausgabe krönen sollte, wurde nur zu einer wohlorientierten Chronik des Hebbelschen Lebens, aber Werner wurde nicht müde, immer neue Dokumente dieses Lebens zu sammeln, die der durch seine Ausgabe überall rege gewordene Forschertrieb zutage förderte. Zahlreiche Jugenddichtungen, unbekannte Fassungen der reifen Werke tauchten plötzlich auf, und immer neue Briefe kamen zu den in den acht Bänden vereinigten hinzu. Wohl war inzwischen die Ausgabe in mehreren starken Auflagen in die Welt hinausgegangen und hatte ihre Wirkung getan, aber nun erwies sich, daß die Ernte, die vor Jahren reinlich eingebracht zu sein schien, noch nicht zu Ende sei. Und die Nachlese war schon lohnend, denn nicht bloßer Stolz sprach aus Hebbel, als er einst erklärte, er hätte selbst einen Waschzettel nie ohne innere Anteilnahme schreiben können.

Eine neue Auflage, die den reichen Gewinn darbringen sollte, der der Ausgabe seit ihrem ersten Erscheinen zuteil geworden, wurde von Werner seit einem Jahre emsig vorbereitet, um zum Hebbel-Jubiläum fertig zu werden. Mehr als die Hälfte der Bände ist bereits herausgekommen. Nun wird den Schlußstein nicht er aufsetzen, dem wir dies gewaltige Hebbel-Monument verdanken...

Bümpliz b. Bern, im Februar 1913.

Die Chemie in Großbritannien in der 2. Hälfte des Jahres 1912.

Vorkommen von Helium und Neon in Röntgenröhren. — Eine neue Modifikation des Wasserstoffs. — Chemische Analyse vermittelst positiver Strahlen. — Strutt's aktive Modifikation des Stickstoffs. — Der Stoff aus den Reisschalen, der Beri-Beri heilt.

Die wunderbare Entwicklung in der Technik der Gasverarbeitung während der letzten paar Jahre verdankt man in hohem Grade Ramsay und seinen Mitarbeitern. Ramsays und Rayleighs Untersuchung der seltenen Gase der Atmosphäre im Jahre 1895 führte wegen der geringfügigen Mengen einzelner dieser Gase zu großen Verfeinerungen der Methode, aber die Entwicklung der Radioaktivität hat noch weitere Forderungen an den Experimentator gestellt. Ramsay und Soddy haben das Helium als das erste Zersetzungsprodukt des Radiums durch die Prüfung des Spektrums eines Bruchteiles eines Kubikmillimeters dieses Gases festgestellt. Die methodischen Verbesserungen, die man diesen Umständen verdankt, haben die Arbeit möglich gemacht, die hier beschrieben werden soll. Im letzten Monat hat die Mitteilung von Ramsays Entdeckung von Helium und ein wenig Neon in dem Glas von Röntgenstrahlen-Röhren großes Interesse erweckt. Zur selben Zeit wurde auf einer Versammlung der Londoner Chemischen Gesellschaft eine sehr ähnliche Entdeckung Collies und Pattersons mitgeteilt: sie haben gefunden, daß sich Helium und Neon in einer Wasserstoffröhre zeigen, die der elektrischen Entladung bei niedrigem Druck ausgesetzt wird. Die Entdecker halten es für eine Umwandlung des Wasserstoffes oder der metallischen Elektroden in Helium

und Neon. Besondere Vorkehrungen wurden getroffen gegen das Eindringen von Luft (die natürlich Helium und Neon enthält), und die sich ergebenden Gase wurden (nach der Entfernung des Wasserstoffes) durch Spektralanalyse geprüft.

Wenn auch die genannten Entdecker dieses Vorkommen für eine Umwandlung halten, so gibt es doch noch andere Erklärungen, und die wahrscheinlichste ist die eben von dem glänzenden Experimentator Professor Sir J. J. Thomson in Cambridge mitgeteilte. Thomson hat auf diesem Gebiet seit mehreren Jahren gearbeitet, ursprünglich zu dem Zweck, die Herkunft eines neuen Stoffes vom Atomgewicht 3, zurzeit als X_3 bezeichnet, zu entdecken und seine Eigenschaften zu prüfen. Dieser Stoff ist wahrscheinlich dreiatomiger Wasserstoff (H_3), der somit dasselbe Verhältnis zum Wasserstoff hat wie Ozon (O_3) zum Sauerstoff (O_2). Der Stoff X_3 entsteht immer, wenn die elektrische Entladung durch ein Gas unter sehr niedrigem Drucke geleitet wird. Collie und Patterson haben unter diesen Umständen seine Bildung übersehen, weil die spektralanalytische Methode nicht ein so empfindliches Entdeckungsmittel ist wie Thomsons Methode, der positive Strahlen anwandte. Es ist gleichgültig, was für ein Gas man zur Entladung bringt: Wasserstoff, Stickstoff, Luft, Helium — alle bringen X_3 hervor; auch Neon wird produziert.

Die Verfahren, die sich bisher für die Hervorbringung von X_3 am besten bewährt haben, sind 1. die Beschießung von Metallen mit Kathodenstrahlen, 2. die Entladung aus einer Wehneltkathode durch ein Gas hindurch unter niederem Druck und 3. eine Bogenentladung in einem Gas. Indes hat sorgfältige Beobachtung gezeigt, daß stets, wenn man dauernd denselben Apparat benutzt, die Leichtigkeit, X_3 und Neon zu erzeugen, nachläßt, und Thomson schließt daraus, daß die Gase X_3, Neon und Helium in den Metallen, die beschossen (oder als Elektroden benutzt) werden, vorhanden sind und durch die starke Wirkung der Kathodenstrahlen frei werden. Ist diese Annahme richtig — und man hat allen Grund, sie dafür zu halten —, so erhebt sich eine interessante Frage: Wieso sind diese Gase in dem Metall vorhanden? Werden sie während der Behandlung absorbiert, oder sind sie schwache Kundgebungen jener Art Umwandlung, die in radioaktiven Stoffen vorkommt? Beim Radium zerfällt das Element folgendermaßen: Radium — Radiumemanation + α-Teilchen, wobei das α-Teilchen ein elektrisch geladenes Helium-Atom ist. Das Helium-Atom (genauer: das α-Teilchen wird dabei mit großer Kraft herausgeschleudert und entweicht aus dem Radium-Atom; es ist aber möglich, daß bei gewöhnlichen Metallen die herausgeschleuderten Teilchen die Hilfe der Kathodenstrahlen nötig haben, um von der Metalloberfläche freikommen zu können. Wie oben erwähnt, benutzte Thomson ein analytisches Verfahren vermittels positiver Strahlen. Diese Methode, kleine Mengen flüchtiger Körper zu entdecken, ist eine der bemerkenswertesten und fesselndsten Entdeckungen der Gegenwart. Sie ist weit empfindlicher als die Spektralanalyse und hat dazu den Vorteil, das Atomgewicht des fraglichen Gaspartikels zu registrieren. Ferner ist für die Analyse nicht mehr als 0,01 Milligramm des Gases nötig. Positive Strahlen sind elektrisierte Atome oder Gasmoleküle, die aus der Kathode einer Entladungsröhre mit riesiger Geschwindigkeit herausgeschleudert werden. Man unterwirft die Strahlen, nachdem sie durch eine enge Röhre in die Kathode gelangt sind, der gleichzeitigen Wirkung einer elektrischen und einer magnetischen Kraft. Sie stoßen schließlich auf eine photographische Platte, und hier wird die durch die vereinigte Wirkung der elektrischen und der magnetischen Kräfte veranlaßte Ablenkung ihrer Richtung gemessen. Aus den so erhaltenen Angaben kann man den Wert von $\frac{m}{e}$ berechnen, wobei m die Masse des Teilchens und e seine Ladung ist. Da nicht alle Gaspartikelchen derselben Art mit derselben Schnelligkeit wandern, so ist das Ergebnis auf der photographischen Platte eine Parabel, und diese Kurve kennzeichnet jede Art Träger positiver Elektrizität. Es werden daher auf der Platte so viele Arten Kurven aufgezeichnet, als Träger vorhanden sind, und man braucht nur die Kurven zu messen, um die Daten zur Berechnung des Atomgewichts jedes Trägers zu erhalten. Die Schätzung des Atomgewichts ist gewöhnlich bis auf 1 % genau, und zweifellos wird die Genauigkeit sich in jedem Jahre mit der Entwicklung der Technik der Methode sehr verbessern.

*

Strutts weitere Beschäftigung mit der aktiven Modifikation des Stickstoffs, über die ich in meinem vorigen Bericht gesprochen habe, hat dazu gedient, die schon geäußerten Ansichten über ihre Konstitution zu stützen. Es hat sich noch kein Grund gezeigt, daran zu zweifeln, daß sie einatomiger Stickstoff ist. Wenn zwei Elektroden in den glühenden aktiven Stickstoff eingeführt werden, ist die Menge des Stromes, der hindurchgeht, groß genug, um schnell entdeckt zu werden, aber eine Messung zeigt, daß der Grad der Ionisierung im Vergleich zu der Gesamtmenge des aktiven Gases verhältnismäßig klein ist. Daraus schließt man, daß die bemerkenswerten chemischen Eigen-

schaften des aktiven Stickstoffes das Ergebnis einer bestimmten chemischen Individualität und nicht irgendwelcher unerklärter Überbleibsel der Bedingungen der elektrischen Entladung sind, die bei der Erzeugung des aktiven Gases verwandt worden ist. Strutt nimmt an, daß die Wiedervereinigung der Atome des aktiven Stickstoffes die Bildung der Gas-Ionen veranlaßt, die dem Gase die Fähigkeit zu leiten geben. Diese Gas-Ionen können mit denen verglichen werden, die sich beim langsamen Oxydieren von Phosphor in der Luft bilden. Es ist eine interessante Tatsache, daß in beiden ein Leuchten das Ergebnis der Reaktion ist.

Strutt beschäftigt sich dann mit der Frage, ob die hier erzeugte Ionisierung die direkte Folge des Leuchtens sei, denn es ist wohlbekannt, daß in dem äußersten ultravioletten Teil des Spektrums, dem Schumann-Teil, eine Ionisierung durch Licht erzeugt wird. Es ist möglich, wenn auch nicht experimentell bewiesen, daß der glühende Stickstoff Licht dieser Art ausstrahlt. Wie bei einer früheren Gelegenheit berichtet ist, glüht der aktive Stickstoff in glänzendem Licht, wenn er in flüssiger Luft abgekühlt und dadurch schnell, weit rascher als bei der gewöhnlichen Temperatur zerstört wird. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist die Reaktion, die zur Bildung von gewöhnlichem Stickstoff aus der aktiven Form führt, bimolekular, d. h. proportional der Zahl der Zusammenstöße zwischen den Atomen des aktiven Stickstoffes.

Hier zeigt sich ein Punkt von außerordentlichem theoretischen Interesse. Man nimmt an, daß die ganze Energie, die einem einatomigen Gase (wie dem aktiven Stickstoffe), z. B. durch Erhöhung seiner Temperatur verliehen wird, die Steigerung der Durchgangsgeschwindigkeit seiner Moleküle zur Folge hat. Die Wechselwirkung der Moleküle des aktiven Stickstoffes ist die einzige bekannte chemische Reaktion, in der die reagierenden Moleküle einatomig sind, und dieselbe Wechselwirkung ist zugleich der einzige bekannte Fall einer Reaktion, die durch Abkühlung beschleunigt wird. Strutt glaubt, daß diese beiden Tatsachen miteinander zusammenhängen. Es wird allgemein angenommen, daß bei Reaktionen zwischen Gasen eine Kombination eintritt als das Ergebnis von Zusammenstößen zwischen den Molekülen, die mit außergewöhnlicher Schnelligkeit wandern. Diese übliche Ansicht erklärt die große Wirkung der Temperaturerhöhung einer Reaktion; denn die Temperaturerhöhung steigert die Durchgangsgeschwindigkeit der Moleküle. Diese Ansicht versagt indes ganz bei ihrer Anwendung auf aktiven Stickstoff, da man gefunden hat, daß die Temperaturerhöhung die Reaktion verzögert: $N + N = N_2$. Man hält es für wahrscheinlich, daß beim aktiven Stickstoff, und auch in anderen Fällen, nicht die außergewöhnliche Heftigkeit der Atomzusammenstöße die Kombination verursacht. Vielmehr begünstigt irgendeine Vermehrung innerer Energie (zweifellos einer Drehkraft) die chemische Wechselwirkung.

•

In dem letzten Halbjahr hat man beträchtliche Fortschritte in der Untersuchung des Stoffes gemacht, der in den Reisschalen vorhanden ist und Beri-Beri beim Menschen und die Polyneuritis bei den Vögeln heilt. Funk hat eine interessante Überschau über die von ihm so genannten Insuffizienz-Krankheiten — Beri-Beri, Vogel-Polyneuritis, epidemische Wassersucht, Skorbut, Kinderskrofeln, Fall-Beri-Beri, Pellagra — veröffentlicht. Diesen Namen hat er ihnen gegeben, weil er glaubt, daß sie alle durch das Fehlen irgendeines wesentlichen Bestandteiles in der gegessenen Nahrung verursacht werden. Die Insuffizienz-Krankheiten treten nur in Gegenden (und unter Umständen) auf, in denen lange Zeiten hindurch eine bestimmte, nicht wechselnde Kost genossen wird. Die Kennzeichen dieser Krankheiten sind allgemeine Kachexie in Verbindung mit riesiger Gewichtsabnahme. Auch Nervensymptome stellen sich ein, die wahrscheinlich eine Folge der Entartung des peripherischen Nervensystems sind. Wir wissen jetzt, daß bei all diesen Krankheiten außer der Pellagra durch Zufügung gewisser Vorbeugungsmittel zur Nahrung eine Heilung erzielt werden kann. Diese Mittel sind offenbar von der Art organischer Basen; Funk nennt sie Vitamine. Obwohl hierdurch die Ansicht bewiesen wird, daß diese Krankheiten durch den Mangel sogenannter Vitamine in der Nahrung verursacht werden, glauben doch manche an ihren bakteriologischen Ursprung. Der schwache Punkt dieser Theorie ist aber, daß sie die Heilwirkung des Stoffes, den Funk aus den Reisschalen ausgeschieden hat, nicht erklärt. Hefe sowie Milch und Ochsenhirn heilen Polyneuritis, und neulich hat man gefunden, daß Limonensaft dieselbe Wirkung hat. Der aus den Reisschalen ausgeschiedene Stoff (vergleiche meinen vorigen Bericht) ist, wie Funk jetzt festgestellt hat, nicht ein salpetersaures Salz einer organischen Base, sondern eine freie Base von der Formel $C_{17} H_{20} N_2 O_7$, die aller Wahrscheinlichkeit nach zu der Gruppe der Pyrimidinbasen gehört, von der Vracil, Thymin und Cytosin wohlbekannte Glieder sind. Genau der gleiche Stoff wurde rein aus Hefe, Milch und Ochsenhirn ausgeschieden.

Manchester. E. Hope.

Wichtigere physikalische Arbeiten aus dem Jahre 1912.

Optische und elektrische Messungen gelegentlich der Sonnenfinsternis 17. 4. 1912. — Versuche von Löwy u. Leimbach zur Erforschung des Erdinnern mittels drahtloser Telegraphie. — Apparate zur Untersuchung der Gesetze des Luftwiderstandes nach König. — Die Gaedsche Molekularluftpumpe. — Interferenzerscheinungen bei Röntgenstrahlen.

Als Ergänzung zu den kleinen Mitteilungen über die neuesten Fortschritte der Wissenschaft und Technik soll nachstehend noch eine kurze Übersicht über einige wichtigere Arbeiten auf dem Gebiete der Physik gegeben werden, die im Jahre 1912 ausgeführt wurden, und denen ein allgemeineres Interesse zukommt. Eine große Anzahl von Untersuchungen behandelten die Vorgänge, die sich in der Atmosphäre unter dem Einfluß der am 17. April 1912 stattgehabten Sonnenfinsternis abspielten. So wurden in Hamburg von Walter Helligkeitsmessungen mit einem Martensschen Photometer und besonders genaue Untersuchungen mittels eines Spektralphotometers am astrophysikalischen Laboratorium der Potsdamer Sternwarte ausgeführt, ohne daß sich besonders bemerkenswerte Resultate ergeben hätten. Auch die Untersuchung des elektrischen Zustandes der Atmosphäre, insbesondere Messungen der Ionendichte, die in Wien vorgenommen wurden, zeitigten nur geringe Ergebnisse. Zwar wurde mit Sicherheit eine Verminderung der Ionendichte zur Zeit der Finsternis aufgefunden, jedoch ohne daß es möglich gewesen wäre, Genaueres über die hierfür maßgebenden Faktoren festzustellen. Fast ebenso resultatlos verliefen umfassende Beobachtungen über die Änderung der Empfangsintensität drahtloser Stationen, die auf Veranlassung des Kaiserlichen Telegraphen-Versuchsamtes zu Berlin vorgenommen wurden. Die Mehrzahl der Stationen konnte keinen nennenswerten Einfluß der Sonnenfinsternis auf die Lautstärke feststellen. Nur die der Gesellschaft für drahtlose Telegraphie gehörige Station Nauen fand eine Zunahme der Lautstärke, und zwar wurde das Maximum zur Zeit der größten Bedeckung erreicht. Diese Beobachtung würde mit der bereits bekannten Tatsache in Übereinstimmung stehen, daß die Reichweite drahtloser Stationen bei Nacht eine größere ist als am Tage. Im Anschluß hieran mögen noch Versuche von Löwy und Leimbach Erwähnung finden, die die drahtlose Telegraphie zur Erforschung des Erdinnern nutzbar machen wollen. Die Versuche fanden in Bergwerken statt und führten zur Ausarbeitung einer Interferenzmethode, mittels deren z. B. der zahlenmäßige Nachweis eines Grundwasserspiegels in bestimmter Tiefe gelang. Ob jedoch die Methode allgemein anwendbar ist, müssen erst weitere Versuche lehren. Ebenfalls in einem gewissen Zusammenhang mit der Sonnenfinsternis stehen Untersuchungen an lichtelektrischen Zellen von Elster und Geitel, denen es nach jahrelangen Bemühungen gelang, einen sehr handlichen Registrierapparat zu bauen, der eine lichtempfindliche Alkali-Zelle enthält und mit großer Genauigkeit alle Lichtschwankungen zu beobachten und auch zu registrieren gestattet. Ein von der reinen Physik etwas vernachlässigtes Gebiet, nämlich die Behandlung der Gesetze des Luftwiderstandes, ist von König (Gießen) durch Herstellung eines vollständigen Instrumentariums zur Verwendung in physikalischen Experimentalvorlesungen allgemeineren Kreisen zugänglich gemacht worden. Es besteht aus Apparaten zur Erzeugung eines Luftstromes und aus Apparaten, die gestatten, den Druck, der auf verschiedenartig gestaltete Flächen ausgeübt wird, unter den verschiedensten Bedingungen zu messen. Die hierbei erzielten Meßergebnisse stimmen recht gut mit den vorhandenen Theorien überein. Ebenfalls auf mehr praktischem Gebiete liegt die Erfindung der Molekularluftpumpe von Gaede. Dieser verwendet ein vollkommen neues Prinzip zur Herstellung eines Vakuums, und zwar unter Ausnutzung der Druckdifferenzen, welche infolge der Gasreibung an bewegten Flächen auftreten. Es gelang Gaede hierbei, ein bisher noch nie erreichtes Vakuum von 0.000.0002 Millimeter Quecksilber herzustellen. Ein besonderer Vorzug der Hochvakuumpumpe besteht ferner darin, daß man mit ihr sehr große Luftmengen in außerordentlich kurzer Zeit entfernen kann, eine Tatsache, welche z. B. für ihre Verwendung in Glühlampenfabriken von großem Werte ist. Wohl mit die wichtigste wissenschaftliche Publikation des Jahres 1912 ist eine Arbeit der Herren Laue, Friedrich und Knipping (München) über Interferenzerscheinungen bei Röntgenstrahlen, welche grundlegende Bedeutung besitzt, und auf die daher zum Schluß noch mit einigen Worten näher eingegangen werden soll. Lange Jahre hindurch hatte man Versuche unternommen, um festzustellen, ob die Röntgenstrahlen einen periodischen Charakter, wie z. B. das Licht, besitzen, und ob ihnen dementsprechend eine bestimmte Wellenlänge zukommt, ohne daß es gelungen wäre, eine Entscheidung in dieser Frage herbeizuführen. Insbesondere Beugungsversuche an Spalten hatten nicht zum Ziel geführt. Dagegen wäre es ein einwandfreier Beweis für den periodischen Charakter der Röntgenstrahlen gewesen, wenn es gelänge, mit ihnen Interferenzerscheinungen z. B. an Gittern herzustellen. Derartige Gitter ergeben nun aber nur dann eine deutliche Trennung der einzelnen Intensitätsmaxima, wenn die Gitterkonstante nicht erheblich größer ist als

die Wellenlänge der auffallenden Strahlung. Diese konnte man aus den früheren Beugungsversuchen wenigstens der Größenordnung nach auf 10.9 cm schätzten, und infolgedessen war ein Erfolg derartiger Interferenzversuche nur bei Anwendung außerordentlich feiner Gitter zu erwarten. Laue kam nun auf den sinnreichen Gedanken, die regelmäßige Anordnung der Moleküle in einem Kristall als Beugungsgitter für diesen Zweck zu benutzen, und tatsächlich ergaben dann auch die auf seine Veranlassung von Friedrich und Knipping angestellten Versuche das erwartete Resultat, nämlich prachtvolle Beugungsbilder, aufgenommen auf photographischen Platten, von genau gleichem Charakter, wie sie aus der Optik bekannt sind. Hierdurch war zunächst der sichere und für die Theorie der Entstehung außerordentlich wichtige Nachweis des periodischen Charakters der Röntgenstrahlen geliefert, wenn auch die Erscheinungen im einzelnen noch nach vielen Richtungen hin der weiteren Klärung bedürfen. Gl.

Eine neue Quirinius-Inschrift. Bei den Ausgrabungen beim Heiligtum des Mên Askaënos im pisidischen Antiochia hat W. M. Ramsay eine Inschrift gefunden, welche in Beziehung zu dem aus der Kindheitsgeschichte Christi (Lukas 2, 3) bekannten Quirinius steht und daher von Wichtigkeit für die Datierung von Christi ersten Lebensjahren ist. Diese Inschrift steht auf der Basis einer Statue, welche zu Ehren einer sonst unbekannten Persönlichkeit aus der Zeit des Augustus, namens C. Caristanius Fronto Caesianus errichtet worden ist. Er war zweifellos einer der führenden Männer in derKolonie zur Zeit, als Augustus sie wieder gründete. Dieser Caristanius war Präfekt des P. Septimius Quirinius, als dieser den Ehrentitel eines Duumvirs von Antiochia erhielt; und somit führt uns das Dokument direkt in die Zeit der Geburt Christi und in das Gebiet der Kontroversen, welche mit dem Datum und den Umständen der Geburt Christi in Bethlehem zusammenhängen. Nach dem 2. Kapitel des Lukas-Evangeliums war Quirinius Gouverneur Syriens zu der Zeit, als Jesus geboren war, und damals fand der erste Census (Aufnahme) statt. Man datiert jetzt allgemein die erste dieser Reihe von Volkszählungen in das Jahr 8 *vor* Chr. Nun hatte es immer seine Schwierigkeiten gehabt, für Quirinius dabei einen Platz zu finden, der nach Josephus Gouverneur von Syrien im Jahre 6—7 *nach* Chr. war. Quirinius war dann namentlich von Mommsen mit einer auf einer Inschrift von Tibur erwähnten Persönlichkeit identifiziert worden, von der es in dieser Inschrift von Tibur heißt, daß sie zweimal Syrien verwaltete, und daß sie den Krieg gegen die Homonaden geführt und den Tod (25 v. Chr.) des Königs Amyntas gerächt habe. Mommsen datierte diesen ersten Aufenthalt von Quirinius in Syrien mehrere Jahre nach dem Tod des Königs Herodes. Die Zeugnisse aus anderen Tatsachen aus dem Leben des Quirinius lassen die Jahre 12 v. Chr. bis spätestens 4 n. Chr. als Termini dieser syrischen Tätigkeit feststellen. Ramsay hatte schon früher die Ansicht geäußert, daß Quirinius in den Jahren 7—6 v. Chr. die syrischen Legionen in den Krieg gegen die Homonaden als Legatus des Augustus geführt habe. Dieser Krieg war eine wichtige Sache für die Kolonisten des pisidischen Antiochia, die durch seinen günstigen Ausgang in die Lage versetzt waren, das am Fuß der Gebirge gelegene Gebiet gegen die bergbewohnenden Homonaden zu schützen. Aus Dankbarkeit wählte die Kolonie den Quirinius zum Ehrenduumvir, und Quirinius ernannte Cajus Caristanius als seinen Substituten und zum Präfekten. Die Inschrift konstatiert dazu ausdrücklich, daß die erste in dieser Kolonie errichtete Statue dem Caristanius gewidmet war. Mit dieser Inschrift, deren ausführliche Veröffentlichung Ramsay auf später verschiebt, während er im „Athenaeum" nur seine Schlußfolgerungen wiedergegeben hat, nun auch sichergestellt, daß der Name Quirinius, wie schon Mommsen annahm, in der Inschrift von Tibur eingefügt werden kann. Es war Quirinius, der damals Syrien verwaltete und den Tod des Amyntas rächte. Somit ist also auch sicher, daß es eine andere Verwaltungstätigkeit des Quirinius früher gegeben hat, als die bei Josephus für das Jahr 6—7 n. Chr. (Ant. XVII, 3, 5.) genannte war. Auch Ramsays vorher aufgestellte Theorie, daß der Krieg in die frühere Tätigkeit des Quirinius, und zwar in die Zeit 8—6 v. Chr. fiel, wird in höchstem Grad wahrscheinlich. Mit Sicherheit ist die Caristaniusinschrift jedoch nicht zu datieren; wenn sie die erste in der Kolonie errichtete war, so mag die Statue wohl kurz nach der Wiedergründung der Kolonie, die vielleicht im Jahre 19 v. Chr., als Augustus Asien besuchte, stattgefunden hatte, errichtet worden sein. Mommsen nahm den Krieg und die Rache für Amyntas für das Jahr 1 v. Chr. an. Es ist aber viel wahrscheinlicher, daß die Rache für Amyntas nicht so lange aufgeschoben worden war, jedenfalls nicht viel länger als nach dem Jahre 12 v. Chr, als allgemeine Ruhe im römischen Reiche eingetreten war. So ist anzunehmen, daß Quirinius wahrscheinlich im Jahre 9 v. Chr. nach Syrien geschickt war und der Krieg im Jahre 8 v. Chr. begann. Der Krieg, die Magistratur des Quirinius und das Datum der Errichtung der Statue für den Caristanius sind also in das Jahr 8 v. Chr. zu setzen. M.

Prähistorische Forschungen in Zentral-Griechenland im Jahre 1911. Die griechische Archäologische Gesellschaft hat durch Sotiriadis in der Landschaft Phokis im Jahre 1911 Ausgrabungen an einem Schutthügel am Ufer des Kephisos nahe bei dem kleinen Dorfe Hagia Marina vornehmen lassen, über die Sotiriadis in dem Messager d'Athènes selbst und danach das „Bulletin de l'art ancien et moderne" berichtet hat. Der Hügel von Hagia Marina, der ungefähr 10 m hoch ist, hat sich im Lauf der Jahrhunderte durch Ablagerungen der Wohnstätten gebildet. Man kann drei Lagen unterscheiden, die dank den zahlreichen Töpfereien genau getrennt werden können; und man gewinnt dadurch einen guten Begriff von der Kultur dieser Gegend im 3. und 2. Jahrtausend v. Chr. Die unterste Lage ist durch Überreste jener Keramik charakterisiert, die man in der neolithischen Periode im ganzen nördlichen und Zentralgriechenland findet, und deren bemerkenswerteste Exemplare schöne Vasen sind, bei denen auf weißen Grund eine rote geometrische Dekoration aufgemalt ist. Es ist aber auffallend, daß in Hagia Marina die Schicht, in der solche Vasen gefunden worden sind, nicht ausschließlich neolithisch ist. Sie gehört vielmehr derjenigen Periode an, die zwischen der letzten Steinzeit und dem Bronzezeitalter liegt, und die man mit dem Namen eneolithisch bezeichnet. Die Werkzeuge und die Gerätschaften zum Ackerbau sind in Stein, während die Waffen aus Bronze oder, genauer gesagt, aus Kupfer gefertigt sind. Zwei Kupferdolche, die zu Hagia Marina gefunden wurden, sind genau von dem kretischen Stil, den man den ersten minoischen (3. Jahrtausend v. Chr.) nennt. Diese Ähnlichkeit ist von größter Wichtigkeit; denn um diese Periode findet man im allgemeinen einen bedeutenden Unterschied zwischen der Zivilisation von Kreta und der der Kykladen einerseits und derjenigen des nördlichen Griechenlands andererseits, welch letztere viel mehr an die Zivilisation der Balkanhalbinsel erinnert. — Mit der zweiten Schicht kam Sotiriadis durchaus in das Bronzezeitalter, welches hier dem Ende der ersten und dem Anfang der zweiten minoischen Periode entspricht. Man hat Reste von Steinhäusern und eine große Anzahl von Spinnwirteln gefunden, die in drei Klassen zu teilen sind: die einen tragen geometrische Motive in roter oder hellbrauner Farbe, wie ähnliche sich auf Ägina, in Argolis, auf den Kykladen und bis nach Ägypten finden. Zahlreichere gehören dem sog. minoischen Stil an, wie zu Orchomenos ähnliche gefunden wurden. Die dritte Kategorie gleicht den kretischen Töpfereien zu Ende der ersten minoischen Periode (geometrische Zeichnungen auf schwarzem Grund); aber die Formen sind verschieden, so daß es sich zweifellos um Nachahmungen, nicht um Import handelt; sie sprechen wie die erste Kategorie für fortgesetzte Beziehungen zwischen Phokis und Zentral-Griechenland mit den Inseln im Beginn des 2. Jahrtausends v. Chr. — Oberhalb dieser beiden Schichten breitet sich eine mykenische Lage aus, in der sich fortgesetzt rot dekorierte Vasen aus Argolis und den Kykladen finden. Auf diese Weise kann man die Geschichte der Stätte bis zur ungefähren Zeit der dorischen Einwanderung verfolgen. — Sotiriadis hat nicht weit von dem Schutthügel von Hagia Marina entfernt, in der Nähe von Drachmani, ein noch unverletztes Grab gefunden, das außer zahlreichen Töpfereien auch goldene Ohrgehänge enthielt. Die Funde zeigen zwar auch das Vorbild der kretischen Keramik, aber eine fortgeschrittenere Technik. — Diese Ausgrabungen beweisen ebenso wie die in Thessalien und Böotien gemachten, daß das nördliche Griechenland eine eigentümliche Kultur hatte. Der Norden und der Süden behalten jeder seine Originalität, aber sie stehen nicht isoliert voneinander da. Vom 3. Jahrtausend v. Chr. an sind die Beziehungen untereinander zu erkennen, deren Wichtigkeit und Bedeutung im Detail noch festgestellt werden müssen. M.

*

Frequenzen der amerikanischen Universitäten. Nach einer vor kurzem veröffentlichten Statistik betrug die Zahl der Studierenden an den führenden amerikanischen Universitäten am 1. November 1912 (die in Klammern beigefügten Zahlen geben die Frequenz ohne die Sommerschule von 1912 an):

California 6457 (4585), Chicago 6351 (3366), Columbia 9002 (6148), Cornell 5412 (4605), Harvard (inkl. Radcliffe) 5729 (4828), Illinois 4315 (3948), Jowa 1944 (1766), Johns Hopkins 944 (772), Kansas 2403 (2112), Michigan 5620 (4923), Minnesota 3737 (3418), Missouri 2871 (2388), Nebraska 2811 (2483), New York University 4543 (4063), Northwestern 3632 (3619), Ohio State 3608 (3274), Pennsylvania 4843 (4290), Pittsburgh 1833 (1833), Princeton 1568 (1568), Stanford 1670 (1661), Syracuse 3529 (3392), Texas 3016 (2253), Tulane 2249 (1238), Virginia 799 (799), Washington Univ. 958 (958), Western Reserve Univ. 1378 (1378), Wisconsin 5141 (3957), Yale 3265 (3265).

Der Jahresfrequenz nach rangieren die Universitäten folgendermaßen: Columbia, California, Chicago, Harvard, Michigan, Cornell, Wisconsin, Minnesota, Pennsylvania, New York University, Illinois, Northwestern, Ohio State, Syracuse, Yale, Texas, Missouri, Nebraska, Kansas, Tulane, Iowa, Pittsburgh, Stanford, Princeton, Western Reserve, Johns Hopkins, Washington University, Virginia,

während sie voriges Jahr wie folgt rangierten: Columbia, California, Cornell, Michigan, Harvard, Chicago, Pennsylvania, Wisconsin, Illinois, Minnesota, New York, Ohio State, Northwestern, Syracuse, Yale, Nebraska, Missouri, Texas, Kansas, Tulane, Iowa, Stanford, Princeton, Western Reserve, Johns Hopkins, Washington University, Virginia. Wenn die Sommerschule nicht mit eingerechnet wird, ergibt sich die folgende Ordnung: Columbia, Michigan, Harvard, Cornell, California, Pennsylvania, New York University, Wisconsin, Illinois, Northwestern, Minnesota, Syracuse, Chicago, Ohio State, Yale, Nebraska, Missouri, Texas, Kansas, Pittsburgh, Iowa, Stanford, Princeton, Western Reserve, Tulane, Washington University, Virginia, Johns Hopkins; während die Ordnung voriges Jahr die folgende war: Columbia, Cornell, Michigan, Harvard, Pennsylvania, Illinois, Minnesota, California, Wisconsin, New York, Northwestern, Yale, Syracuse, Ohio State, Chicago, Nebraska, Missouri, Kansas, Tulane, Iowa, Stanford, Princeton, Indiana, Western Reserve, Tulane, Washington University, Virginia, Johns Hopkins.

Cornell hat die meisten Studierenden der Landwirtschaft, nämlich 1185; ihm folgen Wisconsin mit 802, Illinois mit 732 und Ohio State mit 720. Die meisten Studierenden der Baukunst weist Illinois mit 341 auf, während Pennsylvania mit 215, Cornell mit 133 und Columbia mit 129 folgen. Die größte Handelsschule besitzt die Universität New York, wo nicht weniger als 1598 Studenten immatrikuliert sind, während Pennsylvania 636 hat, Northwestern 450 und Wisconsin 317. Pennsylvania besitzt die größte Anzahl von Studierenden der Zahnheilkunde, während Northwestern die größte Anzahl von Theologen hat, nämlich 222, gegen 132 in Chicago, 100 in Yale und 48 in Harvard. Die meisten theologischen Schulen in den Vereinigten Staaten sind von den Universitäten getrennt. Columbia besitzt bei weitem die größte Anzahl von Studierenden in den staatswissenschaftlichen, philosophischen und naturwissenschaftlichen Fakultäten, nämlich 1399, gegen 532 für Harvard, 490 für Chicago, 429 für Yale und 403 für Pennsylvania. Wisconsin hat die größte Schule für Zeitungswesen, Syracuse die meisten Studierenden der Musik, und Columbia bei weitem die größte Schule für Pharmazie. Die größte rechtswissenschaftliche Abteilung besitzt Harvard, wo 740 Studenten immatrikuliert sind. Dann folgen die Universität New York mit 693 Studenten, Michigan mit 654 und Columbia mit 457. Die größte medizinische Abteilung besitzt die Universität New York mit 408 Studenten; dann kommen Johns Hopkins mit 351, Tulane mit 349, Columbia mit 336 und Pennsylvania mit 313. Die Zahlen der rechtswissenschaftlichen und medizinischen Abteilungen stehen weit hinter denen der größten deutschen Universitäten zurück, was der Tatsache zuzuschreiben ist, daß es in Amerika viel mehr Schulen für Rechtswissenschaft und Medizin gibt als in Deutschland, wovon ferner eine ganze Anzahl selbständige Schulen sind, welche keiner Universität angegliedert sind. Das bei weitem größte Lehrerseminar besitzt Columbia, an dessen Teachers College dieses Jahr nicht weniger als 1606 Studenten immatrikuliert sind. Cornell hat die größte Anzahl von Studenten an der technologischen Abteilung, nämlich 1419, gegen Michigan mit 1284, Yale mit 1139, Illinois mit 965 und California mit 735. Die größte Sommerschule hatte voriges Jahr die Columbia-Universität, welche 3602 Studenten anzog, gegen 3531 in Chicago, 2275 in California, 1741 in Wisconsin, 1324 in Michigan, 1307 in Cornell, 1116 in Tulane und 1046 in Harvard. Columbia besitzt auch die größte Anzahl von Lehrkräften, nämlich 867, gegen 825 in Cornell, 771 in Harvard, 595 in Wisconsin, 577 in Illinois, 549 in Pennsylvania, 486 in California, 472 in Michigan und 442 in Minnesota.

Internationale Monatsschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Max Cornicelius, Berlin, Zimmerstr. 36

Bezugspreis bei sämtlichen Postanstalten in Deutschland vierteljährlich 3 Mark; bei direktem Bezuge durch Streifband in den Ländern des Weltpostverkehrs 4 Mark. Einzelnummern kosten 1 Mark.

7. Jahrgang, Nr. 8
Mai 1913

Insertionspreis für die zweigespaltene Nonpareillezeile 50 Pf. — Inseraten-Annahme bei den Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. in Berlin und den größeren Städten Deutschlands u. der Schweiz

Für die Redaktion verantwortlich: Wilhelm Paszkowski, Berlin.

Verlag von August Scherl in Berlin SW. 68, Zimmerstraße Nr. 36-41.

Ägypten als Reiseziel im Altertum.

Von

W. Schubart.

Dimidio magicae resonant ubi Memnone chordae
Atque vetus Thebe centum iacet obruta portis.

Juvenal 15, 5—6.

Schon in früher Zeit erschien Ägypten den Völkern der Mittelmeerwelt, insbesondere den Griechen, als das Land der Weisheit und der Wunder; nicht ohne Grund, denn seine Kultur war bereits alt und überreif, als die Griechen sie anzustaunen lernten. Freilich hatten im zweiten Jahrtausend v. Chr. manche Verbindung und mancher Austausch bestanden, die zu dauernder Beziehung und genauer Kenntnis hätten führen können; allein sie waren in den Stürmen der griechischen Wanderungen, mit dem Schwinden der kretischen und mykenischen Kultur, so gut wie völlig verloren gegangen. Die homerischen Gedichte wissen nur, daß es nach Ägypten ein weiter und gefährlicher Weg sei; ein Nachklang von der Größe des hunderttorigen Theben hallt in ihnen fort: »Wo die Fülle der Besitztümer in den Häusern liegt; hunderttorig ist es, und zu jedem fahren zweihundert Männer heraus mit Rossen und Wagen«, sonst aber sieht man es in solcher Ferne, daß man es getrost mit Fabelwesen bevölkern darf. Näher rückt es erst wieder, als die letzten Erneuerer des ägyptischen Königtums ihre Macht auf griechische Söldner zu stützen beginnen und griechischen Kaufleuten den Zutritt gewähren, so daß nicht mehr einzelne kühne Abenteurer das insellose Meer zwischen Kreta und dem Nildelta durchschiffen, sondern aus vielen Städten und Landschaften, am lebhaftesten von der Küste Kleinasiens, Krieger und Händler den Weg hinüber nehmen. Kleinasiaten waren es auch, die zuerst Ägypten den Hellenen beschrieben haben, Hekataios aus Milet zur Zeit der Perserkriege und einige Jahrzehnte nach ihm Herodotos aus Halikarnassos; ihre Erkundungsreisen und ihre Bücher beweisen, wie begierig man war, Genaues über das merkwürdige Land zu hören und zu lernen. »Mehr Wunder enthält es, als jedes andere Land«, schreibt Herodotos; aber er sucht doch nicht nur das Seltsame, ob-

wohl er bekennen muß, bei den Ägyptern gehe fast alles gerade umgekehrt zu wie bei anderen Völkern, sondern beobachtet mit offnem Sinne Lebensweise und Sitte, Religion und Geschichte, Bodenbeschaffenheit und Landwirtschaft. Jedoch scheint er nicht weit nach Süden vorgedrungen zu sein; was er von der Fahrt am Fuße der Pyramiden zur Überschwemmungszeit erzählt, bezeugt deutlich den Augenschein, während man aus seinen spärlichen Worten über Oberägypten entgegen seiner Versicherung nur entnehmen kann, daß er es nicht gesehen hat. Überdies war damals und noch lange Zeit dem Forschungsreisenden das Nildelta wichtiger als das obere Niltal, wie es ja auch in Wirklichkeit des Landes ergiebigster und volkreichster Teil noch heute ist. Herodotos ist der erste griechische Erkundungsreisende, dessen Reise und Reiseerfahrungen uns klar vor Augen liegen, und es werden damals noch nicht viele gewesen sein, die in solcher Absicht Ägypten besuchten. Zwar gab es, so berichtet er, schon Dolmetscher in Ägypten, Vorläufer der Dragomane; indessen hätten sie gewiß verhungern müssen wenn nicht Söldner und Geschäftsleute auf sie angewiesen gewesen wären.

Nun aber nahmen die Beziehungen beständig zu: Platon besuchte Ägypten, athenische Heere fochten im Delta, und hundert andere Gelegenheiten eröffneten den Griechen einen Blick in das nicht mehr fern scheinende Land. Damals wohl schon begannen sie, hier die Quelle aller Weisheit und Kunst zu sehen und allen großen Geistern der Vorzeit eine Reise nach Ägypten anzudichten: Orpheus und Musaios, Daidalos und Homer sollten ihre Kunst, Lykurgos und Solon ihre Staatsweisheit den Ägyptern abgelernt haben. In Wirklichkeit lernen wir daraus, daß Ägyptens uralte Kultur den Griechen einen überwältigenden Eindruck gemacht hat, der sie ihrer geistigen Selbständigkeit vergessen ließ.

Alexander der Große zog Ägypten in sein Weltreich; nach seinem Tode gründete Ptolemaios, einer seiner Heerführer, hier ein selbständiges Königtum und Reich, das seine Nachkommen fast 300 Jahre lang beherrschten. Erst jetzt wurde Ägypten den Hellenen ganz erschlossen, ja, es wurde von griechisch redenden Einwanderern so überflutet, daß Volk und Land sich in weitem Umfange griechischem Wesen anbequemten. Was man einst von ferne, nur in Wundern und Märchen sah, rückte nun der griechischen Welt nahe und hätte dadurch Ruhm und Reiz verlieren können. Aber die Herrschaft griechischer Sprache und griechischen Geistes im Niltale, die ein neues, der griechischen Weltkultur angefügtes Ägypten schuf, legte eine tiefe Kluft zwischen dieses und das altertümliche, echt ägyptische Wesen, gleichviel ob es aus früheren Jahrtausenden stammte oder in der Gegenwart den alten Stil bewahrte. Gleichzeitig begann die vollgereifte, allmählich schon ermüdende Kultur der Hellenen ihre Teilnahme dem Altertume zuzuwenden und eben jenes Altägypten zu erforschen und mit neugieriger Bewunderung zu betrachten. Man sucht jetzt andere Dinge als einst Herodotos, der noch voller Wißbegier Großes und Kleines auflas und alles lebendig sah, und findet mit einer Stimmung, die der modernen ähnlich genug ist, Denkmäler des Altertums, die staunende Ehrfurcht, mystische Schauer und ein klein wenig ironisches Mitleid erwecken; aber von ihnen zu lernen, würde keinem einfallen: sie sind tot, sind geschichtlich, sind ein Museum geworden.

Erst in dieser Zeit beginnt der Fremdenstrom nach Ägypten zu fluten, dem die griechische Staatsverwaltung und Landessprache alle Tore öffnete, und so wird Ägypten in den letzten Jahrhunderten v. Chr. das Land der Touristen. Um Christi Geburt war es das bereits, wie uns die Darstellung Strabons nicht nur in Einzelheiten, sondern mit ihrem ganzen Tone beweist. Und seitdem Ägypten als Provinz in den Verband des römischen Weltreiches eingefügt worden war, stand es noch mehr als zuvor dem Verkehre offen, der um seiner Vergangenheit und um ihrer Denkmäler willen eindrang, beständig zunahm und im zweiten Jahrhundert n. Chr. einen Höhepunkt erreichte. Die gebildete Welt des Ostens und des Westens, nicht zum wenigsten die höchsten Kreise, fühlten jetzt neben der Bewunderung des Alten eine Sehnsucht nach dem Wunder und seinen Offenbarungen, die eine seit Jahrtausenden wandellose Religion an ihren heiligsten Stätten leichter zu gewähren schien als das eigene müde Gefühl und Denken. Gute Beobachter, wie der römische Dichter Juvenal, erkannten das deutlich genug.

Wer sich vom Touristenverkehr jener Zeit ein Bild machen will, darf nicht vergessen, daß Ägypten von Griechenland und Kleinasien und gar erst von Rom fern war und nur wenigen erreichbar sein konnte, wenn man damit den Fremdenstrom, der heute nilaufwärts dringt, vergleicht; selbst in der Blütezeit haben gewiß nicht mehr Hunderte als heute Tausende diese Reise unternommen. Immerhin sind uns aus dem Altertume so zahlreiche Zeugnisse erhalten geblieben, daß wir nicht gering davon denken dürfen, zumal da sie zum weitaus größten Teile in Äußerungen der Reisenden selbst bestehen. Denn nach der nicht aussterbenden Sitte oder Unsitte des Reisenden haben sie zu Hunderten sich an den Stätten verewigt, die sie besuchten, bald mit kurzem Vermerk, bald mit längeren Ergüssen. Aus solchen Kritzeleien und eingemeißelten Inschriften lernen wir noch mehr über den Reiseverkehr jener Zeiten als aus den Berichten der Schriftsteller, aus Reisebriefen und Urkunden auf Papyrusblättern, die davon Kunde geben.*)

Die Bewohner der vielbesuchten Orte machten sich den Fremdenstrom zu nutze und lernten, den Wünschen der Reisenden entgegenzukommen; überall fand sich der Dragoman, der den Fremden führte und den Dolmetscher machte, soweit man dessen bedurfte in einem Lande, das von griechischer Sprache durchdrungen war; gefällige Priester ließen die Tempel sehen, übersetzten dem Wißbegierigen die hieroglyphischen Inschriften der Tempelwände und zeigten selbst die heiligen Tiere bereitwillig den Augen der Ungläubigen. So mag es an den beliebtesten Stätten ähnlich zugegangen sein wie heute, freilich mit dem Unterschiede, daß unter den Reisenden des Altertums wohl nur wenige den bittern Hohn verdient hätten, den Pierre Loti über die heutigen schüttet, obgleich die blinde Anbetung des Wunderlichen um seiner Wunderlichkeit willen auch Juvenals Feder unsanfte Worte entlockt hat.

Äußerlich verlief die Reise des Touristen im Altertum ungefähr wie die des heutigen, wenn man von der Eisenbahn und dem Nildampfer absieht; man segelte in der offenen Feluke oder in der wohnlichen Dahabije, von der

*) Einige Reisebriefe sind übersetzt in Ein Jahrtausend am Nil. Briefe aus dem Altertum, verdeutscht von W. Schubart. Berlin Weidmannsche Buchhandlung, 1912.

Strabon erzählt, den Strom hinauf und benutzte an den Haltepunkten den Reitesel oder den Wagen, um zu den Sehenswürdigkeiten zu gelangen. Wie es mit Herbergen beſtellt war, iſt eine andere Frage; jedoch wissen wir wenigſtens von Memphis, daß es solche besaß.

Was den einzelnen bewog oder ihm ermöglichte, die Merkwürdigkeiten und Altertumsdenkmäler Ägyptens zu besuchen, geht nicht immer aus den hinterlassenen Inschriften und Kritzeleien hervor; indessen sieht der heutige Leser klar genug, wie einige Gelegenheiten und Beweggründe besonders oft wirksam gewesen sind. Hatte ein Staatsbeamter eine dienſtliche Reise zu unternehmen, so benutzte er sie gern, um sich unterwegs berühmte Stätten anzusehen, und hohe Herren gewährten solche Gelegenheit zugleich ihrem Gefolge, so daß auch mancher einfache Mann seinen Namen anschreiben konnte. Vornehmlich solche, die zur Südgrenze, nach Syene, zu reisen hatten, konnten nilaufwärts alles mitnehmen. Erſt recht war es der Fall, wenn römische Truppen nach Süden geschickt wurden; und so lesen wir gerade von Soldaten viele Namen, bald griechisch, bald lateinisch geschrieben. Wenn nun gar ein Prinz oder der Kaiser selbſt die Reise unternahm, zog er ein großes Gefolge vom höchſten bis zum niederſten Range nach sich. Alle diese Reisenden gehören nur im weiteren Sinne zu den Touriſten, da sie nicht aus eigenem Antriebe reisen.

Dagegen machen sich viele andere auf den Weg, um die Wunder Ägyptens kennen zu lernen, und neben der Neugier und dem Streben, einer Mode zu folgen, mag bisweilen auch ehrliche Wißbegier ein Wort mitgesprochen haben. Sie kamen zum großen Teile aus Unterägypten, besonders aus Alexandria: von der Isis auf Pharos zur Isis von Philä, wie der Alexandriner Serenos sagt; nicht wenige aber auch von weit her, aus Kleinasien, Griechenland und Italien. Dazu gehörten beträchtliche Mittel, die nur den Höchſten und Reichſten zu Gebote ſtanden. Um so dankbarer war der Athener Nikagoras, ein Prieſter der eleusinischen Myſterien und zugleich ein Verehrer Platons, als ihm Kaiser Konſtantin die Reise nach Ägypten gewährte; »viele Jahre nach dem göttlichen Platon« bewunderte er die thebanischen Königsgräber und verewigte seinen Dank gegen seinen Gönner. Gemäß der allgemeinen Stimmung der Kaiserzeit wirkten auf manchen auch religiöse Gedanken ein, wenn er die Nilfahrt unternahm; ja, nicht wenigen galt das verehrungsvolle Gebet an den heiligen und geheimnisreichen Stätten mehr als alles andere. So wurde aus der Reise eine Wallfahrt. Besonders Philä lockte fromme Reisende mächtig an, so daß seine Tempelwände mit ihren Gebetsinschriften, faſt immer in der gleichen Form, bedeckt wurden. In solche Gedanken läßt uns ein kleiner Brief hineinblicken, den ein Mann Namens Nearchos an einen Freund geschrieben hat: wie andere reiſten, um die »mit Händen gemachten Kunſtwerke« kennen zu lernen, so habe auch er sich aufgemacht nach Syene und zum Orakel des Ammon und habe »die Namen meiner Lieben in die Tempelwände gegraben, ein Gebet für ewige Dauer«. Ein anderer besuchte Philä, beſtimmt durch »einen Orakelspruch des unbesieglichen Herrschers Apollon, um zu spenden und zu opfern«.

In der Mehrzahl der Fälle mögen verschiedene Beweggründe und Anlässe zusammen gewirkt haben, wie denn Kaiser Septimius Severus zu sagen pflegte,

die Reise durch Ägypten sei ihm willkommen gewesen »wegen seiner Verehrung für den Gott Sarapis, wegen der Bekanntschaft mit den Altertümern und wegen der Neuheit der Tiere und der Örtlichkeiten«. Als Kaiser Hadrian im Jahre 130 n. Chr. Ägypten bereiste, war es einmal die rastlose Wanderlust, die diesen merkwürdigen Menschen durch alle Länder des Weltreichs trieb, zugleich aber auch eine düstere, mystische Gemütsstimmung, der Ägyptens Wunderfülle entgegen kam. Seine Reise hat viel Spuren hinterlassen, nicht allein in einer Menge von Inschriften, mit denen sein Gefolge sich verewigt hat, sondern tiefere und fruchtbarere in der Stadt, die er am Nile gründete, da wo sein Liebling Antinoos ertrunken war; Antinoos-Osiris wurde der Gott der neuen Stadt der »Neuhellenen«. Kaiser Hadrian hat auch auf der Insel Philä noch bauen lassen; ob er selbst aber dorthin gelangt ist oder seine Reise in Theben, beim heutigen Luxor, beendet hat, steht dahin. Wie begreiflich, hat seine Anwesenheit ganz Ägypten in Bewegung gesetzt und nicht zum wenigsten die griechischen Poeten begeistert, deren einer, Pankrates, den Kaiser und seinen Antinoos auf der Löwenjagd geschildert hat; seine schlechten Verse sind auf einem Papyrusblatte erhalten geblieben.

Mehr als hundert Jahre früher besuchte Germanicus, der Neffe des Kaisers Tiberius und damals sein Thronerbe, das Land der Pyramiden, im wesentlichen wohl aus Interesse am Altertum, jedoch nicht ganz ohne politische Nebengedanken, denen die Bevölkerung Ägyptens mit ihrer überschwänglichen Begeisterung so weit entgegenkam, daß er, mindestens zum Scheine, ihr wehren mußte.

Fürstliche Besuche brachten zwar mancherlei Vorteil, indem sie dem Lande Geld zuführten, daneben aber schwere Belastung, denn wie schon bei den Reisen der hohen Beamten, so erst recht bei der Anwesenheit des Kaisers oder eines Prinzen mußte die Bevölkerung am Orte seines Aufenthaltes Lebensmittel bereithalten und Wagen, Reit- und Zugtiere oder Schiffe stellen. Wenn für den hohen Gast Quartiere beschafft, Landungsstege gebaut und Wege gebessert wurden, so kamen solche Arbeiten doch wenigstens zum Teile auch dem Volke zugute, wie denn noch heute im Orient, und nicht nur im Orient, hohe Besuche auf den Straßenbau und andere Verkehrseinrichtungen wunderbar belebend einwirken. Es brauchte nicht einmal ein König zu sein: als im Jahre 112 v. Chr. der römische Senator Lucius Memmius Ägypten bereiste, bot der damals regierende Ptolemäer alles auf, um dem Vertreter der allmächtigen römischen Republik jede Annehmlichkeit zu schaffen und alle Sehenswürdigkeiten im besten Lichte vorzuführen. Eine amtliche Verfügung darüber liegt noch heute auf einem Papyrusblatte vor uns.

Ziel der Reisenden waren schon im Altertum dieselben Stätten, die heute aufgesucht werden. Allerdings übt das moderne Alexandrien nicht von ferne die Anziehung aus, die einst von Alexandrien, der Weltstadt, ausging, aber Kairo ist an seine Stelle getreten. Das Nildelta bot nicht nur dem Herodotos, sondern auch noch zur Zeit des Augustus dem Strabon sehr viel Sehenswertes, wovon wir uns keine Vorstellung mehr machen können. Vornehmlich aber strebte schon der antike Vorfahr des jetzigen Touristen dahin, wo die gewaltigen Bauten eines damals bereits grauen Altertums Staunen und Ehrfurcht weckten; er besuchte Memphis und die Pyramiden, das Labyrinth und den

Moirissee, Theben und die Königsgräber, Elefantine und Philä, sah aber hier und da noch viel mehr als die Gegenwart bietet.

Während man jetzt die großen Pyramiden von Kairo aus zu besuchen pflegt und den Ausflug nach Memphis gewöhnlich gesondert über Bedreschên unternimmt, gehören dem antiken Reisenden die Pyramiden durchaus zu Memphis und werden in den Berichten der Schriftsteller immer damit verbunden. Daß die Pyramiden, zumal die beiden größten, einen überwältigenden Eindruck auf Griechen und Römer gemacht haben, begreift jeder, der sie kennt: »Ossa und Pelion«, sagt ein Epigramm der Anthologie, »auf den Olympos getürmt hat eine trügerische Kunde erdichtet; doch die Pyramiden am Nile heben noch jetzt ihre höchsten Scheitel zum goldenen Gestirn der Plejaden.« Was man von ihnen wußte, hörte und fabelte, haben zu ihren Zeiten Herodotos, Diodoros, Strabon und andere niedergeschrieben; allein der Touristenverkehr, der ohne Zweifel sehr lebhaft war, hat uns nur geringe Spuren hinterlassen. Am großen Sphinx, dem Nachbarn der Pyramiden, sind einige Verse antiker Besucher gefunden worden, während dies vielleicht merkwürdigste, sicherlich auffälligste Denkmal Ägyptens sonst kaum erwähnt wird.

Viel Bunteres gab es in Memphis zu sehen: eine große und alte Stadt, die sich vom heutigen Bedreschên über Mitrahine bis gegen die Wüste dehnte, mit vielen Tempeln und Bildsäulen, vor allem mit dem Apisheiligtume. Zu Strabons Zeit kam hier die Priesterschaft der Neugier der Touristen so weit entgegen, daß sie sogar den heiligen Apisstier zum Schaustück machte: »in diesen Hof läßt man den Apis zu einer bestimmten Stunde hinaus, hauptsächlich, um ihn den Fremden zu zeigen.« Sogar ihn zu füttern, wurde gestattet, und auf dem Vorplatze des Hephaistostempels, der als Heiligtum des Ptah in Memphis höchsten Rang hatte, veranstaltete man für die schaulustigen Reisenden Stierkämpfe. In der Wüste, über dem heutigen Saqqara, lag die Totenstadt von Memphis mit dem Sarapeion, dem Tempel des Sarapis, der vom Volke dem Osiris-Apis, dem verewigten Apis, angeglichen wurde; aber merkwürdiger Weise scheint der Tourist des Altertums die gewaltigen, in den Fels gehauenen Apisgräber nicht so beachtet zu haben, wie wir es tun, um von den Gräbern des alten Reichs gar nicht zu reden. Und im ganzen gesehen bot ihm Memphis, das zur Zeit des Augustus noch eine volkreiche Stadt war, ein Bild, dem das jetzige nicht an die Seite gestellt werden darf.

Von Memphis aus pflegte der Reisende einen Ritt durch die Wüste ins Fajum zu machen, die fruchtbare Oase, die nur durch einen schmalen Wüstenstrich vom Niltale geschieden wird; damals hieß sie Gau der Arsinoë, nach der Gattin des zweiten Ptolemäers, und lockte den Verehrer des Altertums besonders durch das berühmte Labyrinth. Dies ist heute völlig zerstört und fast spurlos verschwunden, und auch die benachbarte Pyramide von Hawara ähnelt einem großen Schutthaufen. König Amenemhêt III. hatte sich in der Pyramide sein Grab und nicht weit davon seinen Totentempel erbaut, den die Griechen Labyrinth nannten und mit allerlei Fabeleien in Verbindung setzten. Jedenfalls galt es ihnen als ein Wunderbau, den kein Besucher Ägyptens zu besehen unterließ. Herodotos fand es noch gewaltiger als selbst die Pyramiden und größer als alle Bauten der Hellenen zusammenge-

nommen. Eine eingehende Beschreibung hat uns Strabon hinterlassen. Außer dem Labyrinth war es der Moirissee, der zu Herodotos' Zeit Staunen erregte; freilich, was er davon berichtet, scheint anfechtbar, auch wenn man zugibt, daß damals noch ein großer Teil des Fajum vom See bedeckt gewesen sei. Die beiden Pyramiden, von Königsstatuen gekrönt, die im Moirissee gestanden haben sollen, mag man allenfalls in den Kolossen von Biahmu wiedererkennen, deren Sockel heute noch stehen; aber des Herodotos Schilderung klingt nicht so, als habe er sie selbst gesehen, oder er müßte eine lebhafte Einbildungskraft besessen haben. Sicherlich ist später, in der Zeit des regen Touristenverkehrs, der weit zurückgegangene und künstlich zurückgedrängte See nicht mehr als Sehenswürdigkeit betrachtet worden, wie ja auch heute der Karunsee am Nordwestrande des Fajum wenig besucht wird, obwohl er eine Landschaft von besonderer Schönheit bietet. Dagegen zog ein kleiner Teich, jedenfalls in der Nähe der Stadt Arsinoë, die Fremden mächtig an, weil in ihm heilige Krokodile, Verkörperungen des Gaugottes Suchos, gehalten wurden. Hier war alles auf die Touristen eingerichtet, wie Strabons ausführliche Beschreibung zeigt: das Krokodil fraß den Priestern aus der Hand und schwamm von einer Seite des Teiches zur andern, wenn drüben sich neue Fremde zeigten, die es füttern wollten; dann riß ihm der Priester den Rachen auf, und der Tourist warf einen Kuchen hinein. Schon hundert Jahre vor Strabon ging es hier ebenso her, als der römische Senator Lucius Memmius die Merkwürdigkeiten des Fajum besichtigte, nur daß für diesen vornehmen Gast die Regierung alles regelte und selbst den Kuchen für die Fütterung der Krokodile bereitzuhalten befahl. Wie in Memphis, so wurde auch hier der Gott der Stadt als Sehenswürdigkeit geschäftlich verwertet.

Wie heutzutage die große Masse der Reisenden alles, was zwischen Bedreschên und Luxor liegt, überschlägt, genau so war im Altertum nach Memphis und dem Labyrinth erst Theben wieder ein Zielpunkt des Verkehrs, und zwar der belebteste Sammelpunkt in ganz Ägypten. Selbst das berühmte und hochverehrte Abydos mit dem Grabe des Osiris vermochte nicht so zu locken wie Theben mit seinen Wundern. Merkwürdig ist es jedoch, daß die gewaltige Königsstadt von Herodotos mit ein paar farblosen Worten abgetan wird; darf man hier glauben, daß er gar nicht so weit nilaufwärts gelangt sei, so gilt diese Auslegung für Diodoros und Strabon nicht, die beide von Thebens großen Bauten fast nichts erzählen. Wenn auch zu ihrer Zeit Theben in Dörfer aufgelöst war, so müssen sie doch die wundervollen Säulengänge in Luxor und die Riesentempel in Karnak gesehen haben. Allein es scheint, daß die reisenden Griechen und Römer weniger das Große und Erhabene suchten als das Merkwürdige und Wunderbare. Auch auf der Westseite, in der ungeheuren Totenstadt Thebens, wirkte auf sie nicht so sehr die wahrhaft künstlerische Anlage des Tempels von Derelbahri, obgleich sie auch diesen besuchten, wie die beiden Memnonssäulen. Hier haben sie sich in Prosa und Poesie so zahlreich verewigt, daß man glauben muß, nichts anderes sei ihnen auch nur annähernd so staunenswert erschienen.

In der Zeit des großen Touristenverkehrs werden die beiden Kolosse etwa dasselbe Bild geboten haben wie heute. Wer vom Nil her gegen die

Totenſtadt in der Wüſte heranreitet, sieht noch aus dem vorgelagerten grünen Fruchtlande zwei ungefüge sitzende Steinriesen aufragen, die sich vom goldgelben Hintergrunde der hohen thebaniſchen Wüſtenberge bräunlich ablöſen und in ſteifer Feierlichkeit über die Saaten nach Oſten blicken. Einſt erhob sich hinter ihnen der Tempel Amenophis' III., der in ihnen sein eigenes Bild doppelt verewigte. Der Tempel iſt längſt geſtürzt, und seine Trümmer bedeckt der Ackerboden; die Königsſtandbilder aber haben, wenn auch beſchädigt, ja halb zerſtört, die Jahrtausende überdauert. Es iſt bekannt, daß das eine von ihnen im Altertum einen singenden Ton von sich gab, sobald die erſten Sonnenſtrahlen es erwärmten; mag die Ursache gewesen sein, welche sie will, an der Tatsache selbſt iſt kaum zu zweifeln. Unzählige haben diesen Ton gehört und es der Nachwelt mitgeteilt, indem sie in die singende Geſtalt Inschriften kritzelten oder einhauen ließen. Strabon freilich, der im Gefolge des Statthalters Aelius Gallus hier weilte, glaubte nicht recht an die natürliche Ursache des Tones und witterte Betrug, aber die große Heerschar der anderen Touriſten hat das Wunder gläubig beſtaunt. Die Griechen nannten den singenden Koloß Memnon und sahen in ihm ein Bild jenes Sohnes der Eos und des Tithonos, der den Troern zu Hilfe kam und von Achilleus erschlagen wurde. Damit gewannen sie einen Anschluß an ihre eigene Mythen- und Sagenwelt, der ihnen gerade dies Denkmal ägyptischen Altertums nahe brachte.

Da Memnon bei Sonnenaufgang zu tönen pflegte, war es sicherlich seine Mutter Eos, die Morgenröte, die ihm die Stimme verlieh, wie ein Besucher Gemellus, der mit Frau und Kindern hinkam, dichtete. In ähnlichen Gedanken bewegt sich Caecilia Trebulla, eine römische Dame, die zu den eifrigſten Verehrern Memnons zählte und ihn mehrfach mit gutgemeinten Versen besang; als sie ihn zum zweiten Mal hört, glaubt sie mit Stolz, von dem Heros wiedererkannt zu sein: »Uns, die wir zuvor nur seine Stimme hörten, hat jetzt als Bekannte und Freunde begrüßt Memnon, der Sohn der Eos und des Tithonos. Wahrlich, Wahrnehmung und Stimme gab dem Steine die Natur, die Schöpferin aller Dinge.« Weit höher aber verſteigt sich Asklepiodotos, denn die Diſtichen, die er in den Koloß eingraben ließ, wenden sich pathetisch an die Mutter des Feindes, der Memnon tötete: »Es lebt, Meertochter Thetis, Memnon und redet laut, wissen sollſt du's, wenn ihn die mütterliche Fackel erwärmt, unter Ägyptens libyschem Felsrande, von dem der gleitende Nil das schöntorige Theben scheidet. Aber Achill, der im Kampf unersättliche, weder in Trojas Felde spricht er mehr, noch in Thessalien.« Die schwere Beschädigung, die Memnons Standbild erlitten hatte, wurde allgemein dem Perserkönige Kambyses schuld gegeben, denn sein Wüten gegen Ägyptens Denkmäler war den Alten eine ausgemachte Sache. Viele Besucher haben diesen Gedanken aufgegriffen, um in gefühlvollen Versen Memnons Klagen Ausdruck zu geben, die uns schon bekannte Caecilia Trebulla nicht minder als der Dichterling Petronianus: »Mit dieser Elegie ehre ich, Petronianus, dich und bringe dem ſtimmbegabten Gotte musische Gaben. Vom Vater her heiß' ich Aurelius, bin ein italischer Mann; du aber, Gebieter, schenke mir lange zu leben. Viele ſtrömen herbei, um zu erfahren, ob Memnon im Reſte des Körpers die Stimme noch bewahrt; er aber sitzt da ohne Bruſt und Kopf

und spricht und klagt des Kambyses Frevel seiner Mutter. Und sobald die Sonne glänzend ihre Strahlen erhebt, zeigt er den gegenwärtigen Sterblichen den Tag an.«

Wer nicht über »musische Gaben« verfügte, vermerkte doch gern die Tatsache seines Besuches und zu welcher Stunde er Memnons Stimme gehört habe. Denn obwohl der Ton gleich nach Sonnenaufgang zu erklingen pflegte, war auch Memnon nicht von Willkür frei. Dem Strategen Lucius Funisulanus Charisius offenbarte er sich vor der ersten Stunde, also vor 6 Uhr morgens, und der Epistratege der Thebais Claudius Geminus hörte ihn, als er stromaufwärts fahrend ihn besuchte, zur dritten Stunde, auf der Rückfahrt zur zweiten Stunde. Ja bisweilen schwieg er völlig; so hat der Stratege Celer in erbärmlichen Versen verewigt, daß er ihn erst beim zweiten Besuche vernommen habe. Viele kamen zweimal und öfter, um dem Wunder zu lauschen, zumal da den Touristen, der auch Ägyptens Südgrenze besuchte, der Rückweg wieder vorbeiführte.

Zu keiner Zeit aber hatte Memnon mehr Gäste zu verzeichnen als im Jahre 130 n. Chr. Im November kamen Kaiser Hadrian und seine Gattin Sabina mit großem Gefolge nach Theben und eilten wie jedermann vor allem zum singenden Steine. Die Kaiserin selbst ließ nur in kurzen Worten einmeißeln, daß sie den Memnon innerhalb der ersten Stunde zweimal gehört habe; dafür sprach sich ihre Hofdame Balbilla um so ausführlicher aus. Sie hat eine ganze Reihe von Gedichten an Sockel und Beinen des Standbildes hinterlassen und ebenso mit ihrer Herkunft — führte sie sich doch auf einen kleinen Scheinkönig zurück — geprunkt wie mit ihrer literarischen Bildung: es schien ihr ein Leichtes, in der Sprache der großen Sappho zu dichten. So sind denn ihre Verse mit den künstlich verschränkten Vokabeln lesbischen Dialekts ein Beispiel vollendeter Geschmacklosigkeit geworden, nicht minder aber ein sehr lehrreiches Zeugnis für die Geistesrichtung, die an Hadrians Hofe darauf ausging, das alte Hellenentum zu neuem Leben zu erwecken. Balbilla und ihre Mitstrebenden übersahen nur, daß lesbische Vokabeln noch keine Sappho ausmachen, und daß siebenhundert Jahre, ein Zeitraum gleich dem, der uns vom Mittelhochdeutsch des Nibelungenliedes trennt, jede Nachahmung in Narrheit oder Lächerlichkeit ausgehen lassen.

Eins aber verstand Balbilla: ihren hohen Gebietern zu huldigen. Am ersten Tage, so erzählt sie, habe Memnon geschwiegen, so daß die Kaiserin mißmutig ihm zugerufen habe: »daß dir nur nicht der Kaiser zürnt, weil du seine Gemahlin hingehalten hast«, und sofort habe er aus Angst seine Stimme hören lassen. Balbilla hielt das denkwürdige Datum eines Gedichtes wert: »Ich hörte aus dem redenden Steine, ich Balbilla, die göttliche Stimme des Memnon oder Phamenoth. Ich kam hierher mit der huldvollen Kaiserin Sabina, als zur ersten Stunde Helios seinen Lauf nahm, im 15. Jahre des Herrschers Hadrian, (Tage hatte Hathyr bereits 24) am 25. Tage des Monats Hathyr.« Wie sie in andern Versen bemerkt, hatte sie von ägyptischen Priestern für Memnon den Namen Phamenoth gehört, für uns ein Beweis, daß die Priester noch von dem in Wirklichkeit dargestellten Amenophis wußten. Jedoch nahm Balbillas Muse ihren höchsten Flug erst, als es galt, die Begrüßung des Kaisers durch den tönenden Gott zu schildern: »Der

ägyptische Memnon, vernahm ich, vom Sonnenstrahle erwärmt rede aus thebanischem Steine. Als er aber den Weltherrscher Hadrian sah, sagte er vor den Strahlen der Sonne ihm den Gruß, so gut er's konnte. Und als Titan mit den weißen Rossen durch den Äther fuhr und das zweite Maß der Stunden zeigte an der Schattenuhr, entsandte dröhnend wie Erz Memnon wieder laut seine Stimme, und freudig entsandte er dritten Klang. Der Herrscher Hadrian aber grüßte ebenso oft selbst den Memnon und hinterließ auf steinerner Tafel den Nachgeborenen Worte, die künden, wie oft er ihn sah und hörte; und allen ward offenbar, wie die Götter ihn lieben.«

Kaiser Hadrians Besuch lockte viele herbei, die nicht zu seinem Gefolge gehörten, es sich aber zur Ehre rechneten, wie Flavianus Philippus sagt, den Memnon zugleich mit dem Kaiser vernommen zu haben. Aber auch sonst drängten sich hier Vornehme und Geringe, hohe Staatsbeamte wie die römischen Präfekten Ägyptens und die Provinzialpräsidenten der Thebais, hochgestellte Damen mit Vertretern alexandrinischer Gelehrsamkeit, mit Schriftstellern, mit einfachen Soldaten zusammen, Römer mit Griechen aus Ägypten und Syrien; Areios, »homerischer Dichter aus dem Museum« in Alexandria, verewigt sich mit vier sinnvoll aus Homer entnommenen Versen, und Pardalas verspricht dem Memnon, seiner in seinen Schriften zu gedenken. Wer nicht so hohen Schwung nehmen konnte, und den meisten ging es so, drückte wohl seine Freude aus: »zuvor hörte ich davon, und jetzt hab ich's gegenwärtig erfahren« oder gedachte nach der schönen Sitte der Alten der Lieben in der fernen Heimat, wie denn Caecilia Trebulla in den Stein grub: »Da ich Memnons heilige Stimme hörte, sehnte ich mich nach dir, Mutter, und wünschte dich zu hören.«

Ein tiefes Tal dringt mit vielen Windungen in das hoch ansteigende Wüstengebirge, das die thebanische Totenstadt abschließt. Es gibt kaum irgend eine Stelle in Ägypten, wo die leuchtenden Farben des Landes, das Gold der Wüste und das Blau des Himmels, so rein sich berühren wie in dieser wilden Felsschlucht, in der nichts Lebendes mehr gedeiht. Mit jeder Windung wird sie erhabener, ernster und einsamer, bis sie unter einem Gipfel von vollkommenen Linien in einem engen Kessel endet. Hier haben einst Ägyptens Könige ihre Gräber angelegt; sie hätten eine königlichere Stätte und eine feierlichere Straße des Todes nicht finden können. Ihre Gräber steigen mit Gängen, Kammern und Sälen tief in den Fels hinab zur entlegenen Grabkammer, die den Sarkophag enthielt.

Als die Fremden das Tal der Königsgräber zu besuchen begannen, waren die meisten dieser Gräber längst geplündert, die königlichen Leichen längst in westlichen Felsschluchten versteckt; »das meiste war zerstört, als wir zu jener Stätte kamen« erzählt Diodoros. Trotzdem bot sich noch genug des Staunenswerten in den »Syringen«, wie die Griechen diese in den Fels getriebenen Gräber nannten; und so haben denn viele ihre Namen in die Wände gekritzelt oder daran geschrieben, meistens mit dem Zusatze: »ich habe es bewundert«. Hier gedachte der Athener Nikagoras des göttlichen Platon, der siebenhundert Jahre vor ihm Ägypten besucht haben sollte, und betete: »auch hier sei Platon uns gnädig«, und hier schrieb der nüchterne Römer: »Laetus ist hier gewesen.« Während aber fast

ohne Ausnahme die Bewunderung einen Ausdruck findet, hat ein einzelner widersprochen: »ich habe nichts weiter bewundert als den Stein.« Vielleicht wollte er damit die ägyptischen Wandbilder, die alle Gänge und Säle bedecken, ablehnen, vielleicht aber richtete er seine Kritik gegen allerlei »Wunder«, die von Priestern und Führern den Touristen in den Königsgräbern vorgezaubert wurden. Manche Inschriften von der Hand der Reisenden führen auf solche Vermutungen; wenn der Rechtsgelehrte Burichios aus Askalon »an sich selbst irre wird, weil er den Grund nicht erkannt hat«, so paßt solche Stimmung selbst in die lebhafteste Bewunderung ägyptischer Kunst nicht recht hinein. Überdies hätten die Königsgräber wohl nicht solchen Zulauf gehabt, wenn hier nicht auch ein Wunder wie jenseits des Felsgrates beim Memnon gewinkt hätte. Freilich gab es auch Reisende, die selbst hier sich persönlichen Mißmutes nicht entschlagen konnten und der Nachwelt klagten, daß ein Undankbarer sie trotz vieler Wohltaten beleidigt habe.

Wie heute jeder, der Ägypten sieht, bis zur Südgrenze nach Assuan und Philä vordringt, so zog auch die Reisenden des Altertums dieser Grenzpunkt mit seinen Wundern besonderer Art mächtig an. Schon etwas nördlich davon ändert sich die Landschaft; das Niltal, das neben dem Strome nur selten noch einem schmalen Streifen Fruchtland Raum läßt, wird nicht mehr von Ägyptens schroffen Wüstenabstürzen, sondern von nubischem Sandstein eingeengt, bei Assuan aber schiebt sich ein mächtiger Granitwall hinein, den der Strom vor ungezählten Weltaltern durchbrochen hat. Noch heute heben sich die Trümmer dieses Walles als Granitinseln aus dem Wasser, aber die Stromschnellen, den Katarakt des Nils, hat der riesige Staudamm aus dem Landschaftsbilde hinweggewischt.

Obgleich Assuan noch nicht unter dem Wendekreise liegt, bewunderte der griechische Tourist hier schon »den Brunnen, der die Sonnenwende anzeigt«, denn an einem Tage des Jahres fielen die Sonnenstrahlen in die Tiefe des Brunnens, wie Strabon erzählt, und hier »steht die Sonne über uns im Zenith und macht um Mittag die Sonnenuhren schattenlos«. Drüben aber, auf der grünen Insel Elefantine, sahen Strabon und seine Zeitgenossen denselben Nilmesser, den man uns heute zeigt. Die Eingeborenen machten sich den Fremdenverkehr zunutze, indem sie vor den Augen der Schaulustigen durch die Strudel des Katarakts fuhren und allerlei Kunststücke dabei trieben.

Von Assuan führt durch die Wüste, an römischen Befestigungsmauern entlang zum Nil oberhalb des Katarakts, derselbe Weg, den Strabon im Wagen durchfahren und beschrieben hat. Beim heutigen Schellal bestieg er das unsichere Fahrzeug, das ihn zur heiligen Insel Philä, einem Wunder der Welt, hinüberführte. Heute freilich ist in dem Stausee, den man hier aufgesammelt und soeben noch erhöht hat, die Insel mit ihren Bauwerken so gut wie völlig versunken; auch wer das Werk, das mit dem Staudamm und dem Stausee geleistet wird, bewundert, wird mit Pierre Loti sagen müssen, la mort de Philae sei kein Ruhm für unsere Zeit. Erst seit dem dritten Jahrhundert v. Chr. ist das uralte Eilandsheiligtum der Isis ein Ziel der Wallfahrer im größten Umfange geworden, und seine heute versinkenden Tempel sind in der Zeit der Ptolemäer entstanden, unter den römischen Kaisern ausgebaut worden. Hier hat sich der Dienst ägyptischer

Götter gehalten, als sonſt in Ägypten schon überall das Chriſtentum herrschte; erſt Kaiser Juſtinian hat im sechſten Jahrhundert n. Chr. die Pforten dieser Tempel geschlossen.

Philä war nicht in dem Sinne ein Ziel der Reisenden wie die Pyramiden oder Memnon, sondern zu allen Zeiten vornehmlich ein Wallfahrtsort, auch in den Augen der Griechen, denn auch ihnen galt die Herrin der Insel, die Göttin Isis, damals als die »Allretterin«, als eine der größten himmlischen Mächte. Daher fügten alle Inschriften, in denen die Besucher ihre Anwesenheit oder Bewunderung bezeugten, sich von selbſt in die Form der betenden Verehrung, des Proskynema, wie die Griechen sagten, und Philäs Tempelwände sind voll davon. Wir sehen den Unterschied deutlich in den beiden Vermerken, die ein Heliodoros aus dem syrischen Caesarea hinterlassen hat. Denn während er am Memnon schrieb: »ich hörte ihn viermal und gedachte meiner Brüder Zenon und Aianos«, grub er in Philä ein: »ich kam und tat mein Gebet für meine Brüder Zenon und Aianos«. Und so lautet es hier überall, bei den zahllosen Frommen, die nicht als Touriſten, sondern nur als Wallfahrer hinkamen, nicht minder aber bei einem hohen Staatsbeamten wie Ptolemaios, dem »Verwandten des Königs und Strategen des Gaus von Klein-Diospolis«, der um die Mitte des erſten Jahrhunderts v. Chr. die Insel aufsuchte: »ich bin gekommen und habe zur großen Göttin, der Herrin Retterin Isis gebetet; mein Gebet gilt für meine Kinder und alle, die mich lieben.« Gerade in dieser Zeit, in den Tagen Ciceros und Caesars, genoß die große Isis besonderer Verehrung und ſtarken Zulaufes, vornehmlich aus Ägypten, aber auch sonſt aus vielen Städten und Ländern. Selbſt wer nur um das Weltwunder anzuſtaunen kam, verband damit gern sein Gebet, denn »wer zur Isis auf Philä gebetet hat, iſt glücklich, nicht nur weil er reich wird, sondern er lebt auch lange«, wie der Alexandriner Serenos in Versen ausspricht.

Neben dem Proskynema kommt aber auch hier der unzähmbare Trieb des Touriſten, sich in Gedichten unſterblich zu machen, zur Geltung, und dafür bieten sich zwei Gedanken von selbſt dar: Isis als große Göttin und Helferin und Philä als äußerſter Punkt Ägyptens, zwei Gedanken, die denn auch reichlich ausgenutzt worden sind. Faſt nur ein Gebet in Versen, schlechten freilich, iſt es, wenn wir lesen: »des fruchttragenden Nils große Straße hab' ich durchfahren, ich Demetrios, und komme nun zur großen Göttin Isis, und gedenke — sei's zum Segen — meiner Eltern, meiner Geschwiſter und Freunde, Name für Name.« In mehreren Inschriften wiederholt sich dies Gedicht oder diese Formel faſt wörtlich, nur daß die Namen wechseln; augenscheinlich fand die Vorlage großen Anklang, wenn nicht etwa gar ein findiger Fremdenführer oder Prieſter den Ankommenden sein bewährtes Muſtergedicht verkaufte. Die Sprache wäre eines solchen Urhebers würdig.

Viel anspruchsvoller sind die Verse, in denen der Alexandriner Catilius, mit Beinamen Nikanor, seiner Bildung und seinem Patriotismus ein Denkmal gesetzt hat: er weiß eine schwungvolle Huldigung an Kaiser Auguſtus mit einer achtungsvollen Verbeugung vor dem kaiserlichen Statthalter Turranius zu verknüpfen und dem Ganzen durch eingeſtreute äolische und dorische Vokabeln und Wortformen einen höchſt gelehrten Anſtrich zu geben: »dem Cäsar, dem Meerkönige und Gebieter der grenzenlosen

Welt, dem Zeus-Befreier, entsprossen vom Vater Zeus, dem Herrscher Europas und Asiens, dem Sterne ganz Griechenlands, der als der große Heiland-Zeus aufging, hat auf dem heiligen Fels die Weihschrift Catilius gesetzt, der von Alexanders Stadt hierher kam; und den großen Sohn großer Ahnen, den gerechten Turranius, ganz Ägyptens trefflichsten Vorsteher, grub er in steinerne Tafel, auf daß, wer den Grund dieser Insel beträte, den Segenspender des Landes besinge. Philä aber spricht: der schöne Endpunkt Ägyptens bin ich und des Äthiopenlandes Grenze.« Der aufmerksame Leser wird nicht übersehen, daß hier der Kaiser Augustus Heiland genannt wird, und zwar mit demselben griechischen Worte, das nicht lange danach sich dauernd mit Jesus verknüpft; sogar der aufgehende Stern als Zeichen des Heilandes fehlt nicht im Gedankenkreise des Alexandriners, der diese Verse im Jahre 7 vor Christi Geburt niederschrieb. Es ist eines der zahlreichen Zeugnisse für den Heilandsgedanken, den die griechische Welt an Augustus anschloß; andere haben diese Verbindung schon längst erkannt und wissenschaftlich verfolgt. Unser Catilius hat noch einen zweiten Versuch im Dichten unternommen, ist aber völlig daran gescheitert, mit den Anfangssilben seiner Namen ein Akrostichon zu bilden; sind die übrigen Verse schon halb sinnlos, so hat er die letzte Silbe überhaupt nicht zum Worte zu vervollständigen gewußt und muß gestehen, er »habe sie übrig«.

Wie mit Memnon so suchten die Griechen auch mit Isis eine Gestalt ihrer Sage in Beziehung zu setzen, und es mögen wohl die Kuhhörner des Isisbildes sein, die schon den alexandrinischen Hofdichter Kallimachos an Jo, des Inachos Tochter, erinnerten, denn in eine Kuh hatte Zeus sie verwandelt, als ihn Hera bei der schönen Sterblichen betraf. Und der »tausendnamigen Isis« durfte solch ein Name beigelegt werden in einem Gedichte, das auch sonst mit Worten spielt: »Wir kamen zur Grenze Ägyptens, der schönen Insel, um das Land der Inachischen Isis zu sehen und des Nils tiefen Strudel, der das reiche Ägypten Jahr für Jahr erhält, unter des Kaisers Segen. Leb wohl, liebe Herrin, leb wohl auch du Sarapis, der du gegenüber das Land bewohnst, das hochheilig-unnahbare, und sende uns heil zurück zu Kronos' Hafen.« Gegenüber von Philä lag auf dem »Unnahbaren«, dem Abaton, wie die Griechen sagten, das Grab des Osiris, den der Dichter mit Sarapis verwechselt; mit der Anrede an Isis »liebe Herrin« weist er unmittelbar auf Philä, denn an diesen Namen klingt das griechische phila, d. i. »liebe« an, und in dem Gebete »Sende uns heil zurück« deutet er auf die »Heilerin« Isis hin.

Wenn in diesen Blättern die Reisenden des Altertums selbst mehr zu Worte gekommen sind als die litterarischen Berichte, so ist es gewiß nicht in der Meinung geschehen, daß bedeutende Gedanken in schöner Fassung bei ihnen zu finden seien; es ist wirklich alles sehr bescheiden, oft genug so bescheiden, daß man es ohne Einschränkung schlecht nennen darf. Wer aber nicht nur die einsamen Höhen, sondern auch die breiten Niederungen menschlichen Lebens der Beachtung wert hält, wer Stimmung der Menge und Neigung der vielen kennen lernen will, wird aus dem großen in Stein gegrabenen Fremdenbuche, das uns Ägypten bewahrt hat, die Anschauungsweise der Alten deutlich herauslesen.

Simson.

Von

Hermann Gunkel.

(Schluß)

VI.

Nun über einige Motive aus der Simson-Geschichte, soweit sie im vorhergehenden noch nicht behandelt sind. Die meisten sind demjenigen, der das Leben des alten Orients kennt, ohne weiteres verständlich. Dahin gehört die Hochzeit mit ihren sieben Tagen, mit den Brautführern und dem Rätselspiel[29]); ferner der Webstuhl, der am Boden neben dem schlafenden Simson befindlich gedacht wird, und in dessen Aufzug das falsche Weib Simsons Locken flicht: eine höchst raffiniert ausgeklügelte Art der Fesselung. Die Blendung von Kriegsgefangenen ist im alten Orient ganz gewöhnlich. Verständlich ist auch, daß Simson in seiner tiefsten Schmach die Mühle drehen muß: das ist die allerniedrigste Arbeit; ebenso, daß er als Blinder zu spielen hat: blinde Sänger sieht man auf ägyptischen Denkmälern[30]), wie auch Homer blind ist, und wie noch die Gegenwart den blinden Virtuosen und den blinden Leiermann kennt.

Auch der Löwenkampf Simsons ist natürlich genug. Löwen waren damals in Kanaan noch häufig, und der Kampf mit dem Löwen galt selbstverständlich als besondere Heldentat[31]), zumal wenn er ohne Waffe geführt wurde. Dasselbe erzählen die Griechen von Herakles; die Babylonier feiern Gilgamesch als Löwentöter[32]) und stellen ihn (?) dar[33]), manchmal ohne Waffe mit dem Löwen ringend oder ihn in die Luft schwingend. Auch der phönizische Heros hält das Ungetüm in der bloßen Hand, vielleicht im Begriff, es zu zerreißen[34]). Auch Assurbanipal hat sich in seinem Palaste abbilden lassen, wie er den von einem Pfeil verwundeten Löwen mit den bloßen Händen bezwingt[35]). Und selbst Göttern schrieb man solche Löwenkämpfe zu[36]).

Ein Stück anderer Art ist das Anstecken des Getreides durch die Füchse, denen Feuerbrände an die Schwänze gebunden sind. Der Zweck und Witz des Verfahrens ist oben geschildert. Dergleichen ist gelegentlich wirklich geschehen; um die Steppen der Mongolen abzubrennen, wurden von den Mameluken Füchse und Hunde mit Feuerbränden losgelassen[37]).

---

[29]) Über Rätselwettkämpfe v. d. Leyen, Das Märchen in den Göttersagen der Edda, S. 50 f., woselbst Literatur; Wundt, Völkerpsychologie, II, 3, S. 116 ff.

[30]) Erman, Ägypten und ägyptisches Leben im Altertum, S. 341.

[31]) I Sam. 17 34 f. II 23 20.

[32]) Gilgamesch-Epos, Tafel X, Z. 51 (Ungnad, S. 45).

[33]) Vergl. die oben Sp. 882 A. 12 angegebenen Abbildungen.

[34]) Vergl. die Abbildung bei P. Carus, Story of Simson 1907, vor dem Titel; Pietschmann, Gesch. der Phönizier, S. 232.

[35]) A. Jeremias, Das Alte Testament im Lichte des alten Orients, 2. Aufl. Abb. 163. Vergl. auch Meißner, Assyrische Jagden, S. 24.

[36]) Vergl. Erman, Ägyptische Religion, S. 180; Jensen, Gilgamesch-Epos, S. 56 ff.

[37]) Vergl. R. Hartmann, Zeitschr. f. altt. Wiss. XXXI, S. 69 ff.

Daß Simson als Waffe gerade einen Kinnbacken (Unterkiefer) benutzt, erklärt sich daraus, daß ein solcher kräftiger Knochen eine gefährliche Waffe sein kann. Die Neuseeländer erzählen von Mani, der von einer Göttin einen zauberkräftigen Kinnbacken erhält und damit die Sonne aufs heftigſte verwundet[38]). Ein arabischer Held erschlägt einen Ungläubigen mit einem Kameelskinnbacken[39]). Daß es hier gerade ein Eselskinnbacken iſt, hat der alte Hörer, der ihn aus der Natur kannte, gleich verſtanden: der Unterkiefer des Esels hat zwischen den Schneide- und Backenzähnen eine zahnfreie Einschnürung, den sogenannten »Hals«, an dem man ihn bequem anfassen kann.[40]) Daß man solche Tierknochen auf dem Felde findet, iſt im Orient natürlich: die gefallenen Tiere bleiben am Wege liegen und werden vom Wilde bis auf die Knochen abgenagt. Ein »frischer« Kinnbacken muß es sein, der noch elaſtisch und widerſtandsfähig und daher zur Waffe tauglich iſt.

Ein in der Sagenwelt sehr häufiger Zug iſt die wunderbare Entſtehung der Quelle aus dem Felsen: Moses schlägt sie mit seinem Stabe hervor[41]). Mithra entlockt sie dem Felsen durch einen Pfeilschuß[42]), usw.

Das Tragen der ausgehobenen Torpfoſten in die Ferne hat in der deutschen Sage ein Gegenſtück: in der Domkirche zu Innichen im Puſtertal ſtehen acht Pfeiler, die ein Riese aus Sexten nach Innichen getragen haben soll[43]).

Die beiden Säulen des Dagon-Tempels, die Simson umreißt, ſtehen (nicht weit von einander), so, daß sie von allen Seiten gesehen werden können (V. 25. 24); auf ihnen ruht das ganze Gebäude (V. 29); sie heißen »die beiden Säulen der Mitte« (V. 29); sie sind demnach nicht etwa in der Vorhalle, sondern in der Mitte des Innenraums zu denken. Die Feſtversammlung befindet sich also nicht vor dem Tempel im Freien, sondern im Tempel selber. Solche zwei Säulen im Innenraum haben nun wirklich kürzlich ausgegrabene Säle in kretischen Paläſten und kretische Heiligtümer[44]), wodurch die längſt angenommene Herkunft der Philiſter aus Kreta aufs neue beſtätigt wird. Der Erzähler weiß demnach genau Bescheid, wie philiſtäische Heiligtümer aussehen.

Einer besonderen Darlegung bedarf Simsons Rätsel, das folgendermaßen zu übersetzen iſt:

»Vom Fresser geht aus Fressen,
Vom Gierigen geht aus Süßes.«

Das Rätsel iſt geiſtreich, denn sonſt geht Fressen in den Fresser hinein und der Gierige — so iſt zu übersetzen[45]) — schlingt das Süße wild hinunter. Nun iſt die Antwort bekanntlich diese, daß sich die süße Speise des Honigs im Aase des gierigen Fressers, des Löwen, gefunden hat. Und diese Antwort wird von den Philiſtern in dem Spruche gegeben:

»Was iſt süßer als Honig?
Was iſt gieriger (grimmiger, wütender) als der Löwe?«

38) Waitz-Gerland, Anthropologie der Naturvölker, VI, S. 256.

39) Schwally, Semitische Kriegsaltertümer, S. 101 A. 2.

40) Ich verdanke diese Notiz meinem verehrten Kollegen, Herrn Professor Martin in Gießen, der mir einen Eselskinnbacken zur Verfügung geſtellt hat.

41) Vergl. Greßmann, Mose, S. 153 ff., woselbſt Parallelen.

42) Vergl. Lietzmann bei P. Wendland, Helleniſtisch-römische Kultur 2. 3 Aufl., S. 431. Germanische Quellsagen bei Fr. Kauffmann Archiv f. Religionswissenschaft 1908, S. 105 ff.

43) V. d. Leyen, Deutsches Sagenbuch, IV, S. 218.

44) Vergl. F. Noack, Homerische Paläſte Abb. 6, 7, 12.

45) Vergl. Jes. 56_{11} Jes. Sir. 19_3 40_{30}.

So zierlich nun aber auch diese Antwort ist, so hat man doch längst daran Anstoß genommen, daß Simsons Rätsel kein erratbares, also auch kein eigentliches Rätsel ist, ferner, daß auch der zweite Spruch eigentlich Rätselform trägt, schließlich und besonders, daß sich nach dieser Sage Honig im Aase gefunden haben soll, was bekanntlich naturgeschichtlich unmöglich ist. Diese Schwierigkeiten sind folgendermaßen zu lösen. Daß Simson ein Rätsel aufgibt, das sich nicht, wie es in der Natur des Rätsels liegt, auf einen allgemeinen, den andern bekannten Sachverhalt, sondern auf einen bestimmten, konkreten, nur ihm selber bekannten Fall bezieht, also auch gar nicht geraten werden kann, hat auch sonst, besonders im Rätselmärchen, viele Parallelen; es ist eine schalkhafte Variation der Rätselform, besonders beliebt, wenn ein hoher Preis auf das Erraten gesetzt ist.[46]).

Besonders nahe verwandt und vielleicht dem Simson-Rätsel nachgeahmt ist das in manchen Varianten umlaufende mecklenburgische Rätsel:

Henging un wedderkamm,
lebendigen ut'n doden namm,

das, gleichfalls in manchen Variationen, so erklärt wird, daß jemand beim Hingehen ein Gerippe, ein totes Pferd oder einen Pferdeschädel erblickt und beim Zurückgehen ein Vogelnest mit Eiern oder Jungen oder einen Bienenstock darin findet.[47]) Die Vorstellung hat das Volk ergötzt, daß sich das Lebendige in dem Toten einnistet. — Daß sich nun bei Simson gerade Honig im Aase findet, wird uns nicht mehr auffallen, wenn wir hören, daß es in der Welt der Griechen und Römer nicht nur Volksglaube, sondern sogar gelehrte Theorie gewesen ist, daß Bienen aus dem Aase von Rindern entstehen.[48]) Dabei mag eine Verwechselung der Biene mit der ihr ähnlichen, nur von dem Kenner zu unterscheidenden Aasfliege Eristalis tenax mitgewirkt haben, vgl. Baethgen, Beiträge zur semit. Religionsgeschichte, S. 168. So kann es uns nicht wundern, wenn sich die Hebräer Bienen im Aase des Löwen vorstellen, und wenn ihre Phantasie selbst Honig an dieser Stätte sucht. — Aus der Rätselform aber, welche auch die Lösung des Rätsels trägt, ist vielleicht zu schließen, daß auch dieser Spruch ursprünglich ein Rätsel gewesen ist. Was mag seine Lösung gewesen sein? Was ist das Süßeste, der schönste Genuß in der Welt, und doch zugleich das Gierigste, Grimmigste?

»Die Engel, die nennen es Himmelsfreud',
Die Teufel, die nennen es Höllenleid,
Die Menschen, die nennen es — Liebe!«
»O Lieb', wie bist du bitter,
O Lieb', wie bist du süß.«

Nicht nur »süß« ist die Liebe[49]), sondern auch »gierig«, leidenschaftlich begehrend und an sich raffend wie der Tod (Cant. 8_6). Beide Rätsel hat der Erzähler der Überlieferung entnommen und das zweite geistreich als Lösung des ersten verwandt.

VII.

Eine Reihe von Erzählungen handeln von Simsons Beziehungen zu den

46) Vergl. die »Halslösungsrätsel« bei Wossidlo, Mecklenburgische Volksüberlieferungen, I No. 962 ff.; Grimm, Kinder- u. Hausmärchen No. 22 und dazu Bolte-Polívka, Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, I. S. 188 ff.; ferner R. Köhler, Kleinere Schriften, I, Register s. v. Rätsel. Dies nach gütiger Mitteilung von Herrn Professor Joh. Bolte in Berlin.

47) Vgl. Wossidlo, Mecklenburgische Volksüberlieferungen, I No. 967, vgl. No. 962,18 f.

48) Vgl. die Zusammenstellung von Merx, Protestantische Kirchenzeitung, 1887, Sp. 391.

49) Vgl. etwa Cant. 2_3.

Mädchen. Hier wird das Motiv variiert, daß Liebe keine Gefahr scheut: auch die altarabischen Dichter besingen es, wie sich ein Held unter mancherlei Gefahren zu seiner Geliebten in einem fremden Stamme schleicht[50]) — dies in der Gazza- und in der Delila-Geschichte; zugleich das andere Motiv, daß der Mann trotz all seiner Kraft zu Fall kommt durch Weibertränen und Weibertücke — dies in der Geschichte der Hochzeit und von Delila. Insbesondere iſt das Motiv hier so gewandt, daß der Mann im Besitze eines Geheimnisses iſt, das er zu seinem Schaden dem geliebten Weibe verrät. Auch das ein Motiv, das in allerlei Variationen in der Weltliteratur häufig iſt. So heißt es in dem bekannten ägyptischen Brüdermärchen[51]), daß das Herz eines Mannes in der Spitze einer Akazie verborgen iſt; wird der Baum umgehauen, so muß das Herz zur Erde fallen und der Mann muß ſterben. Seinem schönen und geliebten Weibe offenbart er das Geheimnis, das sie, vom Könige geraubt, diesem verrät, worauf der König den Baum umhauen läßt. Man denke ferner an Siegfried, der sein Geheimnis, wo er verwundbar sei, seinem Weibe kundtut, das es dann zu seinem Verderben weitererzählt. Verwandtes Motiv behandelt auch der ägyptische Mythus von Re[52]), der durch die kluge Isis hinterliſtig dazu gebracht wird, ihr das ihm allein bekannte Geheimnis seines Namens und dadurch die Zauberkraft über ihn selber mitzuteilen.[53]) Daß dies Motiv gerade auf Simson übertragen worden iſt, erklärt sich leicht: es reizte den Erzähler, zu zeigen, wie auch der ſtärkſte Mann dem schwachen Weibe unterliegt, wie denn auch Herakles vor Omphale schwach wird.

VIII.

Nun iſt in der Delila-Geschichte dieses Motiv mit dem andern verbunden, daß Simsons Geheimnis, das ihm von seinem Weibe entlockt wird, in seinen Haaren liegt: er iſt kräftig, solange er die langen Haare hat; werden sie ihm geschoren, so iſt er »wie ein anderer Mensch«. Dies Motiv kommt unter allen Simson-Geschichten nur in dieser einen vor. Nun scheint diese Sage die charakteriſtische Simson-Sage zu sein; enthält sie doch eine Reihe von Motiven miteinander verbunden, die in den übrigen Sagen einzeln auftreten: sie hat das verratene Geheimnis wie die Hochzeitsgeschichte, die vergebliche Fesselung wie den Kampf zu Lechi, den geheimen Besuch bei der philiſtäischen Dirne wie die Gazza-Sage. In dieser Delila-Sage aber ſteht das Motiv von der Kraft in den Haaren im Mittelpunkt. Wie mag sich dies seltsame Motiv erklären? Wir finden ein ähnliches Motiv in der griechischen Sage von Pterelaos, dessen eines goldenes Haar ihm Sieg und Leben verbürgte; aber als er sich im Kampfe gegen Amphitryon befand, zog ihm seine Tochter Komaitho aus Liebe zum Feind ihres Vaters das Haar aus; so verlor er das Leben.[54]) Eine verwandte griechische Sage erzählt von Nisos, dem König von Megara, an dessen eines purpurnes Haar nach einem Orakelspruch

[50]) Vergl. z. B. Wellhausen, Gött. Gel. Nachr. 1893, S. 471.

[51]) Erman, Ägypten und ägyptisches Leben im Altertum, S. 505 ff.; Frazer, Golden Bough, 2. Aufl., III, S. 375 ff.

[52]) Erman, Ägyptische Religion, 2. Aufl. S. 173 f.

[53]) Wie das Weib in den Mann dringt, sein Geheimnis zu verraten, hören wir in indischen Erzählungen, vgl. v. d. Leyen, Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen CXVI S. 19 f.

[54]) Quellen und Literatur bei Höfer in Roschers Myth. Lex. unter Pterelaos.

sein Leben, seine Herrschaft und die Sicherheit seiner Stadt geknüpft war; aber, als Minos die Stadt belagerte, schnitt ihm seine Tochter Skylla das Haar ab und überlieferte die Stadt dem Feinde[55]). Besonders häufig ist das Motiv in neugriechischen Märchen. Zur Zeit der Hellenen lebte ein König »Kapitän Dreizehn«, der stärkste seines Zeitalters; die drei Haare auf seiner Brust waren so lang, daß man sie fassen und zweimal um die Hand wickeln konnte. Im Kriege gegen einen andern König würde er seine Feinde sämtlich vernichtet haben, wenn nicht sein Weib ihn um 4000 Taler, die es von den Feinden erhielt, verraten und ihm die drei Haare abgeschnitten hätte. Hierdurch wurde er der Schwächste der Menschen; er wurde gefangengenommen und gefesselt. Nach kurzer Zeit aber fingen seine Haare wieder an zu wachsen; so hat er auch seine Kraft wiedergewonnen[56]). Dasselbe Motiv kehrt in neugriechischen und albanesischen Märchen wieder: ein Jüngling oder ein »Drakos« hat drei goldene Haare, in denen seine Stärke sitzt, läßt sich aber von seiner Mutter oder Schwester dies Geheimnis entlocken; die Ungetreue schneidet sie ihm ab, etwa während er im Bette liegt, so daß er seine Kraft verliert. Auch die Fortsetzung, daß sie ihm später wieder wachsen, so daß er die Kraft wieder erhält und Rache nehmen kann, ist gelegentlich vorhanden[57]). Die weite Verbreitung des Motivs zeigen folgende Märchen: eine armenische Variante gibt das Märchen von der »verräterischen Mutter«, die ihrem Sohne, als er auf ihrem Schoße eingeschlafen ist, drei Haare mit Merkmalen auszieht, worauf er sofort stirbt[58]). Die Odschibwä-Indianer erzählen von einer Menschenfresserin, die ihr Herz nicht in der Brust, sondern unter ihren roten Haaren verborgen trug; aber ein Knabe erfuhr dies Geheimnis von dem Spechte und tötete sie nach kurzem Kampfe[59]). Auf der Insel Nias in Mikronesien erzählt man sich, daß der Seeräuber Laowomaroe die See lange unsicher machte, bis man mit Hilfe seiner Frau erfuhr, worin seine Kraft bestand. Nachdem ihm sieben Haare ausgezogen waren, war er ein schwaches Wesen geworden, und es gelang, ihn zu töten.[60])

Eine andere Geschichte, gleichfalls aus Nias, erzählt von einem Manne, den kein Feuer noch Wasser noch Stahl töten konnte; aber seine Feinde erfuhren von seinem Weibe das Geheimnis, daß sein Leben an ein Haar von ihm gebunden war; als es ausgerauft wurde, entfloh zugleich sein Geist.[61])

Verwandt, wenn auch mit anderem Ausgang und anderer Pointe, ist das afrikanische Märchen von Surro Sanke, das Frobenius, Der schwarze Dekameron S. 364 ff. mitteilt, wonach ein Mann vom Könige nur dann getötet werden kann, wenn dieser ihm die Namen der drei Haare auf seinem Kopfe nennt; der König läßt sich diese Namen durch die Lieblingsfrau des Mannes verraten.

In den meisten der erwähnten Märchen werden nun die beiden Hauptmotive der Delila-Geschichte wieder-

[55]) Quellen und Literatur bei Roscher in dessen Myth. Lex. unter Nisos.

[56]) B. Schmidt, Griechische Märchen, Sagen und Volkslieder, S. 91 ff.

[57]) J. G. v. Hahn, Griechische und albanesische Märchen, II, S. 282; vgl. I, S. 217, II, S. 284.

[58]) Grikor Chalatianz, Märchen und Sagen, Armenische Bibliothek IV, S. 77.

[59]) Wundt, Völkerpsychologie, II, 3, S. 97.

[60]) Frobenius, Zeitalter des Sonnengottes, S. 78.

[61]) Frazer, Golden Bough, 2. Aufl. III, S. 388.

holt: die Kraft in den Haaren und zugleich das durch das Weib verratene Geheimnis. Wir nehmen in solchem Falle als sehr wahrscheinlich an, daß es sich bei derartigem Zusammentreffen in der charakteristischen Verbindung verschiedener Motive um geschichtlichen Zusammenhang der Erzählungen handelt, und haben hier ein Beispiel dafür, daß solche die Phantasie anziehende Erzählungen über Länder und Meere, in unendliche Ferne wandern können.

Dies so häufige Märchenmotiv von der Kraft in den Haaren gehört nun zu einer außerordentlich weitverbreiteten primitiven Vorstellung, wonach das Herz, die Seele, das Leben, die Kraft eines unheimlichen Menschen irgendwo geborgen ist: in einer Frucht, einem Kern, einem Samenkorn, in einem Ei oder Tier, in einer Baumblüte (vgl. oben) oder irgendwo anders[62]). Sehr oft befindet sich die Seele in weiter Ferne von ihrem Träger, manchmal so kompliziert verborgen, daß es fast unmöglich erscheint, ihrer habhaft zu werden; immer aber ist es ein tiefes Geheimnis, wo sie zu suchen ist. Der Mensch aber, dem die Seele so geschützt ist, ist gegen alle Gefahren gefeit, nur freilich, daß er sein Geheimnis hüten muß. Das Märchen aber erzählt dann, wie er doch zu Fall kommt: dem ihm nächststehenden Weibe — so heißt es auch hier sehr häufig — verrät er es in argloser Blindheit, und sie erzählt es, ihm zum Verderben, seinem Feinde weiter[63]). Auch die Züge, daß der Träger der Seele dem Weibe zuerst einen falschen Sitz der Seele angibt[64]) und den rechten erst nach vielen Bitten verrät[65]), kommt in solchen Märchen vor.

Daß man aber auf den Gedanken verfiel, diese verborgene Seele gerade im Haar zu suchen, erklärt sich aus dem Glauben der Primitiven, wonach neben andern Körperteilen auch gerade das Haar der Sitz der Seele ist[66]). Um das Leben vom Körper des Sterbenden zu lösen, schneidet man sein Haar ab; Haare dienen als Amulett; durch Manipulation mit dem Haare kann man den Menschen bezaubern, von Krankheit befreien oder ihm solche anhexen; im Haar des Hingerichteten sieht man Zauberkraft; das Gespenst entreißt dem Menschen eine Locke und rafft ihn so dahin[67]); durch das Abschneiden der Locke verfällt der Mensch dem Tode; durch das Skalpieren setzt sich der Wilde in den Besitz der Seele seines Feindes; das Haaropfer vertritt gelegentlich das Menschenopfer; Könige und Fürsten tragen ungeschorenes Haar[68]).

Danach ist der Gedanke der Delila-Sage zu verstehen, daß die Kraft des Heros in seinen langen Haaren sitzt und so lange dauert, bis das Schermesser über sie kommt. Und dies Motiv könnte älter sein als das raffiniertere in den verwandten Erzählungen, wonach die Kraft nur noch in einzelnen bestimmten, noch schwerer zu findenden Haaren gesucht wird. In der Simson-

62) Wundt, Völkerpsychologie, II, 3, S. 201; Frazer, Golden Bough, 2. Aufl., III., S. 351 ff.

63) Dergl. Märchen und Sagen sind zusammengestellt von Frazer, Golden Bough, 2. Aufl., III, S. 353 ff.; F. Kauffmann, Balder S. 137 ff.; Köhler, Kleinere Schriften, I, S. 158 ff.

64) F. Kauffmann, Balder, S. 144; J. G. v. Hahn, Griechische und albanesische Märchen, II, S. 275. 294.

65) F. Kauffmann, Balder, S. 143; Frazer, Golden Bough, 2. Aufl., III, S. 379.

66) Wundt, Völkerpsychologie, II, 2, S. 23 ff.

67) Wundt, Völkerpsychologie II, 2, S. 47, 208. 193 f. 328. 397. 400. 406. 163. 376 A. 1.

68) Gruppe, Griechische Mythologie, S. 882, A. 3. Vergl. weiter Frazer, Golden Bough, 2. Aufl., III., S. 390 f.; I, S. 368 ff.

Figur aber sind, im ganzen betrachtet, zwei Stoffe zusammengekommen: der danitische Kraftmensch mit seinen langen Haaren und das Märchen, wonach die Kraft auf eben diesen Haaren beruht. Dabei ist das Märchenmotiv sicherlich das Primäre; es ist israelitisiert worden, indem man es auf die Gestalt des danitischen Kraftmenschen übertrug.

IX.

Nun noch einige Einzelheiten der Delila-Geschichte. Zuerst wird Simson dreimal vergeblich gefesselt, jedes Mal ist die Fessel stärker; aber jedes Mal fährt er aus dem Schlafe empor und zerreißt die Fesseln, wenn er den Ruf hört: »die Philister über dir«, d. h. die Philister kommen und sind schon da! Die vergeblichen Fesselungen sollen die schließliche Bindung in ihrer Bedeutung hervorheben, die Wiederholung soll die reizvolle Situation verlängern; daß die Fessel immer stärker wird, soll den Hörer spannen. Solche Wiederholung der Situation läßt Simson in unsern Augen als töricht erscheinen, ein Anschein, den aber der Erzähler nicht hat erregen wollen. Alles dies gehört zum alten Erzählungsstil. So finden wir auch dafür Parallelen. Als die Götter — so heißt es in der Edda[69]) — den Fenris-Wolf binden wollen, legen sie ihm zuerst eine starke, dann eine stärkere Fessel an, bis sie ihn zum dritten Male bezwingen. In einem westslawischen Märchen läßt sich ein Jüngling von seiner Mutter binden, einmal umsonst, bis sie ihn gefesselt hat.[70]) Auch daß sich der Starke im Bewußtsein seiner Kraft gutwillig binden läßt, bis er schließlich doch erliegt, wiederholt sich in diesen Erzählungen.[71]) Mit anderem Ausgange, also der Fesselung Simsons von Lechi vergleichbar, wird dasselbe von Herakles[72]) erzählt, der von Busiris geopfert werden sollte und sich zuerst ruhig fassen und zum Altare führen ließ, dann aber plötzlich die Fesseln zerriß und ein furchtbares Blutbad unter den Ägyptern anrichtete.[73])

X.

Ein wenig können wir noch über die Geschichte der Simson-Figur in Israel sagen. Man darf sich wundern, daß eine solche derbe Geschichte überhaupt fortgepflanzt und schließlich in die heiligen Bücher mit aufgenommen worden ist. Aber der nie erloschene Haß Israels gegen die Philister wollte diese Sage nicht entbehren. Begreiflich ist, daß man von früher Zeit an darüber nachgedacht hat, wie man den seltsamen Recken aufzufassen habe. Zuerst

[69]) H. Gering, Edda, S. 323 ff.

[70]) Wenzig, Westslavischer Märchenschatz, S. 152, zitiert nach v. d. Leyen, Das Märchen in den Göttersagen der Edda, S. 28 f. Mehrmalige falsche Angaben über den eigentlichen Sitz der Kraft gehen dem richtigen Bescheide voraus auch in den neugriechischen Märchen, v. Hahn, Griechische und albanesische Märchen, II. S. 275. 277. 294, ferner in den litauischen bei Leskien und Brugmann, Litauische Volkslieder und Märchen, S. 390 f.

[71]) Vgl. v. Hahn I, S. 180; Leskien u. Brugmann S. 398.

[72]) Vgl. Stoll in Roschers Myth. Lex. unter Busiris, woselbst die Quellen.

[73]) Weshalb Simson sein Haupt der Geliebten überläßt? »Im alten Arabien ist es ein gewöhnlicher Freundschaftsdienst der Geliebten, daß sie ihrem Schatz den Kopf in ihrem Schoß kämmt und von Ungeziefer säubert« (Wellhausen, Gött. Gel. Nachrichten 1893, S. 471). Dieser selbe Zug findet sich gerade in den Märchen von der Kraft in den Haaren, vgl. v. Hahn, Griechische und albanesische Märchen, I, S. 217; II S. 282. Doch kommt das Einschlafen auf den Knien des oder der Geliebten als Beweis arglosen Vertrauens auch sonst vor, vgl. Hans Schmidt, Volkserzählungen aus Palästina, Nr. 38: Die Tochter des Emirs.

hat man seine Kraft von »Jahves Geist« abgeleitet: das ist also eine erste Jahvisierung des ursprünglichen Märchenmotivs von der Kraft in den Haaren. Dann hat man ihn einen »Nasiräer« genannt. Wir finden diese Auffassung in der Kindheitsgeschichte (vgl. oben), wonach sich ein solcher Nasiräer und demnach auch Simson von Wein und Unreinem zu enthalten und die Haare nicht zu scheren hat. Dieselbe Bezeichnung findet sich, aber wohl als Zusatz, in der Delila-Sage (16_{17}a, β). Wir hören auch sonst, daß die Nasiräer derartige Gelübde auf sich nahmen (Num. $6_{3\,\text{ff.}}$). Aber klar ist, daß Simson, der bei dem Hochzeitsgelage gewiß nicht nüchtern gesessen und der aus dem Aase des Löwen unbesorgt genossen hat, mit einem Nasiräer nichts als die langen Haare gemeinsam hat. Auch ist von einem lebenslänglichen Nasiräat sonst nichts bekannt; ein solches scheint also nur für Simson ad hoc angenommen zu sein. Noch später, als man die Sage in das Richterbuch aufgenommen hat, hat man Simson als einen »Richter« gedeutet. »Richter« nannte man damals die Helden nnd Gottesmänner, die vor den Königen Israel zu Zeiten geführt haben. Einige Zusätze zu den alten Sagen sprechen diese Auffassung aus, wonach er Israel von den Philistern errettet und 20 Jahre regiert habe ($13_{1.5}$b 15_{20} 16_{31b}). Daß aber diese Auffassung Simsons nicht zu den ursprünglichen Sagen paßt, bedarf keiner Auseinandersetzung, wirkt doch die Chronologie neben seinen Taten geradezu komisch. Daß sich die chronologische Schlußangabe nicht nur am Ende des Ganzen (16_{31}), sondern auch schon vor der Delila-Geschichte (15_{20}) findet, beweist, daß ein Redaktor diese ihm höchst bedenkliche Geschichte ausgelassen hatte, worauf sie aber später wieder hinzugefügt worden ist.[74]) In Wirklichkeit aber ist Simson ursprünglich weder Träger des Geistes noch Nasiräer noch Richter, sondern eine Größe für sich.

XI.

Wir haben im vorhergehenden eine Auffassung Simsons vorgetragen, die ihn aus seiner Umwelt und aus einigen geläufigen Märchenmotiven zu verstehen sucht. Werfen wir nun einen Blick auf die gegenwärtig von vielen Forschern vertretene und daher vielgestaltige Deutung dieser Gestalt als eines zum Menschen herabgedrückten Sonnengottes, ob sie sich nicht doch vielleicht in irgend einem Punkte vor der unsrigen empfiehlt oder ihr noch einen Zug hinzuzufügen vermag.

Für diese mythologische Auffassung schien vor allem Simsons Name zu sprechen, der höchst wahrscheinlich von »Schemesch«, Sonne, abzuleiten ist und »Sönnchen« oder den »zur Sonne Gehörigen« bedeutet. Aber selbst wenn dieser Name auf den Sonnengott Schemesch zu deuten ist, braucht er noch keineswegs die Identität seines Trägers mit dem Gotte bezeichnen zu sollen. Solche theophore Namen werden von frommen Eltern ihrem Kinde gegeben, um diesem eine nahe Beziehung zu der besonders verehrten Gottheit zu verleihen. So ist z. B. Mardochai, d. h. der zu Marduk Gehörige, ein babylonischer und jüdischer Personenname[75]). Der Name Simson, der als Schamschânu auch im Babylonischen vorkommt, wird außerisraelitischen Ursprungs sein; mit Recht verweist man auf die Städte Beth-Schemesch (I Sam. 6_{12} u. a.), Har-Cheres

[74]) Budde, Richter und Samuel, S. 132 f.

[75]) E. Cosquin, Prologue-cadre des mille et une nuits (Revue biblique internationale, 1909) S. 72 f.

(Iud. 1_{35}), Ir-Schemesch (Jos. 9_{41}), wahrscheinlich Stätten einstigen Sonnenkultus und in der Nähe von Simsons Heimat gelegen. Der Name Simson kann von den Israeliten gebraucht worden sein, ohne daß sie seine ursprüngliche Bedeutung gefühlt hätten, wie der verwandte Name Schimschai und wie »Mardochai« und gegenwärtig etwa »Isidor«. In diesen Geschichten kann er also einfach als ein damals gebräuchlicher Personenname verwandt worden sein.

Nun sind die meisten Züge der Simson-Geschichte, wie wir gesehen haben, dort so vortrefflich innerlich begründet, daß sie einer weiteren Ableitung nicht bedürfen, so daß ihre Beziehung auf den Sonnengott durchaus unnötig und unnatürlich erscheint. Der Eselskinnbacken[76]) ist eine natürliche, vortreffliche Waffe; ob der Esel dem Sonnengott heilig ist oder nicht, kommt dabei also nicht in Betracht. Daß sich der Gewaltmensch in einer Höhle birgt, ist an sich verständlich, was soll da die mythische Höhle des Sonnengottes? Gefährliche Kriegsgefangene werden im alten Orient geblendet; nichts deutet in der Simsongeschichte darauf hin, daß sich diese Blendung daraus erklärt, daß der Sonnengott in der Nacht etwa ein Auge verliert. Der Löwenkampf ist eine Heldentat, die auch ein menschlicher Recke vollbringen kann; und daß man solche Taten auch Göttern zuschreibt, zwingt nicht dazu, Simson für einen Gott zu halten. Daß der Held die Tore aushebt und die Tempelsäulen umstürzt, ist aus seiner jeweiligen Lage gut begründet: die Tore hebt er aus, um aus der Stadt zu kommen, die Säulen stürzt er um, um Rache zu nehmen; was bedarf es da der Erinnerung an die Säulen des Himmels? Die Fesselung des Starken und seine Befreiung ist ein so natürliches und häufiges Motiv, daß es seltsam erscheint, hier daran zu erinnern, daß auch der Sonnengott im Winter gebunden und im Frühling frei wird. Quellen sind so vielen Heroen und Göttern heilig, natürlich auch gelegentlich Sonnengöttern, daß niemand bei der Simson-Quelle gerade an den Sonnengott erinnert wird. Alle diese Züge haben mit den Sonnenmythen nur eine ganz äußerliche Ähnlichkeit und sind nur Einzelzüge; keine Rede davon ist, daß sich ganze Geschichten hier wiederholten. Man ersieht aus solchen Beispielen also nicht, daß Simson ein Sonnenheros ist, sondern nur, daß die Augen dieser Sonnen-Mythologen so sehr von den bezeugten oder von ihnen angenommenen Sonnenmythen gebannt worden sind, daß sie auch in den einfachsten und natürlichsten Dingen Nachklänge des Mythus entdecken. Oder muß man ein Sonnengott sein, um sich von einem Weibe sein Geheimnis abschwatzen zu lassen?

Ernsthaft in Frage kommen aus dem ganzen Material nur drei Punkte[77]):

[76]) Ich wende mich in folgendem besonders gegen die zuletzt erschienene und vollständigste mythologische Erklärung Simsons von Stahn, Simson-Sage, 1908. — Noch bei weitem weniger zutreffend als diese mythologischen »Erklärungen« erscheint mir der Versuch von Wolfgang Schultz (Orientalistische Literaturzeitung 1910 Sp. 442 ff. 521 ff.), der nach allerlei Parallelen, die nur zum kleinsten Teile wirklich zutreffen und meistens ganz weit abliegen, die alte Geschichte rekonstruieren will und die überlieferten hebräischen Sagen dabei völlig zerstört.

[77]) Die von Stahn, Simson-Sage, S. 48 ff. behauptete Beziehung der Geburtsgeschichte Simsons zu dem Märchenmotiv, wonach ein Kind durch den Genuß wunderbarer Speise von einem Weibe empfangen wird, ist in Wirklichkeit nicht vorhanden: Simson wird nicht wunderbar geboren, sondern seine Geburt wird nur wunderbar angekündigt,

1. Die langen Haare Simsons erinnern an die Haare des Sonnengottes; ist es doch bekannt, daß die Strahlen der Sonne, namentlich in der griechischen Mythologie, als Haare des Sonnengottes betrachtet werden, und daß die Sonnengötter langes, ungeschorenes Haar tragen.[78]) Nun ist freilich nicht jeder, der langes Haar trägt, deshalb schon ein Sonnengott; sonst möchte man unter unsern »Wandervögeln« viele Sonnengötter finden! Und ob die sieben Locken des Simson und des sogenannten Gilgamesch (vgl. oben) mit den sieben Strahlen des Helios[79]) etwas zu tun haben, ist bei der Häufigkeit der Zahl Sieben nicht auszumachen. Näher scheint vielleicht zu liegen, das Motiv von der Kraft in den Haaren auf den Sonnengott zu deuten: »wenn die Sonne (am wolkenlosen Himmel) unter dem Horizont versinkt, sieht man keine Strahlen mehr von ihr ausgehn.«[80]) Aber diese Deutung leidet an erheblichen Übelständen: denn eine ausdrückliche Aussage über das Wachsen und Vergehen des Sonnenhaares ist bisher in antiker Literatur noch nicht aufgewiesen worden; diese Anschauung ist also nicht aus der bezeugten antiken Mythologie, sondern aus der Phantasie moderner Mythologen entsprungen. Zudem entspricht sie nicht ohne weiteres dem Augenschein: lange Strahlen hat die Sonne eben nicht, wenn sie an heiterem Himmel in ihrer vollen Kraft steht, sondern gerade, wenn sie sich unter Wolken zum Untergange neigt oder so des Morgens emporsteigt. Und gerade in diesem Punkte ist die vorgetragene Erklärung der bisherigen mythologischen, wie uns scheint, überlegen: wir besitzen eine Fülle von Erzählungen, die das Motiv von der Seele oder der Kraft im Haar variieren und die mit anderen, welche die Seele an anderen Orten suchen, zusammengehören. Diese ganze Märchengattung muß zusammenhängend erklärt werden, und diese Erklärung wird man in einem primitiven Seelenglauben, aber sicherlich nicht im Sonnenmythus finden.

2. Die Erzählung von den Füchsen hat, wie bekannt, ein seltsames Gegenstück in der Sitte der römischen Cerealien, Füchse mit brennenden Fackeln an den Schwänzen durch den Zirkus zu treiben,[81]) wobei man denn nach allerlei Analogien — ob mit Recht oder Unrecht — an einen Beschwörungszauber gegen den »Kornbrand« gedacht hat.[82]) Aber diese Erklärung der Tat Simsons konnte doch nur so lange annehmbar erscheinen, als man nicht wußte, daß dergleichen wirklich zuweilen zu eben dem Zwecke geschieht, den die Sache auch in der Simson-Geschichte hat (vgl. oben). Damit fällt die Erklärung aus dem kultischen Brauche dahin.

3. Schließlich der Honig im Aase des Löwen, wobei man an den Löwen am Himmel gedacht hat, in dessen Zeichen die Sonne im 3.—1. Jahrtausend

---

und die Speise, die seine Mutter essen soll, soll nicht dazu dienen, ein Kind zu empfangen, sondern um das Nasiräat des Kindes schon im Mutterleibe zu gewährleisten. Außerdem ist diese Kindheitsgeschichte innerhalb der Simson-Überlieferung ganz sekundär (vergl. oben).

78) Stahn, Simson-Sage, S. 43; Gruppe, Griechische Mythologie, S. 382, A. 9; S. 1244, A. 1.

79) Preller, Griechische Mythologie I, 4. Aufl., S. 431.

80) Stahn, Simson-Sage, S. 44.

81) Ovid, Fasti IV 679 ff.

82) Vgl. Wissowa, Religion und Kultus der Römer S. 163; R. Hartmann, Zeitschrift f. alttest. Wiss., XXXI S. 69 ff.

im Juni gestanden hat.[83]) Gegen diese Kombination aber spricht entscheidend, daß die Simson-Erzählung selber, wenn man von der Weizenernte, die in den Mai fällt (15_1)[84]), zurückrechnet, den Honig Simsons etwa in den März oder April und nicht in den Juni verlegt; und das sind in Palästina wirklich, wie mir mein Freund Professor Greßmann in Berlin bestätigt, die eigentlichen Blütenmonate, während bereits im Mai alles verdorrt ist. Der Erzähler selber also denkt sich den Honig in völliger Sachkenntnis nicht im Juni, also nicht unter der Herrschaft des »Löwen«, sondern im März oder April! Und eine sehr seltsame Symbolisierung des Vorgangs wäre es doch auch: daß es in der Zeit, da die Sonne im Löwen steht, Bienen und Honig gibt, soll so dargestellt werden, daß aus dem Aase des getöteten Löwen Honig kommt? Tötet die Sonne das Gestirn, in dem sie steht?

Der Hauptfehler der mythologischen Deutung aber scheint uns zu sein, daß sie sämtliche Züge der Simson-Sage aus einem einheitlichen Prinzip hat verstehen wollen. In Wirklichkeit aber handelt es sich hier um keine geschlossene, einheitliche Komposition, sondern, wie wir gesehen haben, um verschiedene, wenn auch mannigfach verwandte Überlieferungen, und diese bestehen wiederum, wie es auch sonst sehr häufig ist, aus Motiven sehr verschiedener Art, die auf den Namen Simson zusammengekommen und nachträglich verschmolzen sind. Die Frage hätte also von Anfang an nur diese sein können, ob einige unter diesen Motiven auf Mythologisches zurückgingen. Die alttestamentliche Sagenforschung und die Sagenforschung überhaupt wird erst dann wahrhaft gesunden, wenn sie sich gewöhnt, allem Systematisieren zu entsagen und die Mannigfaltigkeit der Stoffe zu erkennen. Sicherheit aber über den geschichtlichen Zusammenhang verschiedener Überlieferungen wird man nur da gewinnen können, wo man die Übereinstimmung ganzer Geschichten, nicht nur einzelner Motive festgestellt hat.

[83]) Stahn, Simson-Sage S. 39 f.

[84]) Benzinger, Hebräische Archäologie 2. Aufl. S. 141.

Verbesserungen: Heft 7 Sp. 882 Z. 9 v. o. ist für Engidau »Engidu« zu lesen.

Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff.

Von

Alfred Körte.

Ein neues Buch von Ulrich v. Wilamowitz ist ein Ereignis, das weit über die Kreise seiner Fachgenossen hinaus Interesse erregt. Vielen Tausenden hat er durch seine Übersetzungen griechischer Tragödien und seine geistvollen Einleitungen zu ihnen das antike Drama wieder nahe gebracht, unzählige gebildete Laien, denen es Ernst ist um das Verständnis der Quellen unserer Kultur, haben sich an seinen öffentlichen Vorlesungen und Reden begeistert, haben seine glänzenden Darstellungen der griechischen Literatur und des Staats und der Gesellschaft der Griechen mit Genuß gelesen. So wird

es dem Leserkreis dieser Monatsschrift, zu deren älteſten und hervorragendſten Mitarbeitern Wilamowitz gehört, nicht unlieb sein, etwas über die beiden neueſten Werke zu hören, die faſt gleichzeitig in diesem Jahre erschienen sind.*) Beide Werke sind nicht durchaus neu, sie enthalten viel schon früher Veröffentlichtes, und doch bringen sie sehr viel des Neuen und Bedeutenden. Die Reden und Vorträge, die nun schon in dritter Auflage herauskommen, fügen zu den 13 Stücken der früheren Auflagen sechs neue hinzu und sind dadurch von 278 auf 416 Seiten angewachsen. Die alten Beſtandteile hat W. mit Recht »möglichſt wenig geändert, so ſtark häufig die Versuchung war«. So eröffnet denn wiederum den Reigen der Aufsatz »Was iſt übersetzen?«, der ursprünglich das Vorwort zur Ausgabe des euripideischen Hippolytos bildete. Mit Recht iſt diese Abhandlung vorangeſtellt, denn gerade sie hat ungemein tief gewirkt. Wilamowitz' praktische Tätigkeit als Übersetzer iſt ja neuerdings von jungen Aestheten ungemein scharf angegriffen worden, und ich gebe zu, daß in diesen, freilich maßlos übertriebenen, Angriffen ein Körnchen von Berechtigung ſteckt, neben Stellen von hinreißendem Schwung und Glanz finden sich plötzlich triviale Wendungen. Was der geiſtreiche Verfasser der Schrift vom Erhabenen über Sophokles und Pindar sagt: »bald entflammen sie gleichsam alles durch ihren Schwung, öfters aber versagen sie unerwartet und fallen höchſt unglücklich ab«, läßt sich auch auf Wilamowitz als Tragödien-Übersetzer anwenden, aber wenn derselbe Schriftſteller gleichwohl Pindars und Sophokles' geniale Kraft weit über Bakchylides' und Ions gleichmäßige, zierliche Korrektheit ſtellt, so wird man mutatis mutandis mit ihm fragen dürfen: »Möchteſt du etwa als Aischylosübersetzer lieber Vollmöller sein als Wilamowitz?«

Mag also seine Übersetzungspraxis umſtritten sein, seine theoretischen Forderungen sind unbedingt durchgedrungen. Es erscheint uns heute faſt als eine triviale Wahrheit, und doch hat sie m. W. niemand vor Wilamowitz verkündet, daß jedes Versmaß in jeder Sprache sein eigenes Ethos hat, daß z. B. euripideische oder gar menandrische Trimeter im Deutschen unter keinen Umständen in Trimetern, sondern in jambischen Fünffüßlern wiederzugeben sind, daß sich die reichen Formen der lyrischen Chorstrophen jeder getreuen Nachbildung im Deutschen entziehen. Und noch eine oft vernachlässigte Wahrheit predigt der Aufsatz nachdrücklich — daß nur der zum Übersetzen fähig iſt, der den Stil beider Sprachen mit Sicherheit beherrscht. Die Übersetzungen aus dem Deutschen ins Griechische, die Wilamowitz zur Erläuterung mitteilt, sind vollgültige Beweise seiner meisterhaften Beherrschung aller griechischen Stilformen, namentlich die beiden Übersetzungen von »Über allen Wipfeln« und die von den Schlußversen der Pandora lassen alle ähnlichen Versuche deutscher Philologen unermeßlich weit hinter sich. Unter den übrigen schon früher der Sammlung einverleibten Stücken hebe ich als besonders wirkungsvoll hervor die tiefergreifenden Worte am Sarge Paul de Lagardes, in denen das Wesen der prophetischen Naturen hinreißend dargestellt wird, dieRede zur Feier des Jahrhundertwechsels, zweifellos das Tiefſte,

*) Reden und Vorträge, 3. vermehrte Auflage, Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1913, 8⁰ VII, 416 S.

Derselbe, Sappho und Simonides; Untersuchungen über griechische Lyriker, Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1913, 8⁰ 330 S.

was bei diesem Anlaß gesagt worden ist, die Locke der Berenike, ein stilistisches Kabinettstück, nicht nur in der Übersetzung der Catullischen Verse, sondern in der Anpassung des ganzen Vortrags an den Stil des erklärten Gedichts, endlich den Vortrag »An den Quellen des Clitumnus«, in dem die Macht der romantischen Stimmung italischer Dichter von Vergil bis Carducci so eindringlich zum Ausdruck kommt. Wilamowitz bekennt, daß er ein Stück der alten Sammlung, die Rede »Von des attischen Reiches Herrlichkeit« aus dem Jahre 1877 jetzt am liebsten fortgelassen hätte, aber man muß ihm dankbar sein, daß er sie nicht gestrichen hat. Gewiß, mancher Strich in dem Bilde ist verzeichnet, mancher von Wilamowitz selbst später berichtigt worden, auch die Farben sind an einigen Stellen greller als man wünschte, aber die ganze Rede des Achtundzwanzigjährigen atmet eine Kraft und Selbstständigkeit, eine jugendliche Frische und Begeisterung, daß man sie nicht missen möchte. Unter den neuen Stücken ist zweifellos am bedeutsamsten die Skizze einer Geschichte der griechischen Religion, der man eine vollere Ausführung wünschte. Als ausgesprochener geistiger Aristokrat berücksichtigt Wilamowitz die Religion der großen Masse des Volkes weniger, deshalb tritt die Bedeutung des Seelenkultes und der Mystik für das religiöse Leben der Griechen nicht so stark hervor, wie ich wünschte, ihn interessiert in erster Linie die Fortentwicklung religiöser Gedanken durch einzelne große Persönlichkeiten, und was da Männer, wie Hesiod, Pythagoras, Xenophanes, Sokrates, Platon, Aristoteles, Poseidonios bedeuten, wird knapp aber sehr eindrucksvoll dargelegt. Am ergreifendsten, verhältnismäßig auch am ausführlichsten ist das letzte Kapitel »Götterdämmerung«, in dem gezeigt wird, wie alles religiöse Gefühl des ermatteten Griechenvolkes sich im Kaiserkult sammelt, als Augustus der Welt als Heiland erschienen war, wie dann mit dem Sinken des Reichs auch dieser Kaiserkult leer wird, und eine entsetzliche Oede die Welt beherrscht, Mangel an Männern, Mangel an Gedanken, Mangel vor allem an jeder Hoffnung. Da ist die Zeit reif für die neue Lehre, »ihr Aufkommen ist nicht der Grund, sondern der Erfolg davon, daß die hellenische Religion erlischt, weil die ganze Kultur sich überlebt hat, deren Seele sie war.«

Neben der Darstellung der griechischen Religion möchte ich vor allem den Aufsatz Pindaros hervorheben. Dieser sprödeste der großen griechischen Dichter ist Wilamowitz immer mehr ans Herz gewachsen. Sein Aufsatz schildert zunächst alle Schwierigkeiten, die dem Verständnis des Dichters im Wege stehen, auch die Ratlosigkeit der Philologie ihm gegenüber; nichts wird vertuscht, weder das Konventionelle seines anspruchsvollen Stils, noch die Begrenztheit seiner Natur, die vielem Großen und Neuen seiner Zeit fremd gegenüberstand. Aber aus allen diesen Schlacken leuchtet doch für den, der sich ernst um den Dichter bemüht, das reine Gold einer starken, edlen, durchaus selbständigen Persönlichkeit hervor, und wie Wilamowitz modernen Lesern den innersten Gehalt des Dichters nahe bringt, ist eine Meisterleistung der Exegese. Niemand wird ohne Ergriffenheit die Übersetzungsproben, besonders die letzte, lesen. Ein anderes Gebiet der Poesie, um deren Verständnis Wilamowitz immer von neuem ringt, ist die alexandrinische Dichtung. Ihr gelten die drei Vorträge Demeterfest, Daphnis, Adonis. In dem Demeterfest ist die echt kallimacheische Mischung von Emp-

fänglichkeit für die religiöse Stimmung der Menge und schalkhafter Ironisierung der heiligen Geschichte wundervoll getroffen. Hier geben auch die nur scheinbar kunstlosen Rhythmen Kallimachos' raffinierte Verstechnik vortrefflich wieder, weniger gelungen scheinen mir die metrischen Formen, in denen Stücke aus Theokrit übersetzt sind, besonders die herrliche Schilderung eines üppigen sonnendurchleuchteten Spätsommertages aus den Thalysien bekommt in den von Wilamowitz gewählten Kurzversen etwas Unruhiges, Zerhacktes, hier hätte der Hexameter meinem Gefühl nach besser dazu getaugt, die satte Fülle zu malen. Besonders reizend ist im Eingang des Daphnis die Auseinandersetzung über Zweck und Berechtigung populär-wissenschaftlicher Vorträge vor Damen, die von den Verfechterinnen des Frauenstudiums mit gemischten Gefühlen gelesen werden wird. Den Abschluß des Bandes bildet ein in der Goethegesellschaft 1898 gehaltener Festvortrag über Goethes Pandora. Was ein tiefer Kenner griechischer Poesie und Philosophie für die Erklärung eines schwierigen Goethischen Fragments zu leisten vermag, lehrt dieser auch in der Form besonders sorgfältige Vortrag sehr eindringlich. Daß Wilamowitz die moderne Kultur genau so beherrscht wie die antike, daß er mit Goethe, Dante, Carducci nicht weniger vertraut ist als mit Aischylos und Pindar, daß er über das Wesen des modernen Staats ebenso nachgedacht hat wie über das des antiken, darauf beruht ja zum guten Teil das Geheimnis seiner starken Wirkung auf die weiten Kreise empfänglicher Laien. Kein weltabgewandter Schulmeister, in dem der Buchstabe den Geist abgetötet hat, ein moderner Mensch voll warmer Liebe zu seinem Vaterlande und Volkstum, breitet hier die Schätze der antiken Kultur aus und zwingt mit der Kraft seiner innersten Überzeugung die Welt, ihren Reichtum von neuem zu bewundern. —

Die Reden und Vorträge sind für alle Gebildeten bestimmt, und der starke Absatz zeigt, daß sie bereits weite Verbreitung gefunden haben; anders steht es mit dem zweiten fast gleichzeitig erschienenen Werk »Sappho und Simonides«. Auch in ihm finden sich große Partien, die jeder für das Altertum interessierte Laie mit hohem Genuß lesen wird; bestimmt ist das Buch aber für Philologen, und auch nur für sie ganz verständlich. Leider wird das Werk bei den Fachgenossen in verschiedener Hinsicht eine gewisse Enttäuschung hervorrufen. Enttäuschend ist vor allem das Geständnis der Einleitung, daß Wilamowitz sich nicht mehr imstande fühlt, die lange erhoffte Sammlung der Fragmente der griechischen Lyriker herauszugeben — »ich bin fleißig an die Arbeit gegangen und würde sie vollendet haben, wenn ich nicht von Göttingen fortgemußt hätte«. Es liegt etwas Tragisches darin, daß die übermäßigen Anforderungen des Berliner Lebens selbst diese heroische Kraft beeinträchtigt haben. Gewiß ist die Fülle dessen, was Wilamowitz in Berlin wissenschaftlich geleistet hat, erstaunlich, aber die Forderungen des Tages ließen ihm nicht die Ruhe, das auszuführen, was ihm besonders am Herzen liegt. »Mein Herz«, sagt er selbst, »hängt wahrlich mehr an den Dichtern als an den Inschriften; aber die Akademie hat mir die Leitung der Inscriptiones Graecae übertragen, und Pflicht geht vor Neigung.« Das ist ein stolzes Bekenntnis echt preußischen Pflichtgefühls, aber so hoch seine Fürsorge für die Inschriften zu bewerten ist, viele Fachgenossen

werden gleich mir der Ansicht sein, daß die Lyriker ihn noch weniger entbehren können als die Inschriften.

Aber noch etwas anderes wird viele Leser schmerzlich berühren: die oft maßlose Bitterkeit der Polemik. Die Schärfe seiner Angriffe gegen Fachgenossen iſt Wilamowitz in früheren Jahren oft verübelt worden, sie iſt ein Hauptgrund, warum manche Philologen, besonders in Süddeutschland, sich noch immer gegen die Anerkennung seiner Größe ſträuben, in den letzten 20 Jahren war er hierin zurückhaltender, aber dies neueſte Werk iſt im Tone schärfer, verächtlicher als irgend ein früheres. In der Wissenschaft bewährte und angesehene Männer werden heruntergeputzt wie Schulbuben — um von jüngeren ganz zu schweigen, für die ein grausames Urteil aus diesem Munde die Vernichtung ihrer wissenschaftlichen Laufbahn bedeuten kann. Ich leugne gar nicht, daß Wilamowitz sachlich meiſt recht hat bei der Verwerfung gegnerischer Ansichten — obwohl auch Fälle nachzuweisen sind, in denen er seinen Widersachern unrecht tut, ihnen Dinge vorwirft, die sie gar nicht gesagt haben —, aber muß denn der Kampf gegen eine andere, meinetwegen falsche, Meinung gleich mit Wendungen kränkender Geringschätzung geführt werden? Wer so hoch ſteht wie Wilamowitz, dem niemand den Rang des erſten lebenden Philologen absprechen wird, der sollte sich hüten, in sein Urteil eine so verletzende Bitterkeit zu legen — durch sie wird die Anerkennung des Wahren nicht gefördert, sondern eher gehemmt.

Eine Abschlagszahlung für die Sammlung der Lyrikerfragmente, die er schuldig bleiben muß, nennt Wilamowitz sein Buch, er will darin über einige Gedichte und einige Personen aussprechen, was er verſteht, und was er empfindet. Wilamowitz' persönliche Stellung zu den verschiedenen Dichtern gibt allein dem Buch eine gewisse Einheitlichkeit und rechtfertigt den Satz der Vorrede: »Das Buch iſt einheitlicher als es aussieht.« Eine wirkliche Einheit iſt es nicht, und kann es nach seiner Entſtehung auch nicht sein. Wilamowitz hat nämlich eine ganze Anzahl älterer Arbeiten mit geringen Veränderungen und Zusätzen darin aufgenommen, Abhandlungen aus den Göttinger Nachrichten und den Sitzungsberichten der Berliner Akademie, die Rezension eines durchaus unwissenschaftlichen französischen Buches, das ihm den Anlaß gab, in den Göttinger gelehrten Anzeigen das Sappho⸗Problem zu behandeln, ja selbſt eine Lesefrucht aus dem Hermes. Nicht immer iſt es ihm gelungen, die alten Bestandteile ganz mit den neuen zu verschmelzen, besonders die Rezension der »chansons de Bilitis traduites du Grec pour la première fois par P. L(ouys)« wirkt als Fremdkörper, so reizvoll sie an sich iſt. Es iſt unmöglich, an dieser Stelle eine Vorſtellung von dem überreichen Inhalt des Bandes zu geben, nur einige Hauptpunkte seien hervorgehoben. Vielleicht das Größte im ganzen Buch, jedenfalls das für weitere Kreise Eindruckvollſte iſt das Eingangskapitel »Persönlichkeit«. Schlagend bekämpft Wilamowitz hier den jetzt üblichen Mißbrauch des Wortes Individualität. Individuelle Persönlichkeit besitzen unter den Menschen nur wenige Auserwählte, das »Herdenvolk« hat keinen Anspruch auf sie. »Die großen Einzelmenschen machen die Geschichte der Menschheit; darum können wir diese Geschichte erſt wirklich verſtehen, wenn wir diese Menschen erkennen können, wirklich erkennen.« Scharf scheidet er von der Menschengeschichte die Prähiſtorie, die sich für die längſten

Zeiträume darauf beschränken muß, »die Reste ihrer materiellen Existenz zu sammeln und zu ordnen«. Menschengeschichte ist das nicht, denn »Menschen, das bedeutet Seelen, und Töpfe haben keine Seele«. Aber auch die Historiker gestatten uns nur selten, bis zur individuellen Persönlichkeit der geschichtlichen Helden vorzudringen, fassen können wir meist nur solche Individuen, die selbst zu uns sprechen, also in der älteren Zeit nur die Dichter. Hesiod, Archilochos, Solon sind für uns die ersten greifbaren Persönlichkeiten von Bedeutung. Freilich nicht jeder Dichter — auch der erfolgreiche nicht — besitzt eine ausgesprochene Individualität, unter den Lyrikern rechnet Wilamowitz nur Sappho, Anakreon, Simonides, Pindar zu den bedeutenden Einzelmenschen, selbst Alkaios will er persönliche Individualität nicht zuerkennen. Über diesen letzten Punkt läßt sich wohl streiten, nach meinem Gefühl drückt Wilamowitz Alkaios etwas zu sehr im Vergleich zu Sappho. Der Sappho ist mehr als ein Viertel des ganzen Buches gewidmet, ihrem Leben, ihren einzelnen Gedichten, ihrem Dialekt, und die Fülle der in diesen Kapiteln gespendeten Belehrung ist gewaltig. Schon Friedrich Gottlieb Welcker, dessen Andenken Wilamowitz' Buch gewidmet ist, hat in einer oft zitierten, aber wenig gelesenen Schrift versucht, Sappho »von einem herrschenden Vorurteil« zu befreien, jedoch ohne durchschlagenden Erfolg, nach wie vor ist Sappho für weite Kreise das Urbild perverser Sinnlichkeit unter Frauen.

Es ist ein Musterstück sorgsamer Kritik und Exegese, wie Wilamowitz, ausgehend von der ovidischen Epistel, auf der die fable convenue von Sapphos Tribaderie hauptsächlich beruht, die ganze Überlieferung über die Dichterin, die besonders durch die Komödie verzerrt ist, aufwärts bis zu den Selbstzeugnissen verfolgt und aus ihnen dann das reine Bild der größten griechischen Frau gewinnt. Gewiß liegt in der leidenschaftlichen Hingabe der Dichterin an die ihrer Ausbildung anvertrauten Mädchen ein sinnliches Moment, aber der Eros bleibt rein wie der des Sokrates zu seinen Schülern. Für den Philologen besonders lehrreich und dabei sehr amüsant zu lesen ist der Abschnitt über die sprachliche Form der lesbischen Lyrik, in dem er vor allem die mechanische Gleichmacherei des Dialekts bekämpft: »Moderne Grammatiker reden und verbessern nicht selten so, wie wenn die Dichter ein Handbüchlein der Rechtschreibung neben sich liegen gehabt hätten, das eine infallible Instanz, eine Académie de France, oder ein königlich preußisches Kultusministerium in allen Volksschulen eingeführt hätte!«

Neben Sappho hat Wilamowitz das Bild des Anakreon mit besonderer Liebe und Frische herausgearbeitet. Auch hier galt es, alte entstellende Übermalungen rücksichtslos zu entfernen, und dafür hat Wilamowitz auch die bildliche Tradition verwertet, die er wie wenige Philologen beherrscht. Ganz mit Recht sagt er: »Es ist die monumentale Überlieferung, der wir es allein verdanken, wenn die Trümmer der alten jonischen Lyrik, wenn uns überhaupt das jonische Leben einigermaßen verständlich werden kann.«

Für Simonides, den antiken Voltaire, wie ihn Lessing genannt hat, bringt das Buch weniger Neues, hier waren die Hauptrichtlinien schon in zwei wieder abgedruckten Aufsätzen der Göttinger Nachrichten gezogen.

Aus den kleineren Aufsätzen, die den Rest des Buches füllen, hebe ich das

Kapitel »Die Dichter mit dem Namen Stesichoros« hervor, weil in ihm die ars nesciendi mit bewunderungswürdiger Selbstzucht geübt wird, ferner die schöne Analyse von Solons größtem Gedicht und endlich das Schlußkapitel »Horaz und die griechischen Lyriker.« Der Reiz dieses letzten Kapitels, das gewiß im einzelnen manchen Widerspruch finden wird, liegt in dem Nachweis, wie Horaz seinen griechischen Vorbildern gegenüber immer freier und selbständiger wird, bis er schließlich in eigenem Stil ähnliche Wirkungen zu erzielen vermag wie Pindar in dem seinigen. Mir scheint, daß Wilamowitz die eigentlich lyrische Kraft des Horaz etwas zu hoch bewertet, aber mit Recht sagt er im Schlußwort, »daß Horaz erstens ein Stern von eigenem Lichte ist, nicht minder als die Griechen, und zweitens der rechte Vermittler zwischen uns und den Griechen, denen gegenüber er am Ende jene Freiheit gewann, die auch wir behaupten wollen.«

Dieser letzte Satz ist für Wilamowitz sehr charakteristisch — auch er zeigt immer wieder, daß ein Philologe sich mit ganzer Seele der Welt der Griechen hingeben und doch seine innere Freiheit bewahren kann.

Keltische Renaissance in der neuesten englischen Literatur.

Von

Gregor Sarrazin.

Wer Großbritannien von Osten nach Westen, oder auch von Süden nach Norden durchreist, also aus angelsächsischen in keltische Landesteile versetzt wird, kann leicht auf den Gedanken kommen, daß ein innerer Zusammenhang zwischen dem Volkstum, der Sprache und Sitte einerseits und dem Charakter der Landschaft andererseits bestehen müßte.

Die Landschaftsbilder der echt angelsächsischen Gegenden Großbritanniens (auch Schottlands) sind — abgesehen von London — nicht sehr verschieden von denen der norddeutschen Tiefebene, z. B. Hannover, Holstein: anmutig-idyllisch und behäbig, nüchtern-praktisch zugleich, fruchtbares wohlangebautes Flachland oder leicht gewelltes Hügelland, Felder, Wiesen, Weiden, selten Wälder, Kleinstädte mit Villen und Gärten, stattliche Herrensitze, saubere freundliche Dörfer, dazwischen freilich auch öde häßliche Fabrikdistrikte.

Keltisches Land dagegen ist armselig, menschenleer, wildromantisch und melancholisch. Hohe, kahle, mit Heidekraut übersponnene Berge, die im Herbst purpurn erglühen, tiefeingeschnittene Täler und Schluchten mit üppigem, zuweilen beinahe exotischem Pflanzenwuchs, endlose Heiden und Moore, einsame Seen und Teiche, vereinzelte Dörfer, ärmliche, verwahrloste, kleine Häuser in öder Wildnis, mitunter meilenweit kein Baum, kein Strauch — und im Hintergrunde überall das graue, glänzende, rauschende Meer.

So erscheinen noch jetzt — trotz des angeschwollenen Touristenverkehrs und der »aufblühenden« Badeorte und Sommerfrischen-Dörfer — die schottischen Hochlande und die Berge von Wales, nicht viel anders auch die

Seendiſtrikte von Weſtmoreland und Cumberland, sowie Cornwall und Devonshire, die den alten keltischen Gebieten zugerechnet werden müssen, obwohl die Bevölkerung seit Jahrhunderten nur englisch spricht. Sehr ähnlich iſt der landschaftliche Charakter auch in den meisten Gegenden Irlands.

Der verwöhnte, oberflächlich schauende und urteilende Durchschnittsreisende findet in diesen dünnbevölkerten, in der Kultur rückſtändigen Gegenden nicht allzuviel Naturschönheit — und vermißt die Kultur. Fremdartig und wenig anziehend wie das Land erscheint zunächſt auch die Bevölkerung, die ursprünglich in ähnlichem Verhältnis zu den germanisch-normannischen Eroberern des Landes ſtand, wie einſt die Periöken gegenüber den Spartiaten in Lakedämonien. Erſt wer längere Zeit in diesen Gegenden verweilt, lernt die Schönheit, die Poesie der Landschaft allmählich verſtehen: im wallenden Nebel, der seltsame Gebilde und Geſtalten vortäuscht und alles ins Riesenhafte ſteigert, in der Farbenschwelgerei des Sonnenunterganges, im prächtig-bunten Regenbogenlicht, das durch Wolken bricht, im Mondenschein, der einen Zauberschleier über Berge und Täler breitet. Die atmosphärischen Verhältnisse Großbritanniens schaffen herrliche Bilder. Das arme Aschenbrödel kann sich im Handumdrehen in eine Märchenprinzessin verwandeln. Überall erinnern alte Schlösser, Ruinen und Cromlechs an eine glanzvollere Vorzeit.

Allmählich geht nun auch das Verſtändnis für keltisches Volkstum und keltische Poesie auf, für die Schwermut, für die düſtere Romantik und Phantaſtik der keltischen Sage, die in der vorwaltenden Naturſtimmung kaum weniger begründet iſt als in den Schicksalen des Volkes, für den keltischen Aberglauben und Myſtizismus, für die keltische Heimatliebe, die so leidenschaftlich und rührend iſt, für keltische Musik und keltisches Pathos. Erſt wer die schottischen Hochlande aus eigener Anschauung kennt, lernt Macphersons Ossian-Dichtungen von Grund aus verſtehen.

In solcher Landschaft, in solcher Einsamkeit werden die Menschen sich größere Urwüchsigkeit des Denkens und Empfindens bewahren, aber sie müssen zu Träumern und Phantaſten werden — um so mehr, je weniger die Natur praktische Tätigkeit wie Ackerbau, Handwerk, Induſtrie begünſtigt. In den unfruchtbaren Bergen waren und sind die Kelten meiſt darauf angewiesen, Hirten, Jäger, Fischer oder — Räuber zu werden, nachdem sie von den Angelsachsen aus den fruchtbaren Ackergründen Britanniens verdrängt worden waren. Das beschauliche oder wilde Leben in freier, rauher Luft hat von alter Zeit her eine eigenartig wilde phantaſtische Poesie und Fabuliſtik in den keltischen Gebieten ersprießen lassen. Als Wilde oder Halbwilde wurden ja die schottischen Hochländer, auch die Irländer und Walliser noch vor einigen Jahrhunderten von den »gebildeten« Engländern angesehen.

Erſt neuerdings sind die eigenartigen primitiven Sitten mit der alten Tracht und Sprache zurückgedrängt worden. Solange nun aber die keltischen Beſtandteile des Brittenvolkes abgeschlossen lebten und an ihren einheimischen Sprachen feſthielten, kamen sie begreiflicherweise in der englischen Literatur wie im englischen Volksleben wenig oder gar nicht in Betracht. Sie hatten seit alter Zeit mehr oder weniger entwickelte Literaturen in ihren Volkssprachen: Irisch, Gaelisch, Wallisisch oder Kymrisch, Cornisch. Je mehr aber die keltischen Sprachen ihre lite-

rarische Geltung verloren oder ganz ausſtarben — und gegenwärtig haben sich bekanntlich nur geringfügige Minoritäten von Keltisch Sprechenden im nördlichen Schottland, in Wales und im weſtlichen Irland erhalten —, je mehr andererseits Schotten, Walliser, Irländer nach England einwanderten — in neuerer Zeit bekanntlich in großen Massen —, um so bedeutsamer wurde das englische Geiſtesleben durch den Zuſtrom keltischer Elemente beeinflußt. Heutzutage dürfte in der Rassenmischung des englischen Volkes das keltische Element schon das Übergewicht haben.

So ließen sich denn im Chor der englischen Dichter immer häufiger die Klänge der keltischen Harfe vernehmen. Auf Macpherson folgte sehr bald der irische Luſtspieldichter Sheridan, ferner Robert Burns, der aus einer schottischen Hochlandsfamilie ſtammte. Dann trat Thomas Moore auf, der Dichter der »Irischen Melodien«, ungefähr gleichzeitig der Schotte Thomas Campbell, der freilich seine heimische Eigenart bald verleugnete. Lord Byron war Halbkelte der Abſtammung nach. John Keats verrät im Ton seiner Dichtung noch deutlicher die keltische Herkunft, obwohl er ein Londoner war. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wurde das keltische Element in der englischen Dichtung besonders durch William Morris, George Meredith, Robert Buchanan, William Sharp, Bernard Shaw und — Oscar Wilde vertreten.

Aber erſt im 20. Jahrhundert haben sich diese Verhältnisse soweit entwickelt, daß die moderne englische Literatur von Schotten, Wallisern und namentlich Irländern förmlich beherrscht wird — ähnlich wie die englische Politik. Während Großbritannien äußerlich — in der Sprache, Tracht und Sitte — immer mehr anglisiert wird, vollzieht sich in aller Stille innerlich der Prozeß der Keltisierung des englischen Volkes. Bei aller Übertreibung haben die pankeltischen Träumer und Schwärmer doch nicht so ganz Unrecht, wenn sie von der beginnenden Herrschaft des Keltentums phantasieren. Die Kaſte des angelsächsich-normannischen Herrenvolkes wandert aus oder ſtirbt aus; die früher unterdrückte Urbevölkerung drängt langsam, aber unaufhaltsam nach. Und das Vordringen des Keltentums spiegelt sich ganz deutlich in der englischen Literatur wider, wobei die modernen Tendenzen der »Heimatkunſt« und des »Impressionismus« mitwirken.

Die einzelnen keltischen Stämme, die ja ebensowenig rassenrein und rassenecht sind, wie die sogenannten Angelsachsen, sind untereinander durch Abſtammung, Religion, Sitte, Sprache, Temperament, Begabung sehr verschieden. Die Irländer, meiſt Sanguiniker von Temperament, sind ohne Zweifel die begabteſten, beweglichſten, rührigſten unter den Inselkelten. Ganz anders geartet sind die cholerisch-melancholischen schottischen Hochländer, von diesen wieder deutlich unterschieden die träumerischen, leicht sentimentalen, aber auch humoriſtischen Walliser. Aber gegenüber den phlegmatischen, reservierten Angelsachsen und Skandinaviern haben sie doch alle etwas Gemeinsames in altererbten kriegerischen Inſtinkten, in der musikalisch-lyrischen Begabung, in einer gewissen Neigung zu rhetorischem Pathos, überhaupt in einer größeren Erregbarkeit und Leidenschaftlichkeit des Gefühls und der Phantasie. Zuweilen verbindet sich damit eine sinnlich-übersinnliche Schönheitsschwärmerei. Der »Impressionismus« findet bei Kelten einen besseren Boden als bei Angelsachsen. Ein gewisser Hang zur Myſtik iſt allen Kelten eigen — in weit höherem

Grade als Angelsachsen oder Deutschen. Träume und Visionen haben einen wesentlichen Anteil am Geistesleben, wie denn auch der Glaube an das zweite Gesicht weit verbreitet und lebendig ist.

Andererseits haben die keltischen Stämme gegenüber den traditionellen und konventionellen Anschauungen des Angelsachsentums begreiflicherweise oft eine zum mindesten kühle und ablehnende Haltung: in der Religion, in der Politik, in der Moral. Nicht einmal der englische Sport ist ihnen heilig. Und die echt keltische Spottsucht, die namentlich bei Irländern sehr ausgebildet ist, findet im unsympathischen Engländertum willkommene Nahrung. Seit den Tagen eines Jonathan Swift sind die schärfsten Kritiken, die bittersten Satiren auf englisches Wesen aus Irland oder Schottland gekommen. Der gebildete Kelte neigt zum Radikalismus und Sozialismus, oft auch zur Freigeisterei. In dieser Beziehung ist besonders Bernard Shaw ein getreuer Sohn Irlands.

Aber auch von den Walliser Bergen her weht ein scharfer Wind, der die behaglichen konservativen Anschauungen der Engländer alten Schlages in unangenehmer Weise stört. Lloyd-George fängt an, die sozialistischen Lehren seines vor einem Jahrhundert wirkenden Landsmannes, des Wallisers Robert Owen, in die Praxis umzusetzen.

Es handelt sich also bei der keltischen Bewegung doch um etwas mehr als um pankeltische Träume, Eisteddfods und druidischen Mummenschanz; es handelt sich auch nicht nur um irische Home-Rule, sondern eher um »Rule Britannia«, um die Beherrschung Britanniens, natürlich nur auf dem Wege »friedlicher Durchdringung«. Schotten, Irländer, Walliser wissen seit dem Burenkriege, daß die Weltmacht Großbritanniens wesentlich von ihnen geschützt und gestützt wird; und sie fordern mehr oder minder unverblümt ihren Anteil an der Weltherrschaft.

Die keltische Bewegung in England ist durch archäologische, philologische und literargeschichtliche Forschungen eingeleitet und vorbereitet worden, bei denen bekanntlich deutsche Gelehrte rühmlich mitgewirkt haben. Dankbar denken die Irländer besonders an Professor Kuno Meyer, der auch in George Moores Buch »Salve« eine Rolle spielt. Die Sagenschätze der keltischen Stämme mußten in mühsamer philologischer Arbeit gehoben werden.

Aus gelehrten Gesellschaften entfalteten sich allmählich »Ligen«, patriotische Vereine, wie die »Gälische Liga«, die im Jahre 1892 von Douglas Hyde in Dublin begründet wurde. Nur mühsam und mit Widerstreben entwickelte sich der Zusammenschluß der verschiedenen Ligen in dem pankeltischen Bunde. Der erste pankeltische Kongreß fand 1901 in Dublin statt, dem 1904 ein zweiter in Carnarvon in Wales folgte. Seitdem ist es ziemlich still geworden.

Aus und neben den archäologischen und politischen partikularistischen Bestrebungen entwickelte sich die »Heimatkunst« in der Literatur.

Schottland wurde zuerst, man kann sagen, schon im 18. Jahrhundert (Macpherson), von der Bewegung ergriffen. Schon seit den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts schilderten schottische Dichter mit lebendigem Hineinfühlen die eigenartigen, düsteren Reize der Hochlande und das Leben der Gaelen: George Macdonald, William Black, Robert Louis Stevenson, Crockett, John Watson (Pseudon. Jan Maclaren) u. a., indem sie mehr oder weniger bewußt dem Beispiel Walter Scotts folgten. Der liebens-

würdige und geniale James Matthew Barrie vertiefte sich mit echtem Humor in schottisches Kleinſtadtleben (Auld Licht Idylls 1888, Margaret Ogilvy 1896) und gab in phantaſtischen Märchendramen originelle Lebensauffassung kund (Peter Pan).

Größeres Aufsehen erregten die Erzählungen und Skizzen*) von Fiona Macleod um die Mitte der 90er Jahre, weil sie anscheinend etwas ganz Neues, sozusagen gaelischen Stil in die englische Prosadichtung brachten, in höherem Grade noch, als die sentimentalen Ossian-Dichtungen Macphersons (»Pharais« 1894, »The Mountain Lovers«, »The Sin Eater« usw.) Hier war etwas scheinbar ganz Urwüchsiges. Die Hochlande offenbarten sich in ihrer wilden, rauhen Schönheit, meerumrauscht, von Wind und Wolken durchzogen. Und die Menschen waren dieser Natur angepaßt, einfältig und doch zwiespältig, leidenschaftlich in Liebe und Hass, Myſtiker und Visionäre. Allmählich ſtellte sich, ähnlich wie bei Macphersons Ossian-Dichtungen, eine Myſtifikation heraus. Die geheimnisvolle Fiona Macleod enthüllte sich als Pseudonym für den in London wohlbekannten, doch aus Schottland ſtammenden Schriftſteller William Sharp (1855—1905), der sich längere Zeit in den Hochlanden aufgehalten. Als Sharp im Jahre 1886 schwer krank war, hatte er Träume und Visionen, die er später in diesen Skizzen dichterisch ausgeſtaltete.

Der bedeutendſte schottische Dichter war gegen Ende des vorigen Jahrhunderts Robert Buchanan (1841—1901). Ein Dichter-Philosoph mit heftigem, leidenschaftlichem Temperament, ein düſterer, puritanischer Eiferer, der in seiner erbitterten Polemik gegen die äſthetisch-sinnliche Richtung eines Swinburne und Rossetti sich allzusehr hinreißen ließ. Ursprünglich ein Schüler und Nachahmer von Wordsworth, auch von Goethe beeinflußt, begann Buchanan seine Laufbahn mit idyllischen Schilderungen seiner schottischen Heimat (Idylls and Legends of Inverburn 1865) und erreichte den Gipfel seines Könnens mit düſter-realiſtischen, aber auch humoriſtischen Szenen aus dem schottischen Volksleben (Ballads of Love, Life and Humour 1882).

Am originellſten erscheint Buchanan vielleicht in dem myſtisch-tiefsinnigen, aber auch schwülſtigen und nur zum Teil genießbaren »Buch von Orm dem Kelten« (Book of Orm the Celt), worin der Dichter nach seinen eigenen Worten eine »Ossianische Naturauffassung mit einer Philosophie der Rebellion« zu verbinden und »die Notwendigkeit des Bösen in einer pantheiſtischen Vision darzutun« sucht.

Schwungvolle patriotische Kriegslieder sind von dem Schotten Arthur Conan Doyle gedichtet, der als Kriegskorrespondent und Verfasser spannender hiſtorischer und Abenteuer-Romane in Deutschland besser bekannt iſt. Als Dichter imperialiſtischer Kriegslieder iſt auch sein Landsmann, der allzu früh verſtorbene William Erneſt Henley (geſt. 1903) in England besonders geschätzt.

Es iſt in Deutschland noch ziemlich unbekannt, daß die letzte Jahrhundertwende, insbesondere die Jahre des Burenkrieges in England eine Fülle von patriotischen, imperialiſtischen Kriegsliedern zeitigte, wie in Deutschland etwa zur Zeit eines Theodor Körner und Schenkendorff.

Ganz eigenartige Wege hat auch der hochbegabte Schotte John Davidson

*) Eine verſtändnisvolle Auswahl in der Tauchnitz Edition u. d. Titel Wind and Wave.

(1857—1909) eingeschlagen, der, wie so viele seiner Landsleute, aus seiner Heimat, Renfrewshire, nach London kam, sich als armer Mensch in verschiedenen untergeordneten Berufen: Schreiber, Gehilfe eines Chemikers, Lehrer mühsam durchschlagen mußte und schließlich ein verpfuschtes Leben durch Selbstmord endete. Ein moderner Lucretius! Er hatte sich auf den verschiedensten Gebieten der Dichtung versucht, den Nationalhelden Bruce in einem shakespearisierenden Drama gefeiert (1886), dann Londoner Leben realistisch-impressionistisch geschildert (»Fleet-Street Eclogues«, »In a Music-Hall«), das Proletariat besungen, den Mammonkultus bekämpft. In späteren Lebensjahren geriet er unter den Einfluß Nietzsches und naturwissenschaftlich-philosophischer Spekulationen, bekannte sich zum Atheismus und versuchte eine materialistische Naturphilosophie zu begründen.

Geringeren Anteil haben die Walliser an der modernen englischen Literatur, da sie zum großen Teil noch an ihrer heimischen Sprache festhalten. George Meredith, einer der bedeutendsten modernen Dichter und Schriftsteller, kann doch nicht eigentlich zu den Kelten gerechnet werden, da er zwar kymrischer Abkunft, aber nicht in Wales aufgewachsen war. Freilich hat er keltische Eigenart in der Charakterzeichnung seiner Romane, in seinem originellen Stil und in seinem mystischen Hang deutlich bekundet. Theodore Watts-Dunton hat in seinem interessanten Roman »Aylwin« Wales gleichsam poetisch entdeckt und auch manche Nachahmer gefunden. Der bedeutendste anglo-kymrische Dichter ist Ernest Rhys, der sich um die Wiedererweckung der alten kymrischen Dichtung verdient gemacht hat (»Welsh Ballads« 1898).

Sehr viel kräftiger hat sich das Keltentum in Irland geltend gemacht. Als vor etwa zwanzig Jahren dort die literarische Bewegung einsetzte, die von manchen als keltische Renaissance bezeichnet wird, wurde sie von Engländern und Deutschen meist etwas spöttisch von oben herab angesehen. Man traute ihr wenig Lebenskraft zu.

Inzwischen hat die keltische Strömung in Irland und auch in England sich immer mehr ausgebreitet und an Intensität, wenn auch nicht an Tiefe gewonnen, so daß sie nunmehr ein bedeutendes Element im modernen englischen Kulturleben bildet. Die Irländer sind in der englischen Literatur Mode geworden: nicht sowohl Bernard Shaw, der schon etwas überlebt ist, als vielmehr die Gruppe von Dichtern, die sich um George Moore und W. B. Yeats geschart hat. In den schon stagnierenden Karpfenteich der englischen Literatur haben die irischen Hechte neues Leben gebracht. Und es ist merkwürdig und bedeutsam, wie jetzt ein ganz anderer Stil, ein ganz anderer Geist zur Herrschaft gekommen ist. Freilich ein uns Deutschen ebenso wie vielen Engländern wohl meist recht fremdartiger Geist. Auf der einen Seite weiche, üppige Erotik und Schönheitsschwelgerei, auf der anderen Mystik, Phantastik und Romantik; daneben bittere Ironie und Moquerie, zuweilen auch greller Naturalismus. Und als Unterströmung ein mehr oder weniger versteckter Englandhaß.

Sind solche Elemente der gärende Most, aus dem sich als köstlicher Wein eine neue angloirische, vielleicht anglo-keltische Nationalliteratur entwickelt? Nur die Zukunft kann es lehren. Aber das was diese angloirischen Dichter — von denen nur einige hervorgehoben und kurz besprochen werden sollen —

schon jetzt geleistet haben, ist doch größerer Beachtung wert, als es in Deutschland bisher gefunden hat. Die irischen Dichter ringen schwerer mit den Problemen des Lebens und suchen tiefer in die Menschenherzen einzudringen.

Der älteste und vielleicht auch interessanteste Vertreter Jung-Irlands ist George Moore (geb. 1857). Er hat manche Wandelungen durchgemacht, bevor er eigentlich irischer Dichter wurde. Mit großer Offenherzigkeit und selbstgefälligem Behagen hat er seinen sonderbaren Werdegang in verschiedenen Büchern erzählt (Confessions of a young man, Memoirs of my dead life, Hail and Farewell, Salve). Er stammt aus einer alten, vornehmen irischen Gutsbesitzerfamilie, die im westlichen Irland ansässig ist. Als junger Mann zog er zunächst nach London, dann nach Paris, um Maler zu werden. Mehrjähriger Aufenthalt in der Hauptstadt Frankreichs machte ihn mit französischem Leben und französischer Literatur so vertraut, daß er ein regelrechter Pariser Bohémien wurde und sogar in französischer Sprache sich als Schriftsteller versuchte (»Confessions d'un jeune homme«). Nach London zurückgekehrt, gab er die aussichtslose Künstlerlaufbahn auf und wurde Romandichter. Sein erster erfolgreicher Roman (Esther Waters) spielt im »dunkelsten« London und ist deutlich von Zolas naturalistischer Richtung beeinflußt. Aufsehen erregte sodann der (allerdings sehr »freie«) Künstlerroman »Evelyn Innes« und die feinsinnige Klostergeschichte »Sister Teresa«, welche die Fortsetzung bildete. Aber die pikante Mischung von Weihrauch und Demimonde-Parfum war für viele doch abstoßend. Inzwischen hatte sich allmählich die Wandelung vorbereitet, welche den zuerst zum Franzosen gewordenen, dann wieder anglisierten Irländer seiner Heimat zuführen sollte.

Schon 1894 hatte er in London mit einem Landsmann namens Edward Martyn Freundschaft geschlossen, einem reichen, gutmütigen, in Kunst und Poesie dilettierenden Gutsbesitzer. Martyn, ein großer Wagner-Schwärmer, dabei patriotischer Irländer und frommer Katholik, faßte den kühnen Plan, eine irische Nationalbühne zu schaffen (nach dem Muster des Bayreuther Theaters). Er gewann dafür die Unterstützung des Dichters Yeats und der begabten und wohlhabenden Lady Gregory und wußte allmählich auch George Moore in diese »irische Bewegung« hineinzuziehen. So kam Moore nach langer Abwesenheit wieder nach Irland und wurde Mitglied der gaelischen Liga. Die Liebe zu dem lange mißachteten Heimatlande erwachte wieder, besonders nachdem der Burenkrieg ihm England verhaßt gemacht. Zwar die Beteiligung am irischen Nationaltheater wurde (abgesehen von einem mit Yeats gemeinschaftlich gedichteten Drama) nicht bedeutend, anscheinend wegen Mangels an eigentlich dramatischem Talent. Dafür schilderte Moore jetzt das irische Leben der Gegenwart in einer Reihe von Skizzen und Novellen (»The untilled field«, »The Lake«), die zum besten gehören, was die neuere Erzählungsliteratur hervorgebracht hat. Freilich sind es meist düstere Bilder, die der scharfäugige Maler-Dichter entwirft. Überall Verwahrlosung, Verfall, Trunksucht, Leichtsinn, Indolenz, Priesterherrschaft, die alles selbständige geistige Leben niederhält. Aber es ist doch ein im innersten Kern noch gesundes, begabtes, liebenswürdiges Volk, das geschildert wird. Wenn die Irländer nur aufhören wollten zu träumen und anfangen wollten selbständig zu denken und zu handeln!

Aber gerade das ist es, was die katholischen Priester möglichst verhindern. So ergibt sich denn für den Patrioten Moore als notwendige Folgerung die Bekämpfung der katholischen Kirche, der er früher selbst angehört hatte, aber schon in Paris entfremdet worden war; und schließlich sein Übertritt zum Protestantismus. Daraus folgt dann wieder Entzweiung mit Verwandten und Freunden, die streng zur alten Kirche halten. Die inneren Wandelungen und Kämpfe des Dichters, seine Beteiligung an der irischen Bewegung, seine Beziehungen zu Martyn, Yeats, Lady Gregory, George Russell, John Eglinton, Douglas Hyde und anderen hervorragenden Mitgliedern der gaelischen Liga — Alles das ist ausführlich erzählt in den beiden mit »Ave atque vale« und »Salve« betitelten Büchern, die literarischen Feinschmeckern köstliche Leckerbissen bieten. Der graziöse Stil Moores, sein behaglicher Plauderton, die halbfranzösische, halbirische Moquerie und Diablerie, die scheinbar ganz ungezwungene Erzählerkunst, die meisterhaften Schilderungen von Land und Leuten machen die Lektüre zu einem hohen Genuß, vorausgesetzt, daß der Leser sich für Irland und die irische Bewegung interessiert. Freilich ist die an Indiskretion grenzende Offenherzigkeit, mit der das Privatleben und intime Beziehungen noch lebender Persönlichkeiten bloßgelegt werden, oft verblüffend, für deutsche Leser kaum weniger als für Engländer. Aber diese Neigung zu »Konfessionen« ist eben irische, man kann vielleicht sagen keltische Eigentümlichkeit. Bisweilen werden wir an Rousseaus »Confessions« erinnert.

Unter den irischen Zeitgenossen, die Moore schildert, erscheint einer besonders sympathisch, ein Führer der irischen Bewegung, der geheimnisvoll als A. E. bezeichnet wird. Diese Mystifikation ist für den Literaturkenner sehr durchsichtig. A. E. ist das Pseudonym für George Russell. Ein höchst merkwürdiger Mann, der sich aus tiefster Armut durch Intelligenz und eiserne Energie zu angesehener bürgerlicher Lebensstellung als Bankbeamter emporgearbeitet hat, nebenbei als Maler, Dichter, Journalist (Herausgeber der Zeitschrift »The Irish Homestead«), Politiker, Sozialreformer sich betätigt hat. Seine Gedichte, von berufenen Kritikern sehr hoch geschätzt, sind von schwärmerischem Pantheismus und fast inbrünstiger Naturverehrung durchzogen, — ähnlich wie die von Shelley, Swinburne, Meredith. Das Heil des irischen Volkes sieht er in der Rückkehr zum Ackerbau und im intelligenteren Betrieb der Landwirtschaft (durch Betriebsgenossenschaft), für den er eifrig Propaganda macht. Hier ist jedenfalls ein Irländer, der an seinem Vaterlande nicht verzweifelt und — was mehr bedeutet — der begeistert an der Gesundung und Verjüngung seines Volkes mitarbeitet.

Mit Russell geistesverwandt und doch eine sehr verschiedene Natur ist William Butler Yeats (geb. in Dublin 1865), derjenige moderne irische Dichter, der, abgesehen von Bernard Shaw, in England und auch in Deutschland am bekanntesten geworden ist.*)

Auch Yeats ist Vollblutirländer und glühender Patriot. Auch er träumt von einer glorreichen Zukunft für Irland. Aber seine Gedanken schweifen mehr in die Vergangenheit als in die Zukunft. Er lebt und webt in den alten Sagen und Märchen seines Volkes, die er episch und dramatisch gestaltet. Und als echter Romantiker hofft er, daß aus

*) Gesamtausgabe in 8 Bänden, 1908 Stratford-on-Avon, Auswahl in der Tauchnitz-Edition 1913.

der Erinnerung an die ruhmreiche Vergangenheit die Wiedergeburt des Volkes hervorgehen wird.

Seine melodramatischen und mystischen, aus irischer Sage geschöpften Schauspiele (»Countess Kathleen«, »Deirdre«, »On Baile's Strand«, »Shadowy Waters«, The King's Threshold«) sind für Nicht-Irländer, insbesondere für Deutsche, nur zum Teil verständlich und genießbar. Auch seine Ossian-Dichtung (The Wanderings of Usheen), ein Jugendwerk, das in seinem üppig-phantastischem Stil an Swinburnes spätere Art erinnert, wird den meisten nicht sehr zusagen. Überhaupt ist es für Deutsche nicht leicht, diesen so ganz eigenartigen und phantastischen irischen Dichter zu würdigen. Er ist vielleicht der einzige europäische Schriftsteller, bei welchem der Glaube an Feen und Dämonen noch lebendig ist. Oft scheint mystisch-symbolischer Wortschwall den Mangel an Gedanken mühsam zu verdecken.

Aber Originalität der Auffassung und Ausdrucksweise und eine besondere Kunst, mit Hilfe von Wortklang und Wortmalerei Stimmungsbilder hervorzuzaubern, ist unläugbar. Und besonders unter den kürzeren Gedichten finden sich echte Perlen moderner Lyrik: Liebeslieder (z. B.: »The heart of the woman«), Genrebilder, Naturschilderungen. Leider sind die Gedichte von Yeats unübersetzbar, was er selbst mit Genugtuung betont. Denn nach seiner Ansicht ist nur mittelmäßige Dichtung, z. B. die von Lord Byron, der Übersetzung zugänglich, eine Auffassung, die wohl nicht allgemein geteilt werden wird.

Yeats soll ein glänzender Redner sein; und der unbestreitbar große Einfluß, den er in der gaelischen Liga gewonnen, beruht wohl mehr auf der erfolgreichen patriotischen Propaganda, die er in schwungvollen Reden betrieben, als auf seinen Dichtungen. Der Träumer und Visionär hat immerhin genug praktische Lebensenergie in seiner Gründung des irischen Nationaltheaters erwiesen. Der Gedanke, der von Edward Martyn gefaßt worden war, ist im wesentlichen von Yeats erst durchgeführt worden. Das so begründete »Abtei-Theater« in Dublin soll gut gedeihen; und sogar in London haben die irischen Dramen von Yeats und anderen, von begabten irischen Schauspielern dargestellt, Beifall gefunden und Aufsehen erregt.

Man hat auch versucht, die schon halb erloschene ersische Sprache neu zu beleben und auf die Bühne zu bringen, freilich bis jetzt wohl nicht mit erheblichem Erfolg. Aber es erscheint jetzt in Dublin eine Zeitung auf Ersisch, und in den Schulen Irlands wird die alte Sprache wieder gelehrt — dank der unermüdlichen Propaganda der gaelischen Liga.

Abseits von dieser ganzen Gruppe irischer Dichter und Patrioten steht Bernard Shaw, der irische Ibsen, der Spötter und Satiriker, der Sozialist, Volkstribun und Volksredner. Er ist nach schwerem Kampf um die Existenz eine Weltberühmtheit geworden, viel bewundert und viel gescholten. Die meisten seiner Dramen sind in Deutschland mit mehr oder weniger Erfolg aufgeführt; aber gerade dasjenige Stück, welches vielleicht als sein bestes bezeichnet werden kann, ist wenig bekannt: John Bulls andere Insel.

Gemeint ist natürlich Irland; irische Charaktere und irische Lebensbilder werden offenbar mit intimer Naturtreue, aber auch mit satirischer Schärfe dargelegt, und der Dichter hat uns hier vielleicht am tiefsten in sein eigenes zerrissenes Herz blicken lassen.

Der Held, Laurence Doyle, ist ein Irländer, der nach langem Aufenthalt in London seinem Heimatland entfremdet ist und bei seiner Heimkehr mannigfache Enttäuschungen erlebt.

Geschrieben wurde das Drama auf Anregung von Yeats (1904). Aber gewiß nicht zu seiner Befriedigung. Als es in Dublin aufgeführt wurde, gefiel es gar nicht wegen der allzu ungünstigen Rollen, welche den Irländern, und namentlich dem Helden darin, zugeteilt waren. Mehr Beifall erzielte es in London, vielleicht weil die Engländer die Ironie nicht merkten, mit der auch sie darin behandelt waren. Die ersten drei Akte, besonders der schön aufgebaute zweite Akt, der in irische Landschaft und irisches Provinzleben sehr stimmungsvoll und märchenhaft hineinführt, enthalten große Schönheiten und Feinheiten. Aber das Stück schließt unbefriedigend ab, beinahe possenhaft, mit echt irischer Selbstironie.

Sehr charakteristisch ist, wie der Irländer Doyle die Schwächen seines Volkes in pathetischer Rede auf das Klima und die Natur des Landes zurückführt:

»Der Verstand kann nicht kompakt werden in jener weichen, feuchten Luft, auf jenen weißen, elastischen Wegen, in den düsteren Binsen und braunen Sümpfen, an den Abhängen von Granitfelsen und rotbrauner Heide. Ihr habt keine solche Farben am Himmel, keine so verlockenden Fernsichten, keine so traurigen Abendstimmungen. O, dies Träumen, dies Träumen! Die Phantasie eines Irländers läßt ihn nie zufrieden, überzeugt ihn nie, befriedigt ihn nie. Aber sie bringt ihn so weit, daß er der Wirklichkeit nicht Trotz bieten, sie nicht ausnützen oder meistern kann. Er kann nur spotten über solche, die es verstehen, und er kann 'liebenswürdig gegen Fremde' sein wie ein nichtsnutziges Weib auf der Straße.«

In dieser bitteren Selbstkritik, die mit Äußerungen von George Moore übereinstimmt und an den Weltschmerz des Irländers Swift erinnert, liegt gewiß viel Wahres. Aber sie schießt über das Ziel hinaus. Irland hat doch auch manche nüchternen praktischen Männer hervorgebracht, nicht nur solche englischer, sondern auch keltischer Abstammung, nicht nur Protestanten, sondern auch Katholiken. Und die kulturelle Rückständigkeit dürfte doch mehr aus den historischen und kirchlichen Verhältnissen als aus dem Klima und der Natur des Landes zu erklären sein, wenngleich diese Lebensbedingungen mitwirken.

Gerade neuerdings zeigt sich in Irland Fortschritt und rühriges Leben. Der Wohlstand und die Bildung hebt sich. Die Abnahme der Bevölkerung ist seit 1910 zum Stillstand gekommen, so daß jetzt eine langsame Zunahme festgestellt ist. Dabei haben sicher auch die kulturellen Bestrebungen der gaelischen Liga mitgewirkt. Die Dichter und Schriftsteller Jung-Irlands wissen jedenfalls mit ihren Dichterträumen praktisches Wirken oder wenigstens eifrige Propaganda zu verbinden.

Richard Wagner.

Von

Guſtav Erneſt.

Hundert Jahre sind verflossen, seit Richard Wagner geboren wurde, und mit feſtlichem Gepränge wird das Ereignis allerorten gefeiert. Aber in die Jubelfanfaren mischen sich leise Mißtöne, und immer deutlicher werden Stimmen laut, die die Frage: Was iſt uns Wagner noch? mit zweifelndem Achselzucken beantworten. Lichtenberger hat im Märzheft der I. M. den Nachweis erbracht, daß Wagner in Frankreich den Zenith seines Ruhmes bereits überschritten hat, und auch in Deutschland iſt fraglos die alte einmütige Anerkennung einer geteilten Stimmung gewichen, und die Kritik, die lange Zeit ihm gegenüber geschwiegen, regt sich wieder. Woran liegt das? Mit aller Entschiedenheit möchte ich behaupten — nicht an Wagner! Werke von so eigenartiger Schöpferkraft, so tiefgründiger Bedeutsamkeit, Werke, von denen jedes in solchem Maße seine besonderen künſtlerischen Rätsel aufgibt, seine besondere Art der Aufnahme verlangt, können noch lange unserem Publikum eine ewig neue Quelle des Genusses und der Anregung bleiben. Und wenn dasselbe sich ihnen trotzdem nicht mehr so rückhaltslos hingibt — ich wiederhole: woran liegt das? Nach meinem Empfinden in erſter Linie an der Verblendung jener, die der Welt so lange ein gefälschtes Bild des Wesens und der Bedeutung des Meiſters gegeben haben, daß jetzt, da seine Geſtalt in ihrer unverhüllten Wahrheit, seine Bedeutung in ihrer Umgrenztheit sich immer klarer dem Blick erschließt, ein Gefühl der Enttäuschung durch die Welt geht. Selbſt die begeiſtertſten Verehrer eines Tizian, Rembrandt, Beethoven oder Goethe haben sich nicht gescheut, auch das Menschliche und allzu Menschliche in ihrem Wesen und Schaffen hervorzuheben — solche Schwächen bilden den Hintergrund, von dem das Große sich dann um so überzeugender abhebt. Nur Wagner gegenüber sollte jeder Tadel schweigen, und wer es wagte, auch nur den leiseſten Zweifel zu äußern, dem schleuderte man ein Anathema entgegen, der war ausgeſtoßen aus der Gemeinde der Gerechten. Man glaubte auch hierin den Meiſter nachahmen zu müssen, für den es keine ungünſtige, sondern nur eine mißgünſtige Kritik gab. Wenn er in seinem »Leben« von der Leipziger Aufführung seiner Jugendsinfonien erzählt, heißt es: »die Kritik war im ganzen frei von Bosheit!« — also schon dem Neunzehnjährigen gegenüber konnte Tadel nur aus Bosheit hervorgehen!

Aber was bei ihm Ausfluß eines bis zur letzten Potenz geſteigerten Kraftgefühls war, das sich hoch über aller Kritik wähnte, das vom Publikum bedingungslose Unterwerfung verlangte, iſt bei den anderen nichts als das Resultat kritikloser Heroenanbetung. Konnte ihnen Wagner das Kindische, ja Vermessene ihrer beschönigenden Entſtellungen noch eindringlicher zu Gemüte führen, als er es mit der Niederschrift seiner Memoiren getan, in denen er mit der gleichen Offenheit von sich selbſt wie von Menschen und Dingen überhaupt spricht? Iſt es nicht, als habe er ihnen damit zurufen wollen: seht

mich hier, wie ich bin, wagt ihr noch, an mir herumzumodeln?

In der Tat, »nur eine Waffe taugt« hier: nicht ein Anders-Zeichnen, sondern ein Anders-Erfassen! Wir müssen uns klar darüber sein, daß dieser Wagner nicht mit unsern, sondern mit seinen Maßen gemessen werden darf, müssen uns ehrlich damit abfinden, daß sein Bild eine Reihe von Zügen enthält, die genügen würden, einen Durchschnittsmenschen verabscheuungswert zu machen, die aber im Lichte der besonderen Umstände seines Lebensweges sich ebenso verständlich, ja notwendig für das Gesamtbild erweisen, wie etwa die skrupellose Rücksichtslosigkeit eines Napoleon für das seine. Was liegt dem, der eine Welt erobern will, an dem Einzelnen, was dem, der sein Ziel im Auge, nicht rechts noch links schauend, darauf zugeht, daran, worüber er hinwegschreitet? Wie es in Kunstwerken bisweilen Momente gibt, welche für sich betrachtet, abstoßend, im Zusammenhang des Ganzen verständlich, durch ihn gerechtfertigt erscheinen (der besessene Knabe in Raffaels Transfiguration, der zerschnittene Leichnam in Rembrandts Anatomie), so will auch eine übergroße Gestalt wie die Wagners durchaus nur als ein Ganzes betrachtet sein, vielleicht, daß dann auch das Häßliche eine andere Bedeutung gewinnt.

Brauche ich erst noch zu erwähnen, um welche Züge es sich hier handelt? Sie sind zu oft hervorgehoben, zu viel diskutiert und schließlich durch Wagners eigene Erzählung zu unabweisbar klargestellt worden, als daß ich sie nicht als allgemein bekannt voraussetzen dürfte. Worauf es ankommt, ist, das Charakterbild des Meisters unter ehrlicher Berücksichtigung derselben zu entwerfen und zu begreifen, und selbstverständlich kann es sich dabei nicht darum handeln, aus jenen Zügen das Verständnis des Mannes, als vielmehr aus der Gesamtgestalt das Verständnis jener Züge zu gewinnen. Und hier ist das Entscheidende die Doppelnatur der Wagnerischen Betätigung: als Künstler und Reformator! Daß der Mensch Wagner durch den Künstler in keiner Weise erklärt wird, glaube ich in diesen Blättern in einer früheren Arbeit nachgewiesen zu haben, um so mehr geschieht es aber durch jenen anderen, den Reformator Wagner! Halten wir das fest, so werden alle Widersprüche in einer höheren Einheit ausgesöhnt, dann wird, was sonst unfaßbar abstoßend erschien, unter dem großen Gesichtspunkt einer weltenerlösenden Mission verständlich und belanglos!

Wagner war ganz erfüllt von jenem Fanatismus, der immer die Wurzel und die treibende Kraft reformatorischer Bestrebungen gewesen ist, und der durch das Unbegrenzte seiner Ansprüche, das Gigantische seines Selbstvertrauens und das rücksichtslos Ungebändigte seiner Kampfesweise eine wie hypnotische Gewalt über seine Umgebung ausübt. Die Umprägung aller Menschheitsideale durch eine neue Kunst — nichts Geringeres als das war das Ziel, das Wagner sich gesteckt hatte; ein Selbstbewußtsein, von dem ein Bismarck sagte, es sei ihm Ähnliches bei einem Deutschen noch nie vorgekommen, gab ihm den Glauben an die Erreichbarkeit dieses Zieles, und die Überzeugtheit von der Größe des Preises ließ ihm jedes Mittel zu seiner Erringung berechtigt erscheinen. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, zeigt sich manches an sich Abstoßende in ganz anderem Lichte. Nehmen wir seine Undankbarkeit: Wagners Standpunkt war ganz augenscheinlich der, daß,

was er der Welt zu geben habe, etwas so unendlich Großes sei, daß sie nie aufhören könne, sein Schuldner zu sein. Alles, was also der einzelne an ihm des Guten tat, nahm er als eine Abschlagszahlung an und schrieb es auf das Credit jenes Schuldkontos. Je älter er wurde, um so mehr festigte sich dieser Gedanke in ihm, mehr als einmal hat er es geradezu herausgesagt, daß seine Wohltäter sich durch das Bewußtsein, mittelbar mitgeholfen zu haben an seinem großen Werke, reichlich belohnt fühlen müßten. So läßt er sich auch in seinem »Leben« durch nichts was sie für ihn getan, in seiner Beurteilung der Menschen beeinflussen, eine Verpflichtung ihnen gegenüber fühlt er nicht, und so schätzt er selbst die opferfreudigsten Helfer kühl wie ganz Fernstehende ab.

Betrachten wir ferner sein Verhältnis zu den Frauen. Bei der Erzählung des bekannten Würzburger Jugend-Abenteuers setzt er mit einer gewissen Selbstgefälligkeit hinzu: »An meines armen Oboisten leidender Zurückhaltung beim Gewahrwerden der feurigen Annäherung seiner Versprochenen gegen mich gewann ich nun die erste Empfindung davon, daß ich nicht nur unter Männern, sondern auch unter Frauen für etwas gelten mochte.« Das Bewußtsein der Kraft, das sein Erfolg ihm gibt, ist das, was allein in Betracht kommt! So erklärt sich's auch, daß alle Frauen, die ihm in seinem Leben nahegetreten sind, bereits andern Männern angehörten oder angehört hatten, daß nicht ein einziges Mal eine unberührte Mädchengestalt auftaucht; es ist, als habe das Gefühl der Unwiderstehlichkeit, das ihm daraus erwuchs, einen besonderen Reiz für ihn gehabt. Und noch ein anderes erklärt sich daraus: nach seiner Darstellung ist es immer die Frau, die zuerst ihm ihre Neigung zu erkennen gibt, immer ist sie die Gebende, er der Empfangende. Als er Jessie Laussot, nachdem er als Gast ihres Hauses ihr und ihrem Gatten nähergetreten war, mitteilt, er sei entschlossen, alles von sich zu werfen und irgendwo in völliger Weltabgeschiedenheit in Kleinasien oder Griechenland ein neues Leben zu leben, da erwidert sie ihm sofort, »daß sie zu dem gleichen Schritte entschlossen sei und sich unter seinen Schutz zu stellen beabsichtige«. Als er seiner Schwester Kläre von seinem Verhältnis zu Mathilde Wesendonk erzählt, schreibt er: »Was mich seit sechs Jahren erhalten, getröstet und gestärkt hat, an Minnas (seiner Frau) Seite auszuhalten, ist die Liebe jener jungen Frau, die mir anfangs und lange zagend, zweifelnd, zögernd und schüchtern, dann aber immer bestimmter und sicherer sich näherte. Und diese Liebe, die stets unausgesprochen zwischen uns blieb, mußte sich endlich auch offen enthüllen, als ich vorm Jahr den Tristan dichtete und ihr gab. Da zum ersten Male wurde sie machtlos und erklärte, nun sterben zu müssen!« — Nicht anders war es mit Cosima von Bülow: als Bülow auf der Hochzeitsreise mit seiner jungen Frau bei Wagners in Zürich weilt, hört sie der Vorlesung des Tristan »mit gesenktem Kopfe« zu, und als man in sie dringt, sich dazu zu äußern, fängt sie zu weinen an. Ein Jahr später ist das Paar wieder bei Wagner; bei der Trennung ist Cosima »düster schweigend«. Als er drei Jahre später mit ihr in Reichenhall zusammen ist, begegnet ihm beim Abschiede ein »scheu fragender Blick Cosimas«. Man sieht schon hier, wie in ihrem Herzen heller und heller der Funken der Liebe aufglüht, seine eigenen Empfindungen während dieser Zeit werden mit keinem Wort berührt! Mir fällt da eine Bemerkung W. von

Humboldts über Goethe ein: »Liebe hat ihm immer gefehlt, er hat sie schwerlich empfunden. Allein der wahre Grund dazu ist doch wohl das früh in ihm waltende schaffende Genie und die Phantasie gewesen. Wo sich die Natur einen solchen eigenen und inneren Weg bahnt, da wird es wohl unmöglich, sich einem andern Wesen in der Wirklichkeit uneigennützig hinzugeben.«

Fraglos — Wagner bedurfte der Frau, der aufnahmefähigen, teilnehmenden, wie wenige. Nie wieder hat es einen Künstler gegeben, für den Mitteilung an andere in gleichem Grade eine Notwendigkeit war; und natürlich ist er selbst es stets, der im Mittelpunkt seiner Mitteilungen steht, er, seine Werke, seine Entwürfe, seine Pläne. Und es ist nicht etwa Rat oder Urteil, was er verlangt; was einzig er braucht ist ein aufmerksamer Zuhörer. Und wo konnte er den besser finden als in einer verständnisinnig begeisterten Frau? Und diese Begeisterung wirkt wie belebender Tau auf seine Schaffensfreudigkeit, er saugt stets neue Nahrung, neue Kraft aus ihr. Können wir uns da wundern, daß er jede andere Rücksicht vergißt, sobald er eine solche Frau gefunden hat? Er weiß, was sie für ihn, für sein Lebenswerk bedeutet — was ist ihm da der Gedanke an den Gatten, den Freund! Wer sich an das erinnert, was Wagner unter dem Eindruck von Mathilde Wesendonks Nähe geschaffen, an all das Herrliche was entstand, nachdem Cosima von Bülow ihr Geschick mit dem seinigen vereint hatte, der muß zugeben, daß Wagner im Hinblick auf sein Ziel die Frau unbedingt nötig hatte. Und so sehen wir auch hier wieder die Fäden zu jenem einen Ausgangspunkt zurückleiten — seiner Aufgabe!

Und unter diesem Gesichtswinkel betrachtet wird nun auch anderes, wie die Kaltblütigkeit, mit der er Geld von den fremdesten Menschen entlieh und annahm, und vor allem auch das Springende, Widerspruchsvolle in seinen Ansichten verständlich. Nehmen wir den Fall Meyerbeer-Mendelssohn, der beiden, deren Werke er zuerst mit Begeisterung begrüßt hatte (»Mein Leben«, XII, 22—26 und 147). Es war in den vierziger Jahren, daß Wagner sich zur vollen Erkenntnis seines neuen Kunstideals durchrang. Sollte es je erreicht werden, so mußte mit dem Alten erst aufgeräumt werden. Wer aber waren dessen gewichtigste Vertreter — wer anders als jene beiden? Deren Beseitigung galt es jetzt! Aber es war kein Leichtes, zwei Männer zu gleicher Zeit anzugreifen, die in ihrer Art und in ihren Zielen so grundverschieden waren wie diese beiden! Es mußte also ein gemeinsamer Angriffspunkt gefunden werden, und der bot sich in ihrem Judentum dar. Wenn H. S. Chamberlain behauptet, Wagner habe den nachteiligen Einfluß der Juden auf die Entwicklung der Musik nachweisen wollen und jene beiden nur als die eklatantesten Beispiele angeführt, so widerspricht ja dem die einfache Tatsache, daß sie überhaupt die ersten und einzigen Juden waren, bei denen von einem wirklich bestimmenden Einfluß die Rede sein konnte! Nein, der Angriff auf das Judentum war nur der Vorwand, der eigentliche Zweck war die Vernichtung Meyerbeers und Mendelssohns. In dem Augenblick aber, wo Wagner sich über diese Notwendigkeit für die Erfüllung seiner Aufgabe klar geworden war, gab es für ihn keinen Zweifel mehr an der Berechtigung seines Vorgehens, noch auch irgend welche Bedenken rücksichtlich der zu wählenden Mittel. Wie der Blick der Schlange den Vogel, so hypnotisierte ihn stets

der Gedanke an sein Ziel, er machte ihn zu seinem willenlosen Werkzeug, er wischte alle früheren Überzeugungen in seinem Gedächtnis aus, zwang ihn zu glauben, was zu glauben notwendig geworden war, ließ ihn zum ganz ehrlichen Verteidiger des graden Gegenteils von dem werden, was er früher vertreten hatte. —

Aus dieser Darstellung erhellt nun auch, wie ganz unhaltbar die Behauptung ist, Wagner sei sein Leben lang Schauspieler gewesen. Sie wurde schon von Nietzsche im »Fall Wagner« erhoben: »das, was bisher als Leben Wagners in Umlauf gebracht ist, ist fable convenue, wenn nichts Schlimmeres. Ich bekenne mein Mißtrauen gegen jeden Punkt, der bloß durch Wagner selbst bezeugt ist. Er hatte nicht Stolz genug zu irgend einer Wahrheit über sich; niemand war weniger stolz; er blieb ganz wie Victor Hugo auch im Biographischen sich treu — er blieb Schauspieler.« Hätte Nietzsche das »Leben« gekannt, auch er hätte mit bewunderndem Grauen die Größe des Wagnerschen Mutes zur Wahrheit zugeben müssen. Ganz unverständlich ist es mir deshalb, wie ein so geistreicher Schriftsteller wie Emil Ludwig diesen Vorwurf in seinem jüngst veröffentlichten Wagner-Buch wieder aufnehmen konnte. Schauspielern tut doch nur der, der sich als etwas anderes, Größeres geben möchte, als was er ist! Konnte das aber im Wesen eines Mannes liegen, der so unerschütterlich fest von seiner Bedeutung durchdrungen war wie Wagner? Und auch wenn er sich immer von neuem als ein anderer offenbarte — ich glaube gezeigt zu haben, daß auch das nicht auf einem Rollen-, sondern einen Überzeugungswechsel beruhte, nur daß bei ihm nicht die Ziele durch die Überzeugungen, sondern umgekehrt die Überzeugungen durch die Ziele bedingt wurden.

Ich denke, ich habe genug gesagt, um meinen Standpunkt und den, von dem ich Wagner beurteilt sehen möchte, deutlich zu machen. Wie wir all das Verwerfliche in der Laufbahn eines Napoleon vergessen über der Größe dessen, was er geleistet und was er erstrebt, so können wir auch Wagner nur gerecht werden, wenn wir ihn von der hohen Warte der welterlösenden Aufgabe, die der Inhalt seines Lebens war, betrachten. Dann sehen wir, daß wir es nicht mit einem lieblosen, ehrvergessenen Philister zu tun haben, sondern mit einem Kämpfer, der im Glauben an seine Ewigkeitspflichten die zeitlichen vergaß und der den Glorienschein des Idealmenschen opferte, um sich die Märtyrerkrone des Schöpfers eines neuen Menschheitsideals auf die Stirn zu drücken.

Und wie mit dem Menschen Wagner ist es auch mit dem Künstler und Schriftsteller ergangen. Man hat ihn so systematisch der Welt als etwas aufzwingen wollen, als was sie ihn nicht anzuerkennen vermag, daß sie allmählich auch in ihrem Glauben an das, was er wirklich ist, erschüttert worden ist. Mit beklagenswerter Konsequenz hat man das Schwergewicht immer auf Wagner, den Regenerator der Menschheit, den Reformator der Kunst, den Philosophen usw. gelegt — das aber, was im letzten Grunde doch die eigentliche treibende Kraft bei ihm war, sein unerreichbar hohes Operngenie, trat ganz in den Hintergrund. Seit mehr als 60 Jahren haben wir nun von seinen reformatorischen Ideen gehört, die erst eine neue Kunst schaffen, dann die Menschheit zu ihrem Verständnis erziehen und sie endlich durch diese Kunst zu einer bisher ungeahnten Höhe der Kultur

emporheben sollten. Wenn der Keim lebenskräftiger Möglichkeiten in diesen Ideen steckte, so mußten längst schon sich die Früchte zeigen. Und die Bedeutung eines neuen Gedankens liegt doch vor allem wohl in dem Einfluß, den er im guten oder bösen übt! Was wäre uns Kant, wenn sein Werk nicht auf Männer wie Fichte, Schiller und Goethe befruchtend gewirkt hätte und zu einem bestimmenden Faktor in unserem Geistesleben geworden wäre? Vergeblich aber suchen wir nach einer Wirkung der Wagnerschen Lehren, wie er sie erhoffte! Die moderne Kultur, diese hastige, experimentierende, ewig wechselnde Kultur, wo zeigt sie den Einfluß Wagners — es wäre denn in dem Geist der Unduldsamkeit, der sie erfüllt? Und die Musik? Es ist wahr, es gelang Wagner, Meyerbeer, für den Augenblick wenigstens, von den Bühnen zu verdrängen, aber nur um Platz zu schaffen für — Victor Neßler, dessen Opern vor 25 Jahren sich mit den Wagnerschen in den Ruhm teilten, die meistgegebenen (und zwar an denselben Bühnen) Deutschlands zu sein! Das war das praktische Resultat der gewaltigen Anti-Meyerbeerkampagne! Und ganz ähnlich steht es um seinen Einfluß auf die Neugestaltung der Oper! Ganz gewiß, man hat von ihm gelernt, aber wie wenige sind über das Äußerliche der Mache hinausgekommen, d. h. gerade über das, was Wagner im Auge hatte, als er mit vernichtendem Spott von der neuen Richtung, die er geschaffen haben sollte, sprach (X 71), in der besonders »das Durchkomponieren, vor allem aber das ununterbrochene Hineinredenlassen des Orchesters in die Angelegenheiten der Sänger von Wichtigkeit schien«? Das Leitmotiv, jene willkommene Krücke für erfindungslahme Komponisten, »Instrumentaleffekte, die jetzt so leicht herzustellen sind und überraschende Harmonisationen, durch welche entwendete Melodien unkenntlich gemacht werden sollen« (X 183) (er hätte hinzusetzen können: über das Fehlen von Melodien hinweggetäuscht werden soll) — das sind die wichtigsten der auf ihn zurückzuführenden Errungenschaften!

Es ist nicht das erste Mal, daß die Geschichte ein solches Beispiel bietet: jedesmal, wenn eine Gigantennatur erschien, die im Einklang mit den Bedingnissen ihrer Persönlichkeit, aus innerstem Zwang heraus die Kunst nach irgendeiner Richtung hin bis an die letzten ihr erreichbaren Grenzen trieb, folgte eine Periode, in der jeder kleine Gernegroß glaubte, wenn er nur mit dem gewichtigen Schritt des Giganten einherginge, würde die Welt ihn auch für einen solchen nehmen. Die italienische Malerei nach Michelangelo weiß ebenso davon zu erzählen wie die deutsche Oper nach Wagner.

An zwei Beispielen möchte ich das oben Gesagte erweisen. Ich wähle dazu die schon oben angezogene Biographie Chamberlains als die wohl bekannteste unter den größeren und die von Nohl als die verbreitetste unter den kleineren. Nicht mit einem Wort wird der Leser bei Nohl über die Grundsätze der Wagnerschen musikalischen Neuerungen aufgeklärt, viele Seiten lang wird der Gedankengehalt des »Lohengrin«, »Parsifal« usw. erörtert, für die Musik dieser Werke ist nicht eine Zeile übrig. Chamberlain teilt sein Buch in vier Kapitel; von diesen behandelt das erste auf 139 Seiten Wagners Leben, das zweite auf 170 Seiten seine »Schriften und Lehren«, das dritte auf 154 Seiten seine Kunstwerke und das vierte auf 57 Seiten »Bayreuth und den Bayreuther Gedanken«. Also von 518 Seiten sind

ganze 154 den Kunstwerken gewidmet, von der ersten Oper »Die Hochzeit« des Neunzehnjährigen bis zum »Parsifal«, wobei für die 11 Hauptwerke knapp 120 Seiten und für den musikalischen Teil keine drei Dutzend bleiben. Der Leser also, der in diesem Buch Aufklärung über das Wesen der Wagnerschen Musik, wie es sich in stets neuer Gestaltung in jedem seiner großen Werke darstellt, sucht, wird leer ausgehen. Und schlimmer als leer: verwirrt und zweifelnd! Denn wenn er vorher sich beispielsweise mit dem »Rienzi« beschäftigt hat, wenn ihm die ganz unmögliche Gestalt des Odoardo, die geradezu kindischen Verse (»Noch schlägt in seiner Brust ein freies Römerherz; vor solcher Wonne Lust verschwindet jeder Schmerz« oder »Verehret ja den großen Herrn, er kann zwar nicht, doch möcht er gern!«), wenn ihm die unglaubliche Trivialität der Musik in einigen der wichtigsten Momente (die große Ansprache des Rienzi und das Liebesduett im I. Akt, das Finale des II. Aktes »Rienzi, dir sei Preis« usw.) im Gedächtnis sind und er nun plötzlich liest, der Rienzi sei »das größte Werk aus der Schule der großen heroischen Oper«, »ein gewaltiges dramatisches Werk, in dem der gesamte Ausdruck der Musik aufgebürdet sei«, so muß er sich fragen, welches Gewicht er danach noch den übrigen Darlegungen und Behauptungen des Buches beilegen könne? Was soll man von einem Satz wie der folgende denken: »Das Gebet des Rienzi sagt uns mehr über diesen großen Mann als zehn Bände archivarischer Forschungen«? Was das Gebet uns zeigt ist nichts, aber auch nichts weiter als Rienzis Glaubensstärke, es würde uns genau dasselbe über tausend andere Gestalten der Geschichte sagen — ganz abgesehen davon, daß der Rienzi der letzten Periode (und um diesen handelt es sich hier) alles andere eher als groß war! Ich erwähne dieses eine Beispiel, um zu zeigen, wie weit die Blindheit auch der geistreichsten Wagner-Verehrer geht. Wieviel richtiger hat in diesem Falle Wagner selbst geurteilt, der (IV. 266) ausdrücklich erklärt: »Von hier (»Holländer«) an beginnt meine Laufbahn als Dichter, mit der ich die des Verfertigers von Operntexten verließ.« Und wird dem Publikum die dichterische Bedeutung Wagners, seine Berufung zum Dichter nicht gerade erst klar, wenn ihm gezeigt wird, wie im Rienzi, bei dem alles nur »durch die Brille der großen Oper« angeschaut wurde, wo er nach seinen eigenen Worten den Stoff »nicht anders als in der Gestalt von 5 Akten mit fünf glänzenden Finales, von Hymnen, Aufzügen und musikalischem Waffengeräusch sah« — wie da Text und Musik kaum irgendwo über das landläufigste hinauskommen, während im Augenblick, wo ein inneres Erleben ihm die Feder führt, wo eigenste seelische Not nach künstlerischer Entäußerung ringt, er plötzlich sich zu dichterischen Höhen aufschwingt wie noch kein Textdichter vor ihm, und eine Musik, einen musikalischen Stil von unerhörter Neuheit und Ausdrucksfähigkeit findet? Denn dieser rastlos ruhelose »Holländer« ist ja kein anderer als Wagner selbst, der Erlösungersehnende, Erlösung von dem Fluche beifallsüchtiger Konventionalität, die ihm nur opferwillige Treue gewähren kann, jene Treue gegen sich selbst, die an nichts mehr denkt als an die Erreichung des neuen, hohen, immer deutlichere Gestalt gewinnenden Ideals. Ist es nicht unendlich bedeutsam, daß alles, was mit der Figur des Holländers zusammenhängt, in dem Werk neuartig und groß, alles was mit den andern, die Wagner inner-

lich fern standen, zu tun hat (Daland, Erik) ganz noch auf dem Boden alltäglichster Opernroutine steht? Zeigt nicht das gerade, wie durchaus natürlich und ehrlich dieser Mann in seiner Kunst war, der sein Bestes nur geben konnte, wenn er aus der Fülle des Herzens schuf und, wo das nicht der Fall war, hilflos und ohne Bedenken nach dem Nächstliegenden griff? Nichts kann das Charakteristische des Wagnerschen Künstlertums deutlicher machen, als diese Entwicklung vom »Rienzi« zum »Fliegenden Holländer«; hier erkennt man mit einem Schlage die Wurzeln seiner Kraft, erkennt man, weshalb er seit dem Holländer immer Stoffe wählen mußte, die der Dalands und Eriks nicht bedurften, wo alles aus eigenstem Mitempfinden heraus Ausdruck gewann, wo jede Gestalt in unmittelbarem Zusammenhang mit dem zugrunde liegenden seelischen Problem stand. — Der Raum gestattet es mir leider nicht, mich auch mit dem Musiker Wagner noch eingehender zu beschäftigen. Aber einen Punkt möchte ich wenigstens andeutungsweise hervorheben, weil gerade von ihm aus sich eine Brücke zwischen dem Menschen und Künstler schlagen läßt. Jene unbewußt sich äußernde Kraft des Willens und der Phantasie, die ihn befähigte, sich einer neuen Situation, einem neuen Gedanken mit solcher Ausschließlichkeit anzupassen, daß alles Vorhergegangene wie ausgelöscht, er als ein durchaus anderer erschien, dieselbe Kraft zeigt sich in seinem musikalischen Schaffen. Die besondere Gefühlsatmosphäre jedes neuen Werkes ist es, von wo er seinen Ausgang nimmt, in sie versetzt er sich mit solcher Energie, daß sie endlich sein ganzes Wesen erfüllt, jede Einzelheit nur von ihr aus und durch sie Gestalt gewinnt. Und wie jedes Werk seine ganz eigene Atmosphäre hat, so mußte es nun auch seine eigene Ausdrucksweise sich schaffen — seinen besonderen Stil. Und vielleicht ist das das Größte an Wagner: die stilistische Besonderheit und Einheitlichkeit seiner Schöpfungen, die jeder ihr unverkennbares und eigentümliches Gepräge geben. Man könnte ganze Szenen aus den Mozartschen Opern gegen einander austauschen, ohne daß sich irgendeine Zwiespältigkeit daraus ergeben würde; aber man versuche, irgend eine einzige Seite des Tristan in den Lohengrin, der Meistersinger in den Siegfried zu verpflanzen — sie würden ohne weiteres darin als ein Fremdkörper wirken. — Es kann kein interessanteres Studium geben, als das der spezifischen musikalischen Ausdrucksweise und ihres Zusammenhangs mit dem Gedanken- und Gefühlsgehalt jedes Werkes bei Wagner. In »Lohengrin« beispielsweise sind es zwei Momente, die bestimmend sind: das wunderbar Einfache und Durchsichtige der Charaktere und Vorgänge und der traumhaft-mystische Schleier, der das Ganze einhüllt und es bei aller Realität doch wie ein Märchengebilde erscheinen läßt. Gemeinverständlich, einfach, direkt wie die Sprache der Märchen ist auch die Musik; die orchestrale Begleitung überall auf das notwendigste beschränkt, die Harmonie von zauberhaft romantischem Reiz und doch stets von äußerster Klarheit, kaum irgend einmal eine harmonische Fortschreitung, die durch Neuartigkeit überraschte. Von geradezu verblüffender Einfachheit ist die rhythmische Anlage; zum Beweise genüge die eine Tatsache, daß fast durchweg der zweiteilige Rhythmus herrscht; von den 266 Seiten des Klavierauszuges sind 9 (das Gebet des Königs mit daranschließendem Chor im ersten Akt) im $^3/_4$-, alles übrige ist im $^2/_4$- und $^4/_4$-Takt. Auch im Aufbau

der Melodien läßt ſich dieſelbe Einfachheit, ja Einförmigkeit beobachten; faſt überall folgen ſie ſtreng dem alten Geſetz von Vorder- und Nachſatz, wobei immer wieder die folgende Anordnung wiederkehrt:



Mehr als 30 Jahre ſpäter nimmt Wagner wieder die Gralsſage auf. Aber dem pſychologiſch faſt kindlich klaren Lohengrin-Stoffe ſteht jetzt ein anderer gegenüber, der gerade das Unergründliche, unlösbar Dualiſtiſche der menſchlichen Natur zum Angelpunkt hat, wie es in den Geſtalten des Amfortas, Parſifal, Klingſor und vor allem der Kundry zu Tage tritt. Alles iſt hier geheimnisvoll dunkel, nur eines hebt ſich ſieghaft klar von dem nachttiefen Hintergrund ab, und das iſt die Macht des Glaubens, und ſtrahlend hell iſt auch die Muſik, die ſie verkörpert. Wo dann ein natürlich Schönes: das Sinnlich-Berückende holder Weiblichkeit, der ſeelen-erquickende Frieden der Natur dargeſtellt werden ſoll, da iſt die Muſik auch wieder von bezauberndſter Klarheit. Aber wo ſie in die rätſelhaften Abgründe des menſchlichen Herzens hinabſteigt, da gibt ſie unabläſſig Rätſel zu raten, da hört alles Gefühl für klanglichen Wohllaut auf, da wechſeln Rhythmen und Tonarten fortwährend, da iſt nirgendwo von einer methodiſch entwickelten Melodie, wie im Lohengrin, die Rede, da findet man ſeitenlang kaum eine Harmonieverbindung, die nicht durch ihre Seltſamkeit verblüffte.

Noch merkwürdiger iſt die Verſchiedenheit der muſikaliſchen Sprache im Triſtan und in den Meiſterſingern, denn die Ausführung dieſer beiden Werke liegt nur wenige Jahre auseinander. »Daß ich den Triſtan geſchrieben, das danke ich Ihnen in alle Ewigkeit« — dies Wort Wagners an Mathilde Weſendonk gibt Zeugnis von dem Gefühl tiefinnerlichſten Erlebens, aus dem das Werk entſprang. Alles iſt hier einzig auf die Empfindung geſtellt, faſt alles erzählende, erklärende, malende Beiwerk iſt fortgeblieben; wie in einem Paroxismus der Leidenſchaft iſt es geſchrieben, und ſie durchtränkt jeden Ton darin von Anfang bis zu Ende. Und wieder hat Wagner eine Sprache gefunden, die von geradezu unerhörter Einheitlichkeit und Neuartigkeit iſt: das Grundempfinden jeder Szene verkörpert ſich ihm in einem »Motiv«, und dieſes beherrſcht nun die ganze Szene ſo, daß man oft viele Seiten hindurch nichts als dieſes eine Motiv hört, das in immer wechſelnder Umkleidung zu Steigerungen von nie dageweſener Leidenſchaftlichkeit ausgebaut wird. Szene für Szene läßt ſich das verfolgen, immer gibt die ſequenzenartige Verarbeitung eines Motivs den muſikaliſchen Grundcharakter. — In den Meiſterſingern hingegen iſt nicht die Liebesleidenſchaft, ſondern die Liebesentſagung, das beſtimmende Element. Aber auch ſie war es nicht, was Wagner zuerſt zu dem Stoff, den er einer Lortzingſchen Oper entnahm, führte, ſondern das Eigenartige des Meiſterſingertums, mittels deſſen er ein bürgerliches Gegen- und Seitenſtück zu dem höfiſchen Sängerkrieg auf der Wartburg ſchaffen wollte (IV 284). Und dieſes Meiſterſingertum mit ſeinen Kunſtregeln und Satzungen gibt der Oper ihr muſikaliſches Gepräge: das lehrhafteſte Element in der Muſik, die Kontrapunktik, ſpielt hier eine Rolle wie in keinem andern ſeiner Werke; ihr Gewebe wird nur an den wenigen Stellen zerriſſen, wo das ſelbſtherrlich Freie ritterlicher Sangeskunſt in Walthers Liedern zum Ausdruck kommt; dieſer

Gegensatz aber läßt die kontrapunktisch komplizierte Behandlung des Übrigen um so schärfer hervortreten.

Was hier von den ganzen Ton-Dramen gesagt wurde, ließe sich im einzelnen weiter verfolgen. Wann z. B. ist es wieder einem Komponisten gelungen, vier Liebesduette wie die im Lohengrin, Tristan, der Walküre und dem Siegfried zu schreiben, von denen jedes so grundverschieden von den anderen, jedes vom ersten bis zum letzten Takt auf einen eigenen Ton gestimmt, ganz Widerhall einer besonderen Stimmung ist, ob es sich um das fast leidenschaftslose, verklärte Liebesempfinden des Lohengrin, den ekstatischen Rausch des Liebesgenusses im »Tristan«, die allmählich erwachende und bis zum Wahnsinn sich steigernde Leidenschaft in der »Walküre« oder den Übergang von göttlich stolzer Zurückhaltung zu irdisch sinnlichem Rasen im »Siegfried« handle. Hier eröffnet sich noch ein weites Feld der Betätigung für unsere Wagner-Schriftsteller, hier ist es, wo sie der Sache des Meisters noch nützen können, hier wo sie aus dem lebendigen Born des tatsächlich Geleisteten schöpfen können und nicht auf die nebelhaften Phantome unmöglicher Zukunftsideale angewiesen sind. Man hat den Meister zu viel im Geiste und zu wenig in der Wahrheit geehrt; man fälschte — wissentlich oder unwissentlich — sein Bild und erreichte damit nur, daß ein zwiefach entstelltes zu entstehen anfängt, und man täuschte die Welt über seine wahre Bedeutung, um ihn auf ein Piedestal zu stellen, das, längst ins Schwanken gekommen, im Einstürzen seine ganze herrliche Künstlergestalt zu zerstören droht. — »Was ist uns Wagner heute?« Soll ich noch einmal zusammenfassend die Frage beantworten, ich möchte sagen: ein Mensch, von dem wir uns manchmal mit Grauen wenden, dem wir aber für die grandiose Konsequenz, mit der er seinem großen Ziel nachging, den Tribut höchster Bewunderung nicht versagen können, und ein Künstler, der mit seinen Schöpfungen vom Holländer zum Parsifal Taten von so überwältigender Größe vollführt hat, daß er keines weiteren Ruhmestitels bedarf, um für alle Zeiten als der Ersten einer fortzuleben.

Die soziale Wiedergeburt Englands und das Settlement.

Von

Carl Brinkmann.

Als ich vor kurzem in diesen Spalten (November 1912 Sp. 169—180) einige Schwierigkeiten des gegenwärtigen englischen Parlamentarismus erörterte, ergab sich als Haupthindernis seiner wirklichen Volkstümlichkeit sein Mangel an, seine Abgeschlossenheit gegenüber einem sozial durchgebildeten Nachwuchs. Zwar ist das scheinbar eine allen modernen Staaten gemeinsame Erscheinung: die Volksvertretung wird zur Klassenvertretung, das Beamtentum bleibt volksfremd. Aber gerade was England in dieser Entwicklung auf den ersten Blick günstiger dastehen läßt, das ursprünglich nicht klassenmäßige Parteiwesen und die vergleichsweise noch immer schwache Bürokratie, verwickelt es in Wahrheit nur tiefer in den Gegensatz des politischen Angebots und der gesellschaftlichen Nachfrage: nirgends fangen moderne Staatsmänner, die vom

Beamten und vom Volksvertreter das Beste vereinigen sollen, so sehr zu fehlen an. Es wäre nun freilich wunderbar, wenn die erste und älteste politische Gesellschaft Europas nicht auch schon aus sich selbst, über alle Schranken des parlamentarischen Staatsrechts hinweg, Anstrengungen zur Hilfe in dieser Not unternommen hätte. Wer die Beschäftigung mit Gedanken an das gesellschaftliche Ganze für eine Krankheit dieser Zeit hält, wird sie im Gemüt des Engländers unausrottbar eingewurzelt, ja zu seiner Grundlage geworden finden. Allein nichts ist noch heute merkwürdiger und lehrreicher als die Art, wie sich die besitzende Bevölkerung Englands selbst zu einem neuen sozialen Staatsbürgertum zu erziehen versucht. Lehrreicher für englische Art, deren Antriebe stets von ganz eigentümlichen, uralt beständigen Voraussetzungen ausgehen, lehrreicher aber auch für die Ökonomie des Gesellschaftslebens, die noch die entlegensten Kräfte und Motive zur Bildung der zweckmäßigsten Organe und Organisationen verwendet.

Die Probleme der sozialen Rechtsordnung haben vor allen andern Problemen der menschlichen Wertsetzung das voraus, daß sie sogar in eindeutigem Sinne auf entgegengesetzten Wegen lösbar scheinen, je nach dem, ob ein soziales Ideal selbst oder seine empirischen Gegenstände zum Ziel genommen werden. Wenn neue Religionen, Wissenschaften, Künste aus den alten entstehen, gibt es wohl ebenfalls notwendig Beziehungen und Spannungen zwischen letzten Forderungen und nächsten Mitteln, Fragen der Machtverteilung zwischen alten und neuen Gemeinschaften, aber dort sind sie auf jeden Fall wenigstens theoretisch in dem Subjekt vereinigt, von dessen Schaffen ihre Annäherung aneinander abhängt. Der religiöse, der erkennende, der ästhetische Mensch stehen in unmittelbarer Beziehung zu inhaltlich bestimmten Idealen. Der soziale Mensch stößt zuerst überall auf das Objekt der äußeren, namentlich wirtschaftlichen Lebensbedingungen, als vornehmste darunter seine eigene Klassenzugehörigkeit. Alle Tätigkeit, zu der der Vergleich dieser Erfahrungen mit irgendwelchen Normen ihn anregen mag, beschränkt sich auf Arbeit an jenem Objekt. Aber eben darum wird es sehr darauf ankommen, woran ihm schließlich mehr liegt: nach den greifbareren Maßen des Gefühls als Person seine Umgebung zu messen und zu formen, oder als Intellekt einen systematischen Plan über die Gesamtheit zu legen. Ich brauche nicht erst zu sagen, wohin hundertjährige Denkgewohnheit den Engländer weist: er ist der Typus des persönlichen, positiven Sozialreformers.

Wie sehr dieser Zug die englische Gesellschaft von fast allen übrigen der Gegenwart unterscheidet, dafür ist auf der einen mehr beachteten Seite, der der unteren Klassen, die geringe Verbreitung des negativen, Marxistischen Sozialismus ein geläufiges Beispiel. Auf der sozialen Gegenseite gewahrt man erst bei schärferem Hinsehen eine ähnliche grundsätzliche Abweichung der Stimmungen von dem uns Gewohnten. Dem gesellschaftlich bevorzugten Kontinentalen scheint es, wenn er den Rechtsgrund dieser Bevorzugung irgend zu bezweifeln Anlaß bekommt, auch ganz unmittelbar das Natürlichste von der Welt, daß ein solcher Zweifel ihn vor allem in eine neue Stellung zu seiner eigenen Klasse und Umgebung bringt, daß hier Angriffe oder Opfer, hier, wenn überhaupt wo, tätige Reaktionen auf jenen Eindruck sich ihm nahe legen. Auf dem äußersten Punkt dieser Richtung

ſteht wohl immer noch die russische Intelligenz, die mit erschütternder Selbſtverſtändlichkeit die freiwillige Umkehrung ihres Klassenschicksals für Pflicht hält.

Der Grund dieser Haltung, auch wo sie sich minder ausprägt, iſt klar. Es iſt der Vorrang der Erkenntnis, der Rechnung und Abrechnung in allem sozialen Empfinden; Tatsachen sind so lange unabänderlich, bis man an ihre Ursachen dringt, und das iſt immer ein oppositionelles, ein revolutionäres Geschäft gewesen. Wie ganz entgegengesetzt iſt die Mischung von Motiven in dem gesellschaftlichen Gewissen der Engländer. Jahrhundertelange Übung der wirtschaftlichen Führer in politischer Wirksamkeit haben bei ihnen die Zuversicht auf Tatkraft und die Geringschätzung der Einsicht geſtärkt, die man ſtets von neuem mit Erschrecken und Bewunderung hinnehmen muß. Die Vorſtellung, daß die beſtehende Gesellschaft in allen ihren großen ſtaatlichen und kirchlichen Einrichtungen etwas nicht vermöge, für gewisse Aufgaben zu arm oder zu falsch geordnet sei, werden die schwerſten Kataſtrophen kaum in diese Geiſtesart einflößen. Ohne Reflexion auf Gründe und Mittel, wie der soziale Impuls den Willen erreicht, so bemächtigt sich wieder der Wille der einfachſten Wege, ihn loszuwerden. Man weiß, wie tief etwa die englische Armenpflege in ganz naiven mittelalterlichen »Wohltätigkeits«-Prinzipien befangen iſt. Die sozialpolitischen Spezies Englands erschöpfen sich sozusagen in Addition und Subtraktion; für die der Division glaubt es sich noch zu reich. Alle Schönheit aber und alle Unbesonnenheit dieses Glaubens offenbart sich darin, wie auch jene seltene Selbſterkenntnis, die sich in den jüngeren Gesellschaften anklagend oder höchſtens vorbereitend rückwärts wendet, hier nicht schnell und siegessicher genug vorwärts zum Werk und zur Gabe eilen kann.

Ein neues Buch von Dr. Werner Picht über Toynbee Hall und die englische Settlement-Bewegung (Ein Beitrag zur Geschichte der sozialen Bewegung in England, Ergänzungsheft 9 des Archivs für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, Tübingen, Mohr, 1913) iſt voll von der lebendigſten, tätig bewährten Teilnahme an den Äußerungen dieses »myſtischen« Sozialgefühls, aber es zieht auch mit deutscher Ehrlichkeit und Gründlichkeit für die Wissenschaft und noch mehr für eine weitere Öffentlichkeit die Summe ihrer sehr verschiedenen Erfolge.

Das Settlement iſt die echt englische: korporative Form privaten sozialen Wirkens und Studiums in den Arbeitervierteln der Großſtädte. Die Wahl dieses Siedlungsraumes geht ohne Zweifel auf das Vorbild der kirchlichen Mission zurück, die als eine »innere« ja auch auf dem Feſtlande die Seelsorge den Bedingungen einer induſtrialisierten Gesellschaft anzupassen gesucht hat. Aber äußerſt bezeichnend iſt doch — und das iſt gewiß auch die Ursache, weshalb für das eigentliche Settlement dann wieder gerade die ſtreng konfessionslose Toynbee Hall (1885) das Muſter wurde —, wie das Erwachen des sozialen Verantwortungsbewußtseins außerhalb der Kirche den gegebenen Organisationstypus sofort mit der neuen Werbekraft spezifisch diesseitiger Zwecke bereicherte: die Siedler gingen aus, nicht als Prediger einer Religion, sondern als Mitglieder ihrer, der oberen, Klasse durch Geben und Nehmen, Helfen und Lernen ihre Schuld abzutragen.

Auch Picht erzählt nicht chronologisch, wie die faſt unübersehbar mannigfaltigen

Zweige der sozialen Arbeit in den Settlements nach und nach aus einem vorhandenen Kerne hervor oder von außen ihm zugewachsen sind. Der Kern waren offenbar die geselligen und bildenden Zusammenkünfte mit wachsenden Bekanntenkreisen aus der proletarischen Umgebung, wozu sich aus der akademischen Vergangenheit der meisten Settler (denn die Universitätszeit ist in England Klassen-, nicht Berufserfordernis) in Unterrichtsklasse und Klub die nächstliegenden Formen boten. Wer die große Organisation der studentischen Arbeitsunterrichtskurse an den deutschen Hochschulen verfolgt, kennt die Tendenz, die auch da neben einem immer mehr spezialisierten und von den Elementen aufwärts gesteigerten Lehrbetrieb der Geselligkeit zwischen Lehrern und Schülern einen immer breiteren, regelrechteren Raum zuweist. Aber gleich hier ist Gelegenheit, der völligen Wesensverschiedenheit zweier nationaler Bewegungen inne zu werden. Was in Deutschland aus der Sache, aus einem Sonderzweck und auf dem eigenen fertigen Boden der Oberklasse entsteht, das bringt in England ein viel allgemeineres und unbestimmteres persönliches Bestreben lediglich als eine seiner Früchte gleichsam zufällig hervor. . Als die Begründer des Hamburger Volksheims versuchten, die äußere Gestalt des Settlements in Deutschland nachzuahmen, wurde daraus eine Zwitterschöpfung, die gerade das Innerlichste der englischen Institution, die wahl- und planlose Liebestätigkeit, ablehnt. Das war unter deutschen Helfern und deutschen Arbeitern sicher unvermeidlich. Nur der englische Arbeiter steht zur Kirche so, daß sein Gefühl dem Geistlichen noch ein vorzügliches, wenn nicht ausschließliches Recht der Einmischung in seine Angelegenheiten zugesteht.

Und so wird man weiter am besten von dem deutschen Gegenbild aus verstehen, wie allmählich das Settlement zum Kristallisationspunkt der englischen sozialen Arbeit überhaupt geworden ist. So heterogene Dinge wie Unfallwesen und Volkskonzerte, Schulspeisungen und Rechtshilfe, Konsumvereine und Armenpflege, Fortbildungsschule und Ferienkolonien, Volkshochschule und Berufswahlberatung, Arbeiterinnenheime und Jugendwehr sind jetzt Gegenstände seiner Veranstaltung oder Unterstützung. Das bedeutet zunächst natürlich negativ: in England fehlen oder lassen an sich fehlen alle die hundertfältigen öffentlichen, besonders kommunalen Organe, die in Deutschland jene einzelnen sozialen Aufgaben in das System ihrer hergebrachten Wirkungsweise allmählich einfach aufgenommen haben und aufnehmen. Es heißt jedoch auch positiv, daß dafür ein mächtiger Trieb in den Reihen des unbeauftragten Bürgertums von dem ersten besten Ansatzpunkte aus alle und genau jene Mittel sozialer Hilfe auf eigene Hand gefunden hat. Aber das merkwürdigste ist am Ende, daß diese Entwicklung, nachdem sie lange nur im Grade fortgeschritten ist, leise, doch entschieden auch ihre Art zu verändern anfängt. Über diese Wandlung verbreitet, wenn ich nicht irre zum ersten Male, Picht gerade durch die Rückhaltlosigkeit, mit der er ihm selbst Fremdes, ja Schmerzliches ausspricht, helles Licht.

Um es mit einem Worte zu sagen: die Settlementarbeit versachlicht sich. Das erscheint notwendig zunächst als ein Verlust. Gerade vom ganz Persönlichen sollte sie ursprünglich getragen werden. Wer weiß, wie wenig mystisch im Grunde die englische Seele ist, wird sich freilich nicht wundern, daß auch die höchste enthusiastische Spannung Mehr-

heiten gesunder und wohlhabender junger Engländer auf die Dauer nicht verhindern konnte, sich im Settlement ein zweites College mit aller seiner unsäglichen Bequemlichkeit einzurichten. Andererseits denke ich, man braucht das als kein allzu großes Unglück anzusehen. Wenn die Idee des Opfers fast verschwunden, wenn sogar die wirkliche Arbeit der zuerst dazu berufenen Pensionäre wenigstens in den konfessionslosen männlichen Niederlassungen bedenklich zusammengeschrumpft ist, so bleibt dem gewöhnlichsten, dem faulsten Settler gewiß (die beständige, wo nicht zunehmende Beliebtheit selbst der degeneriertesten Settlements zeigt es) stets mindestens der Gewinn des Zuschauens, der äußerlichen Berührungen mit der sozialen Unterwelt, und diesen möchte ich für die Klasse nicht gering veranschlagen. Auch daß die geselligen Veranstaltungen unter einer mittelständischen Oberschicht der Arbeiter zu einem Klubleben mit »Vergnügungen« und Reisen werden, ist wohl ein harmloser Abweg. Aber selbst wenn es einmal so weit kommen sollte, daß die bezeichneten Geschäfte der sozialen Fürsorge erst persönlich, darauf räumlich und sachlich überwiegend außerhalb des Settlements besorgt und schließlich ihm gegenüber ganz selbständig werden, hätte man das vielleicht kaum zu beklagen. Ein Baum wäre dann so weit erwachsen, um seinen Stab entbehren zu können. Doch vielleicht urteilt hier schon der Deutsche, der von Institutionen zu viel, von Gesinnungen zu wenig hält. Darüber hinaus sind Tatsachen festzustellen, die noch in eine ganz andere Richtung weisen.

Immer mehr trifft die private Initiative des ganzen Settlementwesens auf halbem Wege mit dem Staate zusammen, dessen Dazwischenkunft in dem Ausgleich der Klassen sie mit stolzer Bewußtheit zuvorkommen wollte. Ihre planmäßigste und wohl auch erfolgreichste Tätigkeit, die Fortbildungskurse der Arbeiterabendklassen, hat in London bereits die Unterrichtsverwaltung kraft des Gesetzes von 1902 durch Aufsicht und Beihilfe zu verstaatlichen begonnen. Die meisten der Frauensettlements unterhalten öffentliche Arbeitsnachweise für bezahlte und ehrenamtliche Helferinnen in sozialen Organisationen. Für männliche Helfer gibt es das nicht, hauptsächlich weil unter ihnen Unabhängige mit unbeschränkter Muße und minderbemittelte Stellenanwärter gleich selten sind. Aber nicht zu berechnen ist der Einfluß, den auch ohne solche Schemata selbst der kürzeste Aufenthalt im Settlement auf die Denkweise gerade des durchschnittlichen begüterten Bürgers, des präsumtiven Mitgliedes aller englischen Selbstverwaltungsbehörden, ausüben muß. Picht schildert nur ein, wenngleich ungeheuer wichtiges Ereignis, in dem ein nachweislich von Settlementskreisen ausgehender und geleiteter Druck sozialpolitischer Agitation die Gesellschaftsverfassung des ganzen Landes entscheidend umzubilden imstande war, nämlich die Propaganda Francis Herbert Steads und seines Nationalkomitees für das Altersversorgungsgesetz von 1908. Allein wie hier das Parlament und seine großen Parteien vielleicht zum erstenmal einer von draußen fertig andringenden Forderung der sozialen Vernunft nachgeben mußten, so muß man sich vorstellen (und gelegentliche Andeutungen Pichts bestätigen es ausdrücklich), daß sich die Überzeugungen und Kenntnisse des Settlements genau so durch hundert andere Kanäle den Faktoren politischer Macht, sei sie verwaltend, rechtsprechend oder gesetzgebend, mehr oder minder

energisch, persönlich oder sachlich, zur Verfügung ſtellen. Es iſt keine Frage, darin liegt auf den erſten Blick eine noch viel wesentlichere Verschiebung der Rolle, die dem Settlement von seinen Gründern im Ganzen der Gesellschaft zugedacht war, denn auch und eben die eifrigſten und beſten seiner jetzigen Teilnehmer kommen am Ende dahin, etwas ganz anderes zu tun und zu wollen als jene. Es gilt nicht mehr so sehr, der sozialen Wüſte in Person unmittelbare Hilfe zu bringen, sondern vor allem sich selbſt als Angehörige der nun einmal herrschenden Klasse zu bessern und zu bekehren für ein weit ferneres, obwohl umfassenderes Ziel. Indessen auch dies iſt doch keine unpersönliche, bloß verſtandesmäßige Angelegenheit. Es iſt ein Verzicht auf den billigen Augenblickserfolg, eine Bescheidung bei dem langen Umweg. Es iſt schließlich aber erſt recht ein ganz und gar menschliches Unternehmen: die Erziehung der rechten Männer für die rechten, wirkungssicheren Stellen, die Geburt einer platonischen Regentengeneration der Zukunft.

Nichts iſt bezeichnender für diese merkwürdige Wandlung der englischen Sozialfürsorge von Philanthropie zur Soziologie als die Tatsache und die Art der Steigerung, die ihr am meiſten intellektualiſtischer Zweig, die Volkshochschule, in letzter Zeit erfahren hat. Picht widmet ihr mit Recht einen ausführlichen Exkurs. Sie iſt mit der Geschichte des Settlements nicht allein durch beſtändige Personal- und Realunionen eng verknüpft, sondern spiegelt im besondern sehr getreu ihre Hauptzüge wider. Sie entſtand anfangs der siebziger Jahre in der Bewegung für »Ausdehnung der Universität« mit unendlich größeren Hoffnungen und Anſtalten als ihre deutsche Schweſter. Aber gerade in dieser Verfassung iſt sie zusehends verfallen. Die Planlosigkeit des Unterrichts und besonders die Annahme des heillosen akademischen Prüfungswesens haben sie mehr und mehr mittelſtändischer Bildungsspielerei nach Art unserer populären Akademien ausgeliefert. Es muß ganz neu gebaut werden. Das will die W. E. A. (Workers' Educational Association), aber wodurch? Außer durch ſtraffere Lehrpläne und zentralere Organisation durch neue und feſtere Verbindungen mit den Universitäten selbſt, mit der Kirche, mit dem Staate, der die Extension (als unterſtützte, gewerbliche Fortbildungs- und Lehrerbildungsschule) fallen gelassen hat. Schon hat Oxford ein wirkliches College von Arbeitern. Es wäre eine sehr ehrenvolle Folgerung aus dem Syſtem der englischen Universitätserziehung, wenn es gelänge, ſtatt eines Bildungsproletariats auch hier Bedingungen für die gründliche und sachliche Ausbildung von Inſtanzen zwischen den Klassen zu schaffen.

Nachrichten und Mitteilungen.

Russische Korrespondenz.

Moskau und Petersburg als Lebenszentren. — Sammlungen in Moskau: Oruzejnaja Palata, Tretjakov-Galerie, Museum der Schönen Künste Alexander III. und seine Publikationen — Sammlungen in Petersburg: Anbau des Museums Alexander III., die Ermitage und die Reorganisation ihrer Gemälde-Galerie. — Die Fresken von Voloto, eines der bedeutendsten Monumente altrussischen Kunst.

Moskau und Petersburg, die alte und die neue Residenz des russischen Reichs, gehören durchaus zu denjenigen europäischen Hauptstädten, in welchen — besonders in den Augen der fremden Besucher — die ganze Entwicklung des dahinterstehenden Landes deutliche Physiognomie erhält.

Moskau ist von Grund aus national. Noch immer ist hier etwas von der Kraft des starken Lebenszentrums zu spüren, das einst im Chaos äußerer Bedrängnis und innerer Spaltung sein Haupt erhob, um, die tatarische Fremdherrschaft abschüttelnd, Rußland unter seiner Vorherrschaft erstarken zu lassen. Zwei Jahrhunderte nach dieser Zentralisierung beginnt, gegen Ende des 17. Jahrhunderts, die Entwicklung zur europäischen Großmacht. Ihre Tendenzen verkörpern sich in Petersburg.

Geschaffen durch den überragenden Willen Peters des Großen, die Krisen nach dem Tode seines Schöpfers überdauernd, erhält Petersburg von Katharina endgültig jenen Charakter einer neuen Residenzstadt des russischen Reiches, den es von da ab ununterbrochen weiterentwickelt hat. Dem Westen überraschend angepaßt, erhebt sich heute die Stadt vor uns anspruchsvoll genug mit ihren grauen Steinmassen, roten Granitsäulen und vergoldeten Türmen und Spitzen. Indes führt die Düsterkeit des niedrigen hyperboräischen Himmels vom Großartigen ins Drohende zurück und vergegenwärtigt, einem elementaren Symbole vergleichbar, das im letzten Grunde Willkürliche dieser Gründungen am äußersten Rande des Reiches im Sumpfgelände der Newa, unter den Unbilden eines gefürchteten Klimas.

Von diesen im geschichtlichen Leben der Nation begründeten Unterschieden im Charakter der beiden russischen Hauptstädte bleibt die ihnen zugrunde liegende große nationale Lebenskraft unberührt. Nicht nur auf dem Gebiet der unmittelbaren vitalen Interessen, auch auf geistigem Gebiet kann Moskau, die älteste Universitätsstadt Rußlands, Petersburg ebenbürtig erscheinen, sobald man von den Vorzügen der Residenz absehen will. Das gilt besonders inbetreff der Museen und Sammlungen. Wenn hier die Bestände auch nicht ohne weiteres vergleichbar sind — was Moskau ebenso wie Petersburg zuerkannt werden muß, ist die Bestrebung, das Vorhandene systematisch auszubauen und durch sorgfältige Publikation aktuell zu machen.

Eine zusammenfassende Literatur über die russischen Sammlungen auf dem Gebiete der Ethnographie, Archäologie und neuen Kunst besitzen wir bis jetzt allerdings ebensowenig, wie etwa jedem dieser Gebiete im einzelnen entsprechende wissenschaftliche Handbücher. Beim Besuch der Museen in Moskau und Petersburg ist man noch immer am besten von Alfred Maskell beraten. Sein 1884 erschienenes Buch (Russian art etc. South Kensington Museum Art Handbooks, London, Chapman and Hall 1884) gehört zu jenen vorzüglichen Londoner Museumshandbüchern, in deren Reihe auch Bushells „Chinese Art" erschienen ist, die bis jetzt noch immer brauchbarste chinesische Kunstgeschichte.

Maskell beginnt mit einem kurzen Überblick über den Gesamtbesitz der Ermitage. Aus ihrem Bestande behandelt er darauf zunächst die unvergleichliche, fast ein Jahrtausend antiker Kleinkunst „in Elfenbein und Gold" umfassende Sammlung aus dem kimmerischen Bosporus. Dann folgt eine sorgfältige Beschreibung der hinsichtlich ihres Ursprungs noch immer nicht aufgeklärten sogen. sibirischen Bronze- und Gold-Plaketten, welcher sich als das letzte über die Ermitage ein Kapitel über die in Sibirien gefundenen sassanidischen Silberschalen und über die von den Ufern des Pruth stammenden prachtvollen Silberarbeiten spätrömischer Werkstatt anschließt. Von der Petersburger Ermitage geht Maskell nach Moskau hinüber. Hier beschreibt er vor allem ausführlich die Oružejnaja Palata, jene große, von Nikolaus I. begründete Schatzkammer, die für altrussische und orientalische Waffen- und Goldschmiedearbeiten ebenso von Wichtigkeit ist, wie für das westeuropäische, aus dem Besitz der Zaren stammende Silber des 16. und 17. Jahrhunderts, und in welcher die historischen Kronen und Thronsessel des 12. bis 17. Jahrhunderts aufbewahrt werden. Es folgt ein Kapitel über Kirchengerät und ein weiteres über Waffen. (Die in den 80er Jahren noch im sogen. Arsenal im Park von Zarskoje Selo befindliche Sammlung ist inzwischen in die Ermitage übergeführt worden.) Zum Schluß werden zwei Kapitel über das eben erwähnte ausländische Silber gegeben.

Wenden wir uns nun den hervorragendsten Moskauer Museen zu, so ist, wie wir sahen,

aus ihrer Zahl von Maskell einzig die Oružejnaja Palata behandelt worden. Indes wird man seine Ansichten inbetreff der altrussischen dekorativen Kunst (die bei unserer geringen Kenntnis der Malerei und dem scheinbaren Fehlen der Plastik fürs erste noch den größten Teil der altrussischen Kunst überhaupt ausmacht) dort vor den Objekten bestätigt finden. Der griechisch-persische Ornamentstil bildet in der altrussischen Kunst die Grundlage, und der eigentlich russische Dekorationsstil ergibt sich erst aus einer Mischung desselben mit norditalienischen Renaissancemotiven.

Der griechisch-persische Misch-Stil tritt deutlich an den Prunkwaffen des Zaren Alexej Michailowič (1645—1676) Peters des Großen Vaters, zutage. Zwei kreisrunde Paradeschilde aus Rohrgeflecht, mit Goldbrokat überzogen, 1650 von griechischen Kaufleuten dem Zaren überreicht und aus einer Konstantinopler Werkstatt stammend, sind mit massiven, türkisbestreuten Platten ornamentiert, deren Umrisse deutliche Anlehnung an persische Formen aufweisen. Dasselbe gilt von den pompösen Köchern und Bogenbehältern desselben Zaren sowie von den beiden, aus dem Prunkservice erhaltenen Tellern. Sein mit Edelsteinen übersäter Thron ist 1659 direkt aus Persien nach Moskau gekommen. Zusammen mit dem Elfenbeinthron Johanns III. (griechische Arbeit des XV. Jahrh.) und dem ebenfalls persischen Thron des ersten Zaren aus dem Hause Romanow wird er noch heute bei der Krönung in der Uspenski-Kathedrale zu Moskau benutzt. Die Mischung von griechisch-persischer und Renaissance-Ornamentik tritt deutlich in den Arbeiten der russischen Goldschmiede zutage und ist als Verzierung von Waffen und Tafelgerät in der Oružejnaja Palata reichlich zu sehen. An die nationale Goldschmiedearbeit schließt sich die ausländische in großer Zahl an, unter der sich ebensoviel aus englischen, dänischen und holländischen, wie aus Augsburger, Nürnberger, Hallenser, Danziger und Krakauer Werkstätten hauptsächlich im 17. Jahrhundert Hervorgegangenes befindet.

Was die weiteren Moskauer Museen betrifft, so kommt als ein Nationalmuseum für Rußland auf geschichtlichem Gebiet das (zurzeit bis auf die frühesten Epochen magazinierte) historische Museum ebenso in Betracht wie das Rumjanzev-Museum auf dem Gebiet der Ethnographie, während die der Stadt Moskau 1892 überwiesene Tretjakovsche Sammlung sich zu einer National-Galerie der russischen Malerei entwickelt hat. Die Geschichte derselben beginnt mit einer Anzahl von Porträts aus der Mitte und dem Ende des 18. Jahrhunderts, deren eigenartig begabte Hauptmeister Levicki und Borovikovski außerhalb Rußlands zuletzt auf der römischen Ausstellung von 1911 zu sehen waren. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts setzt darauf ein novellistischer Realismus mit den Werken Venezianovs und Feodotovs ein, der, zunächst in die Breite gehend, sich alle Schichten der russischen Gesellschaft zum Vorwurf erobert (Korsuchin, Makowski u. a.) — dann aber um die Mitte des Jahrhunderts sich in seinen hervorragendsten Vertretern (Bakšeev, Nevreev) zu dramatischen Wirkungen heftigster Art steigert. In den 70er und 80er Jahren entwickelt sich neben diesen Realisten eine Gruppe von Historienmalern, die, von dem in die erste Hälfte des Jahrhunderts fallenden akademischen Pomp Brjullovs nicht unberührt, andererseits aber auch von der religiös empfundenen Kunst Ivanovs beeinflußt, aus starker nationaler Empfindung heraus zu gestalten verstehen. Die bedeutendsten von dieser Gruppe sind: Vasnecov auf dem Gebiete der mythischen Vorstellungen und der Heldensage, Surikov in der Darstellung alter russischer Geschichte, Nesterov in der mystischen Vertiefung der religiösen Empfindung, die neben ihm noch von Vrubel nach der pathetischen Seite hin zum Ausdruck gebracht worden ist. Neben ihnen entsteht die Landschaftsmalerei, als deren Vater Venezianov ebenfalls gelten mag und auf deren Gebiet Siskin, Polénov, Ostrouchov und Levitan gleich hervorragend sind, während Aevasovski die Darstellung des Meeres zu seiner Domäne gemacht hat. An die Historienmaler, mit denen Vereščagins selbständige Kunst nur in losem Zusammenhang steht, schließt sich Repin an, der indes auch das realistische Gebiet beherrscht und dessen zum Teil sehr eindrucksvoller Porträtstil von dem unlängst verstorbenen Sěrov gesteigert worden ist. Sěrov endlich führt zu den Modernen hinüber, die mit dem verhaltenen, komplizierten Somov und dem aggressiven Maljavin (von dem u. a. Venedig in der Galleria d'Arte moderna ein Bild besitzt) in jenen Extremen bezeichnet werden, zwischen welchen sich die Menge der allerjüngsten Talente bewegt. Bei allen diesen Künstlern ist ein starkes Überwiegen des Inhaltlichen oder richtiger des Psychischen (wodurch auch der Charakter der russischen Landschaftskunst mit bezeichnet wird) über das Malerische zu verspüren. Gerade die interessantesten unter den Realisten und Historikern sind in ihrer Technik oft alles weniger als erfreulich, und einzig die sehr starke und wahre Empfindung, von der ihre Bilder erfüllt sind, läßt dieselben künstlerisch erträglich erscheinen.

Eine Stiftung von Privatleuten, für deren Gedeihen man jedoch weite Kreise der russischen Gesellschaft zu interessieren verstanden hat, ist gleich der Tretjakov-Galerie die jüngste unter den Moskauer Sammlungen — das in diesem Jahre in großartig ausgestatte-

tem Hause eröffnete Museum Alexander III. In Verbindung mit der Universität begründet, instruktiv gedacht, besitzt dasselbe zunächst als Hauptbestandteil Nachbildungen hervorragender Kunstwerke, vor allem auf dem Gebiete der Plastik. Dieses Studienmaterial wird indes wesentlich von den Beständen der Originalsammlungen ergänzt, die parallel zu den verschiedenen Abteilungen des Museums angelegt worden sind. Neben einer kleinen Originalsammlung von Antiken und von Tafelbildern der italienischen Frührenaissance (wo ein Tryptichon aus dem sienesischen Trecento bemerkenswert) kommt in diesem Sinne vor allem die ägyptische Abteilung in Betracht, die bereits zu einer geschlossenen Sammlung geordnet worden ist. Ihren Grundbestand bildet die 1909 in Staatseigentum übergegangene Kollektion des russischen Ägyptologen V. S. Goleniščev, in der sich u. a. 21 Mumienporträts hellenistisch-ägyptischen Stils befinden, die mit ähnlichen Sammlungen außerhalb Rußlands nur zu ihrem Vorteil verglichen werden können. Die Bedeutung dieser Porträts übersteigen einzig die derselben Sammlung entstammenden großen Bahr- oder Leichentücher, auf denen in drei ca. 2 × 1 Meter großen Gemälden der Verstorbene zwischen Osiris und Anubis dargestellt ist. Diese Malereien datieren in das zweite nachchristliche Jahrhundert und zeigen die hellenistisch-ägyptische Stilmischung in der Zeichnung ebenso wie in den Farben, von denen besonders eine zwischen rosa und hellviolett schwankende Gewandfarbe, trotz ihrer ruinösen Erhaltung auf der Leinwand, von faszinierender Wirkung ist. Aus Ägypten stammt ebenfalls ein wohlerhaltenes römisches Vexillum, Leinwand ca. ½ Meter im Quadrat, mit der Figur der Victoria in Gelb (Gold) auf purpurnem Grunde geschmückt. Mit einer ebenso systematischen wie technisch sorgfältigen Publikation dieser Stücke hat die Museumsverwaltung bereits den Anfang gemacht in einer Serie „Musée des beaux-arts Alexandre III. à Moscou (in russischer Sprache), auf deren Bedeutung hiermit hingewiesen sei. Erschienen sind bis jetzt Lieferung I und II, Tafeln 1—12, ein Textband und eine Mappe mit Tafeln, welche sorgfältigste Reproduktionen, zum Teil farbig, zum Teil entsprechend getönt, geben. Aus dem Inhalt sei neben Tafel 9, die eines der Mumienporträts in Farben wiedergibt, Tafel 6 und 7 sowie Tafel 12 hervorgehoben. Auf den beiden ersten Tafeln sind zwei Stücke der ägyptischen Kleinkunst aus der Zeit des neuen Reichs wiedergegeben; besonders das eine von ihnen, ein Schminktöpfchen, mit Elfenbeingriff, in Gestalt einer ungemein grazilen weiblichen Figur, kann direkt mit dem Stück in Kairo in Parallele gesetzt werden, dessen Abbildung sich u. a. bei Bissing (Einf. i. d. Gesch. d. ä. K. Taf. 30, I) und bei Maspero (Gesch. d. ä. K. S. 201 Abb. 387) findet. Beide Reproduktionen sind farbig ausgeführt, ebenso wie Tafel 12, welche das Fragment einer alexandrinischen, aus Kalk gepreßten Grabstelle wiedergibt. Dargestellt ist eine sitzende Frau. Die Farben, Violett, Grün und Weinrot, sind vorzüglich erhalten.

Gehen wir nach diesen Eindrücken von Moskau nach Petersburg hinüber, so entspricht der Neugründung des Museums der Schönen Künste in Moskau dort der Anbau einer ethnographischen Abteilung an das der russischen Malerei ähnlich wie die Tretjakov-Galerie in Moskau gewidmete Museum Alexander III. Petersburg besitzt bereits ein allgemeines ethnographisches Museum, das in Verbindung mit der Akademie der Wissenschaften besteht und Geheimrat W. Radlow unterstellt ist. Die neue Abteilung des Alexander-Museums ist dagegen speziell für Rußland und die angrenzenden Gebiete gedacht, wobei der Schwerpunkt auf Zentralasien fällt. Die noch nicht zugänglichen Sammlungen, deren Eröffnung für das Frühjahr 1914 geplant ist, werden neben den von Koslov 1910 nach Petersburg gebrachten Funden von Karakhotò u. a. die bedeutende asiatische Sammlung von S. Verсščagin (ein Bruder des Malers) sowie eine Kollektion indopersischer Miniaturen enthalten.

Neben diesen Neugründungen kommt auf dem Gebiet der russischen Sammlungen vor allem die Neugestaltung der Petersburger Ermitage unter der Direktion des Grafen Dmitrij Tolstoi in Betracht. Im Winter 1911 begonnen, ist sie im Frühjahr 1912 vollendet worden und bezieht sich ebenso auf die Bestände der Gemälde- und Antiken-Sammlung wie auf die sogen. Sammlung der Kostbarkeiten, die aus erlesenen Goldschmiedearbeiten und preziöser Kleinkunst vorzüglich des XVIII. Jahrh. besteht. In dem von Klenze in den 40er Jahren erbauten Hause nimmt die Gemäldesammlung die oberen, im Charakter der Alten Pinakothek gehaltenen Säle ein. Das vielfach an die Münchener Glyptothek erinnernde Untergeschoß beherbergt vor allem in dem großen Saal von Kertsch die unvergleichliche Sammlung antiker Kleinkunst aus Südrußland und der Krim. Sie entstammt hauptsächlich dem Umkreise von Panticapaeum (das heutige Kertsch), jener stärksten unter den milesischen Gründungen auf der taurischen Halbinsel, deren Archonten sich seit dem 4. Jahrhundert Könige des Bosporus nannten, die später dem Pontischen Reich einverleibt war, und welche schließlich zusammen mit diesem im letzten vorchristlichen Jahrhundert unter die Herrschaft der Römer kam. Die vorwiegend in Gold, Silber und Elektron ausgeführten Objekte dieser Sammlung sind außer bei Maskell noch in der großen Publikation von Kondakov (Antiquités de la Russe

méridionale par le Professeur N. Kondakov, le comte J. Tolstoi et S. Reinach, Paris 1891) beschrieben worden — indes ohne daß dabei ein Fortschritt in der Erklärung der an dieselben anschließenden, bei Maskell wie bei Kondakov abgebildeten sogenannten sibirischen Altertümer geschehen wäre. Es sind dies im Gebiet des südöstlichen Rußlands und westlichen Sibiriens gefundene, türkisinkrustierte, zum Teil mit Zellenschmelz verzierte Goldplaketten, die auf ihrer Rückseite merkwürdigerweise den Abdruck eines groben Gewebes aufweisen. Sie zeigen Tierkampf und Jagd und stehen in ihrer Formensprache zweifellos unter antikem Einfluß. Dem Inhalte ihrer Darstellung nach gehen sie indes auf sibirische Bronzeplaketten unbekannter Provenienz zurück, die einerseits, wie Herr J. Smirnov die Liebenswürdigkeit hatte, mitzuteilen, von Kieseritzky als massagetisch angesprochen und mit achämenidischen Vorbildern verglichen — welche andererseits 1900 bei Kjachta von Talko-Hyrncewicz zusammen mit Münzen der Han-Dynastie gefunden worden sind.

Über Geschichte und Bestand der Gemäldesammlung der Ermitage ist neuerdings ein größerer illustrierter Aufsatz von Louis Réau erschienen (La Galerie de tableaux de l'Ermitage et la collection Semenov, Gazette des Beaux-Arts 1912, II. Bd. 379—396 und 471—488), in dem ebenfalls die auf die Ermitage Bezug nehmenden, selbständigen Publikationen aufgeführt werden. Die Reorganisation der Sammlung wurde im Frühjahr 1912 im Anschluß an die Einführung einer Fernwarmwasserheizung mit unabhängiger Überdruckventilation (an Stelle der früheren Luftheizung) vorgenommen. Über die Prinzipien der Umgestaltung hatte Herr J. von Schmidt, der mit derselben betraut gewesen ist, die Liebenswürdigkeit, Mitteilung zu machen. Die gesamte Neuordnung ist dem Charakter der Bestände gemäß als Qualitätssammlung gedacht, bei der das historische Moment zurücktreten kann, während die übersichtliche Gruppierung die Hauptsache bleibt. In diesem Sinne sind vor allem die Italiener angeordnet worden. Was Rembrandt betrifft, so ist er möglichst chronologisch und isoliert angeordnet gegenüber den Werken seiner Schule. Die Altniederländer und die Deutschen sind jetzt erst proportioniert und in entsprechende Gruppen gebracht worden, während die Franzosen, ähnlich wie die Italiener, nach ihrer Qualität, historisch in lockerem Zusammenhang zur Aufstellung gelangt sind. Rubens und van Dyck sind in einem großen Saal vereinigt woren. Die Holländer des 17. Jahrhunderts wurden, unter Beschränkung besonders von Teniers und Wouverman in einem großen Raume in möglichster Mannigfaltigkeit zusammengebracht. Der Bestand der Sammlungen hat sich in letzter Zeit durch folgende Stiftungen vergrößert: Volkonski (ein großer Sebastiano Ricci), Durnovo (Greco, Apostelfiguren), Chitrovo (7 englische Porträts) und die beiden Stiftungen Stroganov; von ihnen enthält die eine die des römischen Sammlers Gregor Graf Stroganov ein Tabernakel von Fra Angelico, eine Verkündigung von Simone Martini, ein weiteres Stück aus dem sienesischen Trecento (Himmelfahrt, Bartolo di maestro Fredi gegeben) und das Fragment einer Anbetung Mariä von Salajo. Aus der Sammlung des Grafen Paul Stroganov sind als Vermächtnis in die Ermitage gelangt: ein außerordentlich sensibles florentinisches Tondo, in der Ermitage Filippino Lippi genannt, das man indes lieber Berensons „Amico di Sandro" sichern möchte. Eine große Beweinung Christi von Cima. Eine Kreuztragung, dem Gia Francesco Maineri gegeben. Ein genueser Senatorenporträt von Carbone. Ein heiliger Andreas von Domenichino. Außerdem ein kleiner flämischer Crucifixus des 16. Jahrhunderts, eine Landschaft von Hobbema und ein Interieur des Pieter Janssens, dem die bekannte lesende Frau in München zugeschrieben ist. Über das letzte große Ereignis der Ermitage, den Ankauf der Sammlung Semenov, deren Bestand 730 Holländer und Flamen vorzüglich des 17. Jahrhunderts umfaßt, und die alle auf diesem Gebiete in der Ermitage bestehenden Lücken ausfüllen wird, ist bei Réau ausführlich berichtet.

Gegenüber diesen Bestrebungen auf dem Gebiete der allgemeinen Kunstgeschichte, die durch die beiden in russischer Sprache erscheinenden, indes allgemein interessierten und mit vorzüglichem Abbildungsmaterial ausgestatteten Zeitschriften (Starye Gody und Apollon) unterstützt werden, möchte ich abschließend noch auf eine in letzter Zeit stattgehabte Veröffentlichung aus dem Gebiete der altrussischen Kunst hinweisen. Es handelt sich um den dem 14. Jahrhundert angehörigen Freskenzyklus der Kirche des Dorfes Voloto bei Novgorod. Wer die Publikation desselben in den von der Kaiserlichen Akademie der Künste herausgegebenen „Monuments de l'art ancien russe" Livraison 4. (1912) sieht, muß allerdings erkennen, daß das Wesen der altrussischen Kunst nicht auf dekorativem Gebiete beschlossen sein kann. Die Sammlung der alten russischen Heiligenmalerei in der Moskauer Tretjakov-Galerie kann in ihren zeitlich späteren, aber die alten Schemata unabänderlich vorführenden Tafeln zu diesen Fresken nur Vorstufen abgeben. Das byzantinische Schema ist in ihnen ebenso leidenschaftlich wie erfolgreich durchbrochen, und der Herausgeber, L. Maculevic scheint berechtigt, den Vergleich mit dem frühen italienischen Trecento zu ziehen.

Mag auch der außerordentliche Charakter der Fresken von Voloto ganz durch die

Eigenart der Person des unbekannten Meisters bedingt gewesen sein — man steht mit ihnen doch an der Peripherie einer noch zu ergründenden, national-russischen Kunstentwicklung. Philipp Schweinfurth.

Aus der neuesten französischen Literatur.

Der Goncourt-Preis: „Les filles de la pluie" von Albert Savignon — „L'Ordination" von Julien Benda — „La Mort" von Maeterlinck — „La colline inspirée" von Maurice Barrès — „La jeunesse d'aujourd'hui".

Ebenso wenig wie im vergangenen Jahre hat diesmal die Verleihung des Goncourt-Preises die öffentliche Meinung befriedigt. Der Roman von Albert Savignon „Les filles de la pluie" hat die große Mehrzahl der Leser enttäuscht. Zwar ist das Buch sicher nicht ohne künstlerischen Reiz. Vor Augen bleibt einem das Bild jener Insel Ouessant, die schaumumspült dunkel im Nebel aufsteigt, und so behält man auch die Gestalten ihrer rauhen Bewohnerinnen in der Erinnerung, wie sie in ihrer enganliegenden schwarzen Tracht, stark und furchtlos am Strande in dem unaufhörlich herniederrieselnden Regen und auf den windgepeitschten, ins Meer hinausragenden Klippen sich bewegen, in ihrem niedrigen, von einer kleinen Steinmauer umschlossenen Hause sitzen, oder ihr ewiges Witwentum und die Sehnsucht ihres Herzens und ihrer Sinne von einem Wirtshaus zum andern mit sich tragen. Mit Unrecht also würde man dem Buche die Wirkung absprechen. Und doch ist, was man an ihm getadelt hat, sehr bezeichnend für unsern französischen Geschmack. Die Komposition des Buches ist schlecht, oder vielmehr, es ist überhaupt nicht komponiert. Der Verfasser hat in ihm eine Reihe Erzählungen nebeneinander gestellt, die mehr oder weniger umfänglich sind, mehr oder weniger fesselnd und oft dieselben Dinge wiederholen. Er gibt uns Notizen, Erinnerungen, Skizzen, die er nicht von neuem durchgearbeitet hat, um so ihren wesentlichen Inhalt in einem kräftigen Bilde herauszubringen. Zudem ist das Buch schlecht geschrieben, in einer unsicheren, holprigen Sprache, die auch von grammatischen Fehlern wimmelt. Also eine bequeme Brücke für die Kritik, die denn auch nicht unterlassen hat, auf alle diese Fehler hinzuweisen. Denn bei uns läßt man sich allenfalls das schlecht Gedachte gefallen, schlecht zu schreiben aber ist ein Verbrechen. Dennoch haben die Mitglieder der Goncourt-Akademie, allerdings nur mit einer Stimme Majorität, beschlossen, diesem Buche den Preis zu geben. Und ich meine auch die Gründe, die ihre Entscheidung bestimmt haben, wohl zu erkennen. Es sind dieselben, die sie vor einem Jahre „L'élève Gilles" von André Lafon und 1911 „Marie Claire" von Marguerite Audoux auswählen ließen: Albert Savignons Roman ist ein ehrliches, ein naives Buch. Es hat keinen literarischen Handwerksgeschmack. Was daran linkisch erscheint, ohne Erfahrung, ja ohne genügende Geisteskultur, ist eben doch mehr wert als die professionelle Geschicklichkeit, die ausgeklügelte Künstelei, kurz, die ganze kleinliche Mache der beliebten Durchschnittsromane. In der Literatur ist Aufrichtigkeit die höchste aller Tugenden, ohne sie ist keine wahrhafte Kunst möglich. Alles andere kommt daneben nicht in Betracht. Die literarischen „Kränze", denke ich, sind für die ehrlichen und fleißigen Köpfe bestimmt. Die andern schmücken sich schon selber so eifrig, daß man ihnen dabei nicht noch zu helfen braucht. —

Viel Talent, unvergleichlich viel mehr Talent verrät sicherlich das Buch von Julien Benda „L'Ordination", das einen Augenblick im Urteil der Richter Savignons Arbeit die Wage hielt. Wie stark aber ist hier der erfahrene Schriftsteller zu spüren. Benda ist von einer abstrakten Idee ausgegangen. Er hat eine These darstellen wollen und bei seiner nicht gewöhnlichen Intelligenz läßt sich denken, daß seine Idee interessant ist, und bei seinem großen Geschick ist auch nicht zu bestreiten, daß seine Figuren oder vielmehr die eine Figur, die diese Idee verkörpert, Hand und Fuß hat, daß es ein Roman von Nerv und überraschend gedrungener Kraft ist. Aber er ist für meinen Geschmack zu gut gemacht. Man hat den Eindruck, daß Benda zur Verteidigung der entgegengesetzten These ein anderes ebenso gutes, ebenso talentvolles Buch schreiben würde, und dieses Gefühl hindert, daß wir uns seiner Darstellung ganz unbefangen hingeben. Die offenbare Überspannung der These, die unfehlbare Herzensgeometrie, die tadellose Konstruktion erregen immer von neuem Mißtrauen in uns. Hier handelt es sich zunächst nicht um Wahrheit, sondern um den Effekt der hervorgebracht werden soll, um eine gewisse tragische, mehr theatermäßige als lebenswahre Schönheit. Benda hat den Widerstreit von Verstand und Gefühl, von philosophischer Reflexion und Instinktleben zum Ausdruck bringen wollen. Sein Held ist ein Philosoph, der geduldig ein System ausarbeitet, und der mit seiner ganzen geistigen Tätigkeit nur soweit wie möglich in seine spekulative Arbeit gelangen will. Auf das Denken, das Studium allein will er all seine Zeit, seine Kraft verwenden. Trotzdem aber bleibt er ein Mensch wie alle, unterworfen dem Drang der direkt hiergegen wirkenden Gewalten, die ihn in den Strom des Lebens hineintreiben, unterworfen auch dem lässigen Gang des täglichen Daseins, dem überlegungslosen Instinkt, dem Drang der Gefühle, die den Menschen beherrschen, dumpf machen und damit unfähig

zur geistigen Arbeit. Wird er siegen? Wird er erliegen? Das ist der Inhalt des Romans. Der heftigste Kampf, den der Philosoph zu bestehen hat, um sich die Freiheit seines Geistes zu wahren, ist, ganz natürlich, der gegen die Liebe. Einen Augenblick ist er nahe daran, sich besiegt zu geben, er will sein Werk im Stiche lassen. Doch er überwindet diese Gefahr. Er erkennt, daß was er für Liebe hielt, nur Mitleid war, und mit Nietzsches Hilfe wappnet er sich nun gegen das Mitleid. Er überzeugt sich, daß wenn er dem Mitleid sich hingibt, er sich dem Denken, dem Schaffen entziehen muß, daß er dann verdammt ist, nichts mehr zu schaffen, sondern zu leiden und zu sterben. Und er will nicht verzichten auf das, was die höchste Stufe menschlichen Daseins bezeichnet. Er macht sich los aus seinen Banden, und dieser Sieg ist für ihn eine „Priesterweihe" gleichsam, die ihn fähig macht, sein hohes geistiges Amt zu verwalten. Aber wir sind noch nicht am Ende. Um seinem Dasein die äußere Bequemlichkeit zu verschaffen, und sich von einer Masse kleiner Sorgen zu befreien, verheiratet er sich, begründet eine Familie und sorgt zugleich dafür, daß sie ihn nicht stört. So kann er seine Lebensauffassung verwirklichen, und sein Glück dauert fast zehn Jahre. Eines Tages aber erkrankt seine kleine Tochter. Ein Leiden, das sie für alle Zeiten entstellen muß, bildet sich aus, und nur mit der größten Mühe kann man ihr noch das weitere Leben fristen. Das bringt dem Philosophen einen zweiten und härteren Kampf. Über der Krankheit seines Kindes wird das Vatergefühl in ihm erweckt. Das Leiden dieses Wesens, das ihm sein Dasein verdankt, läßt ihn im innersten Herzen mitleiden. Das Familiengefühl, die Liebe und auch das Mitleiden wiederum stürmen viel heftiger als das erste Mal auf ihn ein. Und jetzt erliegt er und entsagt. Er will fortan nur ein Mensch sein wie die andern auch, ein Mensch, für das tägliche Leben gemacht, untauglich zur Denkarbeit.

Daß die Grundlage dieses inneren Konflikts ein Korn Wahrheit enthält, kann man nicht in Abrede stellen. Es muß unsere Teilnahme erregen, einen Denker zu sehen, der die Unangreifbarkeit seines Geisteslebens gegen seine Mitmenschen und vor allem auch gegen sich selber verteidigen muß. Weniger schon versteht man, daß dieser Konflikt so tief greifen soll, daß es hier nur Sieg oder Tod geben kann. Ist es wahr, daß Leben und Denkarbeit durch eine unüberbrückbare Kluft von einander getrennt sind? Was wäre ein absolutes Denken ohne Gefühl und Leidenschaft anders als ein im leeren Raum schwingender mechanischer Apparat? Ist nicht das Denken an sich allein schon Leben, und kann man nicht ein kräftiger Denker sein ohne darüber ein unkräftiger Mensch zu werden? Benda spricht einmal von dem ungeheuerlichen Geistesleben, das sein Held lebt. Und wirklich ist der eine Art menschlichen Ungeheuers. Benda hat sich von der schriftstellerischen Neigung verführen lassen, die Wahrscheinlichkeit zu verletzen, um einen stärkeren Effekt zu erzielen. Das ist ja auf dem Theater ganz gewöhnlich und, auch wenn es auffällt, bisweilen doch zweckmäßig. Hier aber war es nicht einmal vorteilhaft. Vielmehr geriet so das Buch, trotz seines anziehenden Inhalts, seiner guten Sprache und mancher eindringenden Analysen in die Gefahr, der minderwertigen Literatur zugezählt zu werden. Wer zuviel halten will, behält oft gar nichts. Benda hat vergessen, daß man jüngst seine Schrift, in der er Bergsons Philosophie angriff (Le Bergsonisme ou une Philosophie de la mobilité) nur darum nicht ernsthaft nehmen wollte, weil er dort geglaubt hatte, eine hochtrabende Ausdrucksweise annehmen zu müssen. Trotzdem bleibt „L'Ordination" ein lesenswertes Buch und Benda ein beachtenswerter Autor.

Das letzte Werk Maeterlincks „La Mort" wird den Ruhm des Verfassers nach meiner Meinung wenig erhöhen. Maeterlinck wollte eine philosophische Abhandlung zur Widerlegung des Todes oder wenigstens der Todesfurcht schreiben. Er erweist sich als Logiker, Dialektiker, er stellt in gedrängter Ordnung eine Anzahl Beweise zusammen. Und das ist alles ganz schön und gut. Es ist eine nicht eben gewichtige Philosophie für Laien; man darf diesen unerschütterlichen, manchmal bedenklichen Optimismus nicht allzu genau betrachten. Maeterlinck ist kein tiefer oder originaler Philosoph. Aber selbst wenn er das hier gewesen wäre, hätte er darum doch seine Leser nicht von der Todesfurcht heilen können. Einem solchen Gefühl können Vernunftgründe wenig oder gar nichts anhaben, und es ist eigentlich widersinnig, einen so heftigen, so unerklärlichen Instinkt von der kühlen Vernunft abhängig machen zu wollen. Vor der Anwandlung des Schwindels kann man mich doch nicht dadurch schützen, daß man mir auseinandersetzt, wie widersinnig es sei, schwindelig zu werden. Maeterlinck ist ein großer Dichter, ein bewundernswerter Lyriker in ungebundener Sprache. Warum hat er das in diesem Buche nicht sein wollen? In ihm ist für uns der Poet das Wertvolle. Den aber erkennen wir nur mit Mühe unter der Hülle des Magisters, der seine Beweise in einer klaren, tadellos reinen Sprache vorträgt, ohne uns tiefer erregen zu können. Manche Szenen aus „L'Oiseau Bleu" allein schon wiegen diese ganze lange Abhandlung auf. —

Das charakteristische, ich möchte sagen das Meisterwerk dieses Jahres bringt uns nicht Maeterlinck, sondern Maurice Barrès. „La Colline inspirée" ist ein

Buch ersten Ranges, und ich glaube nicht, daß Barrès jemals ein besseres geschrieben hat. Man findet darin wieder den Grundgedanken, der alle seine Arbeiten der letzten Zeit beherrscht. Aber dieser Gedanke ist hier zugleich bestimmter und reicher geworden, inhaltlich reicher, nicht nur in der Form. Barrès selbst ist von der Ebene auf die Anhöhe gestiegen und beherrscht von hier aus die Menschheit, erhebt sich über die Zeitalter. Noch immer lenkt er unsere Gedanken auf die Liebe zum heimatlichen Boden, auf die enge Gemeinschaft der Lebenden mit den vorangegangenen Toten und auf die dunkeln Bande, in denen sich unser Fühlen und Denken bewegt. Aber er erfaßt das Problem jetzt in einer besonderen, neuen Form: der religiösen. Vorzüglich bietet er uns die dramatische, außerordentlich lebendige Darstellung einiger bäuerlichen Geister, die, von einem erhabenen Wahnsinn getrieben, sich abmühen, ihren Gott zu finden und zu verteidigen. Und wohl sind die Helden dieser ergreifenden Geschichte wieder Lothringer, und lothringisch ist die Landschaft, in der sie auftreten. Aber die Begebenheit, die sich dort abspielt, ist nicht eine bloße lokalgeschichtliche Episode, es ist vielmehr die eigentliche Geschichte des unzählige Male im Laufe der Jahrhunderte erneuerten Kampfes zwischen dem mystischen, individualistischen, anarchistischen Enthusiasmus und dem notwendigen Zwang einer Disziplin, einer Regel: es ist die ganze Geschichte des Christentums. Hinter einem kräftig gezeichneten Vordergrund, hinter den unvergeßlichen Gestalten der drei Brüder Baillard, den bäuerlichen Priestern inmitten ihrer Anhänger, die vom Bischof und Papst sich losgesagt haben, hat Barrès große Horizonte ausgebreitet, unendliche Perspektiven eröffnet. Stets behalten wir den Hügel Zion Vaudémont im Auge, kahl wie eine ins Meer abfallende Felsküste, von dem man jenseits der braunen Erdwellen die Gipfel der Vogesen erblickt. Immer wieder sehen wir seinen kleinen Kirchturm und die kümmerlichen Dächer der dürftigen Häuser, die er in seinen Einbuchtungen birgt. Aber wie von selbst und ganz natürlich unter dem Einfluß einer hohen künstlerischen Kraft sehen wir zugleich auf dieser wie von einem heiligen Sturmwind überwehten Höhe das Symbol der geheimnisvollen Kräfte, welche gewisse Menschen, gewisse vom Schicksal erlesene Orte in sich bergen und die von dort sich unter die große Masse ausbreiten, sie zu einer begeisterten Gemeinschaft zusammenschließen und so zu Gott erheben. Diese Bilder in ihrer kräftigen Färbung, dann wieder zarte Traumgebilde, hoher Gedankenflug, aufsteigend über einen Bericht von dramatischem Leben, alles das umfängt uns Geist und Sinne mit einer Art Entzücken, das hervorzubringen nur Barrès gelingt, und das vor allem den Reiz, die Kraft seiner Werke ausmacht.

Man hat Barrès den Vorwurf gemacht, er habe in dem Widerstreit, den er schildert, für die Aufwiegler Partei genommen, für seinen zügellos ausbrechenden und rührenden Helden Leopold Baillard, und habe dagegen die Priester, die Vertreter der Autorität Roms, in ein gehässiges Licht gestellt. Ein gänzlich unbegründeter Vorwurf. Barrès selber steht außerhalb des Konflikts, dessen einzelne Phasen er nacheinander schildert. Nicht ein einziges Mal verläßt er diesen Standpunkt eines unparteiischen Zuschauers, den er eingenommen hat. Auch fällt er selber kein Urteil. Will man seinem Buche durchaus eine Lehre entnehmen, so kann man sie sehr deutlich in den letzten Seiten ausgesprochen finden. Die Kapelle, das Sinnbild von Autorität, Band, Regel hat nicht Recht gegen die Ebene, wo der Enthusiasmus, die Inspiration des einzelnen ihr Reich haben. Aber diese sich widerstreitenden Kräfte können sich doch nicht entbehren. Ewig müssen sie sich im Kampfe gegeneinander erproben, ja gerade aus diesem Kampfe erwächst ihnen neue Stärke. Mit andern Worten: „La Colline inspirée" ist allerdings nicht ein Buch eines frommen Katholiken, es ist keine Tendenzschrift. Es zeigt sich hier nur ein warmer menschlicher Anteil an der religiösen Erregung, ein tiefes, achtungsvolles Verständnis für sie. Wir haben hier eben vor allem das Buch eines Künstlers; die ruhige Heiterkeit der großen Kunst herrscht darin. So voll, so groß, ist mir Barrès Kunst zuvor noch nirgends erschienen, sein Stil noch nie glänzender, reicher an künstlerischen Hilfsmitteln und so einheitlich wie hier. Es ist zugleich plastisch, mit festem, deutlichem Umriß und erstaunlich vorstellungsreich, musikalisch, abstrakt, geheimnisvoll. Ein sozusagen adliges Wesen, das diesem Stil eigen ist, zeigt sich in jeder Zeile. In wundervollem Auf- und Abwogen schreitet er fort, und präzise Gedanken werden stets von einer breiten, ernsten Sprachharmonie getragen. Es liegt ein poetischer Hauch über „La Colline inspirée". Die ästhetischen Genüsse die sie gewährt, sind von der Art wie die, welche wir beim Lesen Goethes empfinden. Es ist das höchste, aber wohlverdiente Lob, das man aussprechen kann; und da Barrès ein begeisterter Verehrer Goethes ist, so ist es auch das ihm willkommenste Lob. — Daß Barrès in seinem letzten Buch ein religiöses und gerade dieses Problem behandelt hat, zeigt wieder, wie aufmerksam er auch heute noch alles, was seine Zeit lebhaft beschäftigt, im Auge hält, wie er immer die Fühlung mit der aufwachsenden Generation zu bewahren weiß. Es ist auffallend, wie die gebildete Jugend sich heute wieder der Religion zuwendet. So mancher schon hat mit bewußtem Verzicht auf die

Kritik des Verstandes, für sein moralisches Leben nach fester Regel, Autorität, Tradition verlangend, jene Kapelle aufgesucht, deren Turm wie ein Signal auf dem Hügel aufsteigt, wo schon die Gallier geopfert haben. Und viele andere wieder hat der Gedanke eines neuen Katholizismus begeistert, liberaler als der alte, aufgeklärter und der Inspiration des einzelnen mehr Raum gebend. Sie haben die so beachtenswerte Vereinigung des „Sillon" gebildet. Aber sie sind auf den Widerstand Roms gestoßen, der ihre Auflösung forderte. Und endlich selbst die, welche noch nicht wieder gläubig geworden sind — und das ist noch die große Mehrzahl —, zeigen doch für die Religion jetzt eine unerwartete Sympathie. Der Antiklerikalismus findet bei ihnen kein Echo. Sie möchten lieber für überzeugte Katholiken gelten, obwohl sie das orthodox angesehen, nicht sind, als für Bekämpfer der alten Kirche. Sie nähern sich der Auffassung, die Barrès vertritt. Und so steht er ganz in den Bestrebungen der heutigen Jugend, er, der so auffallend schon ein Vertreter der Jugend vor zwanzig Jahren war. Man erzählt, daß Paul Adam, der in Ägypten eine römische Medaille mit der Inschrift „Princeps juventutis" gefunden hatte, sie an Maurice Barrès schickte. Das war in der Tat die rechte Adresse.

Um sich von dem, was hier eben dargelegt ist, zu überzeugen, braucht man nur ein kürzlich erschienenes kleines Buch zu lesen, das bei uns großes Aufsehen gemacht hat. Unter dem Pseudonym Agathon haben hier zwei junge begabte Schriftsteller Alfred de Tarde und Henri Massis das Ergebnis einer Enquete über „Die heutige Jugend" dargestellt. Gewiß kann man dieser Enquete nicht einen absoluten Wert beimessen. Sie erstreckt sich nur über einen Teil der französischen Jugend, die Jugend der gelehrten Anstalten, und auch in ihr wieder nur auf eine bestimmte Zahl von Personen. Es ist mehr eine journalistische als wissenschaftliche Arbeit. Journalistisch jedoch von der besten Art: intelligent, scharfsinnig, lebendig. Aus den mit einer Anzahl junger Leute im Alter von 18 bis 25 Jahren geführten Unterhaltungen und aus schriftlichen Zeugnissen, die er sich verschaffen konnte, hat Agathon zusammengestellt, was ihm die Tendenzen der gegenwärtigen Jugend zu sein scheinen. Diese Tendenzen unterscheiden sich deutlich von denen der vorhergehenden Generation. Sie war pessimistisch, kritisch, intellektualistisch, artistisch, irreligiös und kosmopolitisch. Die heutige dagegen ist optimistisch, nach Zucht verlangend, eifrig sporttreibend, realistisch, religiös und patriotisch. Alles, was Agathon hier aufstellt, stützt er auf Tatsachen. Er ist in seiner Gewissenhaftigkeit so weit gegangen, daß er seine Enquete einer Gegenprobe unterworfen hat, indem er eine Anzahl Personen befragte, die nicht zu dem, was er die Jugend nennt, gehören, aber in enger Verbindung mit ihr stehen und sie kennen müssen. Hier hat er Bestätigung, aber auch Kritik und Widerlegung gefunden. Alles das kann man seinem Buche entnehmen, das also eine wertvolle Zeugnissammlung darstellt.

Hat Agathon recht gesehen? Ich für meinen Teil glaube ja. Wird diese neue Jugend in Frankreich neue Zeiten heraufführen? Das wird die Zukunft zeigen. Jedenfalls ergibt sich aus diesem Buche, daß die französische Jugend nicht nur dem Vergnügen nachgeht. Es gibt eine Jugend in Frankreich, ernst und arbeitsam, nachdenkend und forschend, ganz und gar nicht dekadent. Sie ist in Deutschland vielleicht noch zu wenig bekannt. — —

Paris, April 1913. François-Poncet.

Archäologisches und Frühchristliches aus Rom. Nach einer Pause von mehreren Jahren finden wir in der letzten Nummer des „Athenaeum" wieder einmal „Notes from Rome" aus der Feder Rodolfo Lancianis, die nicht freudig genug begrüßt werden können angesichts der maßgebenden Darlegungen des Verfassers der „Storia degli scavi", der Geschichte der archäologischen Funde und Entdeckungen in Rom, von der wir jetzt den dritten Band erwarten. — Ein Monumentalgebäude für das Ministerium des Innern wird jetzt auf dem Viminal zwischen den Kirchen San Lorenzo in Panisperna und Santa Pudenziana gebaut. Dabei wird leider das moderne Prinzip der Aufnivellierung von Tälern und Abnivellierung von Hügeln weiter verfolgt, welches in einer gar nicht zu fernliegenden Zeit die sieben Hügel als eine schöne Erinnerung aus der Vergangenheit erscheinen lassen wird. Die ganze Erhöhung des Viminal wird bei diesen Arbeiten abgetragen, so daß das neue Gebäude, statt auf der Höhe über den Tälern des Vicus Longus einerseits und des Vicus Patricius andererseits zu thronen, auf das allgemeine Niveau der Via Nazionale heruntergebracht ist. Ein Gutes ist aber bei diesen Abtragungen immer noch dabei: Antiken, die im Grunde geborgen sind, kommen aus dem Herzen des Hügels zutage. So hat man jetzt auch Hallen und Galerien von thermalem Charakter aufgedeckt. Ob sie zu den Thermae Novati, die in Gemeinschaft mit einem benachbarten Hause des Pudens in frühkirchlichen Traditionen erwähnt sind, gehören oder zu einem den Topographen der Renaissance als Palatium Decii bekannten Bau, ist noch nicht festzustellen. Sicher ist, daß, wann auch immer Aus- und Aufgrabungen auf irgendwelcher Seite des Viminals seit Beginn des 16. Jahrhunderts gemacht worden sind, jedesmal her-

vorragende Kunstwerke zutage gekommen sind: so der Posidippus und Menander, jetzt in der Galleria delle Statue im vatikanischen Museum, die in der Zeit Sixtus' V. gefunden worden sind; so der sog. Demosthenes, früher in der Villa Montalto und jetzt im Louvre; so der Pan und ein anderer Waldgott, die der Kardinal Ippolito d'Este für seine Villa zu Tivoli erworben hat; so die Livia Augusta, die Kardinal Antonio Barberini der Ältere erstand; und eine ausgezeichnete Venus, die Perle der Sammlung der Königin Christina von Schweden. Bei den jetzigen Ausgrabungen, die sich über ein Gelände von fünf Acres erstrecken, und bei denen 2¼ Millionen Fuß Schutt und Erde wegzuräumen sind, ist der wichtigste Fund der einer von Nischen und Säulen aus afrikanischem Marmor umgebenen Rundkammer, auf deren Boden eine kauernde Venus aus parischem Marmor lag, eine gute Arbeit vom Typus der Venus Giustiniani (siehe Reinach „Repertoire I." p. 339, Nr. 1419). Kopf und Vorderarme fehlen.

Die Kirche der Santi Quattro Coronati auf dem Cälius ist, wie San Saba, San Clemente, Santa Maria in Cosmedin usw., gleichsam ein Palimpsest von so vielen archäologisch und künstlerisch interessanten Schichten, wie Jahrhunderte seit ihrer Gründung verflossen sind. Aus der Reihenfolge der Änderungen, Hinzufügungen, Entstellungen durch Leo IV., Honorius I., Paschalis II., Martin V., Kardinal Carillo u. a. kann noch eine Spur der ältesten Bauten des Papstes Miltiades (?) festgestellt werden. Diese Verwirrung aufzulösen, die verschiedenen Perioden in der Geschichte des Baues zu identifizieren, die beworfenen Wandmalereien ans Licht zu bringen und vor allem das vorzügliche Kloster aus dem 13. Jahrhundert herauszulösen, diese Aufgabe konnte keinem Besseren als dem römischen Byzantinisten Professor Muñoz übertragen werden. Er hat nun auch schon ausgezeichnete Resultate in kurzer Zeit erzielt, wozu vor allem die Aufdeckung — unter einer Gipsschicht — eines vollständigen Kirchenkalenders, wahrscheinlich aus dem Jahre 1246, gehört. Er ist in Columnen von anscheinend 30 Zeilen in schwarzen und roten Buchstaben auf die vier Wände des Oratoriums des Heiligen Sylvester niedergeschrieben, das der alten Brüderschaft der Bild- und Steinhauer gehörte. Das Oratorium selbst ist mit Fresken aus dem legendarischen Leben von Konstantin und Sylvester, die aus dem Jahre 1248 datiert sind, geschmückt. Da der Kalender die Wände des anstoßenden Raumes bedeckt, so mag er aus derselben Periode stammen. — Die anderen Funde beziehen sich auf den Papst Damasus (366—384) und seine Bemühungen, die Katakomben vor Vergessenheit oder Entweihung zu bewahren. Bei Ausräumung des Brunnens, welcher das Zentrum des Klosters einnimmt, wurde das Fragment einer metrischen Inschrift gefunden, die in dem altertümlichen unklassischen Stil des Furius Dionysius Philocalus, des Gehilfen des Damasus, eingegraben ist, einem Stil, der für die christliche Epigraphik nichts Neues ist. Philocalus grub eigenhändig die Gedichte seines Herrn in den Marmor ein und zeichnete manchmal seinen eigenen Namen an den Rand der Platte. Das nunmehr gefundene Fragment gehört zu einem metrischen Lobgedicht auf die Märtyrer Petrus und Marcellinus und stand ursprünglich auf ihren Gräbern in den Katakomben „ad duas Lauros" auf der Via Labicana, wo es von gelehrten Pilgern oftmals gesehen und kopiert worden ist. Wieso nun das Fragment diesen weiten Weg von dem 2. Meilenstein auf der Straße nach Labicum auf den Cälius zurückgelegt hat, ist schwer zu sagen. Nun erwähnen die Itinerarien von Salzburg und Malmesbury unter den in den Katakomben des Petrus und Marcellinus begrabenen Märtyrern eine Gruppe von vier „gekrönten Opfern" der Verfolgung des Diocletian. Sie hießen nach einem allerdings nicht ganz zuverlässigen Kalender (des Liberius) Clemens, Sempronianus, Claudius und Nicostratus. Irgendein Zusammenhang muß also wahrscheinlich zwischen den Gräbern der vier gekrönten Märtyrer an der Via Labicana und der Kirche der Quattro Coronati auf dem Cälius bestehen.

Zum Schluß seines Aufsatzes spricht dann Lanciani noch von der Wiederentdeckung von Ostia, für die nicht allein der ganz außergewöhnlichen Liberalität des italienischen Parlaments, das 600 000 Francs dafür zur Verfügung stellte, zu danken ist, sondern vor allem auch der ausgezeichneten Arbeit des Professors Dante Vaglieri. Es kann als ein Glück betrachtet werden, daß diese älteste römische Kolonie und dieser reichste Hafen des Mittelmeers im Altertum nunmehr den dilettantischen Ausgrabungen, die von Pius VI. bis Pius IX. sich der Stätte bemächtigt hatten, entzogen ist. Die rein wissenschaftliche Methode der Vaglierischen Ausgrabungen ging zunächst darauf aus, das Netzwerk der Straßen und Sträßchen zu entwirren und dann Häuserblock nach Häuserblock, von Osten nach Westen fortschreitend, also von der Porta Romana bis zum Meer, bloßzulegen. Dieses neue Pompeji in der nächsten Nähe von Rom wird in seiner Größe und Schönheit schon durch die Hauptstraße, den Decumanus, charakterisiert, der, wenn er vollständig freigelegt ist, 1½ km lang und zwischen 13 und 18 m breit sein wird. Diese Prachtstraße ist von Porticos flankiert gewesen mit doppelten Reihen von Pilastern oder Säulen, in denen Läden und Magazine, würdig des römischen Welthandels, errichtet waren. — Die Resultate der letzten Ausgrabungen um-

fassen die vollständige Aufdeckung der Statio Vigilum (der Polizei- und Feuerwehrwache), des Theaters und der öffentlichen Bäder, der Bureaus oder Scholae mehrerer Schiffahrtsgesellschaften mit regelmäßigem Verkehr zwischen Ostia und Nordafrika, von Tempeln, Häusern, Speichern, Warenhäusern, Quellen, Wasserwerken, Gasthöfen, Säulenhallen, öffentlichen Waschanstalten (fullonicae), Kapellen usw.; von Kunstwerken als Statuen, Büsten, Reliefs, Sarkophagen und Freskomalereien. Ostia war offenbar eine Stadt von Bankiers und reichen Großkaufleuten, in deren Händen die ganzen kommerziellen Interessen des Mittelmeers konzentriert waren. Aus der Masse der Inschriften auf Marmor oder in Mosaik auf Fußböden und Wänden oder Schriften an den Wänden, die Vaglieri täglich ans Licht bringt, läßt sich schließen, daß die Bevölkerung gern von sich redete und überhaupt mitteilsam war. Denn diese Inschriften haben nicht allein lokales Interesse; sie reichen an die Geschichte Roms, an seine Eroberung des Mittelmeers, an seine Verbindung mit den Provinzen jenseits des Meeres, an die Getreidezufuhr für die Hauptstadt, für die sich zu Ostia Speicher befanden, die in Mösien, Ägypten, Sizilien, Mauretanien und Spanien Getreide sammelten und ungefähr 4½ km einnahmen. Weiter berichten die Inschriften von der kaiserlichen Administration für die Herbeischaffung von überseeischem Marmor (statio marmorum), von einem Zentralpostamt und dessen Flotte von Eilschiffchen (naves vagae), und selbst die lokalen Angelegenheiten, welche aus den Inschriften sich ergeben, sind nicht ohne Interesse und zeigen das „tempora non mutantur". Es scheint, daß bei einem Feuer in dem bewohnten Teile der Stadt ein Feuerwehrmann bei dem Rettungswerk sein Leben verlor. In der nächsten Sitzung des Stadtrates wurde seine Heldentat verhandelt; und eine Inschrift bezeugt, daß der in Ausübung seiner Pflicht um das Leben gekommene Feuerwehrmann durch ein öffentliches Begräbnis und ein auf Stadtkosten errichtetes Grabmonument geehrt worden ist. M.

Eine Konferenz für das ärztliche Unterrichts- und Fortbildungswesen wird vom Internationalen Komitee für das ärztliche Fortbildungswesen während des nächsten internationalen medizinischen Kongresses in London (August 1913) veranstaltet werden. Das Programm der Konferenz umfaßt in seinem ersten Teil Berichte, als Beiträge zu einer vom Internationalen Komitee schon früher beschlossenen Sammelforschung auf dem Gebiete des medizinischen Universitäts- und ärztlichen Fortbildungs-Unterrichtes. Die von den einzelnen Staatsregierungen ernannten Mitglieder des Internationalen Komitees werden Referenten bestimmen, die bei diesem Teil der Konferenz über folgende Themata berichten: 1. Der gegenwärtige reguläre Gang des Universitäts-Unterrichtes bis zur Approbation (einschließlich der Examina) und die für den gesamten Studiengang geltenden gesetzlichen Bestimmungen; 2. Das Verhältnis des Universitäts-Unterrichtes zum Fortbildungs-Unterrichte und der gegenwärtige Stand des ärztlichen Fortbildungswesens. Der zweite Teil der Konferenz bezieht sich auf Beratungen über wichtige, zeitgemäße Unterrichtsgebiete und betrifft folgende Themata: 1. Über die Notwendigkeit einer Reform des Unterrichtes im Hinblick auf die Bedeutung der Technik im ärztlichen Beruf. (Ausbildung auf der Universität und Fortbildung im späteren ärztlichen Leben, mit besonderer Berücksichtigung der Fortschritte der ärztlichen Technik.) 2. Die Wichtigkeit der sozialen Medizin und ihrer Grenzgebiete als Unterrichts-Gegenstand (im Rahmen des ärztlichen Unterrichts und Fortbildungs-Unterrichts). Die Geschäftsstelle des Internationalen Komitees ist in Berlin NW 6, Luisenplatz 2-4.

Internationale Monatsschrift
für Wissenschaft Kunst und Technik
herausgegeben von Max Cornicelius, Berlin, Zimmerstr. 36

Bezugspreis bei sämtlichen Postanstalten in Deutschland vierteljährlich 3 Mark; bei direktem Bezuge durch Streifband in den Ländern des Weltpostverkehrs 4 Mark. Einzelnummern kosten 1 Mark.

7. Jahrgang, Nr. 9
Juni 1913

Insertionspreis für die zweigespaltene Nonpareillezeile 50 Pf. — Inseraten-Annahme bei den Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. in Berlin und den größeren Städten Deutschlands u. der Schweiz

Für die Redaktion verantwortlich: Wilhelm Paszkowski, Berlin.
Verlag von August Scherl in Berlin SW. 68, Zimmerstraße Nr. 36-41.

Der jüdische Geschichtsschreiber Josephus und Jesus Christus.

Von
Adolf Harnack.

Die Wissenschaften, an welchen das große Publikum einen lebhaften Anteil nimmt, genießen diesen Vorzug nicht, ohne dafür bezahlen zu müssen. Sie werden häufig gezwungen, auf Probleme und Fragestellungen einzugehen, wie sie dieses Publikum will, und werden dadurch in ihrer ruhigen und methodischen Arbeit schwer gestört; denn in vielen Fällen sind diese Probleme falsch formuliert oder konfus oder längst erledigt. Daß sie erledigt sind, ist aber in der Regel nur durch einen ausführlichen Bericht zu beweisen, für den das Publikum nicht die Vorkenntnisse und auch nicht die Geduld besitzt, und daß sie konfus sind, ist vollends schwer darzulegen. Nur ein Gelehrter, der zugleich ein sehr gewiegter Schriftsteller ist, darf das unternehmen, soll er nicht den alten Satz aufs neue erproben, daß die Wahrheit leichter über den Irrtum triumphiert als über die Konfusion und unversehens selbst in sie verstrickt werden kann. Dennoch möchte ich den Anteil nicht missen, den das große Publikum an dem Fache nimmt, das mir besonders nahe liegt, an der Entstehungsgeschichte der christlichen Religion, und ich nehme daher die berührten Schwierigkeiten gern in den Kauf; denn abgesehen von unleugbaren Anregungen, welche diese Wissenschaft doch auch von hier empfangen hat, zeigt sich in der allgemeinen Teilnahme die fortdauernde Wertschätzung der Sache, um die es sich handelt.

In den letzten Jahren ist die Wissenschaft vom Ursprung der christlichen Religion aus dem Publikum heraus — denn wirkliche Fachgelehrte waren es nicht — mit der unnützen Frage belästigt worden, ob Jesus überhaupt gelebt habe. Die kecke negative Behauptung hatte eine ganze Bibliothek von Büchern und Abhandlungen zur Folge, zumal da die Behauptung gleichzeitig von mehreren und mit ganz verschiedener Begründung ausgesprochen wurde. Gelernt hat die Wissenschaft aus diesen Verhandlungen gar nichts — die Meinung, daß dieses Urteil zu hart sei, vermag ich nicht zu teilen —, und

die trefflichen Arbeiten, die zur Verteidigung des historischen Standpunkts verfaßt worden sind, werden leider noch schneller vergessen sein als die Angriffe; denn die Buchhalter der Wissenschaft folgen von alten Tagen her der übergerechten Maxime, die Namen der Herostrate, auch der vermeintlichen, pünktlich samt allem Zubehör der Nachwelt zu überliefern, dagegen nicht die gleiche Sorgfalt auf die Erhaltung des Gedächtnisses derer zu richten, die uns von ihnen befreit haben. Man wird in der Wissenschaft sicherer durch einen großen Irrtum und durch kecke Behauptungen »unsterblich« als durch ihre Widerlegung.

Bei den Verhandlungen über die Existenz Jesu war es notwendig, auch auf die Zeugnisse über ihn einzugehen, die wir von Nicht-Christen besitzen, die also außerhalb der neutestamentlichen und der übrigen altchristlichen Literatur liegen. Auch die Verteidiger der Geschichtlichkeit der Person Jesu erklärten, wie sie es bereits vor dem Streit stets getan hatten, daß diese Zeugnisse sehr spärlich seien und daß auch Fälschungen unter ihnen sich fänden. Als ausgemachte Fälschung betrachteten auch sie das Zeugnis des jüdischen Schriftstellers Josephus, der gegen Ende der Regierungszeit des Vespasian, also kurz vor dem Jahre 79, ein Werk über den jüdischen Krieg verfaßt und im Jahre 93 oder 94 ein sehr umfangreiches Werk »Jüdische Altertümer« vollendet hat. In diesem letzteren (18, 3, 3) steht das fragliche Zeugnis über Jesus. Bis vor hundert Jahren war die Zahl derer, welche das Zeugnis für eine Fälschung erklärten, nicht sehr groß; aber seit dem Feldzug, den im Jahre 1813 der Jenenser Professor Eichstaedt gegen dasselbe eröffnete, ist umgekehrt die Zahl der Verteidiger von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer mehr zusammengeschmolzen, und bis vor wenigen Wochen kannte ich keinen namhaften protestantischen Gelehrten, der noch für dasselbe eintritt. Wurde es doch den beiden großen Historikern Ranke (Weltgeschichte) und v. Gutschmid (Kleine Schriften) verdacht, daß sie das Zeugnis, sei es auch nur teilweise, für echt erklärt haben; man erblickte darin eine böse Rückständigkeit. Besonders energisch haben Niese, der Herausgeber des Josephus, und Schürer die Echtheit bestritten, zwei sehr verdiente Gelehrte, deren geschichtliche Kritik sich aber in starren Grenzen bewegte.

Ich selbst habe mir ein sicheres Urteil in dieser Frage nicht zu bilden vermocht; bald traten mir die negativen Gründe stärker in den Vordergrund, und ich gab dem Ausdruck, bald die positiven, die doch kaum einer noch bemerken wollte. Vor zwanzig Jahren in meiner »Altchristlichen Literaturgeschichte« (Bd. I. S. 859) schrieb ich vorsichtig: »In Josephus' ‚Antiquitäten' steht ein Zeugnis über Christus, dessen totale Unechtheit behauptet wird.« Einige Jahre später glaubte ich, mich für die Unechtheit entscheiden zu sollen; aber dann wurde ich wieder schwankend. Wer darüber die Achsel zuckt, hat sich die Schwierigkeiten nie klar gemacht oder vielmehr niemals erlebt, welche die Aufgabe, den Ursprung der christlichen Religion zu entziffern, auch heute noch bietet. Von diesen Schwierigkeiten wird sofort die Rede sein. Nun aber erschien vor wenigen Wochen in der »Theologisch Tijdschrift« eine Abhandlung von einem der bedeutendsten englischen Forscher, F. C. Burkitt-Cambridge, unter dem Titel: »Josephus and Christ« (S. 135—144). In dieser Abhandlung tritt der Verfasser für die Echtheit des Josephus-Zeugnisses

ein und erinnert zugleich daran — was mir entgangen war —, daß er bereits in einer früheren Schrift »The Gospel History and its Transmission« die Echtheit verteidigt habe.

Ich gestehe, daß auch Burkitt meine Zweifel an der Echtheit des Zeugnisses nicht vollkommen beseitigt hat. Nach wie vor halte ich die Frage noch nicht für sicher entschieden. Aber weil sie an sich von großer Bedeutung ist (denn es ist doch gewiß nicht gleichgültig, ob und wie der Geschichtschreiber der Juden am Ende des 1. Jahrhunderts von Jesus Notiz genommen hat), ferner weil Burkitt sehr beachtenswerte Erwägungen vorgetragen hat, und weil die Frage besonders geeignet ist, einem weiteren Kreise von den Schwierigkeiten eine Vorstellung zu verschaffen, unter denen die kritische Geschichtsforschung steht, aber auch von ihren Fortschritten — so wage ich es, um das Interesse der Leser dieser Monatsschrift für das Problem zu bitten*). Zuvor noch eine allgemeine Bemerkung:

Wenn es sich in Zukunft herausstellen sollte, daß das Zeugnis sicher echt ist, so wäre das nicht auffallend, sondern entspräche einer Beobachtung, die man im Gange der historisch-kritischen Forschung häufig machen kann. Das Urteil in kritischen Fragen durchläuft sehr oft drei Stufen: unkritische Zustimmung, radikale Verurteilung, kritische Rehabilitierung. Anders ausgedrückt: wenn ein geschichtliches Zeugnis oder eine Urkunde von der Wissenschaft für unecht erklärt wird, so kann das zwei Ursachen haben: entweder die Stücke sind wirklich unecht, oder die Wissenschaft hat sie noch nicht verstanden. In unzähligen Fällen hat sich nachträglich das letztere herausgestellt; aber da die Wissenschaft nicht klüger ist als ihre Jünger, so verfällt sie immer wieder in den alten Fehler, das, was sie zurzeit noch nicht versteht, für unecht zu halten. Zum Beispiel: als die wissenschaftliche Erforschung des Urchristentums begann, kam sie zu dem Ergebnisse, daß mehr als die Hälfte aller urchristlichen Schriften unecht sei. Der Bahnbrecher der Wissenschaft vom Urchristentum, Ferdinand Christian Baur, der zuerst eine mögliche Entstehungsgeschichte des Christentums gezeichnet hat, schob einen sehr großen Teil der neutestamentlichen Schriften in das 2. Jahrhundert und erklärte sie also für unecht, weil er sie in dem Bilde des apostolischen Zeitalters, welches er entwarf, nicht unterzubringen vermochte. In diesem Bilde erschienen die vier entscheidenden Größen: Judentum und Heidentum, Judenchristentum und Heidenchristentum, im ersten Jahrhundert als so eindeutige, starre und antithetische Gebilde, daß er Schriften keine Stelle in jenem Zeitraum anweisen konnte, die diese eindeutige Starrheit nicht zeigten. Seitdem haben wir aber gelernt, daß jede dieser vier Abstraktionen eine Fülle konkreter Verschiedenheiten, die zum Teil ineinander übergingen, umfaßt hat, und daß sie außerdem von lebendigen Menschen vertreten worden sind, die alle ein und dieselbe Luft atmeten, die als Denker nicht »konsequent« waren und deren lebendige Anschauungen nicht auf ein paar charakteristische Schlagworte reduziert werden können. Die Gedanken und die Menschen erschienen der fortschreitenden Erkenntnis mannigfaltiger, reicher, elastischer und andererseits trotz aller Gegensätze in mancher Hinsicht doch einheitlicher, als sie vorher erschienen waren, und so holte die

*) Auf die Nachrichten bei dem sogen. »slawischen« Josephus gehe ich nicht ein, sie bilden ein Problem für sich.

Wissenschaft eine Schrift nach der anderen und ein Zeugnis nach dem anderen aus dem zweiten Jahrhundert wieder in das erste zurück — nicht alle, aber doch eine große Zahl, und man kann nicht wissen, was noch werden wird! Die landläufige Apologetik täuscht sich freilich, wenn sie glaubt, daß dadurch ihr Heiligenbild des apostolischen Zeitalters wiederhergestellt werde — im Gegenteil: dieses Heiligenbild verblaßt immer mehr —, aber einige empfindliche Verluste werden ihr allerdings ersetzt, und die Personen gewinnen an Farbe, Leben und verehrungswürdiger Kraft. Ihr Triumph aber, daß die Kritik eine lange Zeit auf Irrwegen gegangen ist, ist nicht am Platze; denn erstlich ist nicht sie es gewesen, die diese Irrwege nachgewiesen hat, sondern die Schüler Baurs selbst waren es, die durch vertiefte und erweiterte Forschung das vom Meister entworfene geschichtliche Bild korrigiert haben. Sodann war es in den Anfängen der geschichtlichen Erkenntnis des Urchristentums einfach unmöglich, kompliziertere Urkunden zu verstehen. Man mußte erst die Hauptfaktoren des Ganges der Entwicklung kennen lernen und feststellen. Der Fehler lag nur darin, daß man das, was man noch nicht verstand, für unecht hielt, weil man glaubte, die Hauptfaktoren seien das Ganze. Dieser Fehler wird immer wieder in der geschichtlichen Erkenntnis (nicht anders auf jedem Gebiet der Erkenntnis) gemacht; er ist auch verzeihlich, denn zu leicht schmeichelt man sich selbst, daß die richtigen Erkenntnisprinzipien und Hauptfaktoren, die man gewonnen hat, alles zu erklären imstande sind, und daß es neben ihnen nichts gibt. Aber es wäre doch nun an der Zeit, daß die Forscher endlich die Kinderkrankheit überwinden, das einfach beiseite zu schieben und apodiktisch für unecht oder gleichgültig zu erklären, was sich in ihr Bild nicht fügt. In jedem Studierzimmer eines Forschers sollte das Wort von Leibniz angeschrieben sein, welches etwa so lautet: »Die Philosophen haben meistens in dem recht, was sie behaupten, aber unrecht in dem, was sie ablehnen.« Man könnte diesem Wort für Philologen und Historiker auch die Fassung geben: »Es gibt in der Überlieferung sehr viel mehr noch Unverstandenes als Gefälschtes.«

Kehren wir zum Josephus-Zeugnis zurück. Es will das Zeugnis eines Juden über Jesus am Ende des ersten Jahrhunderts sein. Welch komplizierte Größe das »Judentum« damals gewesen ist, das haben uns in den letzten vierzig Jahren bedeutende Forscher, unter denen ich nur Renan, Wellhausen, Schürer, Bousset nenne, gelehrt! Wie dürftig erscheint, gemessen an ihren Arbeiten, das Bild vom Judentum im Zeitalter Jesu und der Apostel, mit dem man sich noch vor wenigen Menschenaltern begnügen mußte! Man sprach von Pharisäern und Sadduzäern, die man übrigens nicht einmal richtig verstand, und von Philo, dem griechischen Juden — das war nahezu alles! Wie kompliziert, wie farbenreich ist seitdem das Bild geworden! Aber auch in die messianischen Hoffnungen des jüdischen Volkes hat man viel tiefere Einblicke gewonnen als früher, und dabei trat eine Fülle der Erscheinungen an den Tag, von der man sich früher nichts hatte träumen lassen. Zugleich aber erschien die Apokalyptik des jüdischen Volks in lebendigem Austausch mit den religiösen Überlieferungen und Phantasien der Nachbarvölker, denen gegenüber sich dieses Volk doch so fest abzuschließen versuchte! Umgekehrt stellte es sich aber auch heraus, daß zahlreiche

Juden von messianischen Hoffnungen überhaupt nichts wissen wollten und sie aus verschiedenen Gründen ganz zurückstellten. Endlich ist man auch in den Charakter und die Eigenart des Josephus tiefer eingedrungen und hat diesen nicht unbedeutenden, aber sehr unerfreulichen Staatsmann und Schriftsteller wirklich kennen gelernt.

Sein Zeugnis über Jesus an der angeführten Stelle (Jüd. Altert. 18, 3, 3) — nur an dieser Stelle in allen seinen Werken kommt er auf Jesus ausdrücklich zu sprechen*) — lautet: »Zu dieser Zeit lebte Jesus, ein weiser Mensch, wenn anders man ihn einen Menschen nennen soll; denn er war ein Täter paradoxer Werke, ein Lehrer solcher, die mit Lust das Wahre aufnehmen, und viele Juden, aber auch viele aus der hellenischen Welt zog er zu sich heran. Der Christus war er. Und als ihn auf Anzeige unsrer ersten Männer Pilatus mit dem Kreuze bestraft hatte, ließen die nicht ab, welche (ihn) zuvor geliebt — denn er erschien ihnen nach dreien Tagen wieder lebendig, nachdem (weil) die göttlichen Propheten dieses und tausend anderes Wunderbare über ihn gesagt hatten — und noch bis jetzt hat die nach ihm genannte Sippe (»Phylon«) der Christen nicht aufgehört.«

Nichts scheint auf den ersten Blick sicherer zu sein, als daß diese Worte von einem Christen geschrieben sind. Da aber niemand berichtet, daß Josephus am Ende seines Lebens Christ geworden ist — die dahin gehende Vermutung Whistons schwebt nicht nur in der Luft, sondern erscheint durch die Haltung der »Jüdischen Altertümer« einfach widerlegt —, so muß das Zeugnis eine Fälschung sein. Da sie aber in allen Handschriften steht und bereits dem Kirchenhistoriker Eusebius am Ende des 3. Jahrhunderts vorgelegen hat, so muß die Fälschung im 2. oder spätestens im 3. Jahrhundert verübt worden sein.*) Nur ein Christ aber, so scheint es, konnte die Meinung andeuten, Jesus sei mehr als ein Mensch gewesen; nur ein Christ konnte ihn als Lehrer der Wahrheitsfreunde bezeichnen; vollends nur ein Christ konnte ihn den Christus nennen, die alttestamentlichen Weissagungen auf ihn beziehen und von seiner Auferstehung berichten.

Burkitt ist anderer Meinung. Wenn ich im folgenden diese wiedergebe, füge ich gleich eine Reihe von Beobachtungen hinzu, die ich zur Verstärkung seiner Apologie beitragen zu können glaube. Zunächst noch folgendes: Aus dem Stil der Sätze, verglichen mit den sicheren Werken des Josephus, und aus der Stellung des Abschnittes im Werk der »Jüdischen Altertümer« läßt sich m. E. gar nichts pro oder contra schließen, obgleich auch das versucht worden ist. Der Stil ist so »neutral« und die Ausarbeitung der letzten Bücher der »Altertümer« ist so flüchtig und unbefriedigend, daß man von stilistischen- und Kompositionsargumenten abzusehen gezwungen ist.**) Nur das Eine läßt sich sagen: Da Josephus in den »Altertümern« von Johannes dem Täufer und von Jakobus, dem Bruder Jesu, des sogenannten Christus, gesprochen hat,***) so wäre es sehr auffallend, wenn er Jesus selbst ganz übergangen hätte, ob-

*) Beiläufig nennt er ihn noch an einer anderen Stelle, s. u.

*) Wahrscheinlich schon im zweiten — doch will ich darauf nicht näher eingehen.

**) Alles, was Niese hier beizubringen versucht hat, ermangelt der durchschlagenden Kraft.

***) Jüdische Archäol. 18, 5, 2; 20, 9, 1. Einige Forscher haben allerdings die Echtheit auch dieser Stücke bezweifelt, aber ihre Zahl ist gering, und ihre Argumente sind schwach

gleich er doch ſeinen Namen im Jakobusſtück *nennt und ihn als bekannt vorausſetzt*. Es wäre ein tendenziöſes Verſchweigen im ſchlimmſten Sinn des Worts, und man begreift nicht, wie Joſephus ſich vor ſeinen Leſern desſelben ſchuldig machen durfte, wenn er doch Nebenperſonen, die zur chriſtlichen Bewegung gehörten, erwähnte. Es beſteht alſo das Präjudiz, daß er über Jeſus ſich geäußert hat, und dieſes Präjudiz kommt natürlich unſerer Stelle, da ſie die einzige über Jeſus in dem Werke iſt, zugut.

Man hat allem zuvor den Geſamtcharakter des Zeugniſſes zu prüfen. Hier fällt erſtens die *Gedrungenheit* des nicht umfangreichen Abſchnittes auf: er enthält in wenigen Sätzen ſehr viel, nämlich eine ganze Reihe von Urteilen über Jeſus, eine Mitteilung über ſein Endgeſchick und den Anteil der erſten jüdiſchen Männer und des Pilatus an dieſem, weiter Mitteilungen über ſeine Jünger, und zwar über ihr Verhalten vor und nach der Kataſtrophe, endlich eine Angabe über den gegenwärtigen Beſtand der Bewegung. Das iſt wirklich viel für ein Stück von zehn Zeilen. Wir haben es jedenfalls nicht mit einer raſch hingeworfenen Gloſſe zu tun, ſondern mit einem ſehr überlegten und auch im Einzelnen durchdachten Stück. Sicher iſt hier nichts »naiv«, ſondern jedes Wort iſt mit Abſicht geſagt. Zur Gedrungenheit tritt aber weiter der Eindruck der *Unaufrichtigkeit*: jedes ehrliche Gemüt muß ſpüren, daß hier die Hauptſache nicht in Ordnung iſt: das Stück kann, ſo wie es lautet, nicht die eigentliche Meinung ſeines Verfaſſers ſein: entweder verhüllt er in dieſen Worten ein Plus oder ein Minus. Die Frage iſt alſo die: Haben wir es hier mit einem ſehr diplomatiſchen chriſtlichen Fälſcher, der die Maske eines Juden angenommen hat, zu tun, oder mit dem überall und in dieſem Falle ganz beſonders diplomatiſchen Joſephus ſelbſt?

Nun aber ſcheint mir noch folgendes deutlich zu ſein — freilich handelt es ſich um einen Empfindungseindruck, der ſich nicht weiter beweiſen läßt: das ganze Stück iſt *gönnerhaft-patroniſierend*, und es iſt trotz aller hochgegriffenen Prädikate Jeſus gegenüber *kühl*. Der Chriſt, der hier die Maske des Juden angenommen hat, hätte als Fälſcher ein Meiſterſtück geliefert, indem er es über ſich gewann, dieſen gönnerhaft kühlen Unterton auszuſpielen. Ich aber glaube aus den hohen Worten nicht ein verſtecktes Plus in bezug auf die Jeſus-Verehrung herauszuhören, ſondern vielmehr ein verborgenes Minus: *es iſt dem Verfaſſer gar nicht ernſt mit ſeinen großen Prädikaten!* Wie könnte er ſonſt den Tod Jeſu in ſolch ein Zwielicht ſtellen? Weiter aber: warum wird am Schluß jedes Urteil über die gegenwärtigen Chriſten vermieden, vielmehr nur konſtatiert, daß dieſe »Sippe« noch da iſt? Auch hier hätte der chriſtliche Fälſcher eine ſchwer begreifliche Zurückhaltung geübt, indem er es über ſich brachte, über die Chriſten *ſeiner Gegenwart* nichts Gutes auszuſagen, und indem er ſie als »Sippe« (Phylon) bezeichnete, ein Name, der ſich niemals bei ihnen ſelbſt findet, weil er ihnen beſonders antipathiſch ſein mußte. Der *Heide* bei Minucius Felix (c. 8) nennt die Chriſten eine »latebroſa et lucifuga *natio*«. Das iſt die einzige Parallele, die ich hier beizubringen vermag (und ſie iſt eine nicht-chriſtliche). Die Chriſten hingegen wußten ſich als eine Gemeinſchaft, die mit Stamm, Sippe und Nation nichts zu tun hat. Aber auch noch

ein anderes Wort neben »Phylon« scheint mir gegen einen Christen als Verfasser ins Gewicht zu fallen: Es wird von solchen gesprochen, die mit »Lust« (»Hedone«) das Wahre aufnehmen. In der ganzen neutestamentlichen Literatur, ferner in der gesamten apologetischen Literatur, endlich bei allen apostolischen Vätern mit Ausnahme einer einzigen Stelle (II Clem. 15) wird das Wort »Hedone« sowohl im Plural als auch im Singular nur im schlimmen Sinne gebraucht. Auf jene einzige Stelle muß sich also der berufen, der den Ausdruck an unserer Stelle auf einen Christen zurückführen will. Aber auch jene einzige Stelle kommt, gründlich erwogen, nicht in Betracht; denn sie redet von der Verdammnis, die derer wartet, die den Worten Gottes den Gehorsam versagen, und von der »Hedone« dieser Worte im Jenseits für die, welche ihnen folgen. Von menschlicher Lust auf dieser Erde als von etwas Natürlichem und Gutem ist hier nicht die Rede, sondern — in apokalyptischer Weise — von der »Hedone«, welche die Worte Gottes für die Gehorsamen im Jenseits haben werden. Es ist mithin im höchsten Grade auffallend, daß ein Christ geschrieben haben soll, das Wahre werde mit »Hedone« aufgenommen. Die Worte »Sippe« und »Lust« müßten also, wenn hier ein Christ spricht, auch zur Maske gerechnet werden; aber die Maske so selbstmörderisch auszugestalten, hatte der Fälscher schlechterdings nicht nötig. Warum ging er weiter als seine Fälschung es verlangte? Endlich ist noch ein Punkt auffallend, wenn ein Christ der Verfasser des Abschnitts sein soll: Es heißt in dem Stücke, Jesus habe »viele Juden, aber auch viele aus der hellenischen Welt an sich herangezogen.« Das muß ein merkwürdiger Christ gewesen sein, der das schreiben konnte. Jedem Christen war — nicht ohne Schmerzen auf Seiten der Heidenchristen — bekannt, daß Jesus selbst nur unter den Juden gewirkt und bei Lebzeiten lediglich unter ihnen seine Jünger gefunden hat. Das schwere Problem, das an dieser unumstößlichen Tatsache haftete, wurde immer wieder und immer mit neuen Beschwichtigungs- und Erklärungsgründen in allen heidenchristlichen Gemeinden verhandelt; dennoch soll mit frecher Stirne hier ein Christ geschrieben haben, daß Jesus ebenso Griechen an sich gezogen habe wie Juden? Ist unser Verfasser ein Christ gewesen, so wäre er — vom Fälscher eines Schreibens Jesu an den König Abgar abgesehen — der einzige Christ, der sich eine solche kolossale und dreiste Geschichtsfälschung erlaubt hat, die wiederum nicht im geringsten von der Maske gefordert war, die er anzunehmen sich entschlossen hatte!

Haben wir es in unserem Abschnitt auf jeden Fall mit einem nicht ganz aufrichtigen Kunstprodukt zu tun und spricht der gönnerhaft kühle Ton samt den Worten »Sippe« und »Lust« und samt der eben berührten Geschichtsfälschung gegen einen Christen, der doch seine Fälschung verüben konnte, ohne seinem Christenstande so schwere Opfer zu bringen, so muß man es mit Josephus selbst versuchen. Soll es wirklich dem verschlagenen Diplomaten zur Strafe passiert sein, daß ein anderer, noch verschlagenerer Diplomat über ihn gekommen ist, oder haben wir auch hier nur ihn selbst zu finden? Wer war Josephus?

Zunächst: ein kenntnisreicher Schriftsteller, der in seiner Vollkraft ein gutes Geschichtswerk geschrieben hat: den »Jüdischen Krieg«, später aber immer mehr in Vielschreiberei, »Tendenzen«

und eitle Selbstgefälligkeit geriet und nun historische Werke produzierte, die nach Inhalt und Form unerfreulich sind und der inneren Wahrhaftigkeit ermangeln. Sodann: ein gewandter Staatsmann. Ob er ein Verräter an seinem Volke gewesen ist — in jedem Stadium seines Lebens hat er ihm bedeutende Dienste geleistet —, darüber läßt sich streiten. An die Zukunft dieses Volkes hat er nicht mehr geglaubt, und das entlastet ihn. Aber geglaubt hat er doch nicht nur an den Stern der Römer, sondern auch an die einzigartigen Vorzüge seiner Nation. In diesem Sinne blieb er ein voller Jude und schrieb ausschließlich, soweit er nicht im Interesse seiner eigenen Person arbeitete, in dem Interesse der Juden. Dieses sein Volk wollte er dem großen, gebildeten Publikum zwar nicht mehr als das erwählte, wohl aber als das vorzüglichste vorstellen. Bei dem Nachweise dieser Vorzüge folgte er aber nicht den jüdischen Maßstäben, sondern den griechischen. Daraus ergab sich dann, daß er erstlich mit großer Virtuosität die charakteristischen Züge der Religion, der Geschichte und der Eigenart dieses Volks (auf Kosten der Wahrheit) hellenisierte, und daß er ferner auch Erscheinungen in der Geschichte des Volks, die die echten Juden selbst nicht billigten, rühmend hervorhob, wenn er annehmen durfte, daß sie das Interesse und den Beifall der Griechen erregen würden. Seine eigene jüdische Religion hinderte ihn nicht daran; denn diese war ganz wesentlich zu einer weltbürgerlichen, konservativen Stimmung mit idealistischem Anflug und mit dem Aberglauben, wie ihn auch gebildete Griechen hegten, zusammengeschrumpft. Mit dem Glauben an die Zukunft seines Volks hatte er auch den alten Gott Israels verloren, vor allem aber die messianischen Erwartungen vollständig eingebüßt. Sie erschienen ihm durch die große Katastrophe, den Untergang des jüdischen Staats, als widerlegt und gegenstandslos. Einst hatte er (»Jüd. Krieg« 6, 5, 4) sich sogar nicht entblödet, in Vespasian den verheißenen Messias zu sehen, dann aber es vorgezogen, von den messianischen Hoffnungen einfach zu schweigen, da sie doch nur den großen Irrtum seines Volks darstellten, den die Tatsachen widerlegt hatten. Endlich, wo nicht seine Tendenzen ins Spiel kamen, war er ein treffender Beobachter und ein wohlwollender Kritiker.

Mit dieser Erkenntnis der Eigenart des Josephus muß man an sein Zeugnis über Jesus herantreten. Prüfen wir es Satz für Satz:

»Zu dieser Zeit lebte Jesus, ein weiser Mensch, wenn anders man ihn einen Menschen nennen soll; denn er war ein Täter paradoxer Werke, ein Lehrer solcher, die mit Lust das Wahre aufnehmen.« Josephus schrieb in Rom unter dem Flavier Domitian, in dessen eigene Familie die Verehrung Jesu gedrungen war: Titus Flavius Clemens und seine Gemahlin Domitilla waren Christen. Daß auch sonst das Christentum bereits damals in höhere Kreise und in den Mittelstand in Rom gedrungen war, können wir aus dem Römerbrief des Ignatius schließen. Die »cognitiones de Christianis« (Plinius, epist. ad Trajanum) brauchten noch nicht begonnen zu haben, und die staatstreuen Gebildeten waren noch nicht verpflichtet, die Anhänger Jesu als Atheisten und Staatsfeinde zu beurteilen. Daß der kosmopolitische Jude Josephus die obenstehenden Worte nicht geschrieben haben kann, wird man nicht behaupten dürfen, vielmehr passen sie vortrefflich zu ihm. Richtig hebt

er an Jesus den Wundertäter und den Lehrer hervor; sei es, daß er Evangelien gelesen, sei es, daß er aus der mündlichen Überlieferung geschöpft hat. Daß er den Griechen einen jüdischen »weisen Mann« aus der jüngsten Vergangenheit vorstellen konnte, war ihm verlockend. Der »weise Mann« besagt gewiß nicht wenig, und die Phrase: »Wenn anders man ihn einen Menschen nennen soll«, besagt noch mehr, aber doch nichts, was nach dem damaligen Sprachgebrauch besonders auffallend wäre. Solche Menschen, die über das Menschliche hinausgewachsen bzw. von Anfang an besonders ausgerüstet waren, glaubte man damals zahlreich zu kennen. Die Phrase läßt sich auch sonst in ihrem genauen Wortlaut für Jesus und andere belegen. Der so Prädizierte erscheint als Heros; an »Gottheit« in unserem Sinn ist nicht zu denken. Daß die Werke Jesu als »paradoxe« bezeichnet werden, ist angesichts der evangelischen Wundererzählungen nicht hoch gegriffen — ein Christ hätte sich wohl anders ausgedrückt —, und daß Jesus als ein Lehrer von Wahrheitssprüchen von dem Reformjuden Josephus vorgestellt wird, befremdet nicht. Hat doch auch Celsus, der Christenfeind, die tiefe Wahrheit vieler Sprüche Jesu anerkannt und sie sich nur durch die Annahme zu erklären vermocht, Jesus habe Plagiate an Plato begangen. Josephus hat gewiß an die Sprüche in der Bergpredigt gedacht, die zu allen Zeiten auch auf philosophische Juden und Heiden den größten Eindruck gemacht haben. Endlich mag man sich bei den Worten, daß Jesus bei den Freunden der Wahrheit Anklang gefunden habe, an das Zeugnis des Galen über die Christen erinnern: »Unter den Christen gibt es solche, die in ihrem Leben den wahren Philosophen gleichkommen. Es gibt unter ihnen Frauen und Männer, die sich zeitlebens des Geschlechtsverkehrs enthalten, und solche, die in strenger Selbstzucht und eifrigstem Studium so weit vorgeschritten sind, daß sie den wahren Philosophen in nichts nachstehen.« Warum darf Josephus siebzig Jahre früher nicht etwas ähnliches bezeugen, er, der doch längst nicht mehr ein pharisäischer Jude war? Daß der dabei gebrauchte Ausdruck »Lust« (Hedone) einem christlichen Fälscher nicht zuzutrauen ist, ist oben bemerkt worden.

»Und viele Juden, aber auch viele aus der hellenischen Welt zog er zu sich heran.« Auch diese Worte sind, wie oben nachgewiesen, als Worte eines christlichen Fälschers sehr auffallend, dagegen bei dem Nicht-Christen Josephus, der die direkte und indirekte Wirksamkeit Jesu einfach zusammenzieht, sehr verständlich.

»Der Christus war er.« Nach Schürer sind diese vier Worte für die Fälschung entscheidend, und zwar nach dem einfachen Syllogismus: »Nur die Christen hielten Jesus für den Christus; hier wird Jesus für den Christus erklärt; also war der Verfasser dieser Worte ein Christ.« Allein so einfach liegt die Sache nicht. Wenn sie so klar wäre, so hätte sich ja der christliche Fälscher durch eine schwere Entgleisung selbst verraten. Aber eben diesen Christen hält man ja andererseits und mit Recht für einen klugen, ja raffinierten Fälscher, der seine Sache ausgezeichnet zu machen verstanden hat. Wie reimt sich das? Man wird also dem Satze anders beikommen müssen. Sagen nicht auch wir: »Muhammed war der Prophet?« Das kann sowohl den Sinn haben: er war der »sogenannte Prophet«, als auch: er war wirklich »der Prophet«, ohne daß wir uns deshalb für verpflichtet

halten, an diesen Propheten, wie die Araber und Türken, zu glauben. In demselben Sinne konnte ein gebildeter Heide oder ein kosmopolitischer Jude von Jesus sagen: »Er war der Chriſtus« — sei es der sogenannte Chriſtus, sei es der wirkliche Chriſtus — und sich doch seinen Unglauben vorbehalten; denn was konnte ihnen dieser Chriſtus bedeuten? Und wirklich sprach man auch so: Sueton schreibt, daß die Juden in Rom »impulsore Chreſto« tumultuiert hätten. Glaubte Sueton deshalb an Chreſtus (Chriſtus)? Von Josephus aber wissen wir, daß er an einer anderen Stelle — an jener Stelle, wo er des Jakobus gedenkt, s. o. — Jesus ganz korrekt »den sogenannten Chriſtus« genannt hat. Aber warum hat er nicht auch hier »sogenannt« hinzugefügt? Weil es sich von selbſt verſtand, weil Jedermann, der vom jüdischen Messias gehört hatte, es ohne weiteres ergänzte und Jedermann wußte, daß Josephus kein Jesusgläubiger war! Die Antwort mag genügen, aber ich glaube doch nicht, daß sie erschöpfend iſt. Aus Sensationsbedürfnis, wenn ich recht sehe, hat Josephus sich so prägnant ausgedrückt. Das Sensationsbedürfnis — seine jüdische Geschichte iſt eine Geschichte der Sensationen, und sie iſt voll von sensationellen Helden — spielt in den Werken des Josephus eine große Rolle. Die messianischen Hoffnungen und der Messias (Chriſtus) hatten für Josephus ihren Kern verloren; sie waren taube Nüsse geworden; um so leichter konnte er nun mit ihnen spielen und um so unbedenklicher konnte er sie zu Sensationen verwenden. Von dem jüdischen »Chriſtus« hatten viele gebildete Griechen in Rom und im Reiche die Glocken läuten hören. Nun sagt es ihnen Josephus: dieser weise Jesus war der Chriſtus, nicht nur der sogenannte Chriſtus, sondern wirklich der Chriſtus. Aber hinzudenken muß man: mit dem Chriſtus qua Chriſtus iſt es überhaupt nichts; das iſt eine religionspolitische Figur, die sich in unseren Tagen, durch den Untergang des jüdischen Staats, als ein großer Irrtum enthüllt hat! So verſtanden, konnte Josephus sehr wohl die Worte schreiben: »Er war der Chriſtus.« Mißverſtanden hat ihn schwerlich einer seiner griechischen Leser, für die er sein Werk geschrieben hat, und an chriſtliche Leser hat er nicht gedacht. Und wenn etwa doch ein griechischer Leser in dem Worte etwas Schillerndes gefunden haben sollte — vielleicht war auch ein solcher Eindruck dem Josephus, wenn er ihn voraussah, nicht unangenehm. Jeder Literat wünscht, daß der, über den er die Hand hält, in diesem Augenblick dem Leser als Held gilt, und er schreckt dabei vor keiner noch so gewagten Steigerung zurück — auf der nächſten Seite iſt ja doch schon wieder alles vergessen! Josephus war ein Literat. So oder so also — die vier Worte: »Er war der Chriſtus« können uns nicht nötigen, an einen chriſtlichen Fälscher zu glauben.

»Und als ihn auf Anzeige unserer erſten Männer Pilatus mit dem Kreuze beſtraft hatte, ließen die nicht ab, welche (ihn) zuvor geliebt . . . .*), und noch bis jetzt hat die nach ihm genannte Sippe ('Phylon') nicht aufgehört.«

Wenn diese Worte ein Chriſt geschrieben hat, hat er ein Meiſterſtück der Fälschung geleiſtet, indem er sich ganz in die Seele eines Nicht-Chriſten zu versetzen vermocht hat; denn einem Chriſten konnte es nicht einfallen, zumal in einer so kurzen Darſtellung,

*) Ich lasse den Zwischensatz zunächst aus, um ihn unten für sich zu behandeln.

darauf vor allem den Finger zu legen, daß die chriſtliche Bewegung durch den Tod Jesu nicht erloschen sei, noch würde er es zu betonen für nötig befunden haben, daß es noch jetzt Chriſten gibt, noch würde er endlich von sich aus (s. o.) das Wort »Sippe« (Phylon) gewählt haben. Bei Josephus aber iſt nicht im mindeſten auffallend, was bei einem chriſtlichen Fälscher so außerordentlich raffiniert erscheint. Wer von außen die chriſtliche Geschichte ansah, mußte es in der Tat höchſt wunderbar finden, daß die chriſtliche Bewegung durch den Tod Jesu nicht vernichtet worden iſt, und es mußte ihm bei der Kurzlebigkeit aller auf Stifter geſtellten religiösen Bewegungen von heute ebenso bemerkenswert erscheinen, daß die Sekte noch immer exiſtierte. Ihm lag auch die Bezeichnung »Sippe« recht nahe, da nach seinen Religionsvorſtellungen und -erfahrungen die Anhänger einer Religion wirklich in der Regel eine Sippe oder Stamm oder Nation bildeten. So iſt hier alles in Ordnung, wenn man bei Josephus als dem Verfasser dieser Sätze ſtehen bleibt, während bei der Annahme einer chriſtlichen Fälschung Schwierigkeiten entſtehen. Aber auch der kühle Vordersatz erweckt kein Bedenken, ja, genau überlegt, spricht er wiederum zugunſten des Josephus als Verfasser. Scheinbar folgt der Satz von der Beſtrafung Jesu ohne Zusammenhang dem vorangehenden: »Er war der Chriſt«; aber natürlich beſteht ein Zusammenhang: eben weil er der Chriſt war, wurde er mit dem Kreuze beſtraft. Daß das nicht ausgedrückt, sondern als selbſtverſtändlich vorausgesetzt wird, iſt auffallend, wenn der Verfasser ein Chriſt war. Ein Chriſt hätte doch nicht so ohne weiteres und ausschließlich an den politisch-revolutionären Sinn des Wortes »Chriſtus« gedacht. Für den in Rom am Ende des 1. Jahrhunderts schreibenden Staatsmann Josephus dagegen iſt es höchſt bezeichnend, daß er eben diesen Inhalt des Worts »Chriſtus« als den selbſtverſtändlichen voraussetzt und daher die Beſtrafung Jesu mit dem Kreuzestode dem Satze: »Er war der Chriſt«, sofort und auch als selbſtverſtändlich folgen läßt. Das mutet nicht nur kühl an, sondern es liegt hier unzweideutig eine Preisgebung Jesu vor, die eben deshalb schwerlich von einem Fälscher herrührt, weil sie nicht offen ausgesprochen iſt, sondern die unausgesprochene Voraussetzung der Fassung der Sätze bildet: »Der ‚weise' Mann iſt von Rechtswegen gekreuzigt worden, weil er sich zum Messiaskönig aufgeworfen hat.« Daß übrigens der Verfasser mehr von dem Prozesse Jesu gewußt hat, als er hier sagt, zeigt die Erwähnung »unserer erſten Männer«, die ihn dem Pilatus denunziert haben. Man darf aber auch als gewiß annehmen, daß Josephus den Verlauf des Prozesses Jesu in den Grundzügen gekannt hat.

Schließlich aber muß hier noch Folgendes erwogen werden: Man hat immer wieder gefragt, woher Tacitus an der berühmten Stelle (Annal. 15, 44) seine spärliche Kenntnis von Chriſtus und der früheren chriſtlichen Geschichte hat. Es handelt sich nur um drei dürftige Angaben bei ihm; denn was er sonſt über die Chriſten bringt, gehört der neronischen Zeit an: 1) »die Chriſten heißen nach Chriſtus so«, 2) »Chriſtus iſt von Pilatus mit der Todesſtrafe belegt worden«, 3) »trotz der Hinrichtung Chriſti iſt die chriſtliche Bewegung aufs neue hervorgebrochen«. Nun — alle diese drei Angaben finden sich in dem einen Satze des Josephus bei einander! Die Annahme liegt

daher sehr nahe, — zumal da die dritte Angabe keine gewöhnliche ist — daß eben Josephus die Quelle des Tacitus gewesen ist. Seine wuchtigen Worte (»Auctor nominis eius [scil. Christianorum] Christus Tiberio imperitante per procuratorem Pontium Pilatum supplicio adfectus erat; repressaque in praesens exitiabilis superstitio rursum erumpebat«) klingen freilich neben denen des Josephus wie eine Fanfare neben einer Chamade; aber inhaltlich enthalten sie genau dasselbe, was Josephus gesagt hat, nicht mehr und nicht weniger. Die Annahme der Abhängigkeit des Tacitus von Josephus liegt aber um so näher*), ja wird fast zur Gewißheit, wenn man sich erinnert, daß Tacitus an einer anderen Stelle so gut wie sicher von Josephus abhängig ist. Auch nach Schürer (Geschichte des jüd. Volks, 2. Bd.[4], S. 604) »ist es kaum zu bezweifeln, daß Tacitus, Hist. V, 13, wo er von der messianischen Hoffnung der Juden spricht**), auf Josephus Bell. Jud. 6, 5, 4 zurückgeht«. Hat er an der einen Stelle seine messianische Kenntnis von Josephus, so wird er sie auch an der anderen von dort haben, und wirklich — er sagt nichts anderes, als was an dieser Stelle bei Josephus zu lesen steht.

Damit ist der Beweis mit höchster Wahrscheinlichkeit erbracht, daß unser Satz im Josephuszeugnis wirklich von Josephus herrührt: der Satz **hat bereits an Tacitus einen Gewährsmann.** Dem allem gegenüber, was wir hier ausgeführt haben, kann es nicht ins Gewicht fallen, daß in dem Bericht die Jünger Jesu als solche bezeichnet werden, die ihn »geliebt« haben. Es ist hier nicht notwendig ein innerer Anteil des Verfassers an Jesus, der etwa unwillkürlich hervorgebrochen wäre, anzunehmen, da ja auch in den Philosophenschulen der Meister von seinen Schülern »liebevoll erfaßt« wird. Das besagt das Wort »agapan«. Als Wahrheitslehrer, also als Philosoph, ist aber Jesus in den ersten Sätzen des Zeugnisses vorgestellt worden.

Es erübrigt noch, den Zwischensatz zu beachten, der in den eben besprochenen Satz eingeschoben ist: **»denn er erschien ihnen nach drei Tagen wieder lebendig, nachdem (weil) die göttlichen Propheten dieses und tausend anderes Wunderbare über ihn gesagt hatten.«**

Dieser Satz, und er allein, bietet in dem Zeugnis eine ernste Schwierigkeit. Zwar daß Josephus ohne Kritik davon berichtet, daß Jesus seinen Jüngern nach drei Tagen wieder lebendig erschienen sei, kann man nicht bedenklich finden. Ähnliches verbreiteten damals auch ernsthafte Schriftsteller über ungewöhnliche Männer anstandslos. Josephus war, wie fast alle seine Zeitgenossen, wundergläubig, und es mußte ihm zum Ruhme seines Volks sehr willkommen sein, daß auch in dieser Nation noch jüngst ein großer Wundertäter und Weisheitsmann sich nach seinem Tode wieder gezeigt hatte. Erzählte man doch damals von Apollonius von Tyana und anderen ähnliche Geschichten. Es schmeichelte dem Josephus, ihnen ein jüdisches Seitenstück zu geben. Deshalb brauchte er noch lange nicht

*) Die umgekehrte Annahme verbietet sich natürlich, weil das Josephus-Zeugnis so viel mehr enthält als das des Tacitus, während dieses in jenem einfach aufgeht.

**) »Pluribus persuasio inerat, antiquis sacerdotum literis contineri, eo ipso tempore fore ut valesceret oriens profectique Judaea rerum potirentur, quae ambages Vespasianum ac Titum praedixerant; sed volgus more humanae cupidinis sibi tantam fatorum magnitudinem interpretati ne adversis quidem ad vera mutabantur.«

an Jesus zu »glauben«, zumal da der Begriff »glauben« in diesem Sinne eine christliche Spezialität ist. Aber sehr auffallend ist allerdings der Nebensatz: »nachdem die göttlichen Propheten dieses und tausend anderes Wunderbare über ihn gesagt hatten.« Dies ist der Satz, über den auch die konservative Kritik Rankes nicht hinweggekommen ist. Er bezeichnete ihn als Interpolation und dehnte dann folgerecht dieses Urteil auch über den ganzen Zwischensatz aus. Man kann sich für diese Entscheidung darauf berufen, daß der Satz wirklich ein Zwischensatz ist, der den Zusammenhang in böser Weise unterbricht, zumal da die Fortsetzung des Hauptgedankens mit einer Partikel erfolgt (»te«), die nicht leicht eine lange Parenthese vor sich duldet. Vielleicht hat daher Ranke wirklich Recht, und das Josephuszeugnis ist echt, aber ohne diese Parenthese. Aber ganz hoffnungslos ist m. E. die Verteidigung des Satzes doch nicht, und ich will versuchen, sie zu führen. Zunächst muten die Worte, die Propheten hätten »tausend anderes Wunderbare« über Jesus Christus gesagt, wenig respektvoll und recht kühl an. Hätte sich ein Christ so ausgedrückt? Doch das ist eine Empfindungssache. Es gilt, der wirklichen Schwierigkeit zu begegnen.

Wir haben oben gesehen, daß Josephus von Jesus gesagt hat: »Er war der Christus«, und wir haben gemeint, zwei Erklärungen seien hier zulässig: »Er ist der sogenannte Christus gewesen«, und »Er war der wirkliche Christus« (aber die ganze Christusvorstellung habe sich als ein Traum erwiesen; darum sei der wirkliche Christus im Grunde doch auch nur der »sogenannte«). Nimmt man an, daß Josephus hier die Bezeichnung: »Er war der Christus« im Sinne der letzteren Erklärung verstanden wissen wollte, so konnte er auch sagen, daß die göttlichen Propheten seine Taten und sein Geschick geweissagt haben. Freilich erscheinen dann diese Propheten in ihren einzelnen Aussprüchen zwar immer noch als Propheten — denn sie haben ja Zukünftiges geweissagt —, aber sie haben im Ganzen doch teilgenommen an einem großen Irrtum, nämlich an dem Irrtum eines jüdischen Messiaskönigs. Kann man dem Juden Josephus diesen Gedanken zutrauen? Ich will es nicht bestimmt behaupten, aber unmöglich scheint es mir nicht. Alle politisch-religiösen Hoffnungen seines Volkes waren ihm ja durch den Gang der Weltgeschichte, durch den Sieg der Römer, endgültig widerlegt und als falsche Hoffnungen und Phantasien enthüllt. Diese Einsicht mußte sein Urteil über den alttestamentlichen Prophetismus aufs tiefste beeinflussen und umwandeln. Er konnte die Propheten einfach als Lügenpropheten beurteilen; aber dann wäre er kein Jude mehr gewesen. Er konnte sich aber auch auf das Gesetz zurückziehen, die Propheten als Verkündiger philosophischer und moralischer Wahrheiten beurteilen, daneben ihre politisch-religiösen Prophezeiungen als wahr anerkennen, aber die Hoffnungen, die sie auf diese messianischen Dinge gesetzt haben, für eine Illusion erklären. Dann blieb er noch immer Jude; denn über die Zugehörigkeit zum Judentum entscheidet allein die Anerkennung der Thora, des Gesetzes. Es ist allerdings eine sehr verzwickte Stellung zur Prophetie, die dem Josephus bei dieser Erklärung beigelegt wird; aber die Stellung eines Juden, der bei gegebener Gelegenheit Vespasian für den Christus erklären konnte und doch Jude blieb, ist auf

alle Fälle eine sehr verzwickte gewesen. Und man bedenke: er schrieb für das griechisch-römische Publikum. Konnte es ihm da nicht ganz erwünscht sein, zwischen den Zeilen zu erklären: mit der ganzen Christus-Hoffnung ist es ein für allemal bei uns aus? Der Christus, auf den die Weissagungen gingen, ist erschienen, aber ans Kreuz geschlagen worden. Zwar gibt es noch eine Sippe, die sich nach dem gekreuzigten Christus nennt; aber wir Juden sind mit dem Messiaskönig fertig. Also sind wir politisch ganz ungefährliche Leute; denn wir haben keine politischen Hoffnungen mehr! Früher hat er diese politischen Hoffnungen durch die Behauptung tot machen wollen, Vespasian sei der Messias, um auf diese Weise sein Volk aus der selbstmörderischen antirömischen Politik herauszuführen. Jetzt — etwa 15 Jahre später — zertritt er diese Hoffnungen, indem er behauptet, der von den Propheten verheißene Messias sei gekommen, habe seine Rolle als weiser Wundertäter gespielt, aber sei dann gekreuzigt worden, weil er auch als Messiaskönig aufgetreten ist; damit sei nun alles Politische bei den Juden begraben; fortab seien sie treue römische Untertanen und — weise Moralisten.

So läßt sich diese Stelle verstehen; aber ganz sicher bin ich meiner Erklärung an diesem Punkte nicht. Sollte der Satz doch eine Fälschung sein, so muß er mit Ranke als eine Interpolation in das echte Zeugnis des Josephus beurteilt werden; denn alle übrigen Sätze dieses Zeugnisses bieten, wie ich gezeigt zu haben glaube, dem Verständnis große Schwierigkeiten, wenn man sie für eine christliche Fälschung erklärt. Solche Schwierigkeiten sind aber, wenn man die Worte genau interpretiert und sich ein richtiges Bild von dem Staatsmann und Schriftsteller Josephus gemacht hat, bei der Voraussetzung der Echtheit nicht vorhanden.

Für die Frage, ob Jesus gelebt hat, ist das Zeugnis des Josephus recht gleichgültig, auch wenn man es für echt hält; denn das, was er von Jesus selbst sagt, kann aus den Evangelien abgelesen sein. Immerhin — Josephus hat sicher niemals gehört, daß jemand die Existenz Jesu, dessen Bruder er ja auch kennt, bezweifelt hat.

Aber wir brauchen kein Zeugnis für die Existenz Jesu. Wichtig ist hier allein, einen Juden am Ende des ersten Jahrhunderts so über Jesus und die Christen sprechen zu hören, wie Josephus es tut. Das bereichert unser Bild vom Judentum in willkommenster Weise. Es gab also auch einen Mittelstrich zwischen dem Gebiet fanatischer Juden und dem Gebiet der Christen. Auf diesem stand Josephus: er hat Jesus, wie nachmals und auch schon damals mancher griechische Nichtchrist, für einen wunderbar weisen Mann und für einen Wundertäter gehalten. Daneben ist es lehrreich, daß auf Josephus die Tatsache, daß die christliche Bewegung trotz der Kreuzigung Jesu nicht untergegangen ist, den größten Eindruck gemacht hat: die Anhänglichkeit seiner ersten Jünger hat ihm sehr imponiert, und ebenso die Tatsache, daß es noch jetzt Christen gibt. Ähnliches in Bezug auf die treue Anhänglichkeit der Christen an Jesus Christus hat Lucian bewundernd hervorgehoben; das Zeugnis des Josephus ist nur einige Jahrzehnte älter. Die Weisheit Jesu, die wunderbaren Taten, die er getan, die Treue seiner Jünger und die bis heute fortwirkende Kraft der Bewegung: das ist die Summe der Eindrücke, die Josephus gewonnen und ausgesprochen hat. Daneben steht etwas Paradoxes: Jesus wollte der

Chriſtus sein, er war der Chriſtus — dafür iſt er ans Kreuz geschlagen worden. So mußte es kommen!

Auch nachmals, in den schlimmſten Zeiten der Chriſtenverfolgungen, iſt das günſtige Urteil, das Josephus als Nichtchriſt über Jesus zuerſt ausgesprochen hat, bei den Griechen und Römern nie ganz untergegangen, sondern hat sich als eine Unterſtrömung ſtets erhalten. Aber es hatte zu kämpfen mit dem vernichtenden Urteil, welches bereits nach wenigen Jahren, soviel wir wissen, zuerſt Tacitus in die Literatur eingeführt hat, der den »weisen Mann« und »Wahrheitsfreund« aus den Worten des Josephus, die er kannte, geſtrichen hat, um dafür die »exitiabilis superstitio« samt den »atrocia« und »pudenda« einzusetzen.

Wenn es Burkitt und mir gelungen iſt, gegenüber der herrschenden Kritik die Echtheit des Josephus-Zeugnisses, sei es mit, sei es ohne eine Interpolation, auf einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit gebracht zu haben, so iſt es doch eben diese Kritik selbſt, die das ermöglicht hat; denn sie iſt immer umsichtiger und tiefer geworden. Sie iſt nur noch nicht dazu gekommen, mit den neuen erweiterten Erkenntnissen alle ihre früheren Positionen Punkt für Punkt zu revidieren. »Die Kritik der Kritik«, welche sie zu vollziehen hat, iſt in Wahrheit doch keine einfache Palinodie, sondern eine Fortsetzung der Kritik, nachdem man besser zu sehen gelernt hat. In diesem Falle aber iſt der frühere Irrtum der Kritik sehr entschuldbar; denn Josephus selbſt trägt die Hauptschuld. Er darf sich nicht beklagen, daß man ihm sein Eigentum streitig gemacht hat; denn sein objektiv und subjektiv unhaltbarer Standpunkt hat ihn im Politischen und Religiösen zu einem Fälscher seiner eigenen Gedanken gemacht. Bevor man aber an eine solche seltsame und unerfreuliche Figur glauben wollte, versuchte man es folgerecht, ihr einen handfeſten Fälscher zu substituieren. Dies iſt nicht geglückt, und so tritt Josephus wieder in seine Rechte ein.

Anhang.

Die Echtheit des Zeugnisses des Josephus über Jesus empfängt eine Beſtätigung durch sein Zeugnis über Johannes den Täufer (Archäol. 18, 5, 2), welches oben erwähnt worden iſt. Es lautet:

»Herodes tötete den Johannes, einen trefflichen Mann, der die Juden ermahnte, sich der Tugend zu befleißigen, Gerechtigkeit gegen einander und Frömmigkeit gegen Gott zu üben und dann zur Taufe zu kommen; denn also werde auch die Taufe Gott angenehm sein, wenn man sich ihrer nicht unterziehe, um Sünden abzubitten, sondern zur Reinigung des Körpers, da die Seele schon zuvor durch Gerechtigkeit gereinigt iſt. Und als nun eine Rotterei entſtand — wurden doch die Hörer seiner Reden auf höchſte erhoben und erregt —, so fürchtete Herodes, es möchte der so gewaltige Einfluß des Johannes auf die Menschen zu Aufruhr oder Abfall geraten (denn zu allem schienen sie auf seine Anweisung hin fähig), und er hielt es darum für weit besser, etwaigen Unternehmungen des Johannes durch Hinrichtung zuvorzukommen, als nach geschehenem Umſturz böse Händel bereuen zu müssen. So wurde er infolge des Argwohns des Herodes gefesselt in die Feſtung Machärus gebracht und dort getötet.«

Dieses Stück, welches für den aufgeklärten Moralismus und die diplomatische Art des Josephus besonders

charakteristisch ist — er entleert die Taufe des Johannes, schweigt über seine messianische Predigt und muß es daher ganz unerklärt lassen, inwiefern die sanfte Lehre des Johannes staatsgefährlich werden konnte —, ist formell genau so komponiert wie das Zeugnis über Jesus. Johannes ist der treffliche Mann, Jesus der weise. Dann folgt dort wie hier eine Erläuterung: Johannes wird als Tugend- und Tauflehrer vorgestellt, der größere, Jesus, aber als Wundertäter, Weisheitslehrer und als der Christus. Daran reiht sich dort wie hier eine Mitteilung über den Erfolg der Wirksamkeit beider Männer. Nun geht Josephus sofort zur Angabe ihres Endes über: Der eine wurde hingerichtet, weil Herodes staatsgefährliche Umtriebe befürchtete, den andern ließ Pilatus kreuzigen, weil er als Christus staatsgefährlich war. Während aber der Johannesjünger nicht weiter mehr gedacht wird, weil diese Gemeinschaft in der Gegenwart zu unbedeutend war, durfte in Bezug auf die Jesusjünger nicht verschwiegen werden, daß ihre Gemeinschaft noch jetzt unter dem Namen »Christianer« fortbesteht.

Es ist bei diesem vollkommenen Parallelismus sehr unwahrscheinlich, daß das eine Zeugnis echt und das andere unecht ist. Das Zeugnis über Johannes wird aber, wie bereits bemerkt, mit Recht fast von allen Gelehrten als echt beurteilt. Auch Dibelius, der es jüngst ausführlich behandelt hat (Die urchristliche Überlieferung von Johannes dem Täufer, 1911) setzt die Echtheit einfach voraus. Dann empfängt aber das Zeugnis über Jesus von hier aus eine starke Stütze. Ferner: ist das Zeugnis über Johannes von unseren Evangelien unabhängig, wie der ganz selbständige, den Evangelien widersprechende Bericht über die Ursache seines Todes sowie die Angabe seines Gefangenschaftsortes beweisen, so legt sich die Annahme nahe, daß der Bericht über Jesus auch nicht auf unsere Evangelien zurückgeht, sondern auf allgemeinen Eindrücken beruht.

Machtpolitik und Regierungsverfassung.

Von

Otto Hintze.

I.

Ich weiß nicht, ob der Gegenstand der folgenden Erörterungen durch die kurzgefaßte Überschrift hinreichend deutlich bezeichnet ist, und ich möchte daher ein paar Worte zur Erläuterung und Orientierung voranschicken. Es handelt sich darum, in einer vergleichenden Betrachtung verschiedener Staaten den Zusammenhang zu erkennen, der zwischen der besonderen Weltstellung und den Aufgaben der auswärtigen Politik dieser Staaten einerseits und ihren inneren Verfassungs- und Verwaltungseinrichtungen andererseits besteht. Ich möchte dadurch zu erklären suchen, wie es kommt, daß England und Amerika ein ganz anderes System der Verfassung und Verwaltung haben, als die kontinentalen Staaten Europas, und Frankreich wiederum ein anderes als Deutschland und Preußen oder Österreich-Ungarn und Rußland. Wenn

es bei der Verwaltung nur darauf ankäme, gewissermaßen angewandte Volkswirtschaftslehre oder Finanzwirtschaft zu treiben, so würden die Verwaltungssysteme der modernen Kulturstaaten einander sehr viel ähnlicher sein, als sie es tatsächlich sind. Dem ist aber bekanntlich nicht so. Alle Staatsverwaltung hängt unauflöslich mit Regierung zusammen, und die Verwaltungseinrichtungen empfangen ihre eigentümliche Farbe und Gestalt von dem besonderen Regierungssystem, das in den einzelnen Staaten herrscht; und dieses wiederum ist nicht bloß durch Volkscharakter und soziale Zustände bedingt, sondern mehr noch durch die weltpolitischen Aufgaben, denen es sich anzupassen hat, und die seit Jahrhunderten die ganze Struktur und den Lebensprozeß der staatlichen Organismen maßgebend beeinflußt und in der Richtung auf ganz bestimmte Funktionen — wie z. B. Kriegführung oder Handelsbetrieb — ausgebildet haben. Es ist eine allzu bequeme und oberflächliche Erklärungsweise, wenn man die Unterschiede, die in dem staatlichen und gesellschaftlichen Leben der verschiedenen Völker hervortreten, kurzweg auf die nationale Eigenart etwa der Angelsachsen oder der Romanen oder der Deutschen und Slawen zurückführen will. Natürlich haben solche Unterschiede der Rasse und Nationalität einen erheblichen Einfluß auf die Ausbildung der staatlichen Einrichtungen; aber die Nationalität ist selbst erst ein Produkt der Geschichte, und eine vergleichende historische Betrachtung zeigt, daß, wenigstens im Umkreis der europäischen Kulturwelt, die Keime, aus denen die später so verschiedenartig gestalteten Einrichtungen der verschiedenen Völker hervorgegangen sind, ursprünglich eine viel größere Gleichförmigkeit aufweisen, als man im allgemeinen anzunehmen geneigt ist, und daß die starken Abweichungen sich erst im Laufe des geschichtlichen Lebens, im Zusammenhang mit der allgemeinen Weltlage und der besonderen Stellung der einzelnen Völker im Staatensystem herausgebildet haben. Auch die sozialen Verhältnisse sind keineswegs der einzige, ja nicht einmal der wichtigste Bestimmungsgrund für die Entwicklung der politischen Institutionen. Es ist längst als eine ungeheuerliche Einseitigkeit erwiesen worden, wenn Karl Marx und mit ihm die orthodoxe Sozialdemokratie das Dogma verkündet, daß die sogenannte ökonomische Struktur der Gesellschaft in ihren gesetzlichen Veränderungen alles Leben der Menschheit und auch alle Staats- und Rechtseinrichtungen dermaßen bedinge, daß sie gewissermaßen nur als eine ideologische Widerspiegelung jener realen Verhältnisse in den Köpfen der Menschen erschienen.

Die ökonomische Struktur der Gesellschaft ist vielmehr selbst etwas, das erst im Lebensprozeß der Völker entsteht und sich verändert; und sie ist ebenso wie Sitte und Recht, Verfassung und Verwaltung, von der Stellung abhängig, die ein Volk unter den anderen Völkern der Erde und unter den Staaten einer Kulturgemeinschaft einnimmt. Es ist allerdings, auch ganz abgesehen von den sozialdemokratischen Übertreibungen, eine sehr tief eingewurzelte Vorstellung bei den staatswissenschaftlichen Theoretikern, daß die Abwandlungen in dem Verfassungsleben der Staaten in der Hauptsache durch soziale Faktoren bestimmt und durch sie zu erklären seien. Es ist eine Vorstellung, die, wie mir scheint, auf Aristoteles zurückgeht, der die Verfassungsentwicklung in den griechischen Stadtstaaten auf diese Weise erklären wollte. Diese

Theorie ist dann aber auch auf die größeren Verhältnisse der späteren Staatenwelt angewandt worden. Polybius und Machiavelli haben sie fortgebildet und mit ihren Zeitverhältnissen in Einklang gebracht; und neuerdings noch hat Roscher, der bekannte Nationalökonom, an diese Vorgänger anschließend, ein allgemeines Schema der Verfassungsentwicklung aufgestellt, nach dem die Verfassungen und Regierungssysteme in einem Volke nur als durch innere soziale Vorgänge bedingt erscheinen. Danach geht nämlich die Entwicklung aus von einem patriarchalisch-volksfreien Urkönigtum; es folgt dann die Ausbildung einer kriegerischen oder priesterlichen Aristokratie (in unserem Mittelalter ist ja beides verbunden); dann bildet sich zwischen Herren und Knechten ein bürgerlicher Mittelstand, der anfangs noch zu schwach ist, um selbst nach der Regierung zu streben, wohl aber stark genug, um einer im Gegensatz zur Oligarchie aufkommenden monarchischen Gewalt zur Stütze zu dienen, die sich in dem neuen Absolutismus ebenso zeigt wie in der griechischen Tyrannis. Diese absolute Gewalt wird später eingeschränkt oder beseitigt durch eben die Kräfte, die sie früher gehoben haben: so entsteht die Demokratie mit ihren Nebenerscheinungen der Plutokratie und des Proletariats. Aus deren Gegensatz entspringen soziale Kämpfe, die zu Bürgerkrieg und Anarchie führen, wenn nicht als Retter der Gesellschaft eine neue monarchische Gewalt sich erhebt, der Cäsarismus oder Bonapartismus, der die demokratische Nivellierung der Gesellschaft akzeptiert, aber die sozialen Gegensätze beherrscht und ausgleicht. Damit ist man wieder bei einer mit Volksfreiheit verbundenen Monarchie angelangt, und der Kreislauf beginnt von neuem.

Bei dieser Theorie, die ja auf den ersten Blick etwas Bestechendes hat, sind im wesentlichen nur die sozialen Entwicklungstendenzen in ihrer Wirksamkeit für das Staatsleben in Anschlag gebracht. Es sieht hier so aus, als wenn die Völker und Staaten, in denen sich dieser Entwicklungsprozeß vollzieht, durch Jahrhunderte hindurch feste, gleichbleibende Größen darstellten, und als ob die innere Entwicklung bei ihnen sich lediglich nach inneren Gesetzen vollzöge, ungestört durch Eroberungs- oder Verteidigungskriege, durch Wachstum oder Zersplitterung der Staaten, durch Siege oder Niederlagen zu Wasser und zu Lande. Und doch bildete sich Rom in derselben Zeit, in der es die Entwicklungsstadien vom patriarchalischen Urkönigtum bis zum Cäsarismus durchmaß, von einem kleinen Stadtstaat zu einem Weltreich aus, das alle zivilisierten Länder umfaßte; und gerade diese große Ausdehnung ist es gewesen, was die Republick unmöglich machte und die absolute Militärmonarchie ins Leben rief.

Die Einwirkung der Staatenbildung und der Machtpolitik auf die Regierungs- und Verwaltungssysteme tritt auch in unserer modernen Staatenwelt so beherrschend in den Vordergrund, daß man sich wundern möchte, wie es möglich gewesen ist, daß er von den Theoretikern fast durchweg übersehen wurde. Die Tatsache erklärt sich aber sehr einfach daraus, daß es sehr schwer ist, diese Einwirkungen theoretisch zu fassen, weil es sich hier nicht sowohl um allgemeine Regeln und Schemata handelt, sondern mehr nur um die Wahrnehmung von Zusammenhängen, die mehr singularer Natur sind. Die großen Historiker, die auf das Ganze des Staatensystems achteten, haben solche Zusammenhänge richtiger erkannt, als die

politischen Theoretiker, die immer nur den Blick auf den einzelnen abgesonderten Staat für sich richteten; namentlich Ranke hat derartige Wahrnehmungen gemacht; aber er war wiederum nicht Theoretiker genug, um das Verhältnis in seiner allgemeinen Bedeutung zu erfassen und zu formulieren. Denn es ist wohl möglich, aus vergleichenden historischen Beobachtungen einige allgemeine Wahrnehmungen zu gewinnen, die auch für das praktische Leben nicht ohne Bedeutung sind.

Die verschiedenen Regierungs- und Verwaltungssysteme der europäischen Großstaaten lassen sich in der Hauptsache auf zwei Typen zurückführen, von denen der eine als der englische, der andere als der kontinentale bezeichnet werden kann. Eine gewisse Differenz zwischen England und den kontinentalen Staaten tritt schon im Mittelalter hervor und hat sich auch im 16. Jahrhundert erhalten, wo die Monarchie der Tudors die Macht des Parlaments in engen Schranken hielt; aber der eigentliche Hauptunterschied bildet sich doch erst in der kritischen Zeit des europäischen Verfassungslebens, seit der Mitte des 17. Jahrhunderts, heraus, und er besteht darin, daß auf dem Kontinent der militärische Absolutismus mit einer bureaukratischen Verwaltung entsteht, während in England die ältere Entwicklung nach heftigen Stürmen sich fortsetzt und unter fortschreitender Zurückdrängung der königlichen Macht zu dem führt, was wir als Parlamentarismus und Selfgovernment zu bezeichnen pflegen.

Was ist nun die Ursache dieser starken Differenzierung der Institutionen? Die Sache liegt doch nicht so, als ob auf dem Kontinent früher gar keine Elemente im Verfassungsleben vorhanden gewesen wären, aus denen etwas Ähnliches wie Parlamentsherrschaft und örtliche Selbstverwaltung hätte entstehen können. Es gab in Frankreich General- und Provinzialstände, es gab in Deutschland landständische Verfassungen neben der Reichsverfassung; und wenn die Keime örtlicher Selbstverwaltung auf dem Kontinent damals auch schon verkümmert oder nur schwach entwickelt waren, so sind doch andererseits in England die Ansätze zu einer monarchischen Verwaltung auch vorhanden, und sie sind im 16. Jahrhundert unter Heinrich VIII. und der Königin Elisabeth recht stark entwickelt gewesen. Es fehlt auch in England keineswegs an Versuchen zur Begründung einer absoluten Monarchie; eben das war ja der Vorwurf, der den Stuarts beim Ausbruch der Revolution gemacht wurde. Wenn dieser Versuch nicht durchdrang, wenn in der englischen Revolution das Parlament vielmehr über die Krone siegte, um dieselbe Zeit, wo auf dem Kontinent die ständischen Verfassungen gegenüber der monarchischen Gewalt ihre Kraft verloren, so liegt die Ursache dafür zum allergrößten Teil in der Tatsache, daß auf dem Kontinent zwingende politische Notwendigkeiten obwalteten, die zur Entwicklung von Militarismus, Absolutismus und Bureaukratie drängten, während ein solcher Zwang in England nicht vorhanden war und der Absolutismus mit seinen Begleiterscheinungen für die politischen Zwecke des Landes dort entbehrlich erschien. Es ist vor allem die geographische Lage, die damals ihre Wirkungen geübt hat. Im 16. Jahrhundert, hauptsächlich im Zeitalter der Königin Elisabeth, waren die Leiter des englischen Staates sich der Vorteile ihrer insularen Absonderung bewußt geworden und hatten Abstand genommen von den früheren Plänen englischer Politik, die auf eine Beherrschung Frankreichs oder

einzelner franzöſiſcher Landſchaften gegangen waren. Sie hatten die politiſchen Aufgaben und die unbegrenzten Möglichkeiten erkannt, die in der Beherrſchung der Meere und des Handels, in der Begründung von Kolonien und Faktoreien in den neuentdeckten überſeeiſchen Ländern ſich darboten. Zur Löſung dieſer Aufgaben, zur Verfolgung dieſer Zwecke bedurfte es in England keiner großen militäriſchen Landmacht, ſondern nur einer großen Kriegsflotte, die es mit den Spaniern, Holländern und Franzoſen aufnehmen konnte oder ihnen überlegen war; und eine Flotte, die draußen auf dem Meere ſchwimmt, iſt ihrer Natur nach nicht geeignet, die innere Struktur eines Staatskörpers ſo weſentlich zu beeinfluſſen und zu verändern wie eine große Armee, die im Lande ſelbſt ſteht.

Ganz anders war es auf dem Kontinent, wo damals die großen ſtehenden Heere aufkamen und mit ihnen der abſolutiſtiſche Beamtenſtaat. Es iſt doch nicht blos fürſtliche Laune und Willkür, was im Zeitalter Ludwigs XIV. und ſeiner zahlreichen Nachahmer dieſe neuen Bildungen auf dem Kontinent hervorgebracht hat. Es iſt vielmehr eine große hiſtoriſche Notwendigkeit, die dazu geführt hat; und ſie liegt begründet in dem beſtändigen Kriegszuſtand, der auf dem Kontinent herrſchte, wo keine Nation und kein Staat durch einen ſo mächtigen Grenzſchutz geſichert war, wie ihn England in ſeiner Meeresumgebung beſaß. Dieſe Macht- und Rivalitätskämpfe der kontinentalen Staaten ſind eine Folge der aus dem Mittelalter herüberwirkenden kaiſerlichen Weltherrſchaftstendenzen. Die ganze Geſchichte des europäiſchen Staatenſyſtems iſt eine Kette von Verſuchen der einen oder anderen Macht, die Suprematie zu gewinnen, wogegen dann die anderen Mächte ihre Selbſtändigkeit oder gar ihre Exiſtenz zu wahren ſuchen. Darauf beruht das Gleichgewichtsſyſtem, das ſich im 17. und 18. Jahrhundert ausgebildet hat. Die eigentliche Triebfeder dieſer ganzen Bewegung iſt die Rivalität zwiſchen Frankreich und dem Hauſe Habsburg in Spanien und Deutſchland. Zur Vorbereitung für den Entſcheidungskampf mit den habsburgiſchen Mächten hat Richelieu während des dreißigjährigen Krieges in Deutſchland, zu Anfang der 30er Jahre, die ſtraffere Zuſammenfaſſung der bisher nur locker verbundenen Provinzen Frankreichs unter heftigen inneren Kämpfen durchgeſetzt und damit für Frankreich einen Grad von Zentraliſation in Regierung und Verwaltung erreicht, wie er noch nirgendwo in einem großen Staate bis dahin verwirklicht worden war. Dieſem Beiſpiel iſt dann Brandenburg-Preußen unter dem Großen Kurfürſten gefolgt, während Oeſterreich und Spanien in dieſer Beziehung mehr oder weniger zurückblieben. Der zentraliſierte Großſtaat, der Militär- und Beamtenſtaat tritt damit auf dem Kontinent in die Erſcheinung. Die Seele dieſes neuen Staatskörpers iſt der Wille zur Macht; ſein Rückgrat iſt das große ſtehende Heer, in dieſer Form früher eine unbekannte, unerhörte Sache. Es iſt erſtaunlich, wie dieſe Einrichtung des miles perpetuus Bau und Leben des Staatskörpers bis in ſeine letzten Organe und Funktionen hinein beſtimmt und verändert hat.

Wie eiſerne Reifen legen ſich die militäriſchen Garniſonen um das Land und zwängen die Provinzen zur Einheit zuſammen. Ein einziger Wille regiert in dieſem feſtgefügten Staatsbau, der des oberſten Kriegsherrn, der dem Ganzen ein militäriſches Gepräge ver-

leiht. Es iſt sehr charakteriſtiſch, daß in Frankreich die Beamten, in denen die neue Verwaltungsorganisation hauptsächlich zur Erscheinung kommt, die Intendanten, aus Oberkriegskommissarien hervorgegangen sind, die in den Bürgerkriegen des ausgehenden 16. Jahrhunderts die Armeen begleiteten, für ihren Unterhalt sorgten und zugleich eine außerordentliche, summarische Juſtiz und Polizei ausübten, um die unterworfenen, aufſtändischen Provinzen zu beruhigen und unter die Botmäßigkeit der Regierung zu bringen. Diese gefürchteten, blutigen Kommissare der Bürgerkriege wurden zur Zeit Richelieus die regelmäßigen oberſten Beamten in den neuen Verwaltungsbezirken, den Generalitäten. Es iſt begreiflich, daß das Land sich vielfach gegen diese Beamten wehrte: in der Fronde war ihre Abschaffung eine der Hauptforderungen der Aufſtändischen. Aber sie blieben beſtehen und wurden mit der Zeit erträglicher. Die Intendanten wurden seit Ludwig XIV. friedliche, korrekte, höfliche Beamte, aber sie waren und blieben sichere Organe des monarchischen Absolutismus mit faſt unbeschränkten Befugnissen, ganz abhängig nach oben, von unwiderſtehlicher Macht nach unten. Eine ganz ähnliche Umwandlung hat im 17. Jahrhundert das Beamtentum und die Verwaltung in Brandenburg-Preußen erfahren. Noch ſtärker als in Frankreich tritt hier der maßgebende Einfluß der militärischen Einrichtungen hervor. Was in Frankreich die Intendanten, das waren in Preußen die Ober-Kriegskommissarien, die an der Spitze der einzelnen Provinzen für die Unterhaltung der Truppen sowie für die Aufbringung der Steuern, die dazu beſtimmt waren, zu sorgen hatten und außerdem die damit zusammenhängende Juſtiz und Polizei in der Hand hatten. Freilich iſt hier die Entwicklung dem deutschen Zuge zur Kollegialität gefolgt. Aus den einzelnen noch mehr als außerordentliche Beamte wirkenden Ober-Kriegskommissarien wurden feſte kollegialische Kommissariatsbehörden, und diese wurden unter Friedrich Wilhelm I. mit den alten Domänen-Verwaltungs-Behörden verschmolzen zu den sogenannten Kriegs- und Domänenkammern, die die Vorgänger unserer heutigen Regierungen sind. In Frankreich lebt der Geiſt der Intendanten fort in der heutigen Inſtitution der Präfekten, die gewissermaßen eine zweite Auflage jener Inſtitution des Ancien régime darſtellen: Sie sind hervorgegangen aus den Kommissaren des Konvents, die in der Schreckenszeit der Revolution, geſtützt auf die militärische Macht, die unzuverlässigen Provinzen in der Botmäßigkeit der Regierung hielten und durch die Revolutionstribunale alle Widerſtände im Keim erſtickten. Die Präfekten wurden unter Napoleon was die Intendanten unter Ludwig XIV. gewesen waren: die prompten Werkzeuge des monarchischen Staatswillens. Auch unsere Regierungspräsidenten, die früher nur Vorsitzende ihrer Kollegien waren, sind seit der Reorganisation unserer Verwaltung 1881 in dem politischen Ressort zu einer Art von Präfekten geworden.

Diese ganze Beamtenkategorie und den ihr entsprechenden Geiſt der Verwaltung sucht man in England vergebens. Sie iſt ein charakteriſtisches Erzeugnis des Militärſtaats, der mit seinem Geiſt die ganze bürgerliche Verwaltung durchdringt. Bureaukratie und Militarismus hängen zusammen und gehören beide zum Absolutismus. Dieses Syſtem hat die Grundlagen der Regierungs- und Verwaltungsmethoden in den kontinentalen Staaten geschaffen,

während in England, wo man seit Wilhelm dem Eroberer keinen Feind im Lande gehabt hatte, nach Überwindung der revolutionären Krisis eine friedliche Weiterbildung der alten Parlaments- und Selbstverwaltungsinstitutionen erfolgen konnte, die mehr von dem Gesichtspunkt der Wohlfahrt als der Macht beherrscht ist. Zwar haben die Engländer im 17. und 18. Jahrhundert beständig See- und Handelskriege geführt, und ihre Flotten haben damals die britische See- und Kolonialherrschaft begründet. Aber das waren Kämpfe und Entscheidungen, die in fernen Ländern und Meeren vor sich gingen und das Wesen der heimischen Staatsverfassung nicht veränderten. Sie kosteten Geld und haben die Staatsschuld während des 18. Jahrhunderts zu einer enormen Höhe angeschwellt; aber sie brachten noch viel mehr Geld ein durch den Aufschwung von Handel und Industrie, den sie hervorriefen, und der Staatskredit blieb unerschüttert und gesund. Der Staat erschien gewissermaßen wie eine lukrative Unternehmung, an der die Staatsgläubiger als Aktionäre beteiligt waren. Das ganze Staatswesen hatte einen mehr genossenschaftlichen, korporativen Zug, während auf dem Kontinent ebenso deutlich die herrschaftliche, monarchische Organisationsform überwog. Die englischen Friedensrichter, die noch im 16. und 17. Jahrhundert unter den Tudors und den ersten Stuarts eine scharfe monarchische Kontrolle über sich gehabt hatten, schalteten und walteten jetzt fast ganz frei, als Vertrauensmänner der herrschenden Klassen, die auch im Parlament allein vertreten waren. Gesetzgebung und Verwaltung erhielten dadurch in England das Gepräge der aristokratischen, agrarischen und großkapitalistischen Klasseninteressen; die Verwaltung wurde in einem altväterischen, patriarchalischen Stil geführt, mit der bequemen Lässigkeit, die einer unkontrollierten aristokratischen Selbstverwaltung eigen zu sein pflegt und die einen auffallenden Gegensatz bildet zu der Schärfe und Betriebsamkeit der kontinentalen Verwaltungsbehörden. In der kontinentalen Verwaltung war die militärisch-finanzielle Staatsmacht zwar der oberste, aber nicht auch der einzige Gesichtspunkt. Man wußte sehr wohl, daß Macht ohne Wohlfahrt nicht dauernd bestehen kann, und suchte namentlich die wirtschaftliche Wohlfahrt zu fördern, schon weil die Erhaltung und Steigerung der Steuerkraft des Landes davon abhing. Aus der Finanzverwaltung ist in den kontinentalen Staaten gleichsam mit innerer Notwendigkeit das ganze weitverzweigte System der Polizeiverwaltung hervorgewachsen, das nach dem Sprachgebrauch jener Zeit alles das umfaßt, was wir heute zur inneren Verwaltung rechnen: nicht bloß die Sicherheits-, Ordnungs- und Sittenpolizei, sondern auch Gewerbe- und Handelspolizei, überhaupt Verkehrs- und Wirtschaftspolizei im Sinne des Merkantilismus. Man förderte und reglementierte die Gewerbe, man beaufsichtigte die städtische Polizei und Verwaltung, man schützte die heimische Arbeit durch Zölle und Warenverbote, kurz man bildete die Praxis des wohlwollenden, aufgeklärten, bevormundenden Polizeistaats heraus, und in dem protestantischen Preußen begann die Regierung sich auch um den Schulunterricht der Kinder zu kümmern. Es war Tüchtigkeit, Schärfe, Strenge, ausdauernde Tätigkeit in dieser Verwaltung, die eher zuviel als zu wenig tat und in die Gefahr geriet, die Selbstbestimmung und Selbstverantwortlichkeit der Bürger zu

gefährden, während in England (abgesehen von der merkantilistischen Handelspolitik) die Obrigkeit sich möglichst wenig in das Wirtschafts- und Privatleben einmischte, so daß dort die polizeistaatlichen Ansätze der Tudorzeit schnell verkümmerten. Eine eigentliche innere Verwaltung, wie man sie auf dem Kontinent schon im 18. Jahrhundert besaß, hat England bis tief ins 19. Jahrhundert hinein überhaupt nicht gekannt; erst die Verwaltungsreformen seit den dreißiger Jahren haben hier das Versäumte nachgeholt, womit zugleich die Demokratisierung der Selbstverwaltung eingeleitet wurde.

Die Entwicklung, wie sie in England eingetreten ist, kann als die natürlichere angesehen werden, während die der west- und mitteleuropäischen Kontinentalstaaten unter der Einwirkung ganz bestimmter Faktoren steht, die mit dem Gang der weltgeschichtlichen Bewegung zusammenhängen. Die großen Rivalitätskämpfe der neuen Jahrhunderte haben zunächst nur die westlichen und mittleren Staaten des Kontinents ergriffen. Hier ist gewissermaßen das Zentrum des Wirbels oder Strudels der weltgeschichtlichen Bewegung, während die mehr im Norden und Osten gelegenen Länder gewissermaßen in einem Gürtel der Windstille sich befinden. Diese peripherischen Staaten gleichen daher in ihrer inneren Entwicklung mehr England als Frankreich oder Preußen: in Schweden, in Polen, in Ungarn finden wir, ähnlich wie in England, Parlamentarismus in verschiedenen Formen, statt der absoluten Monarchie, und in keinem dieser Länder ist Militarismus und Bureaukratie so wie in Frankreich oder Preußen ausgebildet worden. Es fehlt eben auch hier die Einwirkung der großen historisch-politischen Notwendigkeiten, die sich in dem kontinentalen West- und Mitteleuropa aus dem Kampfe um die Suprematie ergaben. Allerdings ist auch zwischen diesen Staaten wieder ein Unterschied wahrzunehmen. In Schweden sehen wir im 17. und 18. Jahrhundert ein Schwanken zwischen Absolutismus und Parlamentarismus, das schließlich durch ein eigentümliches System des Gleichgewichts zwischen Krone und Ständen beendigt worden ist (1809). Dieses Schwanken steht in einem ursächlichen Zusammenhang mit der auswärtigen Politik und der Machtstellung des Staates: den kriegerischen Epochen, wo Schweden im Begriff ist, sich an die Seite der Großmächte zu stellen, entspricht eine Steigerung der königlichen Gewalt, die zwar noch nicht in Gustav Adolf, aber in Karl XI. und Karl XII., auch später noch einmal in Gustav III. zum Absolutismus ansteigt, während die Parlamentsherrschaft die Epoche bezeichnet, wo die Machtstellung des Staates in Verfall geraten ist. Ungarn ist durch die Verbindung mit der habsburgischen Großmacht von seiner natürlichen Entwicklung etwas abgelenkt worden; trotzdem haben sich Parlamentarismus und Komitatsverwaltung hier in ähnlichen Formen wie in England ausgebildet und behauptet. Für Polen änderten sich die Bedingungen seiner politischen Weltstellung gänzlich, seitdem sich zu Anfang des 18. Jahrhunderts im Osten die neue große Militärmacht Rußland erhoben hatte, mit der nun das europäische Staatensystem erst zum Abschluß gelangte, sodaß seine Bewegungen und Stürme nun auch im Osten fühlbar wurden. Polen lag nun eingekeilt zwischen den drei großen Militärmächten Rußland, Preußen und Oesterreich; und nach den Gesetzen staatlichen Lebens hätte es hier einer ganz straffen monarchisch-militärischen

Zusammenfassung der Staatskräfte bedurft, um die Selbständigkeit des polnischen Staates und Volkes aufrechtzuerhalten. Dazu hat sich Polen nicht aufzuraffen vermocht. Die Struktur des Staates war in früheren Zeiten, wo ein starker Druck von außen gefehlt hatte, derartig locker und brüchig geworden, daß sie jetzt alle Widerstandskraft verloren hatte. Hier bestand ein Übermaß von Freiheit im Innern, das den Staat nach außen wehrlos machte, und daher wurde Polen eine Beute der Nachbarn. An keinem geschichtlichen Beispiel läßt sich so deutlich die Wahrheit des Satzes demonstrieren, den der englische Historiker Seeley in die Worte gefaßt hat, daß das Maß von Freiheit in den Staaten normaler Weise umgekehrt proportional sein muß dem militärisch-politischen Druck, der auf seinen Grenzen lastet. Je stärker dieser Druck von außen, desto straffer muß die Organisation im Innern sein, wenn der Staat seine Selbständigkeit behaupten will. In einem großen Staat des 17. und 18. Jahrhunderts, und in der geographisch-politischen Lage, in der sich Polen befand, wäre das schwerlich anders als durch eine absolutistische Militär- und Beamtenverfassung möglich gewesen; Polen aber war und blieb eine Adelsrepublik mit monarchischer Spitze, mit Wahlkönigtum und liberum veto jedes Landboten; und diese viel gepriesene polnische Freiheit war nicht umgekehrt, sondern direkt proportional dem Druck, der vom Ausland her auf den Grenzen lastete: daran ist Polen zu Grunde gegangen. Ähnlich ging es dem deutschen Reiche in der Zeit des dreißigjährigen Krieges und später in der napoleonischen Zeit. Auch hier war die Libertät der Reichsstände so groß geworden, daß es weder zu einer gesunden Kriegs- und Finanzverfassung noch überhaupt zu modernen staatlichen Einrichtungen kommen konnte; die Folge war die allmähliche und schließlich völlige Auflösung des Reiches und die Begründung des ausländischen Einflusses auf seinem Boden. Auch hier entsprach dem militärisch-politischen Druck von außen nicht eine straffe Zusammenfassung der inneren Kräfte, die eben mit dem Übermaß der auch hier viel gerühmten »teutschen Freiheit« nicht verträglich war. Was man hier unter Freiheit versteht, ist nicht die persönliche, gesetzlich gewährleistete Freiheit des einzelnen Staatsbürgers, die gerade auch in monarchisch-absolutistischen Staaten sehr wohl bestehen kann — ich erinnere an das preußische Landrecht — sondern es ist die Abwesenheit oder vielmehr ein geringes Maß von Zwang in den öffentlichen Einrichtungen und Leistungen für den Staat; es ist der genossenschaftliche Geist der Freiwilligkeit und Selbstregierung gegenüber dem herrschaftlichen Geist, wie er vor allem in der militärischen Disziplin zum Ausdruck kommt. In friedlichen und gesicherten Verhältnissen, wie sie England unter dem Schutz seiner Meeresgrenzen hatte, konnte sich das politische Gemeinwesen ohne ein allzu hohes Maß von Zwang den Zwecken der bürgerlichen Gesellschaft entsprechend ausbilden; es fand hier mehr ein organisches Wachstum statt als die Einrichtung einer planmäßigen Staatsordnung durch einen bewußten Herrscherwillen. Freilich hatte auch England die Wirksamkeit eines solchen Herrscherwillens erfahren, und zwar schon in sehr früher Zeit, unter Wilhelm dem Eroberer und seinen Nachfolgern im 11. und 12. Jahrhundert; aber seit der Magna Charta (1215) war der genossenschaftliche Geist des alten angelsächsischen Gemeinwesens wieder durchgeschlagen, und auch die

harte Hand der Tudors hatte ihn nicht mehr zu unterdrücken vermocht.

Mit dieser ganzen geschichtlichen Entwicklung hängt die Tatsache zusammen, daß der Adel in England eine wesentlich andere Rolle spielt, als in den kontinentalen Militärftaaten. Auch dies ift eine noch bis in die Gegenwart hinein wirkende Erscheinung. Zwar ift auch in England der Adel feudalen Ursprungs oder wenigftens eingewurzelt in die Ordnung des Lehnsftaats, aber doch in wesentlich anderer Weise als auf dem Kontinent. In voller Kraft und Schärfe findet sich das Lehnwesen ja eigentlich überhaupt nur in den Ländern ausgebildet, die zum Reiche Karls des Großen gehört haben. Es ift eine fränkische Inftitution, und zwar eine Inftitution, die zwar den naturalwirtschaftlichen Zuftand einer primitiven Kulturftufe und eine lockere politische Struktur mit allerlei privaten Abhängigkeitsverhältnissen voraussetzt, die aber in ihrem eigentlichen politischen Nerv nicht von selbft gewachsen, sondern mit planmäßiger Berechnung geschaffen worden ift. Die Lehnsverfassung, die bei dem Zusammenftoß des fränkischen Reiches mit den Reiterscharen der Araber in die Erscheinung trat, ift ein großartiger Versuch, in dem aufgelockerten Konglomerat von ariftokratischen Grundherrschaften und Privatgefolgen mächtiger Senioren, den das fränkische Reich damals darftellte, eine monarchische Kriegsverfassung herzuftellen, die möglichft allen Grundbesitz mit Kriegsdienftpflicht und direkter oder indirekter Abhängigkeit der Besitzer von dem König als dem oberften Lehnsherrn belegen wollte, die aber freilich dann später, nach dem Eindringen des Grundsatzes der Erblichkeit, ihre Kraft und ihren Nutzen für eine monarchische Staats- und Kriegsordnung in der Hauptsache wieder verlor. Immerhin aber ift dem Adel, der aus dieser Lehnsordnung hervorging, dem höheren wie dem niederen, im allgemeinen ein engeres Treuverhältnis zu dem Monarchen als dem Oberlehnsherrn und eine fefter Abhängigkeit von ihm eigen geblieben, als es der Adel in solchen Ländern besaß, in denen das Lehnwesen keine feften und ursprünglichen Wurzeln geschlagen hatte, wie z. B. in Schweden, Polen und Ungarn. Die politische Eigenart dieser Grenz- und Außenländer der abendländischen Chriftenheit beruht zum großen Teil darin, daß sie nicht durch die monarchische Schule der Lehnsverfassung hindurchgegangen sind. Nur in solchen Ländern, die Lehnsverfassung gehabt haben, hat sich eine auf den Adel geftützte, ftarke monarchische Staatsordnung entwickelt; in den Ländern ohne Lehnsverfassung dagegen sehen wir in der Regel den Adel als Führer oder Beherrscher der Volksgesamtheit dem Königtum gegenüberftehen und die Idee eines Gemeinwesens aufrecht erhalten, die in Schweden, Polen und Ungarn übereinftimmend ihren symbolischen Ausdruck findet in dem Begriff der Krone, die von der Person des Königs verschieden ift und auch die Stände des Landes unter sich befaßt. England nimmt zwischen diesen beiden Gruppen eine Mittelftellung ein. Die Lehnsverfassung ift zwar durch die normannische Eroberung auch hierher verpflanzt worden; aber sie hat hier, in dem verhältnismäßig kleinen, leichter zu beherrschenden, aber auch leichter zu genossenschaftlicher Einheit und Solidarität zusammenwachsenden Lande, andere Wirkungen gehabt wie auf dem Kontinent. Zunächft kam es hier zu einem feudalen Absolutismus, der England im 11. und 12. Jahrhundert zu dem am ftrafffien regierten Lande der

Christenheit gemacht hat, dann aber, seit dem 13. Jahrhundert, tritt auch hier der Adel im Bunde mit den Prälaten und als Führer und Beschützer der mittleren und unteren Klassen dem Königtum entgegen; und die ganze englische Geschichte zeigt im wesentlichen trotz manchen Schwankungen immer wieder dasselbe Verhältnis: die Krone mit ihren Anhängern auf der einen Seite, die vom Adel geführte Nation auf der anderen Seite. In dieser Gruppierung der politischen Elemente liegt die Ursache dafür, daß die konstitutionelle Beschränkung der Krone in England niemals aufgehört hat und, abgesehen von einigen Intervallen, im ganzen stetig fortgeschritten ist bis zu dem aristokratischen Parlamentarismus des 18. Jahrhunderts, der sich seit der Mitte des 19. mehr und mehr in einen demokratischen verwandelt.

Ganz anders war es in den Staaten des Kontinents. Hier ist der Adel trotz mancher Unbotmäßigkeiten doch in der Hauptsache eine Stütze der monarchischen Gewalt gewesen. Die Erziehung zum monarchischen Sinn, die in der Lensverfassung lag, wurde unterstützt durch die Machtfülle der Krongewalt, deren Wachstum hier durch die Überlieferungen der römischen Kaiserzeit genährt worden ist. Die sogenannten Legisten, die Doktoren des römischen Rechts, die die römisch-byzantinischen Anschauungen von der unumschränkten Gewalt des Kaisers auf die Verhältnisse der neueren Staatenwelt übertrugen, haben ganz besonders in Frankreich seit dem 14. Jahrhundert einen starken Einfluß gehabt und mit ihren Lehren den neueren Absolutismus vorbereitet. In den kleinen, machtlosen deutschen Territorien bemerken wir zwar vielfach einen ähnlichen Dualismus zwischen Fürst und Adel, wie in Schweden, Polen und Ungarn; aber er hört auf, sobald diese Territorien sich zu größeren, machtvollen und selbständigen Staaten zusammenballen; und das Vasallitätsverhältnis hatte im 17. und 18. Jahrhundert immer noch Kraft genug, um das psychologische Fundament für einen neuen Dienstadel in den Offizierkorps der absolutistischen Staaten zu bilden, in denen auch hier jetzt die römischrechtlichen Anschauungen von der Machtfülle des Herrschers Kraft und Leben erhielten. Es ist bemerkenswert, daß in den Reichen des Nordens und Ostens nicht nur die monarchische Erziehung der Lehnsverfassung, sondern auch die Einwirkung der absolutistischen Lehren der Legisten gefehlt hat. Die Traditionen des römischen Imperiums sind hier eben nicht so stark gewesen wie in dem Zentrum des geschichtlichen Lebens des christlichen Abendlandes, d. h. in Italien, Deutschland und Frankreich. So wirken alte weltgeschichtliche Zusammenhänge auf die innere Struktur und Verfassung der Staaten ein; und es gehört die Vergegenwärtigung der ganzen historischen Weltverhältnisse dazu, um zu erklären, warum der Adel im Zentrum der abendländischen Christenheit eine andere politische Entwicklung gehabt hat wie im Norden und Osten. In diesem Zusammenhange mag noch bemerkt werden, daß auch der Absolutismus in Rußland aus der Quelle der römisch-byzantinischen Anschauungen gespeist worden ist, wenn auch durch andere Kanäle wie im Westen; wie denn auch schon die russische Herrscherbezeichnung Zar dem Worte Cäsar nachgebildet ist, ebenso wie das deutsche Wort Kaiser. In Frankreich und Deutschland ist zwar der Absolutismus anfänglich im Kampfe gegen den Adel emporgekommen; aber dem Kampf folgte bald die Versöhnung,

und das Ende war doch, daß sich der Adel dem anfangs bekämpften monarchischen Großstaats-Gedanken fügte und sich in seinen Dienst stellte. Ganz besonders in Preußen ist der Adel in großartigem Maßstabe und mit bestem Erfolge in den monarchischen Staatsdienst gezogen worden; und unter Friedrich dem Großen ist hier durch die kriegserprobten adligen Offiziere der Armee ein fester Bund zwischen König und Adel geschlossen worden, der noch bis in die Gegenwart seine Wirkungen äußert.

Es liegt auf der Hand, wie sehr der ganze Geist des Staates und der Verwaltung hüben und drüben durch diese verschiedenartige politische Stellung des Adels beeinflußt worden ist. Eine wesentliche Ursache dieser verschiedenartigen Entwicklung zwischen England und dem Kontinent ist wohl darin zu suchen, daß in England der Adel früh aufgehört hat, der Krone Kriegsdienste zu leisten, und dadurch zu einer anderen Stellung in Staat und Gesellschaft gelangt ist wie der militärische Adel des Kontinents. Schon im 12. Jahrhundert wird in England die Ablösung des Lehnskriegsdienstes durch die sogenannten Schildgelder üblich. Die Ursache dafür lag in den überseeischen Besitzungen der englischen Könige, denen ja die Hälfte von Frankreich gehörte und die ihre Kriege hauptsächlich auf dem Kontinent zu führen hatten. Zu solchen weiten und lang dauernden Heerfahrten über See eigneten sich aber die Lehnsheere nicht, weil die Dienstpflicht der ritterlichen Vasallen überall zeitlich beschränkt war und ihre Verlängerung durch Opfer und Zugeständnisse erkauft werden mußte, die der monarchischen Autorität schädlich waren. Darum zogen die englischen Könige es vor, von ihren Vasallen Geld zu nehmen, um dafür Soldritter und Bogenschützen zu werben. Damit hört der angesessene Vasall in England auf, ein Krieger zu sein. Der Ritter verwandelt sich in einen Landwirt, zwei bis drei Jahrhunderte früher als auf dem Kontinent; und mit dem kriegerischen Leben verschwindet auch der soziale Gegensatz zu den Stadtbürgern und den nicht ritterlichen Grundbesitzern, der für den Adel des Kontinents so charakteristisch ist. England kennt ja überhaupt keinen niederen Adel als abgeschlossene Kaste wie in Frankreich oder in Deutschland; die »gentry« umfaßt ritterbürtige und nicht ritterbürtige, ländliche und städtische Grundbesitzer; es ist mehr eine soziale Klasse mit leicht verschiebbaren Grenzen als ein fest geschlossener Stand; die Zugehörigkeit zu dieser herrschenden Klasse beruht mehr auf Besitz, Bildung, Lebenshaltung und öffentlichen Leistungen als auf Geburt. Der hohe Adel aber, die eigentliche »nobility«, die aus den direkten Kronvasallen mit großem Besitz und Einfluß hervorgegangen ist, stellt nur einen festbegrenzten Kreis von Personen dar, die einen Platz im Oberhause und einen großen Grundbesitz haben, nicht aber einen Stand von Familen: die jüngeren Söhne und Töchter führen das Adelsprädikat nicht und gehören streng genommen zur gentry. Ursprünglich haben die englischen Lords eine politisch-soziale Stellung ähnlicher Art wie die deutschen Fürsten; der Unterschied der Entwicklung beider Kategorien beruht auf einer Tatsache der Staatenbildung, die mit dem ganzen Gang der Geschichte zusammenhängt: nämlich darauf, daß sich das deutsche Reich allmählich in selbständige Territorialstaaten auflöste, während England ein festgeschlossener Einheitsstaat blieb. Die Ausbildung der deutschen Territorialstaaten aber hängt bekanntlich mit

der universalistischen Kaiserpolitik des Mittelalters und den Kämpfen zwischen Kaiser und Papst zusammen, die Deutschland zur Auflösung führten, während sie in England die Erhaltung und in Frankreich die Herstellung einer festen Staatsordnung begünstigten. So hat die soziale Schichtung, die man in der Regel auf rein innere Ursachen zurückführt, ihre Wurzeln auch in den großen Weltverhältnissen, in denen die einzelnen Staaten ihre Stellung zu einander genommen haben, und es ist in letzter Linie Machtpolitik, was die soziale Struktur der Staaten maßgebend beeinflußt hat.

Wir haben bisher hauptsächlich die frühere Entwicklung bis zur Schwelle des 19. Jahrhunderts ins Auge gefaßt; und diese ist allerdings von besonderer Wichtigkeit, weil sich hier das Gegensätzliche der verschiedenen Regierungs- und Verwaltungssysteme besonders scharf ausspricht. Bis zur Gegenwart hat sich ja vieles daran verändert, und man kann sagen, daß sich die Staaten in ihren inneren Einrichtungen einander genähert haben. Der Absolutismus ist auf dem Kontinent verschwunden; aber die Grundzüge des Militär- und Beamtenstaats sind erhalten geblieben, nicht bloß in dem monarchischen Deutschland, sondern auch in dem republikanischen Frankreich. Allerdings ist die Bürokratie überall heute mit Institutionen der Selbstverwaltung verbunden, und der Militarismus ist innerlich verwandelt worden durch das System der Volksheere mit allgemeiner Wehrpflicht, vor dessen Einführung nur England noch zurückscheut; aber es gibt auch heute noch einen Unterschied zwischen Völkern, die sich selbst regieren, wie England, Frankreich, Amerika, und solchen, die von Monarchen regiert werden, wie Preußen, Österreich und Rußland. Es kommt dabei, soweit es sich um monarchische Staaten handelt, namentlich auf den Unterschied zwischen dem parlamentarischen und dem monarchisch-konstitutionellen Regierungssystem an, und man kann sagen, daß dies letztere als die Fortsetzung des aufgeklärten Absolutismus erscheint. Für uns ist die Frage von besonderem Interesse, welche Gründe es sind, die uns in Preußen und Deutschland davon abgehalten haben und noch abhalten, zu dem parlamentarischen System überzugehen, das von vielen für das allgemeine System der Zukunft gehalten wird. Nun werden solche Fragen im historischen und politischen Leben ja nicht durch rationelle Gründe entschieden; aber den praktischen Tendenzen, die hier Maß und Richtung geben, liegen doch, auch wenn sie mehr dem politischen Instinkt als der Berechnung entspringen, Voraussetzungen und Bedingungen zu Grunde, die man immerhin auf eine rationelle Formel bringen kann. Und da ist nun eines nach dem vorhin Gesagten ganz klar: der wesentlichste Bestimmungsgrund unseres monarchisch-konstitutionellen Regierungssystems liegt in der Tatsache, daß wir von den größten Militärmächten des Kontinents umgeben sind und daß ein enormer militärisch-politischer Druck von außen auf unseren langen, von Natur ungeschützten Grenzen lastet. Diesem starken Druck darf nach dem vorhin zitierten Seeleyschen Satze kein allzu hohes Maß von politischer Freiheit entsprechen; es bedarf einer straffen Zusammenfassung im Innern, um diesem Druck Widerstand zu leisten; und diese straffe Zusammenfassung bedingt einen vorwiegend herrschaftlichen, d. h. monarchischen Geist in unserem Regierungs- und Verwaltungssystem. Es kommt aber noch ein anderer Grund

hinzu, der einem System der Selbstregierung in unserem Staatswesen entgegen steht: das ist der Mangel an innerer Konsolidation, an Einheitlichkeit und Geschlossenheit in unserem Staats- und Volksbewußtsein. Alle Staatsbildung ist von psychologischen Prozessen begleitet, und in der Geschichte unserer neueren Großstaaten, die alle mehr oder minder einen monarchischen Ursprung haben, ist es ein bedeutsamer Moment, wenn das Bewußtsein der Einheit und Zusammengehörigkeit, das anfänglich nur in dem monarchischen Gefühl zur Erscheinung kommt, in den breiten Massen der Bevölkerung selbst lebendig wird, sodaß das Volk nicht mehr blos als Objekt der Herrschaft, sondern als das eigentliche Subjekt der staatlichen Funktionen sich fühlt und betätigt. Diese massenpsychologische Umwandlung pflegt unter großen Revolutionen oder Völkerkämpfen zum Durchbruch zu kommen; sie ist bei uns niemals in der Stärke und Vollständigkeit eingetreten, wie in England oder Amerika oder Frankreich. Nun wird man aber sagen dürfen, daß die Möglichkeit zur Selbstregierung in einem Volke wächst direkt proportional mit dem Maße der inneren nationalen Konsolidation, und daß starke Spaltungen im Volkskörper ein mehr monarchisches Regiment bedingen, während bei innerer Einheit und starkem Solidaritätsgefühl ein minderes Maß von Zwang in der Leitung des Gemeinwesens möglich und ausreichend ist. Vielleicht hat Goethe aus solchen Erwägungen heraus den bekannten Vers geschrieben: »Trenn' und gebiete, tüchtig Wort — verein' und leite, bess'rer Hort.« Unter diesem Gesichtspunkt wollen wir uns in einem zweiten Artikel die neueren Stadien der staatlichen Entwicklung kurz vergegenwärtigen.

Die Musik unter Wilhelm II.

Von

Hermann Kretzschmar.

Kaiser Ferdinand III. hat seiner Komposition des Miserere folgende Überschrift gegeben: »Psalmus Miserere ab auctoribus augustis Davide Rege Israel et Ferdinando Tertio Imperatore« und mit dem tieferen Sinne dieses Scherzes darauf hinweisen wollen, was die Kunst zu allen Zeiten Königen und Kaisern zu danken gehabt hat. Fürsten und regierende Herren sind immer ihre bedeutendsten Mäzene gewesen, und insbesondere aus der Musik könnte man ihren Anteil nicht ausschalten, ohne die Entwicklung bis ins Mittelalter zurück zu werfen. Auch die Hohenzollern haben von Herzog Albrecht, dem Gönner Joh. Eccards ab, mit wenigen Ausnahmen, die Musik in Preußen wesentlich gefördert und nicht bloß in Friedrich dem Großen und in Prinz Louis Ferdinand gezeigt, daß in ihren Adern musikalisches Blut floß. Noch bis in die neueste Zeit fehlt bei keinem der preußischen Herrscher ein musikalischer Markstein: Friedrich Wilhelm III. trat durch die Berufung Spontinis für die große klassische Oper ein, freilich ohne sie retten zu können, sein Nachfolger errichtete den Domchor, Wilhelm dem Großen verdanken

wir die Königliche Hochschule für Musik.

Von Sr. Majestät, Kaiser Wilhelm II. ist allgemein bekannt, daß er für die Musik produktive Begabung, daß er ein scharfes, feines Ohr und ein sicheres Urteil besitzt, aber nur wenige sind darüber klar, wieviel die ersten fünfundzwanzig Jahre seiner Regierung für die Deutsche Musik und ihre Zukunft in Wirklichkeit bedeuten.

Für die Stellung des Kaisers zur Musik ist nichts bezeichnender, als daß auf sein Geheiß in der Berliner Siegesallee zur Seite des Großen Königs die Büste Johann Sebastian Bach's steht. Das bedeutet erstens, daß der Kaiser die Musik unter die Hauptmächte der Friederizianischen Zeit und wohl der menschlichen Kultur überhaupt zählt, zweitens ist diese Ehrung Bachs ein Programm, sie fordert von der Tonkunst und den Tonkünstlern: höchstes Können auf volkstümlicher Grundlage. Denn das sind die offenliegenden Vorzüge, die Bach in anderer Form mit Händel und mit weiteren Meistern des achtzehnten Jahrhunderts teilt.

Nach beiden Richtungen hat der Kaiser alsbald tatkräftig eingegriffen. Seine erste Sorge galt dem Können, dem Wissen, dem Bildungshorizont der Fachmusiker, die während des neunzehnten Jahrhunderts dank der Gründung großer Konservatorien in der instrumentalen Technik ganz erstaunliche, besonders den Beethovenschen Werken zuträgliche Fortschritte gemacht, aber in der gleichen Zeit die Vokalmusik immer mehr vernachlässigt, vor allem an der Unbefangenheit und Gradheit des Urteils eine Einbuße erlitten hatten, die beim Aufgang des Wagnerschen Musikdramas zu einem vollständigen Bankerott ausartete. Auch die bildenden Künste haben damals und sie haben in allen Perioden ihre Sturmjahre gehabt, sie blieben aber vor einem ärgeren Wirrwar durch den größeren, auf die Museen und die Alten gestützten Gesichtskreis ihrer Vertreter bewahrt. Die Musikerzunft dagegen hatte sich je länger, je mehr auf ein so kleines Feld von Klassikern eingesponnen, daß sie schließlich auch bei ihnen, wie man an Otto Jahn und Eduard Hanslick, den führenden Ästhetikern im Antiwagnerschen Lager, sehen kann, zu falschen Maßstäben griff. Die Gründung der Bachgesellschaft brachte endlich eine Wendung zum besseren. Mit ihr erschloß sich, obgleich Bach längst kein Unbekannter mehr war, eine neue Welt, der Blick in die Vergangenheit ward frei; auf die Bachausgabe folgte Chrysanders Händelausgabe, Palestrina, Schütz, ein alter Meister nach dem andern wurde wieder lebendig, und es begann eine allgemeine Renaissance großer Musiker der Vergangenheit, die sich heute im Musikleben des ganzen Abendlandes bereits stark bemerkbar macht. Daran, daß sie möglich geworden und gediehen ist, hat nach Karl von Winterfeld der Bachbiograph Philipp Spitta das größte Verdienst. Er war es, der den Vorbachschen Notenhimmel mit ungekannten Sternen, darunter erste Größen, wie Dietrich Buxtehude, bevölkerte, er wars auch, der aus der Bachausgabe und ihren Nachfolgern die Konsequenz zog und die ihnen zugrunde liegende Idee zu dem Plan erweiterte: die geschichtlich oder künstlerisch wichtigsten Werke der deutschen Musik aus der Zeit von 1400 bis 1750 in Form von Denkmälern deutscher Tonkunst herauszugeben. Spitta kam nicht über zwei Bände hinaus, nach seinem Tode schien die Denkmäleridee vergessen. Da nahm sie Se. Majestät, auf die Anregung Rochus von

Liliencrons von neuem auf, wies die zum Wiederbeginn nötigen Mittel aus Eigenem an, das Königliche Kultusministerium berief eine »Musikgeschichtliche Kommission« zur Fortsetzung der Denkmäler. Sie begann ihre Arbeit vor gut zehn Jahren und hat bis heute über fünfzig stattliche und kritisch wohl bestellte Bände vorgelegt. Die weitere Folge der Berliner Denkmäler war, daß sich ihnen österreichische und bayrische anschlossen und da bei Franzosen, Italienern und Engländern Gleiches erstrebt und vorbereitet wird, dürfen wir bald ein gemeinsames Vorgehen auf der ganzen Linie erwarten. In absehbarer Zeit wird die Tonkunst aller Länder das so lange und so unheilvoll zerrissene Band mit der Vergangenheit wieder geknüpft haben, die Musiker werden vor Architekten, Malern und Bildhauern nicht länger zu erröten brauchen. Gewiß sind wir mit dem Druck und Neudruck von Denkmälern noch nicht am Ziele. Wir müssen dafür sorgen, daß die Werke originalgetreu zum Klingen kommen und wenigstens an den Musikschulen in Fleisch und Blut der Fachleute übergehen. Auch die Frage steht offen: wieviel von der alten weltlichen Musik — der Gebrauchswert der kirchlichen unterliegt keinem Zweifel — für unsere Zeit noch paßt, von ihr unmittelbar verstanden wird. Das sind indessen Nebensachen, die sich nach und nach regeln werden. Entscheidend ist, daß die Denkmäler da sind, und daß sie dem Wissen und Können der Fachmusiker mit einem Schulmaterial ersten Ranges und reichster Art zur Hilfe kommen. Die künftige Musikwelt hat unserm Kaiser einen ungeheuren Zuwachs an Bildung zu danken!

Mit derselben Voraussicht, die in bedürftiger Zeit die Denkmäler ins Leben rief, ist der Kaiser alsbald auch für die andere wichtige Seite musikalischer Wohlfahrt eingetreten: für den Zusammenhang zwischen Kunst und Volk. Schärfer als die Fachleute, die ruhig die Zügel am Boden schleifen ließen, erkannte S. Majestät die große Gefahr, die seit Menschenaltern den Grundlagen deutscher Musik droht: Das Volk, die studierten Stände voran, macht Miene von der Musik, von derjenigen Kunst, die Jahrhunderte lang der Stolz der Nation, die in öden Zeiten ihr Jungbrunnen gewesen ist, abzufallen. Man darf sich über diese Tatsache nicht durch den Lärm und Schein unseres öffentlichen Konzertwesens täuschen lassen. Die deutsche Musikpflege hat während des verflossenen Jahrhunderts manche wertvolle Schößlinge getrieben, wie die Chorvereine, aber die Verluste sind weit bedeutender, und der größte ist der, daß die Musik nahezu aufgehört hat dienende Kunst zu sein, daß ihre Verbindung mit der Kirche, mit den Staatsakten, mit den öffentlichen Festen, mit dem Volksleben, mit den Stimmungshöhen in Haus und Familie, überall stark gelockert, an vielen Stellen zerstört ist. Das wird heute glücklicherweise mehr und mehr erkannt, man bemüht sich hie und da Stadtpfeifereien, Kurrenden und andere alte Stützen der Volksmusik wieder ins Leben zu rufen oder durch ähnliche Neueinrichtungen zu ersetzen, man fängt an sich zu erinnern, daß ehemals die musikalische Versorgung der Bevölkerung zu den wichtigsten Kulturpflichten der Kommunen gehörte. In diese neue Bewegung hat der Kaiser sehr praktisch, nämlich an das Vorhandene anknüpfend, eingegriffen. Der von ihm gewählte feste Punkt waren die Männergesangvereine und Liedertafeln, volkstümliche Institute, die dem neunzehnten Jahrhundert entstammen und in ihrer ununterbrochenen Ver-

mehrung für den noch in Deutschland vorhandenen guten Willen zur Musik ein sehr erfreuliches Zeugnis abgelegt haben. Sie sind in engeren und weiteren Bünden und Verbänden gesammelt und arbeiten nach einheitlichen Zielen, deren Durchführung von Zeit zu Zeit bei allgemeinen deutschen Sängerfeſten erprobt wird. Diesen vom Bund anberaumten Sängerfeſten sind seit 1899 kaiserliche Sängerfeſte, d. h. von S. Majeſtät befohlene Feſte zur Seite getreten, die dem Wetteifer, dem Ehrgeiz der Vereine und damit der weitern Veredelung des deutschen Männergesangs dienen. Um der nationalen Neigung zur Zersplitterung entgegenzuwirken, iſt beſtimmt worden, daß an diesen Kaiserfeſten nur Vereine von mindeſtens hundert Mitgliedern sich beteiligen dürfen. Alle haben ihre Leiſtungsfähigkeit an dem gleichen, fürs Feſt eigens komponierten Preischor zu erweisen. Als erſten Preis hat S. Majeſtät eine prachtvolle mit Edelſteinen besetzte goldene Kette, geſtiftet. Bisher hat dies Wettsingen um die Kaiserkette viermal, in Abſtänden von vier und mehr Jahren, ſtattgefunden und bei allen vier Feſten war S. Majeſtät der Kaiser persönlich zugegen; selbſt in diesem nach jeder Beziehung anspruchsvollen Jahr hat er den Sängern das große Opfer gebracht und ihre Vorführungen vom erſten bis zum letzten Ton mit gespannter Aufmerksamkeit, mit regſter Teilnahme und hoffentlich nicht unbelohnt verfolgt. Denn es iſt eine Freude zu beobachten, wie sich dieser Wettbewerb entwickelt hat. Schon das Bild der Zwanzigtausend, die in dem Frankfurter Wunderbau des Meiſters Ludwig Thiersch feſtlich geschmückt und geſtimmt lauschen und jubeln, iſt erhebend, iſt ein Stück Hellenentums, wie es in der modernen Welt nicht zum zweiten Male geboten wird. Dann aber iſt auch die Zahl der wettsingenden Vereine ſtetig gewachsen, so daß jetzt 41 Vereine, von denen mehrere gegen und über 300 Sänger ſtark waren, auftraten. Und — das Wichtigſte — wie ſtattlich die Leiſtungen, was für eine Summe von Begabung und Eifer, die sich da entwickelt in allen Ständen! Die Sängerschaft, die diesmal unmittelbar nach zwei weitberühmten Vereinen an dritter Stelle abschnitt, beſtand ganz vorwiegend aus Arbeitern. Gleich ihr zeichnete sich die Mehrzahl der aus dem Induſtriegebiet gekommenen Vereine, deren Mitglieder tagsüber unter der Erde oder am Hochofen schwer am Werke sind, durch Klangschönheit und durch ein vornehmes Deutsch aus. Das iſt die bildende Macht des Gesanges. Die Leiſtungsfähigkeit hat sich von einem Wettsingen zum andern so geſteigert, daß am vergangenen 8. Mai 22 Preise verteilt werden konnten. Aber auch auf die ungekrönten Vereine kam nur eine merkliche Niete.

Sogleich beim erſten Wettsingen in Kassel fiel es dem Kaiser auf, daß unter den von den Vereinen nach dem Preischor zum beſten gegebenen und von ihnen selbſt gewählten Chören, das eigentliche Volkslied ungebührlich zurücktrat und daß die meiſten aus neuer Zeit ſtammenden Kompositionen, zum Teil ohne rechten Grund, einer künſtelnden, malenden und detaillierenden Richtung folgten. Wie kann man dem am einfachſten abhelfen? Dadurch, daß man die Vereine mit einem reichen Schatz guter Volkslieder ausſtattet. Sofort geschahen die nötigen Schritte, und ehe noch vier Jahre ins Land gegangen waren, lag in dem sog. Kaiserlichen Liederbuch eine über 600 Nummern ſtarke Sammlung von Volksliedern und volkstümlichen Gesängen im vierſtimmigen Satz

für Männerchor vor. Da jeder der beiden Partiturbände nur 3 Mark kostet, ist die Ausgabe ein reines Geschenk, aber ein höchst wertvoller Besitz. Denn sie bietet einen Überblick über das Beste, was seit dem 14. Jahrhundert, seit Minnesang und Meistersang im deutschen Lied bis zur jüngsten Gegenwart zutage gefördert worden ist. Kein zweites Volk besitzt ein Liederbuch für den praktischen Gebrauch, das so reich und belehrend ist wie dieses Kaiserliche. Es ist ein würdiges Seitenstück zu den oben erwähnten Denkmälern und für die Musik im Volk ein wahrer Segen. Dabei muß betont werden, daß sich die Sammlung von allen zweifelhaften Zugeständnissen an den Volksgeschmack fernhält. Insbesondere gilt das von den sehr zahlreichen Bearbeitungen einstimmiger Melodien, die in der Führung der Stimmen und in der harmonischen Modulation haarscharf die Grenze einhalten, welche die Volkstümlichkeit von der Banalität scheidet.

Gute und schöne Stücke, wie sie das Kaiserliche Liederbuch bietet, fördern unstreitig Lust und Liebe an Gesang und Musik. Aber sie setzen natürlich ein gewisses Quantum von Gesangskunst voraus und nützen nichts, wenn diese Voraussetzung nicht zutrifft. Das Volk, dem jenes schöne Liederbuch zugedacht ist, muß schon singen können, muß in den Elementen fest sein. Ist das nicht zu viel verlangt? Nein. Mit Ausnahme der armen Taubstummen ist allen normalen Menschen die Fähigkeit ohne besondere Zeitopfer singen zu lernen, angeboren. Nur muß der Grund früh, er muß in der Kinderzeit gelegt werden. Das taten vor alters, im Deutschland Luthers und Friedrichs des Großen Mutterhaus und heimischer Herd. Auf die können wir uns heute leider nicht mehr verlassen, sondern wir müssen dafür die Schule, die Volksschulen sowie die höheren Lehranstalten, in Anspruch nehmen. Der Schulgesang ist mittlerweile eine sehr ernste Sache geworden, von ihm hängt in erster Linie das Schicksal der deutschen Musik ab. Dies erkannt und danach die Reform des Schulgesangs angeordnet zu haben ist ein weiterer, es ist vielleicht der höchste musikalische Ruhmestitel Wilhelms II. Das Ziel dieser Reform, die sich zunächst auf Preußen beschränkt, ist: die Schüler auch im Gesang wie in jeder andern Schuldisziplin zur Selbständigkeit zu erziehen und sie soweit zu bringen, daß sie imstande sind, in einem Chor nützlich mitzuwirken und ein leichtes oder mittelschweres Lied richtig vom Blatt abzusingen. Es handelt sich dabei um den Ersatz des mechanischen Unterrichts durch einen methodischen. Früher spielte, geigte oder sang der Lehrer das einzuübende Lied oder den Choral so lange abschnittweise vor, bis die Mehrzahl der Schüler schlecht und recht mit einstimmte. Immer war die ganze Klasse in Aktion, mit der Fürsorge um die Gesundheit der zarten Stimmen stand es ebenso übel wie um die Korrektheit von Intonation und Rhythmus; die Kinder erfuhren nichts von Intervallen, nichts von Zeitwerten und Pausen. Mit jedem neuen Pensum begann die Plage wieder von Grund aus, ein Vordringen in den mehrstimmigen Gesang war abstoßend mühsam, ein fester Erwerb auch nur eines kleinen Stammes kirchlicher und vaterländischer Gesänge kaum für die begabtesten möglich. Im letzten Drittel des verflossenen Jahrhunderts glaubten die Lehrpläne einen Fortschritt durch die Forderung von Notenkenntnis erreichen zu können, aber es zeigte sich, daß die Noten nur ein lästiger

Ballaſt sind, wenn nicht weitere Wissenschaft dazu kommt, und daß die beſten Lehrpläne ohne ſtreng ausgebildete Lehrkräfte versagen. Die Ausbildung der Gesanglehrer für die Schulen wurde daher der Angelpunkt der neueſten, noch im Gange befindlichen Reform. Sie begann mit der Neuorientierung des Unterrichts am Königlichen Akademischen Inſtitut für Kirchenmusik in Berlin. Es iſt die Stelle, die dem Lande die Seminarmusiklehrer ausbildet. Deshalb wurde hier der Vokalmusik überhaupt und im besonderen der Methodik des Schulgesangs ein viel breiterer Raum und der nötige Übungsapparat zugewiesen. Ähnlich iſt an den Seminarien, aus denen die Gesanglehrer der Volksschulen, zum größten Teil auch die der höheren Lehranſtalten hervorgehen, verfahren worden. Gesang und Schulgesangsmethodik sind in den Vordergrund des Musikunterrichts getreten und die Seminarmusiklehrer angewiesen, den Übungsklassen, in denen die vorgeschrittenen Seminariſten unterrichten, ihre Hauptaufmerksamkeit zuzuwenden. Auch die Lehrpläne für den Schulgesang sind einer Revision unterzogen und so eingerichtet worden, daß der Lehrgang auf Ausbildung von Gehör und Stimme fußt und mit genauer Beſtimmung der Klassenziele bis zum Singen vom Blatte führt. Für die Gymnasien und die verwandten Anſtalten wird die Erreichung dieses Zieles noch sehr durch die unmäßigen Dispensationen und das vorzeitige Ende des Klassenunterrichts erschwert. Angesichts des großen Schadens, den die deutsche Musik und die deutsche Kultur erleiden muß, wenn die höheren Stände musikblind werden, muß man eifrigſt wünschen, daß diese Defekte baldigſt beseitigt werden. Um die Reform im übrigen zu sichern, hat die Königliche Unterrichtsverwaltung noch ein letztes durch Einführung von Fortbildungskursen und Prüfungen für Gesanglehrer höherer Lehranſtalten sowie durch Einrichtung regelmäßiger Inspektionen des Unterrichts an Seminarien und Gymnasien getan. Die geprüften Gesanglehrer haben Anspruch auf höheres Gehalt. Wie die preußischen Prüfungen schon jetzt in andern deutschen Ländern Anſtoß zu ähnlichen Maßnahmen gegeben haben, so hat das ganze Syſtem unserer Schulgesangreform berechtigte Aussicht getreu oder variiert ein allgemein deutsches zu werden. Die Schweiz hat es seiner Zeit glänzend erfahren, was die Arbeit am Schulgesang für die Musik einbringt; von dem Augenblik ab, wo sich Nägeli um die Schulen kümmerte, rückte das vordem als unmusikalisch verrufene Bergvolk in die vorderſte Reihe der musikalischen Länder. So wird auch die Schulgesangreform unseres Kaisers den Boden bereiten für einen neuen Aufschwung deutscher Tonkunſt, und unter den Fürſten, welche die Musik am entschiedenſten und aufs nachhaltigſte gefördert haben, wird die Nachwelt seinen Namen an erſter Stelle nennen. Aber heute schon danken es ihm die deutschen Musiker von Herzen, daß der waffenmächtige Kriegsherr, der treusorgende Mehrer deutschen Ruhms und deutscher Größe unter den Faktoren dieser Größe auch der Musik einen hervorragenden Platz zuerkennt.

Vom Deutschen Verein für Kunstwissenschaft.

Von

Karl Koetschau.

Trotz emsiger Arbeit und trotz einer ſtattlichen Reihe von Erfolgen in der Einzelforschung iſt die Kunſtgeschichte als Disziplin im letzten Menschenalter nicht vorwärts gekommen. Die kunſtgeschichtlichen Lehrſtühle sind vermehrt worden, kein Museum von Bedeutung verzichtet mehr auf fachmännisch gebildete Leiter und Assiſtenten, in den höheren Schulen wird die Kunſtgeschichte fleißig zum Unterricht herangezogen oder gar als selbſtändiger Lehrgegenſtand behandelt, und in einer unübersehbaren Zahl von Vorträgen und Museumsführungen wird das kunſthungrige Publikum nicht nur mit der Speise, nach der es verlangt, genährt, sondern nicht selten auch mit ihr überfüttert. Und trotzdem? Das alles beweiſt nicht mehr, als daß der künſtlerische Sinn und damit das künſtlerische Bedürfnis sich entwickelt hat, daß eine Wissenschaft, die vor zwanzig und dreißig Jahren faſt noch als luxuriöse Nebenbeschäftigung einiger Schwärmer angesehen wurde, jetzt als notwendiger Beſtandteil unserer Bildung gilt. Aber daß diese Wissenschaft nunmehr auch feſt organisiert sei, das iſt damit nicht erwiesen. Die Kunſthiſtoriker täuschen sich darüber auch nicht. Um Hilfe zu schaffen, versuchten sie auf Kongressen die Bedürfnisse ihres Faches feſtzuſtellen und die Wege zur Erreichung des Zieles zu zeigen. Aber indem sie dem Boden, auf dem sie ſtehen wollten, allzu weite Grenzen ſteckten, haben sie ihn beinahe ganz unter den Füßen verloren: die Internationalität iſt denen schlecht bekommen, die des feſten Zusammenschlusses im eigenen Lande noch entbehrten, und ungehört mußten ihre Forderungen verhallen, da nichts anderes den Schall auffing als ihr guter Wille. Internationale Kongresse werden erſt dann Bedeutung bekommen, wenn nationale dafür gesorgt haben, daß gut geschulte, in der Zusammenarbeit erprobte Truppen ins Feld geführt werden können. So lange das nicht der Fall iſt, werden sie Versammlungen sein, bei denen schöne Reden gehalten und ein brillantes Feuerwerk abgebrannt wird, deren Wirkung jedoch nur in der Erinnerung beſtehen dürfte, daß man irgendwo mit vielen Fachgenossen eine Reihe angenehmer und, wenn es hoch kommt, auch lehrreicher Tage verlebt hat. Jeder einzelne aber geht nach solchen Versammlungen wieder heim und bebaut seinen Acker oder sein Äckerlein weiter, unbekümmert darum, ob er damit die Bodenkultur des ganzen Landes bereichert, wohl aber in ängſtlicher Sorge darum, seine Halme zu rechter Zeit in seiner Scheuer zu bergen.

Als die kunſthiſtorischen Kongresse nach länger währendem Starrkrampf wieder zum Leben erweckt werden sollten, überzeugten sich die, die mit dieser Aufgabe betraut worden waren, R. Kautzsch, J. Strzygowski, A. Warburg und der Verfasser dieser Zeilen, daß ein erfolgversprechendes Antitoxin nur aus beſtimmten Aufgaben gewonnen werden könne, die das Fach als Ganzes betrachteten, seinen Organismus feſtigten und seine Lebensfunktionen unter eine Kontrolle ſtellten, die ihre Regelmäßig-

keit und damit die Gesundheit des Körpers gewährleiſteten. Dieses Programm wurde mit warmem Anteil von den Kunſthiſtorikern aufgenommen und in wirklich ernſter Arbeit im Herbſt 1907 in Darmſtadt durchberaten. Aber es hatte auch schon vorher Althoffs Aufmerksamkeit geweckt, und was wir noch nicht als notwendig erkannt hatten, das war dem kundigen Realpolitiker nicht entgangen: er gab dem Programm eine rein nationale Wendung und sorgte dafür, daß es an Mitteln zu seiner Ausführung von vornherein nicht fehlte, indem er den Deutschen Verein für Kunſtwissenschaft vorbereitete und seine Begründung im März 1908 in Frankfurt durchsetzte.

Als er bei den einleitenden Vorbesprechungen prophetisch sagte: »Von heute ab beginnt eine neue Ära der deutschen Kunſtforschung«, lächelte damals mancher ungläubig, und auch heute wird es nicht an zweifelnden Kritikern fehlen, aber dem weitblickenden Manne wird man eines Tages doch trotz aller Übertreibung, die aus diesen Worten zu sprechen scheint, recht geben müssen. Denn das iſt heute schon ersichtlich, trotzdem der Verein nur einen Bruchteil seines reichen Programms bisher hat bearbeiten können, daß mit dem Sammeln der einzelnen Kräfte begonnen worden iſt, und daß diese auf den verschiedenſten Anmarschſtraßen vorgeschoben werden, damit sie, schließlich vereint, die Schlacht mit begründeter Aussicht auf Sieg wagen können. Dem Ungeduldigen mag sich das alles zu langsam entwickeln, und manchem Hoffenden mag es bitter erscheinen, wenn gerade seine Erwartungen noch nicht erfüllt, seine Pläne noch nicht aufgenommen werden können. Aber der billig Denkende wird mit den Mitteln rechnen, die dem Verein zur Verfügung ſtehen, und nicht fordern, daß nun in Jahren wieder gut gemacht wird, was Generationen versäumten. Ohne den Propheten spielen zu wollen, erscheint mir das eine sicher: von diesem Boden aus wird sich die Kunſtgeschichte als feſt organisierte Fachwissenschaft bei uns in Deutschland durchsetzen, nicht nur indem der Verein für das eigene Land sorgt, was allerdings für immer seine Hauptaufgabe bleiben wird, sondern indem er auch diejenigen deutschen Forscher fördert, die ihre Arbeit in den Dienſt der ausländischen Kunſt geſtellt haben. Wie das möglich sein wird — im Programm des Vereins sind die Ansatzpunkte dazu leicht zu erkennen —, mag ein anderes Mal erörtert werden, sobald nicht lediglich die Beschränkung auf Entwicklung von Vorschlägen geboten iſt, sondern die Mittel für ihre Ausführung vorhanden sein werden. Heute wollen wir nicht auf Zukunftsmusik hören, sondern auf das, was bisher geschah.

Und da scheint mir ein Umſtand bemerkenswerter als alle anderen: der nämlich, daß es in Deutschland möglich gewesen iſt, eine zum größeren Teil aus Laien beſtehende Mitgliederschar um einen Mittelpunkt gelehrter Arbeit zusmmenzuhalten und zu erreichen, daß sie ſtetig wächſt. Mindeſtens bedeutet das doch Sympathie für die Tätigkeit des Vereins. Es bedeutet aber auch, da immer wieder mit der Geduld der Mitglieder bei der langsam vordringenden Arbeit der Forscher gerechnet werden muß, noch Verſtändnis für sie und Vertrauen. Und das muß als die beſte Grundlage für die weitere Entwicklung angesehen werden. Um sich dankbar für diese Treue seiner Mitglieder zu erweisen, können die Kunſthiſtoriker nur eines tun: raſtlos in feſtem Zusammenschluß an der Arbeit bleiben.

Da aber hier, was gut werden soll, lange währen muß — denn in der Wissenschaft bringen auch nur die Kaninchen jährlich viele Junge zur Welt, der Löwe aber eines —, hat sich bei den Mitarbeitern des Vereins das Bedürfnis gezeigt, doch inzwischen als Dank für alle Geduld in den Jahresgaben schneller gereifte Früchte darzubieten. Freundlich hat man sie aufgenommen: das Skizzenbüchlein des Nikolaus Manuel Deutsch, das gleichermaßen durch Kraft und Eindringlichkeit des künſtlerischen Ausdruckes wie durch kulturgeschichtlichen Wert erfreut; das Rathausevangeliar zu Goßlar, daß nicht nur die Kunſtgelehrten als eines der koſtbarſten Denkmäler der Miniaturmalerei des 13. Jahrhunderts schätzen, sondern das auch die Bibliophilen wegen der Schönheit seines Schmuckes begeiſtert; die Genreplaſtik an Vischers Sebaldusgrab, die selbſt denen, welche das berühmte Denkmal sehr gut zu kennen glauben, eine Fülle des Neuen bietet und die kunſtgeschichtliche Stellung des Nürnberger Meiſters erſt deutlich erkennen läßt; endlich das mittelalterliche Hausbuch, das seit Jahren im Mittelpunkt der kunſtgeschichtlichen Forschung ſteht und für all die höchſt verwickelten Betrachtungen über einen der begabteſten Meiſter des 15. Jahrhunderts die einzig sichere Grundlage bildet, außerdem aber noch für die Erkenntnis unseres nationalen Lebens in dieser Zeit als eine der ergiebigſten Quellen nicht hoch genug geschätzt werden kann.

Aber das können nur Nebensachen bleiben, so erfreulich sie auch sein mögen. Das Wichtigſte, was dem jungen Verein obliegt, iſt die Fürsorge für die Denkmäler Deutscher Kunſt, oder, wie man anfangs gern sagte, um die Parallelerscheinung zu den Arbeiten der Hiſtoriker zu betonen, für die Monumenta artis Germaniae. Die ganze Kraft und alle Mittel wurden von Anfang an darauf verwendet, nicht nur um ein Bedürfnis der Gelehrten zu befriedigen, sondern in der richtigen Erkenntnis, daß hier endlich eine immer wieder versäumte Pflicht nachgeholt werden müsse.

Denn was eigentlich selbſtverſtändlich sein sollte und in anderen Ländern, in Italien z. B. und in Frankreich, auch selbſtverſtändlich iſt, das war es wieder einmal in unserem Vaterlande nicht. Wir hatten fleißiger in der Kunſt fremder Länder uns umgesehen als in der eigenen, hatten für sie Ausgrabungen gemacht, mühselige Urkundenſtudien getrieben, Forschungsinſtitute begründet. Ich möchte nicht mißverſtanden werden: der deutschen Forschung gereicht ihre universaliſtische Tendenz zu hoher Ehre, es iſt ein Glück, daß sie sich ſtark genug fühlt, auch auf fremdes Gebiet hinüberzugreifen: nur sollte das erſt der Fall sein, wenn sie im eigenen Hause Ordnung geschafft, die Kräfte für sich ökonomisch zusammengehalten hat. Wenn also »für die Förderung kunſtgeschichtlichen Wissens und die Hebung künſtlerischen Lebens in Deutschland« gesorgt werden soll, wie das als einer der Zwecke des Vereins angegeben iſt, so iſt vor allem der Unterbau so feſt und sicher wie möglich aufzuführen; es müssen unsere Denkmäler gründlich erforscht werden. Andernfalls würde man anſtatt des Brotes den Hungernden Steine bieten. Unter oberflächlichen Popularisierungsversuchen hat die Kunſt wahrhaftig genug zu leiden gehabt. Gerade inmitten der Hochflut der Kunſtbücherproduktion iſt ein feſter Damm notwendig, damit nicht alles verwässert werde. Nun kann ganz gewiß nicht gewartet werden, bis das letzte Denk-

mal aus der übergroßen Fülle, deren wir uns erfreuen dürfen, bearbeitet worden ist, ehe wir uns den anderen Zielen des Vereins, namentlich der Förderung des kunstgeschichtlichen Unterrichts an den Hochschulen und höheren Lehranstalten zuwenden. Aber der Anfang mit der Arbeit ist hier zu machen, weil sonst voraussetzungslos vorgegangen würde, und der Mittelpunkt der Vereinstätigkeit muß die Erforschung der Denkmäler immer bleiben, weil sie unser kostbarster Besitz und tausendmal mehr wert sind als alle schönen Worte, die über Kunst gesagt und angehört werden. In der strengen, methodischen Arbeit am Denkmälerwerk liegt das Gewissen der deutschen Kunstgeschichte. Von ihr wird der Grundton angeschlagen, zu dem alle harmonischen Intervalle der übrigen Facharbeit ins rechte Verhältnis gesetzt werden müssen, wenn es eine gute Musik geben soll.

Wie hatte man sich nun dem übergroßen Stoffe gegenüber zu verhalten? Es war ganz unmöglich, ein Gebiet nach dem anderen in beliebiger Reihenfolge vorzunehmen. Möglich war nur die genaue Aufstellung eines klar durchgedachten Systems. Und aus diesem mußte man zunächst einmal herausgreifen, was für die Bearbeitung deshalb reifer erschien als anderes, weil erfahrene Forscher schon ihre Kenntnisse zur Verfügung stellen konnten, dann aber das, was baldige Bearbeitung heischte, weil die betreffenden Denkmälergattungen dem Verfall oder der Zerstörung in besonderem Maße ausgesetzt waren. Man konnte in dem zweiten Falle dann wenigstens rechtzeitig dafür sorgen, daß der Nachwelt im Bilde erhalten bleibt, was sie vielleicht in Wirklichkeit nicht mehr besitzen wird. Heute, wo der Begriff der Denkmalspflege — man darf wohl sagen: dem ganzen Volke — geläufig ist, wird gerade dieser Gesichtspunkt ohne weiteres verständlich sein.

Die Veröffentlichung der Denkmäler deutscher Kunst, unter denen nicht nur verstanden werden soll, »was in den Grenzen des jetzigen Deutschen Reiches entstanden ist, sondern alle Denkmäler, welche das künstlerische Schaffen der Nation zum Ausdruck bringen, oder damit in unmittelbarem Zusammenhange stehen«, diese Veröffentlichung ist als Quellensammlung gedacht, die in mustergültigen Aufnahmen alles geben will, was aus den einzelnen Denkmälergruppen für die wissenschaftlichen Probleme wichtig ist. Vollständigkeit wird nur in einzelnen Fällen geboten sein. Bei dem Kunstgewerbe der Völkerwanderungszeit z. B. und nun gar etwa bei dem der Neuzeit wird man darauf verzichten, Stück für Stück abzubilden, sondern es wird genügen, das Typische herauszuarbeiten und daran nur jene Einzelerzeugnisse anzuschließen, die sich vorläufig nicht unter diese Typen einreihen lassen. Hingegen ist natürlich Vollständigkeit z. B. bei den Elfenbeinschnitzereien des frühen Mittelalters geboten, da hier aus ikonographischen wie stilistischen Gründen jedes der kleinen Denkmäler die vollste Beachtung beanspruchen darf. Zu den Abbildungen kommen genaue Beschreibungen hinzu, sorgfältig festgestellte Angaben oder, wenn die nicht möglich sind, gut begründete Vermutungen über Ort und Zeit und über den Anlaß der Entstehung, über den Künstler oder wenigstens über die Schule, der er angehört. Zur Einführung in den Stoff wird die Entwicklung der ganzen Gruppe ausführlich darzustellen und den wissenschaftlichen Fragen nachzugehen sein, die sich an sie knüpfen. Daß bei der Lösung der Probleme immer

das letzte Wort gesagt werden müsse, kann keineswegs als Ziel vor Augen schweben, denn dann würde wohl nur in Ausnahmefällen ein Ende der Arbeit abzusehen sein. Für den Verein kommt es vielmehr lediglich darauf an, daß er das Gold zutage fördert, von allen anhaftenden unedlen Zusätzen befreit und die gereinigten Körner zum Ausmünzen bereithält.

Das Denkmälerwerk gliedert sich in vier Sektionen: Architektur, Skulptur, Malerei nebst Graphik und Kunstgewerbe. Die 29 Abteilungen dieser Sektionen sind chronologisch angeordnet und betrachten den Stoff von der Völkerwanderungszeit bis zum Beginn der neuesten Epoche, also bis um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert. Bis jetzt sind nun folgende Abteilungen, z. T. auch nur Abschnitte von ihnen, zu bearbeiten begonnen worden:

Von der kirchlichen Architektur ein Gebiet, das noch durchaus der Aufhellung bedarf, obwohl es uns zeitlich naheliegt, nämlich der Kirchenbau des 17. und 18. Jahrhunderts, und zwar ist in der richtigen Erkenntnis, daß die daran anschließenden Stilfragen von dieser Stelle aus am besten gelöst werden können, mit Süddeutschland begonnen worden. Sorgfältige Archivstudien werden dabei mit genauen zeichnerischen und photographischen Aufnahmen verbunden sein. Unter den Profanbauten wurden zunächst die ausgewählt, die unserer Kaisergeschichte wegen unserem Herzen am nächsten stehen mußten, die Kaiserpfalzen. An ihnen ist die Arbeit deshalb von besonderer Bedeutung, weil hier endlich die Kunstgeschichte einmal tut, was der Archäologie schon längst zur selbstverständlichen Pflicht geworden ist: sie gebraucht eifrig den Spaten. Die Pfalzen zu Ingelheim, Aachen, Nymwegen und Eger sind bisher auf diese Weise durchforscht worden, in nächster Zeit werden Goslar und Gelnhausen folgen.

Von der Plastik ist das Corpus der karolingischen, ottonischen und romanischen Elfenbeine vorbereitet und bereits soweit gefördert worden, daß die Ausgabe des Bandes in kürzester Frist erfolgen muß. Man wird dann für die Stilentwicklung im frühen Mittelalter wichtigstes, aber bisher sehr zerstreutes und trotz mehrfacher Publikationen noch nie genügend kritisch gesichtetes Material bekommen, das um so klareren Aufschluß geben dürfte, als, wie wir sehen werden, auf dem Gebiete der Malerei ergänzende Veröffentlichungen hinzukommen. Neben diesen Werken der Kleinkunst werden die monumentalen Skulpturen von der ottonischen Zeit bis zum Eindringen der Gotik und weiter die der gotischen Blütezeit zunächst untersucht werden. Die Geschichte der deutschen Plastik ist in jüngster Zeit besonders aufmerksam durchforscht worden, so lange aber diese Grundlagen nicht ganz sichergestellt sind, wird man auf die spätere, wegen der Fülle der Erscheinungen im 15. und 16. Jahrhundert sehr verwickelte Epoche kein klares Licht fallen lassen können. Wenn irgendwo in der Geschichte der deutschen Kunst, tut in diesem dunkelsten Kapitel ein vorsichtiges, schrittweises Vordringen not. Bei der Kleinplastik der Renaissance lagen die Bedingungen für die Arbeit günstiger. Zwar ist ein jahrelanges Sammeln nötig, um die Medaillen zusammenzustellen, die in jener Zeit des unbefangenen Personenkultus mit besonderer Vorliebe bestellt und mit reiffster Kunst hergestellt wurden, zwar bedarf die stilkritische Sichtung reiffster Erfahrung und mehr als bei vielen anderen Kapiteln der deutschen

Kunst muß eine sehr ins einzelne gehende historische Untersuchung einsetzen, aber das Ganze liegt doch wesentlich geklärter vor uns als die Entwicklung der monumentalen Skulptur, wo die landschaftlichen Grenzen sich beständig zu verschieben scheinen, und erst genauestes Absuchen von Ort zu Ort die nötige Sicherheit in die Anschauung bringen wird.

Von der Malerei wurden zuerst die frühesten Perioden untersucht, die Handschriften-Illustrationen frühgermanischen Ursprungs, also die merovingischen, irischen, angelsächsischen, westgotischen, longobardischen, und dann die karolingischen Miniaturen. Dabei ist ein Schatz bisher unbekannter Handschriften ans Tageslicht der Forschung gehoben worden, und die auf paläographische und textkritische Untersuchungen gestützte, zu sicheren Ergebnissen führende Methode der Wiener Schule wird, so viel bis jetzt zu sehen ist, eine völlig neue Anschauung des frühmittelalterlichen Stiles herbeiführen. Trotz dieses entwicklungsgeschichtlichen Gewinnes wird die Bearbeitung der mittelalterlichen Wand- und der Glasmalereien noch wichtiger sein, denn die Denkmäler dieser Art sind jeden Tag dem Untergang preisgegeben. Es ist höchste Zeit, daß die Vorarbeiten begonnen haben; es war aber auch richtig, so lange zu warten, denn die Erkenntnis der Entwicklung dieser Arten der Malerei wird zweifellos klarer sein, wenn die Miniaturforschung die grundlegende Vorbedingung für sie geschaffen hat. Aus späterer Zeit wurde, da für Dürer schon Publikationen vorlagen, die zunächst die Arbeit des Vereins für diesen Meister entbehrlich erscheinen ließen, Holbeins Kunst herausgegriffen. Das Corpus seiner Handzeichnungen ist bis zur 11. Lieferung vorgeschritten und ein Zeugnis dafür, mit welcher Sorgfalt auf die Wiedergabe der Denkmäler geachtet wird. In Kürze werden die Gemälde und alle Holzschnitte des Meisters folgen, sodaß dann das gesamte Schaffen dieses einen Großen völlig klar vor uns ausgebreitet liegt. Unter den Meistern des 17. Jachrhunderts wurde der führende Adam Elsheimer, jener »römische Künstler deutscher Nation«, ausgewählt.

Am meisten steht in der Arbeit des Vereins noch das Kunstgewerbe zurück. Begonnen wurde mit den Teppichen, vorbereitet wird die Goldschmiedekunst. Bei beiden wird die Arbeit durch das Mittelalter bis in die Renaissance hinein, aber noch nicht weiter, geführt werden, d. h. es werden die Epochen behandelt, die sowohl stilwie kulturgeschichtlich, wie technisch am ergiebigsten sind.

Die Mittel, die dem Verein zur Verfügung stehen, werden durch diese Arbeiten aufs äußerste angespannt. Beschleunigen lassen sich die Forschungen nicht. An übereilten Arbeiten und schnell fertigen Hypothesen haben wir in der Kunstgeschichte gerade genug. Ruhe und Stetigkeit tut uns am meisten not, aber das steigert freilich den materiellen Aufwand. Doch darf dieses Bedenken aufkommen, wo endlich einmal eine große nationale Kulturaufgabe würdig angefaßt worden ist? An Mitgliedern, die treu und geduldig zum Verein stehen, fehlt es nicht. Vom ersten Tausend ist ihre Zahl nicht mehr weit entfernt. Aber sie müßte sich vervielfachen, wenn mit dem jährlichen Mindestbeitrag von 20 Mark, den die meisten zahlen, der Etat im Gleichgewicht gehalten werden sollte. Ohne eine Reihe einsichtiger und freigebiger Männer, die wissen, daß jeder Dienst, den sie der Wissenschaft leisten, ein

nie vergehendes Geschenk für ihr Vaterland bedeutet, ohne die reichen Beiträge dieser Kunstfreunde hätte all das Geschilderte nicht unternommen werden können. Öffentliche Mittel sind nur für die Kaiserpfalzen — auch hier neben denen des Vereins — bisher erbeten worden. Es ist aber ganz zweifellos, daß dies künftighin auch bei anderen Abteilungen geschehen muß. Und dann ist aufs dringendste zu wünschen, daß die Behörden, die der Archäologie für Ausgrabungen und Veröffentlichungen zu geben längst gewohnt sind, ihre Hand nicht verschließen möchten, wenn die Wissenschaft, die sie bisher sehr selten in Anspruch nahm, die Kunstgeschichte, zu ihnen kommt, um für eines der edelsten unserer geistigen Güter zu bitten, für die deutsche Kunst.

Die Entwicklung der drahtlosen Telegraphie.

Von

Br. Glatzel.

Auf keinem Gebiete der exakten Wissenschaften ist wohl der Fortschritt ein derartig schneller gewesen wie auf demjenigen der drahtlosen Telegraphie. Als Heinrich Hertz in den Jahren 1887 und 1888 seine berühmten Versuche über die Erzeugung elektrischer Wellen und ihre Ausstrahlung in den Raum veröffentlichte, dachte sicher niemand daran, daß schon 15—20 Jahre später auf den großen Amerikadampfern mitten auf dem Ozean täglich Zeitungen für die Passagiere gedruckt werden würden, in denen die neuesten Depeschen standen, welche mit Hilfe der Funkentelegraphie vom Festlande nach dem Schiff übermittelt waren. Wenn nun auch im Laufe der letzten Jahre noch zahlreiche weitere Anwendungsgebiete der drahtlosen Telegraphie erschlossen worden sind, so kommt man doch bei eingehendem Studium mehr und mehr zu der Überzeugung, daß gerade jetzt ein Zeitpunkt in der Entwicklung der drahtlosen Telegraphie erreicht ist, in welchem der bisherige stürmische Fortschritt zu einem gewissen Stillstand gelangt ist und nunmehr einer ruhigeren Weiterbildung der verschiedenen Methoden Platz machen dürfte. Aus diesem Grunde ist es vielleicht angebracht, sich noch einmal in Kürze die bisherige Entwicklung der drahtlosen Telegraphie vor Augen zu führen.

Die ersten Versuche, welche Heinrich Hertz als junger Physikprofessor in Bonn über die Erzeugung elektrischer Wellen unternahm, fußten auf den theoretischen Betrachtungen von Faraday und Maxwell über die Ausbreitung elektromagnetischer Zustandsänderungen im Äther. Hertz erzeugte zwischen zwei Kugeln elektrische Funken, die ihrerseits den Äther in Schwingungen versetzten, und konnte nun mit Hilfe geeigneter Empfangsapparate nachweisen, daß die so hervorgerufenen Ätherschwingungen sich durch den Raum fortpflanzen. Allerdings arbeitete er nur mit den kleinen Entfernungen, welche ihm in seinem Laboratorium zur Verfügung standen, und er dachte wohl auch garnicht daran, über diese hinauszugehen und seine Entdeckung

praktisch zu verwerten, da sein Interesse durch diese neuen Versuche so in Anspruch genommen war, daß er seine ganze Arbeitskraft der Aufklärung der rein physikalischen Grundlagen dieser Vorgänge widmete. Ein allzu früher Tod setzte dann leider den viel versprechenden Forschungen dieses genialen Gelehrten ein Ziel. Wichtig aber ist, was im allgemeinen viel zu wenig beachtet wird, daß in den Hertzschen Arbeiten bereits die wesentlichsten Gesichtspunkte klargelegt sind, welche für die spätere praktische Verwendung von größter Bedeutung waren. So hatte Hertz z. B. bereits in einwandfreier Weise nachgewiesen, daß eine Grundbedingung für den Empfang elektrischer Wellen die »Abstimmung« zwischen dem Sender, dem »Oszillator«, und dem Empfänger, dem »Resonator« ist. Diese Tatsache ist bei den ersten funkentelegraphischen Versuchen der Praxis vollkommen unbeachtet geblieben und wurde erst viele Jahre später von neuem »erfunden«. Man kann hier wie so oft die Beobachtung machen, daß der Praktiker häufig zu wenig Rücksicht auf die rein wissenschaftlichen Forschungsresultate nimmt und sich nur auf die Ergebnisse seiner eigenen praktischen Erfahrungen stützt, bis diese ihn dann allmählich nach langen mühsamen Versuchen zu den gleichen Resultaten führen, welche die rein physikalische Forschung längst festgestellt hatte.

Manche Mißerfolge bei den ersten Versuchen der drahtlosen Nachrichtenübermittlung hätten bei einem eingehenden Studium der Hertzschen Laboratoriumsversuche vermieden werden können. Zum Glück für die drahtlose Telegraphie ist dann aber bald eine sehr enge Verbindung zwischen der physikalischen Forschungsarbeit und der Praxis hergestellt worden, und diesem Umstande ist wohl im wesentlichen der unerwartet schnelle Fortschritt auf diesem Gebiete zu danken.

Kehren wir nun noch einmal für einen kurzen Augenblick zu den Hertzschen Versuchen zurück. Die Empfänger, welche Hertz zum Nachweis der elektrischen Wellen benutzte, enthielten kleine mikrometrisch einstellbare Funkenstrecken, in welchen beim Ankommen elektrischer Wellen kleine Fünkchen auftraten. Da zur Erzeugung derartiger Fünkchen, auch wenn sie noch so klein sind, eine verhältnismäßig große Energie erforderlich ist, so war es ohne weiteres klar, daß sich mit dieser Empfangsmethode keine größeren Entfernungen überbrücken lassen würden. Infolgedessen war es ein sehr wichtiger Fortschritt, als im Jahre 1890 der Franzose Branly einen sehr empfindlichen Apparat zum Nachweis elektrischer Wellen entdeckte, nämlich den »Kohärer«. Bei dieser Vorrichtung wurde Metallpulver, welches sich in einer Glasröhre befand, in den Stromkreis des Resonators eingeschaltet. Das locker liegende Pulver hatte zunächst einen sehr großen elektrischen Widerstand, so daß z. B. der Strom, welcher von einem Element unter Zwischenschaltung einer elektrischen Klingel oder eines Morseschreibers durch den Kohärer geführt war, vollkommen unterbrochen wurde. Trafen nun aber elektrische Wellen auf den Kohärer auf, so fiel der Widerstand des Metallpulvers erheblich, der Strom wurde verstärkt und auf diese Weise die elektrische Klingel bezw. der Morseapparat in Tätigkeit gesetzt. Man hatte in dem Kohärer ein äußerst empfindliches Relais, welches bei geeigneter Anordnung gestattete, durch elektrische Wellen noch auf ziemlich große Entfernungen kräftige Wirkungen auszulösen. Unter Benutzung der Hertzschen Anord-

nungen und des Branlyschen Kohärers begann nun im Jahre 1896 der italienische Ingenieur Marconi seine Versuche, wobei er sich von vornherein das klare Ziel setzte, die Hertzschen Wellen zu einer praktischen Ferntelegraphie zu verwerten. Um eine möglichst kräftige Ausstrahlung dieser Wellen in den Raum zu erzielen, benutzte er dabei lange, vertikal hochgeführte Drähte, später mit »Antennen« bezeichnet, welche er an den Hertzschen Oscillator anschloß. In dieser Anordnung hatte Marconi das wichtige Mittel gefunden, welches allein die Übertragung auf größere Entfernungen ermöglichte, und nun erzielte er auch in kurzer Zeit überraschende Erfolge. Die ersten Versuche in größerem Maßstabe fanden mit Unterstützung der italienischen Kriegsmarine in Spezia statt, wobei eine telegraphische Verständigung bis auf 18 km erreicht wurde. Fortgesetzt wurden diese Versuche dann mit Unterstützung der englischen Telegraphenverwaltung, welche sich bereits früher mit Anordnungen für eine drahtlose Nachrichtenübermittlung beschäftigt hatte, so daß es bereits im Jahre 1900 gelegentlich der englischen Flottenmanöver gelang, eine sichere funkentelegraphische Nachrichtenübermittlung auf eine Entfernung von 136 km herzustellen. Damit schien aber auch zunächst die Grenze erreicht zu sein, bis zu der man unter Benutzung des einfachen Marconischen Senders gelangen konnte. Dieser Sender ermöglichte nämlich nur, eine verhältnismäßig geringe elektrische Energie in den Raum hinauszusenden, und man muß es daher als eine außerordentlich wichtige Etappe für die weitere Entwicklung der Funkentelegraphie bezeichnen, als es dem Straßburger Professor Braun im Jahre 1898 gelang, durch Einführung seines »geschlossenen Schwingungskreises« erheblich größere Energiemengen in Schwingung zu versetzen. Da nämlich die Aufnahmefähigkeit, die »Kapazität«, einer Marconischen Antenne zu gering war, um größere Elektrizitätsmengen aufzuspeichern und in Schwingungen umzusetzen, so stellte sich Braun zunächst für die Erzeugung der Schwingungsenergie einen besonderen Kreis, den »Primärkreis«, enthaltend große Kapazitäten, z. B. Leidner Flaschen, her und übertrug dann erst die Energie zum Zweck der Ausstrahlung auf die Antenne. Während bisher die Antenne sowohl zur Schwingungserzeugung wie auch zur Ausstrahlung verwendet worden war, verteilte Braun diese beiden Aufgaben jetzt auf getrennte Apparate und erreichte dadurch den Vorteil, daß er jeden Apparat seinen besonderen Aufgaben entsprechend aufs günstigste dimensionieren konnte. Denn die Bedingungen, welche für die kräftige Ausstrahlung von Wellen in den Raum erfüllt werden mußten, waren gänzlich andere als die, welche für die Erzeugung großer Schwingungsenergie maßgebend waren. Dieser Braunsche »geschlossene Schwingungskreis« ist dann auch bald in allen Systemen der drahtlosen Telegraphie angenommen worden und bildet noch heute die Grundlage aller jetzt erzielten Erfolge der Funkentelegraphie.

Um uns nun die weitere Entwicklung der Sendemethoden klar zu machen, müssen wir noch etwas näher auf den Vorgang bei der Erzeugung der Schwingungsenergie eingehen. Der geschlossene Primärkreis einer Station für drahtlose Telegraphie besteht aus einer Kapazität, deren Belegungen unter Zwischenschaltung einer Funkenstrecke durch eine Spule, die »Selbstinduktion«, miteinander verbunden sind. Man ladet nun die Kapazität mit einer geeigneten Strom-

quelle so lange auf, bis gleichsam ein Überfließen der Elektrizität eintritt, indem sich an der Funkenſtrecke ein Ausgleich der Ladungen beider Belegungen der Kapazität in Form eines elektrischen Funkens vollzieht. Dieser Ausgleichsvorgang spielt sich in ähnlicher Weise ab, als wenn man plötzlich ein mit Wasser gefülltes Reservoir durch ein Rohr mit einem leeren verbindet. Das Wasser ſtrömt nämlich, wenn man ein genügend weites Rohr verwendet, nicht einfach in das leere Gefäß hinüber, sondern es pendelt die gesamte Wassermenge zwischen beiden Gefäßen eine Zeitlang hin und her, bis sie allmählich zur Ruhe kommt. Dasselbe geschieht bei der plötzlichen Entladung der Kapazität durch die Funkenſtrecke. Auch hier fließt die Elektrizität nicht einfach von der einen Belegung zur andern hinüber, sondern sie pendelt eine Zeitlang zwischen den beiden Belegungen hin und her. Man sagt, es entſtehen in der Funkenſtrecke bzw. in dem geschlossenen Kreise Schwingungen, »Oszillationen«, deren Dauer von der Größe der Kapazität und Selbſtinduktion abhängig iſt. Einige Zeit, nachdem diese Oszillationen abgeklungen sind, wird die Funkenſtrecke automatisch wieder nichtleitend, und es kann nunmehr eine Neuaufladung des Kondensators vorgenommen werden, worauf dasselbe Spiel wiederum beginnt. Unter Benutzung gewöhnlicher Funkenſtrecken kann man nach diesem Verfahren etwa 25—30 mal in der Sekunde eine Aufladung bzw. Entladung der Kapazität in Form von Oszillationen herbeiführen. Der geschlossene Schwingungskreis ſtellt also einen Apparat dar, welcher die zugeführte elektrische Energie in Schwingungen umsetzt, die dann durch Vermittlung der Antenne dazu benutzt werden, den Äther in Bewegung zu versetzen und mit seiner Hilfe die elektrische Energie zur Empfangsſtation zu übertragen. Es iſt nun leicht ersichtlich, daß man um so mehr Schwingungsenergie erhalten und mithin um so größere Reichweiten erzielen wird, je mehr Aufladungen und Entladungen der Kapazität man pro Sekunde ausführen, je mehr Funken pro Sekunde man erzeugen kann. Die gewöhnlichen Luftfunkenſtrecken waren nun nicht dazu geeignet, die Zahl der Funken pro Sekunde, die »Funkenfrequenz«, beliebig zu ſteigern. Es vergeht nämlich nach Beendigung der Entladung der Kapazität ſtets eine gewisse, nicht unbeträchtliche Zeit, bis die Funkenſtrecke wieder vollkommen nichtleitend geworden iſt, bis also die Neuaufladung der Kapazität vorgenommen werden kann. Infolgedessen folgen die einzelnen Schwingungsgruppen, welche von der Antenne in den Raum hinausgeſtrahlt werden, einander in ziemlich großen Abſtänden. Dieser Mangel, welcher zunächſt eine weitere Energieſteigerung unmöglich machte, wurde durch die wichtige Erfindung der »Löschfunkenſtrecken« von Professor M. Wien beseitigt. Diese »Löschfunkenſtrecken« besitzen faſt gar keine zeitliche Trägheit und geſtatten, unmittelbar nach beendigter Entladung der Kapazität eine Neuaufladung vorzunehmen. Es gelingt bei geeigneter Konſtruktion ohne weiteres, eine Funkenfrequenz von 10000 zu erreichen, ja es iſt sogar möglich, für spezielle Zwecke bis zu 100000 Funken pro Sekunde zu erzielen. Im allgemeinen begnügt man sich jedoch mit niedrigeren Funkenfrequenzen, und zwar aus einem Grunde, auf welchen wir noch mit einigen Worten eingehen wollen. Vorher müssen wir jedoch einen kurzen Blick auf die Arbeitsweise einer Empfangsſtation werfen,

welche mit derartigen modernen Sendern zusammenarbeitet.

Eine solche Empfangsstation ist im Prinzip ebenso gebaut wie eine Sendestation, d. h., sie besitzt ebenfalls eine Antenne und im allgemeinen, mit dieser elektrisch verbunden, einen geschlossenen Schwingungskreis, den «Sekundärkreis», gebildet aus Kapazität und Selbstinduktion, welcher jedoch an Stelle der Funkenstrecke beim Sender den Empfangsindikator, z. B. den Kohärer, enthält. Von großer Wichtigkeit ist nun, daß die elektrischen Dimensionen der Sende- und Empfangsstation genau miteinander übereinstimmen, ein Erfordernis, welches sich schon, wie bereits oben erwähnt, aus den Hertzschen Versuchen ergab. Es muß, um den Fachausdruck zu gebrauchen, zwischen beiden Stationen »elektrische Resonanz« bestehen, beide Stationen müssen aufeinander abgestimmt sein. Häufig wird diese Tatsache auch so ausgedrückt, daß man sagt: Beide Stationen arbeiten mit der gleichen »Wellenlänge«. Nur wenn man dieser Bedingung genügt, gelingt es, größere Reichweiten zu erzielen. Während nun bei den ersten Stationen die Empfindlichkeit des Kohärers vollkommen genügte, zeigte sich bei dem wachsenden Bedürfnis nach größeren Reichweiten bald, daß er den gesteigerten Anforderungen nicht mehr entsprach. Man brauchte Empfänger von größerer Empfindlichkeit. Nun hatte man Anordnungen, sogenannte »Detektoren«, aufgefunden, welche sich jedoch von dem Kohärer im wesentlichen dadurch unterschieden, daß sie nicht relaisartig wirkten, d. h. an der Empfangsstelle stärkere Ströme, z. B. zur Betätigung eines Morseschreibers, auszulösen vermochten, sondern daß sie die Zeichen lediglich in einem angeschlossenen Telephon als Knackgeräusche hörbar machen konnten. Sie besaßen aber dafür erheblich grössere Empfindlichkeit als die Kohärer. Wollte man nun diese wertvolle Eigenschaft der Detektoren, welche eine sehr große Steigerung der Reichweite einer Station ermöglichte, ausnutzen, so mußte man auf ein direktes Niederschreiben der Zeichen mit einem Morseapparat in der gewöhnlichen Telegrammform verzichten und zu dem sogenannten »Hörempfang« mit Telephon übergehen, wobei der Telegraphist die mit dem Ohr aufgenommenen Zeichen niederschreibt. Hierzu gehört natürlich einige Übung, jedoch stand bald geeignetes Personal zur Verfügung. Immerhin hatte dieser Hörempfang aber noch einen Nachteil, welcher sich unter Umständen recht unangenehm bemerkbar machte. Wenn nämlich in der Nähe der Empfangsstation Gewitter vorhanden waren, so machten sich die hierbei in der Luft auftretenden Entladungen ebenfalls im Telephon als Knackgeräusche geltend, so daß es sehr schwer, bisweilen sogar unmöglich war, diese von den eigentlichen Telegrammzeichen zu unterscheiden. Besonders in den Tropen, wo man viel mit den Gewitterstörungen zu rechnen hat, wirkte diese Erscheinung besonders störend. Hier konnte nun durch die neuen Sendemethoden ebenfalls Abhilfe geschaffen werden. Wir hatten ja bereits gesehen, daß es bei diesen Anordnungen möglich ist, die Zahl der Funken pro Sekunde auf jeden gewünschten Wert einzuregulieren. Verwendete man nun z. B. 1000 Funken pro Sekunde, so erhielt man auch in dem Telephon der Empfangsstation eine gleiche Zahl von Stößen pro Sekunde, die ihrerseits wiederum einen reinen Ton im Ohr erzeugten. Die einzelnen Telegraphierzeichen kamen jetzt also nicht mehr in Form von Knackgeräuschen, sondern

als musikalische Töne an und waren infolge dessen leicht von Gewitterstörungen zu unterscheiden. Fast alle modernen Funkenstationen sind in dieser Weise als «Tonsender» gebaut und bisweilen auch noch mit besonderen Vorrichtungen ausgerüstet, welche gestatten, die Tonhöhe innerhalb weiter Grenzen beliebig zu verändern, so daß man die Möglichkeit hat, die einzelnen Stationen außer durch ihre Wellenlänge auch durch ihre Tonhöhe voneinander zu unterscheiden.

Mit den wachsenden Leistungen der Funkentelegraphie stiegen aber auch dauernd die Forderungen, welche von den Abnehmern gestellt wurden, und so gewann die Frage nach dem Bau von Riesenstationen, welche imstande waren, Entfernungen von 3000—4000 km und mehr zu überbrücken, mehr und mehr an Bedeutung. Für diese Leistungen waren aber die Funkenmethoden nur unter großen Schwierigkeiten noch brauchbar zu machen. Man mußte vielmehr für die Erzeugung der hier erforderlichen großen Energiemengen dazu übergehen, große Maschinen zu konstruieren, welche imstande waren, die gewünschte Schwingungsenergie in beliebiger Menge zu liefern. Hierbei müssen sogenannte »ungedämpfte«, dauernd bestehende Schwingungen erzeugt werden, da es nur auf diese Weise möglich war, die noch immer zwischen den einzelnen, allerdings sehr schnell aufeinander folgenden Funkengruppen vorhandenen Pausen mit Schwingungsenergie auszufüllen und hierdurch die sekundlich ausgestrahlte Energie unter sonst gleichen Verhältnissen auf den größten Wert zu bringen. Der erste, welcher überhaupt das Problem der Erzeugung derartiger ungedämpfter Schwingungen für Zwecke der Hochfrequenz technisch löste, war der dänische Ingenieur V. Poulsen. Er verwendete einen in einer Wasserstoffatmosphäre brennenden, sehr kurzen Lichtbogen, welcher ähnlich wie eine gewöhnliche Bogenlampe von einem Gleichstromnetz aus gespeist wurde und in Verbindung mit einem parallel zu dem Lichtbogen liegenden Schwingungskreis, bestehend aus Kapazität und Selbstinduktion, dazu diente, die zugeführte Gleichstromenergie in Hochfrequenzenergie umzuwandeln. Auf den Vorgang der Umwandlung selbst an dieser Stelle einzugehen, würde zu weit führen. Diese Anordnung, welche Poulsen im Oktober 1906 im Berliner elektrotechnischen Verein vorführte, unterschied sich schon rein äußerlich von den bis dahin verwendeten Funkenmethoden dadurch, daß sie beim Zeichengeben vollkommen lautlos arbeitete. Gleichzeitig gestattete sie, sehr erhebliche Hochfrequenz-Energiemengen, wenigstens nach damaligen Begriffen, zu erzeugen. Diese »Poulsengeneratoren« konnten dann im Laufe der Jahre nach vielen Richtungen hin so verbessert werden, daß sie bald ein wichtiges Hilfsmittel der Hochfrequenztechnik wurden. Insbesondere gestatteten sie zum ersten Male, die Aufgabe, eine drahtlose Telephonie über größere Entfernungen auszuführen, zu lösen. Die von einem Poulsensender kontinuierlich ausgestrahlten elektrischen Wellen konnten nämlich an Stelle des Leitungsdrahtes bei der Drahttelephonie verwendet werden, um die durch das Mikrophon eines Fernsprechers erzeugten Stromschwankungen nach der Empfangsstation zu übertragen. Man hatte nur nötig, diese Stromschwankungen in geeigneter Weise den ungedämpften Wellen überzulagern, um im Empfänger alle Modulationen der Stimme wiederzugeben. Im Laufe der Jahre erreichte man auf

diese Weise Entfernungen von etwa 150 km, wobei die Sprache noch vollkommen rein auf der Empfangsstation ankam. Ob es allerdings je gelingen wird, auch die großen von der drahtlosen Telegraphie erzielten Reichweiten mit der drahtlosen Telephonie zu überbrücken, ist z. Z. wenigstens sehr fraglich. Immerhin hat die drahtlose Telephonie aber doch schon manche Anwendung, z. B. zur Verbindung von Leuchttürmen und -schiffen mit dem Lande, gefunden, welche sie als wertvolles Hilfsmittel zur Nachrichtenübermittlung erscheinen läßt.

In Bezug auf Erzeugung großer Energiemengen erfüllte die Poulsenlampe jedoch nicht in vollem Umfange die auf sie gesetzten Hoffnungen, so daß als einziger Weg nur übrig blieb, zur rein maschinellen Erzeugung von Hochfrequenzenergie überzugehen. Versuche, auf diese Weise Hochfrequenzenergie herzustellen, waren schon seit langer Zeit unternommen worden, hauptsächlich in Amerika, jedoch nie mit dem gewünschten Erfolge. Es gelang wohl, kleinere Maschinen für diesen Zweck zu bauen, ihre Leistungsfähigkeit war jedoch erheblich geringer als die der bis dahin verwendeten Funkenmethoden. Erst dem Darmstädter Professor Goldschmidt glückte es im Jahre 1911, eine brauchbare Anordnung herzustellen, welche durch eine sinnreiche Kombination einer Wechselstrommaschine mit verschiedenen Schwingungskreisen, bestehend aus Kapazitäten und Selbstinduktionen, gestattete, sehr große Energiemengen bis zu 100 Kilowatt und mehr herzustellen. Dieses Maschinenprinzip, dessen praktische Ausführung allerdings noch eine große Summe von wissenschaftlicher und technischer Arbeit erforderte, ist jetzt so weit gefördert worden, daß man an den Bau einer Riesenstation in der Nähe von Hannover herantreten konnte, welche die Aufgabe hat, einen sicheren drahtlosen Telegrammverkehr mit Amerika herzustellen. Wenn sich auch zunächst bei dem Stationsbetrieb immerhin noch einige Schwierigkeiten ergeben werden, so ist doch anzunehmen, daß dieses System gerade für Großstationen eine erhebliche Bedeutung gewinnen wird.

Endlich soll noch mit einigen Worten auf eine mehr allgemeine Frage eingegangen werden, zu deren Lösung in jüngster Zeit die drahtlose Telegraphie ebenfalls mit recht gutem Erfolge herangezogen wurde. Es ist dies die Frage des Zeitsignaldienstes. Dieser bezweckt die Übermittlung der genauen astronomischen Zeit, und zwar hauptsächlich im Interesse der Seeschiffahrt, um den einzelnen Schiffen die zu ihrer Positionsermittlung notwendige Zeitangabe zu liefern. Es ist leicht ersichtlich, daß sich die drahtlose Telegraphie gerade für diesen Zweck besonders gut eignet. So sendet z. B. die Reichspoststation Norddeich, welche ihrerseits wiederum mit dem Kaiserlichen Marineobservatorium in Wilhelmshaven in Verbindung steht, gegen 1 Uhr mittags eine Reihe von radiotelegraphischen Zeichen nach einem bestimmten, ein für allemal festgelegten Schema aus und zwar so, daß eines dieser Zeichen genau mit der Zeit 1 Uhr zusammenfällt. Die Aussendung der Zeichen wird dabei automatisch durch eine astronomische Uhr bewirkt. In ähnlicher Weise, aber zu anderen Zeiten, geben auch die übrigen Großstationen der verschiedenen Länder, so daß den mit drahtloser Telegraphie ausgerüsteten Schiffen jederzeit die Möglichkeit gegeben ist, die genaue astronomische Zeit zu erfahren. Durch eine internationale Zeitkonferenz, welche vom

15. bis 23. Oktober 1912 in Paris ftattfand, ift dieser Zeitsignaldienft in allen seinen Einzelheiten genau durchgearbeitet und gleichzeitig die Gründung eines internationalen Zeitamtes mit dem Sitz in Paris als ausführende Geschäftsftelle des internationalen Zeitausschusses vorgeschlagen worden. Bei der großen kulturellen Bedeutung dieser Frage ift anzunehmen, daß in kürzefter Zeit die endgültige Regelung durch die einzelnen Staaten erfolgen wird. Aber nicht allein für die Schiffahrt, sondern auch für wissenschaftliche und kommerzielle Zwecke ift diese Art der Zeitregulierung von großer Wichtigkeit, und es sind bereits an vielen Stellen Deutschlands kleine Empfangsftationen für den Zeitsignaldienft eingerichtet worden, deren Zahl wohl in nächfter Zeit noch erheblich zunehmen wird, um so mehr, als es gelungen ift, diese Stationen zu einem billigen Preise und in der Bedienung auch für jeden Laien verftändlich herzuftellen. Die Genauigkeit bei der Aufnahme eines solchen drahtlosen Sekundensignals ift dabei eine recht große. So beträgt z. B. der mittlere Fehler der Aufnahme eines Sekundensignals, wie es die Station Norddeich aussendet, $\pm$0,075 Sek. und der mittlere Fehler eines Tagesmittels aus 24 Sekundensignalen $\pm$0,015 Sek.

Diese jüngfte Anwendung der drahtlosen Telegraphie zeigt am beften, wie diese noch verhältnismäßig junge Technik mehr und mehr zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel für alle internationalen Beziehungen, insbesondere für Handel und Gewerbe geworden ift. Den Ingenieuren der drahtlosen Telegraphie wird es jetzt neben der wissenschaftlichen Weiterforschung auf diesem Gebiete insbesondere obliegen, durch Konftruktion einfacher, leicht zu bedienender und auch billiger Apparate die Vorteile der drahtlosen Telegraphie immer weiteren Kreisen zugänglich zu machen.

Nachrichten und Mitteilungen.

Das Radium und seine Bedeutung für die Heilkunde.

Nachdem Becquerel jene merkwürdigen, von den Uransalzen ausgehenden Strahlen beobachtet hatte und zwei Jahre später, im Jahre 1898, gleichzeitig von Frau Curie und dem deutschen Forscher G. C. Schmidt auch beim Thorium eine derartige Strahlung festgestellt worden war, führten im gleichen Jahre die intensiven Arbeiten, die zum Studium dieser „radioaktiven" Stoffe unternommen wurden, zur Entdeckung des Radiums und des Poloniums, und zwar durch das Ehepaar Curie und, unabhängig von ihm, durch Bémont.

Die vollkommen neuartigen Eigenschaften dieser Körper, für die zunächst keine Erklärung gefunden werden konnte, forderten eine große Anzahl von Fachleuten zu ihrem näheren Studium heraus und es war daher nicht zu verwundern, daß in relativ kurzer Zeit eine außerordentlich reichliche Literatur überraschende Aufklärungen brachte.

Während aber zunächst nur Chemiker und Physiker diesen Arbeiten oblagen, brachte es die Beobachtung der eigenartigen Wirkungen der radio-aktiven Stoffe auf die tierische Zelle mit sich, daß Physiologen, Biologen sowie die praktische Medizin sich an den Untersuchungen beteiligten.

Wenn wir heute das, was über das Radium und seine Eigenschaften bekannt ist, überblicken, so sehen wir, daß viele Tatsachen von grundlegender Bedeutung festgestellt worden sind, daß manches vorher ungeklärte Problem durch die Lehren, die wir aus dem Studium dieses Elementes ziehen durften, in

neue Bahnen geleitet wurde, und daß wir an der Hand dieser jungen Wissenschaft uns viele Vorgänge bereits deuten können, denen wir früher hilflos gegenüberstanden. Allerdings gibt es auch auf diesem Gebiete, vor allem hinsichtlich der biologischen Wirkungen der radioaktiven Substanzen, noch manche Frage, die intensivem Studium ein dankbares Arbeitsfeld sichert.

Es sind bisher eine ganze Reihe von radioaktiven Stoffen gefunden worden (Jonium, Radium, Polonium, Thorium, Actinium u. a.), die eng miteinander verwandt sind. Sie lassen sich im wesentlichen auf zwei Substanzen, das Uran und das Thorium zurückführen, und die von diesen beiden abzuleitenden radioaktiven Körper werden daher in eine Uran- und in eine Thoriumreihe geschieden.

Das Radium, in die Uranreihe gehörend, ist ein in der Natur sehr verbreitet vorkommendes Element, das sich in wechselnder Menge in der gesamten festen Erdrinde vorfindet. Seine Salze bilden einen regelmäßigen Bestandteil aller Gesteine, die sich aus Uran- und Thoriumverbindungen zusammensetzen.

Alle radioaktiven Stoffe — und darauf beruhen ihre außerordentlichen Fähigkeiten — sind in ständigem Atomzerfall, in ständiger Umwandlung begriffen. Man nimmt an, daß es sowohl in der Uran- als auch in der Thoriumreihe eine Kette von radioaktiven Substanzen gibt, die bei diesem Zerfall, der zum Teil allerdings in außerordentlich langen Zeiträumen vor sich geht, mit unabänderlicher Gesetzmäßigkeit durchlaufen wird. Das Endglied dieser Kette stellt schließlich ein nicht mehr aktives Produkt dar. So wird vermutet, daß das letzte Glied der Uranreihe das Blei ist.

Derartige theoretische Betrachtungen sind nicht nur für den Radiumforscher von Bedeutung, sondern sie haben einen großen Wert für den Geologen gewonnen, dem auf diese Weise zum erstenmal ein Mittel gegeben wurde, auf rechnerisch einwandfreiem Wege das Alter der Gesteine zu bestimmen.

Eine Begleiterscheinung des radioaktiven Zerfalls ist die Aussendung von Strahlen und die Entstehung der Emanation.

Die Strahlen weichen in ihren charakteristischen Eigenschaften (Geschwindigkeit, Durchdringungsvermögen, chemische Leistung) außerordentlich voneinander ab und werden daher durch die Bezeichnungen α-, β- und γ-Strahlen voneinander geschieden. Während zum Beispiel die γ-Strahlen selbs Bleiplatten von mehreren Zentimetern durchdringen, werden andere schon durch Luftschichten von der gleichen Dicke völlig absorbiert. Eine Eigenschaft der Radiumstrahlen, die für die Messung der Radioaktivität der sie aussendenden Köper nutzbar gemacht wurde, ist die Ionisierung der Luft, d. h., die Luft wird in einen elektrischen Leiter verwandelt. Diese Leitfähigkeit stellt man in der Weise fest, daß man ein Blattelektroskop auf eine bestimmte Spannung lädt und beobachtet, um wie viel die Entladung unter dem Einfluß der ionisierten Luft beschleunigt wird. Da die Beschleunigung der Intensität der Radioaktivität parallel geht, hat man also ein Mittel, und zwar ein außerordentlich feines, für quantitative Beurteilung. Das am meisten eingeführte Maß dürfte heute, wenigstens in Deutschland, die Mache-Einheit sein, die aus der Entladungsgeschwindigkeit berechnet wird.

Die Radiumemanation ist ein Gas, das den allgemeinen Gesetzen der Gase unterworfen ist, bei — 65° flüssig und bei — 71° fest wird. Sie löst sich in Wasser und wird von Holzkohle stark absorbiert, in der Rotglut aber wieder abgegeben. Auch die Emanation sendet Strahlen aus und besitzt in starker Konzentration, wie die Radiumsalze selbst, die Fähigkeit, im Dunkeln zu leuchten.

Die Darstellung des Radiums aus dem Rohmaterial bereitet ganz bedeutende Schwierigkeiten, da selbst die hochwertigsten Erze (Uranpechblende) nur geringe Spuren enthalten und diese daher schwer zu isolieren sind. Es müssen mehrere Tonnen Gestein verarbeitet werden, um einige Milligramm Radiumsalz zu gewinnen! Daraus erklärt sich auch sein enorm hoher Preis.

Während man früher nur in der Lage war, die Salze des Radiums herzustellen, ist es in neuerer Zeit geglückt, das Element selbst zu erhalten. Es ist ein in die Gruppe der Erdalkalimetalle gehörendes weiches Metall, das bei 700° schmilzt und sich an der Luft rasch verändert.

Das Vorkommen des Radiums in der Natur beschränkt sich nun nicht auf die Gruppe der Uran- und Thoriummineralien, sondern die aus solchen Gesteinen entweichende Emanation sammelt sich in Klüften und Spalten der Gebirge (Bergwerksstollen!) an, löst sich in den sie durchlaufenden Wässern und gelangt in den radioaktiven Quellen an die Erdoberfläche. Allerdings kann bisweilen die Aktivität der

Quellen auch auf gelöste Radiumsalze zurückgeführt werden.

Da das Wasser, namentlich wenn es in Bewegung ist, die Emanation bald wieder abgibt, so muß die Luft in der Umgebung solcher Quellen ebenfalls mehr oder minder große Mengen von Emanation enthalten, eine Tatsache, die vielleicht mit Recht als Erklärung des „Brunnengeistes" mancher Heilquellen herangezogen wird. Ein vielleicht größerer Anteil an der Entstehung der Luftaktivität entfällt aber auf die den radioaktiven Gesteinen und dem Erdboden überhaupt ständig entströmende Emanation, deren Menge natürlich örtlich ganz verschieden ist und wahrscheinlich auch durch andere Momente (Jahreszeit, Barometerstand, meteorologische Verhältnisse) beeinflußt wird.

Es sei aber darauf hingewiesen, daß geringe Mengen von Radioaktivität im Wasser wie in der Luft fast überall nachgewiesen worden sind.

Die chemischen Leistungen der radioaktiven Stoffe sind, entsprechend der bei ihrem Zerfall frei werdenden großen Energiemenge, die bei der Emanation z. B. das 10millionenfache der bei der Knallgasexplosion entwickelten Kalorienzahl beträgt, sehr intensive. So wird das Wasser in seine Bestandteile, Wasserstoff und Sauerstoff zerlegt, Sauerstoff in Ozon übergeführt, Glas, Steinsalz, Flußspat, Quarz und Diamant werden bläulich oder violett verfärbt, Metallsalze zersetzen sich (photographische Platte!), weißer Phosphor verwandelt sich in roten; Glimmer, Zelluloid und Hartgummi, die man zum Aufbewahren starker Radiumpräparate verwendet, werden in kurzer Zeit zerstört. Alle diese Wirkungen sind auf die Strahlen, und zwar die α- und β-Strahlen, zurückzuführen.

Angesichts dieser chemischen Aktivität ist es nicht zu verwundern, daß das Radium und seine Salze bei der pflanzlichen und tierischen Zelle tiefgreifende Veränderungen hervorzurufen imstande sind.

So wurde von verschiedenen Forschern beobachtet, daß längere Zeit hindurch bestrahlte Pflanzensamen in ihrer Keimentwicklung stark gehemmt wurden oder daß eine solche überhaupt nicht mehr zustande kam. Pflanzenblätter wurden trocken, verfärbten sich und fielen ab. Dagegen wirkte eine kurze und wenig intensive Bestrahlung eher wachstumfördernd, wie wir ja einen produktiven Einfluß schwach dosierter Radiumstrahlen auch bei der Tierzelle kennen lernen werden. Der Radiumemanation kommt, bei Anwendung geringer Mengen, ein das Wachstum begünstigender Einfluß zu.

Die bakterienabtötende Kraft der Radiumstrahlen ist von verschiedenen Seiten einwandfrei erwiesen worden; sie ist allerdings nicht so intensiv, daß eine praktische Nutzanwendung dieser Eigenschaft in Frage kommt. Eine analoge Wirkung der Emanation konnte nur bei sehr großen Mengen und auch dann nur in geringem Grade festgestellt werden.

Wie die Pflanzensamen, so werden durch die Radiumstrahlen auch befruchtete Eier von niederen Tieren in ihrer Entwicklung gehemmt.

Den bei den Pflanzen und niedersten Lebewesen beobachteten Erscheinungen entsprechen die Veränderungen, die das Radium auf den Organismus der höheren Tiere und des Menschen ausübt. Und auf dieser Grundlage beruhen die Wirkungen, die diesem Stoff in kurzer Zeit eine so große Bedeutung in der Behandlung zahlreicher lokaler und allgemeiner Erkrankungen verschafft haben.

Die Radiumstrahlen haben in geringer Intensität einen produktiven Einfluß auf die äußere Haut, indem sie eine Wucherung der Epidermiszellen und die Bildung von Zellnestern anregen. In stärkerer Dosierung jedoch wirken sie ausgesprochen destruktiv und können ausgedehnte Verbrennungen und tiefgreifende Zerstörung der Haut herbeiführen. Die Haare fallen aus, die feinen Blutgefäße der Lederhaut erweitern sich und werden geschädigt. Die Muskeln werden empfindlich und können atrophieren. Die verschiedenen inneren Organe sind schweren Veränderungen, die bis zum völligen Aufhören ihrer Funktionen führen können, ausgesetzt. (Zentralnervensystem, Drüsengewebe, männliche und weibliche Genitalorgane, Nieren u. a.). Längere Bestrahlungen können beim Menschen sogar zu ernsten Allgemeinerkrankungen (Durchfall, Erbrechen, Bewußtlosigkeit, Kräfteverfall) führen.

Besonders stark macht sich der Einfluß auf das krankhaft veränderte Gewebe bemerkbar, ein Moment, das für die therapeutische Anwendung von besonderer Bedeutung ist. So wird zum Beispiel der Zerfall krebsiger Wucherungen, tuberkulöser Affektionen des Lungengewebes, wesentlich beschleunigt. Wenn diese Wirkung auf einer Erhöhung der Wirksamkeit der Fermente beruht, so haben weitere Untersuchungen gezeigt, daß nicht

lle Körpersäfte dieser Art im gleichen Sinne eeinflußt werden.

Der Emanation kommen im allgemeien die durch Bestrahlung erreichbaren, tiefreifenden Effekte nicht zu. Daß aber auch ie schädigende Wirkungen hervorrufen kann, estätigen zahlreiche Tierversuche. So konnen Frösche, Mäuse und Meerschweinchen urch die Einatmung von Luft, die mehrere Iillionen von Mache-Einheiten enthielt, geötet werden. Eine untere Giftgrenze konnte ndes noch nicht festgestellt werden, sie lürfte bei den einzelnen Tieren auch sehr rerschieden sein.

Beim kranken Menschen sollen geegentlich leichtere Störungen des Allgemeinefindens, verbunden mit Temperatursteigeungen, die als Reaktion der kranken Gewebe der Emanation gegenüber aufgefaßt werden, vorgekommen sein. Auch wird von verschiedenen Seiten davor gewarnt, Leute, deren Nieren bereits durch andere Krankheitsprozesse in Mitleidenschaft gezogen sind, einer Emanationsbehandlung auszusetzen.

Daß aber der gesunde Mensch selbst ganz bedeutende Emanationsmengen ohne Nachteil sogar für lange Zeit aufnehmen kann, dafür sind die Personen ein Beispiel, die berufsmäßig Radiumpräparate herstellen. Auch bei Leuten, die jahrelang täglich in Räumen beschäftigt sind, deren Luft mit vielen Millionen von Mache-Einheiten erfüllt ist, wurden keine schädlichen Folgen beobachtet. In letzter Zeit ist allerdings über einige Fälle berichtet worden, wo nach Arbeiten mit Emanationsmengen von 100—300 Millionen Mache-Einheiten Hautaffektionen mit Eiterbildung an den Händen aufgetreten seien. Es dürfte aber hierbei doch wohl ein großer Teil der Schuld auf die von der Emanation ausgehende Strahlung zurückzuführen sein!

Die Emanation wird vom Körper durch die Lungen, vom Darmkanal aus und, in geringem Grade, auch durch die Haut aufgenommen. Sie zirkuliert im Blut und wird nach einigen Stunden, größtenteils durch die Lungen, wieder ausgeschieden. Sie beeinflußt die Körperfermente im Sinn einer Steigung ihrer Tätigkeit und erhöht den Stoffwechsel, sie wirkt beschleunigend auf die Harnsäureausscheidung und die Urinabsonderung. Die Gerinnungsfähigkeit des Blutes wird befördert, das mikroskopische Blutbild ändert sich in der Weise, daß eine Verminderung der weißen Blutzellen eintritt. Die Behauptungen, daß die roten Blutzellen und feinere Bestandteile der Blutflüssigkeit verändert werden, konnten spätere Nachprüfungen nicht bestätigen.

Die Anwendung des Radiums in der Heilkunde kann in Anbetracht der physiologisch so verschiedenen Effekte von Substanz und Emanation natürlich keinen einheitlichen Richtlinien folgen; sie muß ferner mit Rücksicht auf die Gefahr, die eine nicht sachgemäß durchgeführte Behandlung für den Organismus bedeuten kann, dem in diesem Spezialgebiet ausgebildeten Arzte vorbehalten bleiben.

Man kann sich ungefähr dahin zusammenfassen, daß die Radiumbestrahlung in die Domäne des Chirurgen gehört, während die Behandlung mit Emanation ein Hilfsmittel des Arztes für innere Krankheiten ist.

Die Radiumbestrahlung ist bei bösartigen Geschwülsten (Krebs), Haut- und Drüsentuberkulose, bei angeborenen (Muttermälern) und erworbenen Hautkrankheiten (Ekzem), bei chronischen Erkrankungen der weiblichen Genitalorgane, bei Gelenkerkrankungen, mit gutem Erfolg angewandt worden. Die Emanationstherapie ist angezeigt bei rheumatischen Erkrankungen subakuter und chronischer Art, bei Gicht, Neuralgien (Ischias), bei Erkrankungen des Herzens und der Gefäße, bei Katarrhen der Schleimhäute, bei Nervosität und Schwächezuständen.

Die Art der Anwendung geschieht bei der Bestrahlung in der Weise, daß das Präparat, das sich in einem geeigneten Behälter befindet, direkt der zu bestrahlenden Partie aufgelegt wird. Oder es werden Verbände, die mit radioaktiven Stoffen künstlicher oder natürlicher Herkunft (Fango u. a.) imprägniert sind, angelegt (Gelenkerkrankungen). Auch die Injektion von löslichen und unlöslichen radioaktiven Salzen in die erkrankten Gewebe, die Errichtung eines Radiumdepots daselbst, sei kurz erwähnt.

Bei der Emanationskur (gasförmige oder in Wasser gelöste Emanation) wird die Aktivität dem Organismus durch Inhalation, durch Trinken und durch Bäder zugeführt. Für die Inhalation hat man geschlossene Räume (Emanatorium) hergestellt, deren Luft auf einen bestimmten Gehalt an Emanation (5—20—600 Mache-Einheiten) eingestellt und durch ständigen Ersatz des verbrauchten Sauerstoffs in dem notwendigen Gleichgewicht erhalten wird, in denen die Patienten 2—3 Stunden verweilen. Die für Trinkzwecke in Frage kommenden Wässer werden so bemessen, daß den Kranken 1000 bis 30,000 Mache-Einheiten (in steigenden Dosen) zugeführt werden. Die

Emanationsbäder endlich werden auf 5000 bis 100,000 Mache-Einheiten dosiert. Man nimmt heute allgemein an, daß die Hauptmenge der beim Bad aufgenommenen Emanation nach deren Entweichen aus dem Wasser durch die Lungen und nur ein verschwindend kleiner Teil durch die Haut in den Organismus gelangt.

Für alle diese therapeutischen Maßnahmen eignen sich in hervorragender Weise die von der Technik gelieferten künstlichen Radiumpräparate, die wegen bequemer Dosierbarkeit dem an und für sich meist relativ schwachen Naturprodukt vielfach vorgezogen werden müssen.

Die vielfache Anwendung, welche die Radiumemanation bei der Behandlung innerer Krankheiten gefunden hat, ist die Veranlassung gewesen, daß diejenigen Badeorte, die über radioaktive Quellen verfügen, sehr in Aufnahme gekommen sind. Es ist sehr interessant, daß viele Heilquellen, deren spezifische Wirkungen schon früher genau bekannt und mit der auch durch künstliche Radiumpräparate erzielten Beeinflussung identisch waren, sich bei späterer Untersuchung als radioaktiv erwiesen haben.

Von den bedeutenderen Radiumquellen des deutschen Sprachgebietes seien wenigstens einige mit Angabe ihrer Stärke (in Mache-Einheiten) erwähnt: Gastein (40—155), Teplitz (3—7), Baden-Baden (7—126), Wiesbaden (1—12), Landeck i. Schl. (19—206), Kreuznach (12—33), Münster a. St. (20—23), Karlsbad (0.4—31). Erheblich höhere Aktivitätswerte wurden in den erst seit ihrer Entdeckung für therapeutische Zwecke ausgebeuteten Wässern von St. Joachimsthal i. B. (600) gefunden. Die stärksten, überhaupt bekannten und auch die zahlreichsten radioaktiven Quellen besitzt das Königreich Sachsen (Brambach bis 2270 und Oberschlema bis 4015 M.-E.). Auch sie sind, bevor ihre Eigenschaften entdeckt worden sind, nicht als heilkräftige Wässer, außer vielleicht bei den in unmittelbarer Nähe wohnenden Leuten, bekannt gewesen.

Haben sich also die mit aktiven Quellen ausgezeichneten Badeorte seit der Einführung des Radiums in die Krankenbehandlung besonderer Nachfrage zu erfreuen, so führte weiterhin die Entdeckung stark aktiver Quellen in Orten, die bisher noch nicht auf den Bäderlisten verzeichnet waren, sehr bald zur Gründung von Unternehmungen, die eine geschäftliche Ausnutzung dieses Naturproduktes bezwecken sollten. So sind an derartigen Plätzen schon eine Reihe von großartigen Badeanlagen eingerichtet worden, z. T. werden sie in riesigem Umfang geplant. Vielleicht wird nicht jeder, der bei derartigen übertriebenen Spekulationen große Summen angelegt hat, auf seine Rechnung kommen!

Denn wenn auch die Tatsache, daß dem Radium in seinen verschiedenen Formen unter Umständen außerordentliche Heilkräfte zukommen, über jeden Zweifel erhaben ist, so bleibt doch abzuwarten, ob der Optimismus, mit dem diese neue Behandlungsweise begrüßt wurde, nicht doch in manchem Punkte etwas zu weit gegangen ist! Es wird auch sehr darauf ankommen, ob die natürlichen Quellen, sofern sie nicht andere therapeutisch wichtige oder landschaftliche Vorzüge aufzuweisen haben, den Kampf mit den künstlichen Radiumpräparaten, die von der Technik in vollkommenster Form geliefert werden, auf die Dauer werden aufnehmen können!

Berlin. Oberarzt Dr. Hesse.

Platonismus in Frankreich.

Wer den gegenwärtigen Stand der Platoforschung überblickt, wird leicht gewahr, daß das philosophische Studium Platos im letzten Jahrzehnt hauptsächlich in Italien, England und Frankreich seine Stätte gefunden hat. Während in Österreich und Deutschland hartnäckig um das Recht der Sprachstatistik und andere vorwiegend philologische Fragen der Platoforschung gestritten wird, sind im Ausland bedeutende Versuche gemacht worden, zu einem tieferen, innerlichen Verständnis des Platonismus zu gelangen; Versuche, die nicht alle die gebührende Berücksichtigung in Deutschland gefunden haben. Wie mir scheint, klagt man in Frankreich, wo die deutschen Arbeiten über griechische Philosophie bis ins kleinste studiert und zitiert werden, wo Zellers und Gomperz' Werke[1]) fast gleiche Popularität genießen wie bei uns, mit Recht darüber, daß die französische Fachliteratur in Deutschland arg vernachlässigt werde.

Es ist in der Hauptsache die Auffassung vom Wesen der Idee, die im Mittelpunkt der Debatten steht, und für die zuerst Cohen

[1]) Les Penseurs de la Grèce. Übersetzung in 3 Bänden von A. Reymond. Erscheint seit 1910.

und Natorp[1]) einen neuen Sinn gesucht haben. „Ob[2]) man in Deutschland wohl noch lange mit Zellers dinghafter Auffassung der Ideen fortarbeiten wird? Es sollte doch stutzig machen, daß geradezu alle, die sich in den letzten Jahren tief und philosophisch mit Platos Lehre und Aristoteles' Kritik derselben beschäftigt haben, meist unabhängig von einander, jene Deutung absolut unbefriedigend gefunden haben. Alles Leben in der Platoforschung ist heute in der Opposition gegen diese Auffassung — einer Opposition, die in Deutschland bisher der allgemeinen Verurteilung im voraus gewiß sein durfte, und die dennoch jedes neue Jahr neue Anhänger und sehr energische Vertreter findet. Vielleicht wird man dem, was einige von uns nun schon Jahrzehnte durch erfolglos verfechten, etwas mehr Beachtung schenken, seit es uns von der Seine und der Themse gebracht wird. Vielleicht auch wird man es endlich einmal der Mühe wert halten, die Bücher der Mathematiker aufzuschlagen, in denen die Idee Platos heute wieder wie vor 300 Jahren ihre sehr ernste wissenschaftliche Bedeutung durch das Faktum erweist."

Ich glaube, daß Natorp in dem zitierten Aufsatz die Übereinstimmungen, die zwischen ihm und den französischen und englischen Forschern, deren Werke er bespricht, bestehen, sehr wesentlich zu seinen Gunsten überschätzt. Die Idee in jeder Beziehung ihrer „Dinghaftigkeit" entkleiden, hieße eben, ihr ihre metaphysische Realität rauben, ohne welche sie nach Plato niemals Norm für die Einzeldinge dieser empirischen Welt hätte werden können. Auch die Entwicklung Platos, die Natorp auf Grund seiner Theorie der Idee konstruiert, ist im allgemeinen nicht akzeptiert worden, da Natorp Plato einen Werdegang durchmachen läßt, zu dem der menschliche Geist in Wahrheit über 2000 Jahre gebraucht hat. Und dennoch ist es erlaubt, ja geboten, von Natorps Werk aus die seitherige Platoforschung zu datieren. Aber nur in dem Sinne, in dem sich die Homerforschung von Wolf her datiert. Das Problem lautet: Wie muß die Idee als logisches Gesetz verstanden werden, wenn sie ihre metempirische Wirklichkeit nicht aufgeben soll?

Gambattista Grassi Bertazzis Werk[3]) lag Natorp wohl noch nicht vor, als er die angeführten Zeilen schrieb; auch dieses gehört der Grundanschauung nach in seine Richtung, insofern als Bertazzi den platonischen Subjektivismus nennt „analogo a quello Kantiano: tutte le conoscenze cominciano con l'esperienza, ma non tutte derivano dall' esperienza." Mit Hilfe der Entdeckung des Apriori löst Plato die Frage nach der Möglichkeit der Wissenschaft. Dadurch, daß der menschliche Geist nicht anders als vermittels der Ideen denken kann, erkennt er die Realität und besitzt die Wahrheit. Bertazzis Werk ist ausgezeichnet durch eine feine methodische Scheidung zwischen causa occasionalis und causa finalis jedes Dialogs. Jene zeigt die stets größer werdende Distanz zwischen Sokratik und Platonismus; diese die stets gleiche Distanz zwischen beiden; jene erstreckt sich auf alle Interessengebiete; diese ist von Anfang an dieselbe: das Problem des Seins und Erkennens.

In England steht A. E. Taylor[1]) der Auffassung Natorps am nächsten. Die Ideenlehre ist „neither dogmatic metaphysics nor poetical imagery, but a logical doctrine of the import of universal propositions . . . He calls the concepts of science Ideas simple because they constitute the forms or types in accordance with which the universe of things is constructed." Bedeutender aber und fern von der Einseitigkeit Taylors ist J. A. Stewart.[2]) Hier wird den Ideen ihr Wert als Methoden der Wissenschaft in ganzem Umfange und im Sinne Natorps zugebilligt, aber daneben, in einer zweiten Bedeutung ihr dinglicher Charakter doch beibehalten. Denn die Ideenlehre gipfelt im intuitiven Schauen, und als Objekt der Intuition sind die Ideen sicherlich etwas anderes, und zwar höheres als Methoden.

In Frankreich blüht der Platonismus am stärksten. Erstens lebt Plato in der französischen Philosophie der Gegenwart selbst; sowohl in den beliebten Lehren zeitgenössischer Eklektiker, als deren Hauptvertreter wohl der platonisierende Idealist Fouillée gilt, als auch — wenn auch unerkannt — in der originalen Leistung des Intuitionismus Bergsons. — Unter den Detailforschungen mögen die sieben Sokrates und Plato gewidmeten Kapitel in den soeben durch Delbos

[1]) Platos Ideenlehre, 1903.
[2]) Natorp in der Deutschen Literatur-Zeitung 1910 Nr. 21 und 22.
[3]) Storia genetica dell' idealismo platonico e dei suoi significati. Roma-Milano 1909.

[1]) Plato. (Philosophies Ancient and Modern.) 1908.
[2]) Plato's Doctrine of Ideas. 1909.

herausgegebenen posthumen Études Victor Brochards[1]) genannt werden. — Die Ausbeute für Plato, die Charles Werners Buch[2]) gebracht hat, ist für diejenigen, die, wie bei uns Ad. Lasson, den Stagiriten als den konsequenten und vollendeten Platoniker begreifen, überaus reich. — Am meisten aber verdankt die Platoforschung zwei Werken von Léon Robin[3]), die an Tiefe der Auffassung, Gründlichkeit im einzelnen und Sicherheit der Problemstellung alle genannten Arbeiten weit übertreffend, wahrhaft klassische Werke der Platoliteratur sind. Ich glaube beiden Werken am besten zu dienen, wenn ich im Anschluß an die Worte des Originals und mit Verzicht auf alles Detail Themastellung und Resultate mitteile.

Es genügt nicht, sagt Robin, zu sagen, daß die Lehre von den idealen Zahlen ein Stadium der platonischen Philosophie charakterisiert, das wir aus den Dialogen selbst nicht kennen lernen, das aber Aristoteles uns lehrt. Es ist notwendig, die Bedeutung dieser Zugabe festzustellen und hauptsächlich zu prüfen, in welcher Beziehung sie zur Ideenlehre steht, die als charakteristisch für die in den Dialogen niedergelegte Philosophie betrachtet wird. Es handelt sich nämlich keineswegs um eine „spitzfindige Spielerei", die, wie man wohl gemeint hat, dem im Kreise seiner Schüler alternden Genius Platos wohlgefallen hätte, auch nicht um einen „bedeutungslosen Versuch", den pythagoreischen Mathematismus nachzuahmen. Ganz im Gegenteil verknüpft sich die Lehre von den idealen Zahlen und den idealen Figuren in der allerengsten Weise mit der Ideenlehre. Sie reiht sich ihr nicht einfach an, sondern sie setzt ihre in der Vorstellung des Philosophen natürliche Entwicklung fort, führt sie zu Ende, füllt die Lücken aus und entspricht Erfordernissen, die die Ideenlehre nicht erfüllen konnte. Die idealen Zahlen stehen über den Ideen, sie sind die Vorbilder der Ideen, allerdings keineswegs in dem Sinne, in dem diese die spezifischen Vorbilder der wahrnehmbaren Wirklichkeiten sind, aber sie sind Vorbilder als Grundformen einer inneren Organisation sowohl jeder Idee als eines Systems von Ideen. Jede Idee ist in der Tat einfach, aber ihre Einheit enthält dennoch eine gewisse Mannigfaltigkeit, welche einer konstitutionellen Ordnung, d. h. einem Gesetz, unterworfen sein muß: jede Idee ist eine klar bestehende Relation. Denn jede Idee setzt Beziehungen zu anderen Ideen voraus. Sie bilden zusammen ein harmonisches System von klar bestehenden Relationen, sie sind eine organische und genau angeordnete Vielheit. Folglich ist für die Vielheit wieder eine Anordnung, d. h. es sind Gesetze erforderlich. Diese Gesetze sind im einen wie im anderen Falle Zahlen. Um die innere Struktur der Idee und mehr noch die reichere Anordnung eines Systems von Ideen zu erklären, bedarf es nicht besonders verschiedenartiger Grundformen, es genügt dazu die dekadische Reihe. Diese Reihe selbst läßt sich klar aus ihren Anfängen ableiten: die Eins und die Zweiheit aus dem Großen und dem Kleinen.

Gleich nach den idealen Zahlen kommen die idealen Figuren. Diese Art Geometrie kann, sagt Robin, ganz zu Anfang seltsam erscheinen, weil sie das Vorhandensein einer Ausdehnung voraussetzt in einer Welt, deren Spatialität nach der Definition vollkommen ausgeschlossen zu sein scheint. Aber die Figuren, um die es sich handelt, sind in Wirklichkeit nicht geometrische Figuren, die eine teilbare Ausdehnung enthalten, sondern unteilbare Figuren, qualitativ bestimmte Substanzen, und ihre Prinzipien sind nur eine Modifikation der Urprinzipien, die die Bildung der Reihe von idealen Zahlen selbst hervorgebracht hat. Diese Prinzipien sind die Direction pure et l'Intervalle (χώρα). Durch sie bilden sich die drei elementaren idealen Größen: die Linie, das Dreieck, der Körper. Sie sind die Urbilder jeder Einteilung in der Anordnung der Größe, wie die Zahlen die Urbilder jeder Relation im allgemeinen sind. Sie müssen betrachtet werden als „antérieures aux Idées". Denn wenn die Ideen ausgesprochene Relationen sind und universelle Grundformen der Relation voraussetzen, so sind sie auch spezifische Grundformen der Qualität. Es sind folglich besondere Urbilder der Organisation der Qualitäten notwendig. Die Eigenschaften der Elementarkörper sind auf geometrische Relationen, die der Oberflächen, zurückzuführen, folglich ist es, sagt der Autor, nicht verwunderlich, wenn Plato über den Ideen, aber unter den Zahlen ideale Größen gelten lassen wollte, die in bezug auf die Ideen das sind, was geometrische Größen in bezug auf die

[1]) Études de Philosophie ancienne et de Philosophie moderne.

[2]) Aristote et l'idéalisme platonicien.

[3]) La théorie platonicienne des idées et des nombres d'après Aristote, 1908 und La théorie platonicienne de l'amour, 1908.

Körper sind: die Grundformen der Anordnung der Qualitäten.

Mit Recht nennt Robin die Theorie der idealen Zahlen und Größen berechtigt bei einer Philosophie, die Rechenschaft ablegen will über die sinnlich wahrnehmbaren Dinge und ihre Teilnahme an spezifisch bestimmten Substanzen, und die andererseits „mathematischen Rücksichten" eine herrschende Stellung in der Organisation der Naturerscheinungen zuweist, und die schließlich als ihr grundlegendes Prinzip betrachtet: für jede Realität eine einfachere Realität als erklärendes Beispiel heranzuziehen. Folglich müssen über den qualitativen Grundformen, welche Ideen sind, andere qualitative Grundformen vorhanden sein, die die Fähigkeit besitzen, durch die auf die Ideen ausgeübte Wirkung über alle arithmetischen und geometrischen Relationen Rechenschaft zu geben, die wir bei den Dingen, welche an den Ideen teilhaben, bemerken.

Es ist ohne weiteres zuzugeben, daß durch diese Auffassung der idealen Zahlen und Größen die Ideenlehre keineswegs aus dem Platonismus schwindet. Wenn Robin sagt, daß es einen Platonismus der letzten Periode gibt, der uns durch die Dialoge zum Teil nicht bekannt wird, und den wir durch Aristoteles kennen lernen, so will er dies in einem ganz anderen Sinne aufgefaßt wissen, „als es einige Autoren getan haben. Ein aufmerksames und unparteiisches Studium der Darlegungen aus der Polemik des Aristoteles führt notwendig dahin, alle diejenigen Auslegungen zu verwerfen, die nach dem genialen Ausdruck von Th. Gomperz bezwecken, die Ideenlehre zu verflüchtigen". Vielmehr hat Plato auch in der Zeit, als er seine Philosophie in gewissem Sinne mathematisierte, als er sie durch pythagoreische Gedanken zu vervollständigen suchte, auch damals hat er jenes Mittel bewahrt, das ihm bereits dazu gedient hatte, die Lehren des Heraklit und der Eleaten zu versöhnen. Die Ideen blieben, was sie waren: „Universaux érigés en Substances, Formes en acte et indépendantes, à titre de Quiddités séparées". Nur über die Ausdehnung der Ideenwelt kann man im Zweifel sein, und es ist möglich, daß Aristoteles unter dem Einfluß gewisser sich vor seinen Augen in der platonischen Schule vollziehender Umgestaltungen die ursprüngliche Lehre des Meisters in einigen Kleinigkeiten verändert hat. Aber Robin hat Recht, wenn er sagt, hierauf komme im Grunde wenig an. Die Hauptsache ist: die Existenz von Ideen als Gesetzen im modernen Sinne des Wortes gehört dem platonischen System, so wie es uns Aristoteles lehrt, an, und das Aufgeben der Ideen oder die Vermischung der Ideen mit den Zahlen ist nach demselben Aristoteles der kennzeichnende Charakter der speusippischen und xenokratischen Philosophie.

Ganz folgerichtig im Sinne seiner Auffassung von der platonischen Idee behandelt Robin im zweiten Werke das Problem der platonischen Erotik. Das Schöne ist nicht „im eigentlichen Sine eine einzelne Idee" wie etwa die Idee des Ungeraden. Es ist vielmehr eine Idee, die eine universelle und grundlegende Beziehung aller Dinge ausdrückt, in der intelligiblen wie in der empirischen Welt; ja es läßt uns in der Liebe das höchste Prinzip des Seins überhaupt schauen. Es ist eine universelle Methode, die uns zu einem Gesichtspunkt erhebt, von dem wir alles beherrschen, was ist: die Welt der Ideen; ihr Abbild, die Weltseele; das sichtbare Universum; das System der Wissenschaften; das Leben der Seele und des Körpers. Zweitens: die Liebe selbst ist das Prinzip, die Gegensätze zu vereinigen. Sie ist der aktive Instinkt, der uns antreibt, das zu suchen, was uns fehlt, und über die Sterblichkeit hinauszugelangen. Sie ist die Liebe zur Ewigkeit selbst. Nichtsdestoweniger hat die Liebe ein praktisches Ziel. In dem Wunsche nach Unsterblichkeit sucht sie in der Schönheit etwas Dauerndes zu schaffen, Fortpflanzung der Geschlechter auf der niedersten Stufe; Kunstwerke oder Gesetze auf der höheren; Tugenden und Wissenschaften auf der höchsten Stufe. Das letzte Ziel der Liebe aber bleibt die Betrachtung der Idee. In der Idee des Schönen wird uns die Idee des Guten offenbar; und die „Erinnerung" an die Schönheit an sich, die wir in der Liebe erleben, ist die Erinnerung an das Leben der Seele unter den Ideen. Wenn wir sie richtig anzuwenden verstehen, so gibt sie uns das reine Sein wieder.

So ist die Liebe für Plato eine moralische und intellektuelle Methode, in der sich die bewegende und die erkenntnisfähige Kraft unserer Seele vereinigen. Sie ist eine Glücksmöglichkeit, die sich uns in der sinnlichen Natur selbst bietet, uns an das Übersinnliche zu knüpfen; eine Glücksmöglichkeit, die der Seele bleibt, um ihre Flügel zurückzugewin-

nen und ihre substantielle Natur wiederzufinden. Dies ist die Kraft der Liebe, wenn sie wirklich Liebe ist, d. h. nach Plato: wenn sie ausschließlich Tugend und Wissen zum Gegenstand hat.

Die platonische Erotik ist eine der bedeutsamsten Kundgebungen des synthetischen Geistes, der die Philosophie Platos beherrscht. Robin sagt selbst, daß die Lehre von der Weltseele und vom Mittleren andere Beispiele davon sind, und stellt damit das Problem, diese Synthesis einheitlich und als grundlegend für die Entwicklung Platos zu begreifen. Wer diesem Problem nachgeht, wird finden, daß sie tatsächlich von Anfang an das Ziel des Philosophen ist und in immer wachsender Klarheit von ihm herausgearbeitet wird, bis ihm im Timäus die ihn befriedigende Lösung gelungen ist.

Unter den in diesem Referat genannten Werken sind zwei, deren Verfasser eine Fortsetzung ihrer Platostudien in Aussicht stellen. Bertazzi hat durch das Erdbeben von Messina im Dezember 1908 die druckfertigen Manuskripte zu zwei Bänden seines Werkes verloren, an dessen Wiederherstellung der unermüdliche Forscher sofort gegangen ist. Und Robin, der in dem erstgenannten Werke Plato nur aus der Nachwirkung auf Aristoteles zu begreifen sucht, wird mit dem Versuche fortfahren, aus den antiken Traditionen den Sinn der Lehre Platos zu gewinnen, den die Dialoge nicht unmittelbar erschließen lassen.

Walter Pater hat einmal von Montaigne gesagt, dieser sei der typische Essayist, weil er der typische Platoniker oder Skeptiker war. An Bertazzi und Robin kann man sehen, wie falsch dies Wort ist. Der typische Platoniker ist weder das eine, noch das andere, sondern von beiden das Gegenteil; vor allem: er schreibt keine eleganten Essays, sondern großangelegte und ideenreiche Werke.

Berlin-Friedenau.

Oberlehrer Dr. Ernst Hoffmann.

Die Wirtschaftsverhältnisse Haitis und seine Handelsbeziehungen mit Deutschland.

Die Finanzverhältnisse Haitis interessieren auch das europäische Kapital; sind doch für die kleine Republik nicht ganz unbedeutende Mittel im Wege von Anleihen aufgebracht worden. Nach einer von der französischen Nationalbank der Republik Haiti herausgegebenen Schrift setzte sich die „äußere Schuld" Haitis im 1. Januar 1912 zusammen: aus der 5proz. Anleihe Domingue von 1875 = 12,691,160 Fr., der 6proz. Anleihe von 1896 = 41,594,500 Fr. und der 5proz. Anleihe von 1910 = 65 Millionen Francs. Von der „inneren und schwebenden" Schuld der Republik sollten nach dem Gesetze vom 5. November 1910 die 6proz. und 3proz. Konsols, die 6proz. provisorischen Anleihen, die Anleihe vom 10. Januar 1903 und die Blauen und die Rosa Schuldtitel getilgt werden. Zur Feststellung der inneren und der schwebenden Schuld war durch Gesetz vom 15. September 1911 eine Kommission eingesetzt worden, die jedoch ihren Bericht noch nicht erstattet hat.

Die innere Schuld setzte sich am 31. Dezember 1910 aus folgenden nach dem Gesetze von 1910 einzulösenden Posten zusammen: 1. 12proz. Konsols von 1900, umgewandelt in 6proz. Schuldverschreibungen von1905 = 3,869,885 amerikanische Dollar; 2. 6proz. Konsols von 1900, umgewandelt in 3proz. Schuldverschreibungen von 1905 = 1,349,793 Dollar; 3. 5proz. Blaue Titel, umgewandelt in 2½proz. Schuldverschreibungen von 1905 = 2,297,135 Dollar; 4. 5proz. Rosa Titel von 1900, umgeändert in 2½proz. Schuldverschreibungen von 1905 = 2,782,047 Dollar. Hierzu kommt weiter 5. eine Anleihe der provisorischen Regierungen von 1902 und 1905 in Höhe von 2,087,994 Dollar, die 1905 in 6proz. Schuldverschreibungen umgewandelt wurden, und schließlich die Anleihe von 1909 mit 242,186 Dollar sowie die Anleihe von 1910 mit 134,434 Dollar.

Zu den Staatsanleihen kommen noch die je 6proz. Anleihen vom August 1911 in Höhe von 2½ Millionen Gourdes und vom Januar 1912 im Betrage von 674,000 Dollar. Dagegen schuldet der Staat der Banque Nationale de la République d'Haiti auf Grund des Budgetabkommens nicht das geringste, da die Zolleinnahmen des Jahres 1912 einen Überschuß von 2,300,000 Fr. ergeben haben. Zur Beurteilung der Schuldenlast sei erwähnt, daß der katholische Klerus nach dem Bulletin religieux d'Haiti die Zahl der Einwohner auf 1,936,541, andere sie auf 2,500,000 schätzen.

Der Geldumlauf der Republik stellte sich am 31 September 1911 auf 7,893,772 Gourdes Papiergeld, 525,000 Gourdes Bronzemünzen, 7 Millionen Gourdes Nickelmünzen, zusammen 15,118,772 Gourdes und ungefähr 2,100,000 Dollar amerikanische Goldmünzen. Silbermünzen sind nicht mehr im Umlauf.

Die Zolleinnahmen betrugen im Fiskaljahre vom 1. Oktober 1910 bis 30. September 1911

3,376,845.94 amerikanische Dollar und 3,238,196.12 Gourdes, davon wurden in Port-au-Prince 787,071.01 amerikanische Dollar und 1,125,029.60 Gourdes vereinnahmt.

Die Ausfuhr Haitis betrug im Etatsjahr vom 1. Oktober 1910 bis 30. September 1911 nach einer von der Nationalbank der Republik Haiti für die Generalversammlung herausgegebenen Broschüre überhaupt (und aus Port-au-Prince allein) in Pfund, wenn nichts anderes angegeben ist: Kaffee 48,024,076 (6,540,370), Ausschußkaffee (triage) 3,079,803 (832,287), Kaffeeschalen 691,780, Kakao 3,228,350 (106,035), Baumwolle 4,198,227 (298,725), Baumwollsaat 8,058,080 (302,495), Kampecheholz 74,608,092 (2,442,870), Kampechewurzeln 589,000, Gelbholz 83,000, Mahagoniholz 20,044 Pfund, 29,184 Kubikfuß, Gayacholz 5,583,346 (655,540), Zedernholz 72,758, Gayacgummi 3892 (3642), Pita 1 Ballen, Apfelsinenschalen 462,725 (406), Rizinus 2888 (996), Kokosnuß 7546, Honig 190,148 (14,588) Gallonen, Wachs 100,971 (5038), Rindshäute 115,471 (1441), Ziegenhäute 230,163 (61,111), Schildpatt 455 (175), Kupfer 27,745 (10,908), Mais 14,880 (994), Hörner 9483 (7615), Zucker 88 (88), Erbsen 4921 (4538), Blei 344 (344), Pferdehaar 1581 (1153), Mahagonibretter 120 Fuß, Candelonholz 32,890 (15,060), Taveranholz 1096, Dame-Marieholz 424, Roucou (Orlean) 2604, Kautschuk 304, Zink 6294, Schwämme 1768.

Die Kaffeeausfuhr hat sich in den letzten Jahren entsprechend dem günstigen Ausfall der Kaffeeernten fortgesetzt gesteigert; nach Havre wurden 1908/09 113,953. 1909/10 168,616, 1910/11 186,028, 1911/12 237,037 Sack verschifft.

Zwischen dem Deutschen Reiche und Haiti ist vor einigen Jahren ein neuer Handelsvertrag abgeschlossen worden, der die beiderseitigen Handelsbeziehungen mit der Zeit wesentlich förden dürfte, da für eine Reihe von Waren Zollermäßigungen vereinbart worden sind.

Der Umfang des Außenhandels der überaus fruchtbaren Insel Haiti ist noch verhältnismäßig klein und könnte sich mit Hilfe geeigneter Mittel und Maßregeln leicht vervielfachen. Einige der benachbarten Inseln erzielen trotz geringerer Fruchtbarkeit bedeutend größere Erfolge. Vor allem wäre der Zufluß ausländischen Kapitals erforderlich. Schon vor geraumer Zeit hieß es, der deutsche Gesandte in Haiti habe an die Regierung von Haiti das Ersuchen gerichtet, ihn zu bevollmächtigen, das nötige Kapital aufzubringen, um in Port-au-Prince eine deutsche Bank zu gründen. Diese soll die französische Banque Nationale d'Haiti ersetzen. Die Regierung der Republik soll darauf geantwortet haben, sie werde den Vorschlag in ernste Erwägung ziehen. Der New York Herald bemerkte damals zu dem Projekt, nicht nur der deutsche Gesandte arbeite persönlich daran, sondern er werde dabei auch von dem Haitischen Gesandten in Berlin unterstützt. Das Blatt machte ferner darauf aufmerksam, daß ein Drittel der Aktien der französischen Bank sich im Besitz von New Yorker Bankiers befinde, und daß zwischen der Haitischen Regierung und der Banque Nationale seit langem Meinungsverschiedenheiten beständen. Die Regierung sage, sie könne mit der Bank nicht auskommen, während die Bank ihrerseits behaupte, sie habe alle ihre Verpflichtungen erfüllt. Neuerdings habe die Regierung der Bank das Privilegium, die Landessteuern einzuziehen, entzogen. Wenn eine deutsche Bank zustandekomme, die von der deutschen Regierung unterstützt werde, so würde die französische Bank sicher aus ihrer Stellung verdrängt werden. Dadurch würde der deutsche Einfluß in Haiti, der schon jetzt den ganzen Handel des Landes beherrsche, noch erheblich verstärkt werden. Die einzige Eisenbahn in Haiti sei schon in deutschen Händen und auch „der im großen Maßstabe betriebene blühende Schmuggel der Republik sei ein deutsches Monopol".

Was die Wirtschaftsverhältnisse Haitis im einzelnen angeht, so wird seit wenigen Jahren dem Baumwollanbau erhöhte Aufmerksamkeit zugewandt, was bereits zu einer allmählichen Zunahme der Ernte führte. Es steht aber zu erwarten, daß die Baumwollkultur sich in nicht zu ferner Zeit kräftig entwickeln wird, da sich große Gebiete Haitis zum Anbau der Baumwollstaude gut eignen. — Die Zuckergewinnung hat schrittweise an Bedeutung gewonnen. Für den inländischen Bedarf wird ein ziemlich heller, brauner Rohzucker hergestellt. Zeitweise ist es den Produzenten schwer gewesen, die Nachfrage nach diesem Zucker zu befriedigen, dessen Preis für das Pfund 8 amerikanischen Cents gleichkam, und der den Fabriken einen befriedigenden Verdienst ermöglicht. — Tabak wird seit Jahren in gleichbleibendem Umfange angebaut; wahrscheinlich werden sich die Pflanzungen erheblich ausdehnen, da bedeutende Bezirke Haitis einen hochwertigen Tabak hervorzubringen vermögen. — Die

Ausfuhr von Harthölzern erreicht von Jahr zu Jahr einen größeren Umfang, es gibt noch bedeutende Wälder mit wertvollen Hölzern, die der Ausbeutung harren. Allerdings werden große Kapitalien und erfahrene Unternehmer gebraucht, um die Schwierigkeiten in der Beförderung der Hölzer zu überwinden. Der weitere Ausbau der Eisenbahnen wird die Ausdehnung der Holzschlägerei und viele andere Unternehmungen wesentlich fördern.

Im Einfuhrhandel haben die Vereinigten Staaten von Amerika den größten Anteil an der Lieferung von Manufakturwaren; ferner liefern sie fast ausschließlich Kabeljau, gesalzenes Schweinefleisch, Rindfleisch, Mehl, Heringe, Kochbutter und Schmalz. Tafelbutter wird größtenteils aus Dänemark und Deutschland eingeführt; die Vereinigten Staaten lieferten Butter von wechselnder Güte, während die europäische Ware stets gleichmäßig war und deshalb vorgezogen wurde. In die Einfuhr von Käse teilen sich die Vereinigten Staaten mit Frankreich und Deutschland. Büchsenkonserven kommen meistens aus der Union; Frankreich und Deutschland liefern sie nur in beschränktem Maße, dagegen hauptsächlich Würste, Gänseleberpastete und andere teure Sachen.

In Haiti wird eine große Menge Waschseife hergestellt, wozu die Vereinigten Staaten die Rohmaterialien liefern; indessen wird noch viel Seife besserer Güte eingeführt und gut bezahlt: Frankreich führt die weiße Toilettenseife ein, aber auch die Union ist an ihrer Einfuhr beteiligt. Sattlerwaren und Wagen kommen bis jetzt fast allein aus den Vereinigten Staaten, die auch nach wie vor das meiste Schnittholz zu Bauzwecken einführen. Durchweg üblich sind amerikanische Wagen, und zwar sogenannte Surreys (Busses) und Buggies, und zwar werden Gefährte in mittleren Preislagen bevorzugt. Deutschland könnte wohl den Wettbewerb mit Amerika in Wagenlieferungen aufnehmen, zumal die Fracht für die Beförderung von Hamburg nach Haiti nur ungefähr 110 M. für Surreys und 80 M. für Buggies beträgt, also nur wenig höher sein würde als die Fracht New York—Haiti. Firmen, die sich besonders mit der Einfuhr von Wagen befassen, gibt es in Haiti nicht; solche werden vielmehr nur gelegentlich von Geschäftshäusern verschiedener Art und für den eigenen Gebrauch eingeführt.

In dem Handelsvertrage zwischen Deutschland und Haiti sind für folgende Waren deutschen Ursprungs: Strümpfe und Socken, Zündhölzer, Weißblechwaren, emaillierte Eisenwaren, Tauwerk, Bindfaden, Zement und feine Tonwaren bei der Einfuhr in Haiti Ermäßigungen der Gesamtzölle um 25 Prozent, für Bier von 33⅓ Prozent bewilligt worden. Außerdem werden Moselweine, die früher als Luxusweine verzollt wurden, seitdem wie Weißweine behandelt. Gleichzeitig ist der deutscherseits für Bauholz aus Haiti erhobene Zoll und der für Kaffee und Kakao erhobene Zuschlagszoll aufgehoben worden. Infolge dieser Erleichterungen haben sich die Handelsbeziehungen zwischen den beiden Ländern bereits merklich gehoben, aber sie sind noch einer wesentlichen Steigerung fähig.

Das Deutsche Museum in München.

Der Bau des Deutschen Museums auf der „Kohleninsel" („Museumsinsel") der Isar schreitet ebenso rüstig vorwärts, wie sich seine innere Ausgestaltung, Organisation und Reichtum von Tag zu Tag mehrt. Im Modellpavillon an der Ludwigsbrücke ist in einem Kasten das schlechte Erdmaterial, auf dem der Riesenbau fundiert werden mußte, zur Anschauung gebracht, wie es aus acht Bohrlöchern in den verschiedensten Tiefen von 15 m zutage gefördert wurde: in den obersten Schichten Humus, dann Kies, vielfach mit Holzteilen durchsetzt, und noch tiefer Letten und Flins. Der von den vier Bautrakten des Ausstellungsgebäudes umschlossene, für den Neubau der Maschinen- und Luftschiffahrtshallen bestimmte Hof mußte denn auch mit Eisenbetonpfählen förmlich gespickt werden, was derzeit so ziemlich vollendet ist. Schon hat auch unter Leitung des Oberarchitekten Gelius die Errichtung der 14, je 25 m hohen Strebepfeiler für den 3000 qm fassenden Raum begonnen; an der westlichen Hofseite erhebt sich die phantastisch gegliederte Holzkonstruktion für die Einfügung der Betonstücke. In dem nunmehr gedruckt vorliegenden „Vorstandsberichte 1912" ist nach dem vom Reichsrat Oskar v. Miller in der Ausschußsitzung vom 3. Okt. 1912 gegebenen Exposé die zukünftige lokale Einrichtung des neuen Museums klargelegt. Man ist jetzt auch an der kolossalen Arbeit der Herstellung der Detailpläne für die einzelnen Museumsgruppen zu leichter Orientierung der Besucher nach der obersten Richtlinie der historischen Entwicklung; es soll dem Auge allenthalben, auch mit Rücksicht auf den

Raum, ein harmonisches Ganze geboten werden. Tafeln von je 3 m Höhe und 8 m Länge sollen die Vorkenntnisse für instruktive Wanderungen in der betreffenden Gruppe vermitteln, was schon in Anbetracht des Umstandes, daß die neben den Schauobjekten führenden Wege insgesamt 10 km bei einer Höhen-Überwindung von ungefähr anderthalb der Höhe der Frauentürme betragen werden, unumgänglich nötig erscheint. Dem Bestreben, die reichen Sammlungen auch wirklich nutzbar für die Allgemeinheit zu machen, entsprang auch der Gedanke, „den reichen Inhalt des Museums, das als eine lebendige Geschichte menschlicher Arbeit mit ihrem Ringen und Dringen zu uns spricht, in zusammenfassenden, auf historische Dokumente gestützten Darlegungen dem eingehenden Studium noch weiter zu erschließen". Von dieser so geplanten „Sammlung von Lebensbeschreibungen und Urkunden zur Geschichte der Naturwissenschaften und der Technik" erschien jüngst als erster Band aus der bewährten Feder Walter von Dycks die Monographie „Georg von Reichenbach" (Selbstverlag des Deutschen Museums; mit 75 Kupferdruckbildern). Sinnig wurde gerade dieser Mann aus der Kindheit der Technik (1771—1836) für den Beginn dieser Veröffentlichungen gewählt, weil sein gesamter Nachlaß an Briefen, Konzepten, Tagebüchern, Werkzeichnungen usw. sich im Besitz des Museums befindet. Daß auch bereits ernsthaft erwogen wird, den Umkreis des Museumbaues in Einklang mit dessen gigantischen Formen und seinem idealen Ziele zu bringen, erweist ein am 15. März im Gemeindekollegium angenommener Beschluß, „es mögen am rechten Isararme jene Veränderungen vorgenommen werden, die geeignet sind, dem Deutschen Museum eine würdige Umgebung zu schaffen". Wahrscheinlich wird dort ein Wasser-Sportplatz Raum finden.

Der Schatz der Objekte des Museums wächst von Tag zu Tag. Es ist an dieser Stelle nur möglich, von den vielen Zuwendungen aus jüngster Zeit das Wichtigste hervorzuheben. Die Gruppe „Luftschiffahrt", die einzige der Gegenwart, die ein erschöpfendes Bild dieses neuen Zweigs der technischen Wissenschaften bildet, wurde mit dem Modell des 1911/12 von der Siemens-Schuckert-Luftschiffahrt-A.-G. hergestellten unstarren lenkbaren Luftschiffs, das im Durchschnitt 72 km in der Stunde zurücklegt, bereichert (Geschenk der Firma). Die Gruppe „Tunnelbau" hat in dem Modell des Ausschnitts der Gotthardbahn bei Wasen im Maßstabe 1:1000, gestiftet von Oberst Huber-Werdmüller in Zürich und Ingenieur Sulzer-Imhoff in Winterthur, ein kostbares Glanzstück erhalten. Dorf Wasen ist von der großen Schleifenanlage der Bahn aus dreimal sichtbar, von unten, aus gleicher Höhe und von oben. Das Wechselpanorama entsteht dadurch, daß die Strecke dort vermittels der im Berginnern befindlichen fast kreisförmigen Tunnels bei 3000 m Tallänge auf die Höhe von 256 m gebracht wird. — Die „Optik" wurde durch zwei Ultra-Mikroskope, Geschenke von Zeiß in Jena, bereichert. — Die Abteilung „Metallbearbeitung und Hüttenwesen" erhielt als Zuwachs, gestiftet von den erzeugenden Firmen: von der A.-G. Lauchhammer in Köln das Gußstück eines Eichenbäumchens, an dem die kleinsten Details der Natur durch eine eigens erfundene Kombination von Naturguß und Wachsschmelze ausgeprägt erscheinen; von Krupp in Essen die Darstellung eines Geschützbohrverfahrens, das lange ein Geheimnis des Hauses Krupp gewesen ist, sowie das Modell des größten existierenden Steinbrechers, sog. Blakequetsche; von Geh. Rat Eberhardt in Düsseldorf eine Relief-Kopierfräsermaschine; von Gebrüder Böhringer in Göppingen eine amerikanische Leitspindel-Schnelldrehbank; von H. J. Hannover, dem Direktor der Technischen Hochschule in Kopenhagen, eine Anzahl von porös gemachten Metallstücken, an welchen Produkten er eine von ihm vor kurzem gemachte Erfindung darstellt; von der Maschinenbau-Anstalt Humboldt in Köln-Kalk einen Steinbrecher und das Modell eines Kühlwagens. — Die Gruppe „Wasserkraftmaschinen" erhielt von J. M. Voith in Heidenheim an der Brenz das Modell der am Niagarafall zur Gewinnung elektrischer Kraft von der Firma eingebauten großen Turbinen im Maßstab 1 : 10. Amerikanische Firmen hatten es nicht gewagt, solche Turbinen unter Garantie des angegebenen Nutzeffekts zu liefern. Das Modell veranschaulicht eine Zwillings-Spiralturbine mit einer Leistung von 12,000 Pferdekräften. — Unter den neuen Objekten der Gruppe „Schiffbau" sind die augenfälligsten: das Modell des Riesendampfers „Vaterland", der vor einigen Wochen in Anwesenheit des Prinzen Rupprecht vom Stapel lief, Geschenk der Werft Blohm & Voß in Hamburg, ferner ein „Elektrischer Ruderlenker", wie solche vor etwa 15 Jahren zuerst in russische Kriegsschiffe eingebaut wurden, Geschenk von Siemens-Schuckert (Berlin). Der Appa-

rat besteht aus einem Stellwerk, das durch Kabel mit einem am Ruder angebrachten Motor verbunden ist. Das Stellwerk kann an den verschiedensten Orten, so am Panzerturm, an der Kommandobrücke sich befinden und durch den die Manövrierung leitenden Offizier bedient werden, indem er einen Hebel an einer Skala nach der durch Kommandoworte bezeichneten Stelle rückt. Dem einzigen damit versehenen Kriegsschiff der Russen, „Isymrud", das an der Schlacht von Tschusima teilnahm, gelang es zu entkommen.

So zeigt sich in der stetig wachsenden Fülle von Zuwendungen seitens der Großindustrie an das Institut am glänzendsten der Anteil, der dem nationalen Werke zugewendet wird, „der großartigsten Leistung, die das deutsche Volk", wie Staatssekretär Delbrück am 25. Januar d. J. in der Budget-Kommission des Reichstages betonte, „in der letzten Zeit geschaffen hat." Damals setzte der Sprecher durch, daß als Beitrag für das Deutsche Museum 400,000 M. eingesetzt wurden, um 50,000 M. mehr als vordem. Und auch sonst erfuhren die Beitragsleistungen von Städten, Korporationen und Privaten in letzter Zeit namhafte Erhöhungen; so beschloß die Stadt Hamburg, heuer 5000 M. statt 3000 M. von früher als Jahreszuschuß zu steuern. Insbesondere bezeugt aber die rapide Mehrung des Kapitals der Stipendien für unbemittelte Besucher des Museums aus der Ferne und die massenhafte Bewerbung um solche, daß das unter dem Protektorat Sr. K. Hoheit des Prinzregenten Ludwig von Bayern kräftig erblühende „Deutsche Museum" nicht nur als Sammlung wertvoller Objekte der Naturwissenschaften und Technik, sondern auch als Erziehungsstätte des ganzen Volkes eine hohe Aufgabe zu erfüllen berufen ist.

München. Prof. Dr. Karl Fuchs.

*

In der englischen Gesellschaft für biblische Archäologie sprach vor einiger Zeit der ausgezeichnete englische Assyriologe L. W. King vom Britischen Museum über einige unpublizierte Felseninschriften in Türkisch-Kurdistan. Es handelt sich um eine Reihe Felsinschriften und Skulpturen auf dem Judi Dagh, östlich vom oberen Tigrislauf, die King auf seinem Weg von Persien nach dem Schwarzen Meer besucht hatte. Die Inschriften rühren von dem assyrischen König Sanherib her, von dem King erst vor zwei Jahren die berühmte, für die Topographie von Ninive und den Kampf Sanheribs mit Hettitern, Kilikiern und mit diesen verbündeten Ioniern so bedeutsame Tontafel veröffentlicht hatte. Ganz im Gegensatz zu den Felsinschriften aus ganz Westasien, dem Hettitergebiet, der Umgebung des Wan-Sees und aus Persien sind diese Inschriften Sanheribs abgelegen von jedem bewohnten Zentrum oder von einer Karawanenstraße angebracht. Sie sind geradezu verborgen, so hoch wie möglich auf dem Berge; denn es war eine feindliche Gegend, unerreichbar für die assyrische Kontrolle, in der Sanherib einen erfolgreichen Feldzug in dieser Region zwischen 698 und 695 vor Chr. auf den Felsen zum Gedächtnis verewigte. Seine Vorsicht wurde auch von Erfolg belohnt, denn den Unbilden von Feinden sind sie wohl entgangen, wenn auch nicht denen der Witterung. — Ebenso blieben eine Anzahl mit Inschriften und Skulpturen bedeckter Felsplatten zu Bavian, mehr südlich, erhalten. Sie zeigen in einigen Beziehungen große Ähnlichkeit mit der Arbeit auf dem Judi Dagh. Die Bavian-Platten sind auf einer steilen Klippe in einem natürlichen Wasserlauf in den Felsen geschnitten. Sie wurden nicht mehr besucht, seitdem einstmals Sir Henry Layard Abklatsche der Inschriften gemacht hatte. Als King an den Felsen herumkletterte, um eine neue Ausgabe der Texte zu machen, fand er auf einem Absatz der Klippe Reste eines ganzen Packets von Abklatschpapier, das Sir Henry Layard vor mehr als einem halben Jahrhundert vergessen hatte. — Die neuen Texte sind, wie das „Athenaeum" mitgeteilt hat, von großer geographischer Wichtigkeit; sie beweisen, daß der Berg Nipur der assyrischen Inschriften in der Tat der Judi Dagh ist und nicht in Kappadokien liegt. Sie geben auch Sicherheit für die Placierung einer Anzahl von Städten, deren Eroberung die Inschriften erzählen. Die Reliefs sind die konventionellen Darstellungen aus dieser Zeit. M.

Internationale Monatsschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Max Cornicelius, Berlin, Zimmerstr. 36

Bezugspreis bei sämtlichen Postanstalten in Deutschland vierteljährlich 3 Mark; bei direktem Bezuge durch Streifband in den Ländern des Weltpostverkehrs 4 Mark. Einzelnummern kosten 1 Mark.

7. Jahrgang, Nr. 10
Juli 1913

Insertionspreis für die zweigespaltene Nonpareillezeile 50 Pf. — Inseraten-Annahme bei den Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. in Berlin und den größeren Städten Deutschlands u. der Schweiz

Für die Redaktion verantwortlich: Wilhelm Paszkowski, Berlin.

Verlag von August Scherl in Berlin SW. 68, Zimmerstraße Nr. 36-41.

Machtpolitik und Regierungsverfassung.

Von

Otto Hintze.

II.

In der Entwicklung der Regierungs- und Verwaltungseinrichtungen während des 19. Jahrhunderts und bis zur Gegenwart tritt kein Zug in so charakteristischer Schärfe hervor wie die allmählich fortschreitende Demokratisierung der Institutionen; und es lohnt sich wohl, den Ursprung dieser Bewegung und die Bedingungen, die hemmend oder fördernd auf sie eingewirkt haben, etwas näher ins Auge zu fassen; es werden sich auch dabei wieder bedeutsame Beziehungen zwischen Machtpolitik und Regierungsverfassung herausstellen.

Der Plan einer demokratischen Staatsverfassung tritt in der neuen Staatengeschichte zum ersten Mal in epochemachender Weise hervor in der großen englischen Revolution des 17. Jahrhunderts, und zwar in dem Programm, das nun aus den Kreisen des Cromwellschen Heeres hervorging und bekannt ist unter dem Namen Agreement of the people. In einer von der historischen englischen Parlamentsverfassung sehr abweichenden Weise wird hier eine Volksvertretung gefordert, die auf dem allgemeinen gleichen Wahlrecht beruht; ein Ausschuß derselben unter dem Namen Staatsrat führt die Regierung. Der Gedanke der Volkssouveränität liegt zugrunde, und es wird auch schon gefordert, daß in gewissen Fällen nicht die Vertretung des Volkes, sondern das Volk selbst unmittelbar seinen Willen aussprechen solle, nämlich, so weit es sich nicht um die gewöhnliche Gesetzgebung, sondern um die Grundgesetze des Staates handelt. In der Literatur waren ja solche demokratische Staatsideale schon früher vertreten worden; namentlich das epochemachende Buch des Emdener Ratssyndikus Althusius über den Staat, das zu Anfang des 16. Jahrhunderts geschrieben wurde, machte die Idee der Volkssouveränität zur Grundlage der ganzen Konstruktion des staatsrechtlichen Lehrgebäudes. Aber der erste praktische Versuch, in großen Verhältnissen diese Ideen zu verwirklichen, gehört der puritanischen Revolution an und ist vornehmlich den Bestrebungen einer engeren Gruppe in der independentistischen Armee zuzuschreiben, die man als levellers (Gleichmacher) zu be-

zeichnen pflegte, und deren Führer John Lilburne war. Der Ursprung dieser Ideen und Bestrebungen ist ja klar: Es sind zwei Wurzeln, aus denen sie erwachsen sind: die eine ist die naturrechtliche Auffassung des Staates, die an das Beispiel der antiken Stadtrepubliken und an die Theorien von Aristoteles oder Cicero anknüpfte; die andere hängt mit dem Geiste der Reformation zusammen, allerdings nicht mit dem Geiste der staatskirchlichen Organisationen, sondern mit dem Geiste der freien Sekten, und sie besteht in der Übertragung des reformierten Gemeindeprinzips mit seiner Autonomie und dem Grundsatz der Gleichheit der Gläubigen vor Gott auf die Verfassung des Staates. Der Einfluß dieser letzteren Anschauung war unter den independentistischen Puritanern des Cromwellschen Heeres besonders stark entwickelt; in diesen Kreisen wollte man ja vor allem die Beherrschung der Kirche durch die Staatsgewalt beseitigen und die freien Gemeinden ganz auf sich stellen; und dieses Prinzip der Gleichheit und Selbständigkeit, das das kirchliche Leben charakterisierte, sollte nun auch die Grundlage des Staatslebens werden.

Aber dieses Ideal einer demokratischen Staatsverfassung, also eines im wesentlichen auf genossenschaftlicher Grundlage beruhenden Gemeinwesens, hat sich in der englischen Republik nicht verwirklichen lassen, und die Ursache dafür liegt in den auswärtigen Verhältnissen, in den Kämpfen mit Schottland und Irland, die zu der militärischen Diktatur Cromwells und zur Herstellung eines größeren britischen Staatswesens führten, das sich nur durch eine militärische Gewaltherrschaft zusammenhalten und organisieren ließ. Die Republik umfaßte ja außer England auch Schottland und Irland; sie hat den Versuch gemacht, diese drei Reiche in einen Einheitsstaat zusammenzuzwängen. Das war ja eine Idee gewesen, die schon den Stuarts vorgeschwebt hatte und die mit ihren absolutistischen Bestrebungen in einem inneren Zusammenhange stand. Es ist ein Seitenstück zu dem, was auf dem Kontinent die Großstaatsgründer wie Richelieu und der Große Kurfürst getan haben. England für sich allein war ja bereits seit der normännischen Eroberung ein festgefügter Einheitsstaat; hier bedurfte es einer strafferen Zusammenfassung nicht. Aber England war doch immerhin einem Staate wie Frankreich gegenüber nur klein; es hatte etwa den dreifachen Umfang eines Territoriums wie die Normandie. Die engere Vereinigung von England und Schottland war daher von jeher ein politisches Ziel der Stuarts gewesen, schon so lange wie die Personalunion beider Länder bestand; und an der Eroberung Irlands hatte sich England ja immer wieder von Zeit zu Zeit versucht. Wäre es den Stuarts gelungen, die engere Vereinigung der drei Reiche auf Grund der königlichen Prärogative durchzuführen, so würde das zweifellos zum Absolutismus geführt haben; darum sträubte man sich in England wie in Schottland und natürlich namentlich auch in Irland dagegen; und der Versuch Karls I., wenigstens in der Kirchenverfassung ein einheitliches Regiment in England und Schottland zu begründen, hat zu der Revolution von 164[illegible] geführt. Nachdem aber das Königtum beseitigt war, nahm Cromwell, der ja überhaupt eine starke und erfolgreiche Machtpolitik betrieben hat, die Unionsbestrebungen wieder auf und führte si[e] erfolgreich durch in der Form der vereinigten Republik der drei Reiche. Diese Politik war aber nur möglich durch eine militärische Diktatur, di[e]

nahe an den Absolutismus ſtreifte und nicht nur das demokratische Staatsideal verfälschte, sondern auch den Widerſtand der an den altenglischen Einrichtungen des Parlaments und der Selbſtverwaltung hängenden Bevölkerung hervorrief. Die Fortsetzung des diktatorischen Regiments, wie es Cromwell begründet hatte, würde in England zu ähnlichen militärisch-bureaukratischen Einrichtungen geführt haben, wie in den kontinentalen Staaten, und dagegen lehnte sich eben der an Selbſtregierung gewöhnte Geiſt der Engländer auf. Die Reſtauration von 1660 zerriß den Cromwellschen Einheitsſtaat und ſtellte die Selbſtändigkeit und die abgesonderte Verfassung und Verwaltung in England, Schottland und Irland wieder her; sie beseitigte die Militärdiktatur, aber sie schnitt auch die Möglichkeit zu einer Verwirklichung jener demokratischen Ideen der levellers vollends ab und ſtellte auch Parlament und lokale Selbſtverwaltung samt dem Königtum und der Kirchenverfassung in den alten Formen wieder her.

Aber die moralisch-politische Energie, die hinter jenen Versuchen der Puritaner zur Aufrichtung einer rein demokratischen Staatsordnung geſtanden hatte, iſt doch nicht resultatlos verpufft. Die puritanischen Pilgerväter, die 1620 auf der »Mayflower« nach Amerika hinüberfuhren, haben auch ihre demokratischen Ideen und den Willen zu ihrer Verwirklichung mitgenommen; und auf dem jungfräulichen Boden der neuen Welt fand sich kein Hindernis, das die Ausgeſtaltung ihrer Pläne unmöglich gemacht hätte. In den Puritanerkolonien Neu-Englands setzte sich das demokratische Prinzip, ebenso wie das der Trennung von Staat und Kirche, zwar noch nicht sofort mit allen Konsequenzen durch, aber doch soweit, daß ihre volle Verwirklichung mit der Zeit erreicht werden konnte. Gerade die Abwesenheit großer machtpolitischer Kämpfe machte die Entfaltung der neuen Staatsordnung möglich, die sich dann auch in dem Unabhängigkeitskampfe gegen England bewährte. In diesem Kampfe zeigte sich zum erſten Mal das hohe Maß von defensiver Kraft, das einem genossenschaftlich organisierten Gemeinwesen eigen iſt. Bis auf die Fechtweise erſtreckte sich die Wirkung dieses Prinzips. Während die englischen Soldtruppen noch nach dem alten schwerfälligen Syſtem der Lineartaktik fochten, haben die Amerikaner, die ihren Bürgermilizen eine freiere Bewegung geſtatten konnten, hier schon mit Tirailleurschwärmen angegriffen. Der Unabhängigkeitskrieg hat die verschiedenen Kolonien zu einem föderativen Zusammenschluß gezwungen, der später im Frieden, wo der Zwang des militärischen Kommandos aufhörte, sich als zu locker erwies; es bedurfte einer zweiten unblutigen Revolution, die von einsichtigen Patrioten durchgesetzt wurde, um den lockeren Staatenbund in einen feſten Bundesſtaat zu verwandeln auf Grund der Verfassung von 1787. Es war eine politische Notwendigkeit, wenn der Bund nicht mehr auseinanderfallen sollte; er wäre sonſt nicht imſtande gewesen, die Erfüllung seiner völkerrechtlichen Verpflichtungen zu gewährleiſten, wie die Bezahlung der Kriegsschulden und die Einhaltung der geschlossenen Handelsverträge. Die Notwendigkeiten, die aus dem Zusammenleben mit anderen Staaten trotz der geflissentlichen Absonderung Amerikas entsprangen, haben also das junge Staatswesen zu einer feſteren Ordnung und zu einem höheren Maße von Einheit gezwungen, als sie ursprünglich den demokratischen Neigungen der Begründer entsprach.

Von Amerika haben dann die demokratischen und republikanischen Grundsätze hinüber gewirkt auf das revolutionäre Frankreich. Aulard hat in seinem Buche über die französische Revolution die allmähliche Entwicklung dieser Tendenzen und ihre Zurückdrängung durch das bonapartiſtische Kaisertum bis in die feinſten Schattierungen hinein verfolgt und dargeſtellt. Ihre Verwirklichung iſt ja auch hier zunächſt nicht vollſtändig gelungen. Die Ursache dafür liegt wiederum, wie einſt in England, in der Störung des Verfassungswerks durch machtpolitische Kämpfe. Die Einmischung der monarchischen Mächte Europas in die inneren Verhältnisse des revolutionären Frankreich veranlaßte jene lange Reihe von Kriegen, in denen die französische Republik, die jetzt ebenfalls eine ungeahnte militärische Schlagkraft bewies, weit entfernt, sich auf die Verteidigung zu beschränken, vielmehr die Ausdehnungs- und Machtpolitik der Epoche Ludwigs XIV. wieder aufnahm, die dann durch Napoleon zu dem Streben nach einer wahren Weltherrschaft geſteigert worden iſt. In noch viel größerem Maßſtabe wiederholte sich damals die typische Erscheinung, die wir in der englischen Revolution unter Cromwell wahrgenommen haben. Die machtpolitischen Anſtrengungen und Erfolge führen zu einer Militärdiktatur, die eine reine Ausgeſtaltung der demokratischen Prinzipien unmöglich macht und schließlich ein monarchisches Regierungssyſtem an die Stelle des republikanischen setzt. Der Cäsarismus, wie man dieses Regierungssyſtem Napoleons wohl genannt hat, verleugnet seinen doppelten Ursprung nicht: er iſt einerseits ein Resultat großartigſter machtpolitischer Kämpfe und Erfolge, und er hat andererseits, wenigſtens im Prinzip, wenn auch zum Teil nur scheinbar, die Ergebnisse der demokratischen Umwälzung beibehalten, namentlich auf dem sozialen Gebiet. Über einer demokratisch nivellierten Gesellschaft erhebt sich ein allmächtiger monarchischer Wille, der sich auf die militärische Macht ſtützt und gleichsam eine Fortsetzung und Steigerung des aufgeklärten Absolutismus darſtellt, der in Frankreich nie recht zur Entwicklung gelangt war, nur ohne den Nimbus und die Traditionen der Legitimität. Die Reaktion gegen dieses absolutiſtische Regiment führt dann nach dem Sturze Napoleons, also wiederum infolge eines machtpolitischen Umschwungs, zu der Reſtauration, die anfänglich noch, ebenso wie der Bonapartismus, die sozialen Errungenschaften der Revolution gewährleiſtet, schließlich aber einen andern Kurs einschlägt und in der Julirevolution zusammenbricht, weil sie geradezu eine Wiederherſtellung des ancien régime anſtrebt, das jetzt doch der überwältigenden Mehrheit der maßgebenden Kreise als ein überwundener Standpunkt erschien. Das Julikönigtum kehrt zu dem Gedanken der Volkssouveränität zurück und richtet ein parlamentarisches Regiment ein, das sich aber ausschließlich in den Händen der Bourgeoisie befindet und einen exklusiv-plutokratischen Charakter trägt. Der Widerſtand der Machthaber gegen eine Erweiterung des Wahlrechts führt dann zu der Februarrevolution von 1848, die das allgemeine gleiche Wahlrecht durchsetzt, aber zugleich die monarchische Verfassung beseitigt, ſtatt sie zu reformieren, und den Kampf der bürgerlichen und der sozialen Demokratie eröffnet. Dieser Kampf endet zwar mit dem Siege der bürgerlichen Partei, aber er bringt eine derartige Beunruhigung in die öffentlichen Verhältnisse, daß man die Rettung der

Geſellſchaft ſchließlich nur in der Herſtellung des zweiten bonapartiſtiſchen Kaiſerreichs finden zu können glaubt. Dieſes zweite Kaiſerreich bedeutet wieder eine Ära machtpolitiſcher Experimente, deren letztes und gewagteſtes, der deutſch-franzöſiſche Krieg, zur Kriſis führt. Nach der Entſcheidung von Sedan ſtürzt es raſch und ruhmlos zuſammen, und nun endlich verwirklichen ſich nach einer proviſoriſchen Regierung, die wiederum die militäriſche Widerſtandskraft des Volkes bis zum äußerſten anzuſpannen verſteht, die alten revolutionären Ideen der Demokratie und der Republik, um zu einer anſcheinend dauernden Geltung zu gelangen. Frankreich hat in den letzten 40 Jahren bewieſen, daß es möglich iſt, was viele Politiker gerade auch bei uns immer ſtark bezweifelt haben, eine europäiſche Großmacht in der Form einer demokratiſchen Republik nach parlamentariſchem Syſtem ſo zu regieren, daß nicht nur Ordnung und Wohlfahrt dabei gedeiht, ſondern auch die militäriſche Kraft bis aufs äußerſte angeſpannt und eine im ganzen recht erfolgreiche Politik betrieben wird, die die politiſche Geltung des Staates vollkommen auf der alten Höhe erhalten hat. Dieſe Erſcheinung iſt möglich geweſen, weil ſich das franzöſiſche Volk in ſeiner Geſamtheit, abgeſehen von einigen diſſentierenden politiſchen Gruppen, mit der Überzeugung durchdrungen hat, daß eine ſtarke militäriſche Rüſtung und eine feſte bürgerliche Ordnung für die Macht und die Wohlfahrt der Nation unentbehrliche Dinge ſind. Mag die Bevölkerungsbewegung zum Stillſtand gekommen ſein, mag der Unternehmungsgeiſt und die induſtrielle Leiſtungsfähigkeit hinter d e r anderer Staaten zurückſtehen, mag der ſchnelle Wechſel der Miniſterien eine nervöſe Unruhe des politiſchen Lebens bekunden, die etwas Ungeſundes hat — ſo viel ſteht trotzdem feſt, daß dieſes demokratiſch-republikaniſche Regierungsſyſtem die nationale Solidarität der Bevölkerung, ihr Intereſſe am Staat, ihre Hingabe und Opferwilligkeit für die nationale Sache, ihre kriegeriſche Bereitſchaft und Leiſtungsfähigkeit nicht vermindert, ſondern erheblich verſtärkt hat. Schon 1870 begann eigentlich die Hauptſchwierigkeit des Krieges erſt nach Sedan, als das Kaiſertum geſtürzt war und nun Gambetta immer neue Armeen aus der Erde zu ſtampfen verſtand; in einem künftigen Kriege wird es vielleicht möglich ſein, die regulären Heere der Republik zu ſchlagen, aber es iſt ein Problem, wie ein Land bewältigt werden kann, in welchem jeder Bürger und Bauer ſich in einen Franctireur verwandeln wird und eine von hoch geſteigertem Nationalgeiſt erfüllte Bevölkerung nicht nur die regulären Heere immer wieder ergänzen, ſondern auch einen beſtändigen Kleinkrieg organiſieren wird. Es iſt doch eine große Sache darum, wenn Staat und Volk Begriffe ſind, die ſich decken.

Das iſt bisher bei uns in Deutſchland nicht in demſelben Maße der Fall wie in Frankreich oder England oder in Amerika, und damit hängt die viel beklagte ſchwache Entwicklung des deutſchen Nationalgefühls zuſammen. Dieſer in der Tat beklagenswerte Übelſtand iſt aber nicht, wie man häufig meint, kurzerhand durch patriotiſches Ermahnen oder Schelten abzuſtellen, denn er wurzelt ſehr tief in unſerer politiſchen Vergangenheit und auch in unſerer gegenwärtigen Verfaſſung. Der Gang unſerer Staatsbildung iſt eben ein ganz anderer geweſen als in Frankreich oder England; er hat bei uns zu einer Zerſplitterung geführt, welche die

Spielart eines dynaſtiſch-partikulariſtiſchen Patriotismus in Preußen, Sachsen, Würtemberg, Bayern usw. hervorgebracht hat und auch durch die Reichsgründung keineswegs völlig überwunden worden iſt.

Und in den einzelnen Staaten iſt das dynaſtiſche, monarchiſche Prinzip weit ſtärker entwickelt als das volkstümliche, demokratiſche, das ja hier von vornherein der ſtarken Unterlage einer großen, geschloſſenen Nation entbehren mußte. Es hat ja auch bei uns nicht an bemerkenswerten Verſuchen gefehlt, das verkümmerte genoſſenſchaftliche Prinzip in der Staatsbildung, die Idee eines Gemeinweſens zu Kraft und Geltung zu bringen, ganz beſonders auch in Preußen. Die Erinnerung an die Zeit vor hundert Jahren hat uns den erſten dieſer Verſuche heute wieder ganz beſonders lebendig gemacht. Der preußiſche Staat war 1806 nach der Schlacht bei Jena ſo raſch und vollſtändig zuſammengebrochen, weil er ganz allein auf das herrſchaftliche, monarchiſche Prinzip konſtruiert war, und weil dieſes in dem Zuſammenſtoß mit Frankreich verſagte. Kaum jemals iſt in der neueren Geſchichte ein Staat in dem Maße eine künſtliche Schöpfung ſeiner Herrſcher geweſen wie der preußiſche. In den Landſchaften, aus denen er ſich zuſammenſetzte, hatte früher ein ziemlich ſtarkes ſtändiſches Leben beſtanden; aber der neue Großſtaat, der durch die Machtpolitik der Hohenzollern ſeit dem Großen Kurfürſten geſchaffen worden war, hatte dieſes ſtändiſche Leben in den Provinzen entweder unterdrückt oder bis zur Bedeutungsloſigkeit abgeſchwächt und es mit den Inſtitutionen des neuen Militär- und Beamtenſtaats derart überbaut, daß den ſtändiſchen Inſtitutionen die Lebensluft entzogen wurde. Auch die Städte hatten die allerdings vielfach mißbrauchte Selbſtändigkeit ihrer lokalen Verwaltung ſo gut wie ganz verloren. Dieſer Staat war kein Organismus mit eigenen inneren Lebenskräften, ſondern eine Maſchine, die nur durch das Schwungrad des monarchiſchen Willens in Tätigkeit geſetzt wurde, die aber ſtillſtand oder in Unordnung geriet, ſobald eine kräftige, zielbewußte Leitung von oben verſagte. Und dieſer Staat ſtieß nun 1806 mit der von Napoleon geführten franzöſiſchen Macht zuſammen, die ſich durch die Revolution verjüngt und geſtärkt hatte. Die Verſchiedenartigkeit der Regierungsſyſteme hüben und drüben zeigte ſich auch jetzt wieder in den Methoden der Kriegführung. Es war nicht blos Napoleons Genie, mit dem ſich die ſchlecht geführte preußiſche Armee zu meſſen hatte, ſondern es trat hier ein neues Syſtem der Strategie und Taktik, das auf dem Staats- und Heerweſen der Revolution beruhte, dem alten friderizianiſchen gegenüber, das aus den Lebensbedingungen geworbener Söldnerheere entſtanden war. Napoleon wandte das Syſtem der Verpflegung durch Requiſition an; er brauchte die maſſenhafte Deſertion nicht zu fürchten, die in den alten Heeren dies Verpflegungsſyſtem verbot und ſie an die ſchwerfällige Magazinverpflegung band. Er konnte daher viel ſchneller operieren als die Gegner. Er richtete ſein Augenmerk darauf, die feindliche Armee zu vernichten, während das alte Syſtem mehr darauf ausging, Terrain zu gewinnen und den Feind zu ermatten. Er wandte in der Schlacht Schützenſchwärme und Sturmkolonnen an, während die Preußen bei Jena und Auerſtedt noch nach dem Syſtem der alten Taktik in langen, geſchloſſenen Linien vorrückten, die dem Gegner ein vor-

treffliches Ziel für eine vernichtende Feuerwirkung boten. So war schon die erſte Schlachtentscheidung durch den verschiedenartigen Geiſt im Staats- und Heerwesen, der hüben und drüben herrschte, bedingt und vorausbeſtimmt; und der weitere Verlauf der Ereignisse zeigte dann vollends die Unhaltbarkeit des alten preußischen Syſtems, so ſtarke und gesunde Elemente auch darin enthalten sein mochten. Die Reformen, die nach 1807 vorgenommen wurden, gingen natürlich alle von dem Beſtreben aus, den Staat so umzugeſtalten, daß er die verlorene Macht und Selbſtändigkeit wiedergewinnen konnte. Als das Hauptmoment dabei aber erschien eine volkstümliche Fundamentierung des Staatsgebäudes. Hardenberg, der das Heil darin suchte, daß man vom Feinde lernen müsse, empfahl in seiner großen Rigaer Denkschrift von 1807 Reformen nach dem Muſter der französischen Revolution und des napoleonischen Regierungssyſtems; er hat ihre Quintessenz selbſt in die Worte gefaßt: Demokratische Inſtitutionen unter einer monarchischen Regierung. Stein, dem das Beispiel Englands vor Augen schwebte und daneben das, was er die altdeutsche Verfassung nannte, d. h. ein Gemeinwesen ohne Absolutismus, Militarismus und Bürokratie, betonte vor allem immer wieder den Punkt, daß es darauf ankomme, das Interesse der Bürger am Staat zu wecken und zu ſtärken und den politischen Gemeingeiſt zum Fundament des Neubaues zu machen. Die Voraussetzung dafür war die Befreiung der Bauern aus der Erbuntertänigkeit, die, wie Schön es in Steins politischem Teſtament ausgedrückt hat, den unerschütterlichen Pfeiler jedes Thrones, den Willen freier Menschen, gründen sollte. Der erſte bedeutende Schritt zum Ziele war die Städteordnung, die den Geiſt der Selbſtverwaltung lebendig machen und als Schule für die Tätigkeit der Staatsbürger in den öffentlichen Angelegenheiten dienen sollte. Steins Ziel war eine repräsentative Staatsverfassung, wie sie der König auch später, im Mai 1815, als es zum zweitenmal gegen Frankreich ging, offenbar als Ansporn zu nochmaligen kriegerischen Leiſtungen, seinem Volke durch eine besondere Proklamation in Aussicht geſtellt hat. Die Reformen gipfelten in der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, die eine völlige Umwandlung des Geiſtes der Armee zur Voraussetzung hatte, und in der Schöpfung einer Landwehr, die als Miliz neben das ſtehende Heer treten und von den Kreisſtänden ausgerüſtet werden sollte. Nach dem Willen ihrer Begründer, Scharnhorſt und Boyen, sollte sie vom ſtehenden Heer getrennt bleiben und nicht wie die Linie allein als Inſtrument der monarchischen Regierung, sondern auch als eine Inſtitution des Landes erscheinen und einen volkstümlichen Geiſt bewahren. Alle diese Reformen treffen zusammen in dem Beſtreben, das genossenschaftliche Organisationsprinzip im Staate zu beleben und zu ſtärken, als Gegenpol des bisher ganz einseitig wirksam gewesenen herrschaftlichen Prinzips. Man wollte dadurch die Widerſtandskraft des Staates heben und die Möglichkeit herbeiführen, alle Kräfte für den Befreiungskampf aufzubieten. In dem Aufruf vom 17. März 1813 wurde das preußische Volk zum erſten Mal mit diesem Namen angeredet und die Preußen zugleich als Deutsche bezeichnet. Sie wurden aufgefordert, für das Vaterland und den König zu kämpfen. Die Opferwilligkeit und die gewaltigen Leiſtungen gerade der Preußen in dem Befreiungskampfe haben

dann gezeigt, wie gewaltig die militärisch-politische Wirkung dieser inneren Umwandlung war; aber zu einem stetigen Fortschritt auf dieser Bahn ist es nicht gekommen. Wir wissen heute, was Treitschke noch bestreiten konnte, daß auch nach dem Kampfe bedeutsame Bestrebungen im Volke darauf gerichtet waren, das öffentliche Leben im Geiste des Befreiungskampfes, im Sinne eines national-deutschen Gemeinwesens umzugestalten. In den unklaren und schwärmerischen Idealen der Burschenschaft steckte ein sehr gesunder Kern von vaterländischem Gemeinsinn, der es wohl verdient hätte, für die nationale Erziehung der heranwachsenden Generationen fruchtbar gemacht zu werden. In den Listen der Berliner Burschenschaft, die 1819 aufgehoben wurde, finden sich einige Namen von charakteristischem Klange, die beweisen, wie wenig radikal damals diese Bewegung war. Ihr gehörten unter anderen an ein Herr von Caprivi, der Vater des späteren Reichskanzlers, ein Graf von Posadowsky, der Vater des späteren Staatssekretärs, ein Herr von Wangenheim, der Vater des bekannten Führers des Bundes der Landwirte. Und auch in den Kreisen der leitenden Personen, bei Männern wie Gneisenau, der wohl beim König als Jakobiner verdächtigt wurde, und wie Boyen, der die als staatsgefährlich denunzierte Einrichtung der allgemeinen Wehrpflicht gegen die Reaktion verteidigte und den volkstümlichen Charakter der Landwehr aufrecht zu erhalten suchte, war etwas von dem Geiste, der die Jugend beseelte. Es wäre damals in der kritischen Zeit vor den Karlsbader Beschlüssen 1819 für Preußen vielleicht möglich gewesen, wenn es auf der Bahn der Reformen fortschritt und sich zu einem modernen Verfassungsstaat mit nationaldeutschen Tendenzen umwandelte, moralische Eroberungen in Deutschland zu machen und im Gegensatz zu Österreich eine Reform des Deutschen Bundes im Sinne eines Bundesstaates unter preußischer Führung in die Wege zu leiten. Aber dazu hätte der Wille und die Kraft gehört, unter Umständen Österreich die Spitze zu bieten und den Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland schon damals zu wagen; und dazu fühlte sich Preußen nach den gewaltigen Anstrengungen der Befreiungskriege nicht mehr stark genug. Es hatte vielmehr ein politisches Anlehnungsbedürfnis an Österreich, und diese Tendenz seiner äußeren Politik brachte es auch in der inneren dahin, daß es sich von Metternich ins Schlepptau nehmen ließ und dem reaktionären Kurs folgte, der im großen und ganzen bis 1848 gedauert hat. Für Österreich war diese reaktionäre Politik ein Gebot der Selbsterhaltung. Denn die konstitutionellen und die damit verbundenen nationalen Bestrebungen drohten den Staatsverband zu sprengen, der die Völker Österreichs noch gleichsam wie im Schlummer zusammenhielt. Preußen aber gab, indem es diesem reaktionären Kurs folgte, die moralisch-politischen Errungenschaften preis, die der heroische Patriotismus von 1813 für Preußen und Deutschland gewonnen hatte. Die revolutionäre Bewegung von 1848 trat schon viel radikaler auf als die Bestrebungen, die in den Demagogenverfolgungen unterdrückt worden waren; hier spielten schon die von Frankreich herüberwirkenden demokratischen und republikanischen Ideen eine Rolle, wenn auch im ganzen die monarchisch-konstitutionelle Tendenz überwog. Die Verfassung, die Preußen damals erhielt, befriedigte weder den König und die Konservativen noch die Demokraten. Die Forderung des allge-

meinen gleichen Wahlrechts wurde nicht erfüllt; ſtatt dessen trat unter Anwendung des Notverordnungsparagraphen das Dreiklassenwahlrecht ein, das damals freilich noch nicht so plutokratisch wirkte wie heute; die Hauptsache aber war, daß Friedrich Wilhelm IV. der Einführung des parlamentarischen Regierungssyſtems einen leidenschaftlichen und erfolgreichen Widerſtand entgegengesetzt hat. Ihm war es vor allem darum zu tun, das monarchische Prinzip aufrecht zu erhalten, das in seiner Auffassung eine sakrale Weihe besaß; und namentlich das Heer wollte er unbedingt als ein ausschließliches Werkzeug der monarchischen Gewalt in der Hand behalten. Es war der Inſtinkt der Macht, der dabei wirksam war: aber mehr nur in der Form einer Hohenzollernschen Haus- und Staatstradition als in Verbindung mit dem Willen und der Fähigkeit, nun auch eine entschlossene Machtpolitik zu treiben. Die Gelegenheit dazu iſt auch diesmal wieder versäumt worden. Die preußische Verfassungsfrage hing eng zusammen mit der deutschen; und die maßgebende Partei in dem Frankfurter Parlament wollte das preußische Erbkaisertum und den kleindeutschen Bundesſtaat mit feſter Einheit, wenn es sein mußte, unter Ausschluß Öſterreichs. Das Verfassungswerk, das man in der Paulskirche 1849 zuſtande gebracht hatte, beruhte auf der Idee eines volkstümlichen Gemeinwesens, das sich wohl mit der Macht des preußischen Königstums zu einer lebensſtarken Einheit hätte verschmelzen lassen. Es iſt gescheitert, weil Friedrich Wilhelm IV. die ihm angebotene Kaiserkrone zurückwies; und das Hauptmotiv dafür war bei ihm das legitimiſtische Prinzip und die inſtinktive Abneigung vor einer Krone, die er einer revolutionären Volksbewegung verdankt hätte; im Hintergrunde freilich lag die Gefahr eines Konflikts mit Öſterreich. Dieser Konflikt war aber auch bei der monarchischen Unionsbewegung nicht zu vermeiden, die Friedrich Wilhelm IV. dann, von Radowitz inspiriert, einleitete; und da die Konjunkturen der auswärtigen Politik, in die ja auch die dänische Frage mit hineinspielte, Rußland damals auf die Seite Öſterreichs brachte, so mußte Preußen in der deutschen Frage wie überhaupt jenen unrühmlichen Rückzug antreten, der durch die Punktation von Olmütz bezeichnet wird; und diese Wendung der auswärtigen Politik wirkte verhängnisvoll auf das Regierungssyſtem im Innern zurück, indem nun die gemäßigt-liberalen Parteien, die bisher eine Stütze des preußischen Miniſteriums gewesen waren, dem Miniſterpräsidenten Manteuffel aus Verdruß über diesen Mißerfolg die Gefolgschaft kündigten, so daß nun erſt jenes reaktionäre Regiment eintrat, das bis zu der neuen Ära von 1859 gedauert hat. Die Liberalen hatten nicht ganz unrecht, wenn sie in dieser Zeit von einem konservativen Parteiregiment sprachen, obwohl sich Manteuffel keineswegs ganz und gar mit den konservativen Parteitendenzen in Übereinſtimmung befand. Der liberale Anschein der neuen Ära verschwand, als der Kampf um die neue Militärvorlage begann, die durch die Erfahrungen der Mobilmachung von 1859 hervorgerufen worden war. Durch den Einfluß von Roon wurde das Miniſterium wieder bald konservativ, und der Eintritt Bismarcks 1861 eröffnete den mehrjährigen Verfassungskonflikt über die Militärfrage, in der sich das monarchische Regierungssyſtem endgültig befeſtigte. Die Heeresreform von 1860 iſt ja die Voraussetzung

für die großartige und erfolgreiche Machtpolitik der Bismarckschen Ära geworden, und es iſt kein Zweifel, daß Bismarck selbſt sie von Anfang an in diesem Sinne aufgefaßt hat. Der liberalen Opposition aber, die der preußischen Regierung seit Olmütz keine ſtarke und kühne Politik mehr zutraute und überhaupt geneigt war, eine Großmachtpolitik für Preußen als einen überwundenen Standpunkt anzusehen, erschien die Verſtärkung des monarchischen Heeres nur als ein Mittel zur Verschärfung der Reaktion; und in der Tat ging ja der letzte Reſt des volkstümlichen, milizartigen Charakters der Landwehr bei dieser Reform verloren. Linie und Landwehr waren nun vollends ganz im gleichen Geiſte einer rein monarchischen Disziplin organisiert; und wenn die Regierungsvorlage auch verkündete, daß es keineswegs die Absicht sei, mit den Traditionen einer großen Zeit zu brechen, so faßte es die Opposition doch in diesem Sinne auf, und sie hatte nicht ganz unrecht darin; denn in der Tat wurde jetzt in dem preußischen Regierungssyſtem wieder mehr der rein herrschaftliche Geiſt der friderizianischen Epoche maßgebend als der genossenschaftliche, volkstümliche der Reformzeit.

Es iſt eine der merkwürdigſten Wendungen in unserer Geschichte, daß gerade derjenige Staatsmann, der diesen altpreußischen Geiſt in der schärfſten Tonart vertrat, der es wagte und dem es gelang, die deutsche Frage mit Blut und Eisen zu lösen — daß eben Bismarck es gewesen iſt, der das demokratische Prinzip des allgemeinen, gleichen, direkten Wahlrechts in die norddeutsche Bundesverfassung eingefügt hat. Wir wissen heute, daß er das nicht aus Vorliebe für dieses Wahlsyſtem selbſt getan hat, sondern aus Erwägungen heraus, die mit dem diplomatischen Gewebe seiner Machtpolitik zusammenhingen. Er wollte die drohende Einmischung Napoleons verhüten und wollte in der Lage sein, ihm mit einer allgemeinen Erhebung des deutschen Volkes, mit der Entfesselung des furor teutonicus zu drohen; er brauchte auch weiterhin noch die liberale öffentliche Meinung für seine Politik. Darum mußte er ihr in diesen Kreisen Anklang und Kredit zu verschaffen suchen, indem er das populärſte der Schlagworte aus der Zeit des Frankfurter Parlaments, das allgemeine, gleiche, direkte Wahlrecht, auf die Fahne der preußischen Regierung schrieb. Er glaubte freilich, daß bei dem monarchischen Sinn des Landvolkes, namentlich in den öſtlichen Provinzen, die Gefahr einer demokratischen Majorität im Reichstag sehr unwahrscheinlich sei; die Regierungsvorlage hatte außerdem auch die öffentliche Wahl im Auge, bei der soziale und politische Abhängigkeiten aller Art nach dem oft falsch zitierten Wort von Bismarck als »gottgewollte Realitäten« sich geltend machen konnten; die geheime Wahl iſt erſt durch einen fortschrittlichen Antrag, sehr wider Willen Bismarcks, in die Vorlage hineingebracht worden. Immerhin aber war damit gleichsam der Sauerteig in die neue Reichsverfassung getan worden, der den alten monarchischen Geiſt demokratisch durchsäuerte. Die Reichsgründung hat ja sonſt durchaus einen dynaſtischen, nicht einen demokratischen Zug; es iſt dabei anders hergegangen als in dem schicksalsverwandten Italien, wo eine nationale Revolution den auf die Herſtellung der Einheit gerichteten Beſtrebungen Sardiniens zu Hilfe kam und, unter Beseitigung der Partikularsouveränetäten, den Einheitsſtaat auf demokratischer Grundlage herſtellte,

womit denn zugleich auch eine parlamentarische Regierungsweise gegeben war. Bei uns ist weder Preußen noch irgendein anderer Bundesstaat in Deutschland aufgegangen; das Reich ist doch etwas wesentlich anderes geworden als ein verlängertes Preußen, und die Hoffnung und Erwartung, der z. B. Treitschke Ausdruck gegeben hat, daß es sich ganz von selbst in der Richtung zum Einheitsstaat entwickeln werde, ist trügerisch gewesen; wir erleben im Gegenteil, daß der föderative Charakter noch immer stärker betont wird. Es ist in dieser Richtung in Deutschland anders als in Amerika, wo der Bundesstaat wirklich allmählich in den Einheitsstaat, wenn auch mit starker Dezentralisation der Verfassung, überzugehen scheint, und wo die Bezeichnung »Union« von republikanischen Staatsmännern und Gelehrten schon heute gern in diesem Sinne gedeutet wird. Hier bildet eben das amerikanische Volk, dem die Souveränetät zukommt, und aus dem das Staatsoberhaupt hervorgeht, eine viel festere und einheitlichere Grundlage des Gesamtstaates, als in unserem Reiche das deutsche Volk, das zwar den Reichstag wählt, aber auf die Bundesregierungen keinen verfassungsmäßigen und auch kaum einen tatsächlichen Einfluß besitzt. Der Schwerpunkt der Einheit liegt bei uns mehr in Kaiser und Kanzler als im Reichstag; und damit ist im Reich wie in den Bundesstaaten ein entschiedenes Übergewicht des herrschaftlichen Organisationsprinzips über das genossenschaftliche gegeben, wie es unserer ganzen Geschichte entspricht, in der die monarchische Führung ja unendlich viel mehr bedeutet als die volkstümlichen Regungen. Damit hängt aber auch zusammen, daß der Staat bei uns noch immer mehr wie eine von oben her auferlegte Ordnung erscheint, als wie ein auf natürlichem Wachstum oder freiem Volkswillen beruhendes Gemeinwesen. Treitschke hat in seiner Politik den Staat folgendermaßen definiert: Der Staat ist das als unabhängige Macht rechtlich geeinte Volk. Ich glaube nicht, daß diese Definition auf Deutschland und Preußen ebenso zutrifft wie auf England und Amerika oder Frankreich und Italien. Überall dort wird die Gleichsetzung von Staat und Volk als berechtigt anerkannt werden müssen; aber bei uns trifft sie ebenso wenig zu wie etwa in Österreich oder Rußland. Es kommt dabei nicht auf die Proklamierung des Grundsatzes der Volkssouveränetät an, der im Grunde ein ebenso schiefer Ausdruck für die Staatssouveränetät ist, wie das Prinzip der fürstlichen Souveränetät; England hat diesen Grundsatz nicht proklamiert, und doch ist es in ganz anderem Sinne ein sich selbst regierendes Gemeinwesen als Preußen oder das Deutsche Reich. Auch das parlamentarische Regierungssystem ist nicht an sich entscheidend dafür; denn in Amerika ist es verfassungsmäßig ausgeschlossen; immerhin aber wird sich in einem monarchischen Staat die Idee des Gemeinwesens auf diesem Wege noch am leichtesten verwirklichen lassen, und weite Kreise nicht bloß liberaler Politiker haben ja immer wieder dieses System auch für uns empfohlen. Erwägt man aber die Möglichkeit seiner Einführung, so zeigen sich doch große Schwierigkeiten. Bei der heutigen Reichsverfassung würde es kaum möglich sein, die parlamentarische Regierungsweise anzuwenden, ohne den föderativen Charakter des Reiches anzutasten; daher denn auch die Parteien, welche parlamentarische Regierungsweise fordern, in der Regel zugleich für verantwortliche Reichsministerien und für einen mehr

unitarischen Charakter der Reichsverfassung einzutreten pflegen. Das Haupthindernis aber im Reiche wie in Preußen liegt in der ungesunden Entwicklung unseres Parteiwesens, die ein Symptom einer tiefliegenden Entwicklungskrankheit unseres Volkskörpers iſt. Die Ursache dieser Krankheit — das lehrt die hiſtorische Betrachtung — beſteht in dem einseitigen Übergewicht, welches das herrschaftliche Organisationsprinzip im Reich wie in den Einzelſtaaten bisher ausgeübt hat, und in der schwachen Entwicklung der Idee eines volkstümlichen, von nationaler Solidarität erfüllten Gemeinwesens. Die ſtarke Ausdehnung und die giftige Staatsfeindschaft der sozialdemokratischen Partei zeigt diese symptomatische Bedeutung am klarſten und eindringlichſten. Es iſt oft die Frage aufgeworfen worden, woher es komme, daß gerade wir von allen Ländern der Welt die ſtärkſte und ſtaatsfeindlichſte Sozialdemokratie haben. Die Antwort liegt meiner Ansicht nach auf der Hand. Es iſt in der Hauptsache eine Wirkung der Einseitigkeit des herrschaftlichen Organisationsprinzips in unserem Staatswesen, mit anderen Worten des ſtraffen, aber auch ſtarren Syſtems unseres monarchischen Militär- und Beamtenſtaats. Der natürliche Drang zur Betätigung eines genossenschaftlichen Geiſtes im öffentlichen Leben, der in keiner Volksgemeinschaft fehlt, iſt dadurch in ungesunder Weise zurückgeſtaut worden und hat sich nun Bahn gebrochen durch die Gründung und Ausbreitung einer Partei, welche die Grundlagen der beſtehenden Staats- und Gesellschaftsordnung zu untergraben droht. Das sozialiſtische Moment in der Sozialdemokratie iſt es nicht eigentlich, was ihr bei uns den ſtarken und gefährlichen Charakter gibt, sondern mehr das politische. Unsere sozialen Zuſtände sind ziemlich gesund; die Lage unserer arbeitenden Klassen iſt nicht schlechter, sondern eher besser als in anderen Ländern; und wenn darüber geklagt wird, daß es dem Arbeiter bei uns schwerer werde als anderswo, auf der sozialen Rangleiter emporzuſteigen, so hängt das auch mehr mit den ſtarren Einrichtungen unseres Beamtenſtaates, unserer Schul- und Unterrichtsverwaltung, unserem Berechtigungswesen usw. zusammen, als mit den Verhältnissen der Induſtrie und Volkswirtschaft. In einem Lande wie Amerika, wo die soziale Fürsorge, die bei uns so ſtark ausgebildet iſt, faſt gänzlich fehlt, gibt es keine namhafte sozialdemokratische Partei, weil hier das öffentliche Leben so vom genossenschaftlichen, demokratischen Geiſte durchtränkt iſt, daß ein politischer Grund für die Ausdehnung einer solchen Partei nicht vorhanden iſt, und weil der Arbeiter die Möglichkeit hat, durch Glück und Tüchtigkeit vorwärts und emporzukommen. Ähnliche Momente bedingen auch die schwächere Entwicklung der sozialdemokratischen Partei in England und das viel geringere Maß ihrer Staatsfeindschaft in Frankreich.

Aber nicht nur die sozialdemokratische Partei, sondern auch die anderen Parteien zeigen die Spuren einer ungesunden Entwicklung unseres öffentlichen Lebens. Es iſt geradezu ein politischer Übelſtand in unserem Staatswesen, daß es nicht zur Entwicklung einer ſtarken kompakten liberalen Partei gekommen iſt. Das liegt in der Hauptsache daran, daß die Liberalen kaum je auf längere Zeit einen maßgebenden Einfluß auf die Regierung ausgeübt haben; Parteien aber, die nur in der Opposition bleiben, verkümmern. Der alten preußischen Fortschrittspartei kann auch der Vor-

wurf nicht erspart bleiben, daß sie für die Machtpolitik nie ein rechtes Verständnis besessen hat. Überhaupt trägt unser Parteileben die deutlichen Zeichen der äußeren und inneren Zerklüftung unserer Nation. Selbst in Preußen, das äußerlich einen ziemlich durchgebildeten Einheitsstaat darstellt, ist der Unterschied zwischen Osten und Westen im Parteileben sehr bedeutend. Die konservative Partei gehört in der Hauptsache den ostelbischen Provinzen an; die Nationalliberalen könnte man als die Freikonservativen des Westens bezeichnen; in der Zentrumspartei verbindet sich der westdeutsche Gegensatz gegen das alte Preußentum mit der Opposition des Katholizismus gegen die protestantischen Grundlagen des Staates. Mit unseren zahlreichen, zersplitterten und durch himmelweite Gegensätze getrennten Parteien läßt sich ein parlamentarisches Regiment überhaupt nicht führen. Aber würde nicht die Möglichkeit, zur Regierung zu gelangen, und die Verantwortlichkeit, die mit der Regierung verbunden wäre, das Wesen der Parteien selbst und ihre Gruppierung ganz wesentlich verändern? Es ist gewiß nicht zu bezweifeln, daß es kein besseres Erziehungsmittel für das Parteiwesen geben würde als den Zwang zur Selbstzucht, der in der Einführung parlamentarischer Regierungsweise liegen würde. Vielleicht würde sogar die Sozialdemokratie ihr Programm revidieren und einen modus vivendi mit der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung suchen. Aber wer will sagen, ob das wirklich geschieht? Und was wäre gebessert, wenn etwa nur die konservativ-klerikale und die konservativ-nationalliberale Gruppe in der Regierung abwechselten, Fortschritt und Sozialdemokratie aber in beständiger Opposition blieben? Und vor allem: wer möchte die Verantwortung übernehmen, bei dem jetzigen Zustande der Parteien und bei dem jetzigen Zustande der europäischen Lage ein solches Parteiregiment einzuführen? An und für sich würde ja die Selbstregierung, die in dem parlamentarischen Prinzip liegt, keineswegs eine Schwächung der nationalen Wehrkraft und Politik bedeuten; das sehen wir an Frankreich. Wenn unser Volk und seine Vertretung im Reichstag in seiner überwältigenden Mehrheit so stark wie dort von den patriotischen Notwendigkeiten durchdrungen wäre, so würde die Einführung der parlamentarischen Selbstregierung vielleicht sogar eine Stärkung der politischen Macht bedeuten. Aber wer würde angesichts der Haltung unserer Sozialdemokratie, um von anderen Parteien zu schweigen, behaupten, daß wir so weit seien oder bald so weit gelangen könnten? Auf der anderen Seite aber darf man sich auch nicht darüber täuschen, daß das heutige System der Regierung über den Parteien nicht die Verwirklichung eines Ideals, sondern nur ein Notbehelf ist. Eine monarchische Selbstregierung im Stile Friedrichs des Großen ist heute ein Ding der Unmöglichkeit, und das Wort Bismarcks behält seine Geltung, daß der Monarch gut tue, sich möglichst wenig ohne die ministeriellen Bekleidungsstücke in der politischen Öffentlichkeit zu zeigen. Das Regierungssystem, das wir heute haben, ist durch Bismarck geschaffen und durch fast 30 Jahre hindurch befestigt worden; aber es hat heute unter seinen Nachfolgern eine etwas andere Färbung angenommen. Bismarck verstand zu führen, und seine gewaltige Persönlichkeit, mit dem Nimbus unerhörter politischer Erfolge umgeben, gedeckt durch ein ganz zuverlässiges und unerschütterliches Verhältnis zu seinem kaiserlichen Herrn, übte wenigstens

in großen Momenten einen magischen Zauber aus, der die Parteien ebenso durch die Wucht nationaler Ethik wie durch diplomatische Künste zu zwingen verstand. Die Nachfolger des großen Kanzlers, die weder dieselbe Autorität noch dieselbe Festigkeit der Stellung besitzen, sind vielmehr darauf angewiesen, beständig Handelsgeschäfte mit den Parteien zu machen und sich von ihnen schieben zu lassen, statt sie zu führen. Der Einfluß der Parteien fehlt auch bei dem heutigen System nicht; nur geht er häufig versteckte Wege und ist dann um so gefährlicher, als er die Verantwortlichkeit vor der Welt nicht zu scheuen braucht. Es läßt sich nicht leugnen, daß unter diesen Umständen unser öffentliches Leben in eine gewisse Stockung geraten ist, daß ihm der große Zug und der lebendige Fluß im großen und ganzen fehlt. Es ist ein innerer Zustand, der dem seit Jahrzehnten wachsenden militärisch-politischen Druck an unseren Grenzen entspricht. Vielleicht bedarf es erst der Sprengung dieses drückenden Ringes, den die heutige Weltlage um uns geschmiedet hat, um unserem öffentlichen Leben die freiere Bewegung zu ermöglichen, der sich andere Völker erfreuen. Inzwischen wird die Weltpolitik mit ihren wirtschaftlichen Folgeerscheinungen dafür sorgen, daß der Schwerpunkt unseres öffentlichen Lebens immer mehr von der agrarischen auf die industrialistische Seite hinüberrückt, wodurch auch die Faktoren gestärkt werden, von denen die fortschreitende Demokratisierung der Staaten abhängt.

Winckelmann und die kanonische Auffassung der antiken Kunst.

Von

Richard Hamann.

Ohne Mühe würde es möglich sein, eine fast vollständige Entwicklung der neueren Kunst, einschließlich des Mittelalters, an der Hand des Verhältnisses jeweiliger Kunstepochen zur antiken Kunst zu geben. Auch unsere neueste moderne Kunst ist in ihrem Gegensatz zur jüngsten Vergangenheit der Kunst durch ein ganz neues Verhältnis zur Antike charakterisiert. In den Zeiten des Naturalismus und Impressionismus von den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts bis zur Jahrhundertwende war die Antike nur das Schreckgespenst alles Akademischen. Das Vornehme, Edle, Formvolle, das man in dem antiken Ideal verkörpert fand, widersprach dem sozialistischen Zug der naturalistischen Kunst. Man wollte Ausdruck, malerisches Leben, aber nicht Haltung und starre Form. Manch derbes Künstlerwort wurde damals gesprochen, um auszudrücken, was Klinger in seinem Christus im Olymp in idealer Weise symbolisieren wollte, den Sieg der Psyche über die körperliche Schönheit, des christlichen Ideals über die Antike.

Heute ist mit einer neuen Formenkunst auch deutlich ein anderes Verhältnis zur Antike zu spüren. Hildebrand, der Klassizist, ist der führende Meister in der jungen Bildhauergene-

ration geworden, und in Tat und Wort sind er und seine Anhänger bemüht, den Impressionismus zu überwinden. Stärker noch kommt dem modernen Bedürfnis jene Kunst entgegen, die wie die Maiols in Frankreich mit einem leisen Zug archaischer Strenge die Rückkehr zur Kunst idealer Körperlichkeit begleitet. Überall häufen sich die Zeichen, daß auch im Leben die antike *καλοκαγαθία,* Körperschönheit als ethischer Wert, der Aristokratismus vornehmer Haltung, vorbildlich zu werden beginnt, und es ist nur die Notwendigkeit geschichtlicher Entwicklung, daß diese Reform des Körperideals nach den impressionistischen Sinnesräuschen zunächst mit dem Tanz beginnt. In der Malerei aber werden Feuerbach und H. v. Marées, zu dessen Lobe Meier-Gräfe nichts Höheres anzuführen vermag als das Antikische seiner Gestalten, die gültigen Vorbilder, und Hodlers reine Zeichnung nakter Gestalten, das Gleichmaß und die strenge Rhythmik seiner Kompositionen gelten für das Ziel der neuesten Kunst. Man würde sich nicht wundern, wenn plötzlich ein neuer Winckelmann erstände und die Rückkehr zur Antike mit bewegten Worten predigte. Jedenfalls die große Frage: Wie stehen wir zur Antike, was kann sie uns als Führerin sein? tritt unmittelbar an uns heran, und eine andere Frage gewinnt damit Bedeutung: was ist sie früheren Zeiten gewesen, was haben diese durch Nachahmung der Antike gewonnen? Vor allem aber, wie ist das Verhältnis von Kunstproduktion und Kunsttheorie gewesen, wenn jene bewußte Rückkehr zu antiken Idealen einen starken literarischen Ausdruck gewann wie in Winckelmanns Werken?

Und da ergibt sich mit unzweifelhafter Gewißheit, daß, je bewußter die Zeiten sich der Antike zu nähern suchten, und je dringlicher der literarische Weckruf erschallte, um so stärker sich die Zeit vom antiken Ideale entfernte oder eine verderbte Antike oder antikisch stillose Kunst schuf, daß dagegen die Zeiten, in denen eher ein bewußter Gegensatz gegen antike Körperschönheit und Körperkultur bestand, d. h. die Zeiten höchster christlicher Kunst, im Mittelalter und im Barock, in ihrer Kunstauffassung sich der echten Antike ohne theoretische Voreingenommenheit näherten und Werke nicht nur verwandten Stiles, sondern oft auch gleicher Qualität zu schaffen vermochten.

Das gilt in erster Linie vom Mittelalter. Wenn irgend eine Zeit, so ist diese bislang immer als der Gegensatz zu allem Heidnischen, Weltlichen, Antiken empfunden worden, und sie selber hat diesen Gegensatz des Christentums gegen das Heidentum der Antike mit aller Kraft betont. Die Entwicklung der mittelalterlichen Kunst aber geht ihre eigenen Wege, um, auf der Höhe angelangt, einen Aspekt zu zeigen, der dem der klassischen Antike überraschend ähnlich ist. Denn wenn wir von antiker Kunst als vorbildlicher Kunst sprechen, dann meinen wir doch jene echt hellenische Kunst, deren Ideal die schöne Körperlichkeit ist, die Harmonie oder der rhythmisch entfaltete Schwung in der äußeren Form, wie in der von innen heraus vollzogenen Haltung und Bewegung. Wir wissen heute, daß sich die Antike selber von diesem Ideal in der spätantiken, hellenistischen wie römischen Kunst entfernte und eigentümlich modernen, unantiken, gleichsam naturalistischen und impressionistischen Darstellungen eines malerischen Stiles verfiel. Unter der Antike als Ideal aber verstehen wir immer jene griechische

Kunſt der edlen Körperkultur, zu ihr sehen wir mit scheuer Bewunderung auf, die spätantike Kultur dagegen, den malerischen Stil verſtehen wir durch unsere Kunſt, hier fühlen wir uns in unserem Bereich und setzen von uns aus einen Maßſtab. Allmählich aber beginnt sich auch die Einsicht durchzuringen, daß jene Statuen der gotischen Dome von Naumburg, Reims, Amiens nicht durch die den Körper verzehrende Spiritualität, nicht durch die weltabgewandte Seelenhaftigkeit jene Würde und Vornehmheit erhalten haben, durch die sie uns heute wie die ganze mittelalterliche Kunſt als Repräsentanten eines hohen Stiles erscheinen. Wie sie durch den Adel ihrer Haltung, das Statuarische ihres Gebarens sich der Statik und Dynamik einer ganz auf Ausdruck körperlicher Funktion ausgehenden Architektur anpassen, das iſt dasselbe Gesetz, das in den Metopen und Giebelfüllungen der griechischen Tempel waltete. Neuerdings (u. a. von Vöge und dem Verfasser) iſt darauf hingewiesen, daß alle jene rhythmischen Beziehungen der Glieder des Körpers einer griechischen Statue, durch die ein Stehen, Sitzen oder Liegen so harmonisch wird, in den gotischen Plaſtiken im Verlauf der Faltenzüge und ihrem gegenseitigen Verhältnis zu einander ein Gegenbild findet.

Für die Selbständigkeit dieses Stiles, seine absolute Unabhängigkeit von der Antike spricht vor allem die Art, wie er sich entwickelt hat. Denn wohl lagen antike Überreste, besonders in Frankreich, dem Lande der Gotik, überall am Wege. Altchristliche Sarkophage, Elfenbeine übernahmen die Fortführung und örtliche Verbreitung der antiken Tradition. Aber man übersehe nicht: alles das waren Reste der späten, naturaliſtischen oder den hohen griechischen Stil selber nur nachahmenden und verderbenden Antike. Wie hat man zuweilen den Einfluß dieser antiken Reſte überschätzt! Nicht durch sie, sondern trotz ihrer hat sich die romanische Kunſt entwickelt und vermöge eigener Kraft die späten, mürben und naturaliſtischen Elemente der römischen Kunſt zu einem ſtreng ornamentalen, gebundenen und hieratischen Stil umgebildet. Und nicht nur, daß dieser ſtrenge archaische Stil zu dem freien, klassischen der Gotik sich entwickelt, sondern als das Erbe der reifen, mürben antiken Welt tritt eine Kunſt auf, die den Grundlagen der antiken Kunſt, den ägyptischen, assyrischen und frühgriechischen Schöpfungen verwandt iſt und begierig nach Anregungen greift, die, aus dem Orient kommend, den Charakter dieser ſtarren archaischen Kunſt bewahrt haben. Nicht nur der Höhepunkt iſt der vorbildlichen Antike verwandt, sondern auch die Entwicklung des Mittelalters zu diesem Höhepunkt hin und, wie gezeigt werden könnte, auch die Folgeentwicklung zu dem weicheren und milderen Stil der späteren Gotik, und alles das ohne die Anlehnung an Antikes oder direkt im Widerspruch zu ihr. Wo aber die Kraft nicht ausreichte, den Umbildungsprozeß zu vollziehen und die antiken Anregungen zu überwinden, da blieb eben doch nur eine vergröberte, unselbſtändige und unfruchtbare Imitationskunſt zurück wie in der karolingischen Renaissance oder in der Protorenaissance eines Niccolo Pisano, bei dem römisch antike Köpfe und Posen in unangenehmem Kontraſt ſtehen zu hartem, ſteinmäßigem Faltenschnitt und archaischer Reliefanordnung übereinandergereihter Figuren. Erſt seines Sohnes Giovanni Kunſt erhält durch französischen, das Antike überwindenden

Import seine hinreißende Zügigkeit. Ja es iſt sogar so, daß nicht die Antike die reife romanische und die Gotik vorbereitende Kunſt des 12. Jahrhunderts schafft, sondern daß die eigene Entwicklung der mittelalterlichen Kunſt von dem ornamentalen Massenſtil der romanischen zum funktionellen Gliederſtil der gotischen Kunſt erſt das Verſtändnis für das Struktive der antiken Bauformen und das Formale antiker Posen eröffnet und damit in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts einer verſtändnisvolleren Übernahme antiker Formen den Weg bahnt. Trotzdem läßt sich nicht leugnen, daß, wo diese Übernahme wie in Südfrankreich und in Italien eine wörtliche, imitatorische iſt, die Weiterentwicklung zu der der klassischen Antike geiſtesverwandten gotischen Kunſt unterbrochen wird. Nachdem man aber einmal diese antike, plaſtische Geiſtesrichtung des Mittelalters erkannt hatte, iſt es nur noch eine Anerkennung des aus eigener Kraft Geleiſteten, wenn man die frühe griechische Kunſt jetzt aus dem Mittelalter heraus verſteht und nun auch von einem griechischen Mittelalter spricht.

Wenn aber die Entwicklungspotenzen nicht in den Anregungen zu suchen sind, die die Trümmer der antiken Welt boten, dann müssen sie gefunden werden in dem geiſtigen Untergrund der mittelalterlichen Kultur überhaupt. Da aber braucht man nur daran zu denken, wie das spätantike, vergeiſtigte Chriſtentum im Mittelalter zu einem der Vielgötterei des Heidentums verwandten Heiligenkultus umgewandelt wurde, wie der Logos, das Unsinnliche der Lehre, zur Verbildlichung und Personifizierung drängte, ähnlich der antiken Mythologie und Götterbildnerei, wie die mittelalterliche Kunſt genau so Heroenkult iſt und deshalb auf das Repräsentative gerichtet wie die antike Plaſtik. Daß aber diese repräsentative Kunſt so sehr in Darſtellung des menschlichen Körpers und seiner edlen Haltung auslief, wird durch die dem athletischen Ideal des Griechentums verwandte Gesinnung des Rittertums hinreichend erklärt.

Nun tritt in der Renaissance das Seltsame ein, daß ein neues Geschlecht dieses der Antike geiſtig verwandte Mittelalter durch die Antike zu überwinden sucht, daß man bewußt die antiken Denkmäler ſtudierte, nachahmte und die Rückkehr zur Antike theoretisch forderte. Und dennoch iſt man sich heute darüber einig, daß die Frührenaissance des 15. Jahrhunderts dem plaſtischen Geiſte der Antike in allen Punkten entgegengesetzt war, daß von einer Renaissance der echten Antike nicht die Rede sein kann, und daß man das Wesen des Quattrocento nicht verſteht, wenn man in der Nachahmung antiker Formen das Eigentümliche seiner Kunſt sucht. Denn was das Quattrocento in der Kunſt suchte, war Natur, Zwanglosigkeit, Ausdruck und Charakter, aber nicht der Zwang der den Körper beherrschenden Form, nicht die äußere Schönheit eurhythmischer Geſtalten. In der Architektur herrscht die Fläche, die raumabschließende Wand und die reiche flächenschmückende Dekoration, nicht der ſtrenge, wandauflösende Gliederſtil der griechischen und gotischen Architektur. Man spürt überall, wie der Innenraum, das Wohnliche das Ideal dieser Zeit iſt, der kaum eine Kirchenfassade hat gelingen wollen, wogegen sie in kleinen Zentralbauten und Sakriſteien ihr Beſtes gegeben hat. Wie die Skulptur völlig entwurzelt, der Gebundenheit an architektonische Aufgaben enthoben iſt und so mit der Malerei wetteifert, so wird auch die

Malerei immer mehr die führende Kunſt und Ansätze zur Entwicklung malerischer Aufgaben, wie sie erſt in der holländischen Malerei des 17. Jahrhunderts gelöſt sind, man denke nur an Donatello oder Piero della Francesca, der Interieurdarſtellung, des Helldunkels, der Lichteffekte, und vor allem der Landschaft lassen sich überall verfolgen. Die Antike, die man sich zum Vorbild nahm, konnte deshalb auch nur die sein, die man vorfand, die römische, späte und entartete Antike, ein reiner Dekorationsſtil. Wo aber in diesen Überreſten antike Posen, die selber schon auf einer römischen Renaissance der Antike beruhten, vorbildlich wurden, da wirkten sie nur zerſtörend auf die im Grunde naturaliſtisch und innerlich gerichtete Kunſt, ein Produkt von unangenehmer Stillosigkeit ging daraus hervor, wie so oft bei Verrocchio oder Ghirlandajo. Diese absolute Wesensfremdheit gegenüber der Antike aber bedingte ein neues Verhältnis zur Antike, ein intellektuelles, archäologisches und ein theoretisches Suchen nach mathematischen Formeln für das, was in der Antike und Gotik Tradition, Kultur, Inſtinkt war, Form und Haltung des Körpers. Am ſtärkſten finden wir alle diese Züge bei Dürer in der Rezeption der Renaissance wieder, sowohl den Widerspruch zwischen einer innerlichen, gemütvollen Kunſtrichtung und dem Bemühen, Körperschönheit plaſtischer Art damit zu verbinden als auch das heiße Bemühen, auf theoretischem Wege die Formel für das zu finden, was ihm im Grunde fehlte. Gerade Dürer iſt Beweis dafür, daß, je bewußter und reflektierter die Hinwendung zur Antike oder einer entsprechenden Formenkunſt iſt, um so unantiker der Geiſt.

Was die Antike für die Renaissance leiſtete, waren lauter negative Dinge. Die antike Götterwelt befreite vom Zwang des chriſtlichen Glaubens, die Formenschönheit des Nackten diente zur Entfesselung heidnischer Lebensluſt, die antiken Bauformen halfen die Monumentalität der überlieferten kirchlichen Baukunſt überwinden. Keineswegs aber traten an Stelle der entthronten Götter die alten antiken, es blieb bei der Befreiung von Zwang und Form.

Eine neue Epoche setzt erſt mit der Hochrenaissance ein, von der ein ununterbrochener Entwicklungsſtrom bis hin zum Rokoko führte. Ohne antike Vorbilder hat die Hochrenaissance Gebärden, Haltungen, Formen in ihren Menschen niedergelegt, die der klassischen Antike innerlich verwandt sind und Wölfflins Analyse dieser »klassischen Kunſt« recht geben. Vieles iſt der hohen mittelalterlichen Kunſt verwandt, nur reifer, bewußter, mächtiger, schon mit jenem Zug hin zum Barocken, der auch in den Giebelskulpturen des Parthenon sich findet. Und wie im Mittelalter die Entwicklung dem Auffteigen der Antike verwandt war, so vollzieht sich jetzt auch der Abstieg zum Barock und Rokoko in einer Weise, die Analogien genug zum Verlauf der antiken Kunſtentwicklung bis hin zur raffinierten helleniſtischen Kunſt bietet.

Diese Entwicklung der Barockkunſt mit ihrer Entfaltung aller körperlichen Tugenden, vom Schwung bis zur eleganten Grazie, von der pathetischen Gebärde bis zur salonmäßigen Koketterie iſt nicht nur gebunden an die die bürgerliche Bewegung der Renaissance zurückdrängende Ariſtokratie der großen und kleinen Höfe, einen wiedererwachenden Feudalismus, sondern hält Schritt mit der wiedererſtarkenden mittelalterlichen Kirche. Dieser prunkende, dekorative und rauschende Stil

plastischer Massen und Kräfte wird der Antike wieder ähnlich in demselben Augenblick, als man anfängt, die weltliche Entartung und heidnische Gesinnung der Renaissance bewußt zu bekämpfen. Die »Gesellschaft Jesu« hilft einen Stil erzeugen, der, innerlich antik gesinnt, auch die Stoffe der antiken Mythologie wie etwas Selbstverständliches zu verwenden vermag. So ist es bei Rubens, so aber auch bei Boucher.

Dieser antik gesinnte Stil geht mit der aristokratischen Gesellschaft, die ihn trug, im 18. Jahrhundert zu Ende. Und in demselben Augenblick steht ein begeisterter Prophet des Altertums auf, der die Kunst retten wollte, indem er sie zu den Quellen alles Schönen, zur Antike zurückführen wollte. Das merkwürdige Problem in Winckelmanns Auftreten ist also, daß er die Ausläufer einer Kunst um sich hatte, die der echten Antike nahe kam, und was er von Antiken kannte, liebte und vorbildlich pries, stand dieser Spätkunst als antikes Rokoko nahe: der Laokoon, Apoll von Belvedere, die Venus von Medici, daß er trotzdem eine Erneuerung der Kunst durch diese Antike wollte, bewußt forderte und dazu theoretisch sich mit der Antike beschäftigte. Die Entwicklung der deutschen Kunst hat genugsam bewiesen, daß auch in dieser theoretisch begründeten Renaissance der Antike nur die Fesseln steckten, die der malerischen Entwicklung der Kunst des 19. Jahrhunderts hinderlich wurden, daß alle die antiken Werke, die geschaffen wurden, nur frostige, ungeschickte Machwerke waren und im Grunde herzlich unantik in der innersten Gesinnung. Sieht man auf Winckelmanns Geschmack, der Werke vom Rokokocharakter bevorzugt, achtet man darauf, wie er im Preis körperlicher Anmut und Schönheit in der Kunst Ideale ausspricht, die der in seiner Zeit zu Ende gehenden Kunst entsprachen, so müßte es unbegreiflich erscheinen, wie er an den Anfang der Entwicklung einer neuen Kunst und Kultur gestellt werden konnte. Und dennoch hat es damit seine Bewandtnis. Denn das Ästhetisieren und Theoretisieren gegenüber dem Altertum beweist nur, wie es aufgehört hat, im Instinkt gegründet zu sein. So ist Winckelmann nicht Begründer einer neuen antiken Kunst, wohl aber eines verinnerlichten Verhältnisses zum Altertum, eines archäologischen und ästhetischen, und gerade die Forderung, das Altertum nachzuahmen, ist ein Zeichen für die innerliche Lösung von dem, was der antiken Kunst ihren Inhalt gab und produktiv werden konnte. Die Analyse seiner Auffassung vom Altertum führt denn auch auf den Punkt, wo das Altertum wie in der Renaissance des 15. Jahrhunderts als Befreierin auftritt. So verhängnisvoll für die Entwicklung der Kunst die vorbildliche Auffassung der Antike war, gerade in ihr kündigt sich die Wendung zur historischen Auffassung an, wie auch bei Winckelmann selbst den rein programmatischen Schriften die Geschichte des Altertums erst folgte.

Kanonisch freilich bleibt Winckelmanns Lehre vom Altertum auch da. Krasser und deshalb auch jeder innerlich produktiven Kunstrichtung feindlicher ist wohl nie die Vorbildlichkeit der Antike aufgestellt worden als in Winckelmanns Erstlingsschrift von 1755 »Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst«. »Der einzige Weg für uns, groß, ja wenn es möglich ist, unnachahmlich zu werden, ist die Nachahmung der Alten.« Später in der Ge-

schichte der Kunst des Altertums leitet er die Verfallsperiode der späteren antiken Kunst daher ab, daß sie Werke des guten Stiles nachahmte. Schwerlich aber würde er sich darin eines Widerspruches zu seiner Grundgesinnung von der absoluten Autorität der antiken Kunst bewußt geworden sein.

Diese kanonische Auffassung der Antike bewirkt, daß der historischen Auffassung der Antike eine Theorie vom Wesen der Schönheit vorausgeht, in deren Besitz die Antike gewesen ist, und von der es nur einen Begriff gibt, der lehrbar sein muß, wenn er als zu befolgende Regel aufgestellt werden soll. Der Gedanke, daß jede Kunst aus ihrer Zeit die produktiven Kräfte schöpft und gewissen in ihrer Zeit angelegten Bedürfnissen entsprechen muß und nur in dieser Entsprechung gewissen allgemeingültigen Bedingungen des Materials oder Formen des Sehens in höherem oder geringerem Maße gehorcht, lag Winckelmann völlig fern. Stellte er sich doch mit der Forderung der Nachahmung der Antike gegen die Kunst seiner Zeit. »Denn was bei Aufklärung des Verstandes und bei Vorteilen der Erziehung an neueren Werken gefällt, wird oft nach erlangter wahrer Kenntnis der Schönheiten des Altertums ekelhaft werden.«

Schönheit ist der höchste Endzweck und Mittelpunkt der Kunst, und es gibt nur eine Schönheit. Und nun folgen, wie in jeder rationalistischen, entwurzelten Kunstbestrebung die Bemühungen, das Wesen dieser Schönheit, für die ihm durchaus die plastischen, in Gebärde und Haltung organisch belebten Statuen der Antike vor Augen standen, theoretisch zu fassen. Sie muß lehrbar sein und deshalb etwas Mathematisches. In der Linienschönheit, die doch der körperlichen Kunst so entgegengesetzt ist, sucht auch er den Schlüssel. »Die Linie, die die Schönheit beschreibt, ist elliptisch.« Die Ellipse, und nicht der Kreis als Idealform schwebt ihm offenbar deshalb vor, weil in der Ellipse mehr Variationen dieses Themas, mehr Individualisierungsmöglichkeiten liegen. Dann wieder soll die Schönheit liegen in der Einheitlichkeit; »die Form der wahren Schönheit hat nicht unterbrochene Teile.« Er denkt dabei an das griechische Profil des absatzlosen Verlaufens der Nase in die Stirn. Metaphysisch begründet er diese Unteilbarkeit als im Wesen Gottes ruhend, dessen Begriff Einheit und Unteilbarkeit sei. Schließlich aber muß er doch verzweifeln, das Wesen der Schönheit logisch zu begreifen. In der Geschichte der Kunst des Altertums resigniert er: denn die Schönheit ist eins von den großen Geheimnissen der Natur, deren Wirkung wir sehen und alle empfinden, von deren Wesen aber ein allgemeiner deutlicher Begriff unter die unerfundenen Wahrheiten gehört.

Bei diesem Suchen nach einem lehrbaren Begriff schien ihm die Natur als Gegenstand der künstlerischen Formung ganz zu entschlüpfen. Das Urbild der griechischen Künstler sei eine »bloß im Verstande entworfene geistige Natur« gewesen. Dann gesteht er wohl der Natur zu, daß sie einzelne schöne Teile eines Körpers darzubieten vermöchte, und denkt sich nun die künstlerische Arbeit ganz rationalistisch als Auswählen der schönen Teile von verschiedenen Naturvorbildern und Zusammenfügen zu einem allseitig schönen Ganzen. »Dieser Auszug der schönen Formen wurde gleichsam zusammengeschmolzen, und aus diesem Inbegriff entstand wie durch eine neue geistige Zeugung eine edlere Geburt.« Zeigt

diese von allem ursprünglichen Kunstschaffen am weitesten entfernte Ansicht, wie ihm das unmittelbare Körpergefühl, das der antiken Plastik zugrunde liegt, abhanden gekommen ist, so können auch andernorts geäußerte Ansichten, daß die das Schöne suchende Kunst die Natur reinige und korrigiere, indem sie das Schlechte verstecke und verringere, oder daß zwar das Schöne Pflicht sei, aber es sich doch zuweilen in der Natur fände, nichts daran ändern, daß die neue Hingabe der kommenden Zeit an die Natur ihm noch absolut fremd war. Zu dem letzteren Zugeständnis hatte ihn der Verkehr mit schönen Jünglingen in Italien vermocht. Immer ist doch ideale menschliche Schönheit im Sinne der von der Renaissance sich ableitenden Kunst auch noch für ihn das Selbstverständliche.

Zuweilen scheint es freilich, als solle etwas Neues, Verinnerlichtes, und die Natur im Menschen Enthüllendes neben die schöne Form treten, der Ausdruck. Ausdruck aber ist bei Winckelmann nicht formzerstörendes Gefühl, sondern innere Herrschaft des Menschen über sich selbst, Ausdruck ist Beherrschung des Gefühls. Der Ausdruck wurde der Schönheit bei den Alten »gleichsam zugewägt«. »Die Schönheit war bei den alten Künstlern die Zunge an der Wage des Ausdrucks.« Nichts ist bezeichnender für Winckelmanns Schönheitskanon als oberstes Gesetz des Ausdrucks als jene sophistische Deutung der Niobiden, bei denen der höchste Ausdruck doch mit der Erhaltung der Form sich zusammenfinden könne, weil im höchsten Affekt des Schreckens das Antlitz versteinert, und indem jeder Ausdruck aus dem Gesicht entweicht, die reine Form übrig bleibt. So deckt sich der Ausdruck mit den Pflichten der gesellschaftlichen Konvention. »Stand und Gebärden an den alten Figuren sind wie an einem Menschen, welcher Achtung erwecken und fordern kann, und der vor Augen weiser Männer auftritt; ihre Bewegung hat den notwendigen Grund des Wirkens in sich, wie durch ein flüssiges, feines Geblüt und mit einem sittsamen Geiste zu geschehen pflegt.« »Die Alten waren dergestalt auf den höchsten Wohlstand bedacht, daß nicht leicht Figuren mit einem Beine über das andere geschlagen stehen.« Hier rührt Winckelmann wirklich an den Lebensnerv der antiken wie mittelalterlichen Kunst, einer Kunst, deren plastische Gestalten einer aristokratischen Lebensverfassung hinreichend entsprachen. Aber war das nicht auch in der Geschmackskultur seiner Zeit, im Rokoko, bis zum gewissen Grade Gesetz! »Berühmte Männer und regierende Personen sind in einer würdigen Fassung vorgestellt und wie dieselben in einer würdigen Fassung vor der Welt erscheinen würden«. So sagt Winckelmann von der antiken Kunst. Aber auf welche Kunst träfe das mehr zu als auf die französische Hofkunst, deren höchstes und fast ausschließliches Bestreben darin aufging, regierende Personen in einer würdigen Fassung der Welt vorzustellen und sie repräsentieren zu lassen. Ist also nicht Winckelmann ganz im Geschmack des ancien régime befangen? Und doch warum die heftige Opposition gegen diese Kunst!

Und hier scheint nun das berühmte Wort von der edlen Einfalt und stillen Größe die Lösung des Rätsels zu bringen, und so hat Winckelmann wohl auf Goethe hauptsächlich gewirkt. Mochte Winckelmann auch keinen Schritt in eine gänzlich veränderte modernere Kunstauffassung, die an der Natur orientiert war, hineintun, darin konnte doch seiner Zeit gegenüber etwas völlig

Neues und Reformatorisches liegen, daß er sich gegen den bewegten, kapriziösen und extravaganten Stil des Rokoko wandte. Ein ähnliches Bedürfnis nach Ruhe und Stille lag ja auch in der Entwicklung der Kunst vom Rokoko zum Stil Louis XVI. So würde also Winckelmann alles Kleinliche, Flüchtige seiner Zeit resolut abgeworfen und den Ernst einer großen Aufgaben zustrebenden neuen Generation des 18. Jahrhunderts in dem Verlangen nach einer ruhigen, abgeklärten, großen Kunst zusammengefaßt haben. Er hätte die entartete Kunst seiner Zeit wieder auf die Höhe klassisch reiner Gesinnung geführt und könnte so auch der Vater jener großen Epoche, die wir die klassische in der deutschen Literatur nennen, heißen. Und doch scheint es nur so. Wenn auch zu verstehen ist, daß ihm Michel Angelo, der Vater des Barock, zu gewaltig und gewaltsam ist, es muß doch befremden, wenn er ihm vorwirft, daß in ihm das sanfte Gefühl der Schönheit nicht zur Reife gekommen sei. »In der Bildhauerei hat die Nachahmung eines einzigen großen Mannes, des Michel Angelo, die Künstler von dem Altertum und von der Kenntnis der Grazie entfernt.« Danach ist also die sanfte, und nicht die strenge Schönheit das höchste Ziel der Kunst, und nicht Schönheit, sondern Grazie. Tatsächlich hat Winckelmann einen besonderen Traktat »Von der Grazie in den Werken der Kunst« (1760) verfaßt. In der Geschichte der Kunst des Altertums, die ganz unter dem kanonischen Gesichtspunkt steht eines absoluten Höhepunktes, zu dem es einen Aufstieg gibt, und nach ihm einen Verfall, scheidet Winckelmann eine Periode des älteren, gradlinigen, herben Stiles, der zur strengen Richtigkeit führte, einen hohen Stil, mit einer graden und eckigen Zeichnung, einer gewissen Härte, die wir plastische Bestimmtheit nennen würden, einen schönen Stil, dessen vornehmste Eigenschaft die Grazie ist, und wo alles Eckige vermieden ist, schließlich den Stil der Nachahmer, die Verfallzeit. Winckelmann fühlte wohl, wie das Regelhafte, das die Schönheit haben sollte, die Größe und Einfalt mehr in dem herberen Stil der hohen Kunst zu suchen sei als in der schönen, die voller Grazie ist. Aber sein Herz ist doch bei der letzteren. Sie verhalten sich zueinander, meint er, wie das Gesetz und seine Anwendung, bei der es gemildert, den Verhältnissen angepaßt werden muß. Damit aber die Grazie recht behält, muß auch der hohe Stil Grazie haben. Es gibt eben zwei Arten von Grazie: »die Grazie des Phidias und seiner Zeitgenossen ist wie die himmlische Venus, von der Harmonie gebildet, beständig und unveränderlich. Ein Gesellin aller Götter scheint sie sich selbst genügsam und bietet sich nicht an, sondern will gesucht werden; sie ist zu erhaben, um sich sehr sinnlich zu machen.« »Die andere Grazie dagegen ist mehr der Materie unterworfen, eine Tochter der Zeit.... »Die Künstler des schönen Stiles gesellten mit der ersten und höchsten Grazie die zweite, und so wie Homers Juno den Gürtel der Venus nahm, um dem Juppiter gefälliger und liebenswürdiger zu erscheinen, so suchen diese Meister die hohe Schönheit mit einem sinnlichen Reiz zu begleiten, und die Großheit durch eine zuvorkommende Gefälligkeit gleichsam geselliger zu machen.« Wenn aber von der Grazie allein die Rede ist, dann ist sie »fern vom Zwange«, »auf den rechten Grad der Leichtigkeit« kommt es an. Also Eigenschaften, wie man sie jeder Rokokoschönen zutrauen würde. »Wie wir die Grazien gekleidet

sehen möchten?« fragt Winckelmann und antwortet: »Man würde sie nicht in Galakleidern, sondern wie eine Schönheit, die man liebte, im leichten Überwurf — kürzlich aus dem Bett erhoben — zu sehen wünschen.« Wieder ſteigen einem sofort Rokokobilder vor den Augen auf. Michel Angelo hat sie nicht erlangt, über die Werke des Altertums aber hat sie sich allgemein ergossen. Was ihn also an Michel Angelo abſtieß, konnte nicht das Unruhige und Bewegte sein, es mußte die Großartigkeit, die Erhabenheit seines Stiles sein, die dem zierlichen Rokokogeschmack zuwiderlief. Wie hätte ihm sonſt der Laokoon ein Werk aller Welt zum Wunder sein können. Alle Werke, die er preiſt, die für ihn das Höchſte in der Kunſt bedeuteten, haben etwas von der Leichtigkeit oder Beweglichkeit des Rokokos. Schon der Apoll von Belvedere, an dem er den Schritt rühmt, der gleichsam schwebt, ohne die Erde mit den Fußsohlen zu berühren, die Diana von Versailles, die leichthinschreitende, die Venus von Medici, der er direkt Galanterien sagt, und der sich doch eine Diana Bouchers an Grazie und Koketterie zur Seite ſtellen könnte.

So bedeutet der Ausdruck »edle Einfalt, ſtille Größe« weniger die Rückkehr zur großen, erhabenen klassischen Kunſt als etwas Negatives, Abſtraktes, jene Lösung schließlich von dem, was der antiken Kunſt und der ihr verwandten des Mittelalters und der Barockzeit den Inhalt gab. Es blieb zurück eine Form ohne Inhalt. Was an der Antike im Gegensatz zur Kunſt seiner Zeit Winckelmann begeiſterte, war die Abſtraktheit der Form, die Fremdheit des Inhalts, der ihn hier nichts mehr anging, aber in den Werken seiner Zeit ihn irgendwie betraf. Die Statuen in den Gärten und zeitgenössischen Paläſten, die Bilder frivolen Inhaltes in den Sälen und Boudoirs, sie richteten sich an eine beſtimmte Form der Geselligkeit einer raffinierten Ariſtokratie, die repräsentativen Figuren der höfischen Porträte wollten irgendwie als bekannte Persönlichkeiten respektiert werden, die Heiligenbilder verlangten eine gewisse Art des zeremoniellen Kultus, dem ihre Gebärden angepaßt waren. Trotzdem Winckelmann, um nach Italien kommen zu können, zum katholischen Glauben übergetreten war, war ihm alles das offenbar völlig fremd. Darin war er nicht nur Norddeutscher, sondern auch der Sohn einer neuen Zeit. In der Antike fiel das alles fort. Sie war Form ohne Inhalt, oder wenigſtens der Inhalt war nur theoretisch gegenwärtig, nicht mehr unmittelbar lebendig. So war die Rückkehr zur Antike in der Tat eine Befreiung, die es erlaubte, den traditionellen Geschmack in der Kunſt noch so lange feſtzuhalten, bis neue Inhalte neue Formen geschaffen hatten. So iſt eine wenig beachtete, aber für Winckelmanns Verſtändnis hochbedeutsame Stelle zu verſtehen. »Die Geschichte der Heiligen, die Fabeln und Verwandlungen sind der ewige und faſt einzige Vorwurf der neueren Maler seit einigen Jahrhunderten. Man hat sie auf tausenderlei Art gewandt und ausgekünſtelt, daß endlich Überdruß und Ekel den Weisen in der Kunſt und den Kenner überfallen muß.« Dem liegt die tiefere Einsicht zu Grunde, daß die der gesellschaftlichen Konvention dienende Form — die Kunſt des Geschmackes, der Schicklichkeit, der Gebärde — auch konventionelle Inhalte verwendet und auf Tradition gegründet iſt, aber es fehlt noch die andere höhere Einsicht, daß mit der Sprengung dieser gesellschaftlichen Konventionen nun auch eine ganz andere Hingabe an die Natur,

an unmittelbare Beziehungen des Gefühls zur Umwelt in die Kunst einziehen mußte. Hier bereitet Winckelmann Lessing und den Sturm und Drang nur vor, er selbst dringt mit seinem Negativismus nur bis zur reinen abstrakten Form vor. So muß man denn neben die wunderbar einprägsame, feierliche Formulierung der edlen Einfalt und stillen Größe jene andere von der »Unbezeichnung« des Schönen halten, »eine Gestalt, die weder dieser oder jener bestimmten Person eigen sei, noch irgend einen Zustand des Gemütes oder eine Empfindung der Leidenschaft ausdrücke, als welche fremde Züge in die Schönheit mischen und die Einheit unterbrechen. Nach diesem Begriff soll die Schönheit sein wie das vollkommenste Wasser aus dem Schoße der Quelle geschöpft, welches, je weniger Geschmack es hat, desto gesunder geachtet wird, weil es von allen Teilen geläutert ist.«

Es ist klar, daß aus dieser Negation keine fruchtbare Kunst hervorgehen konnte, und daß der Klassizismus des 18. Jahrhunderts auch eine Kunst ohne Inhalt werden mußte. Die Art, wie Winckelmann für diese rein formale Kunst einen neuen Inhalt suchte, ist bezeichnend für die absolute Negierung des Lebens, das in der antiken Kunst sich eine Form geschaffen hatte. Verstandesmäßig sollten die Künstler eine Beziehung in ihren Werken niederlegen, die zu einem Rätselraten hätte führen müssen. »Derjenige Maler, der weiter denkt, als seine Palette reicht, wünscht einen gelehrten Vorrat zu haben, wohin er gehen und bedeutende und sinnlich gemachte Zeichen von Dingen, die nicht sinnlich sind, nehmen könnte.« Das ist Winckelmanns abstruser und doch notwendig aus seiner ganzen Kunstanschauung hervorgehender »Versuch einer Allegorie«. Als Beispiel, wie ein Ornament in Beziehung zu dem Zweck des geschmückten Gegenstandes treten könnte, führt er einen Kranz von Oliven um eine Öllampe an. Auch die Darstellungsweise selbst könnte allegorisch sein, wenn die Zeichnung des Flußgottes Eurotas »flüssige Umrisse« zeige. Wenn Herkules mit einer Hydra von Eisen dargestellt sei, so sei das eine Anspielung auf die harten Arbeiten des Heros. Juppiter dunkelfarbig dargestellt, weise auf die blitzschwangere Gewitterluft hin. Mit Recht bemerkt Wilhelm Schlegel dazu: »Zuweilen sollte man denken, es sei ihm nicht um Vorschläge für die Kunst zu tun, sondern um Erfindung einer neuen Hieroglyphenschrift; und einige Male wird man sogar an die abgeschmackten Rebus erinnert.« Die Richtung, die die Kunst später bei Carstens nahm, der in Allegorien der Nacht, ja schließlich selbst von Raum und Zeit nach Kant, diese Intellektualisierung der ursprünglich ganz ungeistigen, körperlichen, griechischen Kunst weiterführte, knüpft an Winckelmanns negative Auffassung der Antike an. Merkwürdig ist, daß sich Winckelmann bewußt war, daß die Inhalte der antiken Kunst im Altertum selbst eine unmittelbare gegenständliche Bedeutung hatten. »Unsere Zeiten sind nicht mehr allegorisch wie das Altertum, wo die Allegorie auf die Religion gebaut und mit derselben verknüpft war.« Aber die Konsequenz zieht er nicht, daß, wenn die Verknüpfung mit der Religion aufgegeben ist, auch die Form ihre Bedeutung verloren hat, oder daß die der Antike gleichwertige Kunst die christliche Kunst des Barock und seiner Zeit sein mußte.

Viel bedeutsamer aber ist eine andere Art, mit der Winckelmann der fremd gewordenen antiken Kunst, der leeren Form einen Inhalt gibt. Es ist dies

die Interpretation der Kunſtwerke durch eine reiche, blühende Sprache, die Belebung der Form durch reiche, poetische Bilder. Hier iſt er wahrhaft schöpferisch und Begründer einer neuen verinnerlichten Hingabe an die Werke, die, losgelöſt von dem geselligen Lebenshintergrunde oder der religiösen Beſtimmung, nun rein äſthetisch in schwärmerischer Hingabe betrachtet wurden. Was in dem neuen, sentimentalen Naturgefühl der Wertherzeit zum Ausdruck kam, jene romantische Hingabe an die Natur, in die man hineinlegte, was man aus ihr empfangen wollte, das beherrscht schon die Interpretation der antiken Werke in Winckelmanns leidenschaftlicher Sprache. Er iſt nicht mehr der Kenner alten Stiles, der weiß, wie man sich benehmen muß und deshalb auch bei einer Statue zu beurteilen vermag, ob sie gut ponderiert iſt, oder sich auf Frauenschönheit auch in Bildern verſteht. Er iſt der Enthusiaſt, der von der Kunſt große, reiche Erlebnisse haben will. Äſthetischer Genuß an Stelle geselliger Vergnügungen und sportlicher Freuden, äſthetische Ergriffenheit, an Stelle bloß dekorativer Schmückung des Daseins, das sind die neuen Werte, die Winckelmanns Bedeutung ausmachen. Und je weniger unmittelbar die Antiken in ihrem Inhalt auf ihn wirkten, um so mehr wurde er gereizt, sie mit Leben von innen heraus, durch Interpretation zu erfüllen. Es iſt modern, wenn er die Muskulatur des Herkules vergleicht mit dem Wallen des ruhigen Meeres, fließend erhaben und in einer sanften, abwechselnden Schwebung, die mediceische Venus mit einer Rose, die nach einer schönen Morgenröte beim Aufgang der Sonne aufbricht und die aus dem Alter tritt, welches, wie Früchte vor der völligen Reife, hart und herblich iſt, wie selbſt ihr Busen meldet, welcher schon ausgebreiteter iſt als an zarten Mädchen. Ein modernes, poetisches Naturgefühl iſt die Grundlage dieser Interpretation der Antike durch einen Theoretiker, der alle Natur verachtet.

Man könnte ihn den Vater der modernen Einfühlungstheorie nennen, deren Wesen es ja auch iſt, abſtrakten Formen, Linien, Proportionen durch poetische Interpretation reicher Bewegungsvorgänge, die in ihnen symbolisiert seien, äſthetisch bedeutsam zu geſtalten. Ihren Wert hat diese Interpretation immer in sich als literarisch-poetisches Produkt. In ihrem Einfluß auf die Kunſtproduktion iſt sie so verhängnisvoll wie die ganze kanonische Auffassung der Antike, da sie das Abſtrakte und Leere rechtfertigt und keinen Maßſtab für Qualität liefert, im Gegenteil das Wertlose am ſtärkſten zur sprachlichen Poetisierung reizt. Auch als äſthetische Erklärung der Kunſtwerke iſt diese Interpretation irreführend. Nicht im Verhältnis zu der Kunſt, an der sie sich betätigt, sondern als gleichwertig neben einer neuen, reiche und ſtarke Erlebnisse geſtaltenden naturaliſtischen Kunſt iſt sie einzuschätzen.

Aber wohl hat sie in einer anderen Richtung hin fördernd gewirkt. Indem so die Interpretation in berauschender Sprache sich die einzelnen Formen des Kunſtwerkes lebendig machte, bereitete sie die eingehende wissenschaftliche Analyse und Vergleichung des Kunſtwerkes vor. Setzt eine hiſtorische Betrachtung an sich schon eine Lockerung des unmittelbaren Verhältnisses zu dem Gegenſtand dieser Betrachtung voraus, so iſt andererseits die Begeiſterung, den die Einfühlung in den fremd gewordenen Gegenſtand verschafft, ein mächtiges Vehikel für das hiſtorische Interesse geworden. So iſt Winckelmann der

Vater der modernen Altertumswissenschaft geworden. Nicht in den Resultaten, seiner ganz auf einen kanonischen Begriff aufgebauten Theorie von den Epochen des Altertums, nicht in der Einschätzung spätantiker Kunstwerke als klassischer Produkte sind seine Leistungen zu suchen, sondern in der Gesinnung, die zu dem Inhalt der antiken Kunst nur ein theoretisches, verstandesmäßiges Verhältnis hatte, zu der Form aber ein unantikes, sentimentales und modern ästhetisches. Und so erleben wir, daß eine ganz auf kanonische Vorbildlichkeit der Antike gegründete Lehre das wahrhaft Antike negiert, und ihre Bedeutung in der Eröffnung eines ganz neuen Verhältnisses, dem kanonischen entgegengesetzten hat, der individuellen gefühlsmäßigen Interpretation sowohl wie der historischen Auffassung. Und man begreift nun, wie bei Winckelmann die bewußte Forderung der Nachahmung der Antike und die Aufstellung eines antiken Schönheitskanons nur ein Symptom für den Verfall einer Kunstrichtung ist, die der Antike verwandt war. Es brauchten nur die archäologischen Entdeckungen des 19. Jahrhunderts zu kommen, um Schritt für Schritt die durch Winckelmann inaugurierte historische Auffassung an Stelle der kanonischen zu setzen und mit Hilfe der ästhetischen Einfühlung jede Epoche der antiken Kunst als eine in sich berechtigte zu verstehen und zu genießen. Nicht in dem Was seiner Lehre, sondern in dem Wie liegt Winckelmanns Bedeutung. Nicht, daß er die Antike als Vorbild pries, ist sein Verdienst, sondern die eigentümlich unantike, sentimentale Gesinnung, mit der er sie umfaßte, konnte allein fruchtbar werden im Aufbau der modernen Kultur. Wenn wir deshalb heute in der Kunst zu antiken Vorbildern zurückstreben, so bleibt die Frage noch offen, ob sich nicht in dieser Renaissance der Antike auch die Züge des modernen Geistes, die der Antike widerstreben, erst recht bloßstellen werden, und ob sich nicht in der Gesuchtheit verrenkter Posen, verzerrter Gestalten dieselbe Notwendigkeit kundgibt, für den verlorenen Inhalt dieser Formen ähnlich einen Interesse erweckenden Gegenstand zu finden, wie ihn Winckelmann in der Allegorie finden wollte. Winckelmanns Wirkung lehrt deutlich genug, daß das moderne Verhältnis zur Antike auf anderen Gebieten liegt als dem produktiver Kunstübung.

Die Parteien und das Präsidentenamt.

Von

W. M. Sloane.

Die Vereinigten Staaten haben vier Entwicklungsphasen durchlaufen: die aristokratische, die demokratische, die imperialistische und die koloniale. Die erste ist föderal und fällt zusammen mit der Bildung der Union, die zweite mit der Ausdehnung des Wahlrechts und der Besiedelung des Kontinents, die dritte mit dem Bürgerkrieg und dem Wiederaufbau des Staates, die letzte ist die gegenwärtige Phase. Während all dieser Phasen hat ein ununterbrochener Prozeß der Durcheinandermischung der einzelnen Regierungsmächte, welche die

Schöpfer der Verfassung von einander getrennt gehalten wissen wollten, stattgefunden. Diese Durcheinandermischung ist von Segen gewesen und ist hauptsächlich durch die Parteien verursacht worden. Fast ohne daß es bemerkt wurde, ist jedes einzelne Organ der föderalen Regierung etwas Unvorhergesehenes, etwas ganz anderes, als es werden sollte, geworden. Die bemerkenswerteste Umwandlung hat beim Präsidentenamte stattgefunden, und von dieser müssen wir die einzelnen Stufen ordnungsmäßig aufführen und kurz besprechen.

Im allgemeinen entsprechen sie, wenn auch nicht chronologisch, den Stufen der Entwicklung der Nation und sind auf der einen Seite eng mit der Persönlichkeit des Amtsinhabers, auf der anderen Seite eng mit der Parteipolitik verbunden gewesen. Das Präsidentenamt sollte dem Amt des Premierministers in England entsprechen, wie es damals bestand, einer Macht, welche die Politik skizzierte und vorzeichnete, die Gesetze handhabte und die Regierung auf der Höhe erhielt. Dem Inhaber dieses Amtes wurde das Ämtervergebungsrecht als eine »Hauptquelle des Einflusses« verliehen; die Selbstlosen würden ohnehin patriotisch sein, die Selbstsüchtigen würden durch Vorteil und Gewinn zu dieser Gesinnung gebracht werden müssen. Diese Verantwortung nahm Washington in vollem Maße auf sich, und Hamilton zwang den Kongreß, sich dem Willen der Exekutive zu fügen; Jefferson ging der Ausübung eines solchen Rechtes aus dem Wege. Washington betonte seine persönlichen Ansichten in seinen Botschaften und suchte die »Geeigneten« für die Ämter aus; Jefferson spielte die Rolle des einfachen Mannes, der die Öffentlichkeit scheut, und dessen Ansicht nicht mehr wert ist als die irgend eines anderen, verbarg seine Ansichten bei der Abfassung seiner Botschaften, zählte nur Maßregeln auf und verlieh Ämter an Männer ohne Erfahrung, die ausgewählt wurden, weil sie Einfluß auf die einfachen Leute hatten. In dieser etwas ausweichenden Methode steckte aber doch ein reeller Einfluß des Parteigeistes auf die Präsidentschaft, wenn er auch so verborgen wie möglich gehalten wurde. Bis Ende der Regierung Monroes war der Parteigeist immer noch in anständiges Dunkel verbannt. Aber unter John Quincy Adams wurde er nicht mehr zurückgehalten, stolzierte keck in das helle Tageslicht hinein, verursachte dabei die größte Unordnung und gab dem schon gesunkenen Ansehen des Wahlmännerkollegiums den Todesstoß. Die Tendenz bis hierher war die der Kontrolle der Exekutive durch den Kongreß gewesen: die Regierung wurde anständig geführt, den Gesetzen Gehorsam verschafft, aber der Präsident ergriff nicht die Initiative bei der Gesetzgebung, noch setzte er mit Hilfe seines Amtsvergebungsrechts eine bestimmte Politik durch; auch wurde das Vetorecht nur selten ausgeübt. Das Amt des Präsidenten wurde nicht als ein repräsentatives Amt angesehen.

Das war aber unvermeidlich, als das Wahlmännersystem zu dem wurde, was es bei Jacksons Wahl war, nämlich einfach der Leiter des öffentlichen Willens, der durch die Parteitätigkeit ausgedrückt wurde. Die Wahlmänner waren in den Jahren 1789 und 1792 unabhängig, fühlten im Jahre 1796 den Parteidruck, und die Loyalität der Partei gegenüber nahm späterhin so zu, daß Parteibefehlen unbedingt gehorcht wurde und jedes eigene Ermessen der Wahlmänner verschwand. Anfangs wurden die Wahlmänner nur in drei Staaten vom Volke

nach dem Syſtem der allgemeinen Wahl=liſten gewählt, jetzt geschieht dies in allen Staaten ohne Ausnahme (und zwar durch eine relative Majorität: Pluralität), und der Präsident wird weder vom Volk, noch von den Wahlmännern, sondern eigentlich von den Staaten gewählt: 1100 Stimmen im Staate New York warfen 36 Wahlmännerſtimmen für Cleveland gegen Blaine in die Wag=schale und entschieden die Wahl. Hayes hatte beinahe eine Viertelmillion Stimmen weniger als Tilden; und Harrison wurde gegen Cleveland bei einer Minori=tät von 95,000 Stimmen gewählt. In der letzten Wahl hatte Wilson 6,157,000, Roosevelt 3,928,000, Taft 3,376,000 (zwei Staaten), Debs 674,000, Chapin 161,000: beinahe zwei Millionen Minori=tät. Wenigſtens drei Millionen Wähler haben ihre Stimme nicht abgegeben, daher hat Wilson aus einer möglichen Stimmen=zahl von 18,000,000 ungefähr ein Drittel erhalten. Dennoch fühlt er sich wie jeder Präsident dem ganzen Volke gegenüber verantwortlich, und die meiſten von ihnen betonen dies auch (vielleicht gerade aus diesem Grunde) ebenso wie ihre Loyalität gegenüber ihrer Partei; jedenfalls so unvollkommen der Notbehelf auch logisch sein mag, wird der Präsident allgemein als Ver=treter des ganzen Volkes betrachtet und iſt seit Jacksons Tagen als solcher be=trachtet worden. Nachdem das Wahl=männersyſtem vollſtändig zu einem Teil der Parteimaschine geworden iſt, hat das Präsidentenamt eine Art nicht partei=lichen Charakter bei jeder seiner vier Funktionen angenommen, obwohl der Inhaber in erſter Linie, ehe und nach=dem er sein Amt erreicht hat, Partei=führer sein muß.

Das zeigt sich bei jeder seiner vier Funktionen, welche auswärtige Ange=legenheiten, innere Verwaltung, Initiative oder Zurückdämmung der Gesetzgebung, und Verleihung von Ämtern in sich schließen. Diese Funktionen übt er persönlich oder durch sein Kabinett aus, einen Körper, der mit wenigen Aus=nahmen, die wir außer Acht lassen können, ganz der Partei des Präsidenten angehörte und, was das allerwichtigſte iſt, dies auch in seinen Beziehungen zum Kongreß zum Ausdruck brachte. Der Einfluß des Präsidenten auf die natio=nale Politik iſt schon hervorgehoben worden; selbſt Präsidenten von ge=ringer Bedeutung haben Hohes erreicht. Van Buren setzte das Syſtem des unab=hängigen Schatzamtes durch, Tyler eine entschlossene Finanz= und Tarif=Politik, während Fillmore, Pierce und Buchanan die Kompromisse in der Sklavenfrage erzwangen. Johnson erlitt mit seiner Politik des Wiederaufbaues Schiffbruch, aber der Kongreß errang den Sieg über ihn nur durch einen Appell an das Volk, das souverän über der Regierung ſteht. Der Kongreß bringt allerdings Gesetze vor und redet große Worte, aber wichtige Bills gehen ohne die Unterſtützung der Regierung nicht durch, selbſt Tarif= und Silber=Bills haben keine günſtige Majorität gefunden, wenn der Präsident sie offen verurteilte, und im Jahre 1893 iſt der Senat direkt durch moralische Gewalt dazu gezwungen worden, die Sherman=Akte gegen die Überzeugung seiner Majorität zu wider=rufen. Die Regierung hatte eben ohne Frage das Volk auf ihrer Seite. Diese repräsentative Macht wurde doppelt klar in den Fällen von Tyler, Johnson und Cleveland, die alle nicht nur die Führung ihrer Partei verloren, sondern sogar von ihrer Partei verleugnet wurden und dennoch durch exekutive Maß=regeln die ganze Tätigkeit ihrer Par=teien monopolisierten. Der Kongreß iſt sich seiner selbſt gar nicht sicher

angesichts einer großen Zwangslage (das Volk noch viel weniger) und befreit inſtinktiv die Exekutive von allen Hinderungen und Hemmungen, indem er alle notwendigen Anträge ohne weiteres annimmt. Der Bürgerkrieg, der Gold-Reservefond und das Währungssyſtem, die Ausgaben von Anleihen bieten Beweise hierfür. Noch weiter: als in jüngſter Zeit der Kongreß unter seinem zwischenſtaatlichen Handelsgesetz die Exekutive für die Offenhaltung der öffentlichen Verkehrswege verantwortlich machte, war es unvermeidlich, daß, als Obſtruktionen, die von den Staaten gebilligt wurden, wie bei den Eisenbahnſtrikes im Jahre 1894 eintraten, die föderale Exekutive die Obermacht über die Staaten haben mußte und somit die letzte Spur von der Lehre von den Rechten der Staaten hinwegwischte. Und das ganze Land ſtimmte dem bei.

Der Drang des Volkes wie seiner Vertreter, die Macht des Präsidenten zu ſtärken, zeigt sich jedoch am deutlichſten bei der Ausübung seiner beschränkten Rechte beim Abschließen von Verträgen und seiner unbeschränkten Macht über den Geldbeutel durch den Kongreß. Ursprünglich nur ein Konglomerat von eifersüchtigen und mit einander hadernden Gemeinwesen hat der ſtetige Druck der Ereignisse und auch der der öffentlichen Meinung die Staaten doch zu einer Nation zusammengeschweißt. Dazu hat die Parteiregierung in vielen Beziehungen beigetragen, in keiner aber so kräftig wie bei der Ausdehnung der Machtbefugnisse des Präsidentenamtes. Selbſt die Präsidenten, die durch Zufall zu ihrem Amte kamen, haben eine unvorhergesehene Macht genossen, und das Amt des Vizepräsidenten iſt nicht so verächtlich, wie es schien, als die Macht des Präsidenten noch in ihren Anfängen lag und die Erreichung des Amtes durch einen Todesfall wenig mehr als äußere Würden verlieh. Jede öffentliche Anklage hat sich gegen die Macht des Präsidenten als ohnmächtig erwiesen. Bei den Verhandlungen über Verträge ſteht die Exekutive naturgemäß an erſter Stelle; der Senat interveniert noch energisch durch seine häufigen Weigerungen, die Verträge zu ratifizieren, wenn seine Würde oder seine Rechte in Frage kommen, aber das iſt auch die einzige Grundlage, auf der er sich weigern kann, wenn er dabei die moralische Unterſtützung des Volkes genießen will. Wenn die auswärtige Politik der Regierung und keine Schmälerung irgendwelcher Rechte und Privilegien oder Nichtbeobachtung von Höflichkeitsformen in Frage kommt, so setzt die Exekutive, selbſt wenn die Stimmung nicht günſtig iſt und Geldbewilligungen notwendig sind, doch schließlich immer ihren Willen durch. Dasselbe gilt von Ernennungen, die meiſt ganz selbſtverſtändlich gebilligt werden, obwohl in dem Punkte des wichtigen Ämterverleihungsrechts sich der Senat eine Kontrolle angemaßt hat, die weit über alle Erwartungen hinausgeht.

Das rührt wiederum von der Notwendigkeit her, die Parteimaschine in allen Staaten in gutem Zuſtande zu erhalten. Die genaueſten Berechnungen werden im voraus von den Senatoren über ihren Anteil an diesem Recht und an der sogenannten »courtesy of the Senate« angeſtellt; d. h. es herrscht ein ſtillschweigendes Übereinkommen darüber, daß jedes Mitglied ungehindert seinen Interessen nachgehen kann; eine Ernennung, die der Präsident mit der Zuſtimmung des daran interessierten Senators macht, findet faſt immer die Billigung des Hauses. Es gibt aller-

dings Ausnahmefälle, besonders wo die Richterstellen im obersten Gerichtshof in Betracht kommen. Ihre politische Haltung und ihre vergangene Laufbahn werden genau geprüft; wo immer Parteiinteressen durch Verzögerung oder Zurückweisung gedient werden kann, wird die Zustimmung versagt.

Aber auch hier ist der Präsident im Vorteil und pariert den Schlag der Legislative oft mit Erfolg. Die Verweigerung von Geldern für exekutive Maßregeln hält die Räder der Staatsmaschine an, und ist bei den Wählern nicht beliebt; dies Mittel ist also nicht anwendbar. Die Zurückweisung einer Ernennung bezeugt die Wachsamkeit der Senatoren, aber die Exekutive hat das absolute Recht, Beamte ihrer Ämter zu entsetzen. Es ist leicht, dem Kongreß durch eine Ernennung ein Schnippchen zu schlagen, indem man eine Amtsvollmacht bis Ende der Sittzungsperiode erteilt und sie dann, falls der Senat seine Zustimmung verweigert, wieder erneuert. Auf diese Weise wurde während der ganzen zweiten Amtszeit Jeffersons ein Marineminister im Amte erhalten; auf ähnliche Weise sicherte sich Jackson ohne Zustimmung des Senats einen Finanzminister, der lange genug im Amte blieb, um seine (Jacksons) Pläne auszuführen; bei niedrigeren Ämtern sind solche Fälle sehr häufig. So kann die Exekutive selbst bei einer feindlich gesinnten Legislative durch Ausübung ihres Amtsverleihungsrechts Vorteile für die von ihr vertretene Partei erringen, d. h. sie kann unter allen, wenn auch noch so ungünstigen Bedingungen die Parteimaschine wohl geölt und gut im Gange erhalten. Sie braucht weder Verschiebungen innerhalb der Regierung noch Widersetzlichkeit der Partei zu fürchten.

Obwohl es ursprünglich nicht beabsichtigt worden war, daß eine einmalige Wahl zum Präsidenten einen durch Gebrauch erlangten Anspruch auf eine zweite Inhaberschaft des Amtes verleihen solle, so haben doch die Demokraten das System der zweimaligen Amtsinhaberschaft entwickelt und wo immer möglich in Anwendung gebracht, und dies ist später bei der republikanischen Partei eine Art ungeschriebenes Gesetz geworden.

Nun ist es aber die Partei, die den Kandidaten für die Präsidentschaft zum ersten wie zum zweiten Mal aufstellt; die Partei hat ihre fortdauernde Organisation durch ihre staatlichen und nationalen Komitees, welche wiederum die Wahl der Delegierten zu den Konventen sichern, und im letzten Grunde muß ein Präsident sich während seiner ersten Amtszeit mit seiner Partei wegen der zweiten Aufstellung als Kandidat gut stellen, und während seiner zweiten muß er die moralische Verpflichtung fühlen, die Herrschaft seiner Partei zu sichern, um sich durchzusetzen.

Bryce sagt in Hinsicht hierauf: »Parteiregierung mag notwendig sein. Soweit wir es verstehen, ist sie notwendig. Aber es ist eine unselige Notwendigkeit.« Dann spricht er von ihrem verderblichen Einfluß auf die Regierung, ihrer aufdringlichen Haltung gegenüber fremden Staaten und heimatlichen Idealen. Ostrogorski meint, daß das System der Konvente und die Parteiorganisation in beklagenswerter Weise das Amt des Präsidenten herabgewürdigt haben, indem sie dem Volke nur eine Wahl zwischen zwei Kandidaten lassen, wobei sie die Exekutive zu eng mit der Legislative verknüpfen und dem Präsidenten als Hauptziel die Stärke seiner Partei vorstecken, ihm Agenten aufzwingen, welche die Parteiführer gewählt haben und seine koordinierten Machtbefug-

nisse denen des Kongresses unterordnen.

Die Ansichten dieser bedeutenden Männer sind denen der Amerikaner im allgemeinen diametral entgegengesetzt. Für uns ist es ein Gewinn, daß es eine regierende Klasse, die wie im Anfang Gesetze einfach diktierte, nicht mehr gibt; es ist ein ungeheurer Gewinn, daß durch die Parteiorganisation europäische Einwanderer willkommen geheißen, in die Reihen eingeschrieben und zur Teilnahme an der Regierung erzogen werden; es ist von allerhöchster Wichtigkeit, daß das Volk in dem Präsidenten, wenn auch in noch so unvollkommener Form, seinen Tribunen sieht. Uns sind diese Vorteile klar; und die Wirkung der Partei in ihrem Einfluß auf die Regierung, die unsere eigenen gemäßigten Ideale der Selbstsucht der fremden Staaten aufzwingt und sich mehr reformierend als umstürzlerisch zeigt, ist nichts weniger als unheilvoll. Unheil ist stets mit einer föderalen Regierung verbunden wie mit jeder anderen Form sozialer Ordnung. Staatskunst besteht nicht darin, das positiv Gute dem positiv Bösen vorzuziehen, sondern darin, das kleinere von zwei Übeln zu wählen. Natürlich stellen wir Vergleiche an zwischen unseren Sorgen und denen anderer Staaten; der Vergleich zeigt uns, daß wir in Amerika noch weit von dem tausendjährigen Reich entfernt sind, aber er gibt uns auch den Mut, unser Staatsgebäude auszubessern und zu festigen, die nötigen Änderungen hoffnungsvoll zu treffen und, soweit in unserer Macht steht, das Haus, in dem wir wohnen, zu verschönern.

Viel Übertreibungen und großer Mangel an präziser Sprache machen sich in den amerikanischen Büchern über die sogenannte politische Wissenschaft in Bezug auf das Präsidentenamt breit. Danach soll der Präsident Streitfragen genau feststellen, Parteistreitigkeiten und Parteikniffen ein Ende bereiten, brennende Fragen lösen und die oder jene Politik durchsetzen. John Quincy Adams hat gesagt, daß die Rechte des Präsidenten »ausgedehnter und komplizierter« seien als die der Legislatur; Seward hat den Präsidenten einen König innerhalb gewisser Grenzen genannt, was er allerdings auf seine Weise auslegt; Hayes glaubte von sich als Präsident, daß er »das Volk in seiner Hand« halte; ein hervorragender Jurist (Hare) sagt bei einer Aufzählung seiner militärischen und Patronats- und Veto-Rechte, daß diese »mehr wahrhaft königlich« seien als die eines englischen Monarchen. In all diesen Aussprüchen steckt viel Wahrheit, aber durchaus nicht die ganze Wahrheit; das Amt wird mit dem Amtsinhaber durcheinander gemengt. Es herrscht das Gesetz, erhaben über alle Menschen; der Präsident von gestern ist der Farmer, der Redakteur, der Rechtsanwalt, der Professor von heute; plutokratische und selbst aristokratische Vorrechte dauern nur drei Generationen — »from shirt sleeves to shirt sleeves« — und wo alle frei sind, ist es lächerlich von Sklaverei, Dienstbarkeit oder Leibeigenschaft zu reden. Wo eine absolute Gleichheit der Entwicklungs- und Fortkommensmöglichkeiten herrscht, ergibt sich die bürgerliche und politische Gleichheit von selbst; wenn man von Lohn-Sklaverei spricht, so ist das ein Bekenntnis der Schwäche, und politische Einrichtungen könnten die Begabung eines Volkes nicht schaffen, sie können nur jedem Grad von Begabung, positivem wie negativem, die Möglichkeit geben, sich durchzusetzen. Die menschliche Natur ändert sich in den Jahrhunderten nur wenig, und die Um-

gebung, von der sie ihre Nahrung bezieht, gibt den niedrigen wie den hohen Intellekten ihre Fortkommensmöglichkeit. Die Neigung, im Präsidentenamt einen Mann zu sehen, der allen Unfähigen und Sündigen Zuflucht gewährt, liegt in der Schwäche der menschlichen Natur begründet; das hat aber nichts mit dem Einfluß der Partei, mit Parteipolitik oder mit Parteiregierung zu tun. In der amerikanischen Geschichte hat es kein goldenes Zeitalter gegeben; das Präsidentenamt von heute, wie es die Parteiregierung geformt hat, ist in sich ein schöneres Amt als am Anfang, weil der Präsident stark ist und weil er einem Volke, einer Partei und einem sozialen Empfinden, wie es bisher noch nicht da war, direkt verantwortlich ist. Die gegenteilige Ansicht der Idealisten richtet viel Schaden an; ihre Bemühungen müssen zurückgewiesen werden.

Ohne Agitation gibt es keine Entwicklung, und Propheten des Unheils müssen ihre wichtige Rolle spielen. Durch die Findigkeit ihrer Angriffe auf bestehende Institutionen ist das Unsichere am amerikanischen Präsidentenamt genügend bloßgestellt worden. Der Präsident, behaupten diese Kritiker, ist in den Händen der Senatoren, von denen jeder seinen Sitz einnimmt, weil er die Wähler seines Staates für sich gewonnen hat, wodurch er den Präsidenten einschüchtert. Eine Befreiung von dem Joch wäre nur möglich, wenn dem Senat sein Bestätigungsrecht genommen und das Recht, alle Ämter zu verleihen, ohne Kontrolle dem Präsidenten übertragen würde. Das würde die ganze Verantwortung auf seine Schultern legen. Außerdem kann das öffentliche Wohl die Aufmerksamkeit, welche die Exekutive ihm schuldet, auf sich ziehen, wenn der Mann und das Amt vollständig von der Parteimaschine getrennt werden, und zu diesem Zwecke müßte seine Amtsdauer sechs oder sieben Jahre betragen, aber ohne Wiederwahl. Seine Augen, Ohren und Hände — die Minister seines Kabinetts — müßten Sitze im Kongreß und in den Komitees haben, um Regierungsmaßregeln zu befürworten und die führenden Staatskräfte einander näher zu bringen. Das alles sind reine Annahmen, daß etwas anderes besser ist als das, was augenblicklich da ist, nur weil es etwas anderes ist. Der Grundirrtum solcher Reformatoren mag millionenmal klargelegt und bewiesen werden; er wird wie alles Verkehrte immer wieder auftauchen. Dieser Irrtum nimmt die Gestalt der Heuchelei an: volkstümliche und freie Regierung, so sagen wir; aber die Volksstimme ist nicht Gottes Stimme, sie irrt in Wut, in Wahnsinn und muß gezügelt und als für Momente irrsinnig, als ausbrechende Krankheit behandelt werden. Das ist der allen Logikern so wohl bekannte Trugschluß. Die Beziehungen zwischen dem Präsidentenamte und der Parteimaschine, wenn sie auch, wie schon gezeigt, in einzelnen Phasen von Übel sind, haben sich doch historisch und normal entwickelt.

Theorien, die dem Präsidenten eine ungeteilte Verantwortlichkeit übertragen möchten, würden ihm auch eine ungeteilte Macht übertragen, die weit über das hinausgehen würde, was er, so wie er jetzt eingeschränkt ist, je zu erreichen hoffen kann. Diejenigen, die behaupten, daß wir einen König hätten, sind gerade die Leute, die unbewußt die Wirklichkeit des Absolutismus fördern. Der schlechte Ruf, den Parteien und Parteiführer haben, schließt eine Reform ihres Charakters, ihrer Art aus; stellt sie durch Gesetze ins helle Tageslicht, erkennt ihre Macht an, so werden sie harmlos wie Tauben sein.

Das Erstehen des deutschen Volkstums und seine Verbreitung im Mittelalter.

Von
R. Hoeniger.

Die Absicht der folgenden Ausführungen iſt darauf gerichtet, feſte Vorſtellungen darüber zu gewinnen, wie aus dem räumlich unsicher begrenzten Gesamtbereich urzeitlich-germanischen Wesens ein deutsches Volkstum sich ausgeschieden hat, welchen Wohnraum es bis zum Ausgang des Mittelalters gewann, und in welchem Umfange über die deutschen Grenzen hinaus eine deutsche Einflußnahme auf fremdvölkische Außenlande erfolgte.

*

Die vielumſtrittene Frage nach den Ursitzen der Germanen lasse ich unerörtert. Ich beschränke mich auf die Anführung der gesicherten Tatsache, daß die Germanen zu Beginn unserer Zeitrechnung die Lande von der sarmatischen Tiefebene bis an den Rhein, einschließlich der skandinavischen Halbinsel, innehatten. Sie haben in der Folge in breitem Strom das Gebiet des römischen Imperiums überflutet. In Italien und Frankreich, in Spanien und Nordafrika erſtanden germanische Staatsgründungen. In Rom und Karthago haben germanische Heerkönige ihr Hoflager aufgeschlagen. Noch verwegener erscheinen die kecken Züge der Normannen. In Süditalien und Nordfrankreich treten sie als Herren auf. In Rußland gehen die Anfänge ſtaatlicher Ordnung auf normannische Waräger zurück. Von den baltischen Geſtaden führten kühne Seefahrten die Wickinger bis nach Island und Grönland. Ihre Schiffe sollen, fünfhundert Jahre vor Columbus, die Küſte des nordamerikanischen Feſtlandes erreicht haben. Es verschlägt wenig, ob wirklich die erſte Entdeckung Amerikas ihnen zuzuschreiben iſt oder nicht. Sicherlich haben sich nach allen Seiten hin Wagemut und Heldenkraft der Germanen überwältigend zur Geltung gebracht.

Aber diese Recken, die in alle Weiten hinauszogen, die jeden Gegner mit spielender Kraft bezwangen, sie haben keinen geschlossenen Staat aufgerichtet wie die Römer oder wie die siegreichen Nachfolger Muhammeds. Sie haben in den eroberten Gebieten sich nicht durchweg politisch behauptet und an mehr als einer Stelle selbſt ihre germanische Eigenart eingebüßt. Nur in mittleren und nordischen Breiten sind germanische Staatsgründungen von bleibender Dauer entſtanden. Im Süden sind edle Germanenſtämme zugrunde gegangen oder fremdem Volkstum eingeschmolzen worden.

Es iſt gelegentlich die Klage laut geworden, daß mit ihnen ein Stück deutscher Kraft unserem Volke verloren gegangen sei, daß sie dem gleichen Geschick erlegen wären, dem Deutsche auch später so oft noch verfielen, zum Kulturdünger für fremde Volkesart zu werden. Eine solche Auffassung scheidet zunächſt nicht scharf genug: Germanentum und Deutschtum. Alle jene Germanenſtämme, die außerhalb des späteren deutschen Sprachgebietes sich feſtsetzten, sind Glieder der großen germanischen

Völkerfamilie, von der auch das deutsche Volk seine Abkunft herleitet; aber Deutsche im eigentlichen Sinne sind sie nicht gewesen, oder richtiger: nicht geworden. In den Bannkreis der engeren deutschen Geschichte sind sie überhaupt nicht eingetreten. In Skandinavien haben die Einen ein Volkstum begründet, das dem deutschen verwandt, aber doch durchaus selbständig geartet ist; in England haben die Andern die germanische Seite des angelsächsischen Wesens bestimmt. Daneben sind allerdings auch Verluste zu verzeichnen, — noch nicht des Deutschtums, sondern des Germanentums. Auf russischem Boden sind die wenigen Tropfen germanischen Blutes in der Flut fremden Volkstums verschwunden. Die germanischen Stämme endlich, die in der Völkerwanderung südwärts gezogen waren, sind untergegangen oder dem Romanentum eingegliedert worden. Den romanischen Nationen haben sie außerordentliche Werte zugeführt und damit in der Verjüngung der Alten Welt einer großen geschichtlichen Sendung gedient. Der Adel Italiens, Frankreichs, Spaniens ist durch einen starken germanischen Einschlag gekennzeichnet. Das frische Leben, das dort in der Folge erblühte, wurzelt zu einem guten Teil in den Trägern germanischen Wesens, die mit dem Romanentum verschmolzen sind.

Hier hat also der Hinweis auf die Stärkung fremden Volkstums durch germanisches Blut sein Recht. Nur daß ganz ebenso das deutsche Volk fremde Bestandteile in sich aufgenommen hat. Kein Volkstum deckt sich ganz mit einer Rasse. »Volkstum« erhält sein eigenstes Gepräge von zwei Seiten her: durch die Verbindung der Rasse mit dem Boden, also durch die Einwirkung der Landesnatur, und: durch Einschmelzung fremder Rassen-Elemente. Aber in jedem Volkstum schlägt dann doch unter allen Kreuzungen und Vermischungen eine bestimmte Rasse durch, »gibt die Obertöne an«, wie Lamprecht das Verhältnis des Germanischen zum Deutschen gekennzeichnet hat.

Auf dem Boden des römischen Imperiums sind die germanischen Eroberer, losgesprengt von der alten Heimat und ohne Zuzug von dort, als ‚Rasse' schon durch ihre geringere Zahl der eingesessenen Bevölkerung gegenüber in die zweite Reihe gedrängt worden. In derselben Richtung wirkte die überlegene fremde Kultur, die die eingerückten Germanen der romanischen Sprachgemeinschaft zuführte. Endlich bleibt der Einfluß des Klimas zu beachten. Es scheint, daß germanisches Wesen in mittleren und nordischen Breiten gesunder und lebensfrischer gedeiht als unter südlicher Sonne. — Aber hätten Goten, Vandalen, Burgunder und Longobarden die angestammte Sprache und Art in den neuen Sitzen mit glücklicherem Erfolge behauptet, sie hätten, menschlichem Ermessen nach, am gegebenen Ort und in jener Frühzeit germanischen Werdens ein Volkstum gestaltet, das mindestens ebenso deutlich, wahrscheinlich noch sehr viel entschiedener vom heutigen Deutschtum sich abhöbe wie das Skandinaviertum oder das Angelsachsentum.

*

Deutsches Volkstum hat in der Mitte unseres Erdteils seine Heimstätte gefunden:

»Von der Maas bis an die Memel,
Von der Etsch bis an den Belt« —

Als kriegerische Nomaden sind die germanischen Vorfahren des deutschen Volkes von Osten oder Nordosten her in das heutige deutsche Land eingerückt. Am Rhein und an der Donau haben

die Römer einen Grenzwall gegen sie aufgerichtet. Das nötigte den Westgermanen den Zwang zu fester Siedlung auf. Zwischen Rhein und Elbe vollzog sich der Übergang zu einem wehrhaften Bauerntum, das mit der Scholle verwuchs; während im Osten auf den weiten Ebenen jenseits der Sudeten und Karpathen das kriegerische Wanderleben der Germanen noch ungebrochen fortdauerte. Dort sind jene großen Volksheere der Goten und Vandalen, der Burgunder und Longobarden »als gewaltige, in kriegerischer Ehre und Pflicht organisierte Massen erwachsen« (Nitzsch), die hinterdrein der Hunnenansturm mit plötzlichem Ruck westwärts schob. Über die bereits fester im Boden wurzelnden Westgermanen sind sie hinweggeflutet, ins Römerreich hinein. Der Zusammenhang der Ostgermanen mit den bäuerlichen Stämmen, die die Träger der deutschen Geschicke wurden, riß damals ab. Der westelbische Wohnraum ist das eigentliche Stammland des deutschen Volkstums geworden. Von diesem Mutterboden aus hat in langer Entwicklung unter mancherlei Schwankungen das deutsche Sprach- und Wohngebiet Mitteleuropas sich geformt, wesentlich beeinflußt durch die geographischen Bedingtheiten.

Überall, wo nicht von der Natur feste Schranken gezogen sind, haben Volks- und Staatsgrenzen durch die Jahrhunderte mannigfach sich verschoben. Nirgends in stärkerem Maße als für das deutsche Volk; weil Deutschland als das Land der Mitte mehr als jedes andere Volksgebiet unseres Erdteils offene Grenzen hat, die zur Ausdehnung einladen, aber auch fremder Einwirkung leichten Zutritt gewähren. Darum hängt Sicherheit und geschlossene Kraft, fester Grenzschutz und Gewährleistung der nationalen Besonderheit, heute so gut wie im ganzen Verlauf unserer Geschichte, mehr als bei andern Völkern, von der Gestaltung der politischen Macht ab.

Betrachten wir rein geographisch das heutige deutsche Siedlungsgebiet in Mitteleuropa. — Im Norden ist durch Ost- und Nordsee eine klar umrissene Grenze gezogen, abgesehen von der jütischen Halbinsel, wo der Übergang vom deutschen ins dänische Sprachgebiet ohne erkennbaren Einschnitt verläuft. — Das gleiche gilt im Westen über die Niederlande hin nach Nordfrankreich hinein. Erst dem mittleren Frankreich gegenüber bilden Ardennen, Vogesen und Jura etwas wie einen Grenzwall, freilich nicht auch ein wirkliches Verkehrshemmnis. — Fester schließen nach Süden hin die Alpen unser deutsches Land ab. Aber selbst hier öffnen sich Pässe und Quertäler als Tore für Ausgang und Zugang. — Im Südosten weist die Donau aus dem deutschen Gebiet hinaus. Ihr Stromlauf erschließt den Zutritt durch Ungarn nach dem Schwarzen Meer. — Nordostwärts endlich, in dem nach Rußland sich erbreiternden Tiefland, hat die Natur jeden Halt für eine Verteidigungslinie versagt.

Aus diesen geographischen Bedingtheiten hat das Schwanken der nationalen Scheidelinien sich ergeben, die Bildung von Übergangsstrecken in fremdes Volkstum, die ganze Unsicherheit der nationalen Abschließung, die an mehr als einer Stelle noch heute fühlbar ist.

Ich gebe vorgreifend einen flüchtigen Überblick der wechselnden Grenzgestaltung. Im Westen hatten die Römer den Rhein als Grenzstrom Germaniens anerkannt wissen wollen. Ein Flußlauf kann in Zeiten unentwickelten Verkehrs eine Völkerscheide bilden. Aber schon in den Anfängen unserer

beglaubigten Geschichte ift von den Weftgermanen die Rheingrenze über≈schritten worden. Als die römische Grenzmacht ermattete, waren Franken und Allemannen auf das linke Rhein≈ufer vorgedrungen. Seitdem ift der Rhein ein deutscher Strom geblieben. In dem jahrhundertelangen Ringen zwischen Germanen und Keltoromanen sind die anfänglich weit ausgreifenden links≈rheinischen Erfolge z. T. zunichte ge≈macht worden. Nur ein verhältnis≈mäßig schmales Gebiet ift deutsches Land geblieben, im wesentlichen, soweit geschlossene deutsche Bauern≈siedlungen reichten. Wo die Franken darüber hinaus lediglich als eroberndes Herrenvolk vorgerückt waren, haben sie ihre germanische Eigenart ebenso drangeben müssen wie die erobernden Oftgermanen auf dem Boden des Römer≈reichs. Politische Eroberung ift noch nicht nationale Errungenschaft. Der Kampf um die ftaatlichen Grenzen ift im Weften immer von neuem ent≈brannt; der völkische Besitzftand, d. h. der Geltungsbereich deutscher und fran≈zösischer Zunge, ift seit der Karolinger≈zeit nahezu unverändert geblieben. Diet≈rich Schäfer hat in dieser Zeitschrift, (Ok≈tober 1912, Sp. 20), darauf hingewiesen, daß die karolingischen Teilungen von 843 und 870 sich so wenig wie alle späteren politischen Abgrenzungen an die Sprachenscheidung hielten. Die ftaatliche Beherrschung hat in der Folge lange Zeit meift zu ungunften des Deutschtums sich verrückt; bis 1870≈71 wenigftens Frankreich gegenüber das deutsche Recht voll zur Geltung ge≈bracht ward. — Im Norden war und ift die nationale Reibungsfläche mit den Dänen nur schmal. Hier hat sich völ≈kisch und, nach mancherlei wechselnden Ergebnissen, auch politisch das Deutsch≈tum als der erfolgreichere Teil erwiesen. — Im Süden hielt, ähnlich wie an der Weftgrenze, schon seit dem Abschluß der germanischen Wanderzüge deut≈sches und romanisches Wesen sich das Gleichgewicht. — Am härteften war von Alters her der Oftsaum des deutschen Sprachgebiets umftritten. Dort hat das deutsche Volkstum, nach zeitweiligem Abfluten der Germanen aus weiten Flächen, einige Jahrhunderte hindurch in ftattlichem Umfange Boden gewonnen, bis die nationale Feftigung der öftlichen Grenzvölker eine weitere Ausbreitung des deutschen Einflusses hemmte. Auch in unseren Tagen ftoßen gerade dort noch immer die nationalen Ansprüche in unausgeglichenem Gegensatz aufein≈ander. Von der Adria bis an die bal≈tische Küfte, in einer nach Oft und Weft unftät abspringenden Grenzlinie, wird der Nationalitäten≈ und Sprachen≈kampf mit z. T. leidenschaftlicher Er≈bitterung geführt.

*

Nunmehr greife ich zurück auf die wichtigften Entwicklungsmomente. Unser Dasein als ftaatlich gegliedertes Volk geht auf den Frankenftamm zurück. Der Frankenftamm war auf dem rechten Ufer des Mittel≈ und Niederrheins seß≈haft geworden, von dort aus hat er Gallien erobert, ohne den feften Stütz≈punkt in der Heimat aufzugeben, und er hat alle übrigen weftgermanischen Stämme seiner Führung untergeordnet. Merowinger und Karolinger, die das zuwege brachten, haben damit die Vor≈aussetzung für ein einheitliches deutsches Volkstum und die Grundlage für einen zukünftigen deutschen Staat geschaffen. Aber die fränkische Macht griff über den deutschen Boden weit hinaus, und sie trat mit dem Übertritt Clodwigs zum athanasianischen Bekenntnis in den Dienft der römischen Papftkirche. Karls

des Großen Herrschaft umfaßte außer den deutschen Gauen: Frankreich, halb Italien und die Grenzgebiete Spaniens. Ostwärts hatte Karl die nächstgesessenen Slawen in lockere Abhängigkeit gezwungen und im Südosten die Awaren niedergeworfen. Seine Krönung zum römischen Kaiser bezeichnet den Abschluß einer stolz aufstrebenden Entwicklung. Die Krone ist Karl dem Großen vom Papst aufs Haupt gesetzt worden. Der Akt war als Erneuerung des alten Imperiums gedacht. Nach dem Willen des obersten Priesters sollte das erneuerte Kaisertum die weltliche Schutzmacht der Papstkirche werden. Aber jeder selbstbewußte Träger der Kaiserkrone strebte seinerseits universalen Zielen zu. Das Karolingerreich war nach seiner ersten Machtgrundlage und nach den durch die Anknüpfung an die römische Tradition ihm gewiesenen Zielen ein internationales Gebilde. So ist es der Ausgangspunkt nicht nur für den deutschen, sondern auch für den französischen Staat geworden. Dem deutschen Teilstaat fiel das Kaisertum zu und damit das imperialistische Streben. Der französische Staat ist in seinem ersten selbständigen Werdegang von solcher Ablenkung ins Weite unbeirrt geblieben, und er konnte sich eben darum früher und sicherer national in sich festigen, während das deutsche Kaisertum von der pflichtgemäßen Sorge um die innere staatliche Ordnung immer wieder auf Ziele sich abwendete, die nicht in der Richtung der dringendsten nationalen Bedürfnisse lagen.

Als unter den Nachfolgern Karls des Großen Deutsche und Franzosen staatlich sich schieden, da war das deutsche Teilreich gegenüber der einstigen Ausdehnung germanischer Völkerschaften auf einen bescheidenen Raum beschränkt. Im Westen war das linke Rheinufer gewonnen, im Süden die Donau überschritten, aber das weite Flachland im Osten war von den Germanen geräumt. In den Zeiten der großen Wanderungen hatten slawische Stämme in die Sitze der west- und südwärts vorrückenden Germanen sich nachgeschoben. Im Tiefland der Donau hatten Awaren und, ihnen nachrückend, Magyaren sich festgesetzt. Um die Wende des neunten und zehnten Jahrhunderts zog sich die östliche Grenze des deutschen Sprachgebiets vom Kieler Hafen durch den Sachsenwald, an Elbe und Saale entlang, dann über den Böhmerwald bis zur Donau, und von da in nicht ganz sicher zu bestimmendem Verlauf bis ins Pustertal. Erst die in späterer Folge einsetzende kolonisatorische Ausdehnung hat die deutschen Grenzen nach Osten wieder weiter gerückt. Es ist eine deutsche Ruhmestat, an der das Kaisertum am wenigsten Anteil hat.

Unser mittelalterliches Kaisertum hat zweifellos das deutsche Leben mannigfach befruchtet. Von Karl dem Großen stammt der Grundstock unserer staatlichen Institutionen. Die sächsischen Herrscher haben die zerstörenden Einfälle von Normannen und Magyaren abgewiesen und damit eine durchgreifend wirksame staatliche Ordnung im Innern erst wieder ermöglicht. Zugleich brachte die Verbindung mit Italien eine Fülle bedeutsamer kultureller Anregungen. Aber sehr bald stellte es sich heraus, daß das verheißungsvolle und verhängnisvolle Erbe der Kaiserkrone ihre Träger immer wieder in die Bahnen eben jener universalen Politik lenkte, die dem deutschen Namen Glanz und Ehre eingetragen, die, solange sie erfolgreich vordrang, auch den deutschen Einfluß nach außen nachdrücklich steigerte, aber die letzten Endes doch die Gegensätzlichkeit uni-

versal gerichteter und nationaler Bestrebungen ergab.

Das tritt uns handgreiflich bei jeder wirtschaftlich bedingten Tätigkeit des deutschen Volkes im Mittelalter entgegen, vor allem bei den Errungenschaften der Kolonisation und des Außenhandels. Die Kolonisation wandelt fremden Boden in deutsches Land. Der Handel errafft für das deutsche Volk reichen Gewinn in der Fremde. Beide Betätigungen greifen über den gegebenen Siedlungsraum hinaus und erbreitern den Bereich deutscher Kultureinwirkung. Nach beiden Richtungen hat das deutsche Kaisertum in der Hauptsache versagt. Erst die aufstrebenden Sonderbildungen, fürstliche Territorien und freie Städte, haben den hier sich aufdrängenden Forderungen mit durchgreifendem Erfolg Genüge geschafft.

Bei der Kolonisation des Ostens hat das Kaisertum nur in den Vorstadien entscheidend mitgewirkt. Die tatkräftigste Ausweitung des deutschen Siedlungsgebietes ist erst wesentlich später, unter maßgebender Anteilnahme der territorialen Gewalten erfolgt. Alle Deutschen, die heute östlich der oben (Sp. 1230) bezeichneten Grenzlinie wohnen, danken ihre Heimat der mittelalterlichen deutschen Kolonisation. Man hat mit gutem Grund diese kolonisatorische Ausweitung des deutschen Wohnraumes als die größte deutsche Tat des Mittelalters gepriesen. Ihr Ergebnis ist die nationale Eingliederung weiter Landstriche, die reichlich die Hälfte des heutigen deutschen Sprachengebiets in Mitteleuropa ausmachen.

Daß in der Zeit der Wanderungen Germanen diese Strecken durchstreift hatten, trägt für die endgültige Besitznahme nichts aus. Die Germanen der Völkerwanderungs-Epoche waren nach ihrer Wirschaftsverfassung Nomaden gewesen. Ein nomadisches Volk verwächst noch nicht mit dem Boden. Seine Weidetriften werden herrenloses Land, sobald es ihnen den Rücken kehrt. Und mehr noch: die Wesensart eines nomadisierenden Stammes bleibt unter der Einwirkung veränderter Daseinsbedingungen stärkeren Umprägungen ausgesetzt. — Es war etwas ganz anderes, wenn in der Folge der seßhaft gewordene Deutsche, nachdem sich in längerer bodenständiger Entwicklung ein gefestetes Volkstum herausgebildet hatte, von seinem Heimatboden sich löste, um an neuem Standort sich niederzulassen. — Das Germanentum der Frühzeit konnte in Deutschland, in Skandinavien, in England in verschieden geartetes Volkstum übergehen oder gar unter ungünstigen Bedingungen fremdvölkischem Übergewicht erliegen. Die deutsche mittelalterliche Kolonisation ist die erste dauernd fortwirkende Geltendmachung ausgeprägt deutschen Wesens außerhalb des deutschen Mutterbodens. Sie hat eine nationale Kultur zur Voraussetzung, die als gesicherter Besitz auch denen erhalten blieb, die von der heimischen Scholle abwanderten, und die nunmehr dieser besonderen Kultur in der Fremde eine neue Stätte zu bereiten vermochten, und zur weiteren Voraussetzung: eine nationale Politik, die den eigenen Wohnraum zu erbreitern gewillt war, nicht das universal gerichtete Streben der Imperatoren, das in Rom den Mittelpunkt der Welt sah und in der Überwindung des gleich gerichteten päpstlichen Weltherrschaftsanspruchs das wichtigste Ziel. Eine solche nationale Politik haben im Bereich des deutschen Lebens seit dem zwölften Jahrhundert die partikularen Grenzmächte mit der Kolonisation des Ostens aufgenommen.

Das Kaiſertum hatte nützliche Vorarbeit geleiſtet. Karl der Große hatte erſtmalig in ſeinen »Marken« den militäriſchen Grenzſchutz gegen das öſtliche, damals noch überwiegend heidniſche Völkergemiſch aufgerichtet. Nach Bewältigung der Awaren waren bis nach Ungarn und in die öſtlichen Alpenlande hinein auch ſchon koloniſatoriſche Erfolge des Deutſchtums zu verzeichnen, die freilich zu einem guten Teil durch ſpätere Einbrüche barbariſcher Horden wieder zerſtört wurden. Immerhin verblieb aus der Karolingerzeit dem deutſchen Volkstum ein wirklicher Gebietszuwachs im Südoſten. Dann aber ſtockt in der Hauptſache für längere Zeit der Fortgang nationalen Landerwerbs. Wohl haben die ſächſiſchen Herrſcher an der Oſtgrenze um politiſche Macht gekämpft. In nationaler Beziehung war dabei mehr der Gedanke der Abwehr als der Eroberung wirkſam. Dem ſiegreich zur Geltung gebrachten militäriſch-politiſchen Übergewicht über die öſtlichen Nachbarvölker ging keine zielbewußte Eindeutſchung zur Seite. Die bäuerliche Siedlung, die allein eine endgültige Behauptung des Bodens verbürgen konnte, unterblieb. Vermutlich weil in jener Epoche die verfügbaren Kräfte des deutſchen Volkes ganz in der allmählich lebhafter aufgenommenen inneren Koloniſation aufgebraucht wurden. Man hat demzufolge nach Oſten hin auf die militäriſche Grenzſicherung durch deutſche Kriegsleute ſich beſchränkt. Darum konnten durch ſpätere Slawenaufſtände die in den fremdſprachlichen Grenzlanden errungenen politiſchen Vorteile verhältnismäßig leicht wieder in Frage geſtellt oder gar vernichtet werden. Es kommt hinzu, daß die Ottonen insbeſondere kirchliche Ziele ins Auge faßten, nicht im Sinne einer nationalen Miſſion, ſondern in jenem ſchwärmeriſchen Idealismus, der der Welt das Heil zu bringen begehrte. Einen außerordentlich verhängnisvollen Schritt hat Otto III. mit der Gründung des Erzbistums Gneſen getan. Er gab der ſlawiſchen Kirche einen Mittelpunkt und damit dem Polentum für die Folge einen zuverläſſigen nationalen Halt. — Etwas beſſer ſtand es wiederum im Südoſten, wo nach dem Siege über die Magyaren im Jahre 955 wirklich Dauerndes geſchaffen wurde. Es ſind Tatſachen, die darauf zu deuten ſcheinen, daß die beſonderen Verhältniſſe des Bajuwarenſtammes eine koloniſatoriſche Ausbreitung früher als bei den andern deutſchen Stämmen begünſtigten. Die hier aus der Zeit Karls des Großen ſtammenden deutſchen Stellungen haben damals eine weſentliche Verſtärkung oder eine verjüngende Erneuerung erfahren. Seitdem ſind Oberöſterreich und Teile von Kärnten und Steiermark ſowie die Grenzſtriche Weſtungarns unbezweifelt deutſch. Alſo etliche Wirkung hat auch das Kaiſertum bei der Ausweitung des deutſchen Siedlungsgebietes erzielt.

In rechten Fluß kam die koloniſatoriſche Bewegung erſt ſeit dem Beginn des zwölften Jahrhunderts, zu einer Zeit, da die ſaliſchen und ſtaufiſchen Kaiſer in ihren weltpolitiſchen Plänen ihr Augenmerk immer ausſchließlicher ſüdwärts richteten. — Unabhängig von dieſer kaiſerlichen Politik wendet ſich das geſunde nationale Expanſionsſtreben nach Oſten.

Damals hatte der innere Ausbau in der alten Heimat mehr und mehr ſeine natürlichen Schranken gefunden. Für eine anſchwellende Überſchußbevölkerung wurde neuer Wohnraum erforderlich. Jetzt erſt waren Kräfte für die bäuerliche Siedlung in der Ferne frei. Im zwölften und dreizehnten Jahr-

hundert, noch in den erſten Jahrzehnten des vierzehnten ſtrömten Scharen deutscher Auswanderer oſtwärts. — Was an Nachzüglern in den Zeiten des dreißigjährigen Krieges folgte, was in späterer Folge von Hohenzollern und Habsburgern nach dem Oſten verpflanzt wurde, tritt an Erheblichkeit hinter der mittelalterlichen Kolonisationstätigkeit zweifellos zurück. Das geschichtlich Bedeutsamſte in der deutschen Durchdringung des Oſtens iſt vom zwölften bis vierzehnten Jahrhundert geschehen.

Wir haben dabei zu scheiden zwischen den Ergebnissen eines durch Rassenhaß und Glaubenseifer verschärften Grenzkrieges und einer friedlichen kolonisatorischen Ausbreitung.

In den hart umſtrittenen Grenzgebieten gab das Schwert den Ausschlag. Dort iſt die Führung deutschen Territorialfürſten zugefallen. Die Schauenburger verdrängten die Slawen aus Oſtholſtein und Lauenburg; die Welfen, in erſter Linie Heinrich der Löwe, haben an der unteren Elbe, die Askanier, allen voran Albrecht der Bär, in der Altmark und in Brandenburg entscheidende Erfolge errungen; die Markgrafen von Meißen und der Lausitz sind von der Mulde und Elſter bis zur Spree und Neiße vorgerückt; im Südoſten sind die Babenberger rühmlich am Werke gewesen. Noch schärfer auf kriegerische Eroberung iſt die Tätigkeit des deutschen Ritterordens eingeſtellt. Der Orden hatte nach dem Abzug aus dem Heiligen Land ein erſtes Wirkungsgebiet in Siebenbürgen gefunden. Von dort iſt er nach Preußen übergesiedelt, um den Kampf für Deutschtum und Chriſtentum an einer Stelle aufzunehmen, wo eine ungehemmtere Entfaltung in Aussicht ſtand als unter dem Druck des eifersüchtigen und mißgünſtigen Magyarentums.

Neben den mit der Waffe wider heidnische Nachbarn erzielten Erfolgen haben wir die sehr viel weiter reichenden Errungenschaften zu verzeichnen, die der Überlegenheit deutscher Kultur und deutschen Arbeitsfleißes zu danken sind. Die Missionstätigkeit der deutschen Kirche hat den öſtlichen Völkern mit dem Chriſtentum tausend Wohltaten höherer Gesittung und fördernder Volkspflege zugeführt, und sie hat nunmehr zugleich in ausgesprochen deutschem Sinne gewirkt. Namentlich die Ciſterziensermönche haben mit solchen Mitteln eine ſtattliche Reihe von Hochsitzen deutscher Kultur ins Leben gerufen. Daher hinterdrein der hussitische Tschechenhaß, der mehr dem Deutschtum als dem Katholizismus galt. Das Beſte hat die vordringende bäuerliche Eroberung getan, nicht mit dem Schwert, sondern mit dem Pflug. Die kolonisatorische Tüchtigkeit des deutschen Bauern war bereits auf heimischer Scholle erprobt. Mit zunehmender Bevölkerung hatte man Tochterdörfer angelegt, man hatte Waldgebiete roden und Sumpfſtrecken trockenlegen gelernt. Das war die treffliche Vorschule für die nachfolgende, vor keiner Mühe zurückschreckende Siedlerarbeit gewesen, die nun auf fremdem Boden glänzend sich bewährte.

Faßt man, ohne bei verwirrenden Einzelheiten zu verweilen, das Gesamtergebnis ins Auge, so sind — unter sehr verschieden gearteten Voraussetzungen — Oſtholſtein, Mecklenburg, Brandenburg, Pommern, Preußen, das heutige Königreich Sachsen, halb Böhmen und einzelne Teile Mährens, Schlesien, Niederöſterreich und weite Striche der Alpenlande deutschem Wesen gewonnen worden. Nur zum geringen Teile hat in diesen Gebieten gewaltsame Chriſtianisierung und Germanisierung Platz gegriffen; in größerem Umfange vollzog

ſich ein ruhiges koloniſatoriſches Vorſchreiten.

In Mecklenburg, in Pommern, in Schleſien haben die eingeſeſſenen ſlawiſchen Fürſten und ihr Adel den chriſtlichen Glauben angenommen und zugleich rückhaltlos dem deutſchen Weſen ſich hingegeben. Sie haben deutſche Siedler als Träger und Vermittler des wirtſchaftlichen Fortſchrittes ins Land gezogen. — Die Slawen benutzten allein den hölzernen Pflug, der nur leichten Boden ritzte. Ihre liebſte Beſchäftigung war, wie Droyſen einmal bemerkt, »das beſchauliche Schweinehüten im Walde«. Aller ſchwere Boden des Koloniſationsgebietes iſt erſtmalig durch die eiſerne Pflugſchar der Deutſchen in Ackerland umgewandelt worden. Dieſe deutſche Koloniſation ſchuf neue Werte in unermeßlicher Fülle, Werte, die ebenſo dem Landesherrn wie dem eingeſeſſenen Adel zugute kamen. Sie mehrte Sicherheit und Wohlſtand, Wehrkraft und Macht des Landes. Das läßt die Haltung der herrſchenden Mächte dem Deutſchtum gegenüber und die ihm eingeräumte Bevorzugung erſt ganz verſtändlich erſcheinen. In allen Gebieten, in denen der Deutſche unter dem Schutz deutſchfreundlicher Fürſten in ein chriſtlich gewordenes Land einwanderte, brachte er ſein beſſeres Recht aus der Heimat mit. Er ſicherte ſich weitgehende Selbſtändigkeit in Kirche, Gericht und Gemeinde. Den gedrückten und halb entrechteten niederen Eingeſeſſenen gegenüber war die gehobene Geltung des Deutſchen ſo ſcharf ausgeprägt, daß die andersſprachigen Maſſen, an deren Ohr noch kein nationaler Mahn- und Weckruf drang, im Übergang zur deutſchen Sprache nur einen Gewinn ſahen. Unter ſolchen Verhältniſſen iſt die erſtaunlich raſche Eindeutſchung Pommerns, Mecklenburgs, Schleſiens vor ſich gegangen. Die gewagte und ſchlechthin unerwieſene Annahme, daß zurückgebliebene Reſte vordem dort anſäſſiger Germanen die Erfolge des Deutſchtums beſchleunigt hätten, iſt zur Erklärung des Vorganges entbehrlich.

Anders ſtand es in Böhmen, in Polen, in Ungarn. Da haben ſich die Landesherren gleichfalls zum Chriſtentum bekehrt, bevor ein überwältigender Zwang ſie dazu nötigte. Aber ſie dachten nicht daran, wie die mecklenburgiſchen, pommerſchen und ſchleſiſchen Fürſten rückhaltlos zum Deutſchtum überzugehen. Sie ſicherten ſich vielmehr gerade durch die Taufe gegen die Kreuzzüge der chriſtlichen Welt und retteten damit ihre und ihrer Völker nationale Eigenart. Das Verſtändnis für den Wert deutſcher Einwanderung iſt auch ihnen aufgegangen. Für eine wirkſame Zuführung abendländiſcher Kultur war der deutſche Siedler nicht zu entbehren. So zogen ſie Deutſche ins Land, und ſie bewidmeten die Plätze, denen ſie gewerbliche und kaufmänniſche Tätigkeit zuführen wollten, mit deutſchem Recht. Deutſche Koloniſten ſchufen Muſterſtätten landwirtſchaftlichen Betriebes, und in ganz Böhmen, Polen und Ungarn iſt das Städteweſen von Deutſchen begründet. Bei alledem wurden dem deutſchen Element die Grenzen ſeiner Ausbreitung und der Grad ſeiner Einwirkung von den im Lande herrſchenden Gewalten zugemeſſen. Die alteingeſeſſenen Volkskräfte ſollten nicht erdrückt werden. — Als in ſpäterer Folge das aufgeſtachelte ſlawiſche und magyariſche Nationalgefühl gegen den deutſchen Einfluß ſich erhob, da konnten der eingeſeſſene, deutſchfeindliche Adel und die noch immer überwiegend nichtdeutſchen Maſſen weitere deutſche Fortſchritte vereiteln, z. T. ſelbſt in na-

tionalem Gegenstoß das deutsche Element zurückdrängen.

Zunächst aber hatte im 12., 13. und 14. Jahrhundert das deutsche Volk gewaltige Errungenschaften zu verzeichnen. Weit nach Osten erstreckte sich die bäuerliche Siedlung. Deutsches Land reichte von den altgefesteten Stammsitzen in geschlossenem Gefüge an der Ostseeküste bis zur Memel und in den Alpen von den Schweizer Bergen bis nach Südsteiermark. Polen und Böhmen und Mähren bildeten tiefe slawische Einbuchtungen in das deutsche Sprachgebiet; aber auch diese Lande waren ebenso wie Ungarn von deutschen Kolonien durchsetzt. Als vorgeschobene Posten lagen deutsche Siedlungen auf dem Wege zur Adria und zum Schwarzen Meer. Im Balticum war die deutsche adlige Grundherrschaft bis nach Kurland, Livland und Estland vorgedrungen.

*

Neben der deutschen Kolonisation und räumlich über sie hinausragend, steht als zweiter Grundbestandteil deutscher Einwirkung auf die außerdeutsche Welt die Ausbreitung des deutschen Handels. Sie verstärkt den deutschen Einfluß in den Kolonisationsgebieten und dehnt ihn weit über die Grenzen der bäuerlichen Siedlung aus.

Seit dem Ausgang des 11. Jahrhunderts beginnt das rasche Aufblühen der deutschen Städte. Damals erhebt sich ein deutscher Kaufmannsstand, der zunächst die fremde Handelsvermittlung im Inlande ausschaltet und mehr und mehr weitverzweigte Beziehungen mit der Außenwelt knüpft.

Auch diese Entwicklung ist ein Erzeugnis eigenster, von oben her nur wenig geförderter Kraftentfaltung. Die kaiserliche Gewalt hat zu dem aufstrebenden deutschen Städtewesen von vornherein kein klares Verhältnis gewonnen, obgleich mindestens der anschwellende italienisch-süddeutsche Verkehr ein unmittelbares Zusammenwirken von Kaisermacht und Bürgertum nahelegen konnte. Das Kaisertum hat die unscheinbaren Anfänge der städtischen Entwicklung auf deutschem Boden so ziemlich sich selbst überlassen. Hinterdrein stand es dem erstarkenden und nach eigener politischer Macht ringenden Bürgertum ohne klare Absicht und festes Ziel gegenüber. Für die Pflege und Sicherung der deutschen Handelsinteressen hat das mittelalterliche deutsche Kaisertum noch weniger getan als für die bäuerliche Kolonisation. Nur mittelbare Vorteile sind von seiten des Reichs der nach außen gerichteten deutschen Handelstätigkeit zuteil geworden. Das heilige römische Reich deutscher Nation hatte den ersten Rang in der Christenheit, und es behauptete formell diese Vorrangstellung selbst dann noch, als die Macht des Kaisertums innerlich schon ausgehöhlt war. Das hat unzweifelhaft das deutsche Ansehen im Auslande gestärkt. Insofern diente der Glanz des Kaisertums der deutschen Sache auch ohne förderndes Zutun der kaiserlichen Herrscher. Der deutsche Kaufmann aber ist vor allem doch durch eigene Leistung in der Welt vorangekommen. Gewiß hat es im Mittelalter an keiner Stelle der abendländischen Welt eine großstaatlich geleitete Wirtschafts- und Handelspolitik gegeben. Durchweg sind die Städte, nicht die Staaten, die Träger des Handels geworden. Aber in Frankreich oder in England hat die Krone die Fühlung mit dem städtischen Bürgertum nicht verloren. Sie hat in den inneren Zwistigkeiten mit dem Adel, die auch dort nicht ausblieben, sich geradezu auf die Städte gestützt. Und als in späterer Folge die Notwendigkeit einer staatlichen Beeinflussung der Wirt-

schaftskräfte sich unabweisbar herausstellte, da war bei jenen Nationen der Boden dafür vorbereitet. In Deutschland geriet auch das Bürgertum in die Bahnen des Partikularismus.

Hier, wo lediglich die Richtlinien der Entwicklung gezogen werden sollen, ist eine Darlegung der in fremdes Volksgebiet sich erstreckenden Handelsbeziehungen und eine nach der Zeitfolge geordnete Aneinanderreihung der draußen begründeten Faktoreien nicht vonnöten. Nur das allgemeine Bild, wie es auf der Höhe des Mittelalters sich darstellt, soll mit flüchtigen Strichen gezeichnet werden.

Erstaunliches war zuwege gebracht. Im Norden und Nordosten hatte der hansische Kaufmann alle wichtigeren Verkehrspunkte der baltischen Küstenlande besetzt. Bis nach Bergen in Norwegen, nach Wisby auf Gothland, nach Reval und Nowgorod verzweigten sich seine Niederlassungen. Die Hanse hatte unbestritten das Dominium maris baltici, und die Nordsee führte mit Recht den Namen »das deutsche Meer«. In England nahm der hansische Kaufmann den ersten Rang ein. Die Niederlande gehörten damals noch ganz dem deutschen Volkstum an. Erst ihre spätere Entwicklung führte sie zur Ausgestaltung einer neuen Erscheinungsform germanischen Wesens, die dem Deutschtum enger verwandt blieb als das Skandinaviertum oder das Angelsachsentum, aber die eben doch einen gesonderten Platz neben dem Deutschtum gewann. Die im Osten angrenzenden Völkerstämme standen in gewerblicher und kaufmännischer Beziehung in scharf ausgeprägter Abhängigkeit vom Deutschtum. Ein weiterer Handelszug erstreckte sich donauabwärts bis in die Grenzgebiete des Balkans. Endlich hatten die süddeutschen Städte über die Alpen hinweg ihre Verbindungen mit Oberitalien geknüpft und auch nach dieser Seite hin einen reichbemessenen Anteil an dem von dort ausstrahlenden Großverkehr erlangt.

*

Kirchliche Mission, ritterlicher Glaubenskampf, bäuerliche Siedlung, gewerblicher und kaufmännischer Unternehmungsgeist haben in glücklichem Zusammenwirken dem deutschen Volke ein reiches Betätigungsgebiet erschlossen. Wachsender Reichtum, technischer Fortschritt, lebendigste Regsamkeit machten sich nach außen überwältigend geltend. Die überlegene deutsche Kultur hat damals auf die östlichen und nördlichen Völker sehr viel nachhaltiger und tiefergreifender eingewirkt, als jemals französischer Einfluß in Deutschland fühlbar geworden ist. Dem entsprach die überragende Stellung, die das Deutschtum durch seine koloniale Expansion und durch seine wirtschaftlichen Auslandsbeziehungen auch da erlangte, wo nicht das siegreiche Schwert ihm Land und Leute unterwarf. Der alten Heimat war ein gewaltiges neues Siedlungsgebiet angegliedert, und stattlicher Gewinn floß dem Mutterlande aus der beherrschenden oder bevorzugten Handelsstellung des deutschen Kaufmanns in der Fremde zu. Noch war der Gesichtskreis nicht durch die großen überseeischen Entdeckungen ins Unermeßliche erweitert. Die Schiffahrt war auf die Binnenmeere und auf Küstenfahrt beschränkt. Innerhalb der damaligen abendländischen Kulturwelt hatte das deutsche Element den ersten Platz und den breitesten Raum gewonnen.

Mit einem Worte berühre ich die Rückwirkung der großen Errungenschaften auf die Wesensart des deutschen Volkes.

In den neueingedeutschten Gebieten des Ostens haben die allgemeinen Einwirkungen der neuen Umwelt eine koloniale Abwandlung des dort heimisch gewordenen Deutschtums bewirkt. Diese Abwandlung hat die Sprache nicht berührt, weil den Deutschen das Herrschafts- und Herrenrecht zufiel, weil die unmittelbare Verbindung mit dem deutschen Mutterboden niemals aufhörte, und weil der Kulturabstand zwischen Deutschen und Fremdstämmigen jede geistige Befruchtung des deutschen Teiles von jener Seite ausschloß. Aber das Zusammenleben und die weitgehende Verschmelzung zweier von Haus aus national geschiedener sozialer Schichten hat deutlich erkennbare Spuren hinterlassen. Lamprecht*) führt aus, wie auf dem kolonialen Boden »der Herrensinn des ostelbischen Junkers erstarkte«. »Hier sind im Staatsleben Begriffe wie Subordination und verdammte Pflicht und Schuldigkeit, hier in der Verwaltung die Gewohnheiten exakter Tätigkeit von unten und unablässiger Kontrolle von oben her erwachsen.« Man wird als sinngemäße Ergänzung diesen Beobachtungen hinzufügen dürfen, daß für die tieferen Schichten vor allem die Blutmischung mit dem eingesessenen fremden Volkstum sich fühlbar machte. Die Kreuzung von Fügsamkeit des slawischen Wesens und germanischer Männlichkeit ergab nach dem Urteil Bismarcks eine erhöhte staatliche Brauchbarkeit. Der starre hyperindividualistische Grundzug der Germanen war gedämpft, und die breiten Massen der ostelbischen Bevölkerung boten ein ausgezeichnetes Material für eine straffe Staatsbildung. In der Tat scheint alle staatliche Energie nach dem deutschen Osten verpflanzt. Auf kolonialem Boden sind die beiden deutschen Großmächte, Österreich und Preußen, erstanden, und dem neuen deutschen Reich ist die beste staatliche Kraft aus Preußen zugewachsen.

*) Deutsche Geschichte, Zweiter Ergänzungsband, 2. Hälfte, S. 472.

Bei der kaufmännischen Betätigung im Ausland ergeben sich charakteristische Unterschiede nach Maßgabe der Bedingungen, unter denen sie sich in der Fremde zur Geltung brachte.*) Der norddeutsche und der süddeutsche Kaufmann traten in ihren nach außen reichenden Beziehungen grundverschiedenen Verhältnissen gegenüber. Der oberdeutsche Kaufmann zog über die Alpen und traf in Italien auf eine alte hochentwickelte Kultur. Die Bedingungen seiner wirtschaftlichen Tätigkeit wurden ihm von den dort gebietenden Mächten vorgeschrieben. Im Fondaco dei Teschi zu Venedig war der Deutsche ein geduldeter und in seinem Recht sorglich beschränkter Gast. Ganz anders in den nordischen Bereichen, die der hansische Kaufmann aufsuchte. Seine Schiffe sind »wie schwimmende Kulturinseln der eigenen Heimat«, die er in rauhe, unter Umständen in noch heidnische Länder führt. Er kommt als der Träger einer höheren Bildung. Er ist der Herr und Gebieter. Auch sein eigenes Recht bringt er mit ins fremde Land, und das heimische Gericht bleibt ihm die oberste Behörde. Seine Niederlassungen gewinnen das Ansehen einer Festung. In den erstehenden skandinavischen Städten erlangt er einen leitenden Einfluß. Deutsche werden dort satzungsgemäß Ratmänner und Bürgermeister. Es sind Momente, die in ihrer

*) Vergl. für die folgenden Ausführungen die Bemerkungen von Jastrow, Über Welthandelsstraßen in der Geschichte des Abendlandes. (Volkswirtschaftl. Zeitfragen Heft 63-64) Berlin 1887 S. 30 f.

Art das Wesen des Süddeutschen und des Norddeutschen mitbestimmt haben. Der Süddeutsche lernte geschmeidig sich fügen, höflich und höfisch mit dem Fremden verkehren. Der Norddeutsche fühlte sich in überlegener Kraft. Herrischer und selbstbewußter wurde sein Wesen. Die Unterscheidungsmerkmale sind damit noch nicht erschöpft. Der süddeutsche Kaufmann holte und lieferte die Erzeugnisse einer feineren Kultur. Der Norddeutsche hantierte mit gröberen Stoffen. Sein Element blieb das unwirtliche nordische Meer. Er ist härter und fester geworden in solcher Arbeit, aber auch schwerfälliger, während der Süddeutsche ästhetisch wie geistig vielseitiger angeregt ward.

Man sieht, wie die koloniale Expansion und die Auslandstätigkeit des Kaufmanns einen Einfluß auf die Charaktergestaltung unseres Volkes gewonnen haben.

*

In rüstigem Schaffen langer Geschlechterreihen war all das Große für unser Volk erreicht. Was fehlte, war eine zuverlässige, staatliche Zusammenfassung. Eine nationale Monarchie war nicht zustande gekommen. Den Sondermächten war die Bahn vorzeitig freigegeben. Einzelnen Teilen und Gruppen des deutschen Volkes war die Fortführung der nationalen Ausdehnung durch Kolonisation und wirtschaftliches Streben ins Weite überlassen geblieben. Auf dem altgeschichtlichen deutschen Boden war der kaiserliche Einfluß mehr und mehr ausgeschaltet worden, in den neugewonnenen Einflußgebieten gelangte er von vornherein nicht zu durchgreifender Geltung. Kraftvoll aufstrebende Dynastengeschlechter haben die Errungenschaften der Kolonisation für sich eingeheimst. Den Städten sind einseitig die Vorteile des merkantilen Aufschwungs zugeflossen. Nicht das Ganze, sondern nur Einzelglieder waren gestärkt. Das hat die längst im Gang befindliche Loslösung der deutschen Partikularmächte von der Zentralgewalt gefördert. Die Städte haben sich ebenso selbstsüchtigen Sonderbestrebungen hingegeben wie die splitterstaatlichen ohnmächtigen Zwerggebilde des deutschen Westens und die kräftigeren fürstlichen Territorien der östlichen Reichshälfte. Das Reich war am Ausgang des Mittelalters ein loses Bündel selbstherrlicher fürstlicher und städtisch-republikanischer Einzelstaaten. Und als nun die politisch fester geschlossenen Nationen eine großmachtliche Staats- und Wirtschaftspolitik aufnahmen, da kam Deutschland rettungslos ins Hintertreffen. Die Weltstellung, die das deutsche Volk zum erstenmal schon im Mittelalter errungen hatte, ist vor allem aus diesem Grunde zusammengebrochen, politisch und wirtschaftlich. Alle sonstigen Momente, die man zur Erklärung des Zusammenbruchs herangezogen hat, wiegen federleicht neben der unseligen staatlichen Zersplitterung.

Die Entstehung der Universitäts-Seminare.

Von

Wilhelm Erben.

Die Begründung großer wissenschaftlicher Institute hat in den letzten Jahren die Aufmerksamkeit weiter Kreise erregt und bewirkt, daß Bevölkerungsschichten, welche sonst wenig nach den Bedürfnissen und Fortschritten der gelehrten Erkenntnis fragen, einen Blick in das Getriebe der Wissenschaft tun konnten. Auch den Lehrern der Hochschule, die durch ihre Forschertätigkeit mit der Organisation des eigenen Arbeitsgebietes genügend vertraut sind, war durch jene Ereignisse und Erörterungen Gelegenheit gegeben, auf dem Nachbarfeld Umschau zu halten, sich von neuem den Bestand der mannigfaltigen Anstalten zu vergegenwärtigen, die der Forschung dienen, und auf Lücken und Fehler dieser Ausrüstung hinzuweisen. Von Vertretern der Geisteswissenschaften ist damals daran erinnert worden, daß man über den neuen Forschungsinstituten nicht der älteren, sparsam ausgestatteten Anstalten vergessen dürfe. Dabei wurde vor allem auf die mit den philosophischen Fakultäten jeder reichsdeutschen und österreichischen Universität verbundenen, zum Teil auch bei Theologen und Juristen heimisch gewordenen Seminare hingewiesen. Man hat sie hoffnungsvoll als die Zellen bezeichnet, aus denen durch Fortbildung der Methode sich wahre Forschungsinstitute entwickeln sollen, daneben aber auch über die ungenügende Gliederung des Seminarunterrichts und die Hemmung, die er durch übermäßige Hörerzahlen erfährt, geklagt und sogar der Meinung Ausdruck gegeben, daß die Seminare doch nur der Mittelmäßigkeit dienten, also neuer Forschungsinstitute als eines nützlichen Gegengewichts bedürften. Vielleicht ist bei so verschiedener Wertschätzung ein Überblick über die Hauptzüge in der Geschichte der Seminare nicht ohne Nutzen; die Literatur der Universitätsgeschichten bietet gerade in ihren jüngsten Erzeugnissen reichlich Stoff für einen zusammenfassenden Versuch dieser Art, der freilich an vielen Stellen Raum zu weiterer Ausführung des Bildes bieten wird.

I.

Seminare zur Heranbildung des geistlichen Nachwuchses gab es in protestantischen und katholischen Ländern schon seit dem 16. Jahrhundert. Der Anstoß, sie in weltlichem Sinne auszubauen und umzugestalten, kam zunächst nicht unmittelbar von wissenschaftlichen Antrieben, sondern von praktischen Bedürfnissen des Schulwesens. Das Lehramt an den höheren Schulen war um das Jahr 1700 und noch lange danach kein selbständiger Beruf; die sich ihm zuwandten, waren zumeist Theologen, welche an der Schule die Wartezeit bis zur Erlangung eines einträglicheren Amtes zubringen wollten. Vorkehrungen, um die unter solchen Umständen oft sehr mangelhafte Vorbildung der Lehrkräfte zu verbessern, haben von den protestantischen Universitäten zuerst Halle und Göttingen getroffen.

In Halle schuf August Hermann Francke, der große Pietist und Organisator, der neben Thomasius am meisten

zu der eigenartigen Farbe der neubegründeten Hochschule beitrug, an seinem Waisenhaus eine Einrichtung, die einer besseren Ausbildung des Lehrſtandes dienen sollte. Durch Gewährung von Freitischen versammelte er um sich etwa 130 Studierende, die der Jugend Unterricht erteilten und zugleich durch den Besuch anderer Unterrichtsſtunden und durch methodische Besprechungen zu Lehrern gebildet wurden. Einem engeren Kreis aus diesem allgemeinen Seminarium praeceptorum wurde gegen die Verpflichtung, drei Jahre lang an den Franckeschen Anſtalten als Lehrer zu wirken, noch eine besondere Unterweisung in den Unterrichtsfächern der Lateinschule zuteil. Dieses pädagogische Seminar wird in seinen Anfängen den Namen und wohl manches von seinen Einrichtungen den geiſtlichen Seminaren der älteren Zeit entlehnt haben und, sowie Francke von der Theologie ausging, so sind in Halle auch weiterhin die Vorkehrungen für Lehrerausbildung mit der theologischen Fakultät noch lange verbunden geblieben. Von den Einkünften des gut ausgeſtatteten theologischen Seminars war dort schon 1697 die Hälfte für solche Studierende gewidmet worden, die unter Leitung des Professors der Beredsamkeit und Geschichte, Chriſtoph Cellarius, eine literarische Bildung erwerben und sich dem Schul- und Kirchendienſt widmen wollten, ja es beſtand wohl vorübergehend die Absicht, ein besonderes Collegium elegantioris litteraturae, also eine Art von philologischem Seminar, zu bilden. Aber diese Einrichtung muß, wenn sie überhaupt ins Leben trat, nach des Cellarius Tod (1707) wieder erloschen und auch die pädagogische Abteilung des theologischen Seminars muß bald hinter den religiösen Aufgaben dieser Anſtalt zurückgetreten und in Vergessenheit geraten sein, da es als Verdienſt des 1757 zum Seminardirektor ernannten Salomon Semler gepriesen wird, daß er die wissenschaftliche Förderung der Zöglinge und den unmittelbar mit der Begründung feſtgesetzten pädagogischen Zweck wieder zu Ehren brachte. In den Jahren 1777 bis 1783 erfreute sich die pädagogische Abteilung dieses Theologenseminars der besonderen Fürsorge des Freiherrn von Zedlitz, und es kam damals sogar zur Begründung einer mit dem Seminar verbundenen Pflegeanſtalt, an der die Basedowschen philanthropischen Gedanken herrschten.[1])

Inzwischen war an der neuen, 1737 eingeweihten Universität zu Göttingen ein Schritt geschehen, der beſtimmt war, auf die Lehrerbildung mit noch besserem Erfolg einzuwirken. Johann Mathias Gesner hatte hier von Anbeginn ein Seminarium philologicum begründet, welches neun Studierenden Gelegenheit und Unterſtützung zur Ausbildung in den »zu einem guten Schulmann erforderlichen Kenntnissen und Wissenschaften« bieten sollte. Auch hier beſtand die Mehrzahl der Seminarschüler aus Theologen, aber das Seminar war im Gegensatz zu dem Hallenser Beispiel mit der philosophischen Fakultät feſt verbunden und es schien durch seinen Namen in eine etwas andere Richtung gewiesen zu sein. Freilich schrieb auch ihm die Schulordnung allgemein pädagogische Ziele vor, indem sie neben dem Betrieb der klassischen Sprachen den Besuch

[1]) Vgl. Rethwisch, Der Staatsminiſter Freiherr v. Zedlitz (1881) S. 175 ff., Schrader, Geschichte der Universität Halle (1894) 1, 95 f., 338, 422 ff., Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts, 2. Aufl. 1, 531 f., 560; 2, 79, Ziegler, Geschichte der Pädagogik, 2. Aufl. S. 190.

mathematischer, physikalischer und geschichtlicher Vorlesungen forderte, und bestimmte, daß die Seminaristen sich im Verkehr mit Kindern und durch Unterrichtsübungen an der Stadtschule zu tüchtigen Lehrern heranbilden sollten. Indes ist in der Ausführung, unter den Händen so tüchtiger Philologen, wie es der bis 1761 tätige Gesner und der 1763 nach Göttingen berufene Christian Gottlob Heyne waren, wohl bald der pädagogische Zweck durch den fachwissenschaftlichen zurückgedrängt worden. Was Heyne selbst zu Beginn seiner Göttinger Tätigkeit dem ersten Geschichtschreiber dieser Hochschule Johann Stefan Pütter über die Einrichtung des Seminarium philologicum mitteilte, und was sein Schwiegersohn Heeren über die von Heyne bis zu seinem Tode (1812) geleitete Wirksamkeit dieses Seminars niederschrieb, stimmt eng zusammen und zeigt ein Bild, von dem wir die wesentlichsten Züge noch heute in den philologischen Seminaren wiederfinden. Die Zahl der mit einem Jahresstipendium von 50 Reichstalern ausgezeichneten Seminaristen blieb auf neun beschränkt; daneben gab es Teilnehmer, die durch Probevorlesungen und schriftliche Arbeiten ihre Befähigung zu erweisen und sich die Mitgliedschaft zu verdienen hatten; Heyne widmete dem Seminar vier oder fünf Stunden wöchentlich, wobei er eine Teilung zwischen den Adspiranten und den Seminaristen eintreten ließ. Die Teilnehmer wurden in diesen Stunden »im Interpretieren, im Lateinisch Schreiben, Reden und Disputieren« geübt, indem sie die Erklärung der gelesenen Autoren zu liefern und Aufsätze über selbständig gewählte Gegenstände vorzulegen oder zu besprechen hatten. Das Geschick und der Ernst, mit welchen Heyne das Seminar führte, ist uns nicht bloß durch die warme Schilderung Heerens, sondern auch durch den Erfolg bezeugt. Mehr als 300 Zöglinge sind in seinem Seminar gesessen, und sie haben sich dann über alle Teile des deutschen Landes, ja darüber hinaus zerstreut und als Lehrer gewirkt, obwohl die Unterrichtsübungen an der Stadtschule abgekommen waren, das Seminar sich auf die Grenzen der Altertumswissenschaft beschränkt und immer deutlicher die Gestalt einer »Pflanzschule für Humanisten« erhalten hatte.[2])

Das Göttinger Seminar ist auf mehreren Seiten nachgeahmt worden, aber diese Nachahmungen sind gemäß der Entwicklung, die das Vorbild selbst durchmachte, verschieden ausgefallen. Besondere Betonung der pädagogischen Bestimmung ergab sich in Helmstedt, wo mit der 1779 erfolgten Einrichtung des philologischen Seminars an der Universität die eines eigenen, für Unterrichtsübungen der Seminaristen bestimmten Pädagogiums an der Stadtschule Hand in Hand ging.[3]) Die Zahl der Seminarmitglieder betrug zehn (vier ordentliche, sechs außerordentliche), die Dauer ihrer Zugehörigkeit zum Seminar drei Jahre; die Gewährung von Freiplätzen im Konvikt erinnert mehr an die in Halle getroffenen Einrichtungen als an Göttingen. Vier Jahre vorher war in Erlangen der Professor der Eloquenz, Gottlob Christoph Harles, der in seiner Studienzeit im Franckeschen Waisenhaus zu Halle unterrichtet, dann dem Göttinger

[2]) Vgl. Pütter, Versuch einer akademischen Gelehrtengeschichte von der Universität zu Göttingen 1 (1765), 248 ff., 2 (1788), 273 ff. (auch dieser Bericht ohne Zweifel von Heyne), 3 (1820), 494 ff., dann Heeren, Historische Werke 6 (1823), 216 ff, und danach Paulsen 2 ², 34 ff.

[3]) Vgl. Paulsen 2 ², 44 f.

Seminar angehört und schon 1761 seine »Gedanken von dem Zustand der Schulen und ihren Verbesserungen« veröffentlicht hatte, mit einem Plan zur Errichtung eines Seminars in Erlangen an das Viermännerkollegium herangetreten, dem die Sorge für die dortige Universität oblag. Zwei Jahre danach wurden, zunächst aus den Einkünften des Lottospiels, die erforderlichen Mittel bereitgestellt, so daß im Herbst 1777 das Seminar auch hier ins Leben treten konnte.[4]) Es stand unter Direktion des Professor eloquentiae et poeseos und umfaßte acht Mitglieder, durchwegs Theologen, welche auf Empfehlung des Kirchensenates zu Bayreuth und der Gymnasien zu Erlangen oder Ansbach von dem Viermännerkollegium aufzunehmen waren, vier Jahre auf Staatskosten leben und ein Jahresstipendium von je 40 fl. erhalten sollten. Der Unterricht wurde dem pädagogischen Zweck so weit angepaßt, daß außer den theologischen und klassisch-philologischen Studien auch Vorträge des Direktors über Erziehungskunst festgesetzt und daneben der Besuch recht mannigfaltiger, selbst juristischer und medizinischer Kollegien empfohlen wurde. Von Unterrichtsübungen an einer besonderen Schule wurde abgesehen, nur sollten die Seminaristen in den einmal wöchentlich gehaltenen Übungen die alten Autoren selbst so erklären, als ob die Schulklasse vor ihnen säße. Im gleichen Jahre wie Erlangen erhielt die schleswig-holsteinische Landesuniversität Kiel ihr philologisches Seminar, wo es auch keine Unterrichtsübungen, aber eine ganz ähnliche Vielseitigkeit von wissenschaftlichen Anforderungen gegeben zu haben scheint.[5]) Eine Verordnung von 1789 legte den vier Studierenden, die hier durch drei oder vier Jahre das Seminarstipendium genießen durften, neben den Kollegien über lateinische und griechische Autoren auch ein tüchtiges Maß von theologischen Pflichtkollegien auf, und noch nach dem Regulativ von 1810, das bis zum Ende der dänischen Herrschaft in Kraft war, mußten die Mitglieder in der vorgeschriebenen Aufnahmeprüfung auch über Geschichte und in der Schlußprüfung sogar über Geschichte und Mathematik Rechenschaft ablegen. Solche Einrichtungen standen zurzeit schon ziemlich vereinzelt da und fanden keine Nachahmung. Dagegen ist das Erlanger Statut, auf dessen Fassung die bureaukratischen Kräfte wohl starken Einfluß genommen haben dürften, bei den engen Beziehungen, welche besonders seit 1790 die fränkischen Markgrafschaften mit dem Hauptbesitz des Hauses Hohenzollern verbanden, im Norden nicht ohne Einfluß geblieben.

II.

Von noch größerer Wirkung war es, daß im Jahre 1787 auch in Halle das Göttingische Muster in der Gestalt, die es unter Heyne gewonnen hatte, durchdrang. Das von Semler wiedererweckte pädagogische Seminar, das mehr und mehr den philanthropischen Versuchen ausgeliefert wurde, hatte seine Leitung mehrmals gewechselt; als sie 1782 wieder erledigt war, gewann Zedlitz den eben 24jährigen Friedrich August Wolf als Professor der Philologie und Pädagogik. Wolf hatte drei Jahre in Göttingen Philologie betrieben, ohne zu Heyne in ein engeres Ver-

[4]) Iwan Müller, De Seminarii philologici Erlangensis ortu et fatis, oratio in seminarii sollemnibus saecularibus Kal. Dec. 1877 habita (Erlangen 1878) S. 6 f.

[5]) Vgl. Wiese, Das höhere Unterrichtswesen in Preußen 2 (1869), 601.

hältnis zu treten. Er war nicht Seminariſt geworden, hatte aber doch genügenden Einblick in die Natur des Göttinger Seminars gewonnen, um das, was er dort gut fand, in Halle von neuem aufleben zu lassen. Zugleich verwertete er, was ihm über das Erlanger Seminar bekannt war, und fügte mit schöpferischer Kraft neue Gedanken hinzu, die dem Bedürfnis der Zeit und der Wissenschaft entsprachen.[6]) Mit der in Erlangen und Göttingen herrschenden Bevorzugung der Theologen im Seminar iſt hier gebrochen worden; Wolf bekämpfte geradezu die Auffassung, daß das Schulamt ein »Durchgang in ein ruhiges oder fettes geiſtliches Amt« sei, vertrat die Forderung einer »Trennung des Schulſtands vom Predigerſtande« und weigerte sich, Mitglieder des theologischen Seminars in das philologische aufzunehmen. Im Gegensatz zu den Erlanger Beſtimmungen verlangte er, daß die Wahl und Aufnahme der Mitglieder von ihm, dem Direktor, allein abhängen solle, und mit großer Entschiedenheit wehrte er sich gegen die an der fränkischen Universität vorgeschriebene Vielseitigkeit der Ausbildung. Als das Königliche Oberschulkollegium mit der am 28. September 1787 erteilten Genehmigung des philologischen Seminars zugleich die Erwartung aussprach, Wolf werde die Absicht, geschickte Schulmänner zu bilden, nicht aus den Augen verlieren, neben der klassischen Philologie besonders in den praktischen Übungen auch »andere, z. B. hiſtorische, philosophische und besonders pädagogische Gegenſtände« berücksichtigen, neben den lateinischen auch deutsche Ausarbeitungen machen lassen und zu den praktischen Übungen einige Schüler aus dem Waisenhaus heranziehen, da bot der junge Seminardirektor dem König seine Enthebung an, weil er sich nicht ſtark genug fühle, solchen Aufgaben zu entsprechen. Wird es dann doch in der am 9. März 1788 von Wolf selbſt entworfenen Dienſtinſtruktion dem Seminardirektor zur Pflicht gemacht, auch auf die Beförderung der anderen einem gelehrten Schulmann erforderlichen Kenntnisse zu sehen, die Seminariſten zum Besuch »der nützlichſten Vorlesungen über andere Teile der Gelehrsamkeit« anzuhalten und sich von ihren dabei erzielten Erfolgen zu unterrichten, so war das nur ein spärlicher Reſt von den alten Anforderungen, der Wolf nicht gehindert haben wird, seinem Seminar einen rein philologischen Anſtrich zu geben. Auch die gewünschten Unterrichtsübungen dürften zunächst auf dem Papier geblieben sein; nur darauf kann es sich beziehen, wenn Wolf später in einem auf Errichtung eines philologisch=pädagogischen Seminars in Berlin bezüglichen Gutachten zugeſtand, daß in Halle seinem Seminar alles Praktische beinahe ganz gefehlt habe; es kam wohl in den Jahren 1799—1803 zu didaktischen Versuchen der Seminariſten, die Wolf zu Beginn des Semeſters einleitete, um deren weiteren Verlauf er sich aber nicht allzuviel kümmerte. In der Hauptsache betrieb sein Seminar, wie es bei Heyne der Fall gewesen, Interpretation der alten Autoren und Disputationen, in der Art, daß die

[6]) Vgl. Körte, Leben und Studien Fr. A. Wolfs des Philologen (1833) 1, 169 ff., 200 ff.; Körte, Fr. A. Wolf über Erziehung, Schule, Universität (»Consilia scholastica«, 1835) S. 308 ff.; Arnoldt, Fr. A. Wolf 1 (1861), 95 ff., 108 ff., 245 ff.; Rethwisch, Freiherr v. Zedlitz S. 191 ff.; Varrentrapp, Johannes Schulze (1889) S. 29 ff.; Schrader, Geschichte der Universität Halle 1, 455 ff.; Paulsen 2², 224 ff.; Spranger, Wilhelm v. Humboldt (1910) S. 219 f.

Selbsttätigkeit der Schüler voll zur Geltung kam; es unterschied sich aber von dem Göttinger Vorbild durch die lebhafte Fühlung, die der Lehrer auch außerhalb der Seminarstunden mit seinen Seminaristen unterhielt. »Die Mitglieder des Seminarii«, so berichtete er dem Kanzler der Universität schon im September 1787, »müssen zusammen eine Gesellschaft formieren, die den beständigen Zutritt bei dem jedesmaligen directori seminarii haben und über alles seines näheren Rates sich bedienen kann, wenn ihm dieß gleich die Woche noch ein paar Stunden kosten sollte«.

In Wolfs Seminar, das bis zu der Schließung der Universität im Herbst 1806 blühte, saßen in den letzten Semestern die beiden Männer, welche für die Entwicklung der Seminare in der Folgezeit das meiste geleistet haben: August Boeckh, der zunächst in Heidelberg, dann 1812 in Berlin das philologische Seminar begründete und bis 1867, also durch mehr als ein halbes Jahrhundert, dessen Leiter geblieben ist,[7]) und Johannes Schulze, der von 1818—1840 als vortragender Rat unter dem Unterrichtsminister Altenstein wesentlich zur Verbreitung des Seminarwesens auf die gesamte Zahl der preußischen Universitäten beitrug.[8]) In der langen Reihe von »Reglements«, welche, von 1812 angefangen, den zumeist nun erst errichteten Seminaren der preußischen Universitäten gegeben wurden,[9]) spiegelt sich die Nachwirkung des von Wolf in Halle aufgestellten Beispiels. Die Mehrheit dieser Satzungen nennt als Hauptzweck des Seminars die fachwissenschaftliche Ausbildung »durch vielfache Übungen, die in das Innere der Wissenschaft führen, und durch literarische Unterstützung jeder Art« oder durch Anleitung »zu eigenen gelehrten Arbeiten und Forschungen«; von Rücksicht auf das Lehramt, das die Mitglieder künftig ausüben würden, ist nur bei dem naturwissenschaftlichen Seminar zu Bonn (1825) und dem mathematisch-naturwissenschaftlichen zu Halle (1839) die Rede; aber auch diese Schöpfungen bezeugen im Grunde den Sieg, den die fachwissenschaftliche Auffassung über die pädagogische errungen hatte; denn gerade die Umgestaltung der alten, ursprünglich auf alle Unterrichtsfächer der Gymnasien Bedacht nehmenden philologischen Seminare zu wirklichen, ausschließlich der Altertumswissenschaft dienenden Schulen nötigte zur Einrichtung von entsprechenden Anstalten für die anderen Fächer.

Neben der neuen Gattung lebte freilich auch noch die alte in engerer oder loserer Verbindung mit den Universitäten fort. In Gießen ist in demselben Jahre, 1812, in welchem hier ein philologisches Seminar errichtet wurde, das Pädagogium von der philosophischen Fakultät getrennt worden.[10]) Das theo-

[7]) Köpke, Die Gründung der Universität zu Berlin (1860) S. 241 f. und Lenz, Geschichte der Universität zu Berlin 3 (1910) S. 208 ff.

[8]) Varrentrapp, Joh. Schulze S. 392 f., 500.

[9]) Über das 1810 genehmigte, aber zunächst noch ohne Instruktion gelassene philologische Seminar zu Königsberg s. Wiese, Das höhere Schulwesen in Preußen 1, 530 und Wolfs Bericht an Humboldt bei Körte, Fr. A. Wolf über Erziehung S. 323. Bei Koch, Die preußischen Universitäten 2. Bd. (1840) sind im neunten Abschnitt (S. 555 ff.) 21 Seminar-Reglements aus den Jahren 1812 bis 1839 gedruckt, darunter zehn für die nun auch vorwiegend auf wissenschaftliche Ziele gerichteten theologischen Seminare, sechs für die philologischen, vier für naturwissenschaftliche und mathematische, eines (Königsberg 1832) für ein historisches Seminar. Vgl. dazu Wiese 1, 525 ff.; 2, 598 ff.; 3, 403 f., wo die Übersicht bis 1874 gegeben ist, und Paulsen 2^2, 256 ff., 269 ff.

[10]) Die Universität Gießen von 1607 bis 1907, Festschrift (1907) 1, 392. Koch 2, 772

logische Seminar zu Halle besaß nach wie vor seine pädagogische Abteilung, welche durch Hospitieren in den Unterrichtsstunden und durch Lehrübungen an der Franckeschen Stiftung die Einführung in die Schulpraxis anstrebte. Ähnliche Einrichtungen, wie sie hier den protestantischen Theologen seit Alters zustanden und 1835 neuerlich gesichert wurden, gewährte dem katholischen Teil das 1824 errichtete philologisch-pädagogische Seminar in Münster. Dem pädagogischen Zweck diente auch das 1787 nach Gedikes Vorschlägen in Berlin entstandene Seminar, welches zunächst dem Friedrich-Werderschen Gymnasium angegliedert, später in freierer Weise solchen jungen Philologen, die ihr Fachstudium beendet hatten, die Ausbildung im praktischen Lehramt gab. Ähnliche Einrichtungen bestanden in Breslau, Stettin und an dem Fridericianum zu Königsberg; als die letztgenannte 1810 einging, schuf Herbart in eigentümlicher Form Ersatz in einem didaktischen Institut, das aber von der Universität unabhängig blieb. Mancherlei Angriffe auf das preußische Schulwesen legten im Jahre 1837 Schulze und seinem Minister den Gedanken nahe, diese pädagogischen Seminare reicher auszubauen.[11]) Es ist nicht so rasch dazu gekommen (nur in den damals noch nicht preußischen Universitätsstädten Göttingen und Kiel wurden 1843 pädagogische Seminare geschaffen), und selbst wenn es geschehen wäre, würde der fachwissenschaftliche Charakter der übrigen Seminare dadurch kaum verwischt worden sein. Die schon in Göttingen angebahnte und von Wolf in Halle erfolgreich gegen die Wünsche der Regierung behauptete Entwicklung hatte eine bleibende Arbeitsteilung der Seminare zur Folge: von der Ausbildung zum Lehrer war die Ausbildung in der Wissenschaft geschieden. Insofern ist das philologische Seminar zu Halle, an dem diese Gegensätze zur Entscheidung kamen und die Ausbildung in der Wissenschaft den Sieg gewann, Vorbild und Grundlage für fast alle die mannigfaltigen Seminare geworden, die heute mit unseren philosophischen Fakultäten verbunden sind.

bietet nur das 1835 ergangene neue Regulativ für das theologisch-pädagogische Seminar zu Halle. Über Münster s. Wiese 1, 542, im übrigen Wiese 1, 527, 531 ff., Paulsen 2^2, 88, 273 und Spranger, W. v. Humboldt S. 219 ff.

[11]) Varrentrapp, Johannes Schulze S. 427.

III.

Aber unsere Seminare verdanken ihre Entstehung nicht nur der staatlichen Fürsorge für den Nachwuchs im Schulamt, sondern auch freieren Bestrebungen und Einrichtungen. Wolf hat in der oben angeführten Stelle selbst auf diese zweite Wurzel hingewiesen, indem er erklärte, daß die Mitglieder des Seminars »zusammen eine Gesellschaft formieren« müssen. Damit spielte er auf die an den meisten Universitäten seinerzeit bestehenden gelehrten Gesellschaften an, die, aus der Studentenschaft gebildet, unter Führung einzelner Professoren mannigfache Bildungsziele anstrebten und sich von dem übrigen Hochschulbetrieb durch eine den Zeitströmungen enger angepaßte Wahl der Gegenstände sowie durch regere Betätigung der Mitglieder abheben sollten. Es mag unter diesen Vereinigungen mancherlei nutzlose Blasen gegeben haben, die, von ungeklärter jugendlicher Begeisterung geschaffen, ihr Dasein rasch wieder beendeten oder es in hohlen Formen weiter fristeten. Im Jahre 1765 hat die in Frankfurt a. O. geplante Begründung

der »gelehrten Gesellschaft zum Nutzen der Wissenschaften und Künste«, für welche damals die königliche Genehmigung erbeten wurde, einem früheren Frankfurter Professor Gelegenheit zu sehr scharfen Ausfällen gegen derartiges, wie er meinte lächerliches und törichtes Treiben gegeben.[12]) Indes war unter der Spreu doch auch Weizen. Für die Pflege der deutschen Sprache und Literatur, die im Lehrplan der Universitäten noch nicht vertreten war, haben die deutschen Gesellschaften gewirkt, die mit mehrfach wechselnden Bezeichnungen in Leipzig seit 1697, in Göttingen seit 1739 und in Erlangen seit 1755 bestanden.[13]) Wissenschaftliche Leistungen sind bei der 1733 in Jena begründeten Societas Latina[14]) zu verzeichnen, die von lateinischen Stilübungen ausgehend, sich mehr und mehr der gelehrten Arbeit zuwandte, und in noch höherem Maße bei den beiden hierher gehörigen Vereinigungen der Leipziger Universität: der philologischen Gesellschaft, die von 1784 bis 1809 unter der Leitung von Christian Daniel Beck zweimal wöchentlich ihre Sitzungen hielt, und der 1799 begonnenen, 1805 zuerst öffentlich angekündigten griechischen Gesellschaft Gottfried Hermanns, die durch vier Jahrzehnte der Stolz der sächsischen Hochschule gewesen ist[15]). In Jena und in Leipzig sind aus solchen Gesellschaften die philologischen Seminare hervorgegangen, das gleiche gilt von Greifswald, wo die 1820 begründete philologische Gesellschaft zwei Jahre später zu einer öffentlichen Anstalt erklärt und mit einem den sonstigen Seminarreglements großenteils genau nachgebildeten Statut versehen wurde, ohne sogleich ihren alten Namen zu verlieren. Auch auf dem Gebiet der Geschichtswissenschaft wiederholt sich die Erscheinung, daß das Seminar manchmal unmittelbar aus einer historischen Gesellschaft hervorgegangen ist. So verhält es sich in Breslau, wo Stenzel schon 1824 die Umwandlung seiner historischen Gesellschaft in ein Seminar beantragt hat, die dann 1843 wirklich eintrat[16]); so in Königsberg, wo die seit 1820 von Schubert geleitete historische Gesellschaft zu Ende 1832 die Rechte eines Seminars erhielt,[17]) und in Greifswald, wo 1863 die historische Gesellschaft Arnolds zu einem Seminar erklärt wurde[18]). In Bonn hat Sybel 1844 als junger Extraordinarius gemeinsam mit Urlichs für die neugeschaffene historische Gesellschaft staatliche Unterstützung beantragt; seine Absicht scheiterte an dem Bedenken, daß ohne Beteiligung der Ordinarii kein Seminar gegründet werden könne; er hat erst 1861, von München an die rheinische Hochschule zurückberufen, seine Forderung durchgesetzt. Zur selben Zeit, als Sybel dieses Ziel erreichte, war in

[12]) Stölzel, Carl Gottlieb Svarez. Ein Zeitbild aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts (1885) S. 68 ff.

[13]) E. Wolff in Nord und Süd 99, 225 ff., 336 ff.; über die Göttinger Gesellschaft, gegr. 1739 unter Vorsitz Gesners, vgl. Pütter 1, 270, über die Erlanger, die 1773 mit dem Namen eines »Instituts der Moral und der schönen Wissenschaften« wiederauflebte, handelt Iw. Müller, Die Universität Erlangen unter Markgraf Alexander (Prorektoratsrede 1878) S. 11 ff.

[14]) Paulsen 1², 542.

[15]) Lipsius in der Festschrift zur Feier des 500jährigen Bestehens der Universität Leipzig 4. Bd. 1 (1909) S. 1 ff.

[16]) Wiese 1, 537, vgl. Kaufmann, Festschrift zur Feier des hundertjährigen Bestehens der Universität Breslau 2 (1911), 361 f.

[17]) Koch 2, 855, und Lenz, Geschichte der Universität Berlin 3 (1910), 254.

[18]) Wiese 1, 535.

Berlin Droysen vergeblich bemüht, aus seiner historischen Gesellschaft ein staatliches Institut zu machen; bis 1882 blieb es hier bei der privaten, nur spärlich vom Staat unterstützten Veranstaltung; nach Droysens Tod (1884) ist dann die von der Gesellschaft zustande gebrachte Bücherei an das inzwischen unter Weizsäckers Leitung geschaffene Seminar gefallen.*)

(Schluß folgt)

Nachrichten und Mitteilungen.

Literatur und Kunst im heutigen Italien.

Futuristische Dichtung, Malerei und Musik. — Ettore Romagnoli und das griechische Drama in Italien. — Sem Benellis „Gorgona". — Fogazzaro-Vorlesungen und Emile Boutroux.

Erst heute, vier Jahre nachdem Marinetti sein zündendes Manifest in die Welt geschleudert, beginnt man in Italien den Futurismus öffentlich zu erörtern. Bisher hatte sich unser Publikum nur köstlich darüber amüsiert; es drängte sich zu den Futuristen-Soireen, um dort Unfug zu treiben; überzeugt, nur Possenreißer und Narren vor sich zu haben. Nicht anders die Kritiker; auch sie hüllten sich entweder in Schweigen oder fertigten den Futurismus mit ein paar Worten ab oder machten ihn zur Zielscheibe ihrer Witze. Aber sie dachten ebensowenig wie das Publikum daran, ihn zu verstehen. Seit einiger Zeit jedoch kündigt sich unter uns eine veränderte Haltung an, die zwar noch durchaus nicht allgemein entgegenkommend, aber wenigstens auch nicht mehr ganz ablehnend ist. Einige Kritiker haben entschieden für die Futuristen Partei ergriffen; andere hat diese so lange andauernde und sich immer verstärkende Bewegung doch nachdenklich gemacht, und so prüfen sie ihr vorschnell ablehnendes Urteil von neuem und fragen sich, ob unter den offenbaren futuristischen Übertreibungen nicht doch vielleicht ein guter Kern stecke.

Am bemerkenswertesten zeigt sich diese veränderte Haltung darin, wie Giovanni Papini und Ardengo Soffici sowohl in Vorträgen wie in ihrer Zeitschrift Lacerba, wenn auch nicht mit den Futuristen gehen, so doch entschieden für sie eintreten. Alle beide sind allerdings keck allen anderen veranschreitende Schriftsteller, beide nur zu sehr für alles eingenommen, was neu, originell, paradox ist. Aber es sind trotzdem ohne Frage auch geistvolle, um ernstliches Verständnis bemühte Männer; und das gebildete Publikum weiß sehr wohl, daß Papini, der zuerst die pragmatistische Philosophie bei uns einführte und darstellte, der Verfasser verschiedener beachtenswerter philosophischer und literarischer Werke ist und mehrere Sammlungen umsichtig leitet; und daß Soffici mit all seiner bissigen Schärfe, zumal in den Angriffen auf die heutige italienische Kunst, doch ein besonderes Verdienst um die Kenntnis Medardo Rossos, des französischen Impressionismus und der neuesten Strömungen und Bestrebungen in der Malerei unter uns hat. Beide versichern ausdrücklich, daß sie keine Futuristen seien, obschon ihnen in der Tat ein gut Teil Futurismus anhaftet. Aber sie treten für die Futuristen ein, weil diese, weit entfernt die Possenreißer zu sein, die alle Welt in ihnen sieht, vielmehr „von wahrer Begeisterung für die Kunst erfüllt sind und von ehrlicher Teilnahme an allem, was mit ihr zusammenhängt — sie suchen, mühen sich, arbeiten, forschen und grübeln, uns etwas neues und gediegenes zu schaffen".

Auch ich finde es recht und billig, hier sich aller so leicht zu bekundenden Mißachtung wie aller ebenso leichten Begeisterung zu enthalten und dagegen ernstlich zu prüfen, was eigentlich der Futurismus will und was er ist; zumal ich überzeugt bin, daß ein hartnäckiger, blinder Widerstand nur seine Lebenskraft steigern und verlängern kann, während ein freies, leidenschaftsloses Urteil das Gute in ihm herausfinden oder, indem es seine Nichtigkeit nachweist, ihn für immer beseitigen kann. Ferner hat eine solche Prüfung sich nicht nur an das Programm der Futuristen, sondern vielmehr an ihre Werke zu halten, darf sie auch nicht insgesamt in ein einziges Urteil einschließen, muß vielmehr die Dichter gesondert von den Malern wie von den Musikern betrachten.

Die Poeten, um mit ihnen zu beginnen, weil sie unter uns die ersten Futuristen waren und noch immer die bekanntesten sind, sind von einem fieberhaften Neuheitsdrang erfüllt und sehen für die Dichtung kein Heil,

*) Über die Vorgänge in Bonn und Berlin vgl. die lehrreichen Ausführungen von Lenz a. a. O. 3, 247 ff.

wenn wir nicht jede Beziehung zur Vergangenheit lösen, jede literarische Reminiszenz in uns unterdrücken und die Bibliotheken verbrennen, um in der allerfreiesten Form die Energie unserer heutigen Zeit, das Brausen der Maschinen, die Aeroplane und Lokomotiven, sinnliche Ausschweifung, Krieg und Gewalttat zu besingen. Dieses Verlangen nach einer neuen Dichtung, frei von allem akademischen Zwange und von der totbringenden Krankheit der Nachahmung, ist sicherlich lobenswert, aber es zu erfüllen gibt's nur ein Mittel: selber neu zu sein; nicht jedoch genügt schon hierzu, gegen alles Vergangene die Augen zu schließen und noch weniger, ein bloßes Zukunftsprogramm aufzustellen und zu befolgen. Zudem ist ihre Neuheit nicht nur recht illusorisch, sofern das Leben des heutigen Tages schon seit vielen Jahren seine Dichter gefunden — man braucht nur an Walt Whitman zu erinnern — und ebenso seit vielen Jahren die Dichtung ihre starren Formen zerbrochen hat, sie beschränken auch ohne Zweifel mit ihrem Programm von neuem das Reich der Dichtung ebenso sehr wie die früheren Schulen; sie begründen mit all ihrem wütenden Ansturm auf die Akademie nur eine neue Akademie, die zu den zahlreichen vorhandenen eine weitere vom Inhalt ausgehende Ästhetik hinzufügt. In dieser Beziehung also waren wir schon vor dem Futurismus weiter gekommen. Das erkannte G. P. Lucini sehr wohl, der doch mit seiner Arbeit über den Verso libero zum Ursprung der Bewegung beigetragen hatte. Nie wollte er etwas mit dieser neuen Schule oder ihrem Manifeste zu tun haben, obwohl sie mit seinem Namen sich brüstete. Und wenn man sich die Werke der Futuristen ansieht, erkennt man leicht, daß ihr Programm, wie jedes Programm, ihnen mehr Schaden als Nutzen gebracht hat. Wir haben es da — von den unvermeidlichen Ausartungen abgesehen — mit Poeten von einer gewissen sinnlichen Empfänglichkeit wie Buzzi, Palazzeschi, Cavacchioli, Govoni, zu tun, die in dem, was sie vorbringen, von unsern andern heutigen Dichtern wenig verschieden sind, und bei denen sich bisweilen auch tief empfundene Poesie findet, die sich aber dann und wann wieder besinnen, sie seien doch Futuristen, und nun sofort komisch wirkende Haltungen einnehmen, in ihrem Lied zu schreien und zu detonieren anfangen. —

Bei unsern futuristischen Malern brauche ich mich wohl nicht besonders aufzuhalten, denn sie sind im Auslandes mehr bekannt und besprochen als in der Heimat. Sie knüpfen an die Kubisten an, deren Malerei die ihrige weiterführt; die toten, spröden Massen des Kubismus wollen sie in Bewegung bringen, auf die statische Malerei eine dynamische folgen lassen. Theoretisch also vertreten sie einen Fortschritt über den Kubismus hinaus, in der Tat aber können auch sie uns nicht befriedigen. Wir können uns in diesen Bildern noch nicht zurechtfinden; offenbar sind es nur unsicher schwankende Versuche einer Übergangskunst. Diese Maler, die Boccioni, Carrà, Severini, verzehrt wie die Kubisten ein brennender Durst nach dem Neuen, sie theoretisieren zu viel, unterwerfen ihre Malerei ganz ihren Theorien und tun mit diesen oft sich wie der Natur Gewalt an. Ihr Gutes haben indessen auch sie; ihr Suchen, der unverkennbare Eifer, mit dem sie die neuen Probleme sich stellen und angreifen, ist gewiß, abgesehen von ihren Übertreibungen, lobenswerter als die Lässigkeit, mit der die meisten den althergebrachten Weg der Kunst gehen.

Dasselbe darf von der futuristischen Musik gelten, die eben erst beginnt, sich hören zu lassen und sofort vom Publikum mit dröhnenden Lachsalven und Geheul empfangen worden ist. Auch Pratella ist zu sehr auf das Neue versessen, und auch er baut zu viel auf Theorien sein Neues auf. Er hat sich eine umfassende musikalische Bildung angeeignet, er kennt und betrachtet mit selbständigem Urteil die letzten Erzeugnisse der musikalischen Technik und sucht aus ihr rationell seine Neuerungen zu entwickeln, ohne daß es ihm freilich gelänge, sich von dem harmonistischen und koloristischen Impressionismus der Russen und Franzosen merklich zu unterscheiden. Übertriebenheiten, ohne die nun einmal kein richtiger Futurist zu denken ist, finden sich ja auch bei ihm, und seine symphonische Musik stören melodramatische Reminiszenzen. Doch haben tüchtige und urteilsfähige Kritiker, wie G. Bastianelli, trotzdem in ihm eine reiche Begabung gefunden, von der sie noch viel Gutes hoffen, wenn er von den futuristischen Ausschweifungen seiner jungen Jahre zurückgekommen sein wird.

Unter solchen Umständen muß man die feste Gruppe junger Künstler, die sich um das Banner des Futurismus geschart hat, doch beachten und darf nicht nur über die Wunderlichkeiten ihres Programms lachen und in ihren Arbeiten allein das sehen, was diese Wunderlichkeiten am sichtbarsten bestätigt. Man wird vielmehr zugeben müssen, daß unzweifelhaft auch Lebensfähiges und wirklich Gutes in ihnen zu finden ist: ihr Streben nach einer unserer Zeit entsprechenden, uns in Wahrheit angehörigen Kunst; und ferner auch das, was unmittelbar und unbewußt ihrer persönlichen Schaffenskraft entspringt. Aber andrerseits freilich steckt in ihnen auch ein akademisches und rhetorisches Element, das ihr Verlangen nach Neuem krankhaft steigert, es verwirrt und irreleitet. Das ist das wesentlich programmatische Element in ihnen, eben das, welches sie zur Schule

verbindet. Manche erhoffen von der Mitwirkung Papinis und Sofficis so etwas wie einen neuen und ernsteren Futurismus; ich dagegen hoffe, daß, wenn die blinde Opposition des Publikums aufhört, auch der oppositionelle Anstrich, der ihn als Schule am Leben erhält, verschwinden wird, und die verschiedenen Kraftäußerungen, die jetzt so oder so dadurch gehindert sind, frei von aller Tendenz heraustreten werden. —

Dann werden die Futuristen auch einsehen lernen, daß die Vergangenheit vernichten wollen, dem Verlangen nach Selbstvernichtung gleichkäme, sofern, wir mögen wollen oder nicht, wir die Kinder dieser Vergangenheit sind und unser Leben des heutigen Tages sich auf dem von ihr befruchteten Boden abspielt. Und sie werden die großen den verläuft. Und sie werden die großen Werke, die sie um ihr Dasein bringen wollten, von neuem, in freier Hingebung, verehren lernen und begreifen, daß das Schöne ewig lebt. Dies erfährt jetzt unser Publikum, das in Scharen ins Teatro del Popolo in Mailand gekommen ist, wo Ettore Romagnoli, der Paduaner Professor, in großem Maßstabe den Versuch wiederholte, den ich in einem meiner früheren Berichte erwähnte: auf unserer Bühne die Dramen der großen Tragiker und Komiker Griechenlands zu neuem Leben zu wecken. Damals waren es nur die Bacchantinnen des Euripides, wie es etwas früher allein die Wolken des Aristophanes gewesen waren; jetzt handelte es sich dagegen um einen ganzen Zyklus von Darstellungen, geeignet, eine umfassende Anschauung der verschiedenen Arten des griechischen Dramas zu geben. Drei Aufführung fanden statt. Die erste brachte aufs neue die Bacchantinnen auf die Bühne, die zweite die Wolken; an dritter Stelle wurden die Alkestis und der Zyklop von Euripides gegeben. So konnte unser Publikum von der dionysischen Tragödie zur scharf und beißend satirischen Komödie vorschreiten, von der Tragödie, die zum erstenmal das menschliche Leben der Wirklichkeit wiedergibt, zum satirischen Drama. Auch diesmal hatte der Versuch einen guten Erfolg, und das Publikum bewies, daß Romagnoli ihm nicht zu viel zugetraut hatte. Gewiß mußten den Zuschauern viele Anspielungen und Feinheiten, besonders in den Wolken, entgehen; aber das Ganze, dank der sorgfältigen Darstelllung zumal, fand Verständnis bei ihm und riß es zu lautem Beifall hin. Das glückliche Unternehmen wird an anderen Orten wiederholt werden. Und schon hat in Fiesole ein eifriges Komitee, unter dem Vorsitz Angiolo Orvietos, eine Reihe von Aufführungen der Bacchantinnen im vergangenen Mai zustande gebracht, die noch packender wirkten als die Mailänder. Denn nicht nur die Aufführung, die unter der künstlerischen Leitung von Ettore Romagnoli und Ignazio Mascalchi der römischen Compaagnia Stabile anvertraut wurde, vollendet war auch der Ort, an dem sie stattfand — das für diese Gelegenheit passend instand gesetzte römische Theater Fiesoles — konnte nicht besser gewählt werden.

Die Musik der Chöre ist von Ildebrando Pizzetti komponiert worden, und die Übertragung der erwähnten Werke verdanken wir auch diesmal Ettore Romagnoli, der vermöge eines wirklich ganz ungewöhnlichen Übersetzungs- und Deutungstalents und eines für jede Feinheit empfänglichen Gefühls im Begriff ist, Italien mit der gewiß allerbesten Übersetzung des griechischen Theaters zu beschenken. —

Neben dieser wiederbelebten antiken Tragödie bleibt auch unser eigenes tragisches Drama heute in mehr oder weniger frischer Blüte. So hat Sem Benelli in Triest und dann nach und nach auf den Hauptbühnen Italiens seine neue Tragödie La Gorgona zur Aufführung gebracht, und überall ist sie mit wärmsten Beifall aufgenommen worden. Das Publikum liebt heute vielleicht keinen unserer dramatischen Dichter wie Sem Benelli, gleich als wollte es die Lässigkeit gegen ihn wieder gut machen, mit der es das ausgezeichiet Drame „Tignola" nicht gut aufgenommen hat, das für mich trotz einiger Mängel sein bestes Werk ist. Was den Poeten auf den Gipfel seines Ruhmes trug, war bekanntlich die „Cena delle Beffe", eine florentinische Tragödie aus der Zeit des Lorenzo De Medici, die in der Übersetzung Hans Barths kürzlich in Wien zur Aufführung gekommen ist, wie schon in Frankreich in Richepins Übertragung. Die Tragödie ist ohne Frage mit sicherem Geschicke aufgebaut, und wenn auch nicht fehlerfrei, doch in ihrer Anlage gediegen, organisch, lebendig. Die Handlung, vorwärts getrieben von den Leidenschaften der Handelnden, läuft ohne zwecklose lästige Unterbrechungen ab; die historische Umgebung ist treu gezeichnet; die Personen, obwohl ohne jeden idealen Gehalt, voller Leben; und vor allem groß ist das Geschick des Dichters, den von ihm gewollten Effekt zu erreichen. Begreiflich, wie das Publikum, das auf dem Theater ein theatralisches Werk zu sehen wünscht, von dem es sich ohne zu viele Gedankenarbeit hingerissen fühlen kann, die Tragödie mit Begeisterung aufgenommen hat und sich an ihr nicht satt sehen kann. Und nicht das Publikum allein. Auch die Kritiker kargten nicht mit den höchsten Lobsprüchen gegen Benelli; sogar mit Shakespeare wurde er verglichen. — Aber schon in seinem nächsten Werk, dem „Amore dei tre re", entfernte er sich von der guten Straße: die Handlung ermattete unter der erdrückenden

Wortfülle. Diese Wortfülle, die an das Secento erinnert, is eine der schlimmen Früchte, die in unsere Poesie die Nachahmung D'Annunzios getragen hat, und sie trat bei niemand so stark hervor wie bei Benelli und den tragischen Autoren um ihn und in seinem Gefolge; gleich als wäre nur diese mit blühenden Bildern übersäte Sprache den erhabenen Menschen und Schicksalen der Tragödie angemessen. Dieser Fehler Benellis, vor dem ihn die gegen ihn allzu wohlwollend gewordene Kritik nicht genügend warnte, steigerte sich noch in den folgenden Arbeiten, besonders in jenem unglückseligen „Mantellaccio", der den Widerstreit zwischen der wahren naiven und der akademischen Poesie veranschaulichen sollte, in dem man aber vergebens nach etwas wahrer Poesie sucht, und in der etwas besseren „Rosmunda", die aber immer noch schwach genug ist mit ihren dekadenten und symbolistischen langobardischen Barbaren. Und auch in diesem seinen letzten Erzeugnis hat Benelli seinen Fehler nicht abgelegt. Fern liegt ihm jetzt jene gedrängt, mit unmittelbarer Anschaulichkeit darstellende Kraft, die gerade die „Cena delle beffe" auszeichnete. In der „Gorgona" sucht er das Tragische vielmehr in überraschenden Theatereffekten, in schreienden Kontrasten, in den mechanischen Äußerlichkeiten der szenischen Darstellung, in einer gequälten Sprachfülle; die Handlung stockt in all der Schönrednerei, die Teilnahme des Zuschauers ermattet, und Künsteleien füllen die Tragödie aus, die uns nicht mehr zu ergreifen vermag. Man denkt zurück an die psychologische Feinheit, die eindringende Lebensbeobachtung des Dichters in „Tignola", an die gedrungene Kraft mancher Szenen der „Cena delle beffe", und wünscht sich die Frage bejahen zu können, ob Benelli wieder zu seiner alten Einfachheit und Ehrlichkeit zurückzukehren vermöge. —

Als Antonio Fogazzaro den „Heiligen„ veröffentlichte, in der Überzeugung, daß sein Roman nicht nur ein literarisches Werk sei, sondern vielmehr eine religiöse Mission zu erfüllen habe, bestimmte er auch den Erlös, den ihm sein Buch bringen würde, zu diesem Zweck. Und schon damals dachte er auch an die Einrichtung von Vorlesungen zur Verbreitung der tieferen religiösen Bildung, für die er gleichsam das Muster in England fand. Diese Vorlesungen, wie er sie plante, sollten, obwohl von christlichem Geiste beseelt, sich doch nicht auf ein streng konfessionelles Gebiet beschränken, sondern jedem ernst-religiösen Geiste entgegenkommen, ohne Unterscheidung von Katholiken und Nichtkatholiken, „denn — so schrieb er — über viele große philosophisch-religiöse Wahrheiten würden Nützliches und Gewichtiges auch die Nichtkatholiken zu sagen haben". Mit dieser Einrichtung hatte er die in seinen Schriften und zumal im „Heiligen" entfaltete Tätigkeit fortgesetzt: den Versuch, das moderne Italien zu einer ruhigen und ernsten Erwägung des religiösen Problems zurückzuführen. Und diese Vorlesungen kamen auch bald zustande. Ihre Leitung vertraute er dem Senator Giacomo Barzellotti, J. Gallarati Scotti, Piero Giacosa, Uberto Pestalozza an und eröffnete sie selber in Turin im Mai 1907. Im selben Jahre folgten die sehr interessanten vielerörterten Vorlesungen Piero Giacosas über die „Biologischen Wurzeln des religiösen Gefühls". Dann, wie sich die Angriffe auf ihn persönlich mit wachsender Bitterkeit schärften, hielt Fogazzaro es für angemessen, die Vorlesungen zurzeit zu unterbrechen, um sie nach seinem Tode zu günstigerer Stunde wieder aufnehmen zu lassen. Unaufhörlich aber dachte er an sie und was sie werden sollten. Er stellte sie sich als einen freien Lehrstuhl vor, von dem über alles, was das intimste Geistesleben vorzüglich angeht, breites Licht ausströmen sollte. Auch auf Emile Boutroux deutete er selber schon damals hin, aus dessen Buch „Science et Religion" er einen Geistesverwandten kennen gelernt hatte. Nun ist Boutroux, der Einladung des edlen Dahingegangenen folgend, im März dieses Jahres nach Italien gekommen, die neue Reihe der Vorlesungen zu eröffnen. Drei hielt er in Rom, im Collegio Romano — und in Mailand wiederholte er sie — über Laicité et laicisme, Science et scientisme, La religion et la vie. In den beiden ersten unterschied er das Laientum und die Wissenschaft, die an sich zu der religiösen Vorstellung in keinem feindlichen Gegensatz stehen noch stehen können, von jenen künstlichen aus antireligiöser Tendenz geborenen Systemen des Laicismus und Scientismus; und in der dritten zeigte er, wie Leben und Religion, nicht verfälscht von künstlichen Systemen, sondern nach ihrer reinen Substanz betrachtet, voneinander untrennbar sind. Er sagte ja nichts wesentlich Neues für Kenner seiner Schriften und seiner nun schon jahrelangen Bemühungen um den Triumph der spiritualistischen Philosophie über den herrschenden physikalisch-mathematischen Determinismus. Aber während für diese seine Vorlesungen doch eine zusammenfassende Darstellung der Resultate seiner tiefgehenden Gedankenarbeit waren, bedeuteten sie für die anderen, die ihn noch nicht genauer kannten, eine jener Offenbarungen, die im Geiste der Hörer unzerstörbare Spuren und fruchtbare Keime hinterlassen.

München. G. A. Alfero.

Die Fortschritte der zoologischen Forschung in England.

Trypanosomen. — Sägefliegenpest im englischen Seenbezirk. — Vogelwanderungen. — Experimentelle Metaplasie. — Bastardierungsversuche an Seeigeln. — „Momentum in Evolution". Mikroskopisches Strandleben.

An den englischen Universitäten und Forschungs-Laboratorien wendet man den Protozoen, den niedrigsten tierischen Lebewesen, in wachsendem Maße Aufmerksamkeit und Studium zu. An den bedeutenderen Universitäten Englands werden jetzt besondere Dozenten für Protozoenlehre angestellt. Das Lister-Institut für prophylaktische Medizin in London veranstaltet unter Professor E. A. Minchins Leitung Dauer-Untersuchungen in Protozoenlehre. Minchin leitet aber nicht nur die Untersuchungen einer Schar begeisterter Mitarbeiter, sondern hält auch vor Medizinern und anderen für diesen Zweig der Zoologie interessierten Zuhörern Vorlesungen über Protozoenlehre. Der Zusammenhang von Protozoen und Krankheit ist wohlbekannt, und gerade diese Forschungsart zieht den praktischen Engländer an. An der Universität Edinburg hat der Dozent für Wirbellosenkunde während einer Reihe von Jahren einen besonders für Medizinstudierende, die ihre erste Prüfung hinter sich haben, bestimmten Kursus der Protozoenlehre abgehalten, der von Mitgliedern des indischen Medizindienstes, die auf Urlaub daheim sind, und anderen besucht wird.

Professor Minchin hat kürzlich (1912) bei Edwin Arnold in London ein Buch mit dem Titel: „Eine Einführung in das Studium der Protozoen, mit besonderer Berücksichtigung der parasitischen Formen" veröffentlicht. Er ist besser als irgendein anderer englischer Zoologe zu solcher Aufgabe geeignet; infolgedessen ist das Erscheinen seines Buches besonders freudig begrüßt worden. Natürlich ist es in einem Bande von 517 Seiten nicht möglich, unser ganzes Wissen von den Protozoen in allen Einzelheiten darzulegen, aber der Verfasser gibt eine gute, abgerundete allgemeine Übersicht über die Art, eingehender über die Abteilungen, die von wirtschaftlicher oder medizinischer Bedeutung sind, und über die besonderen Aufgaben, die diese wichtige Tiergattung bietet. Z. B. lenkt er die Aufmerksamkeit auf das Licht, das die Protozoen auf einige der Grundgeheimnisse des Lebens, wie das Geschlecht, fallen lassen; auch beschränkt er sich nicht ganz auf Morphologie und Einteilung der Gattung, sondern geht in einigem Umfang auch auf ihre Physiologie ein. Die Bedürfnisse der Mediziner sind vor allem berücksichtigt worden; das Buch will sie wenigstens vom zoologischen oder biologischen Standpunkt aus über Krankheiten unterrichten, die von Protozoen verursacht werden.

Zu den wichtigsten Formen der Protozoen als Krankheitserreger gehören die Hämoflagellaten einschließlich der Trypanosomen. Die Hämoflagellaten umfassen eine Anzahl Formen, deren charakteristische Gewohnheit der abwechselnde Parasitismus im Blut eines Wirbeltieres und in den Verdauungswegen eines blutsaugenden wirbellosen Wirtes ist. Als morphologisches Hauptkennzeichen haben die Hämoflagellaten zwei Kerne (nuclei), einen zur Ernährung und einen zur Bewegung; man nennt sie deshalb Binucleata. Zu ihren wichtigsten Typen gehören die Trypanosomen. Eine ungeheure Zahl von Arten lebt parasitisch abwechselnd im Blute von Wirbeltieren und in den Verdauungswegen Wirbelloser. Auch kommen Trypanosomenformen als Entwicklungsphasen im Lebenslaufe von Arten vor, die nur in den Verdauungswegen von Insekten schmarotzen. Trypanosomen wurden zuerst als Blutparasiten kaltblütiger Wirbeltiere, der Fische und Amphibien, entdeckt. Die typische Art des Genus ist Trypanosoma rotatorium des eßbaren Frosches (Rana esculenta). Jetzt weiß man, daß Trypanosomen gewöhnlich im Blut aller Arten Wirbeltiere vorkommen. Im wilden Zustande haben viele Arten Säugetiere, Vögel und andere Wirbeltiere Trypanosomen in ihrem Blut, doch nicht in solcher Menge, daß ihre Entdeckung leicht wäre. Manchmal ist es fast unmöglich, durch einfache mikroskopische Untersuchung das Vorhandensein von Trypanosomen bei diesen Tieren festzustellen; macht man aber aus dem Blute eine Reinkultur, so zeigen sich in einigen Tagen Schwärme von Trypanosomen. Die so durch Kulturen hervorgebrachten Formen haben indes eine ganz andere Phase als die, die sie entstehen ließen; es ist oft der als trypanomonad bekannte Typus, und so beweisen die Kulturen das Vorhandensein eines Trypanosoms in einem gegebenen Wirt, geben aber nicht den genauen Typus des Schmarotzers an, der gerade im Blute vorhanden ist. In manchen Fällen kommen Trypanosomen zu gewissen Zeiten nur in den peripherischen Blutgefäßen und zu anderen Zeiten nur in den inneren Organen oder Geweben des Wirts vor, z. B. der Milz, dem Knochenmark, der Leber, Lunge usw. So haben Minchin und Woodward nachgewiesen, daß das Trypanosom der Eule (Athene noctua), T. noctuae, zur Winterszeit nur im Knochenmark seines Wirtes vorkommt, und während der Sommermonate, und zwar am reichlichsten zur Nachtzeit, in den peripherischen Blutgefäßen erscheint. Aus den oben erwähnten Gründen ist es schwer zu entscheiden, ob ein Tier von Trypanosomen infiziert ist oder nicht, und so sind in den letzten Jahren Trypanosomen in Tieren, wie Kälbern und Schafen, entdeckt worden, in denen man ihr Vorhandensein bisher nicht vermutet hatte. In bezug auf die Wirkung der Trypano-

somen auf ihre Wirte sind diejenigen, die wild lebende Tiere belästigen, in der Regel für einen bestimmten Wirt spezifiisch und für diesen anscheinend unschädlich.

In den letzten Jahren hat man sich viel mit den Trypanosomen beschäftigt, die beim Menschen und bei den Tieren Krankheiten hervorrufen, z. B. dem T. brucii, der Ursache der Tsetsefliegenkrankheit, dem T. gambiense, der Ursache der Schlafkrankheit, dem T. evansi, der Ursache des Surra, dem T. equiperdum, der Ursache der Durine usw. Die krankheiterregenden (pathogenen) oder schädlichen oben erwähnten Arten ähneln einander sehr in der Form und gehören zu einem Typus, dem sogenannten Brucii-Typus; sie sind einander so ähnlich, daß ihre Identifizierung sehr schwer fällt. Andere wichtige Formen sind das T. equinum, das die „mal de caderas" in Südamerika hervorruft, das T. hippicum der „Murrina", das T. theileri des südafrikanischen Hornviehs, das T. cruzi, die Ursache der Trypanosomenkrankheiten beim Menschen in Brasilien.

Man hält den normalen Typus des schmarotzenden Trypanosoms für einen, der einer oder einer beschränkten Zahl von Wirtarten, für die er unschädlich ist, spezifisch ist, und sieht in den schädlichen oder krankheiterregenden Arten abweichende, ihren Wirten noch nicht angepaßte Formen, sozusagen ein „Beispiel von Disharmonie in der Natur". Es sind wahrscheinlich Arten, die sich in den Tieren, für die sie schädlich oder krankheiterregend sind, erst kürzlich angesiedelt haben. In bezug auf ihre Wirte können diese Formen den unschädlichen oder nicht krankheiterregenden gegenübergestellt werden. Die pathogenen Formen sind nicht auf einen spezifischen Wirt beschränkt, sondern können bei einer großen Zahl verschiedener Wirtarten gedeihen und sich in empfänglichen Tieren fast ohne Grenzen vermehren. T. brucii, eine Art, die für viele Haustiere sehr giftig ist, kommt bekanntlich auch bei vielen wild lebenden Tieren, anscheinend unschädlich, vor.

Wir wenden uns der Lebensgeschichte der Trypanosomen zu. Sie werden aus dem Blute eines Wirbeltierwirtes zu einem andern mit Hilfe eines blutsaugenden Wirbellosen getragen. Ist der Wirt ein Landwirbeltier, so ist das übertragende Tier gewöhnlich ein Insekt, etwa ein Moskito, eine Stechfliege, eine Wanze, ein Floh, eine Laus oder eine Zecke, bei Wasserwirbeltieren dagegen hat man in allen untersuchten Fällen Blutegel als Überträger gefunden. Die vorerwähnte Übertragung ist als „inokulative Transmission" bekannt, doch können auch Trypanosomen von einem Wirbeltier-Wirt während der Begattung direkt zu einem andern hinüberwandern. Das kommt z. B. beim T. equiperdum vor, das die Durine bei Pferden hervorruft. Ferner findet eine Übertragung dadurch statt, daß ein Wirbeltier Tiere verschlingt, die lebende Trypanosomen enthalten, entweder blutsaugende Wirbellose oder Organe eines andern Wirbeltieres, das von Trypanosomen infiziert ist. Zwei Arten inokulativer Transmission werden unterschieden: erstens die „direkte oder mechanische", zweitens die „indirekte oder zyklische". Bei der direkten Methode sind die Trypanosomen bloß in dem Rüssel des übertragenden Insekts enthalten oder hängen daran, wenn es an dem Wirbeltiere saugt, und wenn es wieder saugt, gehen die Trypanosomen ohne Änderung oder Entwicklung in den zweiten Wirt über. Bei der zweiten, der indirekten oder zyklischen Methode erleiden die Trypanosomen, wenn sie von dem übertragenden Tier aufgenommen sind, in seinem Körper einen Entwicklungszyklus und werden auf den Wirbeltier-Wirt nur dann übertragen, wenn die Schmarotzer zur Inokulation und weiteren Entwicklung „reif" sind.

Nach Minchins Meinung bedarf das Vorkommen der „direkten" Methode in der Natur noch weiterer Bestätigung, wenn sie auch im Laboratorium sicher stattfindet. Er hält sie eher für ein zufälliges als für ein gesetzmäßiges Vorkommnis. Obwohl mehrere Autoren es festgestellt haben, ist doch noch nicht überzeugend bewiesen, daß Trypanosomen durch „erbliche Übertragung" im wirbellosen Wirt vom Vater auf den Sproß übergehen können.

Eine gegebene Art von Trypanosomen ist in der Natur auf eine besondere Art oder eine begrenzte Gruppe von Arten beschränkt, und in der zyklischen Übertragungsmethode sind die Schmarotzer spezifisch, d. h. für eine Art Schmarotzer gibt es nur eine Art von wirbellosem Wirt. Unter den blutsaugenden Wirbellosen werden „echte" und „falsche" Wirte unterschieden. Im echten nistet sich der Schmarotzer leicht ein und macht in ihm eine vollständige Entwicklung durch; im falschen stirbt das schmarotzende Trypanosom entweder sofort ab oder durchläuft nur einen Teil seiner Entwicklung.

Bei dem Rattentrypanosom (T. lewisi) ist der echte Wirt ein Rattenfloh (Ceratophyllus fasciatus); aber es kann auch in der Rattenlaus (Haematopinus spinulosus) ausdauern und sogar, wenn auch selten, wieder in die Ratte zurückgehen.

Folgende Trypanosomen und ihre echten Wirte können verzeichnet werden. Viele krankheiterregende afrikanische Trypanosomen werden durch Tsetse-Fliegen übertragen, z. B. T. gambiense und T. vivax durch Glossina palpalis, T. brucii durch Glossina morsitans. Trypanosoma cruzi, das im Blute des Menschen in Brasilien vorkommt, wird durch den blutsaugenden Halbflügler Conorhinus megistus fortgeführt. Die Trypanosomen des Goldfisches und des Barsches werden durch einen Blutegel, Hemiclepsis margi-

nata, übertragen. Das Trypanosom der Rochen und Glattrochen, T. raiae, hat seine Zwischenstation in dem Blutegel, Pontobdalla muricata. Das Trypanosom der afrikanischen Krokodile, T. graeji, entwickelt sich in der Tsetse-Fliege, Glossina palpalis, und Stufen seines Lebenslaufes sind infolgedessen vermischt worden mit denen des T. gambiense in derselben Fliege. Die Trypanosomen von Vögeln werden wahrscheinlich durch Moskitos übertragen. So ist der vollständige Lebenslauf eines Trypanosoms ein Generationswechsel, der dem Wechsel der Wirte entspricht.

Der Lebenslauf des gewöhnlichen Rattentrypanosoms soll die Geschichte eines Trypanosoms während seines Aufenthalts bei einem Wirbeltier-Wirt veranschaulichen. Die Trypanosomen treten im Blut etwa am fünften Tage nach der Iefektion auf; sie sind dann an Gestalt sehr verschieden, manche sind vergleichsweise groß, andere sehr klein. Die Größenunterschiede stammen von den Schmarotzern, die in einem aktiven Zustande der Fortpflanzung sind. T. lewisi ist am wirksamsten vom 8. bis zum 10. Tage nach der Ansteckung, wonach es verfällt. Um den 12. oder 13. Tag sind die Trypanosomen ziemlich gleichmäßig an Größe und Aussehen geworden. Diese Trypanosomen schwärmen gewöhnlich einen oder zwei Monate in dem Blute der Ratte. Die Ratten werden nach einiger Zeit die Trypanosomen ganz los, ohne anscheinend irgendwelche Beschwerde gelitten zu haben, und sind dann gegen einen neuen Trypanosomenangriff immun.

Die Lebensperiode in dem wirbellosen Wirt verläuft immer hauptsächlich oder ganz in den Verdauungswegen. In den verschiedenen Fällen werden diese in verschiedenem Grade angegriffen. Das Trypanosom im Floh tritt in den Mastdarm ein und verbringt hier die Hauptstufen seines Lebenslaufs. Die Trypanosomen von Süßwasserfischen können nicht weiter gehen als bis in die Kehle des wirbellosen Wirts, des Blutegels, Hemiclepsis.

Die Einzelheiten des Lebenslaufes der Trypanosomen in den Wirbellosen sind nur unvollkommen bekannt. Beim T. lewisi gehen die schmarotzenden Trypanosomen mit dem eingesaugten Blut in den Magen (Mitteldarm) des Flohes. In diesem Teile vermehren sie sich stark und dringen dann in das den Mitteldarm bekleidende Epithel ein, wo sie sich sehr vergrößern und ihre Form ändern. Während des Wachstums vervielfachen sich die Kerne, und der Körper spaltet sich in zahlreiche Individuen, „die sich übereinanderwinden wie ein Bündel Aale, die in einer dünnen Hülle stecken". Nach einiger Zeit platzt die Hülle plötzlich, und die Tochter-Trypanosomen werden frei in der Wirtszelle. Sie sind jetzt voll ausgewachsene Trypanosomen und gehen nun von der Epithelialzelle in die Magenhöhle. Aus dem Magen des Flohes gehen sie in den Mastdarm, wo sie eine ganz andere Form annehmen. Man findet sie angeheftet an die Ränder des Mastdarms, sie vervielfältigen sich und bilden einen Stamm, der sich unter günstigen Bedingungen wahrscheinlich das ganze Leben der Insekten hindurch erhält. Aus diesem Stamm im Mastdarm entstehen durch Abänderung Formen, die wieder der normalen Trypanosomenform ähnlicher sind; sie bilden nun die als „propagativ" bekannte Phase, die vom Floh in die Ratte zurückwandert. Die Trypanosomen gehen aus dem Mastdarm in den Magen des Flohes und fließen, wenn dieser beißt, in das Blut der Ratte wieder zurück. Man hat gefunden, daß der Floh etwa 5 oder 6 Tage, nachdem er Trypanosomen von Ratten bekommen hat, andere Ratten anstecken kann.

Der normale Lebenslauf eines Trypanosoms im wirbellosen Wirt hat so drei typische Hauptphasen: 1. eine anfängliche Vervielfältigungsphase, die trypaniform sein kann, 2. eine Phase, die den Speisekanal weiter hinabgehen kann, sich durch Teilung vervielfältigt und den Hauptstamm des Schmarotzers bildet und die Ansteckung des wirbellosen Wirts bewirkt, und 3. eine propagative Phase, die sich wieder in den trypaniformen Typus zurückverwandelt hat. Diese Phase dringt vorwärts und wird dem Wirbeltier-Wirt eingeimpft.

*

Die Zoologische Abteilung der Universität Manchester führt seit mehreren Jahren unter der Leitung von Professor S. G. Hickson Versuche zum Schutz der Lärchenbäume im Thirlmerebezirk vor Insektenpest aus. Von dort her bekommt die Stadt Manchester größtenteils ihre Wasserzufuhr. An den Bäumen rings um die Ufer des Thirlmere-Sees sind Kasten angebracht worden, um während der Sommermonate passende Nistplätze für Stare, Rotkehlchen und Meisenarten zu schaffen. Zur Winterszeit wird dort auch Futter für die Vögel hingelegt, um sie während dieser rauhen Zeit zu erhalten. Offenbar werden diese Nistkästen reichlich benutzt und nimmt die Zahl der Vögel in dem Bezirke zu. Diese Vermehrung insektenfressender Vögel scheint mittelbar einen Einfluß auf die Erhaltung der Lärchen auszuüben. Einige Jahre vorher beobachtete man, daß die Lärchenpflanzungen im Thirlmerebezirke durch Angriffe der großen Lärchen-Sägefliege (Nematus erichsonii) arg beschädigt wurden. Diese legt im Juni und Juli zahlreiche Eier in die jungen Schößlinge der Lärche, und die aus diesen Eiern auskriechenden Larven fressen so viel von den Nadeln, daß bei heftigeren Angriffen die Bäume vollständig ihrer Nadeln beraubt werden.

Diese Untersuchung ging zuerst darauf aus, die natürlichen Feinde der Sägefliege festzustellen und womöglich ihre Zahl zu vermehren, um die Fliege zu vernichten. Zur Winterszeit werden die Puppen der Sägefliege, die im Boden überwintern, von Krähen, Staren, Wühlmäusen usw. gefressen, und im Sommer, wenn die grünen raupengleichen Larven auf den Bäumen fressen, sind kleine insektenfressende Vögel ihre Hauptfeinde. Auch die Schlupfwespe ist ein wichtiger Feind der Sägefliege; sie legt während der Sommermonate ihre Eier in die Sägefliegen-Larven, und das aus diesem Ei entwickelte Insekt nährt sich von der Sägefliege und tötet sie. Die Sägefliegenpest war demnach nach der Ansicht der Manchesterer Fachmänner praktisch durch Schaffung passender Nistplätze und im Winter durch Futterversorgung für die insektenfressenden, sich von der Sägefliege nährenden Vögel zu bekämpfen. Man fand, daß die Zahl der während des ersten Jahres benutzten Nistkästen einen ziemlich hohen Prozentsatz ausmachte, und hielt es deshalb für wünschenswert, die Kästen in den folgenden Jahren zu vermehren. Die Zahl der mit Schlupfwespen-Schmarotzern behafteten Sägefliegen-Puppen stieg von 15 Prozent im Jahre 1909 auf etwa 65 Prozent im Jahre 1910 und — sicher infolge dieser Erscheinung — die Pflanzungen in dem Bezirk waren freier von Sägefliegenangriffen. In den Jahren, wo eine große Zahl nicht mit Schlupfwespen-Schmarotzern behafteter Sägefliegen-Puppen vorhanden ist, würde zweifellos ohne den Beistand der die Raupen fressenden Vögel die Zerstörung an den Lärchen arg sein.

Die Sägefliege ist nicht auf England beschränkt. Auf dem Festlande ist sie im Harz und in den holsteinischen Marschebenen nachgewiesen worden. Sie kommt auch in Schweden, Holland, Dänemark, der Schweiz und Finnland vor. In Frankreich hat man ihr Vorkommen noch nicht festgestellt. Sie zeigt sich auch in Amerika (Massachusetts) und Kanada.

Zu den natürlichen Feinden der Lärchen-Sägefliege gehören unter den Säugetieren die Feld-Wühlmaus oder Wiesenmaus, Microtus (Arvicola) agrestis, die nordamerikanische Weißfußmaus, Peromyscus maniculatus artemisiae; unter den Vögeln die Blaumeise (Parus coeruleus), die Schwarzmeise (Parus ater), die Kohlmeise (Parus maior) und der Fasan (Phasianus). Daneben gibt es etwa 15 Arten Insekten, die auf der Lärchen-Sägefliege schmarotzen. Sie gehören größtenteils zu den Hautflüglern, Zweiflüglern und Käfern. Die hauptsächlichste von ihnen ist die Schlupfwespe, Mesoleius tonthredinis, Morley. Außer diesen tierischen Feinden der Lärchen-Sägefliege greift ein Schmarotzerpilz, der zur Cordiceps-Gruppe gehört, Isaria farinosa (Dicks.) Fen., die überwinternden Raupen der Sägefliege an. Die Hauptaufgabe ist also, die Feinde der Sägefliege, die die wertvollen Nutzholzbäume zerstört, soweit wie möglich und ausführbar, zu unterstützen. Der letzte Bericht der Universität Manchester über das Jahr 1912 stellte fest, daß die Lärchen gesund und fast frei von Insektenangriffen seien.

*

Seit 1909 haben die Beobachtungen der Vogelwanderungen dieselben Wege eingeschlagen, die man in Deutschland seit mehreren Jahren verfolgt hat. Der Vogelwanderungs-Ausschuß der Universität Aberdeen bezeichnet eine große Zahl Vögel durch kleine, leichte Fußringe, die eine Inschrift tragen. Auf diese Weise ist es in einigen Fällen möglich gewesen, den Weg der Wanderung einzelner Vögel zu verfolgen. So kehrte eine in England aufgezogene Schwalbe (Chelidon rustica [L]) im folgenden Sommer an ihren Brutplatz zurück. Eine in Schottland aufgezogene Singdrossel (englisch rassiger Turdus philomelus clarkei, Hart) wanderte in ihrem ersten Herbst nach Portugal. Ein Wiesenpieper (Anthus pratensis L.) zog im Herbst von England nach Amerika. Stare (Sturnus vulgaris L.), die den Sommer im arktischen Norwegen zubrachten, zogen nach oder durch Schottland, und in Schottland aufgezogene Kiebitze (Vanellus vulgaris L.) zogen im Winter nach Irland und Portugal.

*

Im Journal für experimentelle Zoologie ist ein wichtiger Aufsatz des verstorbenen G. Harold Drew über experimentelle Metaplasie veröffentlicht worden. Metaplasie, die Umänderung einer Gewebsbildung in eine andre, kommt z. B. bei chronischen Halsschmerzen vor, während deren die säulenförmigen Zellen mit ganz kleinen peitschenartigen Fortsätzen (gewimpertes, säulenartiges Epithel) des Kehlkopfes sich in platte pflasterartige Zellen (schuppiges Epithel) verwandeln. Drew führte tausende Versuche im Marine-Laboratorium zu Plymouth an dem gemeinen Schalentier, der Kammuschel (Pecten) aus. Seine Untersuchungen sind in Kürze folgende: bei der Verpflanzung des reifen Eierstocks eines Pecten in die Muschel einer anderen Form derselben Art treten überraschende Änderungen auf. Eine Lage von Fasergewebe bildet sich um die Stelle, in die der verpflanzte Eierstock gelegt worden ist, und gleichzeitig dringen in ihn weiße Blutkörperchen oder Phagozyten ein, die seine Entartung herbeiführen. Nach sechs Tagen findet man keine Spuren des bestimmten Eierstock-Gewebes, nur eine von Fasergewebe umgebene Zyste ist übrig. Weiter, nach zwanzig Tagen, zeigt sich die bemerkenswerteste Erscheinung, die Umwandlung der innersten Bestandteile des Fasergewebes

(Fibroblasten) in eine Lage von gewimperten säulenartigen Zellen (säulenartiges Epithel). Schließlich wird die ganze Zyste mit diesem Gewebe bekleidet. Der Verfasser meint, daß diese Veränderung des Fasergewebes in die gewimperten Zellen durch eine bestimmte chemische Substanz hervorgebracht wird, die in der Zyste erzeugt wird. Diese Untersuchung dürfte vielleicht eine Bedeutung für das Krebsproblem haben.

*

Die Herren Creswell Shearer, De Morgan und H. M. Fuchs haben einen Bericht über ihre interessanten Untersuchungen über experimentelle Bastardierung von Seeigeln herausgegeben, die sie an den drei gewöhnlichsten Seeigeln unserer Küsten, dem Echinus acutus, E. esculentus und E. miliaris, vorgenommen haben. Die Kreuzung dieser drei Arten wurde auf möglichst verschiedene Weise ins Werk gesetzt. Durch künstliche Befruchtung konnten sie Larven erhalten und sie bis zum wirklichen Seeigel aufziehen, wenn auch dieser keine Geschlechtsreife erlangte. Die Kennzeichen der durch Vereinigung der männlichen und weiblichen Zeugungszellen von zwei Exemplaren derselben Art hervorgebrachten Larven verglichen sie mit denen der aus der Kreuzung verschiedener Arten hervorgegangenen Larven. Nach ihren Hauptergebnissen erhält man die Merkmale, die für die Lösung der Vererbungsfrage als genügend bestimmt und fest gelten können, im späteren Larvenzustande. Eine Vergleichung dieser späten Larvenmerkmale beweist, daß bei den Bastarden der mütterliche Einfluß immer vorherrscht; ferner, daß die jungen, bis zum Alter von zwei Jahren aufgezogenen Seeigel-Bastarde in ihrer äußeren Erscheinung die rein mütterliche Gestalt haben. Die Verfasser führen Gründe an, die dartun sollen, daß in der Natur Bastarde zwischen zwei verwandten Bastardarten vorkommen. Sie hoffen auch, den Seeigel-Bastard bis zur Geschlechtsreife zu züchten und die Kennzeichen der zweiten Generation aufzuspüren.

Herr H. M. Fuchs hat indessen die interessante Arbeit an der Bastardierung von Seeigeln fortgesetzt. Seine letzten Versuche zeigen in besonders interessanter Weise, mit welcher Vorsicht die Angaben über das Geschlecht und die aus ihnen gefolgerten Ergebnisse betrachtet werden müssen. Die Arbeit von Creswell Shearer, De Morgan und Fuchs schien zu zeigen, daß die Vererbung von Merkmalen bei wechselseitigen Bastarden zwischen E. miliaris und E. esculentus oder E. acutus unwandelbar den mütterlichen Typus erscheinen lasse. Fuchs nahm indessen 1912 weitere Versuche vor, und ihre Ergebnisse waren den 1910/11 erhaltenen gerade entgegengesetzt, mit einer Ausnahme zeigte sich nämlich eine rein männliche Vererbung.

*

Als Beitrag zur allgemeinen Theorie der Materie hat Professor Arthur Dendy eine Abhandlung mit dem Titel „Momentum in Evolution" veröffentlicht, die zu erklären sucht, wieso ein übermäßiges Wachstum der Größe von Organismen oder Organen in einem langen Zeitraum offenbar zur Vernichtung der Rasse führt. Man kennt diese Tatsache von den verschwundenen Rassen der Riesenreptile und anderer Formen, deren Stelle durch kleinere und behendere Typen besetzt worden ist. Das Größenwachstum ist oft mit der Entwicklung großer und anscheinend nutzloser Auswüchse verbunden. Dendy meint, daß man deshalb glauben müsse, eine Tierrasse erwerbe ein „Moment", das zu übermäßigem Wachstum führe, und daß normalerweise in den Organismen eine Bremse vorhanden sei, zu dem Zweck, das Wachstum der Organismen und Organe zu begrenzen. Gelegentlich könne diese Bremse entfernt werden, und das erweise sich als schließlich verhängnisvoll.

Es wird ziemlich allgemein angenommen, daß das Wachstum verschiedener Teile des tierischen Körpers durch innerliche Absonderungen oder „Hormone", die von verschiedenen Drüsen erzeugt werden, eingeschränkt wird. Fehlen diese Absonderungen, so können die Organe an Größe bis zu einem abnormen Umfange zunehmen. Diese Ursache kann man auf die Rasse anwenden und das Wachstum des ganzen Organismus und seiner verschiedenen Teile als indirektes Ergebnis der Naturauslese erklären. Wenn ein neues nützliches Organ in der Entwicklung ist, wird die Naturauslese die Individuen begünstigen, bei denen das besondere Organ sich zum größten Umfang entwickelt, d. h. die, bei denen die hemmenden Drüsen am wenigsten entwickelt sind, und die letzteren würden dadurch im Laufe von Generationen beseitigt werden. Die Beseitigung der Drüsen kann indessen eintreten, bevor das Organ seine passendste Größe erreicht hat, und wenn es sie erreicht hat, gibt es keine eingreifenden Absonderungen, die das Wachstum bei dem nützlichen Stande aufhalten. Infolgedessen erlangt das Organ oder der Organismus eine übermäßige Größe, die mit seiner Umgebung nicht im Einklang steht: die Naturauslese tritt wieder hervor und beseitigt die Rasse.

*

Professor W. A. Herdman von der Universität Liverpool hat durch eine interessante Abhandlung unsere Kenntnis des mikroskopischen Strandlebens bereichert. In den Löchern der Wellenzeichen auf den Sandbänken von Port Erie (Isle of

Man) hat er Stücke einer grünlich-braunen Ablagerung beobachtet, die sich ziemlich weit ausdehnte und die Oberfläche der Sandbank auf eine größere Strecke hin färbte. Bei einer mikroskopischen Untersuchung zeigte es sich, daß diese Ablagerungen von Amphidinium operculatum, einem einfachen dinoflagellaten Protozoon, herrührten. Diese Art ist bisher noch nicht an der britischen Küste nachgewiesen worden, obwohl sie in verschiedenen Teilen des nordwestlichen Europas bekannt ist.

Manchester. J. Stuart Thomson.

Jahresversammlung der Amerikanischen Orientalischen Gesellschaft.

Die Versammlung fand in den Ostertagen in Philadelphia statt. Als deutscher Gast berichtete der Heidelberger Assyriologe Professor Karl Bezold über das von der Heidelberger Akademie der Wissenschaften ins Leben gerufene assyrische Wörterbuch, das nach der Art des Ermanschen, in so außerordentliche Dimensionen gewachsenen, ägyptischen Wörterbuches auf Zetteln verbreitet werden soll. — Aus den Verhandlungen entnehmen wir sonst noch Einiges einem Berichte des Philadelphiaer Orientalisten Professors Morris Jastrow jr. in der „Nation". Die Tagung mußte sich infolge des starken Interesses, dem sie begegnete, in eine semitische und eine indoiranische Sektion teilen. 61 Vorträge waren angemeldet; nur 50 konnten, und zwar manchmal nur in so kurzen Abrissen, gehalten werden, daß kaum ein Bericht über sie erstattet werden kann; dagegen soll die Diskussion meist höchst ergiebig gewesen sein. Wir erwähnen drei Vorträge von größerem Interesse. Der erste beschäftigte sich mit Babismus und Bahaismus. Prof. F. Moore von der Harvard-Universität hat mit um so größerem Rechte auf das Verhältnis der beiden mohammedanischen Sekten hingewiesen, da sie auch in bezug auf den Umfang ihrer Propaganda die höchsten Ansprüche erheben. Der Babismus hat sein Augenmerk auf die westliche Welt gerichtet und zunächst Nordamerika als sein Arbeitsfeld ausersehen. Namentlich in Chicago und New York wurde eine beträchtliche Gemeinde für die Lehren del einen Sohnes des Mirza Ali Mohammed, des Abbas Efendi (Abd al-Baha) angeworben, und viele Amerikaner und Amerikanerinnen haben bereits die Pilgerfahrt nach Akka zu Abbas Efendi unternommen und haben ihren Landsleuten die Verkündigung des asiatischen Meisters heimgebracht (so: Goldziher in Hinnebergs „Kultur der Gegenwart"). Professor Moore definierte den Bahaismus als den letzten Zweig des wilden Feigenbaums mohammedanischer Häresien. Um diese Bewegung zu verstehen, die sich so weit verbreitet hat, muß man auf den Babismus zurückgehen. Dieser tauchte in Persien kurz vor der Mitte des 19. Jahrhunderts auf, da ein junger Perser Mirza Ali Mohammed (geboren 1820 in Schiraz), der Sohn eines kleinen Kaufmanns, sich als den Bab, d. h. die Pforte, erklärte, welche zwischen Allah und seinen Bekennern steht. Dieser letzte Bab oder dieses letzte Tor illustriert die Kontinuität religiöser Gedanken in der mohammedanischen Welt; denn kaum ist jemals eine Generation seit dem mysteriösen Verschwinden des 12. Imam (daher die „Zwölfer-Schiiten") vor vielen Jahrhunderten vergangen, in der nicht ein religiöser Führer zum Vorschein kam und für sich in Anspruch nahm, daß er sowohl die verlorene Pforte, durch die der Wille des verborgenen Imam sich kundgibt, wie auch dieser Imam selbst sei. Diese Doktrin von dem Wiedererscheinen des Mahdi („des Richtiggeleiteten") kann zurückgeführt werden bis auf die Periode nach dem Tode des Propheten. Moore gab eine interessante Schilderung der babistischen Bewegung in Persien, die in politischen Gegensatz mit der Regierung geriet und mit der Einkerkerung und dem Tod Ali Mohammeds im Jahre 1850 endete. Einer der Anhänger des Bab, Beha Ullah (Goldziher nennt ihn Abd al-Baha und Sohn des Bab), entkam nach Bagdad, das dann eine Zeitlang das Zentrum der Bewegung war. Von diesem Beha nahm der Bahaismus seinen Namen. Beha Ullah erklärte sich auch für eine „Pforte der Übermittlung", aber er ging nicht so weit wie sein Vorgänger, der sich auch für eine Inkarnation von Gott selbst ausgab. Die Beziehung zwischen diesen beiden Doktrinen: das Wiederauftauchen des verloren gegangenen Sektenstifters und die Inkarnation Allahs in einem Menschen, das sind die beiden Ideen, um die überhaupt sich ein großer Teil der mohammedanischen Häresien dreht. Was die Lehren der häretischen Sekte betrifft, so fehlen ihnen große, humane Gedanken keineswegs, aber sie sind in Formen ausgedrückt, welche eher Plattheiten als tiefe Wahrheiten aussprechen. Gemischt mit solchen humanitären Deoktrinen wie: „Alle Menschen sind Brüder, sind gleich vor dem Gesetz"; „Ein Weltfriede ist zu erstreben"; „Religion und Politik müssen geschieden, die Erziehung der Frauen in die Hand genommen werden", gemischt mit solchen Lehren liegt ein mystischer Gedanke von einer göttlichen Regierung, der sich in nebelhafte Spekulationen verliert. —

Weiter ist von allgemeinem Interesse ein Vortrag von Professor C. C. Torrey von der Yale-Universität über einen möglichen metrischen Ursprung des „Vaterunser". Torrey geht von der älteren Form des „Vaterunser", wie es bei Lukas steht, aus und versuchte es in ein aramäisches Original zurückzuüber-

setzen, in welcher Sprache das Lukasevangelium ursprünglich geschrieben war. Es stellte sich dann heraus, daß es aus vier metrischen Zeilen bestand. In zweien war das Metrum ganz offenbar ersichtlich. Für die beiden anderen Verse waren nur kleine Änderungen nötig, um sie in ein Metrum zu bringen, das ein siebensilbiger Vers war, wie er sich im Aramäischen bis ins 4. Jahrhundert v. Chr. nachweisen läßt. Torrey legte dann noch Wert auf den umfassenden Gebrauch von Metren in Grabinschriften und in Gebeten, die in aramäischen oder in spätbebräischen Dialekten abgefaßt sind.

Endlich sprach Dr. T. Michelson von dem amerikanischen Ethnologischen Institut über das Resultat jüngster Expeditionen nach Nordostasien, durch die ein morphologischer Konnex zwischen den Sprachen einiger nordöstlicher asiatischer Völkerschaften und den Sprachen nordamerikanischer Indianerstämme festgestellt werden konnte. Die somatische Anthropologie bestätigt diese Zusammenhänge. Michelson sprach die Ansicht aus, daß die Ähnlichkeit auf Wanderungen von der nordwestlichen Küste von Amerika nach Asien, nicht auf solchen in umgekehrter Richtung beruht, und daß diese Bewegung in relativ neuen Zeiten stattgefunden hat. Er bezeichnete es als einen fundamentalen Irrtum, daß man die Sprachen der nordamerikanischen Indianer mit arischen oder semitischen Sprachen auf Grund zufälliger Wortähnlichkeiten zusammenbringen wolle. M.

Die Organisation der Reichsstudien in London. Über dies Thema sprach Sidney Low in der letzten Sitzung der Britischen Akademie der Wissenschaften. Das „Imperial" oder „Reichsstudium" — ich folge einem Berichte des Athenäums — umfaßt die Geschichte, die Institutionen und die Entwicklung des britischen Reiches samt Indien und den Kronkolonien, dann aber auch Geschichte und Institutionen anderer kolonialer und kolonisierender Nationen in ihren Beziehungen zum britischen Reich. Low sprach zuerst über die geringe Beachtung, welche die Universitäten Englands den „Reichsstudien" zuwenden. Nur die Beitsche Gründung zu Oxford ist eine Art Anerkennung für sie; allerdings werden auch gewisse Anstrengungen gemacht, um den Kandidaten für den indischen und Kolonialdienst eine gewisse diesbezügliche Bildung zu verschaffen. Die Schule für orientalische Sprachen in London, die indische Schule an dem University College, die Londoner nationalökonomische Schule, das Imperial Institute, das Königliche Kolonialinstitut und die Schulen für tropische Medizin arbeiten ebenfalls in diesem Sinne. Es ist aber zweifellos nötig, daß in London ein Zentralinstitut zur Systematisierung der Reichsstudien errichtet wird. London hat einzigartige Gelegenheiten dazu als das Zentrum aller administrativen, politischen, kommerziellen und finanziellen Reichstätigkeit und durch das unerreichte, aus seinen großen Bibliotheken und Sammlungen heraus zu schaffende Material. Low steht auf dem Standpunkt, daß wirkliche Studien nur im Zusammenhang mit erzieherischer Tätigkeit gemacht werden können, und daß auch die schon herangebildeten Forscher nur unter kompetenter Leitung weiterarbeiten sollen. Die „imperiale Literatur in England ist äußerst zurückgeblieben. Noch ist eine Geschichte des britischen Reichs nach den Originalquellen ungeschrieben. Eine Masse wertvollen Materials aus den Kolonialpapieren, aus den Akten des Geheimrats, aus den Briefsammlungen der Ostindischen Kompagnie ist noch nicht geordnet, geschweige denn gedruckt. England besitzt wenige Werke auf dem Gebiete der Geschichte und der Biographie des Weltreiches, welche von Männern, die gelehrt und zugleich einen schönen Stil zu schreiben imstande sind, herrühren.

Low verlangt daher die Organisation der Reichsstudien durch die Errichtung einer „School of Imperial Learning". Diese Schule soll jedenfalls im Zusammenhang mit der Londoner Universität stehen, vielleicht eine Fakultät derselben bilden, so daß Geschichte und Institutionen des British Empire und modernes Kolonisationswesen in das Examensystem aufgenommen werden können. Auch soll das zu errichtende Institut in derselben Weise Grade und Diplome erteilen können, wie das französische und das deutsche Kolonialinstitut es tun. Der Direktor der Schule könnte zu gleicher Zeit die Professur für Geschichte des Reichs an der Universität London behalten. Die Vorlesungen des Professors und seiner Assistenten sollen für alle, die sich für den indischen oder sonstigen Kolonialdienst vorbereiten, ebenso wie für Studenten der Kolonial-Universitäten und andere an den Fragen des Reiches interessierte Personen offenstehen. An die Vorlesungen müßte sich ein Seminar anschließen. Das Imperial Institute solle die Schule beherbergen, die aber nicht allein die historischen und politischen Gesichtspunkte, sondern auch die technischen und industriellen im Auge behalten müsse. Low meint, daß, wenn das Imperial Institute die Schule aufnehme, diese mit jährlich 3500 Pfund und den von den Studenten zu zahlenden Geldern unterhalten werden könne. Für diese Summe müßten das Colonial Office, das India Office und die Regierungen der selbständigen Kolonialstaaten mindestens zu zwei Dritteln aufkommen, ein Drittel müsse dann nur noch durch private Beiträge aufgebracht werden. M.

Internationale Monatsschrift für Wissenschaft Kunst und Technik
herausgegeben von Max Cornicelius, Berlin, Zimmerstr. 36

Bezugspreis bei sämtlichen Postanstalten in Deutschland vierteljährlich 3 Mark; bei direktem Bezuge durch Streifband in den Ländern des Weltpostverkehrs 4 Mark. Einzelnummern kosten 1 Mark.

7. Jahrgang, Nr. 11
August 1913

Insertionspreis für die zweigespaltene Nonpareillezeile 50 Pf. — Inseraten-Annahme bei den Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. in Berlin und den größeren Städten Deutschlands u. der Schweiz

Für die Redaktion verantwortlich: Wilhelm Paszkowski, Berlin.
Verlag von August Scherl in Berlin SW. 68, Zimmerstraße Nr. 36-41.

Internationale Naturwissenschaftsforschung.

Von
Arthur Schuſter.

In der Geiſtestätigkeit der wissenschaftlichen, literarischen und Gefühlswelt wechseln fruchtbare und öde Zeiträume mit einander ab. Jeder fruchtbare Zeitraum hat seine charakteriſtischen Eigentümlichkeiten, und wenn auch keine Generation zu einer gerechten Abschätzung ihrer ſtarken und schwachen Seiten recht tauglich iſt, so iſt sie doch in der Lage, die Früchte der eigenen Arbeit mit dem Ertrag der Vorgängerinnen zu vergleichen. Man wird mir darin beiſtimmen, daß unser Zeitalter durch die Entdeckung einer Reihe von Tatsachen ausgezeichnet iſt, die uns dem Bau der unendlich kleinen Teile der Materie näher bringen und in den unendlichen Plan des Weltalls weiter eindringen lassen, als die kühnſte Phantasie vor einem halben Jahrhundert ahnen konnte. Dennoch schmeicheln wir uns nicht, daß der Verſtand unserer Zeit, nach dem Vermögen der einzelnen bemessen, außergewöhnlich groß iſt. Sicherlich gibt es unter uns noch führende Geiſter, aber sie sind nicht zahlreicher noch origineller als in früheren Zeiten. Was wir erreicht haben, verdanken wir meiner Meinung nach hauptsächlich der Verbreitung eines höheren Unterrichts, durch den ein Heer sachkundiger begeiſterter Forscher erſtanden iſt, die jetzt zum erſtenmal auf nützliche Wege durch die wenigen großen Geiſter geleitet werden, welche ihrem Können weitere Ausdehnung und größere Wirksamkeit verleihen. Darin liegt unsere Stärke.

Eine Organisation zu Forschungszwecken hat die Aufgabe, alle verfügbaren geiſtigen Hilfsquellen ganz auszunutzen. Verſtand kann nicht künſtlich erzeugt, Originalität nicht gelehrt werden, aber wo Verſtand und Originalität vorhanden sind, können sie in ergiebige Bahnen geleitet werden, damit, wer Tatsachen zu kombinieren verſteht, nicht am Mangel verfügbarer Tatsachen scheitert. Der Fortschritt der Naturwissenschaft verlangt, daß Versuch oder Beobachtung und theoretische Erörterung neben einander hergehen. Ohne Organisation wird von den beiden Parteien, von deren gemeinschaftlicher Bemühung der Fortschritt abhängt, die eine vermutlich die andere

Aus dem englischen Manuskript übersetzt.

überwältigen. So veröffentlichte Newton, als er sein Gravitationsgesetz aufgestellt hatte, das die Mondbahn in Beziehung bringt zu der Beschleunigung des Falles der Körper, seine Entdeckung viele Jahre hindurch nicht, weil er seine Theorie nicht so streng beweisen konnte, wie er wünschte. Erst später hatte die Französische Akademie einen Meridianbogen genau gemessen und einen wesentlichen Irrtum in früheren Messungen entdeckt, wodurch das Newtonsche Gravitationsgesetz sozusagen bewiesen wurde. In diesem Fall ist die Theorie der Beobachtung vorausgegangen, aber Beispiele entgegengesetzter Art werden nicht fehlen, solange wir Beobachter haben werden, die sich ganz und gar auf die Tatsachensammlung beschränken und ihre Erörterung ruhig der dunklen Zukunft überlassen. Eine der Aufgaben der Wissenschaftsorganisation ist es, die beiden Faktoren in Wechselwirkung zu bringen.

Da wissenschaftliche Untersuchungen sich nicht in einzelne Felder nach politischen Grenzen teilen lassen, ist in der Forschung internationale Zusammenarbeit notwendig. Die Sprache schon, die wir zum Ausdruck unserer Gedanken benutzen, ist vielfach durch Übereinkommen festgelegt, und manches davon haben wir schon als Lernende in uns aufgenommen; bei einem neuen Wissenszweige aber müssen wir uns von neuem darüber einigen. Unsere Messungen — und alle exakte Wissenschaft beruht auf Messungen — müssen in Einheiten ausgedrückt werden, und auf welchem andern Wege als durch Übereinkommen sollten sich diese festsetzen lassen?

Während jeder dies anerkennen wird, ist es nicht ebenso bekannt, wie sehr die heutigen Verfeinerungen der wissenschaftlichen Forschung auf organisatorischen Arbeiten beruhen. Ob diese Arbeiten in einem einzigen Laboratorium vereinigt oder auf eine politische Einheit beschränkt sind, oder ob sie von der wissenschaftlichen Welt-Gemeinschaft ausgeführt werden, hängt hauptsächlich von der Art der Aufgabe ab.

Ich will hier nicht die Geschichte der Organisationen im einzelnen verfolgen, sondern vielmehr die große Mannigfaltigkeit der Aufgaben zeigen, bei denen bereits durch weltumfassende Zusammenarbeit nützliche Ergebnisse erzielt worden sind, und die Lehren anführen, die sich daraus für die Zukunft ergeben.

Ich teile die internationale Zusammenarbeit in drei Klassen: 1. Übereinkommen über Maßnormen und -Einheiten, 2. die Verteilung der Arbeit für dieselbe Aufgabe zwischen verschiedenen Nationen zum Zwecke der Zeit- und Kostenersparung, 3. die Untersuchung von Aufgaben, die nur gelöst werden können, wenn man an verschiedenen Orten der Erde Beobachtungen mit gleichen oder ähnlichen Instrumenten anstellt, und die Veröffentlichung der Berichte in gleichmäßiger Form. Die Wichtigkeit der ersten Klasse ist schon angedeutet worden und bedarf keiner weiteren Ausführung. Wir brauchen nur an die Unsicherheit zu erinnern, unter der alle genauen elektrischen Messungen litten, bevor durch internationales Übereinkommen die Einheiten festgesetzt waren. Ganz vor kurzem hat ein gemeinsames Normalmaß der Radioaktivität, das in einer Versammlung von den besten Kennern bestimmt worden ist, den Zahlangaben über diesen Gegenstand eine feste Grundlage geschaffen, und auf dem Gebiete der Optik haben die Normalmaße der Wellenlänge, über die sich die Internationale Vereinigung für Sonnenforschung geeinigt

hat, gezeigt, wie die Verständigung über einen schwierigen Gegenstand von Beobachtern erreicht werden kann, welche Methoden anwenden, die von selbständigen Sachkennern in verschiedenen Ländern gründlich erprobt worden sind. Fast jedes Land besitzt jetzt Institute, deren Obhut die Normalmaße anvertraut sind; überdies haben wir das Internationale Maß- und Gewichtsbureau in Sèvres bei Paris, das Aufgaben von universaler Bedeutung bearbeitet.

Zu den Aufgaben, die sich vor allen andern zu einer Art Zusammenarbeit eignen, wie ich sie unter der zweiten Klasse zusammengefaßt habe, gehören die über den Kosmos als Ganzes, weil ihre Lösung in so hohem Grade eine Sammlung von Statistiken verlangt, daß sie die Kräfte einzelner Arbeiter oder selbst einzelner Nationen übersteigt. Einige Beispiele sollen veranschaulichen, was bereits durchgeführt worden ist. Zu allererst haben wir den großen Sternkatalog, der vor fünfundzwanzig Jahren auf einer internationalen Konferenz begonnen worden ist, als 18 Observatorien beschlossen sich so in die Arbeit zu teilen, daß jedes eine Anzahl Himmelszonen übernahm. Alle Sterne unter der 11. Größe mußten mit ähnlich gebauten Instrumenten photographiert und ihre Stellungen gemessen werden. Die Wichtigkeit dieses Werkes wird jedem klar sein, und wir müssen nur bedauern, daß seine Vollendung noch so fern ist. Da ich nicht nur die Verdienste der internationalen Arbeit preisen, sondern auch ihre Schwierigkeiten zeigen will, so möchte ich — nicht gerade als Kritik — noch ein paar Worte hinzufügen über die Schwäche jeder Organisation ohne eine zentrale Autorität, die nicht stirbt oder dahingeht wie ein Mensch. Pioniere werden sich immer finden, um ein Werk zu beginnen, aber mit der Zeit sterben sie oder treten von ihrem Posten zurück; andere nehmen ihre Stelle ein, und wenn diese für neue Aufgaben mehr interessiert werden, leidet das alte Werk, falls nicht eine dauernde Körperschaft nachdrücklich sie darauf hinweist. Die Auffindung einer solchen zentralen Körperschaft, deren Hauptgeschäft es wäre, ein Unternehmen mit genügendem Beharrungsvermögen auszustatten, um es über Zeiten hinwegzubringen, in denen die Arbeit daran eine Plackerei scheint, ist eine Sache, die Aufmerksamkeit verdient.

Die Vollendung des Sternkatalogs, die diese Bemerkungen hervorgerufen hat, ist nur der Anfang eines größeren Werkes. Wenn wir die Stellungen und Größen von Sternen zu irgend einer Zeit bestimmt haben, haben wir nur den ersten Schritt zur Lösung der Hauptaufgabe getan und müssen die Messung der Eigenbewegungen, der Parallaxen und auch die Aufzeichnung der Spektra folgen lassen. Diese Arbeit ist so ungeheuer, daß wir jede Hoffnung, sie in den uns durch natürliche Ursachen gesetzten Zeitgrenzen zu vollenden, fahren lassen müssen, wenn wir nicht unseren statistischen Ehrgeiz mäßigen und, anstatt die ganze Himmelssphäre zu behandeln, zur eingehenden Prüfung beschränkte, aber typische Gebiete auswählen. Das ist auf Professor Kapteyns Anregung geschehen, von dem jetzt eine hinreichende Zahl freiwilliger Mitarbeiter für ein gemeinsames Unternehmen gewonnen ist, das schon sehr wichtige Ergebnisse gezeitigt hat.

Das Wesen einer solchen Arbeit besteht in der Verkürzung der zur Vollendung einer umfangreichen Aufgabe nötigen Zeit dadurch, daß man sie unter eine Anzahl von Personen verteilt. Wenn die Arbeit rein statistisch ist, so kann sie in sich vollständig sein,

und die veröffentlichten Berichte werden jedem, der sie braucht, zugänglich. In anderen Fällen sind die Beobachtungen vielleicht durch eine zentrale Autorität zu sammeln und nach bewährten statistischen oder analytischen Methoden zu bearbeiten, bevor sie für das wissenschaftliche Publikum brauchbar werden. Während für gewöhnlich die Arbeit der Beobachtung unter mehrere verteilt und erst die Verarbeitung des gesammelten Stoffes in eine Hand gegeben wird, hat Professor Pickering einen entgegengesetzten Vorschlag gemacht; ein Zentralobservatorium in günstiger Lage solle Photographien in genügender Zahl liefern und sie an Astronomen in aller Welt verteilen, die sie zu messen und zu prüfen haben.

Schließlich muß ein großes Unternehmen ganz anderer Art, der Internationale Katalog der naturwissenschaftlichen Literatur, in dieselbe Klasse gestellt werden. Dieser Katalog ist aus dem Wunsche hervorgegangen, die naturwissenschaftliche Literatur der Welt zu klassifizieren, um jeden, der einen bestimmten Gegenstand studieren will, in den Stand zu setzen, schnell alle früheren Arbeiten hierüber zu finden. Wirklich haben sich alle Völker, bei denen wissenschaftliche Werke verfaßt werden, vereinigt; jedes sammelt seine eigenen Daten und übersendet sie dem Zentralbureau in London, das die Veröffentlichung besorgt. Jedes Land bestimmt selbst, was es aufnehmen will, und diese, allerdings wohl allein durchführbare Methode hat den Nachteil, daß der Maßstab für die Zulassung nicht überall derselbe ist. Man bemüht sich indes, in dieser Hinsicht eine größere Gleichmäßigkeit zu schaffen.

Die Aufgaben der dritten Klasse gehören hauptsächlich wichtigen und sehr vernachlässigten Gebieten der Geophysik an. Die Zeit ist vorüber, wo wir die Physik des Laboratoriums von der der Erde und diese wieder von der Physik des Weltalls trennen konnten. Der Experimentator, der heute den Bau des Atoms studiert, muß sein Augenmerk auf Sonne und Sterne richten, um zu entdecken, ob Himmelsbeobachtungen seine Theorien umstoßen oder stützen. Luftelektrizität und Erdmagnetismus, die zu lange als gesonderte Erscheinungen behandelt worden sind, können uns auf bisher unbekannte Eigenschaften der Materie hinweisen, und die Meteorologie, die uns kennen lehrt, daß der Raum drei Ausdehnungen hat und die Luftbewegung den Gesetzen der Mechanik folgt, hat aufgehört, ein Sport zu sein, und ist auf raschem Wege, eine Wissenschaft zu werden. Vor Aufzählung der internationalen Vereinigungen, die sich mit diesen Fragen beschäftigen, wollen wir schnell die Hauptaufgabe mustern, zu deren Lösung die Geophysik berufen ist.

An erster Stelle ist die Gestalt der Erde und die Änderungen der auf ihrer Oberfläche beobachteten Schwerkräfte zu untersuchen, ferner sind die säkularen Gleichgewichtsänderungen und die mehr oder weniger heftigen Störungen zu berechnen, die Erdbeben und Erdstöße begleiten. Indem wir die Angaben der Instrumente an verschiedenen Orten vergleichen, können wir auf die Verbreitungsbahn der seismischen Wellen über oder durch die Erde schließen. Daraus ergeben sich wichtige Lehren über die physikalischen Eigenschaften der das Innere der Erde bildenden Stoffe. Die Ursache des Erdmagnetismus ist zur Zeit noch unbekannt, und wir haben kein Mittel zur Hand, das Problem direkt anzufassen, aber das Studium der täglichen und der säkularen Änderungen kann uns einen Anhaltspunkt

geben und verdient unsere größte Aufmerksamkeit.

Verlassen wir nun die Erde und wenden uns der Luft zu. Durch ihre Beweglichkeit verursachte Schwierigkeiten treten uns da zuerst entgegen. Drachen und Ballons führen uns nur wenige Meilen aufwärts; über dieser Region ist eine Luftschicht, die wir nicht durchdringen können. Sie entzündet Meteoriten und wird von der Aurora erhellt; sie scheint frei Elektrizität zu leiten. Gehen wir dem Ursprung dieser Leitfähigkeit nach, so werden wir immer weiter zu einem Bindeglied zwischen Sonne und Erde geführt.

Die verschiedenen Probleme der Geophysik hängen mit einander zusammen, aber das Ziel und die Bestimmtheit der Forschungsmethoden ist hier sehr verschieden; einige von ihnen, z. B. die Pendelbeobachtungen, sind bis zu höchster Genauigkeit verfeinert worden, während man in anderen Fällen noch nach allgemein einzuführenden Instrumenten oder Methoden sucht. Dieser Unterschied und die verschiedene Geschichte der mannigfachen Zweige der Geophysik rührt daher, daß sich verschiedene internationale Körperschaften ihrer angenommen haben. Wahrscheinlich wird dadurch eine größere Elastizität der Forschung und damit eine größere Wirkung verbürgt, obwohl der enge Zusammenhang der Aufgaben darauf hinweist, daß es ein gemeinsames Forum geben müsse, dem die von den getrennten Organisationen erreichten Resultate vorgelegt werden könnten, um hier untereinander in Beziehung gesetzt zu werden.

Die Geodäsie ist am wirkungsvollsten von einer Gesellschaft bearbeitet worden, deren Hauptaufgabe die Bestimmung der Gestalt und Figur der Erde und ihrer Anziehungskraft ist, die aber auch die Änderungen der geographischen Breite untersucht, welche sich aus den periodischen Verschiebungen der Erdachse ergeben. Das Zentralbureau der Gesellschaft ist in Potsdam. Ihr glattes Arbeiten und ihren Erfolg verdankt sie hauptsächlich der klugen Leitung des Direktors ihres Bureaus, Professor Helmert, aber sie ist auch dadurch begünstigt worden, daß sie fast jungfräulichen Boden bearbeiten konnte. Kein Land hatte sich auf Instrumente eines bestimmten Typus festgelegt, auch gab es keine Observatorien mit feststehender Arbeitsart, die man hätte ändern müssen.

Die Internationale Vereinigung für Erdbebenforschung dagegen, die zu Beginn unseres Jahrhunderts mit einem Zentralbureau in Straßburg begründet worden ist, hatte ernstere Schwierigkeiten zu überwinden; sie betrat das Gebiet, als es in ihm schon eine weniger ausgedehnte Organisation gab, die Professor Milne ins Leben gerufen hatte, und die von einem Ausschuß der Britischen Association geleitet wurde. Auch die Instrumentenfrage bot besondere Schwierigkeiten, auf deren baldige Beseitigung man aber hoffen darf. In weiterem Sinne schließt die Erdbebenforschung auch die Untersuchung der Veränderungen der Erdgestalt durch die Gezeiten ein und steht mit Bezug hierauf in enger Beziehung zur geodätischen Vereinigung.

Ich habe schon erwähnt, daß der Erdmagnetismus uns wahrscheinlich wichtige Aufschlüsse über die Konstitution der äußeren Regionen der Atmosphäre und der inneren der Erde geben kann. Durch die großartigen Bemühungen des Carnegie-Instituts in Washington werden wir wahrscheinlich endlich einen befriedigenden magnetischen Weltplan bekommen; aber so wichtig die von Professor Bauer am

Carnegie-Institut erreichten Ergebnisse auch erscheinen werden, man wird sie doch durch systematische Beobachtungen der Änderungen der magnetischen Kräfte an mehreren bestimmten Stationen ergänzen müssen. Viele solche Stationen bestehen schon, wenn sie auch sehr unregelmäßig über die Erdoberfläche verteilt sind. Ein internationales Übereinkommen, wie die Berichte abzufassen und zu veröffentlichen sind, ist bei diesem Gegenstand fast noch wichtiger als bei jedem andern, und man muß sehr bedauern, daß die Versuche zur Schaffung eines solchen Übereinkommens nicht erfolgreicher gewesen sind. Zweifellos gibt es hier infolge der Verschiedenheiten in der Organisation des magnetischen Dienstes besondere Schwierigkeiten. Die Methoden haben sich unabhängig von einander in den verschiedenen Ländern entwickelt, und daher ein naturgemäßes, aber bedauerliches Widerstreben, eine Einzelheit am Instrument oder eine Besonderheit in der Beobachtung zu ändern, bis die Notwendigkeit der Änderung bewiesen ist. Dieser Beweis kann aber niemals geliefert werden, weil der Fehler nicht an den Methoden liegt. In den meisten Fällen würde es nichts ausmachen, welche Methode man anwendet, wenn es nur überall dieselbe wäre.

Die einzige Körperschaft, die sich zurzeit systematisch mit den Berichten über Erdmagnetismus befaßt, ist ein engerer Ausschuß der Versammlung der Direktoren der meteorologischen Observatorien. Diese Versammlungen sollten in erster Linie den Wetterdienst der verschiedenen Länder in Beziehung zu einander bringen; aber natürlich wurden auch Gegenstände, die organisch oder zufällig mit der Meteorologie zusammenhängen, in ihr Programm aufgenommen. Zum Beispiel ist die Sonnenstrahlung als erste Ursache aller atmosphärischen Veränderungen für die Meteorologen von hervorragender Wichtigkeit, und zu ihrer Bearbeitung wurde ein besonderer Unterausschuß bestimmt. Den Zusammenhang zwischen Meteorologie und Erdmagnetismus sehe ich dagegen für zufällig an, nur aus verwaltungstechnischen Gründen geht man mehr und mehr darauf aus, die magnetischen Observatorien den meteorologischen Abteilungen anzugliedern.

Auch die Messung der Sonnenstrahlung, für die man noch kein endgültiges Verfahren gefunden hat, gehört in den Bereich einer besonderen Organisation, die wir Professor Hales Initiative verdanken. Die Internationale Vereinigung für Sonnenforschung hat sich durch freiwilligen Zusammenschluß der wissenschaftlichen an dem Werk interessierten Gesellschaften gebildet. Ihre Arbeit wird von Ausschüssen besorgt, welche die einzelnen durch Sonnenphänomena gestellten Probleme bearbeiten. Bedeutenden Erfolg hat sie in der Feststellung primärer und sekundärer Normalmasse der Wellenlängen gehabt; kürzlich hat sie ihre Arbeiten auf die Astrophysik ausgedehnt und sich an die schwierige Aufgabe einer Klassifizierung der Sternspektra gemacht. Ihre Tätigkeit in anderer Richtung ist verheißungsvoll, wenn auch gefährdet, da zur Deckung ihrer Ausgaben, z. B. für die Veröffentlichung ihrer Berichte keine Mittel vorhanden sind.

Die Aufbringung der Kosten für die bestehenden internationalen Organisationen geschieht auf sehr verschiedene Art. Die internationale geodätische Vereinigung, die Vereinigung für Erdbebenforschung und das Internationale Maß- und Gewichtsbureau werden direkt von den Regierungen unterstützt, wobei die Höhe der Beträge von der Be-

völkerungszahl abhängt und sich für die größeren auf 1500, 800 und 1000 bis 1500 Pfund Sterling für die drei genannten Körperschaften beläuft.

Der internationale Katalog der naturwissenschaftlichen Literatur — ein sehr koſtspieliges Unternehmen — wird von jedem Lande durch Subskription auf eine Anzahl Exemplare bezahlt. Die jährlichen Ausgaben von 25000 Pfund Sterling für Bureaukoſten und Druck werden auf diese Weise gedeckt, indes haben die meiſten Länder ihre eigenen Bureaus eingerichtet, die durch Beiträge von den heimischen Regierungen erhalten werden müssen.

Bei dem großen Sternkatalog hat jede Sternwarte für ihre eigenen Koſten aufzukommen. Die vier französischen Sternwarten haben von der Regierung Beträge von zusammen mehr als 500000 Pfund Sterling erhalten; in England erhielt der Aſtronom des Königreichs von der britischen Regierung eine Beihilfe von 25000 Pfund Sterling, weitere 5000 Pfund Sterling wurden von der Königlichen Gesellschaft aus dem Regierungsfonds garantiert und 10000 Pfund Sterling zusammen von dem Schatzamt und der Universität Oxford für die Veröffentlichung.

Die Vereinigung für Sonnenforschung besitzt — wie schon bemerkt worden iſt — keine Fonds.

II.

Aus dem Gesagten geht zur Genüge hervor, einen wie weiten Bereich die internationale Forschung schon einnimmt. Aber wir werden ſtändig zu weiterer Ausdehnung der Arbeit getrieben und ſtehen dem Problem gegenüber, daß die einzelnen Gesellschaften nicht endlos vermehrt werden können, ohne dadurch Schwierigkeiten zu schaffen, welche die Zwecke, denen sie dienen sollen, gefährden. Abgesehen von dem Übereinandergreifen der Interessen und Geldfragen iſt schon die für Korrespondenz und Verwaltung verbrauchte Zeit bedenklich. Die Probleme, die zur Bearbeitung durch internationale Kräfte geeignet sind, sind derart, daß dieselben Personen meiſt an verschiedenen von ihnen interessiert sind, und die Versammlungen folgen einander so schnell, daß sie eine ernſte Zeitbürde für die werden, die sie besuchen, und manche, die die internationale Arbeit freundlich zu betrachten pflegten, sich davor zu fürchten beginnen. Vielleicht läßt sich irgendeine Anordnung erwarten, die die gleichzeitige Tagung der Versammlungen verschiedener Vereinigungen geſtattet, in der Art, wie die verschiedenen Abteilungen der Britischen Association zusammen tagen. Aber das würde eine zentrale Autorität erfordern, die zwischen den jetzt getrennten und unabhängigen Körperschaften eine Verbindung herſtellen müßte.

Ersparung an Ausgaben wie an Verwaltungsarbeit weiſt nach derselben Richtung und drängt uns zu dem Schluß, daß man das heutige Verfahren, für jede neue Erweiterung der internationalen Arbeit eine besondere Gesellschaft zu begründen, noch einmal erwägen, und sich bemühen sollte, durch eine engere Vereinigung bei der Arbeit und der Verwaltung Zeit zu ersparen.

Aus der lebhaften Empfindung heraus, daß etwas in dieser Richtung geschehen müsse, aber ohne die Ursache noch recht zu erkennen, hat sich in Belgien ein ehrgeiziges Unternehmen entwickelt, das für alle internationalen Gesellschaften, einerlei was ihr Gegenſtand und ihr Wesen iſt, ein Einigungsamt errichten will. Die Begründer haben Satzungen aufgeſtellt, ein all-

gemeiner Kongreß ist schon abgehalten worden, und der zweite wird eben organisiert. Ein Plan aber, der von einer selbstgebildeten und unverantwortlichen Körperschaft der Öffentlichkeit vorgelegt wird, darf nicht auf Erfolg rechnen, wenn er nicht allgemeine Zustimmung erzwingt. Ist das hier der Fall? Die Zahl der internationalen Organisationen, die einen sogenannten Weltbund bilden sollen, beträgt 279, und, wenn ich die Vorschläge recht verstehe, kann jede in einem zu dem Zwecke zu erbauenden großen Gebäude ein eigenes Bureau haben. Man könnte sich schwer eine zusammenhangslosere Aufhäufung von Wertgegenständen vorstellen, als sie in diesem Mischmasch von Internationalismus aufgestapelt sind, der eine Abteilung für das »Internationale Bureau der amerikanischen Republiken«, eine andere für den »Internationalen Kongreß zur Beschaffung billiger Wohnungen«, noch andere für die »Internationale Vereinigung der Freunde junger Mädchen«, den »Internationalen Kongreß der Handlungsreisenden«, den »Internationalen Kongreß zur Beförderung des Studiums der Quaternionen«, die »Internationale Vereinigung für Frauenstimmrecht«, für eine Gesellschaft zur Bekämpfung des Alkoholmißbrauchs, eine andere zum Schutz der Sonntagsheiligung und wieder eine zur Beförderung der Gedankenfreiheit enthält.

Trotzdem bleibt es wahr, daß die Errichtung einer entscheidenden Zentralstelle, die als Bindeglied zwischen den verschiedenen Gesellschaften wirken kann, wünschenswert ist. Worin beständen ihre Aufgaben? Alle internationalen Verbände beruhen ihrem Wesen nach ganz und gar auf ihrer moralischen Stärke und haben keine Macht, die Annahme ihrer Entscheidungen zu erzwingen. Eine Zentralstelle müßte sich daher mit Ratserteilung begnügen, in der Überzeugung, daß die Richtigkeit des Rates seine Annahme verbürgen würde. Allein die stehenden Gesellschaften würden keine Einmischung in ihre Selbständigkeit dulden, sie würden zweifellos jeden Vorschlag, den ihnen eine autoritative Körperschaft im Interesse der Wissenschaft macht, mit Mißtrauen betrachten. Unsere Aufgabe ist daher, eine so hervorragende Autorität zu finden, daß man allenthalben mit Vertrauen auf sie blickt, eine Autorität, deren Rat auch die verschiedenen Regierungen annehmen würden, wenn sie um finanzielle Unterstützung irgend eines neuen Unternehmens angegangen werden.

In der Internationalen Assoziation der Akademien besitzen wir in der Tat eine Körperschaft, die alle Erfordernisse einer solchen Zentralstelle erfüllt, vorausgesetzt, daß die einzelnen Akademien, die die Assoziation bilden, die Aufgabe übernehmen wollen.

Die Assoziation der Akademien wurde auf einer Konferenz zu Wiesbaden am 9. und 10. Oktober 1899 begründet, auf der auch die National Academy der Vereinigten Staaten durch die Professoren Newcomb und Sorditch vertreten war. Der auf die Aufgaben der Assoziation bezügliche Paragraph ihrer Satzungen, die auf der Versammlung zu Paris im Jahre 1901 angenommen wurden, lautet wie folgt:

> Zweck der Assoziation ist, wissenschaftliche Arbeiten von allgemeinem Interesse, die ihr durch eine der zugehörigen Akademien vorgelegt worden sind, vorzubereiten und zu befördern und im allgemeinen den wissenschaftlichen Verkehr zwischen den verschiedenen Nationen zu erleichtern.

Seit ihrem Beginn beanspruchte die Assoziation bei neuen internationalen Unternehmungen eine beratende Stimme, und auf der Versammlung in London im Jahre 1904 wurde die folgende Resolution gegen eine einzige Stimme angenommen:

Die Errichtung jeder neuen internationalen Organisation, die durch Unterstützung von verschiedenen Staaten erhalten werden soll, erfordert sorgfältige vorgängige Prüfung ihres Werkes und ihrer Zwecke. Es ist zu wünschen, daß Vorschläge zur Begründung einer solchen Organisation von der Internationalen Assoziation erörtert werden, bevor endgültige Schritte geschehen.

Nachdem die Assoziation etwa zwölf Jahre tätig gewesen ist, dürfte ein Überblick über die geleistete Arbeit nützlich sein; indes will ich mich darauf beschränken, über ihre naturwissenschaftliche Abteilung zu berichten und nur hinzufügen, daß auch die geisteswissenschaftliche Abteilung sehr wichtige Arbeiten auszuführen hat.

Die Assoziation kann nur Ratschläge erteilen; sie hat keine Fonds zu ihrer Verfügung, und ist schon aus diesem Grunde nicht imstande, irgendein wissenschaftliches Unternehmen ins Leben zu rufen oder zu unterstützen, wenn nicht die einzelnen Akademien die Kosten decken, wie es z. B. bei der Ausgabe von Leibnizens Werken geschieht, die die Berliner und die Pariser Akademie zusammen unternommen haben. Eine vollständige Karte des Mondes mit seinen nach einem vereinbarten Plane genannten charakteristischen Merkmalen ist in Vorbereitung und wird allen Erforschern der Mondoberfläche willkommen sein. Zu erwähnen ist auch noch die vortreffliche Arbeit, die von einem selbständigen, zur Untersuchung der Hirnfunktionen eingesetzten Ausschuß geleistet worden ist.

Oftmals ist die Assoziation angerufen worden, um ein günstiges Urteil über die Wichtigkeit irgendeines internationalen Planes abzugeben, der unabhängig von ihr einer oder mehreren Regierungen zur Berücksichtigung aufgenötigt worden war. Einen platonischen Segen zu erteilen, ist eine so erfreuliche Aufgabe, daß die Bewerbungen vielleicht nicht immer mit der genügenden Sorgfalt geprüft werden, wenn ich auch zugebe, daß es besser ist, ein zweifelhaftes Unternehmen zu fördern, als Gefahr zu laufen, ein gutes zu hemmen.

Die Assoziation hat fast immer Erfolg gehabt, wenn sie ihren Einfluß benutzt hat, um wichtige wissenschaftliche Gegenstände der Aufmerksamkeit der Regierungen zu empfehlen. Ihrer Empfehlung verdankt man jedenfalls zum Teil, daß sich Mittel zur Messung des großen Meridianbogens fanden, der, 105 Grad umfassend, sich durch Rußland und Rumänien erstreckt und weiter durch Kleinasien und Westafrika bis zum Kap der guten Hoffnung führt.

Es ist in den letzten Jahren üblich geworden, daß internationale, unabhängig von einander begründete Organisationen sich unter den Schutz der Assoziation der Akademien stellen, der sie in diesem Falle periodische Berichte erstatten. Obwohl die Akademien über solche Körperschaften keine Aufsicht ausüben, stehen sie doch hinter ihnen wie eine Reservetruppe, die zu helfen bereit ist, wenn es verlangt wird.

In allen diesen Beziehungen hat die Assoziation die Absicht ihrer Begründer erfüllt. Aber hat sie dem Fortschritt der Wissenschaften irgend merkbar ihren Stempel aufgedrückt? Ohne das Gute, das diese Körperschaft in der Vergangenheit getan hat unterschätzen

zu wollen, glaube ich doch nicht allein zu stehen mit meiner Hoffnung, auf eine ausgebreitetere Tätigkeit für die Zukunft und dem Zweifel, ob ihre Lebenskraft lange vorhalten wird, wenn sie nicht beim Übergange von der Jugend zum Mannesalter ihrem Ehrgeiz weitere Ziele setzt. Es ist eine kritische Periode in ihrer Geschichte, und viel wird von dem Verfahren abhängen, das sie in einer Frage anwendet, die möglicherweise noch kurze Zeit in der Schwebe bleibt, die man aber bald wird ins Auge fassen müssen.

Eine internationale Organisation, die kein Zentralbureau und in keinem Lande ihre Heimstätte hat, ist keine gesetzmäßig konstituierte Körperschaft. Sie besitzt kein Eigentum und kann keine Geschenke oder Vermächtnisse annehmen. Die Frage ist wiederholt aufgeworfen worden, ob es wünschenswert sei, diese Einschränkung zu beseitigen und die Assoziation auf gesetzmäßiger Grundlage zu errichten. Zu diesem Zweck müßte sie sich unter die Gesetze irgend eines Landes stellen, und gerade die Wahl dieses Landes erschwert die Entscheidung über die Hauptfrage, da nationale Erwägungen und vielleicht in einigem Umfange nationale Eifersüchteleien berücksichtigt werden müssen.

Um unsere Gedanken klar zu machen, wollen wir die beiden Punkte: das Recht, Besitztum zu erwerben, und den dauernden Wohnsitz, voneinander trennen. Jede Akademie weiß aus eigener Erfahrung, daß eine Einzeluntersuchung oft mit geringen Kosten ausgeführt werden kann, daß aber organisierte Untersuchung Fonds erfordert, die beträchtlich werden, wenn ihr Bereich weit ist. Darum ist eine internationale Organisation gerade am besten geeignet für solche Arbeit, die die höchste Leistung beansprucht.

Die Frage, der wir gegenübertreten müssen, ist folgende: Soll unsere internationale Assoziation sich für immer damit begnügen, einen rein platonischen Schutz auszuüben oder soll sie in der Beförderung der Forschung eine tätige Rolle spielen? Wählt sie den letzteren Weg, so scheint sie mir unumgänglich Fonds zu ihrer Verfügung haben zu müssen.

Ich vertrete die kühnere Politik aus zwei Gründen: 1. internationale Forschung wird logischerweise am richtigsten durch internationale Fonds verwaltet und bezahlt, und 2. glaube ich, kann eine rein moralische Unterstützung auf die Dauer nicht wirksam bleiben. Die bestehenden besonderen Gesellschaften müssen, wie ich schon erklärt habe, ihre volle Unabhängigkeit behalten, und es wird kaum wünschenswert sein, daß die Assoziation der Akademien eine Arbeit unternimmt, deren finanzielle Unterstützung sich vermutlich über eine längere Zeit ausdehnt. Aber wenn verheißungsvolle Unternehmungen im Stadium des Versuches sind, sind Fonds oft aufs dringendste nötig und doch am schwersten zu bekommen. Hier könnte eine internationale Körperschaft mit einem unabhängigen Einkommen für verdienstvolle Unternehmungen während weniger kritischer Jahre mit einer Unterstützung einspringen, bis sie entweder auf dauernder Grundlage geschaffen werden können oder ihre Arbeit vollendet haben. Ich bin auf die Einwände gefaßt, die man gegen das Verfahren, finanzielle Verantwortlichkeit zu übernehmen, erheben wird, und auf die Prophezeiung von Gefahren durch Männer, deren Meinung ich Wert beimesse. Wir beschäftigen uns zurzeit – so sagt man — mit einer friedlichen und freundlichen Erörterung allgemein

interessierender Dinge und haben Gegenstände, die zu ernsten Meinungsverschiedenheiten Anlaß geben können, durchaus vermieden. Leisten wir auch nicht viel in tätiger Beförderung der Wissenschaft, so helfen wir doch nützlichen Unternehmungen durch unseren moralischen Beistand. Unsere Versammlungen, an denen Mitglieder von Akademien aus aller Welt teilnehmen, tragen schon an sich zu einer freundlichen Verständigung unter den Nationen bei. Hätten wir Fonds zu unserer Verfügung, so würden die an sie gestellten Forderungen oft ihre Leistungsfähigkeit überschreiten, und wir müßten zwischen Unternehmungen entscheiden, die zweifellos alle wertvoll, aber miteinander im Wettstreit sind. Wir sollen die Ansprüche verschiedener Nationalitäten gegeneinander ausgleichen, und wenn ärmere Länder entweder benachteiligt würden oder einen zu großen Anteil erhielten, könnten starke Verstimmungen entstehen. Lohnt es sich, den Frieden unserer Versammlungen und die Freundschaft unserer Mitglieder zu gefährden, um etwas zu erreichen, das die Kräfte jedes einzelnen Landes auch leisten können?

Ich erkenne das Gewicht dieser Einwände an, aber ich würde es trotzdem wagen. Denn meine Erfahrung lehrt mich, daß es selten ein Leben ohne Kampf gibt, und daß wir uns darum nicht weniger zu lieben brauchen, weil der eine gern für Mondkarten, der andere für Gehirnforschungen Beiträge zahlt. Geistige Gemeinschaften werden ein besseres Beispiel geben, wenn sie zeigen, daß sie durch gegenseitigen guten Willen auch ernsten Meinungsstreit beilegen können, als wenn sie ihre freundlichen Beziehungen nur dadurch aufrecht erhalten, daß sie strittigen Dingen aus dem Wege gehen. Kommt eine Schwierigkeit, so sollte sie als Sporn, nicht als Hemmnis wirken.

Sollte auch die allgemeine Meinung gegen mich sein und endgültig beschlossen werden, daß die Internationale Assoziation der Akademien für immer ihren jetzigen Armutsstand behält, so wäre doch die Einrichtung eines bescheidenen festen Wohnsitzes als davon unabhängiger Punkt zu betrachten.

In dem Urentwurf der Satzungen, der von der Berliner Akademie vorgelegt wurde, war vorgesehen, daß die Assoziation ein literarisches Bureau mit einem Direktor errichten solle, dessen Wohnsitz den des Bureaus bestimmen würde. Es wurde vorgeschlagen, einen besoldeten Sekretär anzustellen, der eine Zeitschrift mit den allgemein interessierenden Themen, die in der Assoziation oder den einzelnen Akademien behandelt worden waren, herausgeben sollte. Diese Vorschläge wurden nicht angenommen, aber, wenn meine Erinnerung mich nicht täuscht, hauptsächlich mit der Begründung, daß über sie erst nach voller Ausgestaltung der Assoziation beraten werden solle. Die Summe, die der Berliner Plan erforderte, hätte man leicht durch Beiträge der Akademien aufgebracht, die über ihren jetzigen niedrigen Bestand von je 100 Francs erhöht werden müßten.

Die Politik, die die Assoziation in diesen Fragen befolgen wird, ist von der höchsten Bedeutung für ihren Bestand; denn nicht nur die Zukunft der internationalen Arbeit wird von dem eingehaltenen Kurs abhängen, sondern auch der Ruf und Einfluß der Akademien selbst wird — davon bin ich überzeugt — durch die Entscheidung ernstlich berührt werden.

Wir leben in einem Zeitalter der Organisation, das viele Aufgaben hervorruft, die sich nicht in die politischen

Grenzen bannen lassen. Die Forderungen der Wissenschaft haben bereits gesonderte internationale Gesellschaften ins Leben gerufen, die durchaus ihre Pflicht erfüllen. Indes das steigende Wachstum ihrer Zahl beginnt schon Unzuträglichkeiten zu verursachen und wird wahrscheinlich die künftige Entwicklung hemmen, wenn man sie nicht durch ein Band vereinen kann, das ihre Arbeit zusammenordnet. Die Internationale Assoziation der Akademien steht da als die gegebene, zum Zentralamt geeignete Körperschaft. Damit sie ihren Rat wirksam erteilen kann, müssen die einzelnen Akademien ihre Verpflichtung anerkennen, wirklich Vertreter des gesundesten und kraftvollsten Teils des wissenschaftlichen Lebens ihres Landes zu sein.

Jeremias Gotthelf.*)

Eine Charakteristik.

Von

Harry Maync.

I. Das Emmental und sein Dichter.

In Demokratien entschließt man sich schwerer als anderswo, der großen Einzelpersönlichkeit ihr überragendes Recht einzuräumen. Ein äußeres Zeichen dafür ist auch die geringe Zahl von Denkmälern in der Schweiz. Doch hat es sich z. B. der Kanton Bern nicht nehmen lassen, seinen beiden größten Vertretern aus dem Reiche der Denker und Dichter die ihnen gebührenden Standbilder zu errichten, und beide befinden sich am rechten Platze. Vor der Universität der Bundeshauptstadt, auf der Großen Schanze, steht, den Blick auf die gewaltigen Eisriesen des Oberlandes gerichtet, Albrecht Haller, der größte Vertreter Bernischen Geisteslebens überhaupt und der einst vielbewunderte Dichter der »Alpen«. Und mitten im Emmental, bei Lützelflüh, erhebt sich das bescheidenere Denkmal für Albert Bitzius, der sich als Dichter — und er ist der größte, den der Kanton Bern hervorgebracht hat — Jeremias Gotthelf nannte. Bitzius ist kein geborener Emmentaler und doch der eigentliche Dichter des Emmentals, ähnlich wie sein ihm vielfach verwandter Zeitgenosse Karl Immermann, der geborene Magdeburger, durch seinen unschätzbaren »Münchhausen« zum Dichter der roten Erde geworden ist.

»Wer den Dichter will verstehn, muß in Dichters Lande gehn« — für wenige andere hat dieses Goethe-Wort so hohe Geltung wie für Bitzius, der so unvergleichlich fest mit seinem Bernischen Heimatboden verwachsen ist. Zum mindesten erleichtert sich das

*) Eine neue, würdig ausgestattete und auch sonst empfehlenswerte vollständige Gotthelf-Ausgabe, die textkritische Ansprüche erhebt und zum großen Teil befriedigt, ist, von Hans Bloesch u. a. bearbeitet, bei Georg Müller und E. Rentsch in München im Erscheinen begriffen. Zu ihrer Einführung war ein für die »Internationale Monatsschrift« geschriebener Essai bestimmt. Diese Arbeit hat sich indessen derart ausgewachsen, daß ich hier nur vier innerlich zusammenhängende Abschnitte aus ihr vorlegen kann und mir eine Veröffentlichung des Ganzen in Buchform vorbehalten muß. Die kürzlich erschienene französische Gotthelf-Biographie von Muret konnte hier nicht mehr benutzt werden.

geistige Eindringen in diese ganz eigenartig-bodenständige Heimatkunst, wer auch mit den Augen des Leibes an des Dichters Heimat herantritt. Vielleicht würde Gotthelf noch mehr gelesen, wenn die zahllosen deutschen Besucher der Schweiz häufiger einmal der im Berner Oberland entspringenden Großen Emme folgend, von Langnau, dem Hauptstapelplatz des weltberühmten Emmentaler Käses, aus, das schöne, breite Tal dieses Nebenflusses der Aare aufwärts und abwärts durchwanderten. Das heißt wahrlich auf den Spuren eines Dichters gehen! Wer das Emmental kennt, lernt auch seinen Dichter besser kennen; wer Gotthelf kennt, schaut das Emmental mit ganz anderen, eindrucksfähigeren Augen an, und beide verdienen die nähere Bekanntschaft um ihrer hervorragenden Eigenart, ihrer bedeutenden ästhetischen Reize willen.

Immer wieder preist Bitzius die Schönheiten seines Tals, »eines der schönsten und lieblichsten im Schoße der Schweiz«, vor allem in der »Wassernot im Emmental«. Da heißt es etwa: »Während in einem schönen, zierlich ausgerundeten Emmenbecken mild und freundlich Oberburg und Hasle liegen, Oberburg mit seiner altertümlichen Kirche auf Felsengrund, Hasle mit seiner leichtgebauten, auf nicht viel ertragendem Moosboden, strecken Heimiswyl und Rüegsau aus tiefen Gräben hervor, Heimiswyl seinen Turm, Rüegsau sein Türmchen, schicken ihre Bäche der Emme zu und bewachen auf hohen Bergen von mächtigen Höfen weg aus den hier beginnenden glitzernden Emmentalerhäusern, den appetitlichsten Bauernhäusern der Schweiz, vielleicht der ganzen Welt, der Emme Grillen. Mit sonnigen Augen, den Fuß spülend in der Emme Wellen, sieht Lützelflüh hinauf an die mächtigen Berge, woher die Emme kömmt, sieht nieder an den blauen Berg, wohin sie fließt, sieht frei und froh über gesegnetes Land weg hinüber nach dem schwesterlichen Rüederswyl, wo ein dunkler Berg frühe Schatten wirft, aber die Menschen nicht verfinstert, nur einen Vorhang zu ziehen sucht vor den Nesselgraben.«

Wohl haben sich heute neben und zwischen die alten prächtigen Bauernhöfe, zumal an den größeren Plätzen, allerlei industrielle Gebäude und Landhäuser von zweifelhafter Modernität geschoben, aber im ganzen herrscht im Emmental noch jener alte konservative Berner Geist, den Gotthelf so gern dem schillernden, charakterlosen Zeitgeist gegenüberstellte, und es mag kaum noch ein anderes Bauernland von so ausgeprägter altväterischer Besonderheit geben.

Derb und zäh wie seine schwerflüssige, wiewohl sehr ausdrucksreiche Mundart, aber auch fest und gediegen ist das Volk an der Emme. Es hat vor andern das, was das Bärndütsch als »urchig« und »währschaft« bezeichnet. Ein Emmentaler Bauer und ein Seeländer von Biel oder ein »Brienzer Bürli« sind, obwohl zu demselben Kanton gehörig und nur wenige Meilen voneinander getrennt, fast so verschieden wie ein Ostpreuße und ein Rheinländer. Echte Gewächse ihres Bodens sind sie alle, aber unten an den sonnigen Seen gedeihen Reben, dem harten Boden neben der reißenden Emme wird nur in schwerer Arbeit ein wenig Getreide und Flachs abgewonnen. Die Natur des Emmentals erzieht seine Söhne zu Charakteren von bedächtigem Ernst. Stets müssen sie auf der Hut sein vor ihrem Flüßchen, das auch heute noch so häufig über Nacht zum verderbenbringenden wilden Strome wird und plötzlich den Ertrag von Fleiß und Mühe vernichtet, trotz den umfassenden

Anlagen von Dämmen und Schwellen, an denen jahraus jahrein gearbeitet wird.

Es ist ein schönes Wandern durch dieses waldreiche weite Tal, von grünen Hügeln umschlossen und an den Enden für das Auge abgegrenzt durch die Berner Alpen einerseits und durch die Luzerner Berge anderseits. Gar lieblich geht sichs hoch über dem rauschenden Fluß auf den mit Laubbäumchen bewachsenen festen Dämmen, über die großen überdeckten Holzbrücken, an zahlreichen Schneidemühlen vorbei. Auf den dem Überschwemmungsgebiet abgerungenen Strecken reift das Getreide, und im Frühjahr und im Herbst werden die saftgrünen Matten belebt von dem ausgesucht großen und starken Rindvieh, das aus dem Simmental stammt und den wertvollsten Besitz der reichen Emmentaler bildet. Wohlhabend, behäbig und sauber wie ihre Besitzer stellen sich die überaus geräumigen Bauernhäuser dar, die sich ungern zu Dörfern zusammenfinden, vielmehr lieber für sich als stolze Einzelhöfe daliegen; tief nachgedunkelt ist das Holz ihrer oft gewaschenen Wände, Holzlauben, meist mit Schnitzwerk und guten alten Reimsprüchen verziert, umziehen sie. Wie ein altes Kastell nimmt so ein großes Bauernhaus sich aus mit seinem gewaltigen, alles überschattenden Dach, unter dem auch Ställe und Scheuern sich bergen. Selbst die Zugbrücke scheint diesen festen Plätzen nicht zu fehlen: es ist die stattliche Bünisbrügg, eine brückenartige, stark ansteigende Zufahrt, die von der Straße bis mitten in den Oberstock führt. Unweit des Haupthauses erheben sich Stöckli und Spycher (Altenteil und Speicher) und ferner der gewaltige Düngerhaufen: nach sorgsamer Berner Art äußerst fest und gleichmäßig geschichtet, meist zierlich »gezüpfet«, d. h. flechtenartig ineinandergepackt.*) Er ist der Stolz und der Befähigungsnachweis des Mälchers (Melkers), der hier, wo die Milch, wo Nidle, Anken und Chäs (Sahne, Butter und Käse) eine so große Rolle spielen, auch selbst eine gar wichtige Person ist. Milchmälchterli und die großen runden Käseformen aus blitzblank gescheuertem Holze lehnen an den sorgfältig geschichteten Scheiterbygen (Stapel geschichteten Brennholzes). Kernige Menschen beleben diese Welt. »Ehrbare, anständige Leute, von echtem Emmentaler Blut« nennt Gotthelf in der »Käserei« die Langnauer vom rechten Schlage; »mit gutmütigen Gesichtern und schlauen Köpfen, arbeitsam, einfach, ausdauernd, hassen den Schein und lieben das Wesen.« Neben den Uli und Sami, den Joggi und Christen stellen sich noch heute die Meyeli und Bäbeli, die Eiseli und Stüdi dar: frische gattliche Meitscheni, die Festtags das Hemd mit den gesteiften Ärmeln und den schmucken Göllerchötteli (silberner Kettenbehang am Mieder) stolz zur Schau tragen.

*) Diese Misthaufen werden bei Gotthelf oft gerühmt. Ich ziehe zwei Stellen aus den »Leiden und Freuden eines Schulmeisters« heran; Bd. 1, Kap. 29 heißt es: »Die Häuser, groß und gewaltig, waren mit Stroh gedeckt, und vor denselben standen mächtig und prächtig Misthaufen, fein gezüpft und glatt getätschelt, wie man sie in keinem andern Lande findet. Die einen waren bereits angestochen, und die schwarzen Seiten glänzten schwarz und saftig, fast appetitlich.« Und im 15. Kapitel desselben Bandes: ». . . vor den Häusern waren trotzig hingepflanzt die zierlichen reinlichen Misthaufen, an denen manch Bauernherz inniger hängt und zärtlicher sie tätschelt als manch Herrenherz an seiner Frau.« Und im »Anne Bäbi Jowäger« (Bd. 1, Kap. 1) lesen wir: »Hinter dem Hause lag der schöne appetitliche Misthaufen, das eigentliche Herz des Berner Baurenhofes; ihn umfloß die braune Jauche, gleichsam ein Pudding an brauner Sauce (Chokolade Crême).«

Noch heute bestehen die von Gotthelf gern gepriesenen stattlichen alten Gasthäuser, die sich von einem Geschlecht auf das andere vererben, noch heute erhält man im »Bären« zu Langnau oder im »Hirschen« zu Zollbrück wohlfeil ein ländliches Mittagsmahl, das nach Menge wie nach Gehalt auch den höchsten Ansprüchen Genüge tut. Auch hier ist man konservativ und die Speisekarte steht ein für allemal so ziemlich fest: Auf die Fleischbrühe mit Brotstücken und geriebenem Käse folgen zunächst die leckeren Förndli (Forellen, aus der Emme), dann die unerläßliche Berner Platte von Surchabis und Schwynigem (Sauerkraut mit geräuchertem Schweinefleisch, Speck und gekochter Wurst belegt) und endlich noch ein »Vogel« (Geflügel). Dazu trinkt man einen offenen wyßen Elfer, für den Gotthelfs Scheltwort »Kuttlenrugger« (der die Eingeweide aufrührt) wahrlich nicht geprägt ist.

Dieses Tal der Emme und dazu der benachbarte, aber seiner Landschaft wie seinen Bewohnern nach sehr anders geartete Oberaargau, das Land der weiten, fruchtbaren Ebenen, bilden den Schauplatz von Gotthelfs Heimatkunst, wie sie der Hauptschauplatz von Gotthelfs Leben*) waren. So betritt er denn auch in seinen Erzählungen niemals das Hochgebirge und wirft nur ganz gelegentlich Blicke auf die fernen Berner Alpen. In sein Arbeitszimmer zu Lützelflüh schaute der mächtige Eiger herein, aber Gotthelf hatte seinen Tisch von der Aussicht abgewendet und gegen die Wand gekehrt, »als wollte sich der Arbeitende«, so berichtet uns Fröhlich, »von dem Reiz der Aussicht nicht zerstreuen und von andern ihm vor der Seele schwebenden Bildern nicht abbringen lassen«.

* * *

Gotthelfs eigentliches Leben sind seine Werke; sein äußeres, bürgerliches Dasein ist schlicht und ruhig verlaufen. Ist doch, wenigstens außerhalb der Schweiz, sein bürgerlicher Name fast vergessen worden über seinem angenommenen Schriftstellernamen, gerade wie bei den anderen großen Erzählern Jean Paul, Wilibald Alexis und Dickens, wie bei Novalis und Lenau.

Albert Bitzius entstammt einer Altberner Burgerfamilie. Sein Geburtsort ist das reizvoll am See gelegene Städtchen Murten, wo damals noch das berühmte Beinhaus von dem ruhmvollen Siege der Schweizer über die stolzen Burgunder kündete. Hier wurde der große moderne Epiker am 4. Oktober 1797 geboren, in demselben Jahre also, in dem Goethe sein episches Meisterwerk »Hermann und Dorothea« ausgehen ließ. In sein erstes Lebensjahr fällt ein für die Schweiz folgenschweres politisches Ereignis: die alte aristokratische Republik Bern wird von den Franzosen gestürzt und an ihre Stelle tritt die Helvetik, über die in Gotthelfs Schriften manches scharfe Wort gesprochen wird. Des Dichters Vater war reformierter Pfarrer. Im Jahre 1804 vertauschte er seine Murtener Stelle mit der Pfarrei in dem großen und wohlhabenden Dorfe Utzenstorf unweit der Emme, und hier verlebte der derbe, aber begabte und phantasiereiche Knabe in strenger, doch vortrefflicher Erziehung

*) Ich verweise hier auf Emanuel Friedlis musterhaftes, mit prächtigem Anschauungsmaterial versehenes volkskundliches Werk »Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums«, das dem Verfasser jüngst den Ehrendoktor der Berner Philosophischen Fakultät eingetragen hat, besonders auf den 1. Band »Lützelflüh« (Bern 1905). — Vgl. auch Karl Geiser, Land und Leute bei J. Gotthelf (Bern 1897).

seine besten Jugendjahre. In der Nähe von Utzenstorf spielt sich übrigens sein Roman »Anne Bäbi Jowäger« ab. Seine ausgesprochene Vorliebe für landwirtschaftliche Betätigung vertrug sich aufs beste mit einem starken Lesehunger, der zunächst wahllos durch Räuber- und Schundromane gespeist wurde. Acht Jahre später bezog Albert das Gymnasium in Bern, 1814 die dortige Universität — sie hieß damals noch Akademie — und zwar als Student der Theologie.

Die ersten drei Jahre des sechsjährigen Kursus gehörten den propädeutischen Wissenschaften, von denen Bitzius dem Griechischen am wenigsten Geschmack abgewann, während er Mathematik und Physik besonders gern trieb. In dieser Zeit verschmolzen sich sein tief religiöses Gefühl und eine rationalistisch frei gerichtete Auffassung von Welt und Menschen zu der sein ganzes Leben und Schaffen auszeichnenden Weltanschauung. Diese Anschauungsweise wurzelt wie seine ganze Bildung noch stark im 18. Jahrhundert, dessen Popularphilosophie nächst Herder wohl am stärksten auf seine Gedankenwelt gewirkt hat. Herders »Ideen« waren sein Lieblingsbuch, der herrschenden Philosophie seiner eigenen Zeit, Kant und Fichte, Schelling und Hegel, trat er nicht näher. In der »Anne Bäbi Jowäger« zitiert er wohl einmal den kategorischen Imperativ; wo er auf Hegel zu sprechen kommt, etwa in »Uli dem Pächter« oder in »Zeitgeist und Berner Geist«, da macht er aus seiner Abneigung kein Hehl. Auch zu Goethe, aus dessen »Faust« er doch gern zitiert, gewann er nie ein rechtes Verhältnis, während die Dramen Schillers ihn begeisterten.

Eine entschiedene Neigung zu Opposition und Satire tritt früh bei Bitzius hervor, ohne aber seinen Charakter einseitig auf den verneinenden Ton einzustimmen. Immer mehr entwickelte er sich zu einem heiteren und gutmütigen Menschen, der, unverbildet und gesund, vor allem stets das Positive und Praktische im Auge hatte. Ganz wie der Student Lessing sprach er es seinem treuen Freunde und Vetter Bernhard Studer gegenüber aus, daß ihn die Bücher wohl gelehrt, aber nimmermehr zu einem Menschen machen würden: »nicht in der gelehrten Welt, wohl aber in der menschlichen Gesellschaft« wolle er als ein »tüchtiges Glied eingreifen, schaffen und wirken«; die Menschen zu studieren ist sein Hauptabsehen, »welche man durch und durch begreifen und durchschauen muß, um mit Glück ihr Bestes zu befördern.« Solche Menschenkenntnis erwarb er sich dann in erstaunlichem Maße, von ihr kündet jedes Blatt seiner Schriften.

Nach gut bestandener Prüfung im Jahre 1820 wurde Bitzius alsbald seinem Vater in Utzenstorff als Vikar beigegeben. Doch schon im folgenden Frühjahr bezog er noch einmal für ein Jahr eine Universität. Daß die Wahl auf Göttingen fiel, verstand sich fast von selbst, seitdem Haller feste Fäden zwischen Bern und der Georgia Augusta geknüpft hatte. Neben der Kirchengeschichte fesselten hier Bitzius am meisten Geschichte und Ästhetik, die er bei Heeren und Bouterwek hörte. Er war fleißig und las, sich unbewußt für seine spätere schriftstellerische Tätigkeit schulend, besonders viel in den Romanen Walter Scotts. Vielleicht stammt auch aus dieser Zeit die auffallende Vorliebe für den Göttinger Dichter Bürger, der in Gotthelfs Büchern so oft angezogen wird.

Den Göttinger Semestern schließt sich eine Bildungsreise an, die aber erkenn-

bare Einflüsse in Bitzius' Anschauungen kaum gezeitigt hat. Über die 1821 unternommene Reise von Göttingen nach Hamburg berichtet ein ziemlich umfängliches Reisetagebuch, das Ferdinand Vetter zuerst herausgegeben hat. Wir ersehen daraus, wie unzugänglich der konservative Berner sich gegenüber allem Fremden verhält. Er findet wenig, was ihm Beifall abnötigt, stellt vielmehr den meisten Erscheinungen rühmend die Schweiz gegenüber. Bemerkenswert sind im Hinblick auf die tendenziöse Eigenart seiner späteren Romane die zahlreichen moralisierenden Einlagen. So recht im Sinne der Aufklärung erklingt wiederholt der Preis einer ziemlich abstrakten Tugend, während zur Bezeichnung landschaftlicher Reize auffallend oft der Begriff des Romantischen gebraucht wird, dessen eigentlichem Wesen Bitzius doch so fern steht. Damals lernte er Preußen kennen und das Beiwort »prüßisch« gebrauchen; es begegnet recht oft in seinen Werken und bezeichnet zwar etwas Achtbares, Tatkräftiges, aber fast stets mit einem tadelnden Beigeschmack, nicht selten ist das Wort geradezu gleichbedeutend mit hartmaulig oder ufbigehrisch.

Nach der Heimkehr verwaltete Bitzius wieder die Vikarstelle bei seinem Vater und bewies da schon in so jungen Jahren hervorragende praktische Lebensklugheit und pädagogische Begabung; namentlich dem Volksschulwesen widmete er die größte Beachtung. Im Jahre 1824, nach des Vaters Tode, wurde er in das industriereiche halbstädtische Dorf Herzogenbuchsee im Oberaargau versetzt, wo z. B. seine »Käserei in der Vehfreude« spielt. In den fünf Jahren, die er hier zubrachte, hat er vor allem, im engsten Zusammenleben mit seiner ihn hochschätzenden Gemeinde, sich seine tiefe Kenntnis Bernischen Volkstums erworben. Nachdem er dann noch anderthalb Jahre in Bern vikariiert hatte, nicht ohne auf scharfe Gegnerschaft zu stoßen, für das Armen- und Schulwesen eifrig bedacht, wurde er in den Ort berufen, den er unsterblich gemacht hat wie sein schwäbischer Amtsbruder Mörike sein Cleversulzbach: nach Lützelflüh, wo auch sein Leib begraben liegt. In Goethes Todesmonat wurde er hier zum Pfarrer ernannt. Im folgenden Jahre gründete er sich das eigene Heim. Ihm erblühte ein glückliches Familienleben; es bedeutet den guten Ackerboden, in dem alle guten Keime seines Wesens gedeihlich aufgingen. Nur gelegentlich noch entführten kleinere Reisen ihn dem freundlichen Pfarrhause, das ein liebes Weib ihm hütete, in dem gesunde Kinder aufwuchsen, denen er ein liebevoller, wenn auch strenger Vater war. Hausfreunde und zahlreiche auswärtige Gäste gingen aus und ein. Pflichttreu waltete Pfarrer Bitzius seines Amtes, eifrig war er nebenher in Garten und Feld tätig. Als Mensch und als Schriftsteller führte er ein Freilicht- und Freiluftleben. Nicht bei der Lampe entstanden seine Bücher, sondern — und man glaubt ihnen das anzumerken — in den ersten frischen Morgenstunden. Seine letzten Lebensjahre wurden durch Krankheitsbeschwerden beeinträchtigt; das Herz hatte sich vergrößert und Wassersucht stellte sich ein. Am 22. Oktober 1854 beendete ein leichter Tod am Stickfluß sein reiches Leben.

* * *

So wenig wie seinen Zeitgenossen Immermann, an dessen menschliche wie schriftstellerische Eigenart und literargeschichtliche Stellung er vielfach auffallend gemahnt, können wir uns Gotthelf als einen berufslosen Nur-Dichter

vorstellen, wie es etwa Brentano oder Lenau waren. Gleich Immermann ist auch der Schweizer ein Mann des Handelns. Von jenem besitzen wir das höchst bezeichnende Bekenntnis, daß das handelnde Element bei ihm stets im Kampfe liege mit dem ästhetischen, ja daß er wohl »unter Römern oder im Mittelalter reiner Praktiker geworden« wäre. Ganz ähnlich hat sich wiederholt auch Bitzius ausgesprochen. Es »sprudelte in mir eine bedeutende Tatkraft«, schreibt er nach Erscheinen des »Schulmeisters« an einen vertrauten Freund; »wo ich zugriff, mußte etwas gehen; was ich in die Hände kriegte, organisierte ich ... Hätte ich alle zwei Tage einen Ritt tun können, ich hätte nie geschrieben.« In der Vorrede zur zweiten Ausgabe des »Bauernspiegels« bekennt er, der übrigens gern auf die Jagd ging, daß von Natur niemand ungerner sitze und schreibe als er, und sein Schreiben und seine Schriften glaubte er nur psychologisch rechtfertigen zu können aus der Zurücksetzung, die ihm bei seiner Tatenlust in Bern und im Berner Lande entgegengetreten sei.

Diese Tatenlust zeigte er natürlich zunächst als Pfarrer. Überall in seiner großen Gemeinde griff er in das öffentliche Leben ein, und nach wie vor lagen ihm vor allem das Schul- und Armenwesen, die in der Tat sehr verbesserungsfähig waren, am Herzen. Nebenher war er z. B. bei jeder Feuersbrunst, wie er solche mehrmals meisterhaft geschildert hat, mit Rat und Tat der erste am Platze. Darüber hinaus nahm er aber auch entschiedene Stellung zu den politischen Bewegungen der Zeit, die mit Recht vielfach Widerspruch herausforderten.

Auch für den Kanton Bern war mit der Julirevolution die Zeit der Restauration und Reaktion vorüber. An die Stelle der alten aristokratischen Verfassung trat im Jahre 1831 eine neue demokratische. Immermann sagte von der Julirevolution, nie habe ein Faktum so gewaltig und erschütternd auf ihn gewirkt, indessen habe die in ihrem Gefolge einherschleichende Enttäuschung und Skepsis auch ihn überkommen; er habe feierlich dem Glauben entsagt, daß etwas Großes je von der Masse ausgehen könne, und seinen alten aristokratischen Standpunkt wieder eingenommen. So stimmte auch Bitzius nur im Anfang der Neuordnung der Dinge lebhaft zu; als man allzu radikal daran ging, alles Alte über den Haufen zu werfen, mit einem Male an Haupt und Gliedern zu reformieren, stellte er sich solcher überhasteten Bewegung feindlich gegenüber. Ganz wie der Dichter der »Epigonen« sah Bitzius in ihr eine ungesunde Übergangszeit, und er hätte Immermanns Urteil wohl unterschrieben: »Sie duldet kein langsames, unmittelbar zur Frucht führendes Reifen, sondern wilde, unnütze Schößlinge werden anfangs von der Treibhaushitze, welche jetzt herrscht, hervorgedrängt, und diese müssen erst wieder verdorrt sein, um einem zweiten, gesünderen Nachwuchse aus Wurzel und Schaft Platz zu machen.« Eine so tatkräftige und selbständige Natur wie Bitzius konnte dem natürlich nicht schweigend zusehen. Als ein ausgezeichneter Kenner der Bernischen Volksseele und der öffentlichen Verhältnisse und Einrichtungen wie wenige dazu berufen, griff er zum Wort und plötzlich zum Erstaunen aller seiner Bekannten, ja seiner Frau und letzlich auch wohl seiner selbst zur Feder.

Nicht Ehrgeiz oder Fleiß, versichert er Freund Burkhalter, habe ihn zum Schriftsteller gemacht, sondern die Welt.

Nicht im entferntesten auf Dichterruhm erpicht, wollte er vielmehr lediglich, gleich seinem älteren Landsmanne Pestalozzi, dem Verfasser von »Lienhard und Gertrud«, auf diese Weise seine Hörerschar vergrößern, noch stärker auf noch breitere Kreise, ja auf das ganze Schweizer Volk und darüber hinaus wirken. Facit indignatio versum! Alle Welt sollte den verhaßten Zeitgeist mit seinen Augen sehen und als bösen Geist erkennen. Der offenbare Zug zum Lehrhaften, zum Volkspädagogischen, der fast allen Schweizern, selbst dem großen Künstler Gottfried Keller eigen ist, bei keinem bricht er unverhüllter durch als bei Gotthelf.

Die Form des Romans wählt er nicht aus künstlerischen, sondern aus praktischen Gründen: zu möglichst vielen will er sprechen. Nicht unterhalten will er mit seinen Romanen in erster Linie, sondern, gleich Pestalozzi, von dem das bezeichnende Wort »Dichter sind Volkslehrer« stammt, vor allem aufklären, erziehen, praktische Arbeit leisten. Die Romanform ist ihm durchaus nur Mittel zum Zweck, ein Gefäß zur Aufnahme von Ideen, ein Faden, um an ihm Ansichten und Meinungen aufzureihen, fast nur ein Vorwand, um brennende Fragen des öffentlichen Lebens zur Sprache zu bringen, in einer Einkleidung, die sie der Leserwelt genießbarer macht als die rein sachliche Erörterung, und die es ihm selbst ermöglicht, unbefangener, offener und ungefährdeter vor die Öffentlichkeit zu bringen, wovon ihm das Herz überläuft. Er wußte, daß er etwas zu sagen hatte, und er war nicht der Mann, seine Überzeugungen nur still im Herzen zu hegen, nur einem kleinen Kreise Vertrauter und Gleichgesinnter vorzutragen. Er brauchte Widerhall, um in die Weite zu wirken.

Schweizer Dichter pflegen spät zu reifen. Das beweisen Niclas Manuel, Gottfried Keller, C. F. Meyer, Heinrich Federer und manche andere. Auch Bitzius wurde fast vierzig Jahre alt, ehe er seine große schlummernde Kraft und sein eigentliches Wirkungsfeld entdeckte. Und auch er steht dann sofort als ein Ganzer und Fertiger da. Er gehört wie Klopstock zu den Dichtern, die scheinbar keine Entwicklung und Vorbereitungszeit durchgemacht haben, sondern als Meister vom Himmel fallen. Aber keine Geburt ohne Wehen. Bitzius hat es selbst eindrucksvoll bekannt, wie ein wildes Leben, von dem niemand etwas ahnte, in ihm gewogt: »Dieses Leben mußte sich entweder aufzehren oder losbrechen auf irgendeine Weise. Es tat es in Schrift. Und daß es nun ein förmlich Losbrechen einer lange verhaltenen Kraft, ich möchte sagen, der Ausbruch eines Bergsees ist, das bedenkt man natürlich nicht. Ein solcher See bricht in wilden Fluten los, bis er sich Bahn gebrochen, und führet Dreck und Steine mit in wildem Graus. Dann läutert er sich und kann ein schönes Wässerchen werden. So ist mein Schreiben auch gewesen ein Bahnbrechen, ein wildes Umsichschlagen nach allen Seiten hin, woher der Druck gekommen, um freien Platz zu erhalten. Es war, wie ich zum Schreiben gekommen, auf der einen Seite eine Naturnotwendigkeit, auf der andern Seite mußte ich wirklich so schreiben, wenn ich einschlagen wollte ins Volk.«

Über Nacht ist Bitzius zum großen Schriftsteller geworden. Im Spätjahr 1836 erschien »Der Bauernspiegel oder Lebensgeschichte des Jeremias Gotthelf. Von ihm selbst beschrieben«: ein Buch aus einem Guß und rasch in einem Zuge niedergeschrieben; ein sehr glück-

licher Wurf, einer der reifſten und eigenartigſten Erſtlinge, von denen die Literaturgeschichte weiß, und gleichsam ein Programm von Gotthelfs ganzer folgender Schriftſtellerei.

II. Weltanſchauung und Tendenz.

Für die Erkenntnis von Gotthelfs Weltanschauung iſt nichts lehrreicher als zu sehen, wie er sich in den Augen des so anders gerichteten Gottfried Keller spiegelt. Die Aufsätze über Gotthelf, die Keller in den für seine eigene Entwicklung so bedeutungsvollen Jahren 1849 bis 1855 veröffentlicht hat, sind für beide Dichter gleich aufschlußreich. Diese fünf zum Teil recht umfangreichen Aufsätze — sie füllen in Kellers »Nachgelassenen Schriften« über 70 Seiten — bilden zusammengenommen beinahe eine runde Würdigung des älteren Landsmannes und sind schlechthin eine kritische Auseinandersetzung Kellers mit Gotthelf hinsichtlich ihrer Weltanschauung und ihres Dichtertums; sie sind insofern etwa Schillers großer programmatischer Abhandlung «Über naive und sentimentalische Dichtung« vergleichbar. Keller, der einer jüngeren Generation angehört und eine andere Lebensauffassung vertritt als Gotthelf und der auch seinerseits eine selbſtsichere und zu Zugeſtändnissen wenig geneigte Natur iſt, wird diesem in vielen Beziehungen zweifellos nicht gerecht, freilich nicht aus »Bösartigkeit«, wie Adolf Bartels sich nicht scheut zu behaupten. Ungerecht iſt es schon, wenn Keller Gotthelf eine »nicht durchgebildete kurzatmige Weltanschauung« zuschreibt. Gewiß darf man manchen Ansichten und Grundsätzen Gotthelfs zweifelnd gegenüberſtehen, wird in vielem nicht mitkommen und anderes unbedenklich verwerfen, aber eine geschlossene, zum mindeſten subjekiv geschlossene Weltanschauung bleibt sie darum doch.

»Was wäre ein Dichter«, fragt Gerhart Hauptmann im »Olympischen Frühling«, »dessen Wesen nicht der geſteigerte Ausdruck der Volksseele iſt?« So zeigt zunächſt auch Gotthelf unverkennbar den Stammescharakter des Schweizers und des Altberners und iſt Demokrat und Republikaner mit jeder Faser; und zwar nennt er sich im Vorwort zu »Zeitgeiſt und Berner Geiſt« ausdrücklich einen geborenen, keinen gemachten Republikaner. Wie sein älterer Landsmann Niclas Manuel, sein Malerzeichen auch in seine Dichtung hinübernehmend, seine Schriftwerke gern mit einem Schlußwort vom »schwyzertegen« (Schweizerdegen) gleichsam besiegelt, so spricht auch aus Gotthelfs Werken auf jeder Seite das schweizerische Gepräge. Den Charakter des Berners hat er oft bezeichnet, besonders im »Bauernspiegel«. Den dort angemerkten Mangel an Rührsamkeit und Selbſtbeſtimmung kann man ihm selbſt freilich gewiß nicht zum Vorwurf machen, und auch seine Behauptung, der Berner schreie faſt immer nur mit halblauter Stimme, paßt nicht auf seine eigene Person,[1] aber Keller übertreibt doch auch ein wenig nach der anderen Seite, wenn er meint: »Die Berner sind eine schwer in Fluß geratende, grobkörnige, aber kräftige Masse, welche, einmal in Wallung, nicht so leicht wieder glatt wird und sich in ungeheuerlichem Excedieren gefällt, am liebſten mit den Fäuſten auf den Köpfen der Opponenten politisiert.«

Gotthelf weiſt ferner über das Stammesmäßige weit hinausreichende Züge persönlichſter Eigenart auf. Dieser feſte, gesunde Mann mit der hohen, runden Stirn und den klaren, scharfen Augen war ein Mensch aus einem Guß,

eine Persönlichkeit durch und durch; eine ausgesprochen willensmäßige Natur, und zwar eine herrisch geartete, die so leicht keinen Widerspruch gelten läßt und sich allen Belehrungs- und Bekehrungsversuchen gegenüber spröde, ja eigensinnig, verhält. Ein Mann von starkem Lieben und Hassen, der gelegentlich selbst von seiner angeborenen Rücksichtslosigkeit spricht, und dessen Wesen, so achtenswert, ja imponierend es als Ganzes wirkt, gewiß nicht in allen Zügen erfreulich ist; eine Luther-Natur und großartig auch in ihrer starren Einseitigkeit, gleich Luther ein Tatmensch auch in seinen Schriften und gleich allen großen Dichtern des 16. Jahrhunderts durch und durch Tendenzschriftsteller: Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Sich selbst und sein Leben und Wirken etwa nach Goethescher Art zum Kunstwerk hinaufzuläutern, nach einer ausgeglichenen Harmonie aller Kräfte und Fähigkeiten zu streben, wäre ihm nie in den Sinn gekommen. Er steht nicht über der Welt, sondern mitten in ihr, ein Mann nicht des Ausgleichs aller strebenden Gewalten, sondern ein Mann des Kampfes, der Verfechter selbsterworbener Anschauungen, die er für unumstößlich hält, für objektive Wahrheit; wer sie nicht teilt, ist sein Feind, der Andersgläubige ein Ungläubiger, der bekämpft werden muß, weil er entweder ein Bösewicht oder ein Dummkopf ist.

Gotthelf ist als Mensch wie als Schriftsteller, die beide gar nicht von einander zu trennen sind, eine bewußt und energisch auf das Sozial-Politische gerichtete Natur. Dem Strom seiner Zeit, dessen Richtung nach seiner Überzeugung dem wahren Volkswohl verderblich ist, stemmt er sich mit erstaunlicher Kraft und nimmermüder Ausdauer entgegen. Wir haben diese mit der Juli-Revolution einsetzende neue Zeit oben kurz charakterisiert. Auf die eigenartig gewandten schweizerischen Verhältnisse näher einzugehen, ist hier nicht der Ort; Keller hat sie wohl zu sehr mit den Augen des damaligen schweizerischen Liberalen, Bartels zu einseitig aus dem Gesichtspunkte des heutigen reichsdeutschen Konservativen geschildert.*)

Zweifellos war Gotthelf eine von Haus aus und im Grunde seines Wesens konservative Natur; anfängliche liberale Züge tilgte er bald völlig in sich, um in immer schrofferer Opposition dem Liberalismus entgegenzutreten, der übrigens in der Schweiz von recht anderer Art ist als im Deutschen Reiche. Aber Gotthelf war kein Konservativer im Sinne der spätromantischen Reaktion, und es war ein persönlicher, kein Parteikonservatismus, den er vertrat. Nie war er einer politischen Partei verschrieben, wie denn auch keine Partei seinen Lorbeer geflochten hat. Nie ist er der Wortführer einer Fraktion; sein eigenes Meinen und Wollen legt der überzeugungsstarke Mann dar, oft mitten in der Erzählung in die erste Person fallend, und dieses von einem erheblichen Selbstgefühl unterstrichene »Ich« bedeutet dann immer: Ich, von Gottes Gnaden Pfarrer von Lützelflüh, der weiß, was er will und kann, und der auch besser weiß, was euch frommt, als ihr andern, die ihr mir folgen sollt!

So oft auch Gotthelf die Worte liberal und Fortschritt mit ingrimmig-spöttischen Gänsefüßchen versieht, ein

*) Vgl. Bartels in der Einleitung zu seiner verdienstlichen Gotthelf-Ausgabe in Hesses Klassiker-Bibliothek; ferner Ulrich Lötscher, J. Gotthelf als Politiker. (Berner Dissertation), Bern 1904.

Reaktionär im schlechten Sinne, das gibt selbst Keller zu, ist er darum nicht. Und so kräftig er für die gute alte Zeit patriarchalischen Wesens eintritt und gleich dem Dichter der »Alpen« den Verfall der Sitten beklagt, nie ist er doch ein bloßer laudator temporis acti, der in der Vergangenheit lediglich Licht, in der Gegenwart lediglich Schatten sieht. Auch die gnädigen Herren der ehemaligen aristokratischen Republik Bern trifft mancher harte Schlag und anderseits wird mancher liberalen Neuerung Anerkennung gezollt.

Ein Tacitus seines Volkes schreibt er bewußt cum ira et studio, aber die Kellerschen Vorwürfe, daß er in politischen Dingen häufig geradezu zum Wühler werde und manche seiner Werke förmlich zu Parteipamphleten mache, gehen entschieden zu weit. Wohl ist seines Scheltens und Absprechens den herrschenden Zuständen gegenüber so viel, daß er vielleicht auf den ersten Blick als mißvergnügter Allerweltsraisonneur und übereifriger Kannegießer erscheinen kann, der gleich seinen selbstherrlichen Bauern an der Regierung als solcher herumnörgelt, aber niemand, der unvoreingenommen an seine Weltanschauung herantritt und sich in sie hineinzufühlen versucht, kann doch das echte Pathos einer tief sittlichen Persönlichkeit verkennen, die sich als das Gewissen ihres heißgeliebten Landes und Volkes fühlt. Auch hier steht, wie in der Kunst, über dem Was das Wie. Und letzten Endes ist seine politisch-soziale Tendenz doch eine optimistische. Sie ist doch nicht lediglich verneinend und niederreißend, sondern sie sucht nach einem einigenden Höheren; sie ist weder so starr aristokratisch wie diejenige der Goetheschen Revolutionsdramen, etwa des »Bürgergenerals«, noch so umstürzlerisch-demagogisch wie die der heutigen Sozialdemokratie. Ja sie ist, wenn man genau hinschaut, nicht einmal so absichtlich und aufdringlich wie die des süddeutschen Volksschriftstellers Auerbach. Und bleibt sie schließlich doch einseitig, so handelt es sich um eine Einseitigkeit gleich derjenigen des Aristophanes, mit der man sie wohl verglichen hat.

Unserem Schweizer scheint seine Zeit aus den Fugen und er berufen zu sein, sie wieder einzurenken, diese kranke Zeit zu heilen; wenn es sein muß, nach dem Hippokratischen Motto der »Räuber« mit Eisen und Feuer. Auch diesem frommen und starken protestantischen Pfarrer ist die Welt voll Teufel, und ohne Furcht geht er ihnen zu Leibe. Nichts schilt und befehdet er häufiger und hitziger als den Zeitgeist, von dem er nun freilich ein durchaus subjektives und durchaus unhistorisches Zerrbild malt. Die schweizerische Geschichte hat diesem Zeitgeist denn doch recht, dem Verteidiger eines verlorenen Postens unrecht gegeben. Wiederum gemahnt uns Gotthelf lebhaft an Immermann. Wenn er z. B. in »Uli der Pächter« diesen Zeitgeist als den »Schwindelgeist der Zeit« bezeichnet oder von den innerlich hohlen modernen Naturen handelt, die unerwartet kommen und verschwinden (Kapitel 17) — wer denkt da nicht an Münchhausen, diesen »Erzwindbeutel«, in dem Gott der Herr einmal alle Winde des Zeitalters habe einfangen wollen, diesen »Allerweltshaselanten«, den »Zeitgeist in persona«, an Münchhausen, der sich in der Stunde des Ernstes und der Selbstbesinnung mit einem hohlen Topf vergleicht und der schließlich spurlos verschwindet! Und dem Münchhausen-Dichter gleich fordert auch Gotthelf, daß in das Schiff der Zeit als Kompaß wieder das Herz

getan werde. Auch er ſtellt — doch ohne den gleichen Ausdruck zu prägen — dem Zeitgeiſt den wahren »Geiſt der Zeit« gegenüber und auch er verkörpert ihn am ſchönſten in Frauengeſtalten, gerade so wie Immermann in der holden Heldin des Oberhofs.

In den noch wesentlich verneinenden »Epigonen« erklärt der norddeutsche Dichter: »Der Adel iſt eine Ruine«, in seinem bejahenden zweiten großen Roman entdeckt er die große Wahrheit: »Der Bauernſtand iſt der Granit der bürgerlichen Gemeinschaft.« Wie nahe ſteht er auch damit dem Schweizer! Denn wenn dieser auch, im Gegensatze zu Immermann oder auch zu Haller, mehr die Schattenseiten und die Schäden des Bauernwesens vorführt, wer wollte verkennen, daß es in seinen Augen doch zu beseitigende Schäden sind, die er schilt, daß sein geiſtiges Auge hinter den Wolken die Sonne sieht, daß doch sein ganzes Herz dem »Volk« gehört und daß er von ihm das Heil erwartet für die schönere Zukunft, die er erhofft und heraufführen helfen will. Und dabei läßt er sich nicht, von ſtändischen Vorurteilen befangen, zu diesem Volke herab, sondern er fühlt sich selbſt als ein Stück von ihm. In ihm selbſt kreiſt Bernisches Bauernblut und Bauernblut iſt ihm mindeſtens so gut wie jedes andere. Ein Bauernknecht, führt er im »Bauernspiegel« aus, fühlt und erlebt genau so wie ein Großer oder Kluger dieser Erde: »Es gibt verschiedene Kleider in der Welt, seidene und zwilchene, aber nur ein Menschenherz; in des Bettlers und in des Königs Bruſt iſt es für Freuden und Leiden empfänglich.«

Von überragender Bedeutung in Gotthelfs Weltanschauung und Büchern iſt die Religion. Es iſt ein ſtrenges positives Chriſtentum, das er vertritt, eine Art Urchriſtentum, unverwässert durch Aufkläricht oder romantische Myſtik. Die Dogmen spielen in der Orthodoxie dieses mit theologischer Wissenschaft übrigens nicht beschwerten Pfarrers kaum eine Rolle, wohl aber ein persönlicher Gott, der in manchem an den ſtarken, eifrigen Gott des Alten Teſtaments gemahnt. Je nach Verdienſt greift er mit Belohnung und Beſtrafung persönlich ein in die Geschicke der Menschen. Die Emme, so legt es Gotthelf z. B. in »Käthi, die Großmutter« dar, wählt zu ihren Ausbrüchen immer die Sonntage — »oder wählt sie dieselben etwa nicht, schickt sie ein anderer an diesen Tagen den Menschen zu, den Menschen, die am Sonntage an die Arbeit sich gewöhnen und keine Zeit mehr haben für Gott? Den schrecklichen Prediger aus der Wüſte sendet er ihnen zu, ihnen zu verkünden, daß, wenn sie doch arbeiten müßten am Sonntage, so wolle der Herr selbſt ihnen Arbeit schaffen und zwar Arbeit genug für manchen Tag, bis sie wieder wüßten, was Sonntag sei, und Verſtand bekämen, ihn zu heiligen, damit der Herr ihnen nicht wieder sende seinen schrecklichen Prediger aus der Wüſte.« Derartige tendenziöse Stellen begegnen bei unserem Dichter sehr häufig. Ebenso läßt er den Teufel oft recht leibhaftig hereinfahren und malt uns die Hölle mit schwarzen Farben. Dennoch geht es nicht an, die Art, in der Gotthelf sein Chriſtentum vertritt, mit Keller als »pfäffisch und bösartig« zu verwerfen. Selbſt der Nichtchriſt kann sich an Gotthelfs frommem Geiſt erbauen, denn sein Chriſtentum hat nichts Muckerhaftes an sich, sondern iſt ein werktätiges, nächſtenliebendes, freudiges Chriſtentum, das sich in gesunder Diesseitigkeit zunächſt und vor allem hienieden zu bewähren hat. Die Pfarrer, die in jedem Buche des Dichters als

oberſte Inſtanz auftreten, ſind denn auch meiſt sympathische Geſtalten, und wenn er im »Anne Bäbi Jowäger« einen Ausnahmefall in breiter Ausmalung vorführt, so spricht das deutlich für Gotthelfs Ehrlichkeit und Unvoreingenommenheit.

Tendenziös iſt nun freilich Gotthelf nicht bloß in den großen religiösen und politischen Lebensfragen, sondern auch im Kleinen und Kleinſten. Er kann in seinen großen Erziehungsromanen einfach nicht ein paar Seiten lang sachlich erzählen, ohne zwischendurch fort und fort den Finger aufzuheben, zu schelten und zu mahnen, zu lehren und zu predigen. Immer wieder nimmt er Personen seiner Romane zum persönlichen Sprachrohr und läßt sie außerhalb der Erzählung liegende Dinge auskramen, seine Privatmeinungen immer wiederholen und bekräftigen. Und dabei geht es nicht ohne sophiſtische Spitzfindigkeiten und unerlaubte Fechterſtreiche ab, da er eben nicht über den Parteien ſteht, sondern selbſt einseitigſte Partei iſt.

Keller übertreibt allerdings, wenn er Gotthelfs Werke also charakterisiert: »Nach ihnen sind alle Frommen und Gerechten entweder schon mit Wohlſtand und Glück gesegnet und sind zugleich gut konservativ, oder sie verdienen es zu werden, und es iſt ersichtlich, daß dies Gottes Absicht iſt; aber die Schlechten, die Sünder, die Lumpenhunde, welche alle liberal aufgeklärt, zugleich aber höchſt miserabel, ärmlich, bettelhaft und unglücklich sind, hindern die konservativen Gerechten an ihrem irdischen Florieren und bringen sie fortwährend um das Ihrige.« Er übertreibt, wenn er von »Zeitgeiſt und Berner Geiſt«, wo er vor allem eine »frivole und materialiſtische Ader« in Gotthelfs Religiosität findet, sagt: »Wenn man das Buch zuschlägt, so hat man den Eindruck, als sähe man einen Kapuziner, nach gehaltener Predigt den Schweiß abwischend, sich hinter die kühle Flasche setzen mit den Worten: Denen habe ich es wieder einmal gesagt! Eine Wurſt her, Frau Wirtin!«

Im übrigen sind die Zielpunkte von Gotthelfs Tendenz und Satire vielfach dieselben wie im »Münchhausen«. Auch bei ihm hageln Hiebe auf üble Zeitgeiſterscheinungen wie die Zerrissenen und die Weltschmerzler, die Europamüdigkeit und die Frauenemanzipation, die Juden und die Jesuiten, die Modephilosophie Hegels und die »mondsüchtigen Humanitätsideen der Kulturansichten dieser Zeit«. Auch er ergießt seinen Spott gleichermaßen über das reaktionäre Regiment des Fürſten Metternich wie über das juste milieu Louis Philipps. Namentlich der politischen Anspielungen, zumal auf bernische und schweizerische Verhältnisse, iſt Legion. Die Parlamente in Paris, London und Frankfurt sind vor seinem höhnischen Absprechen so wenig sicher wie der Schweizerische Bundesrat, der Große Rat des Kantons Bern oder ein beliebiger dörflicher Gemeinderat. Die Helvetik wird wiederholt gebrandmarkt als die Mutter der Irreligiosität und die natürliche Tochter der verwesenden Ariſtokratie. Und noch weit schärfer geht er mit den Liberalen und Radikalen, den Demagogen und Volksbeglückern ins Gericht, namentlich mit denen, die den Kommunismus predigen. Schon die Tatsache, daß jemand den neumodischen Schnurrbart trägt, macht ihn Gotthelf ernſtlich verdächtig, bei dem das Wort Schnurrbartträger geradezu ein Scheltname und ein Kainszeichen wird. Alle paar Seiten leiſtet sich Gotthelf derartige Ausfälle, die oft nichts weniger als sachlich, vielmehr nicht selten unerlaubt

persönlich sind, ja die Namen Lebender geradezu nennen oder doch nur in der dürftigſten Weise verhüllen. Bei jeder, vielfach bei den Haaren herbeigezogenen Gelegenheit werden die Ratsherren unter das Rindvieh eingereiht, die Juriſten und Agenten als Blutsauger hingeſtellt, die Zeitungsschreiber der »unterſten Klasse der Kulturmenschen« beigezählt und nicht zuletzt auch die Professoren wieder und wieder mit der Hefe der Welt in einem Atem genannt. Die Professoren der ihm an sich mißliebigen Berner Universität hat er ganz besonders auf dem Strich und ſtichelt auf sie unendlich oft. Zur Gründung der kantonalen Universität sah er vor allem deshalb scheel, weil er zu erkennen glaubte, daß man dieses neuen und anspruchsvollen Lieblingskindes wegen das niedere Schulwesen, das ihm viel wichtiger iſt, im argen liegen lasse. Es kommt da wohl auch zum Ausdruck, daß Gotthelf den schönen Künſten und Wissenschaften fernſtand, wie er denn auch nie in Versen gedichtet hat. Mit beinahe Rousseauischer Verächtlichkeit läßt er sich oft über Künſte und Wissenschaften aus, so daß selbſt C. Manuel, sein trefflicher Biograph, ihn des Puritanertums nach dieser Richtung hin zeihen zu müssen glaubt.

Auch der Chauviniſt meldet sich häufig zum Wort. Den Jura, sagt er im »Sylveſtertraum«, habe Gottes eigene Hand aufgemauert als Scheidewand zwischen französischem und schweizerischem Sinn, und er wettert immer wieder gegen die verhaßten Franzosen. Auch die Welschschweizer müssen viel einſtecken; fort und fort wird das lockere und unsaubere Welschland dem ehrlichen und anſtändigen Deutschschweizertum gegenübergeſtellt; »ins Welschland gehen« (um sich die französische Sprache anzueignen) iſt bei Gotthelf faſt gleichbedeutend mit sittlicher Anſteckung und Verwahrlosung. Daß er auch den Reichsdeutschen gern etwas anhängt, zeigt schon sein Studententagebuch, und in der »Wassernot« bekommen z. B. einmal die »witzigen Berliner« — die doch gar nicht in den Zusammenhang gehören — ihr Teil, daß sie nämlich unseren Herrgott morgens und abends mitleidig bedauern, weil er nicht Witze zu machen verſtehe wie sie. Ganz besonders zieht er die Deutschen aus dem Reich vor sein Gericht, die damals in der Schweiz und in ihren Verfassungskämpfen das große Wort führten. Aber er schont auch der eigenen Volksgenossen und ihrer Schwächen und Eigenheiten nicht: in Spott und Necksucht den Nachbarn gegenüber äußert sich echter Kantönligeiſt. Was nicht zu Bern gehört, iſt minderwertig. Die Sankt Galler mit ihrem behenden Maul, die Baseler, die ihr Geld mehr lieben als ihr Land, die prozeßsüchtigen Thurgauer, die Solothurner und die Züribieter, ihnen allen werden oft recht saftige Widmungen ins Stammbuch geschrieben.

Schon 1838 beschwor den Dichter sein Vetter Karl Bitzius in einem langen Brief, in seinen Büchern doch die »giftigen Hiebe« und ganz unnötigen Ausfälle gegen alle Welt zu unterlassen, die ihre Wirkung nur schwer schädigten und ihm persönlich große Unannehmlichkeiten verursachten; und zehn Jahre später spricht Burkhalter in einem Brief über Gotthelfs »Käthi« von »Seitenhieben mit der Hundspeitsche«. Oft genug kam denn auch Gotthelf — was er allerdings nie sehr tragisch nahm — mit Behörden und Privatpersonen in unliebsame Auseinandersetzungen, und vom erſten Tage seines Auftretens an hat er sehr viele Leser

vor den Kopf gestoßen und sich zu Feinden gemacht. Hie und da hat er auch wohl in seinen Handschriften oder bei der Bearbeitung in späteren Ausgaben derartiges ausgemerzt, aber im ganzen konnte und wollte der streitbare Pfarrer sein oft mit ihm durchgehendes Geblüt nun einmal nicht zügeln.

Zu keiner Zeit hat man verkannt, wie sehr Gotthelfs Tendenz, positiv wie negativ, als Lehre wie als Polemik, seine Werke als Kunstwerke schädige, wie viel stärker er gewirkt hätte, wenn er sich hätte mäßigen können, nicht immer mutwillig den klaren Fluß der Erzählung gestört und getrübt hätte. Nicht als ob die Tendenz an sich dem Kunstwerk als solchem notwendig und immer verhängnisvoll werden müßte. Auch Mörike hat einmal eine Kalendergeschichte geschrieben, die gegen die Tierquälerei wirken sollte, aber sein Märchen »Der Bauer und sein Sohn« ist darum doch in jeder Zeile ein reines, feines Kunstwerk. Und kein geringerer als der große Künstler Gottfried Keller, der, wie etwa im »Martin Salander«, selbst der Tendenz nicht aus dem Wege gegangen ist, hat ihr einmal im Hinblick auf Niclas Manuel kräftig das Wort geredet: »Die Wahrheit ist, daß eben alles an seinen Ort gehören und der Umgebung nicht widerstreiten soll; das subjektive Pathos eines politischen oder religiösen Streitgedichtes ist, wenn das übrige Zeug daran nicht fehlt, gerade so poetisch wie die objektivste historische Ballade und vielleicht oft noch wertvoller wegen der größeren Unmittelbarkeit.«

(Als Schluß folgen die Abschnitte »Gotthelf als Künstler« und »Gotthelf als Humorist«.)

Die Entstehung der Universitäts-Seminare.

Von

Wilhelm Erben.

(Schluß)

Diese Beispiele ließen sich noch weiter vermehren, sie mögen genügen, um zu erweisen, daß die Entstehung von Seminaren aus freien Gesellschaften eine regelmäßige Erscheinung in der Geschichte der deutschen Universitäten darstellt. Was Schleiermacher von den Universitäten selbst annehmen zu können glaubte, daß sie aus wissenschaftlichen Vereinen entstanden wären,[1]) das trifft bei den Seminaren vielfach zu. Wer die köstlich anschaulichen Bilder liest, welche Koechly von Hermanns berühmter griechischer Gesellschaft zu Leipzig entworfen hat,[2]) der überzeugt sich leicht, daß diese freien Vereinigungen an der Ausbildung der seminaristischen Unterrichtsform zum mindest denselben Anteil hatten wie die alten Seminare des 18. Jahrhunderts. Sie hatten vor diesen, denen der Zweck der Lehrerausbildung anhaftet, das ausschließliche Streben nach wissenschaftlichen Zielen voraus und sind ihnen

[1]) Schleiermacher, Gelegentliche Gedanken über Universitäten in deutschem Sinn, Sämtliche Werke III, 1, 539 ff. und Philosophische Bibliothek 120 (Fichte, Schleiermacher, Steffens über das Wesen der Universität, hrsg. von Spranger, 1910) 109 ff.; dazu Lenz 1, 129.

[2]) Koechly, Gottfried Hermann (1874) S. 79 f., 242 f.

mit Veröffentlichung gelehrter Arbeiten vorangegangen.[3]) So hat denn Hermann Bonitz, als man ihn zu Anfang 1849 als Mithelfer bei der Neugestaltung des Unterrichtswesens nach Österreich berief, im Begriff, hier den Seminarbetrieb einzuführen, mit vollem Recht die Seminare als verstaatlichte wissenschaftliche Vereine hingestellt. Die Notwendigkeit, so führte er aus,[4]) auch an der Universität eine Kontrolle über den Erfolg des Unterrichts und einen unmittelbaren Verkehr zwischen Hörern und Lehrern herzustellen, habe fast überall an den Universitäten, wo ein Lehrer zur Selbsttätigkeit anrege, »wissenschaftliche Vereine« hervorgerufen, in »welchen Studierende desselben Studiums zusammentreten und sich unter die Leitung eines Lehrers stellen, um regelmäßig wissenschaftliche Arbeiten aus dem Kreis ihrer Studien ihrer eigenen gegenseitigen Kritik und schließlich der Kritik des dem Verein vorstehenden Lehrers zu unterwerfen«. »Dieselben Vereine,« so fährt Bonitz fort, »führen dann, wenn der Staat selbst ihre Pflege übernommen und mit der Teilnahme an denselben bestimmte Berechtigungen oder Benefizien verbunden hat, den Namen von Seminarien.»

Man darf diese Worte, mit denen Bonitz österreichischen Lesern das Wesen und den Nutzen der Seminare klarmachen und empfehlen wollte, nicht im Sinne einer Definition auffassen. Es gibt, wie unsere Betrachtungen gezeigt haben und wohl auch Bonitz wußte, ältere Seminare, die nicht aus wissenschaftlichen Vereinen hervorgegangen, sondern vom Staate selbst um seiner eigenen Bedürfnisse willen begründet worden sind. Und es gibt Fälle, in welchen wissenschaftliche Vereine schon die Fürsorge des Staates erfuhren, indem ihnen Mittel zur Bücherbeschaffung oder auch Stipendien für verdiente Mitglieder gewährt wurden, ohne daß deshalb die Benennung »Seminar« eintrat. Bonitz, der von 1832 bis 1835 in Leipzig studiert und zum Schluß auch der griechischen Gesellschaft Hermanns angehört hatte, kann nicht ohne Kenntnis davon gewesen sein, daß diese Gesellschaft seit langem mit drei königlichen Stipendien für die ältesten Mitglieder ausgestattet war und daß sich dennoch Hermann selbst und auch die Mitglieder der Gesellschaft gerade damals gegen die Einverleibung in das philologische Seminar sträubten.[5]) Hat Bonitz deshalb nicht bloß von den »bestimmten Berechtigungen oder Benefizien« der Teilnehmer, sondern auch von der Übernahme in staatliche Pflege gesprochen, so bleibt doch bestehen, daß die tatsächlich vorhandenen Übergangsformen eine so scharfe Abgrenzung, wie sie Bonitz ausspricht, erschweren. Trotz dieser Einwendungen darf seine Erklärung als die richtige Wiedergabe der unter den deutschen Schulmännern seiner Zeit herrschenden Auffassung des Wortes Seminar angesehen werden, und sie ist auch heute noch anwendbar und sehr geeignet, das Wesen der Sache zu beleuchten.

[3]) Vgl. meine Zusammenstellung in der Festschrift des akademischen Historikerklubs in Innsbruck (1913) S. 60 f. Anm. 23.

[4]) Wiener Zeitung vom 17. April 1849 Nr. 91; vgl. Frankfurter, Graf Leo Thun-Hohenstein, Franz Exner und Hermann Bonitz (1893) S. 120, 164.

[5]) Über Bonitzens Beziehung zu Hermann s. Gomperz im Biographischen Jahrbuch für Altertumskunde, begr. von Bursian 11. Jahrgang 1888, S. 57, über die 1833/4 geführten Verhandlungen Koechly, G. Hermann S. 81, 244 ff. und Lipsius in der Festschrift zur Feier des 500jährigen Bestehens der Universität Leipzig 4, 1, 6 ff.

IV.

Erwägt man die Wirkung, welche die Umwandlung einer freigebildeten wissenschaftlichen Gesellschaft in die Formen des staatlichen Seminars übt, so heben sich Licht und Schatten deutlich von einander ab. Auf der einen Seite fällt die Geldhilfe des Staates vor allem in die Augen; sie ist es, die in vielen Fällen zu dem Verlangen nach Seminaren treibt, weil in anderer Weise die Bereitstellung der Handbibliothek nicht zu erreichen ist, manchmal wohl auch die Hörerschaft sich ohne das Mittel der Stipendien oder Prämien nicht leicht bei der besonderen Arbeit festhalten läßt. Aber Geld ist nicht das einzige und vielleicht gar nicht das wertvollste, was der Staat bieten kann, er gibt auch die Gewähr der Dauer; den Übungen und dem regelmäßigen Verkehr mit den Hörern, die ein einzelner akademischer Lehrer zu schaffen vermochte, wird über den Wechsel der Personen hinweg bleibender Bestand gesichert, sobald an die Stelle der Gesellschaft das Seminar tritt. Und so wie der Staat auf diese Art mithilft, die von dem einen geschaffene Schule auch seinem Nachfolger zu erhalten, so trägt er durch entsprechende Fassung der Seminarsatzungen auch dazu bei, daß die an einer Hochschule gemachten Erfahrungen den anderen Universitäten zugute kommen. Man braucht nur oberflächlich die langen Reihen der preußischen Seminarreglements, von denen oben die Rede war, oder die in ähnlicher Weise miteinander verwandten Statuten der österreichischen Seminare zu vergleichen,[6]) um zu erkennen, wie sehr es durch die staatliche Hilfe erleichtert worden ist, dem wissenschaftlichen Betrieb hier und dort an den einzelnen Universitäten bestimmte und praktisch durchführbare Formen zu geben.

Daneben aber wird sich jedem bei dieser Durchsicht auch der Gedanke aufdrängen, daß ein solches Aufstellen und Übertragen von Regeln unter Umständen nachteilig auf den Lehrbetrieb wirken kann. Indem die Pflichten, welche die Mitglieder der wissenschaftlichen Gesellschaft freiwillig auf sich nehmen, mit staatlicher Autorität umkleidet und eingeschärft, indem die aus freiem Antrieb zu einer Gesellschaft zusammentretenden Hörer und Lehrer unter dem Namen einer staatlichen Einrichtung vereinigt werden, wird die Bildung von Sonderschulen begünstigt, die, wenn auch im Rahmen der Universität stehend und den Fakultäten angegliedert, dennoch gewisse Scheidewände innerhalb der universitas litterarum schaffen und ihrerseits der vollen Lernfreiheit entbehren. Werden solche Nachteile für die Hörer durch die ihnen zukommenden Stipendien und besonders durch die ihnen gestattete Benutzung der Seminarbibliothek und Seminarräume etwa ausgeglichen, so erleidet der Lehrer bei der Umwandlung der Gesellschaft in ein Seminar noch anderen Schaden. Ihm ist die Bewegungsfreiheit durch das vorgeschriebene Stundenmaß und durch die an der Seminarleitung mitbeteiligten Kollegen beschränkt, ihm wird die gebundene, von anderen über-

[6]) Über die preußischen s. oben Sp. 1257 f. Gegen 50 aus den Jahren 1849 bis 1883 erlassene österreichische Seminarsatzungen sind in der von Thaa und Schweickhardt herausgegebenen Sammlung der für die österreichischen Universitäten gültigen Gesetze und Verordnungen, 1. u. 2. Suppl. 1876, 1883 (2. Auflage 1885), gedruckt. Vgl. auch Thaa (1871) S. 580 und Beck-Kelle, Die österreichischen Universitätsgesetze (1906) S. 370 ff., 378 ff.

nommene Pflicht der Seminartätigkeit nicht immer dieselbe Freude gewähren, wie die selbstgeschaffene Gesellschaft, die sich nur seiner Lehre wegen um ihn schart. Alle diese Umstände wirken in einer Richtung zusammen, sie erschweren das enge Einvernehmen, das zwischen der Hörerschaft und dem leitenden Lehrer bestehen muß, um das Seminar fruchtbar zu machen. Es wird freilich nicht so ernst gemeint gewesen sein, wenn mit ähnlichen Erwägungen der einst von Droysen auf Errichtung eines historischen Seminars in Berlin gestellte Antrag von der preußischen Finanzbehörde zurückgewiesen wurde.[7]) Aber auch akademische Lehrer haben einst solchen Bedenken Ausdruck gegeben, ja da und dort mit Absicht an der Form der gelehrten Gesellschaft festgehalten und die Vorteile des Seminars verschmäht.

Am offensten und eindringlichsten hat wohl Schleiermacher dargelegt, welche Nachteile die staatliche Form des Seminars mit sich bringen könne. Es entspricht dem Ausgangspunkt, den er bei seinen 1808 veröffentlichten »Gelegentlichen Gedanken über Universitäten in deutschem Sinn« genommen hat. Sie waren zu Ende des vorangehenden Jahres wohl noch in Halle niedergeschrieben, mit bestimmter Beziehung auf den im August 1807 zu Memel in Fluß geratenen Plan der in Berlin zu errichtenden Lehranstalt, aber ohne daß Schleiermacher, wie es bei Fichte, Wolf und anderen zutraf, um sein Gutachten gebeten worden wäre.[8]) Der schon für Berlin gewonnene Professor wandte sich mit seinen Gedanken unmittelbar an die Öffentlichkeit, und er benutzte den Anlaß, um das Verhältnis zwischen Wissenschaft und Staat in einer Weise zu behandeln, die zwar geschichtlich anfechtbar, aber trotzdem von bleibendem Wert ist und wohl zu den bedeutendsten Kundgebungen gehört, welche die Berliner Universitätsgründung gezeitigt hat. Die innere Einheit, die das wissenschaftliche Leben eines Sprachgebietes ohne Rücksicht auf staatliche Grenzen verbinden muß, und der Gegensatz der Bedingungen, unter denen die Wissenschaft gedeiht, zu den Voraussetzungen, unter denen der Staat sie pflegt, alles das ist hier in unübertrefflicher Klarheit erörtert. Schleiermacher ist überzeugt davon, daß die Wissenschaft sich nach ihren inneren Gesetzen frei und ohne Bevormundung des Staates am besten entwickeln würde, und er wendet diese Überzeugung auch auf die Seminarien an.[9]) Er sieht ihren Ursprung in den Konversatorien, in denen gegenseitige Mitteilung zwischen Lehrern und Hörern an Stelle des zusammenhängenden Vortrags träte, und bei denen sich leicht die Gelegenheit biete, »den Jünglingen Arbeiten anzuweisen und sie zu Untersuchungen aufzufordern«; wenn dann »die ernsteren, hinlänglicher Kräfte sich Bewußten« unter den Hörern sich an solche Arbeiten wagen und dabei die Gemeinschaft mit ihrem Lehrer fortsetzen, dann, so meint Schleiermacher, »ist das Seminarium gemacht. Eigentlich also«, so fährt er fort, »muß jedem Lehrer, welchem es gelingt eine Anzahl der Jünglinge seines Faches näher an sich zu ziehn, diese Leitung ihrer eignen Arbeiten von ihnen selbst übertragen werden, jeder muß sich sein Seminarium selbst bilden.« Der Staat, so meint er, träte der natürlichen Ent-

[7]) Vgl. Lenz 3, 254.

[8]) Schleiermacher, Sämtliche Werke III, 1, 535 ff. und Philosophische Bibl. 120, 105 ff.; dazu Lenz 1, 122 ff.

[9]) Schleiermacher, Werke III, 1, 590 ff., Philos. Bibl. 120, 155 ff.

wicklung in den Weg, wenn er für jede Fakultät ein Seminarium stifte und es mit Begünstigungen ausstatte, welche die Gefahren ausschließlicher Berechtigung mit sich bringen; durch die dem einen Lehrer gewährten Vorteile des Seminars würden die anderen »außer Stand gesetzt, ihr Verhältnis zu den Jünglingen zur Vollendung zu bringen und so viel zu nützen als sie könnten«. Nur als Notbehelf, dort wo kein Lehrer durch eigene Kraft Schüler an sich zu ziehen verstünde, will Schleiermacher die übliche Art der durch das Seminar zu erlangenden Belohnungen gelten lassen. In ähnlichem Sinn äußerte sich zwei Jahre später auch Fr. A. Wolf in einem Brief an Wilhelm v. Humboldt. Es sei schwer für ein philologisches Seminar Rat und Vorschriften zu geben, weil es dabei auf viele günstige Umstände, vor allem auf die Eigenschaften des Vorstehers ankomme. Wolf erwartet guten Erfolg, nur wenn dieser die Befähigung, seine Studien auf der Universität in Gunst zu bringen, schon bewiesen habe, ehe das Seminar öffentlich dotiert war; vermöge er das nicht, so werde »auch meistens das öffentlich angeordnete nur den Namen führen.«[10]) Solche Bedenken haben die Entwicklung nicht aufgehalten, und gerade die Gründung der Berliner Universität, deren Ankündigung Schleiermacher zur Niederschrift seiner Gedanken bewogen hatte, ist für Vermehrung und Verbreitung der Seminare, wie wir gesehen haben, maßgebend geworden. Aber auch nachher haben einzelne Universitätslehrer sich ähnlich zu der Frage gestellt.

Die schon oben berührten Leipziger Auseinandersetzungen der Jahre 1833 und 1834, die sich um die Weiterführung des nach dem Tode von Beck verwaisten Seminars und um den Fortbestand der dort blühenden griechischen Gesellschaft drehten, zeigen deutlich, wie wenig es Hermann um die Leitung des philologischen Seminars zu tun war und wie sehr er an seiner griechischen Gesellschaft hing; diese liebte er nach seinen eigenen Worten wie den Baum, den er selbst gepflanzt, den er sorgsam gepflegt, an dessen Früchten er sich gefreut hatte.[11]) Und in der Tat, diese Gesellschaften trugen Früchte, denen die Seminare nicht überall Ebenbürtiges an die Seite stellen konnten. Nicht aus einem historischen Seminar, sondern aus den einfachen Übungen, die Leopold Ranke seit 1833 in seiner Wohnung abhielt, sind von 1837—1840 jene Jahrbücher des deutschen Reichs unter dem sächsischen Haus hervorgegangen, welche den Grundstock für das später von der Historischen Kommission zu München übernommene große Unternehmen der Jahrbücher der deutschen Geschichte bildeten; unter Führung des jugendlichen Meisters hat sich hier ein kleiner Kreis begeisterter Schüler, der sich zwar nicht die amtliche Bezeichnung »Historische Gesellschaft« gab, der aber dem Wesen nach eine solche bildete,[12]) mit glänzendem Erfolg an eine Aufgabe gewagt, die eines großen Forschungsinstitutes würdig war. Ohne Zweifel war es Rankes Beispiel, das einen der Besten aus diesem Kreis zu ähnlichen Formen des Lehrens leitete. Auch die Übungen, die Georg Waitz von 1849 bis 1875 in Göttingen hielt, »hatten« ja, wie einer von seinen Schülern berichtet,[13]) »nichts von einem Seminar an

[10]) Körte, Fr. A. Wolf über Erziehung S. 320 f.

[11]) Koechly a. a. O. S. 246.

[12]) Lenz 2, 505; 3, 248; vgl. auch Dove in der Allg. deutschen Biogr. 27, 258.

[13]) Frensdorff in der Allg. deutschen Biogr. 10, 613; hat wirklich, wie es da heißt, Waitz gesagt, daß diesen Weg weder Dahlmann

sich, selbst der Name wurde vermieden. Es war nichts Offizielles dabei, es gab keine Preise, keine besondere Büchersammlung und Hilfsmittel. In Waitzens großem Studierzimmer um den runden Tisch vor seinem Sofa kamen die Teilnehmer zusammen. Alles beruhte auf der Gewährung durch den Lehrer und dem Maße von Fleiß und Begabung, das die Zuhörer mitbrachten«. Es ist wohl anzunehmen, daß hier ein bewußter Verzicht auf die Formen des Seminars vorlag. Deutlich erkennbar ist ein solcher bei Julius Ficker, der sich zu Beginn seiner 26jährigen Innsbrucker Lehrtätigkeit (1852—1878) in so vorzüglichen Beziehungen zu dem Leiter des österreichischen Unterrichtswesens befand, daß ihm ohne Zweifel die Einrichtung eines historischen Seminars gewährt worden wäre, wenn er sie gewünscht hätte. Ficker zog es vor, ein mit Arbeiten der Hörer verbundenes Anleitungskolleg zu geben, und wußte von Fall zu Fall Stipendien für einzelne besonders begabte Teilnehmer zu erwirken; aber den entscheidenden Schritt zur Begründung des Seminars tat er auch dann nicht, als das Ministerium ihm denselben in entgegenkommendster Form nahelegte. So geschah es, daß vier österreichische Universitäten (Wien, Lemberg, Krakau und Graz) mit Errichtung von historischen Seminaren der Innsbrucker Hochschule zuvorkamen, während an dieser unter den Händen Fickers namhafte Historiker ihre Bildung empfingen, lange bevor im Jahre 1871 bei der Berufung Zeißbergs die Gründung des Seminars erfolgte.[14])

noch Niebuhr noch Ranke gegangen seien, so müßte der Gegensatz zu Ranke wohl in feineren Unterschieden der Methode und des persönlichen Wesens gesucht werden.

[14]) Vgl. dazu Jung, Julius Ficker (Innsbruck 1907) 202 ff., 294 f. und meine Streifzüge durch die Geschichte und Vorgeschichte des hist. Seminars in Innsbruck in der Festschrift des akad. Historikerklubs (1913, 39 ff).

Es wird schwer zu ermessen sein, inwieweit bei solchen Verzögerungen der Seminargründung neben den grundsätzlichen Bedenken etwa auch kleinere persönliche Ursachen im Spiel waren, wie sie sich aus der jeweiligen Zusammensetzung des Lehrkörpers ergeben konnten. Wir dürfen davon absehen, weil die angeführten Beispiele jedenfalls so viel beweisen, daß hervorragende Lehrer hie und da auch ohne die Formen des Seminars, bloß mit dem Mittel der wissenschaftlichen Gesellschaft Schule zu machen vermochten. Ob das bei dem gesteigerten Wettbewerb der Gegenwart auch heute möglich wäre, mag dahingestellt sein, verkehrt wäre es gewiß, wollte einer um jener Tatsachen willen jetzt auf das Mittel des Seminars verzichten, also die staatlich bereitgestellten Behelfe zur Pflege der Wissenschaft nicht ausnützen oder auch nur nachlassen in der Fürsorge für ihre Vervollkommnung. Die Bibliotheken unserer Seminare gehören zu den kostbarsten und hoffnungsvollsten Trieben in dem ganzen Garten der Geisteswissenschaften. Aber es wird nützlich sein, sich der Leistungsfähigkeit zu erinnern, welche schon die wissenschaftlichen Gesellschaften aufwiesen, um aus ihr frischen Mut für das Wirken der Seminare zu schöpfen und die Ansprüche und Hoffnungen zu stärken und zu rechtfertigen, die sich an diese »Zellen« des wissenschaftlichen Lebens knüpfen.

*

So scheint der geschichtliche Rückblick denen recht zu geben, die mit Zuversicht auf die künftige Weiterentwicklung der Seminare blicken. In der

Tat iſt ja die eine große Wandlung, die sich mit innerer Notwendigkeit an ihnen vollzog, die Teilung der Arbeit zwischen praktischer Pädagogik und fachwissenschaftlicher Bildung, heute faſt überall durchgeführt, also jedem begabten Seminariſten der Weg geöffnet, sich in die einzelne Disziplin zu vertiefen und in die Arbeit des Forschens einzutreten. Aber das Bild hat auch seine Kehrseite. Indem nacheinander die meiſten Lehrkanzeln der philosophischen Fakultäten ihr Seminar oder ihren Seminaranteil unter Dach gebracht haben, iſt eine andere Forderung, die sich aus der Geschichte der Seminare ergibt, in Gefahr geraten. Wo die Mitgliedschaft des Seminars von der Teilnahme an den Übungen mehrerer Professoren abhängt, muß der einzelne Lehrer in dem Maß der Übungsſtunden beschränkt werden und wohl auch in der Wahl der Übungsgegenſtände sich Rücksichtnahme auf den Nachbar auferlegen. Und auch wo solche Zersplitterung noch nicht eingetreten iſt, wird das Nebeneinander der Seminare, von denen jedes seine Mitglieder und Teilnehmer voll in Anspruch zu nehmen trachtet, manchmal beengend auf die freie Bewegung der Hörer wirken. Wer in solchem Gedränge mit feſten Regeln der Arbeitsteilung ordnend eingreifen will, der mag die Reibungen vermindern und den sicheren Gang der Maschine befördern, aber er gefährdet von neuem das koſtbarſte Erbteil, das die Seminare von den gelehrten Gesellschaften übernommen haben, die freiwillige Arbeitsgenossenschaft zwischen Lehrern und Hörern. Deshalb mag es dort, wo solche Maßregeln unvermeidlich werden, sich empfehlen neben den Seminaren um so sorgsamer auch diejenigen Seiten des akademischen Lebens zu pflegen, in denen die gelehrten Gesellschaften der alten Zeit in ursprünglicher Form weiterleben: freie Übungen außerhalb des dem Seminar gegebenen Rahmens und wissenschaftliche Fachvereine der Hörerschaft.

Neue Anschauungen über die Geschichte der Wirtschaft.

Von

E d u a r d H a h n.

I. Die Anfänge.

Unbegreiflich lange kam man, trotz des Aufschwungs, den die Naturwissenschaften nach so vielen Richtungen herbeiführten, für die Geschichte der Wirtschaft immer noch mit dem alten Schema aus, nach dem alle Menschen zuerſt Jäger gewesen wären, dann einzelne Völker durch die Zähmung der Haustiere zu Hirten geworden, und von dieser Stufe aus die zur Kultur beſtimmten Völker, als die Zahl der Menschen sich mehrte und zur Seßhaftigkeit zwang, zum Ackerbau übergegangen seien.

Dennoch war ich einigermaßen erſtaunt, diese Theorie auf dem Soziologentage 1912 in Berlin mehrfach ganz ernſthaft als Grundlage theoretischer Erörterungen behandelt zu sehen, obgleich sie doch Heinr. S c h u r t z in seiner Urgeschichte der Kultur schon 1898 als erledigt ansah und S c h m o l l e r in seinem G r u n d r i ß doch auch seit langem von anderen Anschauungen ausgeht

Dies Schema hat nämlich nach zwei Seiten hin große Schwächen. Einmal paßt es nicht auf die Welt im ganzen. Deshalb war das Verharren der Soziologen bei den alten Anschauungen so auffallend. Schon Alexander v. Humboldt hatte diesen Punkt hervorgehoben und immer und immer wieder seinen Widerspruch dagegen geäußert. Sein eigentlichstes Forschungsgebiet war ja Südamerika. Hier fand sich aber nirgends die Spur eines Hirtendaseins. Die Mexikaner und die Peruaner hatten es in der Bodenkultur außerordentlich weit gebracht, aber von einer früheren Hirtenstufe war bei ihnen ebenso wenig wie sonst in ganz Amerika irgend etwas zu bemerken.

Von sich aus hat die westliche Hälfte der Welt niemals den Milchgenuß in die Wirtschaft aufgenommen, niemals ein Haustier mit wirtschaftlichen Absichten gezähmt und gehalten, wenn wir von der Zucht von Truthuhn, Meerschweinchen und Moschusente, die wirtschaftlich doch alle recht unwesentlich waren, absehen und auch die gelegentliche Verwendung ihres Fleisches, die vor den Spaniern wahrscheinlich nur recht spärlich stattfand, nicht ganz ungebührlich in den Vordergrund ziehen wollen. Auch das Lama in Peru scheint, außer der Verwendung als Tragtier im Dienste des Staates, eigentlich zumeist Opfertier gewesen zu sein, wie das übrigens von fast allen Genossen unseres Haushalts wahrscheinlich für die Anfänge in allererster Linie angenommen werden kann oder muß.

Dies Schema hat aber noch einen anderen, für unsere Zeit sehr bedeutsamen Fehler. Es war hier immer die Rede von dem Menschen im allgemeinen, in Wirklichkeit bezog sich aber die Annahme nur auf den M a n n. Und hier verrät sich der eigentlich antike Ursprung der ganzen Theorie, die übrigens sonst trotz mancher sehr weitgehenden Folgerungen doch immer in Andeutungen stecken blieb und wahrscheinlich schon längst gestürzt worden wäre, wenn sich zu irgend einer Zeit jemand an einen weiteren Ausbau und eine ausführliche Begründung hätte wagen wollen. Man dachte sich diese Verhältnisse eben außerordentlich einfach. Zuerst war der Mann Jäger; das kreuzt sich mit Annahmen der älteren Naturphilosophen, die, wie z. B. der Römer Lucrez, die Anfangszustände gern recht niedrig ausmalten, um den großen Fortschritt — »und wie wirs dann so herrlich weit gebracht« — gebührend hervorzuheben. So wie der Jäger zunächst seine Familie mit blutiger, womöglich gar mit roher Nahrung ernährt haben sollte, hätte dann der Hirte weiterhin Tiere gezähmt, um mit ihrer Milch seine Familie zu erhalten, und er hätte schließlich gelernt, Rinder an den Pflug zu spannen, den Acker zu pflügen und so durch den Getreideanbau das tägliche Brot für sich und sein Haus zu gewinnen.

Man sieht, der griechischen Tradition entsprechend ist hier die Rolle des M a n n e s die maßgebende, eine wirtschaftliche Tätigkeit d e r F r a u kommt überhaupt nicht in Betracht. So berührt es denn gerade den naturwissenschaftlich gebildeten Ethnologen der neuen Zeit so merkwürdig, wenn heute noch fachgenössische und für andere Leute maßgebende Schriftsteller sich über die wahrlich nicht geringen Schwierigkeiten des Beginnes einer Hirtenstufe mit altbackenen Sätzen forthelfen, wie der: die Viehzucht sei eine Beschäftigung der Männer, weil aus der Jagd hervorgegangen. Da muß man denn freilich neben dem »Schweizer«, dem »Holländer« und ähnlichen Erschei-

nungen, die weitverbreitete Sennerin, das Meiereimädchen usw. ganz übersehen. In Wirklichkeit haben aber in erster Linie auch zoologische Erwägungen die Theorie stürzen helfen. Humboldt konnte noch nicht die Erfahrungen unserer großen zoologischen Gärten kennen, selbst der Pariser Garten war damals doch nur ein Anfang; er konnte also der Hirtentheorie nicht jenen Satz entgegenhalten, in dem unsere heutigen Erfahrungen zusammengezogen werden und der lautet: »Gefangene Tiere pflanzen sich in der Regel nicht fort.« Freilich war das ja eine tausendjährige Erfahrung, aber man hatte sie übersehen. Alle die zahlreichen zahmen Haus- und Hofgenossen wie Kraniche, Raben, Dohlen, Elstern, Häher und die zahmen Stubenvögel, die man von der ältesten Zeit her als Käfig- oder Hausvögel hält, haben sich bekanntlich ebenso wenig fortgepflanzt wie die zahmen Bären, Rehe, Hasen, Eichhörnchen, Haselmäuse und was sonst noch in Haus und Hof von gezähmten Tieren umherlief. Sie alle sind ohne Nachkommen zugrunde gegangen, man mußte immer auf neuen Ersatz bedacht sein. Daß gerade Wölfe und Schakale, die Stammväter unserer Hunde, und Ratten und Mäuse, sich sehr leicht fortpflanzen, führt ja auch in ganz andere Verhältnisse wie die bei unseren Milchtieren vorhandenen. So leicht war also der Anfang einer Zucht sicher nicht!

Eine eigenartige Schwierigkeit, über die die alte Zeit unbewußt hinweggegangen war, gelangte nun auch nach und nach gegen die alte Hypothese zur Geltung. Wie kam eine ganze Anzahl von Völkern zum Milchgenuß, der dem Menschen außerhalb unserer Kultursphäre doch durchaus nicht so selbstverständlich ist, wie das dem an unsere Milchwirtschaft gewöhnten Menschen erscheint? Wie auch schon Humboldt sehr richtig hervorhob, trennt hier ja ein weiter Abstand die chinesische von unserer Welt. China teilt mit uns den Gebrauch des Pflugs und die Verwendung des Rindes für ihn, und in Nordchina spielen Gerste und Weizen dieselbe Rolle wie auf unseren Feldern. Aber China hat sich nie entschließen können, die Milch als etwas Genießbares anzusehen, ebenso wenig wie das eigentliche Afrika das Hühnerei als eßbar ansieht. Sicher macht man nun nicht ohne Grund unserer Zeit den Vorwurf des Überwiegens der materiellen Interessen. Da ist es eigenartig genug, daß die Geschichte der Wirtschaft, die doch eigentlich die Geschichte dieser materiellen Interessen ist, als Fachwissenschaft sich im ganzen einer nur sehr geringen Anerkennung erfreut. Die Geschichte der deutschen Landwirtschaft z. B. bleibt eigentlich immer noch den Händen der Juristen anvertraut und naturgemäß sind die sachlichen und fachlichen Interessen in dieser Pflege oft nicht besonders gut aufgehoben.

Nun ist es aber natürlich und begreiflich, daß, wenn für die Geschichte unserer eigenen Wirtschaft, die uns doch unmittelbar ernähren soll und muß, so wenig geschieht, die Wirtschaft der Außenvölker noch erheblich schlechter wegkommt. Ob wir hier nicht vor einem Wendepunkt von großer Wichtigkeit stehen? Bekanntlich hat Europa den letzten unabhängigen Erdteil Afrika, nachdem es sich ihn selbst durch den unwirtschaftlichen, weil auf die Dauer doch gar zu kostspieligen Sklavenhandel ein paar Jahrhunderte lang immer mehr verschlossen hatte, nun plötzlich, begünstigt durch die ungeheure Entwicklung des Welthandels und der Technik des Verkehrs,

in wenigen Jahrzehnten restlos aufgeteilt. Aber trotz der zahlreichen Reisen, die wie die von Nachtigal und Schweinfurth oder von Livingstone und Stanley das allgemeine Interesse Europas mit unerhörter Wucht dem schwarzen Erdteil zuwendeten, hat man sich um die wirtschaftlichen Verhältnisse der Neger, die doch die Kosten dieser europäischen Kolonisation aus ihren Wirtschaftsüberschüssen möglichst bald decken sollen, ganz auffallend wenig gekümmert.

Es sind aber nun gerade die freilich an Zahl schon recht schwachen und wirtschaftlich fast bedeutungslosen Primitivvölker Afrikas gewesen, die Buschleute und die Zwergvölker, die die Aufmerksamkeit der Wissenschaft durch ihre abweichende Gestalt und ihre interessanten Lebensumstände auf sich gezogen und schließlich für uns eine ganz andere Auffassung der Urzustände herbeigeführt haben. Auf Grund dieser neuen Anschauungen wird sich nun wahrscheinlich auch das Programm für die Zukunft mit der Zeit nicht unwesentlich ändern.

So haben wir gleich den Anfang für das wirtschaftliche Dasein der Menschheit völlig anders aufzufassen. Da nach der Ansicht der modernen Naturwissenschaft der Mensch nicht geschaffen ist, sondern sich aus tierischen Ahnen entwickelt hat, so müssen wir uns auch nach einem festen, wissenschaftlich gültigen Beginn des Menschentums umsehen, und diesen Anfang pflegt die moderne Wissenschaft mit der Einführung des ständigen Gebrauchs des Feuers anzusetzen. Das Feuer ist nämlich, wie der Glaube an außersinnliche Mächte und an eine Fortexistenz der Seele nach dem Tode, Allgemeinbesitz der Menschheit.

Vergangene Zeiten haben öfter von Menschen gesprochen, die noch kein Feuer hatten; auch jetzt findet man noch hier und da einen eifrigen Reisenden, der »feststellt«, diese oder jene Völkerschaft müsse sich mit vorhandenem Feuer begnügen und wisse es nicht neu zu entzünden. Das mag nun wohl auf Kulturmenschen der allerletzten Zeit zutreffen, wenige von uns würden es verstehen, ohne Streichhölzer Feuer zu machen, es wird sich aber bei jenen Wilden entweder um ein Entgegenkommen gegen den Frager oder darum handeln, daß ihnen die Neuerzeugung des Feuers so heilig ist, daß sie mit dem Fremden darüber nicht sprechen wollen. Gibt es doch in Neu-Guinea und in anderen zurückgebliebenen Gegenden Angehörige von Naturvölkern, denen Streichhölzer unheimlich sind. Auch jetzt ist das neuerzeugte Feuer oft noch heilig, wie einst den Römern oder wie es das Notfeuer unsern Vorfahren war, das natürlich nicht ohne Not hervorgerufen werden durfte. Jedenfalls haben wir im Besitz des Feuers eine bequeme, für die allermeisten Fälle ausreichende Unterscheidung, die den Beginn des Menschentums von den übrigen Lebewesen aufs deutlichste und für alle unsere Zwecke genügend abhebt.

Immerhin, wenn wir auch eine solche Unterscheidung zwischen dem Menschen und seinen Verwandten aus dem Tierreich aufstellen können, so müssen wir doch daran festhalten, daß die Verbindung zwischen den beiden Gliedern, die eines Stammes sind, wissenschaftlich aufrecht erhalten bleibt, und darin liegt natürlich auch, daß durchaus kein zwingender Grund vorhanden ist, in dem Umfange, wie wir das bisher meist getan haben, an eine rein tierische Nahrung unserer Vorfahren, also an eine Jägerstufe zu denken, daß wir vielmehr für den ältesten Vertreter der Menschheit

gerade so gut wie für seine Verwandten gemischte Kost annehmen müssen. Es ist daher als eine immerhin etwas unbegründete Bequemlichkeit anzusehen, wenn die Prähistoriker von der älteren Stufe der Menschheit, der ersten Steinzeit, meistens noch als von einem Jägertum sprechen, weil die Knochen der Jagdbeute sich natürlich leichter erhalten als pflanzliche Reste, nach denen man übrigens bisher nicht gerade eifrig gesucht hat, und die man, wo sie vorhanden waren, eigentlich nicht genügend ausgenutzt hat, wenn wir auch Professor Netolitzky und andere als rühmliche Ausnahmen erwähnen müssen. Ferdinand Kellers Beispiel bei den grundlegenden Arbeiten an den Pfahlbauten im Zürcher See hätte schon längst seinen Nachfolgern bessere Wege zeigen können.

In neuerer Zeit hat nun die Wissenschaft für die Verhältnisse auf diesen untersten Stufen der Menschheit einen alten, aber guten Namen wieder aufgenommen, mit dem wir sie als Sammler bezeichnen. Dann aber ist ein, wie es scheint weittragender Bruch mit einem alten Flüchtigkeitsfehler der früheren Theorie vollzogen, indem nun endlich aus der Bekanntschaft mit den primitiven Stämmen heraus die wirtschaftliche Tätigkeit der Frau gewissermaßen entdeckt wurde und ihr nun ein so weitgehender Einfluß auf die Anfänge der Wirtschaft der Menschheit eingeräumt wurde, daß die moderne Ethnologie der Frau die Entstehung der wirtschaftlichen Arbeit überhaupt zugestehen konnte.*)

II.

Die Stellung der Frau.

Den Anlaß zu dieser umstürzenden Auffassung in der Stellung der Frau zur Wirtschaft gaben außerordentlich weitgehende Unterschiede im Verhalten der beiden Geschlechter, wie wir sie bei den Naturvölkern wohl schon früher kennen lernten, für die wir aber erst in allerletzter Zeit die richtige Auffassung gewonnen haben.

Wenn wir nämlich die Australier, oder die Buschleute in ihrem täglichen Leben beobachten, so finden wir den Mann nicht etwa als den ausschließlichen Ernährer der Familie, wie dies die ältere Aufstellung wollte, sondern seine Zeit gehört zu einem großen Teil schon hier den sozialen Verpflichtungen. Beim Buschmann, wo jetzt ja die Verhältnisse außerordentlich zerstört sind, kennen wir doch für die ältere Zeit bekanntlich, wie bei den allerältesten Höhlenbewohnern Europas, außerordentliche Kunstbetätigung. Beim Australier, dessen Verhältnisse von geschulten Beobachtern mehr und mehr untersucht werden, finden wir eine so weit gehende Beschäftigung der Männer mit Dingen, die wir trotz aller Unterschiede nur als religiöse und ideale Ziele bezeichnen können, daß wir sehr im Gegensatz zu einer nur wenig älteren Zeit, die von dergleichen nichts wissen konnte oder wollte, jetzt die Angabe finden, die Zeit des australischen Mannes würde zur Hälfte von dergleichen Interessen eingenommen und das nähme mit dem höheren Alter eher noch zu.

So kommt es, daß ein so guter Kenner der Australier in Queensland wie Lumholtz den australischen Mann als »Sportsman« bezeichnet, eben um seine Tätigkeit für die Ernährung der Familie auf das gegebene, recht kleine Maß herabzudrücken. Dagegen hebt sich nun natürlich im umgekehrten Verhältnis die Tätigkeit der Frau für die Ernährung des Stammes. Aber Mann und Frau unterscheiden

*) Hahn, Ed., »Entstehung der wirtschaftlichen Arbeit«. Heidelberg, Winter, 1908.

sich, wir können auch das aus den Verhältnissen in Südafrika und Austra- lien ableiten, ganz und gar in der Natur der Dinge, die sie zum ge- meinschaftlichen Hausstand beisteuern. Wie gesagt ist der Mann wesentlich »Sportsman«, und da liegt die Gefahr sehr nahe, daß seine Beute immer wieder den sozialen Verpflichtungen der Männer untereinander zum Opfer fällt. Sie muß schon sehr reichlich sein, wenn wirklich der ganze Stamm, also auch Frauen und Kinder etwas davon ab- bekommen sollen. Wenn aber die Jagd nicht ergiebig war, und bei den mangel- haften Methoden der Urzeit wird das natürlich oft genug vorgekommen sein, erwarten die Herren ihre Abendmahl- zeit aus den Vorräten der Frauen. Denn wie Moszkowski nach seiner Kenntnisse der Verhältnisse in Neu- guinea hervorhebt, ist die ältere Ansicht, die sog. Primitiven hätten keine Vor- räte, ganz und gar irrig. Und das Material bei anderen Naturvölkern be- stätigt diese gegenüber den älteren An- schauungen überraschende Auffassung völlig. Das »unglückselige Kind des Augenblicks« der älteren Auffassung bedarf starker Korrekturen, weil es sich hier eben nicht um die auffällige Sorg- losigkeit der Männer, sondern um die dem gewöhnlichen Beobachter völlig entzogene emsige und mühsame Tätig- keit der Frau handelt. Und nach dem Vorgang bei Australiern und Buschleuten können wir hier noch eine sehr originelle Arbeitsteilung beider Geschlechter, wohl mit einigem Recht, auch für die älteren Perioden der Gesamtmenschheit an- nehmen. Die Frauen und Kinder halten sich, wie das in der Natur der Dinge liegt, näher an das Lager wie die weiter umherschweifenden Männer. Natur- gemäß finden sie nun bei der Gelegen- heit allerlei animalische Substanzen, aber wenn sie Wild aufstöbern, scheint das den Männern zur Verfolgung gemeldet zu werden; was sie dagegen an Klein- wild finden, z. B. Heuschrecken und Larven, gehört den Männern nur, wenn es ganz besondere Leckerbissen sind. Sonst aber bringen sie dergleichen nur nach Hause, wenn sie große Mengen antreffen, sonst gehört ihnen die Beute, wird aber gleich am Ort verzehrt. Was sie aber zu Hause bringen, ist sonst pflanzlicher Natur. Umgekehrt helfen die Männer beim Einsammeln vegetabiler Substanzen nur, wenn sie in großer Menge auftreten. Dagegen erwarten die Männer, wie gesagt, unter allen Um- ständen einen Zuschuß an vegetabiler Nahrung vorzufinden, wenn sie zu den Frauen zurückkehren. Und wie sich in allerletzter Zeit herausgestellt hat, beruht auf diesen Stufen für die An- gehörigen dieser Sammlerstämme und sonst niedrigstehender Naturvölker ein recht großer Teil der ständigen und wichtigen Nahrungsmittel auf schwie- rigen, mühsamen und umständlichen Verfahren, die wohl in der Hauptsache völlig in der Hand der älteren Frauen liegen, die dabei als ihre Arbeitskräfte Mädchen, jüngere Frauen und Knaben in den Dienst der Allgemeinheit stellen.

Es handelt sich hier in der Haupt- sache um Nahrungsmittel, die sich länger halten und die nach einem geschichtlich sehr wichtigen Verfahren der Mensch- heit in Gruben durch die zweite, neben der durch das Feuer so unge- mein wichtige menschliche Zubereitungs- art der Nahrung, durch die Gärung gewonnen werden. Es wirft ein besonderes Licht auf die älteren Zu- stände der Menschheit, daß wir unter diesen wildgewonnenen Nahrungsmitteln der Primitiven eine ganze Anzahl ohne diese Gährung und ohne die schwie- rigen und mühsamen Zubereitungsver-

fahren völlig ungenießbarer, ja direkt giftiger Substanzen finden. Bekanntlich finden wir ja auch unter den Kulturpflanzen Giftpflanzen; hier stoßen wir z. B. auf die merkwürdige Tatsache, daß die Menschheit im gesamten Waldgebiet Brasiliens vom Maniok lebt, einer ausgesprochenen Giftpflanze, wie die Verwendung seines Saftes als Pfeilgift beweist.

So erklärt sich denn auch die bisher ganz rätselhafte Erscheinung, daß die Australier bei ihren großen Festen zur Männerweihe sich wochenlang in großen Scharen beieinander halten. Von der Jagd können doch solche großen Schwärme in dem armen Lande unmöglich leben; dafür haben die Männer auch gar keine Zeit, weil sie sich den Zeremonien und ihren zeitraubenden Vorbereitungen widmen müssen. Irgendwelche positiven Nachrichten über die Ernährung dieser Stämme habe ich freilich noch nicht gefunden, selbstverständlich wird alles vom religiösen Geheimnis gedeckt; schließlich aber fand ich bei einem gewissenhaften Referenten die für ihn bedeutungslose und unverständliche Notiz: »Wenn nach einer größeren Pause eine derartige große und feierliche Versammlung stattfinden solle, müsse den alten Frauen monatelang vorher davon Mitteilung gemacht werden.«

Wenn diese Teilung der Arbeit und das wirtschaftliche Vorwiegen der Arbeit und der Leistung der Frau sicher von großer Bedeutung für die künftige Auffassung der wirtschaftlichen Verhältnisse der älteren Zeit sein wird, so wird gewiß die Auffassung von einer älteren Hauswirtschaft im Sinne der bisherigen, nach der der Mann als alleiniger oder doch als Hauptfaktor der wirtschaftlichen Tätigkeit in Betracht kommt, nach diesen und andern Nachrichten stark nachgeprüft werden müssen.

Ich bin ja geneigt, die Verhältnisse, wie sie Moszkowski*) nach seinen Erfahrungen in Neu-Guinea und bei andern Urstämmen schildert, für eigenartig und einseitig entwickelt zu halten. Das geht hier so weit, daß er die Wirtschaft der Frau und ihrer Kinder überhaupt ganz von jener der im Männerhaus versammelten Männer trennen und sogar einen stummen Handel oder einen gewalttätigen Austausch der Jagderträge und des andern Erwerbs der Männer gegen die Wirtschaftserzeugnisse, die sie den Frauen wegnehmen, annehmen will. Immerhin werden wir derartige Verhältnisse, die sich aus einer weitgehenden Trennung der Geschlechter entwickelt haben, vom ethnologischen Standpunkt stärker heranziehen müssen, wenn wir die ganze Wirtschaftsgeschichte der Menschheit, wie es sich doch gehört, bis an die Wurzel zurück verfolgen wollen.

Sicher hat aber Moszkowski, der damals noch nichts von den einschlägigen theoretischen Erörterungen wußte, für diese grundlegende wirtschaftliche Tätigkeit der Frau selbständig das richtige Augenmaß gewonnen. Und mit ihm wird die moderne Wirtschaftsgeschichte geneigt sein, den Teil der Technik, der sich auf die Verwendung pflanzlicher Nahrungsmittel und weiterhin auch auf den Pflanzenanbau erstreckt, der Initiative und dem Unternehmungsgeist der Frau zuzuschreiben, und wir werden den Anlaß aus den physiologischen Verhältnissen der Frau herleiten, besonders aber aus der Notwendigkeit, für sich und für ihre kleinen Kinder möglichst dauernd Nahrung zu beschaffen. Die eigenartige Bevorzugung schwieriger und besonders zeitraubender

*) Moszkowski, Vom Wirtschaftsleben der primitiven Völker. Probleme der Weltwirtschaft. Jena 1911.

Verfahren, die erst nach langen Umwegen ein genießbares und haltbares Produkt liefern, erklärt sich daneben aus der Notwendigkeit, diese Notvorräte vor der Genußgier und vor den sozialen Ansprüchen, besonders der Gastfreiheit der Männer, zu schützen.

So ist im Gegensatz zu der älteren Auffassung jetzt für die Anfänge der menschlichen Wirtschaft die Frau in den Mittelpunkt der wirtschaftlichen Tätigkeit gestellt und wenn die männliche Menschheit als ganzes genommen in diesem neuen Lichte etwas ungünstig erscheinen könnte, so muß doch darauf hingewiesen werden, daß ihrer Tätigkeit auch nach der neueren Auffassung die gesamte Ausgestaltung der staatlichen und rechtlichen Verhältnisse und wahrscheinlich auch der weit überragende Teil des religiösen Lebens zufällt.

Daß dann die rechtliche und z. T. die religiöse Entwicklung die Wirksamkeit der Frau bis in die letzte Zeit in einem sicher nicht gerechtfertigten Umfang aus der geschichtlichen Entwicklung gestrichen und den Männern die ausschlaggebende, ja die alleinige Tätigkeit zugeschoben hatte, ist ja ein schwerwiegendes und weitreichendes Unrecht gewesen. Daß das Mutterrecht im Gegensatz zum Vaterrecht jetzt ein viel verwendeter und manchmal sogar etwas weitreichender historischer Fachausdruck geworden ist, beweist doch auch hier schon einen kräftigen Umschwung. Wenn aber, im Gegensatz zu diesen, jetzt von der Wissenschaft allgemein gebilligten Anschauungen nun von extremen, meist rein politischen Parteileuten mit gänzlicher Verkennung aller anthropologischen und ethnologischen Daten eine völlig schematische Gleichstellung von Frau und Mann für Politik und Wirtschaft gefordert wird, so wird das gegenüber der neuen Auffassung und den von der Natur gegebenen Verhältnissen sich kaum lange halten können. Schieden sich die Geschlechter schon auf einer so frühen Stufe in ihrer Tätigkeit und damit naturgemäß auch in ihrer Gedankenwelt so gründlich, so werden wir uns wohl vor dieser gegebenen Tatsache bescheiden, und Reformen, die jetzt und künftig nötig sein werden, müssen leider im Lichte dieser neuen Anschauungen ganz anders angefaßt und eingeleitet werden, als das jetzt meist noch geschieht. Wir werden dann aber der Frau sicher eine besser gegründete, also auch eine befriedigendere Stellung in ihrer Wirksamkeit in Recht und Wirtschaft geben können, als es auf Grund schematischer Formeln und rein spekulativer Deduktionen der Fall sein würde.

Das Volk der Neugriechen im Spiegel seiner Sprache und seiner Lieder.

Von

G. Soyter.

Die Eigenart der neugriechischen Nation wurde lange Zeit nicht richtig erkannt. Zuerst verherrlichte man die Griechen schwärmerisch, dann schmähte man sie in übertriebener Weise. Durch den Befreiungskrieg gegen die Türken hatte dieses Volk die Aufmerksamkeit Europas auf sich gelenkt. Die Sympathien, die man für die Freiheitskämpfer empfand, wurden durch Phil-

hellenen wie König Ludwig I. von Bayern, den Dichter Lord Byron und zahlreiche deutsche Philologen zu heller Begeisterung entfacht. Aber bald folgte eine Ernüchterung; denn die Begeisterung war auf einer Phantasie aufgebaut, auf dem Wahn, die modernen Griechen seien die reinrassigen Nachkommen und getreuen Abbilder der alten Hellenen. Die Humanisten waren nach Griechenland in der Erwartung gekommen, die Enkel eines Perikles, eines Sophokles anzutreffen und mit ihnen in altgriechischer Sprache hohe Gedanken austauschen zu können. Wie groß war aber die Enttäuschung, als man bei näherem Verkehr mit den unteren Schichten des Volkes merkte, daß dieses jeder höheren Bildung entbehrte und eine »barbarische« Sprache redete, die fast nichts mehr mit dem Altgriechischen gemein zu haben schien. Da trat ein bayerischer Gelehrter auf — Jakob Philipp Fallmerayer. Er suchte in seiner »Geschichte der Halbinsel Morea während des Mittelalters« (1830, 1836) die Veränderung, die das griechische Volk erlitten hatte, als geschichtliche Entwicklung zu erklären. Aus der Tatsache, daß die Balkanhalbinsel im Mittelalter vielfach verwüstet und geplündert, zum Teil auch von Slaven und anderen Völkern besiedelt worden ist, glaubte er den Schluß ziehen zu dürfen, die heutigen Griechen seien ihrer Abstammung, Gesittung und Sprache nach Slaven oder Albanesen. In der Vorrede des genannten Werkes schreibt Fallmerayer: »Scythische Slaven, illyrische Arnauten, Kinder mitternächtlicher Länder, Blutsverwandte der Serbier und Bulgaren, der Dalmatiner und Moskoviten sind die Völker, welche wir heute Hellenen nennen.« Dieses Urteil aus dem Munde eines bedeutenden Gelehrten fand rasch Glauben und wird auch heute noch, besonders in Kaufmannskreisen, mit einer gewissen Schadenfreude für richtig gehalten. Der europäische Kaufmann ist nämlich auf den Neugriechen nicht gut zu sprechen, er hält ihn als Handelsmann für einen Betrüger.[1])

Nach dem heutigen Stande der Wissenschaft ist auch Fallmerayers Ansicht irrig. Die Griechen sind weder reinrassige Nachkommen der alten Hellenen noch Slaven oder Albanesen. Zur richtigen Beurteilung des Volkes in ethnographischer Hinsicht ist man vor allem erst durch das genauere Studium der neugriechischen Volkssprache[2]) gekommen, die uns über die Herkunft und Mischung der Nation den besten Aufschluß geben kann.

---

[1]) Ob dieses Urteil über den griechischen Kaufmann für die Allgemeinheit zutreffend ist, kann hier nicht untersucht werden. Aber das glaube ich bemerken zu müssen, daß die politischen Verhältnisse zur Zeit der Türkenherrschaft dazu angetan waren, den griechischen Kaufmann, dem die Möglichkeit zu jedem größeren reellen Geschäfte genommen war, auf die Bahn des listigen Betruges zu drängen.

[2]) Zu beachten ist, daß für eine derartige sprachliche Untersuchung nur die im ganzen griechischen Sprachgebiet gebräuchliche Volkssprache in Betracht kommt, die durch keinen Zwang der Schule behindert, nach natürlichen Gesetzen sich aus dem Altgriechischen weiter entwickelt und den jeweiligen Lebens- und Kulturbedingungen angepaßt hat. Dieser Volkssprache steht außer den Lokaldialekten (von Chios, Kreta, Zypern und anderen Gegenden) eine gelehrte Schriftsprache, die sogenannte Reinsprache (*καθαρεύουσα*) gegenüber, die sich in Grammatik und Wortschatz möglichst eng ans Altgriechische anschließt. — Eingehend hat diesen verhängnisvollen Gegensatz zwischen Volks- und Schriftsprache im Neugriechischen Karl Krumbacher in seinem »Problem der neugriechischen Schriftsprache« (München 1902) behandelt.

Der heutige Grieche nennt seine Sprache die ‚Rhomaïkí‘, d. h. die römische (nämlich oströmische), wie er sich selbst als ‚Rhomiós‘, d. h. Römer (Oströmer) bezeichnet.

Hervorgegangen ist diese rhomäische Sprache aus der im wesentlichen auf dem attischen Dialekt beruhenden Gemeinsprache (κοινή), die durch den übermächtigen Einfluß der attischen Literatur von den Griechen aller Stämme in den letzten drei Jahrhunderten vor Christus als einheitliche Umgangssprache angenommen worden war. Die Änderungen, welche diese Gemeinsprache zunächst erlitt, können wir an der Hand der Inschriften, der Papyri und einiger kleinerer volkstümlicher Literaturwerke von Jahrhundert zu Jahrhundert verfolgen. Verhältnismäßig rasch änderte sich die Aussprache, so daß wir seit dem 4. Jahrhundert nach Christi im großen ganzen die heutige Aussprache des Neugriechischen anzunehmen haben. Charakteristisch für die moderne Aussprache ist vor allem die Vernachlässigung des Quantitätsunterschiedes — ω z. B. lautet wie o — und der Itazismus, d. h. die Aussprache der Laute ι, η, υ, υ, ει, οι als i. Die neugriechische Formenlehre verhält sich zur altgriechischen ähnlich wie die französische oder italienische zur lateinischen. Die Deklination des ungleichsilbigen Nomens z. B. wurde in ähnlicher Weise wie in den romanischen Sprachen vereinfacht. Es wurden zu den in der Umgangssprache am meisten gebräuchlichen Akkusativen neue Nominative gebildet. So wurde, nachdem der Akkusativ πόλιν in seiner Endung lautlich mit dem Akkusativ νίκην zusammengefallen war, analog zu dem Nominativ νίκη der Nominativ πόλι gebildet.[3]) Dekliniert wird das neugriechische πόλι regelmäßig wie νίκη:

Nom. ἡ πόλι
Gen. τῆς πόλις
Akk. τὴν πόλιν

Der Dativ wird durch den Akkusativ in Verbindung mit der Präposition εἰς umschrieben:[4])

Dat. εἰς τὴν πόλιν[5])

Wie die altgriechische Deklination, so erfuhr auch die Konjugation Vereinfachungen. Die Verba auf -μι z. B. sind in regelmäßige Verba auf -ω umgewandelt oder durch solche ersetzt: τίθημι ist in θέτω, δίδωμι in δίδω oder δίνω verwandelt, ἵημι durch ῥίφτω oder ῥίχνω ersetzt. Konjugiert wird: δίνω, δίνεις, δίνει, δίνομε, δίνετε, δίνουν.

Neben den einfachen Tempusformen, die — wie die eben angeführten Beispiele zeigen — altgriechischen Bildungen entsprechen, gibt es an Stelle verschiedener alter Formen neue Zusammensetzungen, welche in ihrer Bildung an die zusammengesetzten Verbalformen der romanischen Sprachen erinnern, z. B. im Aktiv das Perfektum und Plusquamperfektum, gebildet mit Hilfe von ἔχω und dem passiven Partizipium:

ἔχω γραμμένο — ho scritto, j'ai écrit
εἶχα γραμμένο — aveva scritto, j'avais écrit,

im Passiv das Perfektum, Plusquamperfektum und Futurum ex., gebildet mit Hilfe von εἶμαι und dem passiven Partizipium:

εἶμαι δεμένος — sono legato, je suis lié.

[3]) Auch in den romanischen Sprachen sind die Nominative vielfach aus lateinischen Akkusativen entstanden. Vgl. die Nominative monte (ital.) und mont (frz.), beide entstanden aus montem.

[4]) Auch hier drängt sich der Vergleich mit den romanischen Sprachen auf, die ebenfalls zur Bildung des Dativs eine Präposition benötigen: alla città, à la ville.

[5]) Aus der Verkürzung 'ς τὴν πόλ' (sprich stin bol!) ist wohl die türkische Bezeichnung Stambul für Konstantinopel entstanden.

Diese Beispiele mögen genügen für den Beweis, daß die neugriechische Grammatik in der Flexion des Nomens und Verbums ganz auf der alten Grammatik beruht und meiſt nur eine Vereinfachung derſelben darſtellt.

Während so die neugriechische Grammatik ihre Reinheit bewahrt hat, iſt der Wortschatz von den früheſten Zeiten an bis heute ſtets durch Entlehnungen aus dem Wortschatz anderer Sprachen bereichert worden. In ihm spiegeln sich daher deutlich die Beziehungen ab, welche jeweils zwischen den Griechen und ihren Nachbarn beſtanden.

Wenn man die Fremdwörter des Neugriechischen nach den Sprachen, denen sie entnommen sind, ordnet, so findet man, daß — genau der kulturgeschichtlichen Entwicklung entsprechend — die Ausdrücke für das Recht und die Verwaltung des mittelalterlichen Staates lateinisch waren, daß die türkischen Vokabeln vor allem der Umgangssprache des täglichen Lebens angehören, daß endlich die meiſten italienischen und französischen Wörter sich auf den Seehandel und die moderne Zivilisation beziehen.

Einige Beispiele mögen das Gesagte erläutern. Die lateinischen Lehnwörter sind, da sie sich eben auf den byzantinischen Staat bezogen, seit dem Untergang dieses Staates meiſt außer Gebrauch gekommen. Von den wenigen noch erhaltenen seien als die gebräuchlichſten angeführt: *στράτα* (Straße) und *σπίτι* (Haus) von hospitium. — Aus der großen Zahl der türkischen Wörter nenne ich einige Spezialitäten der türkischen Küche, die den Griechen besonders zugesagt zu haben scheinen: *πιλάφι* (Reis), *χαλβᾶς* (Halwa), *γιαοῦρτι* (Joghurt). Für das seelische Verhältnis, in dem Griechen und Türken von jeher zu einander ſtanden, iſt die Menge der Schimpfwörter bezeichnend, welche die Griechen von ihren einſtigen Herrn gelernt haben, z. B. *μπουνταλᾶς* (Dummkopf). — Italien und Frankreich waren und sind noch heute die Staaten, welche vor allen anderen die Erzeugnisse des weſteuropäischen Marktes nach Griechenland exportieren. Kein Wunder also, wenn die Bezeichnungen für moderne Gebrauchsgegenſtände und Luxusartikel italienisch oder französisch sind, wenn der Neugrieche in den Städten *πανταλόνι* (Hose), *κάλτσες* (Strümpfe), *στιβάλια* (Stiefel), *κολλάρο* (Kragen), *κραβάτα* (Krawatte), *καπέλλο* (Hut), *μπαστοῦνι* (Stock) oder *ὀμπρέλλα* (Schirm) trägt, wenn er sich *πουτίγγα* (Pudding), *σοκολάτα* (Schokolade), *καραμέλες* (Bonbons), *μπίρα* (Bier) u. dgl. wohl schmecken läßt, wenn er, um nicht zu Fuß gehen zu müssen, sich ein *μπιλιέτο* (Billet) löſt für *τρένο* (Zug) oder *βαπόρι* (Dampfer) oder wenn er in einer *καρότσα* (Droschke) fährt.

Außer diesen Sprachen haben noch andere den Wortschatz des Neugriechischen bereichert, so das Slavische, Albanesische, Wlachische; doch sind ihre Spuren in der heutigen Gemeinsprache so gering, daß wir sie hier übergehen können.

Dieses iſt in groben Zügen das Bild der neugriechischen Volkssprache. Was iſt nun aus ihm für die Herkunft und Mischung des Volkes der Neugriechen herauszulesen? Antwort: Wie die moderne Volkssprache hinsichtlich der Wortſtämme und der Grammatik unleugbar eine Tochter des Altgriechischen iſt, so können auch die Träger dieser Sprache ihren Stammbaum auf die alten Hellenen zurückführen. Wie aber der Wortschatz der Sprache im Laufe der Zeit viele Elemente aus den Sprachen der Nachbarvölker aufgenommen hat, so hat auch die

griechische Rasse teils gezwungen, teils freiwillig sich ſtark mit Teilen der benachbarten Nationen vermischt und zwar vor allem mit Romanen, Slaven, Albanesen, Wlachen, auch Germanen, am wenigſten wohl mit den Türken wegen des religiösen Gegensatzes.

Hat uns die Sprache über die Herkunft und die Mischung der Rasse Auskunft gegeben, so klingen uns aus den Volksliedern die Ideale der Nation entgegen.

Die Philhellenen hatten angenommen, die Glanzzeit Athens müsse für das griechische Volk auch heute noch das höchſte Ideal bilden. Über das klassische Altertum leben jedoch in den unteren Schichten des Volkes nur mehr dunkle Sagen. Die gewaltigen Ruinen aus der mykenischen und klassischen Zeit gelten beim abergläubischen Volk als Werke der heidnischen Riesen; die wenigen Reſte altgriechischer Mythologie sind mit chriſtlichen Vorſtellungen verquickt. Dem Namen nach lebt zwar von den alten Göttern im Volke noch Charon. Aber dieser Charos oder Charontas ſtellt heute nur mehr eine Personifikation des Todes dar. Ein altes Volkslied schildert ihn als wilden Jäger, der durch das Land reitet und seine Ernte hält. Ich führe das Lied in der Übertragung Goethes[6]) an.

Charon.

Die Bergeshöhn warum so schwarz?
Woher die Wolkenwoge?
Iſt es der Sturm, der droben kämpft,
Der Regen, Gipfel peitschend?
Nicht iſt's der Sturm, der droben kämpft,
Nicht Regen, Gipfel peitschend:
Nein, Charon iſt's, er sauſt einher,
Entführet die Verblichnen;
Die Jungen treibt er vor sich hin,
Schleppt hinter sich die Alten;
Die Jüngſten aber, Säuglinge,
In Reih' gehenkt am Sattel.
Da rufen[7]) ihm die Greise zu,
Die Jünglinge, sie knieen:[7])
»O Charon, halt! halt am Geheg,
Halt an beim kühlen Brunnen!
Die Alten da erquicken sich,
Die Jugend schleudert Steine,
Die Knaben zart zerſtreuen sich
Und pflücken bunte Blümchen.«
»»Nicht am Gehege halt' ich ſtill,
Ich halte nicht am Brunnen.
Zu schöpfen kommen Weiber an,
Erkennen ihre Kinder,
Die Männer auch erkennen sie,
Das Trennen wird unmöglich.«

Diesem Lied vom Tode sei ein balladenartiges Gedicht im Auszug angereiht, in dem der Gespenſterglaube der Neugriechen zum Ausdruck kommt. In melancholisch-düſteren Tönen behandelt es einen Stoff, der über ganz Europa in Liedern und Sagen verbreitet iſt. Der Inhalt des Gedichtes[8]) iſt folgender. Eine Mutter hatte neun Söhne, aber nur eine einzige Tochter, Aretí. Diese war ihr liebſtes Kind. Eines Tages hielt ein Mann aus dem fernen Babylon um die Hand Aretís an. Die Mutter wollte den Freier zurückweisen, aber der jüngſte Sohn Konſtantin überredete die Mutter, das Mädchen in die Fremde zu verheiraten, indem er ihr unter einem Eid versprach, Aretí selbſt zu holen, wenn einmal die Sehnsucht der Mutter zu groß würde, sei es in Leid oder Freud.

Des Todes Sichel fiel ins Land, es ſtarben die neun Brüder,
Die Mutter blieb allein zurück, dem Rohre gleich im Felde.

[6]) Text in A. Thumbs »Handbuch der neugriechischen Volkssprache.« Straßburg 1910². S. 203, 7. — Die Übersetzung wird in den Sammlungen von Goethes Gedichten den »neugriechisch-epirotischen Heldenliedern« angereiht.

[7]) Goethe: riefen, knieten. Im Original: *παρακαλοῦν, γονατίζουν*.

[8]) Text in Thumbs Handbuch S. 205, 11. — Übersetzung nach Theodor Kind, Anthologie neugriechischer Volkslieder. Leipzig 1861, S. 96 ff.

An acht der Gräber trauert sie, an acht der Gräber klagt sie,
Doch an dem Grab des Konstantin hebt sie empor die Platten:
»Steh auf, mein lieber Konstantin, die Aretula[9]) will ich!
Gott selbst riefst du als Bürgen an, die Heiligen als Zeugen,
Wenn Leid mich träfe oder Freud, daß du sie holen werdest.«
Dies Wort treibt aus dem Grab ihn auf und aus dem Grabe steigt er,
Die Wolke nimmt er sich zum Pferd, den Stern nimmt er zum Zügel.
Gesellschaft leistet ihm der Mond, so eilt er sie zu holen.
Und über die Gebirge geht's, die Berge bleiben hinten.
Er findet sie, wie sie sich kämmt, draußen beim Schein des Mondes.
Schon aus der Ferne grüßt er sie und schon von weitem ruft er:
»Komm', liebe Schwester, komm' mit mir, die Mutter will dich haben!«
»Um Gotteswillen, Brüderlein! Was gibt's zu dieser Stunde?
Holst du mich ab zum Freudenfest, so will ich erst mich schmücken,
Doch ist's ein Leid — o sag' es mir — so wie ich bin, so komm' ich.«
»So wie du hier bist, Schwesterlein, so komm' mit deinem Bruder!«
Und auf der Straße, die sie zieh'n, am Wege, den sie nehmen,
Da hören Vögel singen sie, sie hören Vögel sagen:
»Wer sah ein schönes Mägdlein je mit einem Toten ziehen!«
»Hörst du, mein lieber Konstantin, was dort die Vögel sagen:
‚Wer sah ein schönes Mägdlein je mit einem Toten ziehen!'«
»'s sind dumme Vögel, laß sie nur, laß singen sie und sagen!«
Und weiter führet sie der Weg und andre Vögel sagen:
»Wie traurig ist's, wie kläglich ist's, was wir da sehen müssen:
Es zieh'n die Lebenden vorbei, zusammen mit den Toten!«
»Hörst du, mein lieber Konstantin, was dort die Vögel sagen:
‚Es zieh'n die Lebenden vorbei, zusammen mit den Toten!'«
«'s sind Vögel ja, laß singen sie, 's sind Vögel, laß sie sagen!«
»Mir graut vor dir, mein Brüderlein, du duftest auch nach Weihrauch!«
»Wir gingen gestern abend noch zur Kirche Sankt Johannis,
Der Priester hat uns da zu sehr mit Weihrauch angeräuchert.«
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
Verschlossen finden sie das Haus, verschlossen und verriegelt,
Die Fensterlein am kleinen Haus mit Spinnweb' überzogen.
»Die Tür auf, Mutter! Öffne uns! — Da hast du deine Tochter!«
»Bist Charos du, dann zieh vorbei! Ich hab' kein andres Kind mehr;
Nur eine arme Tochter noch und die weilt in der Fremde.«
»Die Tür auf, Mutter! Öffne uns! — Ich bin's, dein Konstantinos,
Gott selbst rief ich als Bürgen an, die Heiligen als Zeugen,
Wenn Leid dich träfe oder Freud', daß ich sie holen werde.«
Und wie sie aus der Türe tritt, verhaucht sie ihre Seele.

Dieses Gedicht, dem zweifellos dieselbe Sage wie der »Lenore« Bürgers zugrunde liegt,[10]) zeigt deutlich, daß die Jenseitsvorstellungen des neugriechischen Volkes denen der übrigen christlichen Völker Europas entsprechen und daß die spärlichen Reste aus der altgriechischen Mythologie wie der Name Charos nur alte heidnische Bezeichnungen für neue christliche Begriffe sind.[11])

Weit lebendiger als die Erinnerung an die Zeit des klassischen Altertums ist die an die Tage des Befreiungs-

[9]) Aretula, Deminutiv zu Aretí.

[10]) Vgl. K. Krumbacher, Die Lenorensage (1887), abgedruckt in den »populären Aufsätzen von K. Krumbacher«, Leipzig 1909.

[11]) Früher suchte man überall »das alte Griechenland im neuen« aufzuspüren. In jeder Kapelle für den Propheten Elias glaubte man z. B. ein ehemaliges Heiligtum des Helios erblicken zu müssen. Vgl. K. Wachsmuth, Das alte Griechenland im neuen. Bonn 1864, S. 23.

kampfes gegen die Türken. Noch heute leben im Volke die Lieder auf die Freiheitskämpfer, sowohl auf diejenigen, welche im offenen Kampf gegen die Türken fochten, als auch auf jene, welche in räuberischen Überfällen an den Unterdrückern Vergeltung übten. Letztere sind in den Klephtenliedern verherrlicht. Das Wort Klephte kommt vom altgriechischen κλέπτης und bedeutet eigentlich »Der Dieb, der Räuber«. Da aber der echte Klephte nur dem Türken gegenüber als Räuber auftrat, so ist er in den Augen seiner Landsleute ein ehrenwerter Held, der an den Türken nur gerechte Rache übte. Die Gestalt des Klephten mögen uns drei Lieder veranschaulichen.

Der Abschied des jungen Klephten von der Mutter.[12])

»Dir, Mutter, sag' ich's, länger nicht will ich den Türken dienen;
Ich kann es nicht, ich mag es nicht, mein Herz sträubt sich dagegen.
Will meine Flinte nehmen nun, will gehn und Klephte werden,
Will wohnen auf den Felsenhöh'n und auf den Bergen droben.
Die Wälder nehm' ich mir zum Heim, die Tiere zur Gesellschaft,
Zur Decke nehm' ich mir den Schnee und Felsen mir als Bette.
Und bin dann Tag' und Nächte dort zusammen mit den Klephten.
Fort will ich, Mutter, — weine nicht und gib mir deinen Segen,
Gib mir den Wunsch mit auf den Weg, daß ich viel Türken töte.
Und pflanze einen Rosenstrauch und eine schwarze Nelke,
Begieße sie mit Zuckersaft und netze sie mit Moschus.
Und wann sie, Mutter, dann erblüh'n und wann sie Blumen treiben,
Dann ist dein Sohn am Leben noch, dann kämpft er mit den Türken;
Wann aber kommt ein böser Tag, ein Tag voll bitt'rer Schmerzen
Und Ros' und Nelke schwinden hin und ihre Blüten fallen,
Dann geht es auch mit mir zu End', dann trage schwarze Kleider!«
— Zwölf Jahre flossen drüber hin und weiter fünfzehn Monde,
Und Ros' und Nelke hatten stets in Blüten reich gestanden.
Doch eines Tags zur Frühlingszeit, am ersten Tag des Maien,
— Gar lieblich sang der Vögel Schar, der Himmel lachte heiter —
Da kam ein Blitz, ein Donnerschlag und dunkel ward der Himmel,
Ein Seufzer aus der Nelke stieg, die Rose weinte Tränen,
Und plötzlich welkten beide hin und ihre Blüten fielen.
Mit ihnen sank auch sie dahin, die arme, gute Mutter.

[12]) Text in A. Thumbs »Handbuch« Seite 201, 4. — Übersetzung nach Th. Kind, Anthologie neugriechischer Volkslieder. Leipzig 1861. S. 119 f.

Die Klephten bei den Hirten in der Ebene von Pharsalos.[13])

Wie stille stehn die Berge da, wie still ruhn die Gefilde,
Sie beben niemals vor dem Tod, sie kennen nicht das Altern,
Nur auf den Frühling warten sie, nur auf den Mai, den Sommer,
Daß sie am Berg die Hirten sehn und auch die Hirtenmädchen
Und hören, wie der junge Bursch sein Lied bläst auf der Flöte,
Wenn er sie auf die Weide treibt, die Herde mit den Glocken.
Sind erst die Hürden aufgebaut und wird das Mahl bereitet,
Dann kommen auch die Klephten her zu Spiel und Tanz, die jungen.
Gar gerne steigen sie herab zur Eb'ne von Pharsalos,
Um Türken anzufallen dort, zu töten und zu plündern.
Beim Hirtenfeuer teilen sie die Groschen und die Gulden,
Sie schenken manches Kreuzerlein den weißen Hirtenmädchen
Und stehlen ihnen manchen Kuß und manche Liebeswonne.

[13]) Text in A. Thumbs »Handbuch« S. 202, 5.

Das Teſtament des Klephten.[14])

Ausgeherrschet hat die Sonne,
Zu dem Führer kommt die Menge:
Auf, Gesellen, schöpfet Wasser,
Teilt euch in das Abendbrot!
Lamprakos du aber, Neffe,
Setze dich an meine Seite;
Trage künftig diese Waffen,
Du nun biſt der Kapitan.[15])
Und ihr andern braven Krieger,
Fasset den verwaiſten Säbel,
Hauet grüne Fichtenzweige,
Flechtet sie zum Lager mir;
Führt den Beichtiger zur Stelle,
Daß ich ihm bekennen möge,
Ihm enthülle, welchen Taten
Ich mein Leben zugekehrt:
Dreißig Jahr bin Armatole,[16])
Zwanzig Jahr ein Kämpfer[17]) schon;
Nun will mich der Tod erschleichen,
Das ich wohl zufrieden bin.
Frisch nun mir das Grab bereitet,
Daß es hoch sei und geräumig,
Aufrecht daß ich fechten könne,
Könne laden die Piſtolen.
Rechts will ich ein Fenſter offen,
Daß die Schwalbe Frühling künde,
Daß die Nachtigall vom Maien
Allerlieblichſtes berichte.

Aus diesen Klephtenliedern ersehen wir, daß das politische Ideal des neugriechischen Volkes der Kampf gegen den Erbfeind, die Türkei, iſt.

Was uns sonſt an Idealen des Volkes in den Liedern entgegentritt, trägt nicht nationalen, sondern allgemein menschlichen Charakter. Das neugriechische Volk hat eben auch wie die andern von »Lenz und Liebe« gesungen. In diesen Frühlings- und Liebesliedern äußert sich dichterische Begabung, lebhaftes Empfinden, Phantasie und Witz. Die Gemütstiefe des deutschen Liedes findet sich nur selten. Es iſt seltsam, wie neben dem einfachen Ausdruck natürlichen Empfindens sich oft ein Reflektieren, eine Selbſtironie zeigt, die an die Lyrik Heines erinnert.[18])

In wenig Worten — sie beſtehen meiſt nur aus zwei Verszeilen von je fünfzehn Silben[19]) — geben diese Lieder kleine Momentbildchen, z. B. das von der zurückgekehrten Nachtigall:

Die Nachtigall, sie war entfernt,
Der Frühling lockt sie wieder;
Was Neues hat sie nicht gelernt,
Singt alte, liebe Lieder.[20])

Viele dieser Diſticha, d. h. Zweizeiler, enthalten Gleichnisse, die der umgebenden Natur entnommen sind. So wird ein schlankes, junges Mädchen als Zypresse angeredet:

Ach, Zypresse, hoch zu schauen,
Mögeſt du dich zu mir neigen;
Habe dir was zu vertrauen,
Und dann will ich ewig schweigen.[21])

Das gebrochene Herz wird mit einer entblätterten Rose verglichen:

Vier Blätter machen aus das Herz. Zwei haſt du mir genommen,
Und zwei haſt du gelassen mir, verwelket und versenget.

Mit dieser wörtlichen Übersetzung Müllers[22]) vergleiche man die freie Nachdichtung Goethes:

Von der Rose meines Herzens
Pflückteſt Blätter nach Gefallen,
Sind vor Glut des Scheideschmerzens
All die andern abgefallen.

---

[14]) In den Sammlungen von Goethes Gedichten wird die Übersetzung dieses Liedes ohne Überschrift als Nr. 5 der »neugriechisch-epirotischen Heldenlieder« angeführt. — Text bei C. Fauriel, Neugriechische Volkslieder, übersetzt von W. Müller, Leipzig 1825, S. 20.

[15]) καπετάνος = Hauptmann.

[16]) ἀρματωλός = Krieger.

[17]) Im Original: κλέφτης, Klephte.

[18]) Vgl. A. Thumb, die neugriechische Literatur S. 252 in »Kultur der Gegenwart« I, 9.

[19]) Es iſt der politische Vers der Byzantiner: ◡– | ◡– | ◡– | ◡– ‖ ◡– | ◡– | ◡– | ◡

[20]) Fauriel-Müller a. a. O. S. 146. — Goethes »neugriechische Liebe-Skolien« 3.

[21]) Fauriel-Müller a. a. O. S. 288 Nr. 49. — Goethes »neugriechische Liebe-Skolien« 3.

[22]) Fauriel-Müller a. a. O. S. 288 Nr. 52. — Goethes »neugriechische Liebe-Skolien« 3.

Manchmal hat Goethe etwas zu frei übersetzt. So hat er das Diſtichon:

O du wunderheller Mond, mein Herz beneidet dich:
Du kannſt ihn, den ich liebe, seh'n und mir, mir iſt er ferne.[23])

folgendermaßen abgeändert:

Luna, solcher hohen Stelle
Weiten Umblick neid' ich dir;
Sei auch der Entfernten helle,
Aber äugle nicht mit ihr.

Dieses Mißtrauen gegenüber der unbelebten Natur, das Goethe humorvollerweise in dieses Gedicht gelegt hat, iſt übrigens dem neugriechischen Volk nicht fremd. Klagt doch in einem Zwiegespräch zweier Liebenden das Mädchen, daß die Natur ihre heimliche Liebe verraten habe. Auf die Frage des Geliebten:

»Als wir uns küßten, war's ja Nacht; mein Lieb, wer konnt' uns sehen?«

antwortet sie:

Der Mond und die Sterne sah'n es
Und im Oſten der helle Schein;
Ein Stern hat's den Wellen verraten,
Der fiel in das Meer hinein.
Von den Wellen hört' es das Ruder,
Das plaudert' dem Schiffer es aus,
Der singt's nun als Morgenſtändchen
Vor seiner Herzliebſten Haus.[24])

Viele Diſtichen lassen sich mit unseren Schnadahüpfeln vergleichen. Sie enthalten teils Komplimente für die Geliebte, teils das Gegenteil. Ein Kompliment iſt es z. B., wenn einer Schönen vorgesungen wird:

Warum will deine Mutter noch ein Licht bei Nacht im Hause?
Hat sie denn nicht die Sonne selbſt, den Mond in ihrer Kammer?

Weniger schmeichelhaft wäre es dagegen, wenn sich ein Liebhaber von seiner schmollenden Geliebten mit den Versen verabschiedete:

Der, welcher zwei Geliebte hat, hat Freud' zu allen Zeiten;
Denn wenn er mit der einen grollt, dann geht er fort zur zweiten.[25])

Zum Schlusse seien aus den Sprichwörtern, unter denen viele einen kaufmännisch praktischen Blick fürs Leben bekunden, einige[26]) angeführt:

Die vielen Kapitäne bringen das Schiff zum Sinken. — Zuviel ‚kyrie eleison' wird sogar dem Prieſter zuwider — Wer sich einmal am Gemüse gebrannt hat, bläſt auch das Joghurt. — Mit deinem Verwandten iß und trink', aber fang' kein Geschäft mit ihm an! — Sei nicht Schuldner bei einem Reichen, nicht Gläubiger bei einem Armen! — Ein Augenblick Geduld: zehn Jahre Ruhe. — Ein Wort zur rechten Zeit iſt tausend Gulden wert. —

Bei allem, was du tuſt und sagſt,
Denk' an das Ende, eh' du's wagſt!

[23]) Fauriel-Müller a. a. O. S. 141 Nr. 29. — Goethes »neugriechische Liebe-Skolien« 3.

[24]) Lübke, Neugriechische Volks- und Liebeslieder. Berlin 1895. S. 142.

[25]) D. H. Sanders, Das Volksleben der Neugriechen, Mannheim 1844, S. 144, 4.

[26]) A. Thumb, Handbuch S. 218 f.

Die technischen Schwierigkeiten im Panamakanal.

Von

Richard Hennig.

Am 25. September 1913 werden 400 Jahre vergangen sein seit dem Tage, da Vasco Nuñez de Balboa nahe der Stelle der heutigen Stadt Panama zuerſt den Stillen Ozean von amerikanischem Boden aus erblickte. Die beiden bis auf den heutigen Tag getrennten Ozeane sollen nun demnächſt verbunden werden.

Man spricht schon von der Eröffnung des Panamakanals als von einer unzweifelhaft feſtſtehenden Tatsache, die Staaten und die großen Schiffahrtsgesellschaften schmieden Zukunftspläne und überlegen sich, wie sie die neue Hochſtraße des Weltverkehrs am zweckmäßigſten zu ihren Gunſten ausnutzen können, in San Francisco bereitet man zur Feier der Kanaleröffnung, zu der übrigens auch schon die offiziellen Einladungen ergangen sind, für 1915 eine große Weltausſtellung vor, für die bereits fieberhaft vorgearbeitet wird, und an den Südpolentdecker Amundsen iſt kürzlich die Einladung ergangen, seine neugeplante Nordpol-Expedition im Juni 1914 damit zu beginnen, daß er sein und Nansens berühmtes Expeditionsschiff »Fram« als erſtes Fahrzeug durch den neuen Kanal hindurchführt, der freilich offiziell erſt am 1. Januar 1915 dem Betrieb übergeben werden soll.

Wer jedoch die Entwicklung des Panama-Unternehmens in den letzten Jahren mit einiger Aufmerksamkeit gerade auch in Bezug auf die technischen Einzelheiten verfolgt hat, der muß einigermaßen erſtaunt den Kopf darüber schütteln, mit welcher unbekümmerten Selbſtverſtändlichkeit die Amerikaner über Dinge disponieren, die vorläufig ihrer freien Verfügung noch durchaus entzogen sind, wie sie die Tatsache als ganz zweifellos ansehen, daß alles sich genau so entwickeln wird, wie ihre Wünsche und Hoffnungen es gern als wahr haben möchten, obwohl die Wahrscheinlichkeit dafür einſtweilen zum mindeſten noch nicht sehr groß iſt.

Bevor nicht der Kanal endgültig betriebsfertig iſt, vermag niemand zu sagen, ob nicht noch sehr peinliche Überraschungen die Eröffnung vereiteln werden, ja, selbſt nach erfolgter Betriebsübergabe wird die Gefahr ernſtlicher, vielleicht selbſt verhängnisvoller Störungen noch keineswegs ganz ausgeschaltet sein. In dem seiner Vollendung entgegengehenden Bauwerk gibt es noch eine Reihe »schwacher« Stellen, mit denen auch die genialſte Ingenieurkunſt nicht fertig zu werden vermag, wenn nicht ein wenig »Glück« der Tüchtigkeit zu Hilfe kommt.

Die vorläufig anscheinend ernſteſte Gefahr, die der glücklichen Vollendung des Kanals droht, sind die gewaltigen Abrutschungen, die an den Böschungen, besonders im großen Culebra-Durchſtich, auftreten, wo der Gebirgszug der Kordilleren in eine Tiefe bis über 150 Meter unter den Böschungsrand und in einer Mindest-Sohlweite von 91.4 Metern durchbrochen wird. Von diesen Dimensionen kann man sich etwa eine Vorſtellung machen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß der Kölner Dom im Culebraeinschnitt bequem Platz haben würde ohne mit den Kreuzblumen über die Böschungen hinauszuragen. Dieser Durchſtich iſt ohnehin ein ungewöhnlich schwieriges Beginnen, da der Kanal durch sehr hartes Felsgeſtein in große Tiefen hineingebrochen werden muß, das dann an der Luft ungemein rasch verwittert und brüchig wird. Außerdem finden sich aber in den Fels eingelagert Tonmassen in unerwünschter Häufigkeit, die von jedem ſtärkeren Regenguß zum Gleiten gebracht werden können und die dann große Teile des umliegenden Felsgeſteins ins fertige Kanalbett mitreißen. Schon der Lesseps'sche Kanal hatte unter diesen Abrutschungen aufs schwerſte zu leiden, aber doch nicht entfernt in dem Maße wie der jetzige, in seinen Dimensionen entsprechend vergrößerte Kanal. Im Jahre 1887 hielt man es schon für einen großen Unglücksfall, als einmal in einer Nacht 78000 cbm Geſtein von

den Böschunngen anstürzten. Abrutschungen in diesem Umfange können gegenüber den neuen Vorkommnissen geradezu als unbedeutend bezeichnet werden: Am 9. Februar 1911 erfolgte ein wahrer Bergsturz, der 300000 cbm Gestein abbröckeln ließ, drei Eisenbahnmaterialzüge verschüttete und 50 Menschen das Leben kostete. Fast auf den Tag genau ein Jahr später, am 10. Februar 1912, brachen wieder etwa 250000 cbm Gestein ab, und am 5. September 1912 wurde gar depeschiert, daß bei einem abermaligen Absturz volle 1200000 cbm Material ins Kanalbett gefallen seien, deren Beseitigung die Fertigstellung des Kanals um volle zwei Monate verzögern würde. Was derartige Vorkommnisse rein materiell zu bedeuten haben, erhellt vielleicht am deutlichsten aus der Tatsache, daß einmal ein Absturz von nur 7000 cbm Material im Umbau unsres Nordostseekanals einen 1½ Millionenprozeß nach sich zog! Anfang Februar 1913 kam wieder ein derartiger Bergsturz vor, und zuletzt sind am 16. Mai bei Cucaracha 500000 cbm*) Material ins Kanalbett gefallen, und die Wahrscheinlichkeit neuer und größerer Abstürze wird vorläufig eher größer als geringer. Sie kündigen sich meist wochenlang vorher durch Risse im Boden an; die Wandung der Böschung beginnt dann zu gleiten, oft so langsam, daß ganze Bäume aufrecht stehend bis ins Kanalbett hinuntergelangen, zuweilen aber bricht dann eine unsicher gewordene Wand auch plötzlich in sich zusammen, so daß hier und da selbst große Unglücksfälle zu beklagen waren. So hieß es, daß bei dem Absturz vom Februar 1911 drei Eisenbahnzüge verschüttet wurden und 50 Arbeiter ums Leben kamen. — Im Jahre 1910 beobachtete man an 13 verschiedenen Stellen des Culebra-Einschnitts Erdrutschungen; sie haben sich seither beträchtlich vermehrt und sind neuerdings leider auch an solchen Orten wieder eingetreten, die man seit Jahren für endgültig gesichert hielt. Das dröhnende Arbeiten der Dampfschaufeln im Kanalbett wirkt auf die Felswände mit der Wucht eines Erdbebens, und im Frühjahr 1913 wurde bezeichnenderweise berichtet, daß ganze Wände im Culebra-Einschnitt in fortdauernder Bewegung begriffen zu sein schienen. Selbst an Böschungen, die die sehr geringe Neigung 1 m (Höhe) zu 7 m (horizontaler Erstreckung) aufwiesen, sind die Abrutschungen schon aufgetreten!

Die Vorkommnisse sind um so verhängnisvoller, als der Druck des abgestürzten Gesteins den Boden des Kanalbettes seitlich oft um viele Meter aufzuwölben pflegt. Kommt nun einmal etwas Ähnliches vor, nachdem die Schiffahrt im Kanal eröffnet ist, so kann durch die unvermutete und schwer kontrollierbare Verringerung der Wassertiefe die Benutzung der Verkehrsstraße für große Fahrzeuge auf Monate hinaus ganz oder größtenteils unterbrochen werden.

Ist der Kanal gefüllt, so wird ja zwar der Wasserdruck ein wohltätiges Gegengewicht auf den labilen Zustand der Böschungen ausüben, aber die Wirkung kann doch nur gering sein, da im Culebraeinschnitt die Höhe der Böschungen sich eben noch um weit über 100 m über den Wasserspiegel erhebt, und andererseits werden die durch das Wasser und den Wellenschlag bedingten Ausspülungen das Zustandekommen der Bergstürze wieder stark begünstigen. Die Amerikaner suchen durch stete Verringerung der Böschungswinkel, durch

*) Oder Kubik-Yards? Die Angaben hierüber widersprechen sich bei allen diesen Zahlenangaben öfters.

Besprengung der Böschungswände mit Beton usw. dem immer wiederkehrenden Unheil zu steuern — mit welchem Erfog, das lehrt die Tatsache, daß gerade die größten Abstürze in jüngster Zeit vorkamen. 1885 prophezeite ein deutscher Ingenieur namens Pescheck, der Kanal werde niemals ganz fertiggestellt werden, wenn die in den Fels versprengten Lehmmassen allzu häufig vorkämen. Diese Auffassung wird ja hoffentlich als zu pessimistisch betrachtet werden können, aber die Vorkommnisse der letzten Jahre haben doch wieder in sehr peinlicher Weise an sie erinnert.

Neuerdings scheinen die Erbauer resigniert auf alle künstlichen Mittel die Abstürze zu verhindern, verzichtet zu haben. Man läßt jetzt herunterstürzen, was herunterstürzen will, und hofft, daß die Natur sich schließlich selber helfen wird, indem die zunehmende Vegetationsdecke schließlich dem Gleiten der Böschungen steuern muß. Wie lange dies dauert, ist nicht klar vorauszusehen; jedenfalls berührt es aber etwas eigenartig, unter solchen Verhältnissen der Meldung zu begegnen, daß der Kanal bald fix und fertig sein werde. Im Gegenteil, man muß mit aller Bestimmtheit erklären, daß eine Kanaleröffnung, solange nicht die Böschungsabstürze absolut sicher ausgeschlossen sind, mehr als eine Leichtfertigkeit, ja geradezu eine Unmöglichkeit wäre!

Ob die schließliche Vegetation übrigens kräftig genug sein wird, um die Abstürze unter allen Umständen zu verhüten, muß angesichts der bisherigen Erfahrungen und im Hinblick auf die kolossalen Regengüsse der Sommermonate gleichfalls noch zweifelhaft erscheinen.

Zunächst gibt die Tatsache sehr zu denken, daß seit Neujahr 1913, wie erwähnt, schon wieder zwei riesenhafte Abstürze stattgefunden haben, einer im Februar und einer im Mai. Der letztere, der am 16. Mai stattfand, hat die sonst so stolzen und zuversichtlichen amerikanischen Äußerungen über den Panamakanal ganz auffällig trübe gefärbt. Durch die deutsche Tagespresse ging nämlich am 17. Mai folgende Notiz:

»Erdrutsche beim Bau des Panamakanals. Die Eröffnung des Panamakanals ist, wie uns aus New York telegraphiert wird, durch einen neuen Erdrutsch in weite Ferne gerückt worden. Gestern sind in der Nähe von Cucaracha über 500000 cbm Erde abgerutscht und in das fertige Kanalbett gefallen. Durch diesen Erdrutsch werden die bisherigen Arbeiten an dem Kanal völlig wertlos, und man befürchtet noch weit größere Katastrophen.«

Das »völlig wertlos« ist natürlich Reporter-Übertreibung. Man wird die am 16. Mai abgestürzten Massen ebenso wieder fortschaffen wie die Spuren der früheren Abstürze. Aber der ungewohnte Ton der Depesche gibt doch sehr zu denken, nicht zum wenigsten auch wegen der großen neuen Kosten, die der Unfall verursacht und über die gemeldet wurde:

»Anstatt 1500000 cbm Erde müssen bei Culebra infolge der fortwährend nachstürzenden Erdmassen 6600000 Kubikmeter Erdmassen fortgeschafft werden. Die Gesamtsumme der jährlichen Schiffahrtsgebühren muß, wenn der Kanal in Betrieb genommen wird, mit mindestens 80 Millionen Mark eingestellt werden, um die unvorhergesehenen außerordentlichen Ausgaben wieder hereinzubringen.«

Auch diese Angaben waren nicht ganz korrekt; aber welche Unmenge von Mehrarbeit und Mehrkosten durch die Abstürze im Culebra-Einschnitt tatsäch-

lich bedingt wird, das geht klar genug aus dem amtlichen letzten Jahresbericht der Kanalkommission hervor, der übrigens nur bis zum 30. Juni 1912 reicht, die jüngsten großen Unfälle also noch nicht mitberücksichtigt. Der Umfang der Erdarbeiten, die durch Fortschaffung des durch Erdrutsche abgestürzten und gelockerten Materials bedingt wurde, betrug:

		in % der gesamten Erdarbeiten des Jahres
1909/10	2649563 Kbk.-Yards	14,8%
1910/11	4879378 „ „	26,3 „
1911/12	5915000 „ „	34,5 „

Bis Neujahr 1913 waren insgesamt 21—22 Millionen Kubik-Yards Gestein in den Culebra-Böschungen durch Erdrutsche abgeglitten, und man zählte insgesamt 26 bedeutendere, darunter 17 ganz große Abstürze. — Wer wagt da zu hoffen, daß bei der Kanaleröffnung diese Vorkommnisse wie mit einem Zauberschlage aufhören werden?

An Ort und Stelle wird es seitens der Bauleiter heute vielfach bedauert, daß man nicht im Culebraeinschnitt noch eine vierte Schleusenhaltung eingelegt hat, um damit die Tiefe der Grabung und die Inanspruchnahme der Böschungsfestigkeit tunlichst zu vermindern. Die Herstellung eines schleusenlosen Niveaukanals, wie ihn Lesseps schaffen wollte und wie ihn auch die Amerikaner auf Grund des Mehrheits-Gutachtens der 1905 in Washington zusammengetretenen internationalen Sachverständigen-Kommission anfangs ernstlich in Erwägung gezogen hatten, wäre jedenfalls wegen der Verhältnisse im Culebradurchstich ein vollkommenes Ding der Unmöglichkeit.

Mit welcher Art von Galgenhumor am Kanal die Dinge betrachtet werden, deren Abänderung nicht möglich ist, geht vielleicht am überzeugendsten aus folgendem Vorfall hervor: Unter einem neben dem Kanal errichteten Hause hat sich neuerdings ein großer Riß im Felsboden gebildet, der Vorbote neuerer Abstürze. Als nun im Sommer 1912 in jenem Haus, das Gesellschaftsräume birgt, eine Festlichkeit stattfand, mußten während des ganzen Abends andauernd zwei Negerjungen um das Haus herumlaufen und den Riß prüfen, mit dem Auftrag, sofort Alarm zu schlagen, falls er sich etwa vergrößere!

Selbst wenn die Amerikaner schließlich ihr Ziel erreichen, die Böschungen gegen die zerstörende Wirkung heftiger Regengüsse unbedingt zu sichern, so wird die Möglichkeit der Abrutschungen dennoch dauernd wie ein Damoklesschwert über dem fertigen Kanal hängen. Der kleinste Erdstoß kann hier unabsehbar schwere Verheerungen anrichten und wenn auch in Panama die merklichen Erdbeben sehr selten sind, so fehlen sie immerhin nicht vollständig. Und nicht minder groß ist die Gefahr im Kriege, wenn der Kanal vielleicht eine strategische Bedeutung erhalten soll, wegen deren er nicht zum wenigsten gebaut worden ist. Eine einzige verbrecherische Hand kann hier unermeßliches Unheil anrichten, eine einzige Dynamitpatrone derartig zerstörende Wirkungen auf die Böschungen im Culebraeinschnitt ausüben, daß vielleicht gerade im entscheidenden Augenblick, wenn das ganze Kriegsglück von der rechtzeitigen Benutzung der Wasserstraße abhängt, der Kanal auf viele Monate unbrauchbar gemacht werden kann. Und gegen derartige Anschläge kann auch der schönste Fortifikationsgürtel, zu dem man sich verstehen mußte, den Kanal nicht endgültig und sicher behüten.

Die Abrutschungen bilden aber nicht die einzige dunkle Wolke, die dauernd

über der Vollendung und Befahrbarkeit des Kanals hängt. Einen weiteren Gegenstand schwerer Sorge bildet die Frage, wie man der Scheitelhaltung des Gatunsees und damit dem Reservoir der Schleusenfahrstraße ständig die erforderlichen Wassermengen zuführen soll. In erster Linie soll dieser künstlich geschaffene Gatunsee, mit dessen Füllung Anfang Juli 1913 begonnen werden sollte, vom Chagresflusse gefüllt werden. Nun fehlen aber die Niederschläge im Isthmusgebiet in den vier Monaten Januar bis April vollständig; die Flüsse, die den Kanal speisen sollen, führen demgemäß monatelang minimale Wassermengen, um dann gelegentlich durch einen schweren Regenguß wieder zu reißender, zerstörender Stärke anzuschwellen. Es wird verschiedentlich behauptet, daß man die Wasserzuführung der Flüsse überschätzt hat; die möglichen Folgen für den Kanalbetrieb sind aber dann, wie sich jeder von selbst sagen kann, verhängnisvoll genug, zum mindesten in der von Januar bis April währenden absolut regenlosen Zeit, in der auch der Chagresfluß nur minimale Wassermengen führt. — Immerhin ist ja wohl zu erwarten, daß man dieser Schwierigkeit in der einen oder andern Weise Herr zu werden vermag, wenn auch vielleicht nur mit unverhältnismäßig großen Kosten. Zunächst bleibt abzuwarten, wie man die besonders heikle Aufgabe lösen wird, den Stausee von Gatun nur erstmalig mit Wasser zu füllen.

In dieser Hinsicht muß es aufs höchste stutzig machen, daß eine der allerersten deutschen Wasserbau-Autoritäten, der verstorbene Aachener Talsperren-Erbauer Otto Intze sich am 4. April 1894 in einem vor dem Aachener Bezirksverein deutscher Ingenieure gehaltenen, äußerst gründlichen Vortrag über die Aussichten des Nikaragua- und Panamakanals ausdrücklich äußerte:

»Aber auch wenn . . . . . . das Lesseps'sche Unternehmen hätte weiter gefördert werden können, als geschehen, so war doch immer noch fraglich, ob die nötige Wassermenge zur Speisung der Scheitelstrecke gefunden worden wäre . . .

— — Es sind große Zweifel aufgestiegen, ob man jemals am Panamakanal die nötige Betriebswassermenge in trockener Zeit aus den in Frage kommenden Wasserläufen würde entnehmen können.

Das ist vielleicht auch der Grund, weshalb Lesseps sich gesträubt hat, zu einem Schleusenkanal überzugehen.«

Ein solches Urteil aus solchem Munde ist nicht so leicht durch die bloße Zuversicht, daß schon alles glatt gehen wird, entkräftet! Für die Regenmonate Mai bis Dezember ist ja, wenn nur erst der See gefüllt ist, kein Wassermangel zu befürchten, umsomehr aber für den Rest des Jahres, in dem die Zuflüsse versiegen. Kostet doch jede Durchschleusung eines großen Ozeanschiffes etwa 600000 cbm Wasser!

Und ist der See tatsächlich gefüllt, so entsteht sogleich eine neue, ungleich größere Sorge; es fragt sich, ob der abschließende Gatun-Staudamm und die Unterlage, auf der er ruht, sich trotz der gewaltigen Dicke des Dammes, die am Boden 518 m beträgt, als absolut wasserdicht erweisen werden. Die bauleitenden Ingenieure behaupten die unbedingte Zuverlässigkeit ihres Bauwerkes; andere sehr urteilsfähige Fachleute bezweifeln sie jedoch und scheinen umsomehr dazu berechtigt zu sein, als der Gatundamm ohne Pfahlfundamentierung ausgeführt und überdies an zwei Stellen über alte Flußbetten geführt worden ist, die bis in sehr große Tiefen hinein

mit Geröll, Schlamm, Lehm, Muscheln und andern Flußablagerungen angefüllt sind. Was Menschenkunst vermag, ist geschehen, um eine unbedingte Wasserdichtheit zu erzielen; an Modellen in größtem Maßstab hat man die natürlichen Verhältnisse so genau wie möglich nachgeahmt und auf Grund der Ergebnisse die Zuverlässigkeit des Staudamms und seiner Unterlage behauptet. Und dennoch — man spielt sozusagen Va banque. Es ist ja zu hoffen, daß die Zuversicht der leitenden Ingenieure begründet ist. Wie aber, wenn die Zweifler nun doch Recht behalten? Wenn auch nur an einer einzigen Stelle die Unterlage des Dammes Wasser durchsickern läßt? — Gewißheit hierüber wird man leider erst erlangen können, wenn der Stausee gefüllt, die Berichtigung eines Irrtums also kaum mehr möglich ist.

Es wäre ja nicht das erstemal, daß ein großer, mit allen Mitteln modernster Ingenieurwissenschaft errichteter Staudamm nicht ganz wasserdicht ist. Hat doch selbst bei dem gewaltigsten Stausee der Erde, der Nilsperre von Assuan, anfangs ein Durchsickern von Wasser durch Felsspalten in der Unterlage stattgefunden! Hier in Ägypten war man in der glücklichen Lage, die schadhaften Stellen im Felsen einfach heraussprengen und statt ihrer einen künstlichen Zementfelsen von unbedingter Haltbarkeit einsetzen zu können; und auch bei dem neuen, erhöhten, am 23. Dezember 1912 eröffneten Stausee sind wieder Durchsickerungen in höchst bedenklichem Umfang aufgetreten, worüber soeben die Zeitschrift »Weltverkehr und Weltwirtschaft« (Juliheft 1913, S. 154) authentische Mitteilungen gebracht hat. In Panama wird eine künstliche Veresserung der Unterlage nicht gut mögich sein, da eben die unsichere Schicht sich bis in eine Tiefe von 88 m erstreckt! Es war daher kein gelinder Schreckschuß, als am 21. November 1908 gerade über einer unsicheren Stelle eine bedenkliche Sackung eintrat. Die Ingenieure haben zwar auch hier mit aller Bestimmtheit erklärt, es liege kein Anlaß zur Beunruhigung vor, aber ein unbehagliches Gefühl ist dennoch in weiten Kreisen zurückgeblieben und wird erst schwinden, wenn die Zuverlässigkeit des Staudamms durch längere Zeit praktisch erprobt ist. Liegt schließlich bei den Ingenieuren dennoch ein, wenn auch noch so kleiner Irrtum vor, so wäre ein Dammbruch wohl unvermeidlich, der vielleicht mit einer Zerstörung eines großen Teiles des Kanals identisch wäre.

Wie bei den Culebraböschungen, so wird auch beim Gatundamm selbst ein längeres, fehlerloses Funktionieren nicht die Gewähr bieten können, daß für alle Zukunft keine weitere Gefahr zu befürchten ist. Auch hier würde schon ein geringes Erdbeben die furchtbarsten Folgen nach sich ziehen können: ein kleiner Riss im Felsen oder in der Unterlage des Staudammes kann Veranlassung geben, daß Wasser durchsickert und den entstandenen Schaden durch Auswaschung rasch vergrößert, bis schließlich eine Abhilfe nicht mehr möglich ist und womöglich der ganze See ausläuft und den Kanal — zerstört!

Somit ist der Panamakanal, wenn er auch das großartigste technische Kulturwerk ist, das die Erde bisher gesehen hat, doch noch von gar manchen nicht unbedeutenden technischen Gefahren umlauert, die jederzeit so gewichtig zu werden vermögen daß sie die Brauchbarkeit des Kanals, auch noch nach der Eröffnung, in Frage stellen können.

Zu all den genannten Faktoren kommt nun aber noch ein weiterer, um

den Kanal zu entwerten, der bisher einen Koſtenaufwand von 378 Millionen Dollars erfordert hat und der ohne Abschreibungen jährlich eine durch die Kanalgebühren niemals einzubringende Summe von über 14 Millionen Dollars für Betriebskoſten und Zinsen beanspruchen wird. Seine Dimensionen nämlich werden nicht mehr vollſtändig genügen, um den neueſten Ozeanriesen der Kriegs- und Handelsmarine ohne weiteres eine bequeme Durchfahrt zu ermöglichen. Die Schiffsgrößen sind in den letzten Jahren ebenso ungeheuerlich gewachsen, daß die Dimensionen des Kanals, vor allem in den Schleusenabmessungen, schon heute, vor der endgültigen Fertigſtellung, als teilweise veraltet erscheinen müssen. Vergleicht man etwa die Größenverhältnisse im neuen, umzubauenden Kaiser-Wilhelm-(Nordoſtsee-) Kanal mit dem auf dem Iſthmus von Panama angewandten, so fällt der Unterschied klar in die Augen; die Pläne zum neuen Kaiser-Wilhelm-Kanal sind eben jüngeren Datums.

Folgendes sind die genauen Zahlen der Schleusenbemessungen:

	Panama-Kanal	Kaiser-Wilhelm-Kanal
Schleusenlänge .	304,8 m	330 m
Schleusenbreite .	33,50 m	45 m
Wassertiefe . . .	12,19 m	14 m
Wasserinhalt . .	124 581 cbm	207 900 cbm

Der Unterschied springt auch dem Laien sogleich in die Augen. Die größten modernen Dampfer der Handelsflotte, der »Imperator« mit 268 m Länge und 30 m Breite und der neueſte Riese »Vaterland« mit 276 m Länge und über 31 m Breite, können die Panamaschleusen noch grade eben mit knapper Not passieren — die Durchfahrt wäre freilich angesichts des überaus knappen Spielraums und im Hinblick auf die Gefahren einer noch so kleinen Kollision kein ganz geringes Wagnis! Sollten die Schiffsdimensionen etwa noch weiter wachsen, wie es ja faſt den Anschein hat, so wird für die größten Schiffe der Zukunft der nach 400jährigen Mühen geschaffene mittelamerikanische Kanal als nicht vorhanden zu betrachten sein.

Nun werden ja zwar die größten Schiffe, mindeſtens vorläufig, nur im atlantischen Dienſt verwandt und haben somit keine Veranlassung, den Panamakanal zu befahren. Bedenklicher sind die genannten Verhältnisse daher für die Schiffe der Kriegsflotte, die wegen ihrer großen Geschütze eine breitere Ausladung erfordern, als sie bei der Handelsmarine notwendig iſt. Die gewaltigſten der modernen Über-Dreadnoughts sind eigentlich schon zu breit, um die Kanalschleusen noch passieren zu können, und die Ver. Staaten sind daher in der üblen Lage, entweder auf den Bau größter Kriegsschiffe ganz verzichten und somit hinter andern Nationen zurückbleiben zu müssen oder aber derartige Schlachtschiffe nicht durch den Kanal senden zu können und somit den ſtrategischen Wert der Wasserſtraße eine empfindliche Einbuße erleiden zu lassen. Ihre gesetzliche Vorschrift, daß alle künftig im Unionsgebiet zu bauenden Schiffe den Panamaschleusen angepaßt sein müssen, iſt eine zweischneidige Waffe und u. U. geeignet, sie im Wettbewerb der Völker, vor allem aber in der kriegerischen Wehrfähigkeit, auf die Dauer empfindlich ins Hintertreffen kommen zu lassen.

Alle diese Umſtände zusammengenommen ergeben doch kein sehr erfreuliches Bild von dem Stande des großartigen Panama-Problems. Nimmt man noch die wirtschaftlichen und finanziellen Sorgen hinzu, die an Bedeutung von Jahr zu Jahr wachsen und die Vorteile des Bauwerks für die

Amerikaner immer mehr in den Schatten ſtellen (vergl. meinen Aufsatz im Februarheft dieser Zeitschrift), so behauptet man wohl kaum zu viel, wenn man der Meinung Ausdruck gibt, daß die Ver. Staaten, wenn sie heut nochmals vor die Wahl geſtellt wären, ob sie den Kanal bauen sollen oder nicht, möglichenfalls ganz darauf verzichten würden.

Nachrichten und Mitteilungen.

Die neuere Literatur über Matthias Grünewald.

In den fünfundzwanzig Jahren von 1876 bis 1901 ist der Kreis der Werke, auf die sich das Urteil über Matthias Grünewald stützte, kaum erweitert worden. Die Versuche, namentlich die Jugendentwicklung des Künstlers durch den Hinweis auf allerlei Werke, die von ihm herrühren sollten, anschaulicher zu machen, scheiterten. Es schien, als ob sich die Forschung bescheiden müsse, das längst Bekannte zur Grundlage einer Gesamtwürdigung zu nehmen.

Da folgte ein Jahrzehnt überraschender Entdeckungen: Der Freiburger Altarflügel rückte in die erlesene Gruppe unbestrittener Werke des Meisters ein (1902); die Stuppacher Madonna wurde von ihrem Entdecker publiziert (1908); die Verspottung Christi in München wurde erkannt (1909); und eine Anzahl Zeichnungen ergänzte erfreulich den kleinen Stamm sicherer Blätter von Grünewalds Hand.

Es war eine besonders günstige Fügung, daß alle diese Entdeckungen noch der großen und wohl zunächst abschließenden Monographie über den Meister zugute kamen, die, seit langem vorbereitet, mit dem Erscheinen des Textbandes endlich 1911 vollständig wurde*).

Heinrich Alfred Schmid sah sich einer eigentümlich erschwerten Aufgabe gegenüber. Matthias Grünewald hat offenbar nicht wie Albrecht Dürer das Leben seines Volkes in der geschichtlich entscheidenden Richtung mitgelebt. Die Wendung der Zeit zum Rationalen war seine Sache nicht. Und so tief auch seine ganze Art in den Unterströmungen der Reformationsperiode verankert ist, seine Kunst war doch nicht in demselben Sinne Spiegel der Zeit wie die Dürers oder nachher Holbeins.

Weiter wissen wir aber auch vom persönlichen Leben Grünewalds fast nichts.

Daraus ergab sich, daß eine Darstellung seines Lebens und seiner Kunst im herkömmlichen Sinne nicht möglich war, nicht als Biographie und nicht als Zeitbild. Man kann über Grünewald nicht schreiben, wie Justi über Velasquez geschrieben hat. Vielmehr drängt der Sachverhalt dazu, die künstlerischen Probleme in den Vordergrund zu rücken, die Entwicklung des Malers zu schildern, alles auf eine erschöpfende Gesamtwürdigung hin anzulegen. Nun aber hatte Schmid selbst schon (1894) eine solche Gesamtwürdigung geschrieben, in schön geschlossener, dem Stoff durchaus angemessener Form. Jede Art erweiterter zweiter Auflage hatte ihre Gefahren. Dazu kam das andere: es galt eine solche Fülle von Einzelheiten zu bewältigen, daß ein fester Rahmen für das Ganze in dem angedeuteten Sinne überhaupt schwer möglich schien.

So erklärt sich die Eigenart der Monographie: ihr Schwergewicht liegt durchaus in den Einzelnachweisen, in der eingehenden Würdigung der Werke (Buch II) und der sorgfältigen Verzeichnung aller Quellen unseres Wissens von Grünewald (Buch III). Das erste Buch, das diesen beiden Hauptabschnitten vorangeht, „Die Personalien und die Persönlichkeit", hält sich dagegen in knappen Grenzen. Und die zusammenfassende Würdigung des Stils, die nach dieser Anlage die Ergebnisse der Einzelnachweise vorausnimmt, erhebt sich nicht zu einem Dithyrambus in großen, abschließenden Sätzen. Das ist für das Buch durchaus bezeichnend. Die oft ganz locker aneinandergereihten Einzelbeobachtungen bestimmen auch hier den Ton. Offenbar hat eine gerade diesem Stoff gegenüber wohl begreifliche Sorge, nur ja den festen Boden wissenschaftlich faßbarer Tatsachen nicht zu verlassen, nicht wenig zu dieser Selbstbeschränkung beigetragen.

Innerhalb der so gewählten Art ist das Buch nun aber auch ein Muster sachlicher Arbeit, eine wirkliche, schwerlich bald zu ersetzende Grundlage für alle künftige Beschäftigung mit Grünewald. Auch die beste

*) Heinrich Alfred Schmid, die Gemälde und Zeichnungen von Matthias Grünewald. Straßburg W. Heinrich. 1911. Ein Textband und eine Mappe mit 69 Tafeln.

Würdigung des Meisters, die heute möglich ist, wird, muß später einmal durch eine bessere überboten werden. Was wir hier erhalten, ist so etwas wie eine Textausgabe des Künstlers, die gewiß sehr lange unentbehrlich sein wird.

Man möchte der heranwachsenden Generation junger Kunsthistoriker, die heute vielleicht zu einseitig zu Kennern erzogen werden, etwas von diesem im besten Sinne philologischen Geiste wünschen, dem auch das Allerkleinste wertvoll ist, wenn es sich zu einer vollkommenen Aufklärung eines Sachverhalts verwerten läßt. Ich verweise in dieser Hinsicht auf die Ausführungen über Grünewalds Kenntnisse von Anatomie und Perspektive, auf die glänzenden Rekonstruktionen des Hellerschen, des Isenheimer und des Aschaffenburger Altars, auf die Geschichte der heute in Kolmar vereinigten Tafeln, auf die musterhafte Mitteilung der Quellen. Derselbe Geist zeigt sich in einer Fülle feiner Einzelbeobachtungen. Besonders interessant sind die Bemerkungen über Grünewalds Arbeitsweise, der Nachweis weitgehender Veränderungen (ganzer Figuren!) noch auf der Bildtafel. Sehr dankenswert ist die positive Genauigkeit in der Angabe der Farben (mit Hilfe einer Farbentafel) — und die oft eingehende Kritik der wichtigeren älteren und der eigenen neuen Reproduktionen. Über diese neuen Reproduktionen selbst habe ich nicht nötig, noch etwas zu sagen: sie sind längst anerkannt. Die photographischen Aufnahmen und dann die Lichtdrucke wurden vor den Originalen Ton für Ton nachkontrolliert, um eine möglichst genaue Annäherung an die Tonskala der Originale zu erreichen. Unbedingt bilden sie heute unter den vorhandenen Abbildungen die zuverlässigste Grundlage für jedes Studium des Meisters.

Vollkommen sachlich ist schließlich auch das Bemühen, jedem Forscher und Entdecker das Seine zu geben. Wenn sich der Verfasser dabei einmal vergriffen hat (vergl. Repertorium f. Kunstwissenschaft 36. 1913. S. 85), so erkläre ich mir das allein aus dem vielleicht zu rigorosen Bemühen, den Zeitpunkt der einzelnen „Entdeckungen" als das Entscheidende zu betonen, mehr als die Veröffentlichung und Begründung einer neuen Taufe.

Einer solchen Leistung gegenüber will es nicht viel besagen, daß noch der eine oder andere Wunsch bleibt. Was ich bedauere, ist lediglich dies, daß der Verfasser in dem vollkommen berechtigten Bestreben, den Eindruck der Kunst des älteren Holbein auf den jungen Grünewald als den ausschlaggebenden nachzuweisen, die mittelrheinische Überlieferung sehr kurz abtut. Daß eine ganze Anzahl mittelrheinischer Bilder doch auch von ernsthaften Fachgenossen mit Grünewald in Verbindung gebracht werden konnte, beweist immerhin, daß in Grünewalds Kunst irgendwelche Elemente der mittelrheinischen Überlieferung lebendig sind. Es wäre sehr willkommen gewesen, wenn Schmid versucht hätte darzutun, was in Grünewalds Malerei mittelrheinisch ist. Dabei wären dann auch Bilder, wie die Aschaffenburger Geburt Christi (Nachtrag S. 376!) und die Kreuzigung in der Mainzer Galerie (Register S. 386: ist die — arg mitgenommene — Kreuzigung wirklich von derselben Hand wie die Vorderseite der Tafel ?!) zu ihrem Recht gekommen.

In der Gesamtauffassung weiß ich mich mit dem Verfasser so eines Sinnes, daß ich dazu hier nicht das Wort nehmen will. Um aber doch nicht ganz ohne Beitrag zu schließen, möchte ich noch einige wenn auch geringfügige Einzelheiten anreihen, die zugleich Gelegenheit geben können, das wenige Neue, was seit dem Erscheinen von Schmids Buch zum Thema Grünewald bekannt geworden ist, nachzutragen.

S. 110: Der Hirt und der Bauer aus dem Isenheimer Altar, die Schmid noch als verschollen erwähnt, sind unterdessen von Vöge im Münchener Kunsthandel wieder aufgefunden worden.

Unter die Kopien nach der verlorenen Kreuzigung (einst im Besitz des Herzogs Wilhelm V. von Bayern) ist die neuerdings in Berlin erworbene wichtige Ölkopie auf Kupfer einzureihen. Vgl. Amtliche Berichte aus den Kgl. Kunstsammlungen 33. 1912. Sp. 137 ff.

Das Auftauchen dieser Kopie läßt immerhin als möglich erscheinen, daß uns eines Tages auch eine, wenn auch blasse Kenntnis eines viel wichtigeren Bildes Grünewalds wieder geschenkt werden könnte. Ed. Firmenich-Richartz hat (Monatshefte f. K. W. V. 1912 S. 96) darauf aufmerksam gemacht, daß eine Kopie des Bildes aus dem Mainzer Dom mit dem Martyrium des blinden Einsiedlers, der auf dem Eis erschlagen wird, von Phil. Uffenbach gemalt und bezeichnet (1520!), einst im Besitz Holzhausens in Frankfurt gewesen ist. Es wäre höchst erfreulich, wenn dieses Bild irgendwo wieder auftauchte!

Firmenich-Richartz erklärt das Einsiedler-Martyrium für die Ermordung des Petrus Martyr. Nun aber hat, soviel ich sehen kann, Petrus Martyr im Mainzer Dom keinen Altar gehabt, auch war er Dominikanermönch und nicht Einsiedler. Schmid riet auf St. Lambert, dem eine Kapelle an der Nordseite des Doms geweiht war. Auf ihn paßt aber Sandrats Beschreibung des Märtyrers nicht: Lambert war Bischof und wurde in seiner Wohnung ermordet. Ebenso gut und besser könnte man an Bonifatius denken, der ebenfalls eine Kapelle an der Nordseite des Doms besaß. Eine befriedigende Antwort auf die Frage nach der Person des Märtyrers weiß ich nicht.

Das Marienbild des Mainzer Doms befand sich sicher in der Marienkapelle, der ersten Kapelle der Nordseite von Westen her. Sie war 1498 fertig geworden. Ihr Altar wurde nach dem Dreißigjährigen Kriege erneuert: er hatte offenbar (wie zahlreiche andere Altäre der Kirche) während des Krieges gelitten. Zu dieser Annahme paßt auch die Beschreibung Sandrats, sofern man sich vergegenwärtigt, daß unter dem Chor sicher der hohe Chor, das ist in Mainz der Westchor, verstanden ist, und daß „auf der linken Seite des Chors" ganz allgemein heißt „vom Chor aus links in der Kirche", das ist in diesem Falle in der Nordhälfte der Kirche. Die älteren Dombeschreibungen bedienen sich wiederholt solcher Ortsbezeichnungen. Danach wäre Schmid S. 276 zu berichtigen.

Das Monogramm des Holzschnitts mit der schwebenden Madonna (S. 274) ist unterdessen von Voß als bewußte Fälschung erwiesen (Cicerone III. 1911. S. 917): der Holzschnitt ist eine Kopie nach einer Zeichnung des Francesco Vanni.

Die „Sechs unbekannten Grünewalds", die uns Paul Glaser in einer eigenen Broschüre (Frankfurt 1912) bescherte, hat niemand ernst genommen. Sie wurden aber auch dadurch nicht wichtiger, daß sie unterdessen für Arbeiten eines Grimmer-Schülers erklärt worden sind (Monatshefte f. K. W. V. 1912. S. 431).

Endlich hat G. Münzel in der prachtvollen Zeichnung Grünewalds mit den drei Gesichtern einen dreiköpfigen Satan erkennen wollen (Z. f. chr. Kunst 1912, Heft 6 u. 7.). Mir scheint das nicht überzeugend. Noch weniger glaube ich aber daran, Grünewald könnte so eine Satire auf die Lehre von der Dreieinigkeit gegeben haben. Die hätte er gewiß ganz anders charakterisiert. Vielmehr habe ich immer die Karikatur eines zeitgenössischen Kleeblatts in der Zeichnung gesehen. Es gab irgendvo drei Politiker oder Volksführer oder sonstige Helden, die von ihren Gegnern als „heilige Dreieinigkeit" verspottet wurden. Nur so kann ich mir diese Vereinigung eines pfäffischen Schlemmers, eines schwärmenden Schulmeisters und eines politisierenden Schusters erklären.

Rudolf Kautzsch.

Neuerwerbungen der Gemäldegalerie des Kaiser-Friedrich-Museums.

(Januar—Juni 1913.)

Der Bestand der Gemälde-Galerie des Kaiser-Friedrich-Museums wurde im letzten Halbjahr durch bedeutsame Neuerwerbungen, die durch Ankauf und Tausch oder als Geschenk in die Galerie gelangten, glücklich ergänzt.

Wichtig vor allem ist die Tafel „Die Königin von Saba" von Konrad Witz. Sie gehört seinem großen Baseler Altarwerk an, dessen Entstehung in die dreißiger Jahre des 15. Jahrhunderts zu setzen ist. Über die Stelle, die das Bild an der Innenseite des Altars einnahm, sind verschiedene Meinungen laut geworden. Man darf mit ziemlicher Sicherheit annehmen, das es den Platz in der oberen Reihe über der Tafel „Sabochay und Banaias" innehatte, wo es sich kompositionell recht gut einfügt. Das Muster des Goldgrundes in der heutigen Form, das von dem der übrigen Bilder der oberen Reihe abweicht, darf nicht als Argument gegen die Einreihung in die obere Bilderfolge angeführt werden, denn es hat sich jetzt herausgestellt, daß am Grunde in früherer Zeit einige Veränderungen vorgenommen worden sind. Vor diesem Goldgrunde sitzt links auf einer mit rotem Tuch belegten Bank Salomon, vor dem sich die Königin verbeugt. Sie überreicht mit beiden Händen einen Goldpokal, nach dem er mit der Linken greift. Die Tracht Salomons besteht aus einem weiten, großgemusterten, grünen Gewand und einem perlenbesetzten roten Hute. Die Königin trägt über einem roten Untergewand einen hellblauen Mantel; ihr Gesicht wird von einem weißen Tuch und der weißen Haube umrahmt. Die Gestaltung der beiden Figuren, deren Ausdruck etwas befangen ist und deren Bewegungen noch ein wenig unsicher sind, ist lapidar und eindrucksvoll, die Modellierung der faltenreichen Gewänder außerordentlich plastisch und von scharfer Deutlichkeit. Das helle Licht läßt den blauen Mantel und das grüne Gewand hell und nuancenreich aufleuchten. Da bisher der oberrheinische Hauptmeister in der Galerie nur durch das kleine Bild des Christus am Kreuz vertreten gewesen ist, das dem Genfer Altar vom Jahre 1444 nahesteht und den Stil seiner reifsten Zeit repräsentiert, bedeutet die Neuerwerbung eine wertvolle Ergänzung. Sie vertritt seinen frühen Stil, der Beziehungen zum „Meister der Spielkarten" und zur burgundischen Plastik verrät, in einer würdigen und charakteristischen Weise.

Hans Pleydenwurff, von dem das Gemälde „Gottvater mit dem Leichnam Christi" aus Münchener Privatbesitz in die Galerie gelangte, war bisher noch nicht im Museum vertreten. Da der Goldgrund des Bildes nicht mehr der ursprüngliche ist, so darf man annehmen, daß sich ehedem über dem Haupte Gottvaters noch die Taube befand, von der man jetzt keine Spur mehr wahrnehmen kann. Denn die Komposition des Gemäldes ist die der üblichen Dreifaltigkeitsbilder. Von einer neuen Seite lernt man die Kunst Pleydenwurffs an diesem ausgezeichneten Werke nicht kennen. Der sorgsam durchgebildete Körper Christi läßt an

den auf dem Breslauer Kreuzigungsfragment denken, die Malweise und Farbengebung — Grün und Rot am flatternden Mantel Gottvaters, schimmerndes Weiß am Tuche des Christuskörpers —, die ziemlich eingehende Schilderung der Bodenvegetation und die ängstliche Ausführung der kleinen knienden Stifterfiguren kennt man an Pleydenwurff ebenfalls schon. Die beiden Donatoren — Haberkohs und Kräutzl — stammen aus Straubing, und diese Tatsache ist für die Herkunft Hans Pleydenwurffs von Wichtigkeit. Denn die Beziehung, die diese Tafel zu Straubing hat, kann die früher auf Grund urkundlicher Notizen ausgesprochene Vermutung, daß seine Heimat Straubing ist, nur noch bekräftigen.

Ein „heiliger Christoph" von Adam Elsheimer gehört der reifsten Zeit des Künstlers an, muß also in Italien entstanden sein. Ein genaueres Datum läßt sich nicht festlegen, da wir für die zeitliche Aufeinanderfolge der Gemälde Elsheimers keine Anhaltspunkte haben. Von wenigen Bildern abgesehen, die in seiner Frühzeit vor der Übersiedelung nach Italien entstanden sind, weisen alle folgenden Werke keine wesentlichen Änderungen des für ihn charakteristischen Stils auf, der in dem vorliegenden Bilde die vollendetste Ausgestaltung fand. Das Bild stellt einen stillen Flußlauf dar, auf dessen jenseitigem Ufer sich ein sanfter, bewaldeter Höhenzug ausbreitet. Hart am Uferrand erhebt sich im Mittelgrunde eine hohe Baumgruppe, in deren grünem Blätterwerk die Strahlen der seitwärts noch sehr tief stehenden Sonne flimmernd spielen, die auch im Vordergrunde die Gruppe des Heiligen mit dem Christkind scharf von der Seite beleuchten. Das heitere, zarte Kolorit dieser Gruppe und die frischen, satten Farben der landschaftlichen Partien ergeben zusammen mit dem blauen Himmel, auf dem leichte weiße Wolken hinziehen, die Stimmung eines friedlichen Sommermorgens. Das liebevolle Sichversenken in die Natur, das aus der sorgfältigen und sauberen Schilderung des grauen Ufergesteins, der Vegetation und der Spiegelung im Wasser spricht, ist ebenso deutsch wie der Charakter der Landschaft. Der deutsche Charakter der Landschaft dieses in Italien entstandenen Werkes wird dadurch erhöht, daß sich Elsheimer — worauf bereits Bode hingewiesen hat — für den Christophorus Dürers markigen Holzschnitt aus der Zeit um 1500 (B. 104) zum Vorbild nahm, dem er ein jugendliches Aussehen verlieh, und den er individuell umarbeitete.

Die vierte deutsche Neuerwerbung, das Porträt J. H. Tischbeins und seiner Tochter Amalia, ist 1906 dem Publikum durch die deutsche Jahrhundertausstellung bekanntgeworden, wohin es damals aus Privatbesitz gelangte. Der Künstler hat sich vor einem angefangenen Gemälde, einer Allegorie, dargestellt. Er hält Palette und Malstock in den Händen und hat die Arbeit unterbrochen, um dem Spinettspiel der Tochter zu lauschen. Durch ein Fenster im linken Vordergrunde fällt helles Licht auf diese Gruppe und läßt den hellblauen Rock der Frau kräftig aufleuchten. Das lichte Blau des Gewandes bestimmt den farbigen Eindruck des Bildes; es kehrt dunkler und teilweise in Blau-Grün variiert an den Bezügen der Stühle, am Vorhang und am Tapetenmuster wieder. Die anspruchslose Aufmachung dieser liebenswürdigen Schöpfung erinnert an ähnliche bürgerliche Szenen, wie sie ein halbes Jahrhundert früher in Holland von C. Troost und seinem Kreis gemalt wurden. Es ist anzunehmen, daß Tischbein Werke holländischer Künstler, wie Troost, gut gekannt hat, denn nicht nur in den Niederlanden wirkten die Werke der zopfigen Schilderer des Bürgertums noch nach Jahrzehnten auf Künstler wie Laquy und dergleichen ein, auch in Deutschland war die Erinnerung an ihre Werke noch bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts lebendig. Der Einfluß der großen holländischen Tier- und Landschaftsmaler hat sich ja sogar bis weit in das 19. Jahrhundert auf eine ununterbrochene Folge kleinerer Maler aus allen Gegenden Deutschlands erstreckt. —

Die erlesene Sammlung früher niederländischer Meister wurde um drei interessante Werke bereichert. Vom „Meister des hl. Ägidius" gelangte die Darstellung des hl. Hieronymus in einer Landschaft in die Galerie. Friedländer hat das Oeuvre dieses seltenen niederländischen Meisters, der um 1500 in Frankreich tätig gewesen zu sein scheint, zusammengestellt und seine Kunst gewürdigt („Amtl. Bericht aus den K. Kunstsamml." XXXIV, 185 ff.). Die Eigenschaften, die nach Friedländer für den Meister charakteristisch sind, findet man fast alle in diesem Bilde vereint. Während die Gesamtkomposition ziemlich schwach ist, erwecken Einzelheiten um so mehr Bewunderung. Die Stoffe und das Gestein sind überzeugend dargestellt, die minutiöse Schilderung der Pflanzen ist von erstaunlicher Naturtreue. Mit Barent van Orleys „Christus am Kreuze" ist ein zweifelloses Werk des Meisters in die Galerie gekommen, dessen Kunstrichtung bisher nur durch zwei seiner Art nahestehende Werke vertreten war. Das Kreuz, an dessen Fuße Johannes und die Frauen knien, erhebt sich in einer bergigen Landschaft, die auf die frühe Zeit des Künstlers hinweist. Von dem Haarlemer Manieristen Maerten van Heemskerck erwarb man eine außerordentlich gute, locker und flüssig gemalte „Taufe Christi" kleineren Formates. Das Bild entstand nach Heemskercks Rückkehr aus Italien und steht kompositionell und in der Auffassung seinem gleichnamigen großen Ge-

mälde aus dem Jahre 1563 in der Braunschweiger Galerie nahe. Es zeigt wie jenes deutlich die Abhängigkeit von Scorel, ist aber nicht ganz so outriert wie dessen Schöpfungen und wärmer im Kolorit. Die vielen lebhaft bewegten Nebenfiguren treten nicht so störend wie im Braunschweiger Exemplar hervor.

Gemälde von ter Borch, Isack van Ostade und Jordaens vertreten unter den Neuerwerbungen die Niederländer des 17. Jahrhunderts.

Von der Hand des Jacob Jordaens kam das Brustbild eines alten Mannes in den Besitz der Galerie. Vergegenwärtigt man sich die Porträtkunst von Jordaens, so denkt man zunächst an seine berühmten dekorativen Bildnisgruppen in Madrid, Cassel und anderen Orten. Von solchen breiten, effektvollen Kompositionen weicht das erworbene Herrenbildnis ab. Jordaens stellt den Mann, dessen gesundes, rotbäckiges Gesicht von weißem Haar umrahmt wird, ganz schlicht vor dunklem Grunde dar. Er blickt den Beschauer an und hält die Linke vor der Brust. Die einfache Auffassung dieses Bildes, das fest und dabei doch weich gemalt ist, läßt an die guten ungekünstelten Bildnisse seiner Spätzeit denken. Der Entstehung nach ist es etwa in die Nähe des weiblichen Bildnisses in der Wiener Akademie und des Herrenporträts in der Budapester Galerie zu setzen.

Die Kunst Gerard ter Borchs kann in ihrer meisterhaften Vollendung in keinem Museum von so verschiedenen Seiten kennen gelernt werden wie in der Berliner Galerie. Das Kaiser-Friedrich-Museum besitzt sein frühestes, 1635, datiertes Gemälde, die in seinem 18. Lebensjahre geschaffene „Konsultation", es besitzt charakteristische Proben seiner Porträtkunst und in dem „Konzert" und der sogenannten „Väterlichen Ermahnung" zwei seiner vollkommensten Gesellschaftsbilder. Dazu kommt noch die für den vornehmen ter Borch so seltsame Darstellung der ärmlichen „Familie des Schleifers" in einer vernachlässigten Hofecke und das in seinem Oeuvre vereinzelt dastehende Kircheninterieur, das „Innere der Bergkirche in Deventer", von dessen verschollenem Original eine alte Kopie im Vorrat der Sammlung Kunde gibt. Das jetzt hinzugekommene kleine Selbstporträt rundet die gute Vorstellung, die man in der Galerie vom Schaffen dieses großen Meisters gewinnen kann, aufs glücklichste ab. Der Künstler hat sich auf diesem ovalen Brustbild zur selben Zeit — etwa im Alter von 40 Jahren — und fast in der gleichen Tracht und Haltung wie auf dem bekannten Selbstporträt im Mauritshuis im Haag dargestellt. Die Malweise des Bildes ist fest und verrieben, die Zeichnung sicher und der dunkle, warme Gesamtton von großer Schönheit.

Eine kleine Winterlandschaft zeigt die Kunst Isack van Ostades zwar nicht von einer neuen, aber von der besten Seite. Ein Flußlauf, an dessen rechtem Ufer im Vordergrunde ein kahler Baum aufragt, erstreckt sich in einer freien Landschaft in die Tiefe. Schlittschuhläufer und Schlitten beleben die Eisfläche, die sich im fernen Dunst verliert. Die duftigen Wolken haben die für Isack van Ostade charakteristische rosige Färbung und harmonisieren sehr fein mit dem blauen Himmelsgrunde und dem ins Gelbliche hinüberspielenden Weiß des Schnees. Durch das lichte, starke Blau einer Mütze und das tiefe Rot eines Frauenrockes bringt der Künstler eine kecke, wirkungsvolle Abwechslung in das ruhige Gesamtbild. Die Anbringung dieser pikanten Farbflecken gehört zu jenen geistreichen malerischen Einfällen, durch die sich Isack van Ostade von seinem älteren Bruder Adriaen vorteilhaft unterscheidet. —

Unter den neu erworbenen italienischen Gemälden ist ein florentinisches Frauenbildnis an erster Stelle zu nennen, als dessen Autor Fra Filippo Lippi von Bode nachgewiesen wurde. Das Gemälde, das um 1440 entstanden sein wird, zeigt vor einer Fensteröffnung, die von einer Muschel gekrönt ist, eine junge Frau in halber Figur. Sie ist nach links gewandt und hält mit der wohlgeformten linken Hand die Enden des Schleiertuches vor der Brust fest, das — ähnlich wie bei des Künstlers Madonnen — vom perlengeschmückten Kopfputz auf die entblößten Schultern herabfällt und um den Hals geschlungen ist. Der Künstler beschränkt sich auf wenig Farben; das helle Grün des Kleides kehrt an einem vorspringenden schmalen Streifen der Architektur wieder, deren Gestein im allgemeinen einen blaßlila Ton hat. Der Kopf hebt sich von einem blauen Himmel ab, der eine flüchtig angedeutete Landschaft überspannt. Das scharfumrissene Profil, die geraden Linien der kantigen Architektur und die klare zeichnerische Durchführung der Schmuckstücke und der welligen Falten des Schleiers ergeben einen herben linearen Stil, der bei aller Sprödigkeit an zarter Anmut den bekannten Werken Fra Filippos nicht nachsteht, unter denen dieses Bild als das einzige erhaltene Einzelporträt eine besondere Stelle einnimmt.

Die zweite italienische Neuerwerbung ist ebenfalls ein Porträtstück, ein Selbstporträt der unter venetianischem Einflusse gebildeten Sofonisba Anguissola, die von sechs als Malerinnen tätigen Schwestern bei weitem die begabteste war. Die Künstlerin hat sich in jungen Jahren des öfteren porträtiert. Das jetzt erworbene Gemälde, das zwischen 1565 und 1570 entstanden sein könnte, zeigt sie als reife, etwa 40jährige Frau in vornehmer, gelbbrauner Tracht. Sie sitzt vor dunklem Grunde auf einem grünen Armsessel und

richtet den Blick voll auf den Beschauer. Das Gemälde überragt ihre belanglosen religiösen Szenen und auch die meisten Porträte ihrer Hand beträchtlich und repräsentiert in seiner selbstbewußten Haltung den Typ der gebildeten und vielseitig veranlagten Renaissancefrau vortrefflich.

Berlin. Dr. Eduard Plietzsch.

Korrespondenz aus Paris.

Jean Perrins Buch über die Atomistik. — Marcel Brillouins Abhandlung über das Relativitätsprinzip. — Die Ausstellung der Gesellschaft „Paris-Lyon-Méditerranée" im landwirtschaftlichen Wettbewerb.

Ich habe an dieser Stelle schon darauf hinweisen dürfen, welches Interesse in Frankreich nicht nur in der Gelehrtenwelt, sondern auch in den am wissenschaftlichen und philosophischen Fortschritt interessierten Laienkreisen die den Aufbau der Materie betreffenden Fragen finden. Diesem Wissensdrange kommt sicherlich die Veröffentlichung von Jean Perrins neuestem Werke „Die Atome" entgegen. Der Verfasser ist Professor der physikalischen Chemie in der naturwissenschaftlichen Fakultät zu Paris; aber er hat hier nicht einen Abriß der physikalischen Chemie geschrieben, sondern vielmehr ein liebenswürdiges Buch, an vielen Stellen anmutig und poetisch, dem doch wissenschaftliche Tiefe nicht mangelt. Man merkt dem Buch an, daß es mit Lust, mit Liebe geschrieben ist, es entströmt ihm zuweilen eine fortreißende Begeisterung, und viele Seiten erscheinen wie Auszüge aus einem Hymnus der Unstetigkeit. „Vor fünfundzwanzig Jahrhunderten etwa lehrten an den Ufern des göttlichen Meeres, wo das Lied der Sänger soeben kaum verklungen war, einige Philosophen schon, daß die veränderliche Materie in unaufhörlicher Bewegung aus unzerstörbaren Körnchen entstehe, den Atomen, die Zufall und Schicksal im Laufe der Zeiten in die Formen oder die Körper gruppiert hat, die uns gewohnt sind. Aber wir wissen fast nichts von diesen ersten Lehren." . . .

Auf welchen Lehren beruht die moderne Atomistik, bis wie weit sind diese bestätigt worden, welche Ergebnisse hat man aus ihnen gezogen? Das untersucht Perrin in seinem Buche. Und dabei verfährt er nicht nur als Geschichtsschreiber und Kritiker: seine Studien über die Brownische Bewegung und die Emulsionen haben einen wichtigen Beitrag zu diesem Gegenstande geliefert, und keiner kennt den Stoff, den er behandelt hat, besser als er.

Nachdem er so die Atomenlehre, wie sie sich aus den Gesetzen der chemischen Unstetigkeit ableitet, an uns hat vorbeiziehen lassen, die Molekularbewegung, die Brownische Bewegung, das statische Gleichgewicht der Emulsionen, die Theorie Einsteins, die Fluktuationslehre, das Spektrum des schwarzen Körpers, die Ionisierung der Gase, die Theorien der Radioaktivität, zeigt er, daß alle Bestimmungen der Molekulargrößen, die durch den Wert der Avogadroschen Konstante N ausgedrückt werden, gegen einen gleichen Wert 69×10^{22} konvergieren, und kommt zu dem Schlusse: „Die Atomenlehre hat triumphiert. Unlängst noch zahlreich, lassen ihre Gegner, endlich überwunden, von ihrem Mißtrauen ab, das lange berechtigt und zweifellos nützlich war." . . . Das Buch strömt, wie wir schon gesagt haben, von Glaube und Begeisterung über, aber, wie sehr man auch das schöne Werk bewundert, so kann man doch die Meinung des Verfassers, der ganz Physiker ist, nicht an allen Punkten teilen.

Das veranlaßt uns dazu, von einer Studie Marcel Brillouins zu sprechen, die in der „Scientia" unter dem Titel „Skeptische Bemerkungen zum Relativitätsprinzip" erschienen ist. Sie hat auf alle gebildeten Kreise wirklich einen sehr starken Eindruck gemacht, und wenn wir auch nicht daran denken können, hier einen Bericht über sie zu geben, möchten wir doch versuchen, ihre Hauptpunkte hervorzuheben: Die neue Theorie kennt den Weltäther nicht, und doch ist sein Vorhandensein für uns ebenso gewiß, wie es das Vorhandensein der Luft vor der Erfindung der Luftpumpe und der Druckpumpen sein konnte. Für den Weltäther fehlt uns die Druckmaschine: denn was wird schließlich aus der Leuchtkraft während der acht Minuten, die sie braucht, um von der Sonne zur Erde zu gelangen? Das Scheitern der bisher unternommenen Versuche zum Beweise einer Bewegung der Materie und des Weltäthers darf nur als gegenwärtiges experimentelles Versagen aufgefaßt werden, und nichts berechtigt uns, darin wie Einstein und die modernen Relativisten ein naturphilosophisches Gesetz zu sehen, nämlich die Unmöglichkeit, durch irgendein beliebiges (mechanisches, astronomisches oder elektro-optisches) Mittel eine geradlinige und gleichförmige Durchganggeschwindigkeit eines materiellen Systems für den Weltäther, aber die Möglichkeit für ein anderes System zu beweisen. Und Brillouin kündigt Versuche an, die vielleicht zu positiven Ergebnissen führen könnten. Wenn man z. B. den Weg der Körper im Weltäther beobachten und sie in einem Ausdehnungsbereich analysieren könnte, das den Dimensionen des bewegten Körpers vergleichbar ist, so würde man meiner Ansicht nach dort Bewegungen entdecken, die durch die Durchgangsgeschwindigkeit für den Äther veranlaßt und imstande sind, ein Maß für diese zu liefern. Die astronomischen Beobachtungen müßten

von diesem Gesichtspunkte aus eingehend geprüft werden. Die Verbesserung der Aberration, das Funkeln der Sterne, die Beugung der Döpplerstrahlen könnten die Elemente dazu liefern, ebenso die Verbreitung des Lichts in einer Crookesschen Röhre, durch die ein starker Kathodenstrahl hindurchgeht.

Aber wenn man der Relativitätstheorie die Bedeutung eines naturphilosophischen Gesetzes abspricht, was soll man dann von den Folgerungen denken, die man aus ihr zieht? Man hat daraus für jede Wirkungsweise auf die Unmöglichkeit geschlossen, die Lichtgeschwindigkeit zu übertreffen. Dann kann aber die Verbreitung der Schwerkraft nicht unendlich, sondern höchstens der des Lichts im leeren Raume gleich sein. Daß die Schnelligkeit des Lichts in allen Teilen des Weltalls gleich ist, ist bis jetzt nur noch eine Annahme, die experimentell nicht begründet ist.

Ferner hat Einstein den Wortlaut seiner Relativitätstheorie abändern müssen: „seine Energie ist schwer, und seine Bewegung kann nicht mehr gleichmäßig bleiben." Diese letzten Arbeiten nehmen der Relativitätstheorie ihren universalen Charakter, durch den sie viele Geister verführt hatte.

Man hat also das Recht, schließt Brillouin, ihr gegenüber skeptisch zu bleiben, solange sie nicht auf breiterer Grundlage beruht.

„Mögen also junge Männer ihre Kühnheit daran setzen, wirklich neue Versuche zu erfinden und auszuführen; wir brauchen sie, bevor wir uns entscheiden können."

Während die strengen Gelehrten uns in diese schweren Probleme einführten, feierte die Natur mit dem Frühling ihre Wiedergeburt. Die Gartenbau-Ausstellung hat soeben ihre Pforten geschlossen; der Besucher nimmt von ihr als Kunstwerk wie von ihren technischen Einrichtungen einen mächtigen Eindruck mit. Schon bei dem landwirtschaftlichen Wettbewerb im Februar hatte man diese Empfindung haben können. Ich möchte einige Worte über die Ausstellung sagen, die die Eisenbahngesellschaft Paris-Lyon-Méditerranée bei dieser Gelegenheit veranstaltet hat. Sie stellte eine Sammlung von land- und gartenwirtschaftlichen Erzeugnissen aus, aus Algier, Tunis, Marokko und besonders von der Mittelmeerküste und dem Rhonetal, das ihr Schienennetz durchzieht. Blumen in verschwenderischer Fülle, Nelken vor allem umkränzten das Rund des Riesensaales und zierten die Tische in der Mitte. Um diese Jahreszeit kommen die Blumen der Riviera, besonders von den Hyerischen Inseln, die sich seit zehn Jahren bemerkenswert entwickelt haben. Die Gesellschaft P. L. M. hat einen besonderen Dienst für den Versand der Blumen der Riviera eingerichtet, der vom 15. Oktober an in Kraft ist. Ein Gütereilzug, der eigens für die Versendung von Körben mit Blumen bestimmt ist, läuft von Nizza nach Marseille, wo man ihn an die Schnellzüge anhängt. So kommen die Blumen, die von Nizza um 1 Uhr mittags abgehen, am nächsten Tag um ½11 Uhr vormittags nach Paris,, am übernächsten Tag morgens um ½5 Uhr nach London, um 6 Uhr 58 Min. nach Köln, um 8 Uhr 6 Min. nach Berlin, d. h. in frischem Zustande.

Ebenso haben die bei dem Versand von Früchten und Frühgemüsen eingeführten Fortschritte in den Departements Vaucluse, Drôme und Ardèche zum Anbau und zur Ausfuhr der Früchte und Gemüse des Rhonetals ermutigt. Täglich verkehren so 6—10 Spezialschnellzüge, mit gut durchlüfteten Spezialwagen mit doppelter Wandung, die ohne Umladung über die Grenzen fahren dürfen. Dank den inzwischen eingeführten Verbesserungen ist die Menge der durch die P. L. M. in Eilzügen versandten Früchte und Gemüse von 1900—1909 von 69,200 auf 137,900 Tonnen gestiegen, die Ausfuhr ins Ausland von 8100 auf 58,000 Tonnen, wobei auf Deutschland 4000 bzw. 27,000 Tonnen entfielen. Die von der P. L. M.-Gesellschaft veröffentlichten Statistiken sind äußerst interessant; man sieht, wie unter ihrer Anregung sich gewisse Kulturen entwickelt haben, z. B. die der Tomate, die vor 1900 nicht ausgeführt wurde, deren Versand aber 1910 schon 5433 Tonnen algerischer Herkunft betrug.

Ein höchst bemerkenswertes enges Zusammenarbeiten der Industrie und der Landwirtschaft zeigt sich hier, und der Gesellschaft hat es nicht an Anerkennung für die Transporte gefehlt, die eine so schöne, Dauer verheißende Entwicklung ermöglicht haben.

Paris. L. Margaillan.

Bemerkenswerte Erfolge auf dem Gebiete der drahtlosen Telephonie sind kürzlich von der deutschen Telefunken-Gesellschaft erzielt worden. Es gelang, zwischen der Großstation Nauen als Sendestation und einer im Wiener Technologischen Gewerbemuseum befindlichen Empfangsstation, also auf eine Entfernung von etwa 700 km, eine einwandfreie telephonische Verständigung herzustellen. Bemerkenswert dabei war, was man auch bereits bei früheren Versuchen beobachtet hatte, daß die Klangfarbe der Sprache vollkommen rein wiedergegeben wurde. Die ersten Anfänge der drahtlosen Telephonie gehen bis in das Jahr 1904 zurück, in dem bereits von einer amerikanischen Gesellschaft Stationen nach Angaben von Fessenden gebaut wurden, bei denen eine drahtlose telephonische Verständigung auf etwa 40 km garantiert wurde. Wirklich nennenswerte Fortschritte machte

die drahtlose Telephonie jedoch erst, nachdem es gelungen war, ungedämpfte Schwingungen mit genügend großer Energie zu erzeugen, teils unter Verwendung von Poulsen-Generatoren, teils von Hochfrequenzmaschinen neuerer Konstruktion. Bei all diesen Anordnungen treten die den Raum zwischen der Send- und Empfangsstation füllenden ungedämpften Schwingungen an die Stelle des Gleichstromes bei der Drahttelephonie. Wie man bei dieser die Stromstärke mit Hilfe eines eingeschalteten Mikrophons entsprechend den Schwingungen verändert, so kann man auch in gleicher Weise mittels eines Mikrophons, durch das die Hochfrequenzströme hindurchgeleitet werden, deren Intensität verändern. Die so erzeugten Schwankungen der Hochfrequenzströme setzen sich dann in dem Telephon der Empfangsstation wieder in Schallschwingungen um. Daß bei dieser Methode der Sprachübertragung eine erheblich geringere Verzerrung der Klangfarbe eintritt als bei Verwendung langer Drahtleitungen, ist wohl im wesentlichen darauf zurückzuführen, daß bei der drahtlosen Telephonie störende Wirkungen, wie sie bei einer Drahtleitung durch deren Selbstinduktion und Kapazität stets entstehen, nicht vorhanden sind. Die Möglichkeit der Erzielung großer Reichweiten mit der drahtlosen Telephonie ist nun aber nicht allein abhängig von der Erzeugung hinreichender Energiemengen auf der Sendestation, es ist vielmehr noch eine Schwierigkeit vorhanden, deren Beseitigung bis jetzt nicht in einwandfreier Weise gelungen ist. Die auf der Sendestation erzeugten großen Energiemengen müssen nämlich, wie bereits erwähnt, durch ein Mikrophon hindurchgeleitet werden, um eine Beeinflussung der Stärke der Hochfrequenzströme durch die Schallschwingungen zu ermöglichen. Dabei erwärmen sich dann aber die in der Telephonie bisher verwendeten Mikrophone bald so stark, daß die in ihnen befindlichen Kohlenkörner zusammenschmelzen und infolgedessen das Mikrophon unbrauchbar wird. Man hat auf verschiedenste Weise versucht, diesen Mangel zu beseitigen, z. B. durch Anwendung von wassergekühlten Mikrophonen, ohne daß es jedoch gelungen wäre, zu einwandfreien Resultaten zu gelangen. Am besten scheint sich in bezug hierauf noch das sogenannte hydraulische Mikrophon des italienischen Professors Majorana bewährt zu haben, das an Stelle der Kohlekörner einen feinen Flüssigkeitsstrahl verwendet, dessen Querschnitt durch die Schwingungen der Sprechmembran bald größer bald kleiner gemacht wird. Durch geeignete Anordnung lassen sich dann hierbei ähnliche Widerstandsschwankungen wie bei einem Kohlekörnermikrophon erzielen. 1912 gelang es Majorana, mit einem derartigen hydraulischen Mikrophon einwandfreie telephonische Übertragungen auf etwa 400 km herzustellen. Trotz aller Erfolge der drahtlosen Telephonie darf man aber nicht außeracht lassen, daß sie stets nur ein, häufig allerdings wertvolles, Hilfsmittel der drahtlosen Telegraphie sein wird, ohne daß, wenigstens nach unseren bisherigen Kenntnissen und Hilfsmitteln, ihr eine ähnliche allgemeine Verbreitung wie der Drahttelephonie beschieden sein wird, zum Teil auch aus dem Grunde, weil ein gleichzeitiges Sprechen und Hören, wenigstens bei größeren Entfernungen, also größeren Energiemengen, nicht möglich ist.

Gl.

Das Walchenseeprojekt.

Die Perle der oberbayerischen Seen, der Walchensee, soll nunmehr für Wasserkräfte nutzbar gemacht werden, und das schon in zwei Jahren, nachdem in der Sitzung der Kammer der Reichsräte in München am 9. August 1910 das kühne Projekt zum Beschlusse erhoben worden ist. In unvergleichlicher Schöne ruht das kristallhelle Wasser in dem westlich und nördlich vom Herzogstand, Simelsberg und der Jocheralpe, im Osten gegen die Isar und im Süden durch den Waldriegel umrahmten Becken, das, in 802 m Meereshöhe gelegen, mit einem Umfang von rund sieben Gehstunden, die gewaltigen Wände des Karwendelgebirges als grandiosen Hintergrund hat. Ein jähes Erschrecken packte die Freunde der Alpennatur in dem Momente, da bekannt ward, daß dieses Naturwunder fürderhin als Basis für den großzügigen Plan der Elektrisierung der k. bayer. Staatsbahnen erkoren sei. Und doch wird dies geschehen, denn der See zeichnet sich nicht nur durch liebliche Lage, sondern auch durch einzigdastehende Darbietungen zur Erzeugung von Kraft aus, die zur Ausnutzung im Interesse der Allgemeinheit herausforderten. Aber eben wegen dieser beiden heterogenen Eigenschaften, seiner Schönheit und seiner Nutzungsmöglichkeit, entbrannte ein jahrelang geführter Kampf zwischen Gegnern und Freunden des Projektes, der schließlich mit dem Siege dieser endete. Allerdings wurde das Maß der zu gewinnenden Gesamtkraftleistung gegenüber dem ursprünglichen Projekte des Majors v. Donat und späterer Projektanten bedeutend reduziert, so daß hier in gewissem Sinne eine Art Kompromiß mit der anderen Partei geschlossen wurde.

Das geplante Werk als Ganzes ist ein solches vieler Jahre und gliedert sich in drei große Etappen: 1. Das Walchenseekraftwerk, wofür 17½ Mill. M. veranschlagt sind; 2. Einführung des elektrischen Betriebs auf den Linien München—Garmisch—Partenkir-

chen, Tutzing—Kochel mit Penzberg und der Nahverkehrsstrecke München—Gauting im Betrage von 9,720,000 M., im ganzen auf 154.3 km Bahnstrecken; 3. Inangriffnahme eines Fernleitungsnetzes zwischen dem Walchenseekraftwerk, dem oberen Inngebiet, dem Lech und der Donau zur Verteilung von Drehstrom an dritte Parteien im Betrage von 4½ Mill. M. Die Gesamtkosten betragen mithin 31,720,000 M. Vorläufig ist als erster Ausbau nur die Ableitung des Wassers aus dem Walchensee und die Einführung von Isarwasser in denselben mit einem Kostenbetrage von 17½ Mill. M. in Aussicht genommen; zunächst soll überhaupt für die Kraftgewinnung nur das Wasser des Sees verwendet werden. Erst beim Steigen des Bedarfs an Kraft für den elektrischen Bahnbetrieb wird das Wasser aus der oberen Isar eingeleitet und nur so viel wie durch Kochelsee und Loisach in ihrem bisherigen Zustande ohne besondere Regulierungsarbeiten wieder nach der Isar abgeführt werden kann. Schließlich muß eine gründliche Korrektion der Loisach durchgeführt werden. Bei einer Wasserentnahme von 12.3 cbm in der Sekunde aus der Isar wird das am Kochelsee eingerichtete Kraftwerk 24,000 P. S. in je 24 Stunden liefern. Wird bei einem späteren Mehrbedarf noch Wasser vom Rißbach zum Walchensee geleitet, so steigert sich die Gesamtleistung auf 32,000 P. S.

Die Kraft wird teils durch Absenkung des Wassers des Walchensees um ungefähr 2.8 m unter den Normalstand sowie durch jene Zuleitungen und durch die Ausnutzung des 200 m betragenden Höhenunterschiedes (200 m), der durch den Kesselberg getrennten zwei Seen, des Walchen- und Kochelsees, gewonnen. Bei Urfeld am Nordende des Walchensees wird ein Einlaufwerk errichtet und von da ein 1070 m langer Stollen bis zum Nordhang des Kesselberges geführt, der in ein künstlich angelegtes Becken, das Wasserschloß, mündet. Aus diesem wird in einer eisernen, 355 m langen Druckrohrleitung unter einem Neigungswinkel von etwa 38½° das Wasser zu den Turbinen in das Krafthaus und von da durch einen 500 m langen Unterwasserkanal in den Kochelsee geführt. Als Ausgleichbecken wird mithin der Walchensee verwendet, da ja in der Zeit von Oktober bis Mai die Wasserzufuhr aus dem Gebirge und die tropfbar-flüssigen Niederschläge geringer sind als in dem übrigen Teile des Jahres. Für die Zuleitung aus der Isar und dem Rißbach liegen derzeit zwei Projekte vor, ein ‚oberes' und ein ‚unteres'; jenes will die Wassermengen durch Anlage eines Wehres und Wassertunnels bei Obernach, dieses 8 km weiter unten am Hochgraben zuführen. Bei dem letzteren Plane, der den Beifall der Regierung hat, erfolgt die Überleitung der Isar und des Rißbachs gemeinsam, bei jenem getrennt.

Da die Walchenseekraft die Bestimmung hat, die Staatsbahnen elektrisch zu betreiben und zugleich Überlandzentralen mit Elektrizität zu versorgen, so muß in Berücksichtigung gezogen werden, daß der Bedarf zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden ist. In manchen Jahreszeiten bedürfen die Betriebe kaum der Hälfte der verfügbaren 24,000 P. S., in anderen, namentlich in den Abendstunden, brauchen sie das Doppelte der mittleren Kraft, daher werden sechs Turbinen zu je 10,000 P. S. aufgestellt, von denen eine stets zur Reserve steht, so daß jeweilig 50,000 P.S. zur Verfügung stehen, wenn die Maximalleistung erforderlich wird. Im Verhältnis einer Dampfmaschinenanlage betrachtet, muß nun auf diese Maximalkraft Rücksicht genommen werden, wenn man die Kosten einer Pferdekraft berechnet, d. h. man muß die 17½ Mil. M. durch 50,000 Pferdekräfte dividieren, was für eine Pferdekraft den Betrag von ungefähr 350 M. gibt. Da hierbei der Preis der elektrischen Maschinen, Apparate und Transformatoren mitinbegriffen ist, so kann die Pferdekraft als solche allein höchstens mit 300 M. eingeschätzt werden, also mit einem so billigen Preise, für den anderwärts dies nicht herstellbar ist. Die Aussicht auf Rentabilität des Unternehmens wird noch dadurch erhöht, daß die Eisenbahnverwaltung sich bereit erklärt hat, bis zu der ungefähr nach 50 Jahren erfolgten Amortisation des Anlagekapitals alljährlich 1,138,000 Mark, d. i. denselben Betrag zu bezahlen, für den derzeit der Dampfbetrieb auf den in Frage kommenden Strecken geleistet wird.

Da nach dem Regierungsprojekt alle Jahre an 1,060,000 Kubikmeter aus dem Niederschlagsgebiet des Walchensees und der Isar in das ohnedies überreich mit Wasser versehene, in der Gegend von Kochel und Wolfratshausen zum Teil versumpfte Niederschlagsgebiet der Loisach übergeleitet werden, so erhoben sich gegen das Projekt schwere kulturelle und wirtschaftliche Bedenken. Die Gebiete des Walchensees und der oberen Isar sind von einer zahlreichen, bodenständigen Bevölkerung bewohnt, die wie die Flößer von Tölz und Lenggries, seit Jahrhunderten bestimmte lokale Beschäftigungen leisten. Tölz, Lenggries und andere aufstrebendeSommerfrischen und Badeorte an der Isar fürchten wegen Wassermangels, die Walchenseer wegen Schädigung des Landschaftsbildes und damit des jetzt blühenden Touristenverkehrs schwere Nachteile. Auch wurden Befürchtungen vor unberechenbaren Elementarereignissen, Überschwemmungen usw. laut, die durch den gewaltsamen Eingriff in die Natur eintreten könnten. Es wurde ferner darauf hingewiesen, daß die Österreicher den Achensee zwecks Gewinnung elektrischer Kraft anzuzapfen gedenken, wodurch die Achen, ein

wichtiger Abfluß des Sees zur Isar, ihres Wasserreichtums beraubt und die 9 cbm Wasser, die der Isar nach der Ableitung in den Walchensee verblieben, ungefähr auf die Hälfte reduziert würden. Es ist in der Tat nicht zu verkennen, daß das geplante Riesenwerk manche Lebensverhältnisse der Anrainer verändern wird. Aber die uralte Floßschiffahrt wird, allerdings nur auf bestimmte Tage der Woche beschränkt, wie dies auch anderwärts üblich ist, bleiben. Die Sommerfrischorte werden durch den Ausbau der Lokalbahn nach Tölz und Lenggries, auf der auch ein Teil des Holztransports aus den großen Staatswaldungen ringsum besorgt werden wird, Ersatz finden, und die etwas teurere Holzverfrachtung auf dem Schienenwege wird reichlich dadurch wettgemacht, daß bei dieser Art des Transports das Holz in der Qualität besser am Bestimmungsorte anlangt. Das Landschaftsbild des Walchensees erfährt gerade in der Reisezeit keine wesentliche Veränderung, da die Absenkung des Wasserspiegels auf die wasserarmen Monate des Winters und Frühlings bis zur Schneeschmelze fällt. Es ist übrigens sicher berechtigt, daß in einem Falle wie in diesem, wo ein für die Allgemeinheit so ersprießliches monumentales Unternehmen ins Werk gesetzt wird, selbst historische Interessen einer Minderheit zurücktreten müssen, zumal ja die durch die neuen Verhältnisse Beeinträchtigten für ihre Ansprüche vollständig entschädigt werden. Der gigantische Plan hat ohne Zweifel eine unabsehbare Zukunft, da die jetzt im ersten Stadium in Aussicht genommenen 24,000 P. S. bei der außerordentlichen Gunst der von der Natur dargebotenen Vorbedingungen in Hinsicht der Wassermenge und des Gefälles sowie der dadurch nach künftigen Bedarfsansprüchen herstellbaren Kraft bis zum Fünffachen gesteigert werden können. Erst jüngst hat Major v. Donat im Berliner „Tag" in überzeugender Weise die technische Möglichkeit nachgewiesen, daß selbst die Berliner Stadtbahn, die zurzeit ihre Kraft mit Dampf erzeugt, ganz wohl trotz der 650 Kilometer Entfernung mit nachweisbarer Rentabilität vom Walchenseekraftwerk aus betrieben werden könnte. Sicherlich findet sich im ganzen Deutschen Reiche, ja nirgends in Europa — höchstens mit Ausnahme von Norwegen — eine so besondere Naturgabe, wie hier, wo in allergünstigster Lage zwei Wasserbecken für den Zweck der Gewinnung kolossaler Kraft vorhanden sind, die nur durch eine kurze Strecke bei bedeutendem Gefälle voneinander getrennt sind.

München. Karl Fuchs.

Internationale Monatsschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Max Cornicelius, Berlin, Zimmerstr. 36

Bezugspreis bei sämtlichen Postanstalten in Deutschland vierteljährlich **3 Mark**; bei direktem Bezuge durch Streifband in den Ländern des Weltpostverkehrs **4 Mark**. Einzelnummern kosten **1 Mark**.

7. Jahrgang, Nr. 12
September 1913

Insertionspreis für die zweigespaltene Nonpareillezeile **50 Pf.** — **Inseraten-Annahme** bei den Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. in Berlin und den größeren Städten Deutschlands u. der Schweiz

Für die Redaktion verantwortlich: Wilhelm Paszkowski, Berlin.

Verlag von August Scherl in Berlin SW. 68, Zimmerstraße Nr. 36-41.

Ostia, die Hafenstadt von Rom.

Von

Chr. Hülsen.

Jedem, der auch nur eine oberflächliche Kenntnis der altrömischen Geschichte besitzt, iſt der Name Oſtia geläufig: die älteſte Kolonie Roms, der Sage nach von König Ancus Marcius gegründet; dann in republikanischer Zeit der Hafen, von dem aus Rom sich das Mittelmeer unterwarf; in der Kaiserzeit der wichtigſte Vorort der Hauptſtadt, die von dort aus mit Getreide versorgt wurde, erscheint die Stadt auf vielen Blättern der Geschichtsbücher. Und doch iſt der Ort selbſt und seine antiken Reſte bis vor kurzem nur einem verschwindend geringen Teile der Besucher der ewigen Stadt bekannt geworden. Wen nicht spezielle Studien zu den Ruinen oder künſtlerisches Interesse zu dem am Meeresſtrande gelegenen herrlichen Pinienwalde von Castel Fusano zogen, der pflegte die lange und etwas einförmige Wagenfahrt oder die wenig bequeme Fußwanderung von der Eisenbahnſtation Fiumicino über die Isola Sacra zu scheuen. Zudem schreckte im Frühjahr, Sommer und Herbſt das Gespenſt des Fiebers gar manchen vom Besuche ab. Auch hatte Oſtia keinen Stern in den Reisehandbüchern, den es, wenn man zusammennimmt, was der Ausflug an Naturschönheiten und hiſtorischem Interesse bietet, kaum weniger verdient als die Via Appia oder die Villa des Hadrian.

Seit einigen Jahren iſt in diesen ungünſtigen Umſtänden eine Wendung eingetreten. Die gesundheitlichen Verhältnisse haben sich sehr gebessert, seitdem durch die zähe Energie einer ravennatischen Arbeiterkolonie die Salzsümpfe, um welche der Sage nach schon König Ancus mit den Etruskern Krieg geführt hatte, ausgetrocknet sind. Die Verbindung mit Rom vermittelt jetzt eine gut eingerichtete Automobillinie, welche in einer Stunde aus der Mitte der Stadt (Piazza Venezia) zum Kaſtell, und von da in wenigen Minuten zum Meeresſtrande führt. Endlich aber sind die Ausgrabungen in den letzten fünf Jahren in solchem Umfange und mit solchem Erfolge fortgeführt worden, daß sie zu den sehenswerteſten gehören, die zurzeit innerhalb Roms und in der Umgebung im Gange sind. Und da die Er-

forschung des Stadtgebietes noch für Jahre, vielleicht noch für Jahrzehnte Arbeit bietet, wird sich dem Besucher, namentlich demjenigen, der Pompeji nicht erreichen kann, selten eine gleich günstige Gelegenheit bieten, den Betrieb einer Ausgrabung großen Stils zu beobachten.

Die Bedingungen für die Ausgrabung einer ganzen antiken Stadt liegen in Ostia günstiger als in vielen anderen Fällen. Keine schwer zu durchdringenden vulkanischen Schichten, wie in Pompeji oder gar Herculaneum, nicht die gewaltigen Massen eines Bergsturzes, wie in Veleia, decken die Straßen, die öffentlichen Gebäude und die Nekropolen, sondern nur eine dünne Schuttschicht, entstanden durch den Zerfall der Bauten selbst und angehöht durch die säkulare Wirkung der reichen südlichen Vegetation. Die Stadt ist verödet schon seit dem Ausgange des Altertums, dem 5. und 6. Jahrhundert, wo der südliche Arm des Tibers immer mehr versandete, so daß Handel und Verkehr sich gänzlich nach den am nördlichen Flußarme gelegenen künstlichen Häfen des Claudius und Trajan (Porto und Fiumicino) hinüberzogen. Im Mittelalter verhinderten Malaria und die stete Gefahr räuberischer Angriffe von seiten der Sarazenen und später der Moresken das Erstehen einer neuen Ansiedelung; und wenn nicht auch der Name von Ostia, wie der so mancher anderer einst blühender Küstenorte untergegangen ist, so ist das wesentlich ein Verdienst der Kirche. Denn das Bistum von Ostia, an das sich Erinnerungen an den heiligen Augustinus und seine Mutter Monica knüpften, war eines der vornehmsten in der römischen Hierarchie, und die kleine Kathedrale, in deren Umgebung Papst Gregor IV. 830 einen befestigten Weiler (Gregoriopolis) gründete, war Jahrhunderte lang fast das einzige Bauwerk auf dem weiten Trümmerfelde.

So blieben die Ruinen von Ostia geschützt vor der stetigen Zerstörung, welcher antike Bauten durch die dauernde Existenz einer Stadt an gleichem Orte unausbleiblich ausgesetzt sind. Und wenn sie auch schon seit dem Mittelalter als Steinbruch dienten — man hat Sarkophage und Inschriftsteine aus Ostia in den Kathedralen und Klöstern von Pisa und Florenz, Salerno und Amalfi, selbst in Sardinien verbaut gefunden — wenn auch in der Renaissance Päpste und römische Große von dort sowohl Materialien für Kirchen- und Palastbauten als auch Kunstwerke zum Schmucke von Palästen und Villen entführten, so wußte man doch, daß das Gerippe der alten Stadt, die Straßenzüge, die Mauern der Häuser und öffentlichen Gebäude, vollständiger und besser erhalten unter der dünnen Schuttdecke lag, als in irgend einem Teile von Rom selbst oder in den anderen niemals ganz verödeten Vororten der Hauptstadt. So hat es denn seit dem Beginne systematischer archäologischer Arbeit am Ende des 18. Jahrhunderts nicht an Ausgrabungen im Stadtgebiete von Ostia gefehlt, die anfänglich mehr auf die Freilegung einzelner Monumente und das Auffinden von Kunstwerken abzielten, allmählich aber eine planmäßige Erforschung des Stadtbildes zum Gegenstand nahmen. Besonders in den 50er und 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts ließ Pius IX. unter Leitung von P. E. und C. L. Visconti eine ganze Reihe zum Teil weit von einander gelegener Denkmäler untersuchen, wobei eine Menge interessanter Bildwerke und Inschriften zutage kamen. Jene einzelnen *fasti* zu einer Aufdeckung des Stadtgebietes im ganzen zu erweitern, war eine Aufgabe,

welche Anfang der achtziger Jahre R. A. Lanciani mit Eifer und Erfolg in Angriff nahm: das Theater, die Kaserne der Vigiles, ein Teil der Thermen wurden damals freigelegt. Später kamen die Ausgrabungen ins Stocken, bis sie seit 1908 unter der Leitung von Professor Dante Vaglieri in weit größerem Maßſtabe als je zuvor aufgenommen wurden. Vaglieris Arbeit erfreut sich der tatkräftigen Unterſtützung König Viktor Emanuels III., der die Ausgrabungen von seinem nahe gelegenen Jagdschlosse Castel Porziano häufig besucht und an den neuen Funden reges Interesse nimmt. So dürfte für diesmal die ſtetige Fortsetzung des Werkes gesichert sein: das Resultat wird ein zweites Pompeji vor den Toren Roms sein, das jedoch, weil es einen ganz anderen Typus darſtellt als die campanische Landſtadt, unsere Kenntnis antiken Städtebaues wesentlich erweitern wird. — Im folgenden soll versucht werden, zunächſt einen kurzen Überblick über die heute sichtbaren Reſte der Stadt — mit besonderer Hervorhebung des den letzten Ausgrabungen Verdankten — zu geben, und im Anschluß daran zu erörtern, was von der Fortsetzung der Ausgrabungen für unsere Kenntnis von Oſtia und über antike Baukunst im allgemeinen noch zu erwarten iſt.

I.

Der von Rom kommende Besucher macht gewöhnlich Halt beim Kaſtell von Oſtia, das Baccio Pontelli 1483 bis 1486 im Auftrage des Kardinals Giuliano della Rovere zum Schutze der Küſte erbaut hat. Von der Terrasse des ſtattlichen mittleren Rundturmes übersieht man wie auf einer Landkarte die Gegend: den weſtlichen Horizont beherrscht weithin das Tyrrhenische Meer, in das der Tiber durch zwei Arme sein Wasser ergießt. Nicht fern von der südlichen Mündung, die im früheren Altertume die einzige war, ragt etwa 200 Meter landeinwärts ein einsamer Turm auf. Es iſt die Torre Boacciana, errichtet auf den Ruinen des antiken Leuchtturmes (Pharus), der vor 1800 Jahren den Schiffern die Mündung des Tibers bezeichnete — jetzt eine Landmarke dafür, wie weit der Fluß seitdem durch Anschwemmung die Küſte vorgeschoben hat. Noch eine zweite Verschiedenheit zwischen antikem und modernem Terrain ließ sich bis vor wenigen Jahren vom Turme des Kaſtells deutlich erkennen: während der Tiber jetzt etwa einen halben Kilometer landeinwärts von der Torre Boacciana eine scharfe Biegung nach Norden macht, floß er im Mittelalter gleichmäßig nach Oſten weiter und bespülte faſt die Mauern des Kaſtells: dieses mittelalterliche Bett (fiume morto), welches dem antiken annähernd entsprach, iſt jetzt durch die Arbeiten der Bonifica gänzlich verschwunden. Am Südufer des Flusses, von der Mündung bis $1^1/_2$ km landeinwärts, lag das alte Oſtia. Von unserem erhabenen Standpunkte erkennen wir deutlich den Lauf der schnurgraden Hauptſtraße (Decumanus), die die direkte Fortsetzung der von Rom kommenden Landſtraße (Via Oſtiensis) bildet: wir übersehen das Netz von regelmäßigen rechtwinkligen Straßen, welches das Terrain nördlich von Decumanus, bis zum Fluß, ausfüllt, und in dem sich die meiſten öffentlichen Gebäude: Thermen, Theater, Tempel erheben. Am augenfälligſten unter allen Ruinen iſt die Cella eines großen Tempels aus schönem Ziegelwerk — Jahrhunderte lang der einzige Bau, der über die Schutthülle hervorragte. Er bezeichnete das Zentrum der Stadt, wo der Decumanus von einer

zweiten Hauptſtraße (cardo) rechtwinkelig geschnitten wurde, und wo der Mittelpunkt des ſtädtischen Lebens, das Forum, lag. Vom Fluß bis zum Forum sind etwa 150 m, vom Forum bis zur Südgrenze der Stadt vielleicht das doppelte, doch läßt sich die Ausdehnung nach Süden bisher nicht genau schätzen, da die Gegend südlich vom Decumanus durch die neuen Ausgrabungen bisher noch kaum berührt iſt: nur ſtellenweise sieht man einzelne schon früher freigelegte Monumente, die aber zum Teil schon wieder mit Schutt bedeckt und von Vegetation überwuchert sind. Das gesamte Areal der Stadt läßt sich auf ca. 40—50 ha berechnen, die bei der engen Zusammendrängung der antiken Bevölkerung für ca. 50000 Bewohner Raum geboten haben mögen.

Nähern wir uns der Stadt, so empfängt uns zunächſt, wie das bei antiken Niederlassungen gewöhnlich iſt, eine Gräberſtraße. Dicht nebeneinander, an der Via Oſtiensis und einer südlich zu ihr parallel laufenden Straße (Via dei Sepolcri), liegen teils Einzelgräber für munizipale Würdenträger und reiche Bürger, teils Massengräber (Columbaria) für Freigelassene und Sklaven. Auch die einfacheren Gräber zeichnen sich durch vorzüglichen Ziegelbau und geschmackvolle Dekoration in farbigem Stuck aus; und nicht ohne Interesse lesen wir auf einem großen Travertincippus die Grabschrift eines Prätorianers aus früher Kaiserzeit, dem das Munizipium von Oſtia, weil er beim Löschen eines Brandes ums Leben kam, Begräbnis und Denkmal auf öffentliche Koſten geſtiftet hat. Feuersbrünſte waren in der Hafenſtadt mit ihren hohen Häusern und großen Speichern eine häufige und bedrohliche Kalamität, gegen die die Kaiser, wie wir sehen werden, ausgiebige Vorsichtsmaßregeln trafen.

Das Stadttor, zu dem wir bald gelangen, iſt eine Anlage noch aus republikanischer Periode: die mächtigen wohlerhaltenen Eckpilaſter des Durchganges liegen faſt ein Meter unter dem Niveau der Pflaſterſtraße aus der Kaiserzeit, auf der wir sie jetzt durchschreiten. Überhaupt iſt die mehrmalige Erhöhung des Niveaus charakteriſtisch für Oſtia: es scheint, daß die Stadt die Höhenlage, welche jetzt ihre meiſten Gebäude haben, durch große Bauten unter den flavischen Kaisern, namentlich Domitian, erhalten hat. Die Stadtmauer iſt weder aus Quadern, wie die vieler alter Städte in Latium, noch aus Ziegelſteinen, wie die Aureliansmauer von Rom, erbaut, sondern in dem eigentümlichen unregelmäßigen Netzwerk aus kleinen Tuffſteinen (Quasireticulat), welches man gewöhnlich um die Wende des zweiten und erſten Jahrhunderts v. Chr. ansetzt. In der Mauer, die schwerlich eine große fortifikatorische Bedeutung gehabt haben kann, iſt später nur 30 m südlich von dem alten Tore ein zweiter Durchgang, in der Verlängerung der Via dei Sepolcri angelegt: man hat diesem Durchbruche, der schon in den 50er Jahren freigelegt iſt, den Namen Porta Romana gegeben, der eher dem älteren, 1911 gefundenen Tore im Zuge der Via Oſtiensis zukommt.

Zwischen den beiden Toren dehnt sich innerhalb der Stadtmauer ein großer freier Platz aus, an dessen Südseite ein großes gemauertes, zur Tränke für Tiere dienendes Wasserbassin sichtbar iſt. Wahrscheinlich bildete der Platz die Station für Fuhrwerke, besonders für den Perſonenverkehr nach Rom; bekanntlich war in den größeren Städten Italiens das Fahren, wenn nicht geradezu (wie in Rom) verboten, so doch

wenig üblich, und die Reisenden, die in der Stadt zu Fuß gegangen waren, oder eine Sänfte benutzt hatten, pflegten an der Stadtgrenze die Gefährte zu be≠ſteigen, die zur Beförderung über Land dienten. In Rom kennen wir einen »Kutschenplatz« (area carruces) am An≠fange der Via Appia nicht weit von den Caracallathermen; in Pompeji lag der »Cabriolettplatz« (ad cisiarios) an der Grenze des Stadtgebietes; und mit antiken Vetturinen, die den zahl≠reichen Passagieren nach der Hauptſtadt ihre Dienſte anbieten, mag unsere Phantasie den Platz am Tore von Oſtia bevölkern.

Mitten auf dem Platze ſteht ein mächtiger, faſt drei Meter hoher Marmor≠block, der ursprünglich zum Schmucke eines der benachbarten Gebäude, wahr≠scheinlich des Stadttores, gedient hat. Eine überlebensgroße Figur der Sieges≠göttin iſt aus der Vorderseite heraus≠gearbeitet, die Nebenseiten werden von den großen Flügeln der Göttin bedeckt. Die vorzüglich erhaltene Statue ist eine gute dekorative Arbeit aus früher Kaiserzeit, und ohne Zweifel das be≠deutendſte Kunſtwerk, welches die neuen Ausgrabungen zutage gefördert haben.

An der Nordseite des Platzes finden wir ein langes, aus vielen kleinen Räumen beſtehendes Gebäude, das wahrscheinlich eine Kaufhalle oder ein Magazin gewesen iſt. Unter den Ruinen aus der Kaiserzeit sind die An≠lagen aus republikanischer Periode, welche dem gleichen Zwecke dienten, wohl erhalten. In dieser tieferen Schicht fand sich, noch an seiner an≠tiken Stelle, ein großer Cippus aus Travertin mit einer Inschrift, der zufolge ein Praetor urbanus C. Caninius — wahrscheinlich zwischen 130 und 100 v. Chr. — das durch diese Grenzſteine eingefriedigte Terrain für Staatseigentum erklärt hat. Zwei gleiche Grenzſteine sind am Stadttore und in der Nähe der Thermen gefunden worden; es scheint, daß das von Caninius für den Staat in Anspruch genommene Terrain sehr ausgedehnt war, vielleicht die ganze Gegend zwischen Decumanus und Tiber umfaßte.

Wir folgen weiter der Hauptſtraße, welche zunächſt mehr als hundert Meter lang von der Kaufhalle begleitet wird. Dann erweitert sich die Straße zu der ſtattlichen Breite von 20 m, — ein Maß, welches von keiner Straße in Rom selbſt erreicht wird. Die Nord≠seite der Straße iſt von Portiken mit hohen Ziegelpfeilern eingefaßt, auf welche sich Läden und Magazine öffnen. Gleich hinter einer bedeuten≠den Querſtraße (Via dei Vigili), welche rechts nach dem Tiber zu führt, ge≠langen wir zu den 1911/12 ausgegrabenen neuen Thermen. Ein großer, direkt von der Portikus zugänglicher Saal hat ein wohlerhaltenes Mosaik im Fußboden: Amphitrite von Tritonen umgeben. Weiter gelangt man in die Räume für kalte und warme Bäder, mit Reſten reicher Marmordekoration und schönen Fußbodenmosaiken; auch die interessanten Heizvorrichtungen sind zum Teil erhalten. Besonders imposant präsentiert sich der an die eigentlichen Baderäume weſtlich anſtoßende Hallen≠hof (Palaeſtra), ein Rechteck von 40—50 Metern, unter dem sich eine große, in fünf Schiffe geteilte Ciſternenanlage be≠findet.

Die an der Oſtseite der Thermen laufende Straße (Via dei Vigili) hat ſtattliche Wohnhäuser, deren Ausgrabung erſt begonnen hat. Doch erkennt man bereits, wie wesentlich sich der Typus dieser großſtädtischen Häuser, mit ihren vielen Stockwerken und zahlreichen von

einander unabhängigen Eingängen und Treppen von dem altitalischen Atrienhause, das wir aus Pompeji kennen, unterscheidet. Häuser und Straße sind ihrer Anlage nach nicht älter als das Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr.: Refte einer älteren Bauschicht hat man unter dem Straßenpflafter in einer Tiefe von $1^1/_2$ m gefunden. Vielleicht hat auch schon in früher Kaiserzeit hier eine Thermenanlage geftanden: jedenfalls würde zur Dekoration einer solchen der große hier zutage gekommene Mosaikfußboden sehr gut passen, der dank seiner frühen Verdeckung ganz besonders gut erhalten ift. Um ein rechteckiges, mit vier Delphinen geschickt ausgefülltes Mittelfeld gruppieren sich acht quadratische Felder mit symbolischen Köpfen. Vier von diesen ftellen Windgötter dar, die vier übrigen römische Provinzen: Sizilien ift durch die bekannte Triquetra (drei von einem menschlichen Kopf ausgehende Beine) repräsentiert, Afrika durch einen Frauenkopf mit Elefantenexuvie, Ägypten durch einen ähnlichen mit Krokodil zur Seite, Spanien durch einen mit Ölzweigen bekränzten Kopf. Diese vier Provinzen sind es, welche die Hauptftadt mit Korn und andern Nahrungsmitteln versorgten, und zu denen Oftia besonders lebhafte Handelsbeziehungen hatte. Wahrscheinlich ftammt dies ältere Mosaik aus der Zeit des Claudius, während die Straße und die Thermen vielleicht eine Anlage des Domitian (81—96) sind.

Nur durch eine kleine Straße von den Thermen getrennt liegt nördlich von ihnen die bereits durch frühere Ausgrabungen berührte, aber erft jetzt ganz freigelegte Kaserne der Feuerwehr. Für Rom hatte bereits Auguftus ein Korps von Feuerwehrleuten (vigiles) eingerichtet, welches die bedeutende Stärke von 7000 Mann in sieben Cohorten hatte: nach der Hafenftadt, deren große Magazine Massen von wertvollen und feuergefährlichen Waren enthielten, wurde regelmäßig ein ftarkes Detachement entsandt, für welches Trajan oder Hadrian eine eigene Kaserne erbaute. Die Kaserne, ein Rechteck von ca. 45/60 m, mit feftungsartig geschlossenem Erdgeschoß, dessen Wände nur von schmalen schießschartenähnlichen Fenftern durchbrochen werden, hat ihren Haupteingang an der Oftseite, von der genannten Via dei Vigili. Vor dem Portal sieht man Refte zweier kleiner später angebauter Häuschen mit schwarz-weißen Mosaikfußböden, deren Darftellungen — große Trinkgefäße — es wahrscheinlich machen, daß hier Marketender ihre Buden hatten. Durch das Portal betritt man einen ftattlichen Säulenhof, der an drei Seiten von Wachtlokalen, Magazinen u. dgl. umgeben wird. An der vierten, dem Eingange gegenüber, befindet sich eine große Kapelle für den Kaiserkult: das Mosaik des Fußbodens ftellt eine Opferszene dar, an den Wänden und auf einem erhöhten Podium ftehen zahlreiche Marmorpoftamente mit Inschriften, durch welche Offiziere und Mannschaften ihre Loyalität gegen das Herrscherhaus bezeigten: die Inschriften reichen von Antoninus Pius bis auf Gordian (137 bis 241). Unter den sonftigen Räumen fällt eine große und mit einem gewissen Luxus ausgeftattete Latrinenanlage auf, welche die SO-Ecke des Gebäudes einnimmt, und in welcher sonderbarerweise eine kleine Kapelle der Fortuna, mit Marmoraltar und hübscher Aedicula für das Götterbild, eingebaut ift; laut Inschrift hatte ein Unteroffizier der Vigiles sie geftiftet. Man sieht, daß das Wort des Kirchenvaters Clemens von Alexandrien, welcher die Heiden verhöhnt, weil sie der Glücksgöttin

sogar auf dem Abtritt Altäre errichteten, nicht nur bildlich zu nehmen ist.

Westlich von der Vigiles-Kaserne sind zwei Häuserblocks mit wohlerhaltenen Privatgebäuden ausgegraben: in mehreren Zimmern sind bedeutende Reste von Wanddekorationen erhalten. Ein Raum fällt dadurch auf, daß in der recht sorgfältig ausgeführten Malerei — es ist eine fingierte Architektur mit Sockel, Säulen, Gebälk und bunten Wandfeldern — jeder rechte Winkel und jede parallele Linie ängstlich vermieden scheint. Handelt es sich um einen ungeschickten Versuch perspektivischer Darstellung, oder soll man dem antiken Dekorator zu seiner Entschuldigung einen »Sehfehler« vindizieren?

Durch eine dem Decumanus parallele Seitengasse gelangen wir zu dem schon durch die früheren Ausgrabungen zum Teil erforschten Theater. Da es mitten in einer Ebene erbaut ist, mußten für den Zuschauerraum große mehrstöckige Pfeilerhallen aus Ziegelwerk errichtet werden, welche erst durch die neuen Ausgrabungen in ihrem ganzen Umfange freigelegt sind. Der Bau, vielleicht schon von Agrippa begonnen, ist unter Septimius Severus von Grund aus erneuert, in später Zeit eilfertig mit Materialien, die zum Teil älteren Gebäuden entnommen waren, restauriert. Zwischen der östlichen Rundung des Theaters und dem Decumanus ist ein Denkmal aus ganz später Zeit zutage gekommen: ein kleines Gebäude mit mehreren Apsiden, das ca. 1 m über dem Niveau der Kaiserzeit liegt, und dessen Mauern fast ganz aus Bruchstücken älterer Bauten bestehen. In den Akten des ersten Bischofs von Ostia, Cyriacus, der der Tradition zufolge im 3. Jahrhundert den Märtyrertod erlitt, wird erzählt, daß mehrere Gefährten desselben hingerichtet seien »bei dem Bogen vor dem Theater«. Die Vermutung, daß das kleine Monument ein zum Andenken an diese Märtyrer errichtetes Oratorium sei, wird noch wahrscheinlicher durch den Fund der Grabschrift eines Christen namens Cyriacus (der natürlich von dem Bischof verschieden ist); die Erbauung setzt man ins 7. oder 8. Jahrhundert n. Chr.

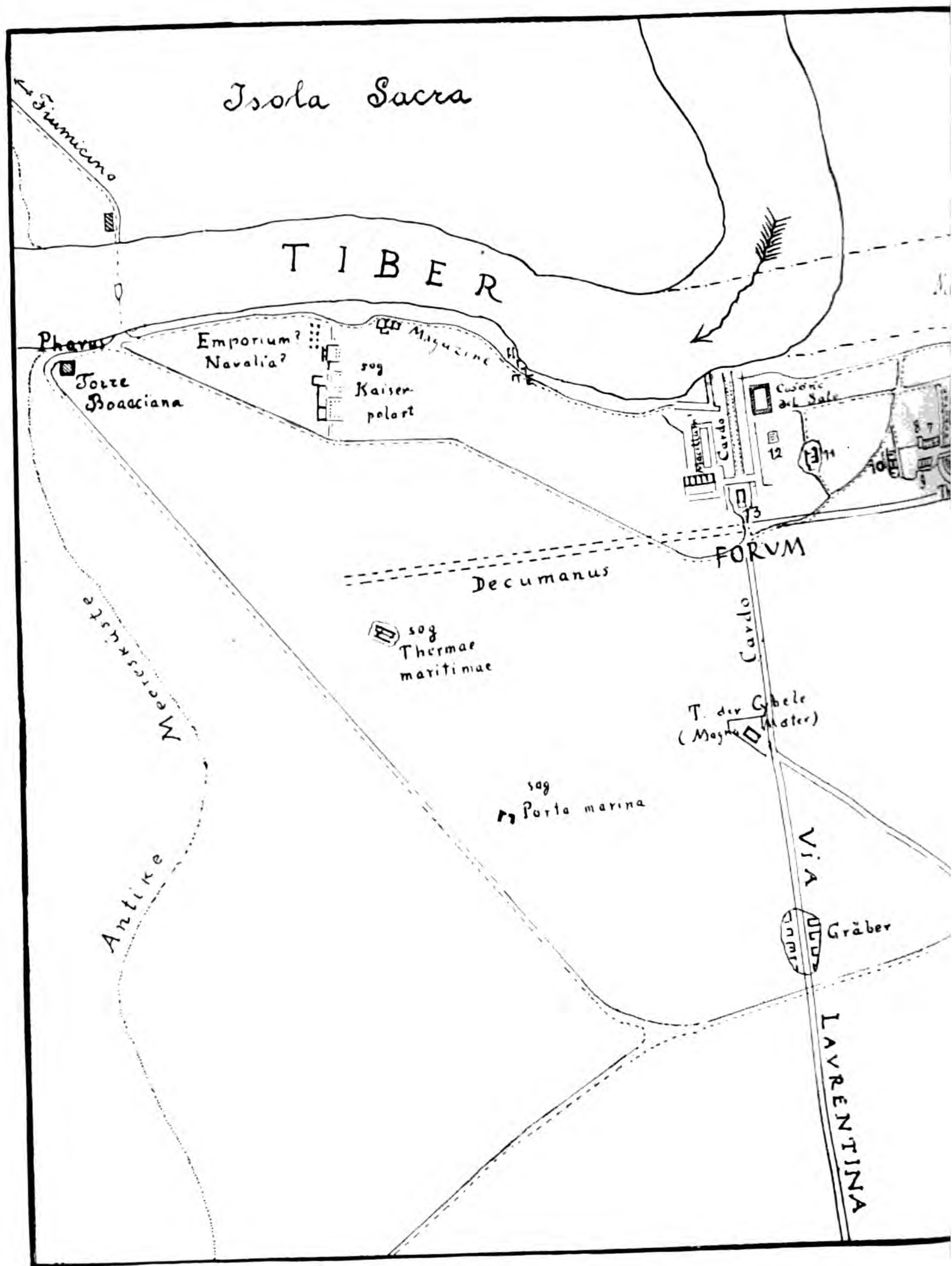
Nicht nur der Zuschauerraum des Theaters, sondern auch das Bühnengebäude ist vollständiger als früher freigelegt, doch kann auf die dabei erreichten Resultate hier nicht eingegangen werden. Von allgemeinerem Interesse sind die bei Freilegung des Platzes hinter der Bühnenwand gemachten Funde. Man hatte sich nach den Ausgrabungen von 1881/82 gewöhnt, diesen Platz, ein Rechteck von 50/60 m, mit einem Tempel in der Mitte, für das Forum der alten Stadt anzusehen: wie man jetzt sieht, ist die Bezeichnung unrichtig, ohne daß jedoch der Platz dadurch an Interesse verliert. Er wird an seinen beiden Langseiten von Säulenhallen eingefaßt, an deren Rückseiten quadratische Kammern liegen, die sich fast in ihrer ganzen Breite auf die Hallen öffnen und mit figurierten schwarzweißen Mosaiken ausgestattet sind. Die Darstellungen dieser Mosaiken beziehen sich auf das kommerzielle Leben Ostias: Schiffe mit Segel und Steuerruder, Getreidescheffel mit Ähren, Bilder des vielstöckigen Leuchtturmes (Pharus) an der Tibermündung erinnern uns daran, daß wir in der Hafenstadt sind, welche Rom mit Getreide versorgte. Und noch deutlicher sprechen die Inschriften der Mosaikschwellen dieser Kammern: sie besagen, daß die Schiffergilden aus fremden Hafenstädten hier ihre Bureaus (scholae) hatten. Es sind meist Orte an der nordafrikanischen Küste, die hier genannt werden: Karthago, Hippo Diar-

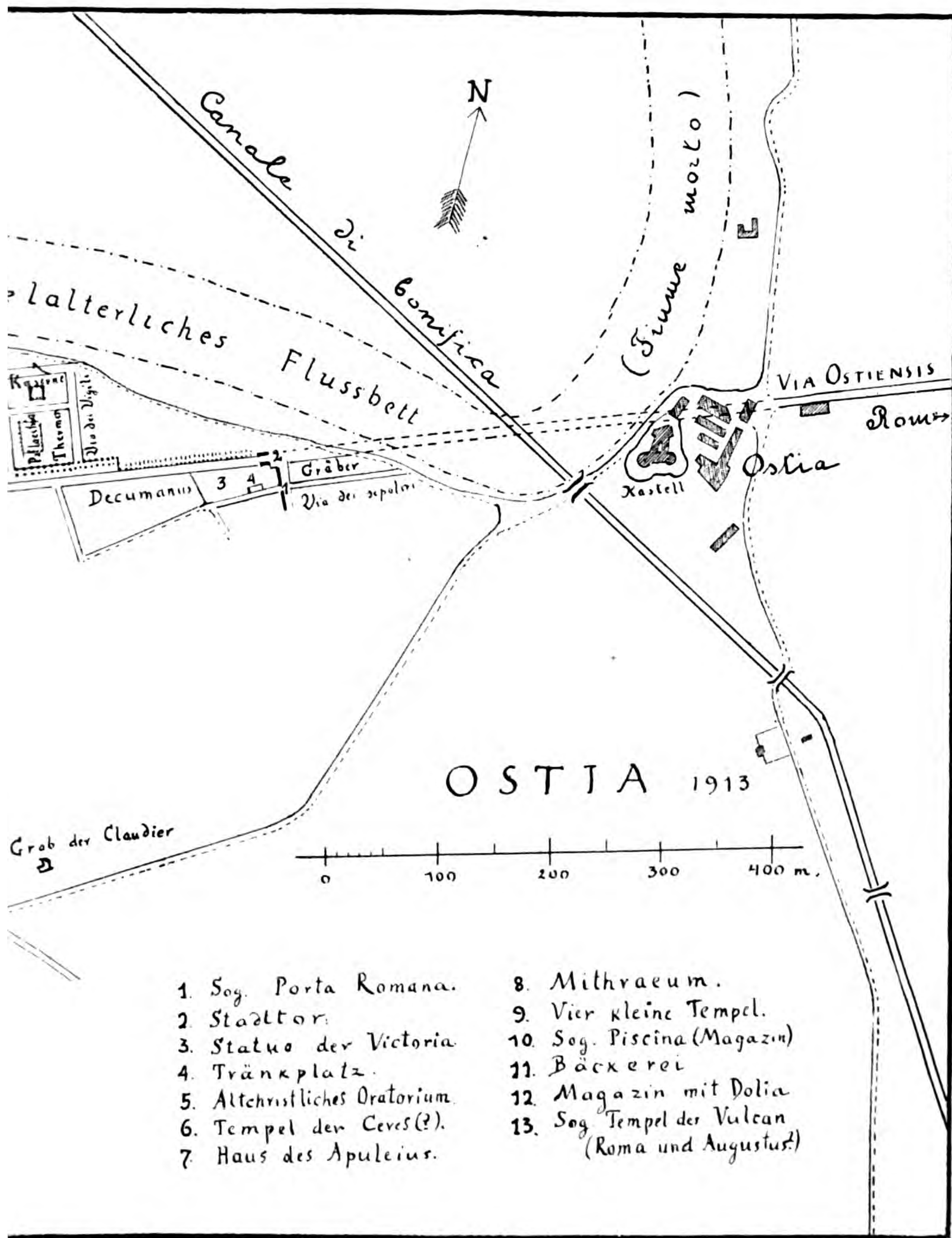
rytus, Misua, Sabrate u. a. Daneben finden sich auch die Gilden der Kornmesser und der Holzschiffer erwähnt. — Für den Tempel in der Mitte des Platzes haben auch die neuen Ausgrabungen kein den Namen sicherndes Dokument geliefert: doch iſt es sehr wahrscheinlich, daß er der Göttin des Ackerbaues, Ceres, für die ein Tempel in Oſtia bezeugt iſt, geweiht war.

Weiter weſtlich, jenseits des Theaters, iſt in einer schon zum Teil in den 80er Jahren ausgegrabenen Häuserinsel ein reiches Privathaus mit Periſtyl und Atrium nach pompejanischem Schema bemerkenswert; den Namen des Besitzers, L. Apuleius Marcellus, kennen wir durch die hier gefundene Inschrift eines Bleirohres. Anſtoßend an das Haus, vielleicht mit ihm in Verbindung, liegt ein kleines Heiligtum des Mithras, welches die Einrichtungen für diesen Geheimdienſt besonders gut erhalten zeigt: man sieht die gemauerten Bänke, auf denen die Gläubigen beim Gebet knieten oder lagen: die Vorderseiten der Bänke sind mit den Bildern der Planeten und den zwölf Zeichen des Tierkreises in Mosaik geschmückt, im Boden des Ganges zwischen den Bänken bezeichnen sieben Halbkreise die sieben Grade der Eingeweihten. Haben wir in diesem Raume einen interessanten Beleg für die Beziehungen zwischen Oſtia und dem Orient, so sind vier nicht weit vom Mithraeum auf gemeinsamem Unterbau ſtehende Tempelchen ohne Zweifel dem öffentlichen Kulte römischer Gottheiten geweiht gewesen. Der eine war durch eine schon früher gefundene Inschrift als Tempel der Venus gesichert, die Namen der übrigen bleiben einſtweilen unbekannt, doch iſt, anſtoßend an den weſtlichen, ganz neuerdings ein kleiner heiliger Bezirk freigelegt worden, mit Grenzſteinen an den vier Ecken, welche den Namen des Jupiter Optimus Maximus tragen.

Jenseits einer breiten, rechtwinklig auf den Decumanus zulaufenden Straße folgt dann ein eigentümliches teils aus großen Quadern teils aus Ziegelmauern beſtehendes Gebäude, dem man früher ein hohes Alter zugeschrieben und den Namen Piscina (Wasserreservoir) beigelegt hatte. Die neueſten Ausgrabungen zeigen, daß beides unrichtig iſt: die Anlage iſt nicht älter als die Kaiserzeit, und war vermutlich ein großer wohlverwahrter Speicher oder ein Magazin. Die Eingänge zu den mindeſtens zehn Abteilungen hatten sämtlich nicht die aus pompejanischen Botteghen bekannten Verschlüsse, sondern sehr solide doppelflüglige Türen; auch der Platz vor diesen Eingängen war durch ein Gitter eingefriedigt.

Weſtlich von diesem Bau liegt ein weites Terrain, welches von den neuen Ausgrabungen noch wenig berührt iſt: die früher gemachten vereinzelten *tasti* deuten darauf hin, daß hier weniger Monumentalgebäude, als Privathäuser und gewerbliche Anlagen zu erwarten sind. So sind, ungefähr in der Mitte des Terrains, Reſte eines Gebäudes gefunden, welches sich durch mehrere darin gefundene große Mühlen als eine Bäckerei zu erkennen gibt. In der NO-Ecke des Terrains, bei dem modernen Salzmagazin (Casone del Sale), welches jetzt für die Ausgrabungsdirektion dient, iſt ein Magazinraum mit 35 großen kugelförmigen Tongefäßen (dolia) im Fußboden aufgefunden, wie sie zur Aufbewahrung von Körnerfrüchten oder Mehl dienten. Aus einem dieser Dolia wurden zahlreiche Tonscherben hervorgeholt, die zusammengesetzt etwa ein Dutzend Kuchen- oder Brotformen ergaben. Ähnliche Stücke


Isola Sacra
Fiumicino
TIBER
Pharus
Torre Boacciana
Emporium?
Navalia?
sog. Kaiserpalast
Casone del Sale
Cardo
12
11
10
13
FORVM
Decumanus
Cardo
sog. Thermae maritimae
T. der Cybele (Magna Mater)
sog. Porta marina
Antike Meeresküste
Via
Gräber
LAVRENTINA


N
Canale di bonifica
(Fiume morto)
lalterliches Flussbett
Thermen
2
Gräber
Decumanus
3
4
Via dei sepolcri
Kastell
Ostia
Via Ostiensis
Rom
OSTIA 1913
Grab der Claudier
0
100
200
300
400 m.
1. Sog. Porta Romana.
2. Stadttor.
3. Statue der Victoria
4. Tränkplatz.
5. Altchristliches Oratorium.
6. Tempel der Ceres (?).
7. Haus des Apuleius.
8. Mithraeum.
9. Vier kleine Tempel.
10. Sog. Piscina (Magazin)
11. Bäckerei
12. Magazin mit Dolia
13. Sog. Tempel des Vulcan (Roma und Augustus?)

waren bisher in und bei Rom äußerst selten; die Ostienser sind zum Teil rechteckige oder halbrunde Scheiben mit Reliefdarstellungen, teils sind es Tierfiguren (Elephant, Löwin mit Jungen, Fische u. a.). Unter den Reliefs sind Szenen aus dem Zirkus (Wagenlenker, Tierkämpfer) und dem Theater die häufigsten. Angestellte Versuche haben ergeben, daß aus den Formen, die an Größe und Dicke ziemlich verschieden sind, doch regelmäßig ein Brot von gleichem Gewicht, nämlich einem römischen Pfund herzustellen ist. Möglicherweise dienten sie zu öffentlichen Brotverteilungen.

Das Magazin mit den großen Tongefäßen stößt an ein bereits vor 1870 ausgegrabenes Gebiet, welches durchlaufen wird von einer großen vom Tiber rechtwinkelig auf den Decumanus zulaufenden Straße. Diese hat eine Breite von 15 m und ist, wie der Decumanus, von Bogenhallen mit Ziegelpfeilern eingefaßt: wir dürfen in ihr die zweite Hauptstraße der ganzen Stadt, den Cardo, erblicken. Die Häuser, mit Läden und Magazinen im Erdgeschoß, sind zum Teil bis zum zweiten Stockwerk erhalten, an manchen Stellen deuten Treppen und andere Indizien darauf hin, daß einst ein drittes, vielleicht noch mehrere Stockwerke vorhanden waren. Die Reste von Wandmalereien, welche in diesen Häusern bei der Ausgrabung vor fast einem halben Jahrhundert an vielen Stellen wohl erhalten waren, sind jetzt sehr verblaßt und zerstört.

Wo sich Cardo und Decumanus schneiden, also im Herzen der Stadt, erhebt sich die großartigste aller ostiensischen Ruinen, Jahrhunderte lang die einzige, die über dem Boden hervorragte. Es ist ein Tempel auf hohen Substruktionen aus schönstem Ziegelmauerwerk. Die nach Süden geöffnete Cella, zu der eine stattliche Freitreppe hinaufführt, hat noch ihre antike Schwelle, einen einzigen fast sechs Meter langen Block aus kostbarem Marmo Affricano, der eine Ahnung von der verschwundenen Pracht des ganzen Gebäudes gibt. Man hat früher geglaubt, daß der Tempel dem Vulcan, dem besonderen Schutzgotte von Ostia, oder dem Jupiter geweiht gewesen sei; beides ist unwahrscheinlich, denn das an der Rückwand der Cella erhaltene Postament zeigt, daß hier nicht nur ein Götterbild gestanden hat, sondern mehrere. Auch ist der Kult des Vulcanus in Ostia einer der ältesten, und sein Tempel muß schon in republikanischer Zeit existiert haben, während, wie die neuen Ausgrabungen gezeigt haben, der große Ziegelbau erst im Anfang des zweiten Jahrhunderts ganz neu errichtet ist; bei seiner Erbauung ist eine ältere dem Decumanus parallele Straße, deren Pflaster noch an mehreren Stellen konstatiert werden konnte, unterbrochen worden. Da eine bereits im Jahre 1824 vor dem Tempel aufgefundene Ehreninschrift ein Heiligtum der Roma und des Augustus erwähnt, ist es nicht unwahrscheinlich, daß dieser Name der großen Ruine zukommt. Erbauungszeit und bauliche Eigentümlichkeiten würden jedenfalls dazu stimmen.

Die eben genannte Inschrift sagt selbst, daß sie unter der Statue eines munizipalen Würdenträgers gestanden habe, dem mehrere Statuen »auf dem Forum« errichtet waren. Danach haben schon ältere Gelehrte vermutet, daß das Forum von Ostia südlich vor dem großen Tempel gelegen habe; und diese Vermutung wird durch einen ganz neuerlich gemachten Fund zur Gewißheit erhoben. Bei den Ausgrabungen, welche jetzt im Werke sind, um den ganzen Lauf des Decumanus vom Theater bis zum Tem-

pel frei zu legen, fand man, in unmittelbarer Nähe des Tempels, eine Marmorbasis mit Inschrift, welche verkündet, daß ein Präfekt der Getreideverwaltung (annona) Namens Attius Clementianus — wahrscheinlich im dritten Jahrhundert — Statuen »aus verwahrlosten Plätzen« zum Schmucke des Forums hierher gebracht habe. Die Ausgrabung des Forums, welche voraussichtlich in der nächsten Campagne in Angriff genommen wird, läßt wichtige Funde für die Geschichte und Topographie des alten Ostia sicher erwarten.

Westlich vom »Cardo« liegt ein Hallenbau aus der Kaiserzeit in Form eines langen Rechtecks, den man als Markthalle (macellum) erklärt. Unter seiner westlichen Rückwand hat man in den beiden letzten Jahren eine tief liegende Mauer aus großen Tuffquadern entdeckt, welche man vermutungsweise der republikanischen Stadtmauer zuschreibt. Die Bestätigung dieser Hypothese durch Fortsetzung der Ausgrabungen bleibt abzuwarten.

Das weite Gebiet, welches zwischen diesen Ruinen und der antiken Meeresküste liegt, ist von den neuesten Ausgrabungen noch kaum berührt, aber die früher hier gemachten Funde lassen erkennen, wie Bedeutendes auch hier noch zu hoffen ist. Den Fluß entlang zogen sich gewerbliche Anlagen und Magazine, ein solches, mit zahlreichen in den Sand eingegrabenen Tongefäßen, ist noch jetzt sichtbar; an der Mündung des Flusses, bei Torre Boacciana, verdeckt ein Schutthügel einen großen, wie es scheint halbkreisförmigen Bau, dem man den Namen Emporium oder Navalia (Schiffswerfte) gegeben hat. Aber auch an vornehmen Privathäusern fehlt es hier nicht: ein in den 60er Jahren aufgedecktes ist mit Säulengängen, Mosaiken und kostbarem Marmor so reich ausgestattet, daß man ihm den Namen »Palazzo Imperiale« beigelegt hat. Südlich vom Decumanus ist eine zweite große Thermenanlage (Thermae marinae), ein Heiligtum der Kybele (Magna Mater) mit merkwürdigen Denkmalen des Kultus, eine Gräberstraße mit manchen Monumenten von historischem und künstlerischem Interesse bereits früher aufgedeckt, aber weite Strecken trennen einstweilen diese einzelnen Tasti von einander und von dem methodisch erforschten Teile der Stadt. Wie aus unserer Skizze ersichtlich wird, ist das zu untersuchende Gebiet annähernd dreimal so groß wie das bisher freigelegte.

II.

An diesen kurzen Überblick über die Ausgrabungen von Ostia mögen noch einige Bemerkungen allgemeiner Natur geknüpft werden. Es liegt zunächst auf der Hand, wie wichtig es ist, das wohl erhaltene Gesamtbild einer antiken Stadt vor uns erstehen zu sehen. Auf italischem Boden war bisher Pompeji das einzige Beispiel, das grundlegend geworden ist für alle Studien über antiken Städtebau überhaupt: die Erforschung von Ostia wird dazu wichtige Ergänzungen bieten, die schon durch die großen Verschiedenheiten beider Städte bedingt sind. Die campanische Küstenstadt ist auf einem vulkanischen Hügel erbaut, dessen mannigfache Unregelmäßigkeiten bei der Tracierung des Straßennetzes Berücksichtigung erheischten; und wenn sich auch planmäßige Anlage namentlich im nordwestlichen Teile der Stadt mit seinen parallelen Straßen in der Richtung von Nord nach Süd zu erkennen gibt, so werden diese parallelen Straßen von den Seitengassen in ganz verschiedenen spitzen oder stumpfen Winkeln geschnitten, und ein regelmäßig

rechteckiger Häuserblock ift in ganz Pompeji kaum vorhanden. Die Entftehungszeit der Gebäude von Pompeji verteilt sich auf ein halbes Jahrtausend, und den Bau von Privathäusern können wir durch mindeftens drei Jahrhunderte, vom zweiten vorchriftlichen bis zur Zerftörung der Stadt im Jahre 79, in ftetiger Entwicklung verfolgen.

Ganz anders in Oftia. Hier liegt die Stadt mitten in der Ebene, und die Geometer, welche das Straßennetz zu entwerfen hatten, konnten ihm eine Regelmäßigkeit geben, die an die Gassen des römischen Lagers und an die ausnahmslos rechtwinkligen Häuserblocks moderner amerikanischer Städte erinnert. Die oberfte Gebäudeschicht ferner scheint zum großen Teile entftanden um die Wende des erften und zweiten Jahrhunderts n. Chr., setzt also da ein, wo Pompeji aufhört. Weiter hat die Bautätigkeit durch das ganze zweite, dritte und vierte Jahrhundert fortgedauert. Daß Severus und Caracalla das Theater neu gebaut haben, ist bereits erwähnt; aus den Schriftftellern erfahren wir, daß um 270 Kaiser Aurelian in Oftia ein neues, nach ihm benanntes Forum anlegte, und daß sein Nachfolger Tacitus der Gemeinde Oftia hundert Säulen aus Giallo antico, wir wissen nicht für welches öffentliche Gebäude, schenkte. Noch im Jahre 375/376 reftaurierten die Kaiser Valentinianus, Valens und Gratianus, wie eine monumentale Inschrift meldet, die sogenannten Thermae maritimae. So bilden die Mauern der oftiensischen Denkmäler eine fortlaufende Chronik für die römische Bautechnik in jenen späteren Jahrhunderten. Doch auch in die früheren Perioden der Stadt können wir allmählich Einblicke tun, und zwar nicht nur in die Schichten aus dem Anfange der Kaiserzeit — etwa von Auguftus bis Claudius — sondern auch in die vorhergehende republikanische Periode.

Freilich sind die Refte des republikanischen Oftia einftweilen meift sehr unscheinbar, so daß sie, mit Ausnahme der Stadtmauern, in unserem vorher gegebenen Überblicke keinen Platz fanden. Die Refte älterer Gräber z. B., welche in ziemlich tiefem Niveau unter der Gräberftraße vor Porta Romana gefunden wurden, haben wieder verdeckt werden müssen, waren auch zum Teil schon im Altertum beim Bau der späteren Grabmonumente zerftört und geplündert. Was von ihrem Inhalt in das Museum gerettet ift — namentlich zahlreiche Elfenbeinreliefs, zum Teil von feiner griechischer Arbeit, die als Belag von Schmuckkäftchen u. dgl. gedient haben mögen — weift nicht über das dritte vorchriftliche Jahrhundert hinaus. Die einzige dort gefundene Münze ift eine griechische, um 200 v. Chr. in Böotien geprägte. Nicht mehr sichtbar sind auch die Refte von Hütten, die innerhalb der Stadtmauer, nicht weit von der Porta Romana, gefunden worden sind. Sie hatten ovalen Grundriß und Wände von Flechtwerk, so wie wir uns nach den Schilderungen der Alten die »Hütte des Romulus« auf dem Palatin vorftellen. Doch müssen wir uns hüten, diese oftiensischen Exemplare in graue Vorzeit hinaufzudatieren: unter den zahlreich dabei gefundenen Scherben war nichts, das älter sein müßte, als das dritte Jahrhundert v. Chr. Spuren von Ansiedlungen aus der frühen Eisen- oder Bronzezeit fehlen bisher ganz. Das republikanische Oftia an der Flußmündung scheint überhaupt jünger zu sein als das Jahr 300 v. Chr., und es ift eine ansprechende Vermutung, daß die Gründung dieser Stadt zusammenhänge mit der einen Markftein in der Ge-

schichte der römischen Seemacht bezeichnenden Einsetzung der vier Flottenquäſtoren (267 v. Chr.). Das schließt nicht aus, daß in der Nähe schon eine ältere Niederlassung exiſtierte, vielleicht hauptsächlich zum Zwecke der Salzgewinnung aus den flachen Strandsümpfen (öſtlich vom Kaſtell), und es iſt wohl möglich, daß Reſte einer solchen bei Ausgrabungen etwas weiter landeinwärts zutage kommen.

Kehren wir nach diesem Ausblick auf ferne Jahrhunderte zu den Gebäuden des kaiserlichen Oſtia zurück, so darf es als ein besonderer Gewinn bezeichnet werden, daß wir hier zum erſtenmal den Typus des römischen Großſtadthauses kennen lernen. Die Vorſtellung von der Einſtöckigkeit des italienischen Normalhauses, wie sie sich an den ungenügend beobachteten alten Ausgrabungen von Pompeji gebildet hatte, iſt freilich selbſt für die campanische Villenſtadt längſt widerlegt. Aber um uns von den vielſtöckigen Wohnhäusern der Hauptſtadt — und aus literarischen Quellen war längſt bekannt, daß in Rom die Privatbauten zu Höhen anſtiegen, die von keiner modernen europäischen Großſtadt übertroffen werden — eine klare Vorſtellung zu bilden, reichten die erhaltenen Baureſte nicht aus. Wohl gaben uns zahlreiche Fragmente des großen, unter Septimius Severus (ca. 205 n. Chr.) in Marmor gegrabenen Stadtplanes die Grundrisse von Häusern und ganzen Quartieren mit außerordentlicher Genauigkeit, aber erhalten waren von solchen Hochbauten nur wenige und unscheinbare Reſte, namentlich solche, die sich an den Abhang der Hügel — Capitol und Palatin — anlehnten. Hier werden die Ruinen von Oſtia, wo an mehreren Stellen die Häuser wie erwähnt bis zum zweiten Stockwerke erhalten sind, ergänzend eintreten. Die Ähnlichkeit der Grundrisse mit denen auf der Forma Urbis iſt schon jetzt überraschend, namentlich die zahlreichen von einander unabhängigen Treppen, von denen jede zu einem Stockwerk führt, charakteriſtisch; manche andere bemerkenswerten Eigentümlichkeiten werden sich bei näherem Studium noch erklären.

Wenn die Tempel, Thermen und Theater von Oſtia uns nicht viel prinzipiell Neues lehren, da wir von diesen Gebäudearten bereits zahlreiche Beispiele im Bereich der ganzen antiken Welt kennen, so wird von einer eingehenderen Untersuchung der Bauten für Hafen- und Handelszwecke, der Magazine und gewerblichen Anlagen noch mancher neue Aufschluß zu erwarten sein. Die Untersuchung der am Ufer des Flusses gelegenen Ruinen dieser Art wird freilich durch den hohen Grundwasserſtand erschwert, soll aber, sobald die Arbeiten im Zentrum der Stadt zu einem gewissen Abschlusse gelangt sind, energisch in Angriff genommen werden.

Alle Bauwerke von Oſtia, öffentliche und private, Wohnhäuser und Gräber, bieten ferner ein reiches Material für das Studium der römischen Bautechnik. Wie grundlegende Resultate die genaue technische Untersuchung der pompejanischen Mauern für die Geschichte der antiken Architektur und Malerei ergeben hat, iſt bekannt: aber dies Material reichte nicht über 79 n. Chr. hinaus, auch waren Rückschlüsse auf die ſtadtrömischen Monumente bei der Verschiedenheit der Bauſtoffe und der Bauart nicht immer zu ziehen. An den Ruinen von Oſtia wird man die Technik römischen Mauerbaues in der Kaiserzeit vom erſten bis vierten Jahrhundert unter ganz besonders günſtigen

Umſtänden ſtudieren können. Für die Entwicklung vom Quaderbau durch das Reticulat mit seinen verschiedenen Spielarten bis zum reinen Ziegelbau werden sich hier genauere chronologische Ansätze gewinnen lassen, die auch für die Datierung ſtadtrömischer Monumente von großer Wichtigkeit werden können.

Was von der Bautechnik gilt, das gilt in ähnlicher Weise auch von der Dekoration; auch hier setzen die Monumente von Oſtia die pompejanischen fort. Freilich auf eine so reiche Ernte an schönbemalten Wänden, namentlich solche mit Figurenbildern, wie sie uns Pompeji geschenkt hat, iſt hier nicht zu hoffen: die reichen Privathäuser in Oſtia ſtammen aus einer Epoche, wo man für elegante Dekoration die Täfelung der Wände mit ausländischem Marmor bevorzugte. Trotzdem werden die Wanddekorationen aus dem zweiten und dritten Jahrhundert, wie sie uns die bisherigen Ausgrabungen geliefert haben und ohne Zweifel noch in größerer Anzahl liefern werden, ihren eigentümlichen Wert für die Geschichte der dekorativen Wandmalerei haben. Schon jetzt beſtätigen sie, was die sehr spärlichen in Rom selbſt erhaltenen Reſte aus denselben Jahrhunderten ahnen ließen, daß die spätere römische Wandmalerei nicht anknüpft an den phantaſtischen in Pompeji zur Zeit des Unterganges herrschenden Stil, den man früher den »pompejanischen« par excellence nannte, und der seit Auguſt Mau's grundlegenden Forschungen als »vierter« bezeichnet wird, auch nicht an den eleganten »dritten Stil« mit seinen reichen, zum Teil ägyptisierenden Ornamenten, sondern daß man vielmehr zurückgriff auf den »zweiten«, den architektonischen Stil: ein Faktum, welches in der Entwicklung der architektonischen Dekoration seine Analogien findet, und für die künſtlerischen Strömungen jener Epoche bezeichnend iſt.

»Hatte der moderne Besucher unter den Trümmern des Campo Vaccino, unter denen Gibbon den Plan zu seinem Geschichtswerke faßte, die nötige Stille und Stimmung vermißt, um über Roms Größe und Untergang nachzusinnen, hier iſt er sicher, beides zu finden« — so schloß vor einem Jahrzehnt H. Nissen die Beschreibung von Oſtia in seiner meiſterlichen »Italienischen Landeskunde«. Heutzutage mag, durch die rüſtige Tätigkeit der ravennatischen Landarbeiter und den energischen Betrieb der Ausgrabungen selbſt, der Pulsschlag modernen Lebens auch in Oſtia etwas fühlbarer sein. Aber von der Größe Roms zeugen um so eindringlicher die Monumente, die vor unseren Augen der Erde entſteigen; und wer sich in die Zeiten des Verfalles, wo die Weltſtadt verödete, oder in die Zeiten der Anfänge, wo die sieben Hügel noch unbesiedelt waren, zurückversetzen möchte, den führt eine kurze Wanderung an den Strand des tyrrhenischen Meeres oder zur Düne, die den herrlichen Pinienwald von Caſtel Fusano begrenzt. Hier verschwindet alles Menschenwerk: das ewige Meer am weſtlichen Horizont, das Albanergebirge am öſtlichen beherrschen den Blick, und unschwer träumen wir uns zurück durch die Jahrhunderte bis dahin, wo der fromme Äneas mit seinen Troern am Geſtade von Lavinium landete. So bietet der Besuch von Oſtia dem Freunde der Geschichte, der Kunſt und der Natur reiche Anregung, und niemand, dem es seine Zeit geſtattet, sollte bei einem Aufenthalte in Rom diesen Ausflug unterlassen.

Jeremias Gotthelf.

Eine Charakteristik.

Von

Harry Maync.

(Schluß)

III. Gotthelf als Künstler.

Gottfried Keller hat es bedauert, daß Gotthelf in so unerhörter Weise sein Licht unter den Scheffel stelle, sich in künstlerischer Beziehung so wenig Rechenschaft von seinem Tun und Lassen gebe. So richtig das ist, so muß man doch immer wieder betonen, daß Gotthelf auf Künstlertum gar keinen Anspruch erhebt und derartige Forderungen oft recht unzweideutig und unwirsch abgelehnt hat; zum Teil macht er dabei freilich wohl aus der Not eine Tugend. Er könnte schon als bewußter Künstler arbeiten, aber es fehlt die Geduld, der Sinn für nimmermüdes Feilen; gleich Nietzsche an einer Seite Prosa wie an einer Bildsäule zu arbeiten ist durchaus nicht seine Sache. In einem Brief an Freund Fröhlich vom Dezember 1845 führt er aus: »Das Schaffen ist mir keine schwere Arbeit, es ist mir fast Bedürfnis; es ist nicht bloß das Schaffen Bedürfnis, sondern zu schreien in die Zeit hinein, zu wecken die Schläfer, den Blinden den Star zu stechen. An schriftstellerische Bedeutsamkeit denke ich nicht, an abgerundete, gewichtige Meisterstücke, gerundet mit kunstreicher Hand, ebensowenig; ich glaube: das solle ich sagen, und darum sage ich es, und wessen das Herz voll ist, dessen läuft der Mund über. Ich fühle gar wohl, daß das keine Rechtfertigung ist, aber denn doch, wenn auch nicht eine Entschuldigung, so doch eine Erklärung. Aber es ist eine gewisse Hast in mir, welche immer glau morgen sei kein Tag mehr, und v die andern nicht täten, das liege all an mir.« Und auch in seinen Roman selbst betont Gotthelf wohl, so in d »Käserei in der Vehfreude«, daß d kein Dichter schreibe.

Hebbel und Otto Ludwig, Keller ur Freytag, Spielhagen und Heyse habe mit Vorliebe theoretisiert, sind gern de Handwerksmäßigen ihrer Kunstübun nachgegangen. Bei Gotthelf findet sic davon keine Spur, und so ist denn auc sein Urteil über künstlerisch-technisch Dinge sehr unsicher. Er macht daraus durchaus kein Hehl. In einem Nachwort zu »Geld und Geist« spricht er offen von den technischen Mängeln seiner eigenen Bücher und nennt seinen Kopf »ungeordnet, unorganisiert«; dieser Kopf treibe allerlei, einem neu aufgebrochenen Acker gleich, dessen wilde Triebe nicht gezähmt und geregelt worden. Und in einem Brief an Karl Bitzius vom Jahre 1839 erklärt er, er wisse wohl, daß er »in formeller Hinsicht ganz besonders große Mängel habe«; er habe durchaus keine schriftstellerische Bildung und lasse sich derart fortreißen, daß er wenig mehr ändern könne. So fehlt ihm denn auch oft jedes sachliche Urteil über den Wert seiner Schriften. Noch nie, gesteht er im Hinblick auf seinen »Silvestertraum« an Fueter, habe er etwas geschrieben, das ihm nicht jemand durchgesehen und im allgemeinen beurteilt habe: »denn ich selbst weiß nie, ob etwas dumm oder

recht ist«. War er doch z. B. von »Geld und Geist« unbefriedigt und hielt sein »Erdbeeri-Mareili« für ganz unbedeutend.

Die technischen Mängel in Gotthelfs Schriften sind denn auch derart mit Händen zu greifen, daß ein allgemeiner Hinweis auf sie genügt. Wie oft fehlt es an der epischen Architektonik! Von der großen Breite im allgemeinen und den häufigen Wiederholungen ganz abgesehen — wie oft vermissen wir die erzählerischen Höhepunkte, eine eigentliche Achse oder Katastrophe, und wie oft sind gerade die Schlüsse übers Knie gebrochen! Durch die Überladung mit Lehrhaftem und mit »beiläufigen« anekdotischen Nebendingen (worin er sogar den alten Fontane noch weit übertrifft) wird oft der Fortgang der Erzählung gehemmt, die Einheit vernichtet, und wie ermüden auf die Dauer die endlosen indirekten Reden! Dazu kommen viele rein sprachliche Nachlässigkeiten und Fehler im Satzbau wie sogar in der Wortbiegung.

Man muß sich einfach entschließen, bei Gotthelf dergleichen ein für allemal zu übersehen, ihn zu nehmen wie er ist. Es steht da mit ihm wie mit dem alten Tolstoi der »Auferstehung«, der seiner ehemaligen großen Künstlerschaft ausdrücklich Valet sagt. Bei beiden sind Dichter und Pädagog so wenig zu trennen wie etwa der Dichter und der Philosoph bei Hamann oder Novalis; beide haben vor allem das Ziel im Auge und achten wenig auf den Weg.

Nur um so erstaunlicher und bewundernswerter ist es, wenn Gotthelf trotz solchen augenscheinlichen Mängeln, gleichsam gegen seinen Willen, doch auch ein so großer Künstler sein kann. Richard M. Meyer bestreitet das freilich und faßt ihn lediglich als Dilettanten, wenn auch den »größten Dilettanten« unserer Literatur auf. Mit Unrecht, denn neben oder vielmehr über dem Künstlertum des bewußten Kunstverstandes gibt es doch noch das Künstlertum des genialen Triebes, und über diesen verfügt Gotthelf ganz unverkennbar in hohem Maße. Zu dem Eindruck des Sorg- und Maßlosen bei ihm gesellt sich doch auch, wie Vetter einmal gut dargelegt hat, auf jeder Seite der Eindruck des Selbstverständlichen, Mühelosen, und eben da haben wir ja höchste und echteste Kunst, wo sie sich selbst ein Geheimnis bleibt, aus unerforschten Tiefen plötzlich ungerufen von selbst ans Licht dringt.

Würden Gotthelfs Bücher, deren Tendenzen heute zum guten Teil veraltet, ja für den nichtschweizerischen Leser vielfach von recht geringem Interesse sind, wohl noch so viel gelesen, wenn sie nicht eben unvergängliche Kunst enthielten, die stärker ist als das Unkünstlerische an ihnen? Wie außerordentlich eindrucksvoll dieser Schriftsteller auch auf uns noch zu wirken vermag, und zwar gleichermaßen auf hoch und niedrig, auf die feingebildete Frau und den einfachsten Mann aus dem Volke, das beweist jede öffentliche Gotthelf-Vorlesung, deren nur viel mehr veranstaltet werden sollten. Im »Schulmeister« spricht Gotthelf einmal von »Büchern, welche man mühselig aus der Feder drückt wie ein Huhn das Ei« und an anderer Stelle von Büchern, die durch den Leser hindurchgehen wie Haberkernenbrühe, die nichts als etwas Schleim hinterlassen: von dieser Art sind die seinigen wahrhaftig nicht. In ihnen tritt vielmehr ein ganzer Mensch von starkem, echtem Korn vor uns hin, ein selbwachsener Schriftsteller, der nicht mühsam leimt und flickt, sondern kraftvoll aus ganzem Holze schnitzt, ein Mann, der mit

warmem Herzen und äußerst regen Sinnen aufmerkend mitten im Leben steht, mitten hineingreift in dieses volle Menschenleben und es interessant gestaltet, wo immer er es anpackt.

Kein Geringerer als Gottfried Keller, der Sachverständigste und gewiß nicht günstig Voreingenommene, hat in bezug auf Gotthelf das oft angezogene Wort gesprochen, daß er »ohne alle Ausnahme das größte epische Talent war, welches seit langer Zeit und vielleicht für lange Zeit lebte«, ein »großes episches Genie«, wie er wenige Zeilen später wiederholend bekräftigt. Dabei wird es sein Bewenden haben. Ja für uns ist wohl eher als Keller, den Heyses »Dichterprofile« so getauft haben, Gotthelf »ein Shakespeare der Novelle«, wie denn übrigens auch sein Kopf, namentlich in der Stirngegend, eine gewisse Ähnlichkeit mit Shakespeare aufweist. Epischer Natur ist ja überhaupt der Geist der schweizerischen Poesie, trotz Niclas Manuel, in dessen Dramen ein starker epischer Grundzug unverkennbar ist; auch die lebende Schweizer Dichtung gipfelt ja in einem großen Epiker, in Carl Spitteler.

Gotthelfs epische Größe zeigt sich vor allem in ihrer großen Einfachheit und Geradlinigkeit. Mit Recht hat man z. B. seine Schilderung des Hornusserfestes in »Uli der Knecht« als klassisch bezeichnet. Er bedarf keiner »großen« Stoffe und Handlungen, keiner bedeutenden und tiefen Persönlichkeiten, um dichterisch zu ergreifen. Nur ein einziges neues und eigenartiges Stoffgebiet hat er behandelt, die Dorfgeschichte, und immer wieder dieselben bäuerlichen Typen dargestellt. Er braucht nicht durch technische Meisterschaft und neue Formen zu glänzen, durch unkünstlerische Spannung zu blenden. Nicht feinmaschig, sondern schlicht sind seine Handlungen, nicht kompliziert, sondern einfach seine Menschen. Lebensläufe nach aufsteigender Linie (um einen Hippelschen Romantitel heranzuziehen) und solche nach absteigender Linie sind die meisten seiner Erzählungen, das Gellertsche »Er lebte, nahm ein Weib und starb« ist vielfach ihr Inhalt. Geburt und Grab, Hochzeit und Kindtaufe sind die äußerlichen Höhepunkte dieser Epik. Aber alles das schildert er nicht in strichelnder Stifterscher Kleinkunst, sondern in den einfach großen Umrißlinien homerischer Epik. Die Handlung seiner Erzählungen ist nicht so interessant zugespitzt wie die der Auerbachschen Dorfgeschichten, sondern viel schlichter und alltäglicher. Die eigentliche Handlung ist mehr nach innen verlegt. Die psychologische Wahrheit der Charaktere und die greifbare Anschaulichkeit ihrer Umwelt machen Gotthelfs hohe Bedeutung aus. Und sind es auch kleine, in jeder Hinsicht begrenzte Verhältnisse, in die er uns führt, so wird der Blick doch stets auch auf das Große, Allgemeine, auf das Ewig-Bedeutsame gelenkt, das Großen und Kleinen in der Welt gemein ist. Das Wilhelm Raabesche Leitwort: »Hab' acht auf die Gassen, blick' auf zu den Sternen« gilt auch für ihn.

Die »tiefe und große Einfachheit« Gotthelfs stellt Keller wiederholt größter vergangener Dichtkunst an die Seite. Er setzt einmal die poetische Stimmung, die Gotthelfs einfache Werbegeschichten im Leser auslösen, über diejenige, die ihm die Lektüre Petrarkas bereite, und bemerkt ein anderes Mal, an Dichte und Innigkeit liege in jeder Gotthelfschen Erzählung das Zeug zu einem »Hermann und Dorothea«. Mehrmals vergleicht er den Schweizer mit Homer; viele Züge könnten ebensowohl dreitausend Jahre alt sein wie nur eines.

In seinem letzten, kurz nach Gotthelfs Tode verfaßten Aufsatz rühmt Keller es besonders beredt als den »seltenen Vorzug unseres Mannes, daß er seinen Stoff immer erschöpft und entweder mit einer zarten und innigen Befriedigung oder mit einer starken Genugtuung zu krönen versteht, mit einer Befriedigung von solcher ursprünglichen beseligenden Tiefe, daß sie mit der Erkennungsszene zwischen Odysseus und Penelope aus einem und demselben Quell zu perlen scheint«. Und in der Tat, die Worte, mit denen er z. B. in »Geld und Geist« das Wesen der guten Berner Bäuerin zeichnet, passen sie nicht ebenso gut auf eine Homerische Fürstin: »Es ist auch eigentlich die alte, echte Hausfrau, welche das Feuer anzündet im Hause des Morgens und am Abend es löscht; sie ist des Feuers Herrin und das Feuer ihr Diener, sie ist des Hauses Priesterin, sie wahret, sie brauet des Hauses Segen auf ihrem Herde. Es ist etwas wunderbar Ehrwürdiges und Altertümliches in diesem Beherrschen des Herdes, diesem Schalten und Walten mit dem Feuer, der wahren Hausfrau eigentümlichste Pflicht.« Homerisch schildert Gotthelf das unverrückbar feste Herkommen in seinen Bauernhäusern, die großen typischen, sich immer ebenso wiederholenden Ereignisse im Leben ihrer Bewohner, die überlieferten nachbarlichen Dorffeindschaften oder die großen feierlichen Familienbesuche, die man zu Wagen einander abstattet, zumal wenn man eine Verschwägerung der Häuser im Auge hat. Homerisch mutet auch die Rolle an, die bei Gotthelf oft dem Hofbrunnen als Treffpunkt besonders der Liebesleute zugewiesen wird, so in den beiden letzten Kapiteln von »Uli der Knecht«. Echt episch zieht er gern alte Volkssagen in breiter Ausspinnung in seine Erzählungen hinein, und seine Werke sind eine rechte Fundgrube für die schweizerische Volkskunde. Homerisch ist er, wenn er im 19. Kapitel von »Uli der Pächter« zwei einander bekämpfende Gewitter mit zwei Ringern vergleicht, die einander drängen auf dem Ringplatze ringsum, bald hierhin, bald dorthin. Homerisch sind vollends die gehäuften durchgeführten Vergleiche, durch die in »Käthi die Großmutter« die Gewalt der Überschwemmung bezeichnet werden soll: »Wenn ein Löwe dahertrabt mit donnerndem Brummen, sich duckt und in wildem Satze auf den Wanderer einspringt, da zuckt wohl der Schreck, einem Blitzstrahl gleich, durch dessen Glieder, und ehe die Gedanken ihm kommen, hat er den Tod gefunden« usw.

Zuweilen offenbart sich aber auch eine auffallende Verwandtschaft des Gotthelfschen Künstlertums mit dem Kellerschen. Wer denkt nicht an den Eingang der »Leute von Seldwyla«, wenn Gotthelf im 19. Kapitel von »Uli der Knecht« anhebt: »Frevligen ist ein großes Dorf, in ebenem Lande, reich an Feldern und Wäldern; eine Heerstraße zieht sich durch dasselbe, und schöne Bäche bewässern es; viel Reichtum ist dort, aber auch viel Übermut. Die Leute können notdürftig lesen und schreiben, haben Bildung, darum sind sie auch grenzenlos einbildisch. Weil sie vom A bis Z alle Buchstaben geläufig kennen, so meinen sie, sie kennten auch alle Dinge im Himmel und auf Erden, sprechen daher mit weiten Nasenlöchern, den Hut auf der Seite und die Hand am Geldsäckel, über himmlische und irdische Dinge ab, daß Funken davon fahren, als ob die sieben Weisen Schnuderbuben gegen sie wären und jeder von ihnen eine lebendige herumwandelnde

Universität mit allen vier Fakultäten und den sieben freien Künſten im Leibe« usw. Und neben solchen Geſamtcharakteriſtiken ſtehen gleichfalls ganz Kellerisch anmutende Einzelcharakteriſtiken wie (im 21. Kapitel desselben Romans) die des Baumwollenhändlers, der lebhaft an John Kabys, den »Schmied seines Glückes« erinnert. Vor allem aber bedeuten Gotthelfs künſtlerisch wohl am höchſten ſtehende kleinere Erzählungen wie »Elsi, die seltsame Magd« (bezeichnenderweise Kellers Liebling) den hiſtorischen Übergang zu Kellers künſtlerischem Realismus.

Lange vor Guſtav Freytag hat Gotthelf das deutsche Volk da aufgesucht, wo es nach Julian Schmidts bekanntem Wort in seiner Tüchtigkeit zu finden iſt, bei seiner Arbeit. Freytag hat den Bürger bei seiner Arbeit aufgesucht — den Kaufmann, den Gelehrten —, Gotthelf den Bauern.

Immermann beweiſt seine gute Kenntnis des weſtfälischen Bauern, wenn er bei der Darſtellung der großen Hochzeit im Oberhofe in einer satirischen Einlage den »vornehmen Herrn vom Hofe« lächerlich macht, der sich so unglücklich beim Landvolk einzuschmeicheln sucht und die »ehrlichen Landleute«, ihr Wesen völlig verkennend, »gemütliche, von jeder Fessel der Konvenienz entbundene Naturmenschen« nennt. Wie Immermanns Bauern, so sind auch diejenigen Gotthelfs weit entfernt von Geßners ſtilisierten Fabelwesen oder Auerbachschen Kulturzwittern. In »Zeitgeiſt und Berner Geiſt« erklärt er einmal: »Benz war nicht sentimental, er war ein Berner Bauer. Diese leben mit der Natur zusammen treu und fleißig, ungefähr wie verſtändige Ehemänner mit ihren Weibern; Ehemänner schwärmen bekanntlich selten für ihre Weiber, und wenn sie verſtändig sind, freuen sie sich mehr über ihre Tugenden als ihre Schönheiten.« Gotthelf übertrifft Immermann noch weit an genaueſter Kenntnis der Bauernseele und in der Fähigkeit, bis ins kleinſte charakteriſtische Bauerngeſtalten in wahrhaft verblüffender Echtheit auf die Beine zu ſtellen. Auch er weiß aus langjähriger Erfahrung, daß die Interessen der Bauern in erſter Linie materieller Natur sind, er kennt ihren zähen Konservatismus und sein unverrückbares Zeremoniell, ihr diplomatisches Hinter-dem-Berge-halten, ihre Verschmitztheit und ihre Ränkesucht. In allen Spielarten ſtellt er sie vor uns hin, die Bösen und die Guten, wie sie die Sonne bescheint. Da iſt der habliche Hofbesitzer, eine Art absoluter Monarch, und der hochmögende Ammann, der Vertreter einer allmächtigen Beamtenariſtokratie; da sind die Dienſten vom gewichtigen Meiſterknecht bis zum armen verprügelten Güterbuben herunter. Daneben ſtehen die geborenen Bauernsöhne, die jungen Dorfmagnaten, die als »Nachtbuben« eine Art Fehmgericht pflegen, und ferner die Alten, Abgetretenen, die abseits im Stöckli ihr Altenteil haben und gar sehr von dem guten Willen des Söhniswybs abhängen. Dazu kommen dann die aus anderen Schichten des Volkes ins Dorf verschlagenen Personen: der Pfarrer und der Arzt, die Agenten und die Hausierer.

Aber die Frauen spielen bei Gotthelf doch eigentlich immer die Hauptrolle. Wie bei Keller so oft und wie im »Oberhof« sind sie vielfach die Führenden, die Ausschlaggebenden. Für manche dieser »regierenden Bäuerinnen«, die den »großen Weibern« in Otto Ludwigs »Heiterethei« entsprechen, iſt der Mann nur noch ein notwendiges Übel, ein Gegenſtand beſtändigen Scheltens und Absprechens. Der ſtärkſte, der männlichſte Mann iſt der beſte Frauenkenner,

nicht der ſelbſt weiche, frauenähnliche. Wie gut ſich Gotthelf gerade auf die Frauen verſtehe, hat wieder der beſte Kenner, hat Gottfried Keller hervorgehoben; »die Liebesverhältniſſe«, ſagt er z. B., »ſind überaus fein und meiſterhaft angelegt«. Und in der Tat, Gotthelf beherrſcht mit vollendeter Meiſterſchaft die ganze Stufenreihe, von der böſen Sieben (wie dem Eiſi in der »Käſerei«) herunter, in deren Darſtellung er mit Hans Sachs wetteifert, bis zu den zarteſten und lieblichſten Jungfrauengeſtalten eines Meyeli oder Mädeli. »Und vorzüglich die Ehe«, bemerkt Keller an anderer Stelle, »das Zuſammenleben und ⸗wirken von Mann und Frau, ihr gemeinſchaftliches Arbeiten, Dulden, Hoffen, Sorgen und Genießen weiß Gotthelf mit unübertrefflichem Reize zu ſchildern.«

Aber wohl gemerkt, er ſchildert das alles nicht nur, er läßt die Menſchen wahrhaft lebendig vor uns werden in ihrem ganzen Tun und Treiben, in ihrer Liebe wie in ihrem Verhältnis zu ihrer Natur und ihrer ſonſtigen Umwelt: vor allem bei den großen Sichleten (Ernteſchmäuſen) oder den wiederholt äußerſt packend vorgeführten Feuersbrünſten, bei den förmlichen Brautwerbungen (bei denen niemandem einfällt, nach der Liebe zu fragen) oder bei den oft ergreifend dargeſtellten Sterbeſzenen. Dieſe Menſchen alle in ihrer feſten Bodenſtändigkeit ſind eins mit ihrem Grund und Boden, aus dem ſie ſämtlich organiſch hervorgewachſen ſind. Dennoch weiß Gotthelfs Darſtellung nichts von Eintönigkeit und Schablone. Soviele Bauern und Bäuerinnen uns bei ihm entgegentreten, und ſo ähnlich ſie einander vom ſtändiſchen und nationalen Geſichtspunkt aus erſcheinen, keines iſt doch dem andern gleich, bei allem Typiſchen beſteht doch ein großer Reichtum im Individuellen, und wir bewundern die erſtaunliche Kunſt der Abtönung bei dieſem großen Menſchenkenner, der ein großer Menſchenbeobachter war und meiſt, wie vielfach bezeugt iſt, nach lebenden Urbildern gezeichnet hat. Wie charakteriſtiſch in ihrer ganz perſönlichen unſympathiſchen Eigenart ſind etwa Joggeli im »Uli« und Peterli in der »Käſerei«, die Manuel als Therſitesfiguren anſpricht, oder in dem letztgenannten Roman das Geſindel der Eglihannes und Katzenmani, wie dringt die Charakterſtudie des Branntweinſäufers Durſli in tiefſte pſychologiſche Tiefen, oder wie lebenswahr iſt die problematiſche Natur der Anne Bäbi Jowäger durchgeführt!

Gotthelfs Geſamtkunſtwerk ſtellt wirklich eine ſchier vollſtändige Volkskunde und Kulturgeſchichte der Schweiz dar, und vor allem finden die Schweizer bei ihm das »Heimelige«, d. h. (ſo wird es einmal im »Käthi« umſchrieben) »das unbeſchreibliche Behagen, daheim zu ſein, daheim bleiben zu können«, übrigens ein Zug, den die Schweizer nicht, wie ſie vielfach zu glauben ſcheinen, für ſich gepachtet haben, ſondern der allen deutſchen Stämmen — man denke an Storm, Raabe, Mörike, Stifter, Fontane — gemein iſt.

Das Reich der poetiſchen Stimmung betritt Gotthelf vor allem in ſeinen Naturſchilderungen; auch ſie bezeugen den großen, den geborenen Epiker. Meiſt ſind ſie knapp und dem Gange der Erzählung organiſch eingefügt. Mit wenigen ſicheren Strichen, impreſſioniſtiſch hingeſetzt, malt Gotthelf anſchauliche Bilder, und was ſeine Worte dabei noch beſonders auszeichnet, iſt ein überaus glücklicher Rhythmus der Satzgefüge. Man nehme etwa folgende Abendſtimmung: »Draußen flimmerten die Sterne im dunkelblauen Grunde,

weiße Nebelwölkchen schwebten über feuchten Matten; einzelne Streifen hoben neugierig an Talwänden sich auf; laue Winde wiegten das matte Laub; hie und da läutete eine auf der Weide vergessene Kuh ihrem vergeßlichen Meister; hie und da schickte ein übermütig Bürschchen sein Jauchzen weit über Berg und Tal.« Zuweilen aber wachsen solche Naturschilderungen sich zu breiteren Prachtstellen aus, die um ihrer selbst willen da sind, während deren die eigentliche Erzählung gleichsam den Atem anhält. Wie Gotthelf indessen auch Handlung und Schilderung kunstvoll zu verschlingen weiß, zeigt etwa die virtuose Darstellung des Gewitters im 17. Kapitel von »Uli der Knecht«: eine wahre Symphonie der Naturgewalten, die packenden Realismus mit dem pathetischen Idealismus der Klopstockschen »Frühlingsfeier« paart und irdisches und himmlisches Geschehen kunstvoll ineinander greifen läßt: »Draußen fing es an zu winden; die Wolken flogen am Himmel . . . die Vögel suchten die Gebüsche; die Fische sprangen nach Mücken; Windspiele rissen hoch in die Lüfte bald Heu, bald Staub. Draußen hastete Uli, Heu soviel möglich einzubringen . . . der Wind riß das Heu von den Gabeln; die Mähnen der Pferde flogen im Winde; die Heulader flogen den Walmen nach; die schönen Recherinnen sputeten sich wie flüchtige Rehe, in hochgefüllten Fürtüchern das Zusammengerechete nachtragend. 'Häb-di!' scholl es von unten herauf; die mächtigen Rosse jagten im Trabe; die Heraufgeber sprangen nach, warfen mitten im Laufe Gabeln voll auf den Wagen, die der kundige Lader auf den Knien mit ausgebreiteten Armen empfing. Schwere Tropfen rauschten; der Wind stieß heftiger, nach dem Bindbaum sprang einer; im Hui war er auf dem Fuder; mit dicken Wellenseilen wurde er niedergeschnürt; flink eilten die Recherinnen um das Fuder, kämmten es glatt. Da jagte das Wetter heran; es glitzerte der schwere Regen; es krachte aus den schwarzen Wolken; Staub stob weit dem Regen voran. Die mächtigen Rosse flogen weit ausgreifend, aber durch Ulis sichere Hand geleitet, der Scheune zu. Mit den Gabeln auf den Achseln rannten die Heuer nach, und mit den Fürtüchern über Achseln oder Kopf formierten den flüchtigen Nachtrab die lustigen Heuerinnen, die unter Lachen und Schäkern sich schüttelten unter sicherem Dache. Da platzte der Regen herab in ungemessenen Strömen; es zuckte die Glut des Blitzes durchs dunkle Tenn; hart klepfte es über dem Hause. Ängstlich und andächtig stund das Gesinde im Schopf; es wußte, der Herr rolle nahe über seinen Häuptern weg. Es dunkelte; man rief zum Essen; schwarz war es noch am Himmel; aber der Regen rauschte sanfter, der Donner rollte ferner« u. s. f.

Diese seine Welt, die er so sicher erschaut und in ihren wesentlichen Zügen aufgefaßt hat, stellt Gotthelf mit einer Gegenständlichkeit, Anschaulichkeit und Treffsicherheit des Ausdrucks dar, die ihn den größten Stilisten aller Zeiten zugesellt. Auf dem Sehen einerseits, dem Sehenmachen anderseits beruht auch sein Künstlertum. Dabei geht seine Darstellung vor allem auf rücksichtslose Wahrheit in der Wiedergabe des Geschauten aus. Verschönerndes oder abschwächendes Idealisieren und Stilisieren ist ihm fremd, jede sentimentale Umhüllung oder Aufhöhung, wie sie z. B. Auerbach fast zur zweiten Natur geworden, ist ihm verhaßt. Er ist der Vater jenes Realismus, in dem die deutsche Literatur des 19.

Jahrhunderts gipfelt, der Vorläufer eines Otto Ludwig und Guſtav Freytag, Keller und Fontane, Storm und Raabe, einer Kunſt also, der das Charakteriſtische höher ſteht als das Schöne. Ludwigs bekanntes Leitwort: »Wir müssen die Sache selbſt und in ihrer eigenen Sauce geben« iſt auch das seine. Wie oft spottet er nicht über die Empfindsamkeit geschminkter Romane, die alles mit ihrer süßlichen Universalsauce übergießen! Wie bezeichnend wird in der »Käserei« die Liebesszene zwischen Felix und Änneli eingeleitet mit einer Landschaftsschilderung, die alle herkömmlichen Zutaten jener verlogenen Art ironisch bei Seite schiebt, um einen viel wirksameren gesunden Realismus an die Stelle zu setzen: »Der Abend war eben nicht für Liebesabenteuer eingerichtet, wie man sie sonſt zu beschreiben pflegt. Es flöteten keine Nachtigallen im Busche, es murmelten die Bächlein nicht, es zirpten die Grillen nicht, der Mond goß sein silbernes Licht nicht auf die Erde, die himmlische Sichel schiffte nicht im Blau der Lüfte, es säuselten keine lauen Abendwinde. Es ging eine handfeſte Bise und trieb das abgefallene Laub herum; grau war der Himmel, die Erde hatte ihr Hochzeitskleid, das Blumengewand, abgelegt und machte ein Gesicht wie ein neunundneunzigjähriges, runzelhaftes Mütterchen. Einzelne melancholische Krähen hüpften bedächtig von Furche zu Furche oder ſteckten trübselig den Kopf zwischen die Schultern, als ob sie an den kommenden Schnee dächten und eine Predigt darüber ſtudierten. Struppichte Spatzen bewegten sich im Busche und hungrige Gilbrichte flatterten über den Weg, sahen sich nach etwas Eßbarem um, welches Roß oder Kuh fallengelassen.«

Man ſtreitet darüber, ob Gotthelf als Naturaliſt oder als Realiſt aufzufassen sei, ein Streit, der nicht beigelegt werden kann, ehe man sich über diese beiden Begriffe, die heute trotz Otto Ludwigs theoretischer Scheidung vielfach noch ziemlich wahllos durcheinander gebraucht werden, klar und einig geworden iſt. Von dem »konsequenten Naturalismus«, z. B. eines Zola, iſt wohl jedenfalls Gotthelfs Kunſt, trotz manchen Ansätzen und Berührungen, ihrem innerſten Wesen nach verschieden, schon weil sie infolge ihrer tendenziösen Zwecke einen idealiſtischen Einschlag bekommt, vor allem aber durch das subjektive Element des Humors, und so hat Rudolph*) wohl mit Recht die Ausführungen von Adolf Bartels**) abgelehnt, der Gotthelf zum Vater des Naturalismus ſtempelt.

Der Naturaliſt will, wenigſtens seiner Theorie nach, nichts als ein Stück Natur wirklichkeitsgetreu in womöglich sämtlichen Einzelzügen kopieren; sein Ziel iſt das, was Goethe im Gegensatz zu Manier und Stil »einfache Nachahmung der Natur« nennt. Demnach wäre auch Gotthelf ein Naturaliſt, wenn Kellers Charakteriſtik seiner Art durchaus zu Recht beſtände: »Er ſticht mit seiner kräftigen scharfen Schaufel ein gewichtiges Stück Erdboden heraus, ladet es auf seinen literarischen Karren und ſtürzt denselben mit einem saftigen Schimpfworte vor unsern Füßen um. Da können wir erlesen und untersuchen nach Herzensluſt. Gute Ackererde, Gras, Blumen und Unkraut, Kuhmiſt und Steine, vergrabene köſtliche

*) Friedrich Rudolph, Die Welt des Sichtbaren in ihrer Darſtellung bei Jeremias Gotthelf. Baseler Dissertation 1906.

**) Adolf Bartels, Jeremias Gotthelf (Leipzig und Berlin 1902) und derselbe in der Einleitung zu seiner Gotthelf-Ausgabe in der Hesseschen Klassiker-Bibliothek.

Goldmünzen und alte Schuhe, Scherben und Knochen, alles kommt zutage, stinkt und duftet in friedlicher Eintracht durcheinander.« Aber ist das wirklich die Theorie und Technik der Gotthelfschen Erzählungskunst? Gibt er in der Tat jedes Stück Wirklichkeit mit der objektiven Treue des photographischen Apparates wieder, oder nicht vielmehr als subjektive Persönlichkeit, als gestaltender Künstler? Er denkt gar nicht daran, alle Einzelzüge eines Wirklichkeitsausschnittes reportermäßig zu sammeln und sie alsdann mit peinlicher Genauigkeit beschreibend zu buchen, wie das Zola gegenüber den Hallen und Warenhäusern von Paris, den Bergwerken des »Germinal« getan hat. Gotthelf gibt vielmehr stets nur eine subjektive Auswahl besonders charakteristischer Züge, die freilich sämtlich objektiv der Wirklichkeit entnommen, nicht etwa idealistisch in sie hineingetragen sind. Das künstlerisch bewußte Weglassen untergeordneter, ablenkender Einzelzüge unterscheidet aber den Realisten vom Naturalisten, und so rückt Gotthelf neben Gottfried Keller, von dem seine Kunstübung nur dem Grade, nicht der Art nach verschieden ist. So wenig wie Keller ist er ein bloß beschreibender Dichter; auch er verzichtet wie Keller auf möglichst vollständige Aufführung der Einzelheiten, bedient sich vielmehr nach Art des künstlerischen Realisten einzelner Hauptzüge, die besonders kennzeichnend sind, und wirkt so viel stärker auf die Anschauung des Lesers, der sich zur künstlerischen Mitarbeit aufgefordert sieht. Man hat richtig beobachtet, daß Gotthelf nirgends eine Landschaft, ein Bauernhaus, eine Person, die Landestracht einer Frau u. dgl. mehr mit sachlicher Vollständigkeit zusammenhängend beschrieben hat. Übersehen hat er nichts von allem, irgendwo in seinen Werken kommt auch die kleinste Einzelheit einmal zur Sprache, aber ein naturalistisch-photographisches Gesamtbild solcher Dinge erhalten wir nur durch Zusammentragen aller dieser Einzelzüge aus Gotthelfs sämtlichen Werken. Er fühlt, Vollständigkeit ist der Tod jeder wahren Kunst, wie sie der Tod jeder wahren Wissenschaft ist, und dieses triebhafte Gefühl, dem er folgt, macht ihn eben zum Künstler. Was kümmert ihn der zufällige Einzelgegenstand, er holt aus der erdrückenden Masse des Vielfältigen das Typische heraus, es realistisch erfassend und darstellend. Alles, was er gibt, ist Wirklichkeit, aber er gibt nicht alle Wirklichkeit, die er sieht.

Daß Gotthelf in der Darstellung solcher Wirklichkeiten, die das geläutertere Künstlertum auch des Realisten im allgemeinen lieber beiseite läßt, viel weiter geht als z. B. Otto Ludwig oder Keller, macht ihn noch nicht zum Naturalisten. Denn das Wesen des Naturalismus besteht eben nicht einfach an sich in der Ausführung des Satzes Naturalia non sunt turpia. Als großer und wesentlicher Bestandteil der Welt, den der Wirklichkeitsschilderer gar nicht übersehen darf, kommt bei Gotthelf auch der Schmutz und zwar der Schmutz in jeder Form zu einem Rechte, das ihm Keller und Fontane nicht entfernt einräumen. Für seine überwiegend praktischen Zwecke erschien Gotthelf dieser Schmutz vollends unentbehrlich in seiner Schriftstellerei, und Karl Bitzius (Brief vom 5. Dezember 1838) gab ihm darin recht: »Wenn man nicht bloß schön sein, sondern auch nützen will, so muß man manches Schmutzige angreifen; und wer nicht bloß eine theoretische Abhandlung von der Häßlichkeit des Lasters

schreibt, sondern dem Unerfahrenen eine praktische Anleitung zu geben sucht, wie er sich vor demselben zu bewahren habe, der darf die Schliche des Versuchers nicht mit einem geheimnisvollen Dunkel bedecken, sondern muß den Vorhang keck wegreißen, damit die Gefahr erkannt wird. Mindestens sollten Männer von Bildung, wenn sie auch diese Ansicht nicht teilen, über solche ihnen anstößige Einzelheiten in einem Buche, dessen Tendenz und Nutzen im ganzen sie anerkennen, sich leichter wegsetzen können, als hier [es handelt sich um den »Schulmeister«] . . . geschehen zu sein scheint.«

Den Vorwurf, daß er Freude am Schmutz habe, lehnte Gotthelf ab. Und jedenfalls stellt er den Schmutz nicht um seiner selbst willen dar, ist, im Gegensatze zu manchem Vertreter des konsequenten Naturalismus, kein Schmutz- und Elendsmaler aus Grundsatz; die vielen Stellen in seinen Büchern, die das Schöne und Liebliche, das Hohe und Edle darstellen, widerlegen solche Meinung zur Genüge.

Von dem Dorfgeschichtenschreiber Auerbach haben wir das bezeichnende Wort: »Den Mist an den Stiefeln schreib' ich nicht mit ab.« Bei Gotthelf spielt bekanntlich der Mist eine besonders große Rolle, dieselbe, die er im Bauernleben tatsächlich spielt. »Was Mist gibt, geht über Zucker«, lesen wir einmal in »Käthi, die Großmutter«. Und so verschweigt denn Gotthelf auch keineswegs, daß seine Bauern »auf der Brust ein Heer von Suppen- und Milchtropfen und an den Zwilchhosen Kühdreck« haben (»Bauernspiegel«, Kap. 12). So verhält sich denn eine Auerbachsche Dorfgeschichte zu einer Gotthelfschen etwa wie ein Defregger zu einem Ostade, und der liebenswürdige bernische Genremaler Anker gilt mit Unrecht als der geborene Illustrator Gotthelfs, an dessen Kraft und Größe er nicht von fern heranreicht.

Unmittelbare Vorgänger seiner derb realistischen Art finden wir gerade in Gotthelfs Vaterlande. Walzel*) hat gezeigt, wie die vorurteilslose Wirklichkeitsfreude ein Grundzug gerade des schweizerischen Wesens und des schweizerischen Schrifttums ist. Er zieht die zu Gotthelf führende Linie und verweilt bei Hirzels »Wirtschaft eines philosophischen Bauern«, Pestalozzis »Lienhard und Gertrud«, Ulrich Bräkers »Armem Mann im Tockenburg«, bei Hegeners Roman »Salys Revolutionstage« und Hebels »Alemannischen Gedichten«. Diese Wirklichkeitsfreude wird nun freilich bei Gotthelf hie und da zu einer Lust am Unflätigen, die den künstlerischen Wert seiner Werke denn doch zu schädigen geeignet ist; er gemahnt manchmal geradezu an den deutschen Grobianismus des 16. Jahrhunderts. Die unaussprechlichsten Körperteile werden mit Vorliebe und bei den niedrigsten Namen genannt, ihre Verrichtungen mit nicht selten geradezu abstoßender Deutlichkeit und Ausführlichkeit beschrieben, und bei allen ausgesprochenen derben Eindeutigkeiten muß Gotthelf auch noch oft zu — doch nur scheinbar verschleiernden — Abkürzungen und Pünktchen greifen.

Die Szene im »Schulmeister«, in der die Dorfdirne den Helden zu verführen sucht, erregte starken moralischen Anstoß; im allgemeinen aber ist es weit mehr der ästhetische Geschmack, der zuweilen auf harte Proben gestellt wird, namentlich in der »Käserei« und in den »Fünf Mädchen«. Im »Bauernspiegel«

*) Oskar Walzel, Die Wirklichkeitsfreude der neueren Schweizer Dichtung (Stuttgart und Berlin 1908).

heißt es von der Meisterjungfer Mareili: »D'Erdöpfelbitzli, wo sie hüt—e—morge kochet heig, heige g'chüehdreckelet, daß es eim ganz erschüttet heig; me heigs wo witem g'schmöckt, daß der Melcher bi're g'lege syg.« Und berühmt ist die Szene in »Uli, der Knecht«, wie Stini ins Mistloch fällt und, mühsam heraus-geholt, im erbitterten Zweikampf mit ihrer Nebenbuhlerin Ürsi sich auf dem Boden wälzt; »man kann sich keine Vorstellung machen,« heißt es da u. a., »was das im Scheine der Laterne für ein Luegen war, als die von Jauche triefende Gestalt, in schwarzen Kot ge-hüllt, mit den roten Augen, der blauen Nase, den weißen Lippen so nach und nach aus dem schwarzen Loche tauchte, und schwarze Ströme nach allen Seiten aus ihren Kleidern sich ergossen, bis sie endlich wie ein eigentlicher Dreck-sack auf festen Boden gestellt werden konnte.« In einem andern Roman ver-gleicht Gotthelf die aufgeblasenen Ge-sichter zweier Ringenden mit »Eutern von alten Bergkühen, die zum Kalben stehen«. In der »Käserei« wird ein Wein verzapft, »als hätte man Gülle-wasser über Bocksbart angerichtet und Kässchabete darein gerührt«, und — noch appetitlicher! — im »Dursli« trinkt man »Branntwein, der stank wie Für-füße [Socken], die ein Polizeier sechs Monate lang nur über die andere Nacht ab den Füßen gebracht«. Ein Bauern-mädchen im »Uli« trappet »den Mist mit bloßen Füßen, daß er ihm bis weit über die Stumphosen hinaufspreiset«, und ebenda sagt Stini vom Ürsi, es sei »so—n—es Plätterf., wo nit emal Geld hätte, für Stroh z'chaufe, wenn es ein-mal wischen möchte«. Man stichelt aut die Wirtschaft im Ärgäu, »wo dr Wi eim d'Zäng abfreß und d Rüebe—n— eim der Buuch verderbe und verchälte, daß läng Stück nüt as Ischzäpfe von eim gingen«, und den Melker in der »Vehfreude« drangsaliert die Käsmilch so, »daß er immer die Hosen in den Händen hatte und wenigstens dreimal beiseits und allemal frisch anziehen mußte, ehe er eine einzige Kuh aus-gemolken hatte«. Wir sehen, zimper-lich ist dieser Pfarrer und Volkserzieher wahrhaftig nicht, sondern recht »strub«, und nichts ist ihm zu peinlich, um davon zu sprechen.

IV. Gotthelf als Humorist.

Zum guten Teil dient Gotthelfs das Unflätige so wenig meidende realistische Derbheit der beabsichtigten humoristi-schen oder satirischen Wirkung, es dient also, in Begriffen der Ästhetik ausgedrückt, die Erregung von Unlust letzlich der Erregung von Lustgefühlen. Suchen wir uns die Eigenart von Gott-helfs Humor zu verdeutlichen.

Die Romane Gotthelfs sind nicht wie der »Don Quixote«, der »Tom Jones«, der »Münchhausen« eigentliche humo-ristische Romane, in denen von Haus aus Ziel und Stil auf das Humoristisch-Komische gestellt ist. Bei Gotthelf ist der Humor nicht der Urgrund, aus dem das Ganze erwächst, der weitere Hinter-grund, vor dem sich alles abspielt, nicht das oberste Gesetz, vor dessen Forum alles gestellt, das durchgehende Stim-mungselement, in das alles getaucht ist. Bei ihm ist der Humor vielmehr nur ein einzelner, untergeordneter Gesichts-punkt, der je und je eingenommen wird, eine gelegentliche Stimmung, die hier und da mitunterläuft und sich bald als launige Gutmütigkeit, bald als scharfer Hohn äußert. Sein Humor stellt sich nicht, wie derjenige Lorenz Sternes oder Jean Pauls, als eine überragende ge-schlossene Weltanschauung dar, sondern als ein stellenweises Aufblitzen in

Einzelausführungen. Gotthelfs Romane sind also volkserzieherischen Zielen untergeordnete epische Darſtellungen, die ein urſprüngliches humoriſtisches Temperament reich durchsetzt hat mit allerlei humoriſtisch-komischen Situationen, Vergleichen und anderen Einzelheiten. Ziemlich selten nur, wie in dem windigen Baumwollenhändler des »Uli«, finden wir durchgeführte humoriſtische Typen, wie wir sie höheren Ranges in Sancho Pansa, Herrn Pickwick oder Onkel Bräsig besitzen. Bei Gotthelf ſteht die Charakterkomik hinter der Situationskomik zurück.

Auch seiner ganzen Art nach iſt der Gotthelfsche Humor wesentlich verschieden von dem weichen Empfindsamkeitshumor eines Sterne oder Jean Paul, der letzten Endes auf ein tiefes Mitgefühl mit der leidenden Menschheit zurückgeht, aus einem eigenen Mit-Leiden des Dichters herauswächſt. Gotthelfs Humor führt nicht die lachende Träne im Wappen, er iſt einerseits von objektiverer, anderseits von derberer, er iſt nicht rührender, sondern scherzhafter Natur. Er bleibt vielmehr im bloß Komischen ſtecken, und diese Komik ſtammt nicht aus einem feinen und geiſtreichen Sinn, der sich an einen ebensolchen wendet, sondern seine Komik bevorzugt das Draſtische, das Burleske und Groteske, sie zielt auf das dröhnende Lachen der ungebrochenen Diesseitigkeit ab. Es iſt der urkräftige Humor grobianischer Art, dem »ganz kannibalisch wohl« iſt »als wie fünfhundert Säuen«; er iſt dem Grobianismus eines Rabelais und Fischart, dem derben Witz eines Eulenspiegel oder Abraham a Santa Clara verwandt.

Ein Hauptzug des Gotthelfschen Humors entspricht sogar ganz augenfällig, wie übrigens auch derjenige Balzacs, dem Rabelais-Fischartschen: die groteske Steigerung der Maße ins bewußt Unnatürliche, die komische Übertreibung, die lächerliche Hyperbel, und namentlich in Vergleichen kommt dieser Grundzug massenhaft zum Ausdruck. So wird ein großes, geöffnetes Maul mit dem Urner Loch verglichen, während es von einem andern heißt, es könne den Rheinfall zum Schweigen bringen. Einem alten Küher laufen die Augen über, daß er die Schuhe voll bekommt, und die Glunggenbäuerin im »Uli« muß weinen, daß man die Hände hätte waschen können unter ihren Augen. Kinder sind so schmutzig, daß man das Weiße im Auge nicht erkennen kann, und Schnudernasen haben sie wie ehemals die Hessen Zöpfe. Es macht einer vor den Landvögten Bücklinge, »so tief, daß sein H . . . . . höher ſtehe als sein Kopf«, und der Daumennagel eines Schneiders soll »um wenig länger als einen halben Schuh lang« sein. Einem Freßsack geht der Bauch faſt über dem Rücken zusammen, Gierige schlecken sich die Ellbogen bis hinter das Achselbein, und an einem heißen Tage hängt Ulis Gesinde »an der Brunnenröhre, daß man hätte glauben sollen, es müßte jeder zur Feuerspritze geraten«. Enttäuscht vom Markt heimkehrenden Mädchen sind die Nasen um einen halben Schuh gewachsen, und die untere Lippe hängt ihnen »bis auf den Boden, daß sie alle Augenblicke Gefahr laufen, darauf zu trappen, oder daß man sie für Lätschen an den Schuhen ansieht«. Das so wenig liebenswerte Stini, das Uli nachſtellt, macht »gewöhnlich ein Gesicht, daß man junge Katzen hätte erſtecken können, und ließ Kräuel hervor, daß ein Lämmergeier schalus geworden wäre«. Das Eisi der »Vehfreude« droht ihr Peterli zu haaren, bis er einen Kopf habe wie eine geschorne Rübe, und man erzählt sich

nachher, »wie es ihm eine Wolke Haare ausgerauft hat, daß, wenn die Sonne am Himmel gestanden und die Wolke vor dieselbe gekommen wäre, die Leute geglaubt hätten, es sei eine Sonnenfinsternis vorhanden«. In demselben Roman lüpfen die Bauern ihre Kappen, als ob sie zweizentnerige Käse wären, und im »Schulmeister« wird ein Bett an Größe mit der Huttwyler Allmend verglichen. Bei einem starken Regenguß meint Uli, wenigstens einen halben Fuß tief durch die Haut in den Leib hinein habe es ihm geregnet, und den Dung führt er so tief in den Ackerboden ein, daß Joggeli fürchtet, dieser werde ganz gegen Amerika hinunterkommen und dort hervorgewässert werden. Einmal kann Uli das rechte Wort nicht finden: »es war ihm, als ob er einen Erdäpfelstock von einem ganzen Sack Erdäpfel im Halse hätte«, und ein andermal macht man ihm »den Kopf so groß, daß er kaum zur Stubentür aus kam«. Im »Schulmeister« strengen die Kinder ihre Stimmlein derart an, »daß man die Augen mit einem Zwilchhändsche hätte nehmen können«, und im »Anne Bäbi« machen die gemästeten Köchinnen »jedem Sauniggel verliebte Augen, daß man auf dem einen sitzen und das andere absägen könnte«. Die Bäuerinnen meinen, es gehe ihnen übel, »wenn sie nicht bis an den Hals in der Milch und im Anken flotschen können«, und manche von ihnen haben »die Stumphosen voll Flöhe, daß man sie beim Pfund verkaufen könnte«. Müde Bauern schnarchen, daß die Strümpfe an der Ofenstange in Blamp kommen, oder daß man meint, es sprenge Laden an der Diele auf und Schindeln vom Dache.

Besonders kühn bemüht sich Gotthelf wiederholt altes Kuhfleisch zu kennzeichnen. Im »Uli« spricht er von Fleisch, »das drei Jahre im Kamin gehangen und von einer Kuh gekommen war, welche, wenn sie eine Frau gewesen, fast gar zur goldenen Hochzeit gekommen wäre«. Von einer ebenfalls schon recht zähen Kuh im »Schulmeister« heißt es, sie hätte der Helvetik Gotte (Patin) sein können, und in der »Vehfreude« gibt es einmal »ausgewaschenes Sauerkraut und Fleisch von einer ehrwürdigen Kuh, welche siebzehn Jahre zu Berg gegangen, drei Jahre im Rauch gehangen, jetzt drei Tage im Wasser gelegen«. Solche Kühe seien für die Bauernwirtschaft am profitlichsten; denn derartige Kühe »mit ellenlangen Hörnern«, so führt Gotthelf an einer anderen Stelle der »Vehfreude« aus, »kaufen Bauern, welche viel Kartoffeln gemacht und ein großes Hausgesinde mit scharfen Zähnen und gesundem Magen haben. Wollte man denen junges, zartes Fleisch aufstellen, das verschwände wie junger Klee bei junger Ware. Solche Bauern lauern daher auf die ehrwürdigsten Häupter, welche den Louis Philipp nicht bloß, sondern auch den Charles dix erlebt. Ja, am fetirtesten wären die, wenn sie noch zu haben wären, welche den Napoleon gekannt und unter Ludwig XVI. geboren waren, Kühe mit Zähnen wie Heugabeln und Haaren wie eine gepuderte Perücke. Das sind Kühe, welche so recht vorteilhaft sind, starke Häute haben und naseweisen Bürschchen etwas zu kauen geben, die man an einem Sonntag so recht ordentlich an einem Stück gesalzenen oder geräucherten Fleisch von einer solchen Kuh versäumen kann den ganzen Tag, von einer Tagheitere zur andern, daß sie am Abend das Laufen vergessen und am Montag ihre Kiefel noch so müde sind, daß sie Gott danken, je weniger sie dieselben brauchen müssen«. Auch am Kraut wird gern solche Kritik geübt, und langes,

zähes, ungeschmalztes verschmäht, »an dem eine Ländersau erworgen müßte, geschweige denn ein Christenmensch«.

Und wie nach der Seite der Großen, so übertreibt dieser groteske Humor auch nach der Seite des Kleinen. Da klagt wohl eine Bäuerin, sie habe nicht soviel Schmutziges (Butter oder Schmalz) im Hause, daß es einer Laus im Auge weh täte«, und im »Dursli« ist von einem armen Schelm die Rede, »der nie so viel von seinen Eltern erben werde, daß man einer Laus das Fü . . e damit salben könnte«. Bauerntöchter »lassen sich schnüren, bis ihr Magen nicht größer wird als ein braver Fingerhut«; Käthis eitle Schwiegertochter hatte Schühli, so dünn, »man hätte dieselben fast wie eine Brille brauchen und Geld durch dieselben zählen können«, und Meyelis Hemdchen sind so »durchsichtig, kurz und klein; die Hühner konnten den Hafer dadurch picken«. Dagegen pflegt Gotthelf den bei Rabelais und Fischart so beliebten Wortspielwitz sehr wenig; es ist vereinzelt, wenn er im »Käthi« z. B. einmal sagt, daß aus dem unverständig hoffärtigen Mädchen nicht eine Hausfrau, sondern eine Haussau werde.

Viele solcher komischen Vergleiche und Ausdrücke sind sprichwörtlicher Natur. Z. B.: »Eine Laus im Kraut ist doch besser als gar kein Fleisch« oder »Was der Bock an sich selbsten weiß, trauet er der Geiß«. Sprichwörtlich ist es, wenn jemand erklärt, lieber eine Maß Flöhe hüten zu wollen als zwei Menschen, oder wenn ein anderer schwört, er wolle sein Lebtag Erbsstroh fressen. Bei Gotthelf redet man, bis man Löcher in die Zunge bekommt, und manche können sogar »Nagelfluh weich reden«, und volkstümlich ist auch wohl die Wendung, man wolle es einem »mit der Saukelle einschütten, bis es ihm über d en Hemliskragen herauslaufe«.

Überhaupt kommt dem Dichter seine derbe Mundart mit ihren schlagkräftigen, treffsicheren und sinnfällig-launigen Ausdrücken auf halbem Wege entgegen. Kennzeichnend ist namentlich auch ihre Art, abstrakte Dinge ins Konkrete zu übertragen, seelische Affekte durch anschauliche Bilder zu vermitteln. Um Vrenelis lustige Stimmung zu versinnlichen, sagt Gotthelf etwa, »es war, als ob es über Nacht Federn in die Beine bekommen hätte und eine Mundharmonika zwischen die Zähne«. Demgegenüber gibt es Gesichter, mit denen man ganz Lappland vergiften könnte, Gesichter »wie eine Stande voll Sauerkraut«, Gesichter, von denen man nicht recht weiß, »war es ein Entlebucher Morgenstern oder ein Kübel voll Bschütti«, oder endlich solche: »Wenn man eins derselben in eine Schüssel mit Salat getaucht hätte, Pfeffer und Essig wären völlig überflüssig geworden und der Salat doch scharf und sauer mehr als genug«. Im »Dursli« spricht der Mann von seines Weibes »Sauerkabisaugen«, und ebenda werden die Frauen gewarnt, nicht »wandernde Seufzerbüchsen, ungesalbete Wagenräder« zu sein. Im »Uli« haben wir einen Wirt, »jeder Zoll an ihm ein Zentner Holdseligkeit, mit welcher man eine große Stadt voll saurer Engländer hätte süß machen können«, und in demselben Roman hören wir von einem Metzger, der keine größere Freude habe, als den Leuten »recht heiß, sie so ganz klein zu machen, daß er sie füglich in einen Darm stoßen und als Bratwurst präsentieren könnte«.

Wir sehen, fast alle diese Vergleiche sind aus dem alltäglichen Leben, dem natürlichen Bereich der Personen, von denen uns erzählt wird, entnommen

Indessen begeht Gotthelf nicht selten auch den Fehler, weithergeholte gelehrte Vergleiche zu ziehen, bei denen die Leser, an die er doch denkt, ihm nicht folgen können. Auch das Ernste und an sich Hohe muß sich solche vergleichsweise Bindung mit dem Derben und Prosaischen gefallen lassen, und gerade die Wesensverschiedenheit des miteinander Verglichenen ergibt die beabsichtigte humoristisch-komische Wirkung. So wird im »Käthi« ausführlicher die Ähnlichkeit eines Menschenherzens mit einer Kalbsleber ins Licht gerückt, die je nach dem Feuer, auf das sie kommt, zäh oder zart gerät, und von der Heldin selbst heißt es: ihr »altes Herz, von dem man glauben sollte, es gliche dem Geldseckel eines verarmten Batzenklemmers, Käthis Herz war angeschwollen, glich akkurat einer alten Blumenzwiebel, die neu treiben will, Grünes und Schönes«. Wieder ein anderes Herz wird genannt »festgerostet wie die Stockschraube in einem alten Dragonerkarabiner« und noch ein weiteres einer »Bütti voll Lauge« verglichen, aus der man den Zapfen zieht. In der »Vehfreude« gibt es einen, der ist weich im Gemüt wie eine abgestandene Birne, und von eines anderen Dickfelligkeit hören wir: »in diesem Punkte hatte er Sohlleder am Gewissen, mit Mäuseköpfen festgenagelt.«

Ganz besonders kommt diese drastische Art Gotthelfs der Beschreibung und Charakterisierung seiner Personen zugute. Das handfeste Lisi in der »Jowäger« — sie heißt einmal »noch viel ärger als eine gemästete Klapperrose« — ist »ein Meitschi, groß, vierschrötig, mit Backen wie ein alter Dragonermantel, einem Fürgstütz wie ein Säuschürli und Armen wie eine Bünteliwurst, währschafte Füße wie Schleiftröge zu einem breitschienen Wagen, reich mit Silber beschlagen wie eine Sonntagstubakpfeife, mit einem schönen Oberländer Kittel behangen, und vor dran ein halbseidenes Fürtuch, von dem man nicht recht wußte, war es grün oder gelb — kurz es war ein Prachtstück von einem Meitschi«. Im »Schulmeister« stoßen wir auf ein ähnliches Bauernmädchen, mit »herzschönen Backen wie Milch und Blut, bei denen es einem dünkt, wenn man sie nur etwas chnuste oder müntschle, so müßten aus der einen Backe einige Kacheln Milch spritzen kühwarm und aus der anderen einige Dutzend Kartoffeln trolen schön mehlicht und aufgesprungen.« Dafür hat ein gewaltiger Mann »eine Nase wie eine Blutwurst und zwei Lippen wie zwei Leberwürste«, wohingegen Uli von dem prahlerischen Melker verächtlich angesehen wird als ein Hagstecken, »der Scheichleni [Schenkel] heyg wie ein Tubakröhrli und Wadli dran wie ne Flöhdreck«, und ein Fürsprecher sitzt auf seiner Rosinante »wie eine junge Laus auf einem alten Spittler«. In »Geld und Geist« dampft eine dicke Wirtin vor Eifer und Arbeit »wie eine siedende Fleischsuppe, die über einem anderthalbzentnerigen Mocken (Fleischstück) strudelt«. Mit derbstem Naturalismus und tiefem Ingrimm schildert Pfarrer Bitzius mehrmals aus eigenen Erfahrungen heraus, wie hochschwangere Mädchen kommen, die Ehe anzusagen, »mit einem Ranzen, der beim Fenster ist, wenn der Kopf erst zur Türe hineinkömmt.«

Ganz besonders ausführlich und ganz besonders grotesk wird der Baumwollenhändler im »Uli« dargestellt; hier haben wir es auch nicht mehr mit bloßen komischen Einzelbemerkungen zu tun, sondern mit einem guten Ansatz zur durchgeführten Charakterstudie; auch ist die Komik nicht auf ihn beschränkt;

vielmehr wird uns, zumal in der Badenfahrt nach Gurnigelbad, ein höchst ergötzliches komisches Zusammenspiel geboten. Auch sonst ist gerade der »Uli« sowohl an Charakterkomik wie an Situationskomik am reichsten. Zu dem schmutzigen Weiberzweikampf der um Ulis Gunst buhlenden Mägde sei noch das Duell zwischen den Schwägerinnen Elisi und Trinette gestellt; solche Prügelszenen — es sei auch an die zwischen Lisi und Mädi im »Anne Bäbi« erinnert — sind bei Gotthelf nicht minder beliebt und nicht minder gelungen als bei Cervantes oder Scarron. Als geradezu meisterhaft verdient aber ganz besonders hervorgehoben zu werden die knappe Szene im 8. Kapitel von »Uli der Pächter«, wie Uli dem Bauern den Zins bringt, und im 10. Kapitel desselben Buches wird hochergötzlich vorgeführt, wie der geriebene Wirt den dummen Bauern falschen Champagner springen läßt. Erwähnt sei auch die tragikomische Szene im »Schulmeister«, wo eine Katze, die Leichenfeier störend, gerade auf dem Sarge Platz nimmt.

Oft legt Gotthelf zu humoristischer Wirkung bekannte Geschichtchen ein, in deren famoser Wiedergabe sein alleiniges Verdienst besteht, wie bei den Reuterschen »Läuschen un Rimels«. So in »Geld und Geist« die Erzählung von jenem reisenden Engländer, der für Interlaken nur ein paar Nachtstunden hat und, um doch die Jungfrau zu sehen, an lange Stangen Laternen binden und in die Nacht hinausleuchten läßt: »was er gesehen, weiß man nicht, aber er sagte: ‚Byutiful! Encore un moment!' schrieb etwas auf, dann ging er heim, trank Tee, aß dazu anderthalb Pfund Anken und anderthalb Dutzend harte Eier und strich sich am folgenden Morgen wieder«. Oder wie famos ist in demselben Roman die kurze Werbeszene von »jenem Ätti, der am Läufterli doppelte des Abends spät, bat, der Alte möchte unters Fenster kommen, und als er erschien, anhub: ‚Es ist Gottes Wille, daß mein Bub und dein Meitschi zusammenkommen sollen, und da habe ich mich darein ergeben, du wirst wohl auch müssen. Aber fragen hätte ich dich doch mögen, was du Ehesteuer geben willst, öppe drütusig Pfung, düecht mi, nit?' ‚D'Sach ist mr recht', antwortete der andere, ‚aber mehr als hundert Kronen gebe ich allweg nit.' ‚Wird nit Ernst sy!' antwortete der erste. ‚Wohl ist's', sagte der andere, ‚nit e Chrüzer meh chan i gä, selb ist no z'viel!' ‚So wird's nicht Gottes Wille sein', sagte der erste, ‚daß die zwei zusammenkommen; des Herrn Ratschläge sind unerforschlich und seine Wege wunderbar. Adie wohl und zürn nüt!' ‚Ds Kunträri!' antwortete der andere und machte satt (gelassen) das Läufterli zu.«

* * *

So haben wir festgestellt: was in Gotthelfs Werken die einseitige, faustdick aufgetragene Tendenz einerseits und die eigensinnige Ablehnung der schriftstellerischen Technik anderseits zum Teil verderben, das wird wettgemacht durch sein unbewußtes Künstlertum und seinen Humor. Es ist, als habe auf ihn persönlich Liliencron seine Verse gemünzt:

Ein echter Dichter, der erkoren,
Ist immer als Naturalist geboren.
Doch wird er ein roher Bursche bleiben,
Kann ihm in der Wiege die Fee nicht verschreiben
Zwei Rätsel aus ihrem Wunderland:
Humor und die feinste Künstlerhand.

Faust, Tell und Meister.

Von
Ernſt Maaß.

I

Die Belehrung, welche die vor kurzem in der Schweiz entdeckte ältere Fassung des »Wilhelm Meiſter« der Wissenschaft gebracht hat, erſtreckt sich in weit größerem Umfange als von den erſten Bearbeitern angenommen wird, auch auf die anderen Dichtungen Goethes, und nicht bloß auf solche, die schon in jener Frühzeit beſtanden, sondern merkwürdig genug, gerade auch auf einige von denen, welche erſt viel später geschaffen wurden. Der Roman enthält Vorſtufen zu späteren Schöpfungen. »Meiſter« und »Fauſt« sind persönliche Schöpfungen Goethes. Um so lehrreicher die in ihnen vorhandenen Parallelen. So bemerken wir zu einem viel später vollendeten Akte des zweiten Teiles des »Fauſt« eine Vorſtufe, die, zumal wenn Ähnliches vom Dichter erlebt war, zur Ausgeſtaltung von selbſt hindrängte, wie der Knospenansatz zur Blüte oder zum Feſte die Vorbereitung in vergangenen Tagen.

Mutter Erde iſt um den unruhig Schlaf suchenden Fauſt die ganze Nacht mütterlich beschäftigt:

> Des Lebens Pulse schlagen frisch lebendig,
> Ätherische Dämmerung milde zu begrüßen;
> Du, Erde, warſt auch diese Nacht beſtändig
> Und atmeſt neu erquickt zu meinen Füßen,
> Beginneſt schon mit Luſt mich zu umgeben,
> Du regſt und rührſt ein kräftiges Beschließen,
> Zum höchſten Dasein immerfort zu ſtreben.

Die Geiſter hatten mit entzückender Traummusik alle seine Sinne in Schlaf gesungen; »die schönen Bilder, die sie bringen, sind nicht ein leeres Gaukelspiel«. An der Stelle des »Meiſter«, die ich zu dieser Fauſtszene in Beziehung setze, fehlen zwar die Elfengeiſter; aber zum Monolog sind die Ansätze vorhanden. Wo die vertrauten Menschen völlig mangeln, verhandelt man in Monologen oder vielmehr in Dialogen. Kein Zwiegespräch aber iſt für den, der Auge und Sinn an der Natur gebildet hat, unterhaltender als das Schweigsame in einer Folge von solchen Gegenſtänden. Es sind die Glocken der Fauſt-Dichtung, die in den »Meiſter« hinüberklingen und umgekehrt. Der Sonnenaufgangsmonolog fordert wegen der Gebirgsszenerie zum Vergleich heraus; nur iſt es im »Meiſter« kein Hochgebirge, sondern das bescheidenere Mittelgebirge, auch nicht eine einzige Nacht schnell heilender Naturgeiſter, sondern, der Wirklichkeit entsprechend, eine längere Zeitdauer. Wir erleben traulich mit, wie Wilhelms Seele, niedergedrückt nach dem Verluſt Marianes, sich wieder erhebt. Er durchſtreift mit leisem Schritt allein eine schöne Berggegend. Überhangende Felsen und Höhen und Wälder, tiefe Wiesengründe und rauschende Wasserbäche sieht er zum erſten Male, und doch hatten seine frühesten Jugendträume schon um solche Gegenden geschwebt. Er war bei diesem Anblick nun wieder verjüngt, alle erduldeten Schmerzen waren ganz weggewaschen, und mit jugendlicher Fröhlichkeit rezitierte er Stellen seiner erſten Dramen . . . »Er belebte die Welt, die vor ihm lag, mit allen Geſtalten der Vergangenheit, und jeder Schritt in die Zukunft war ihm voll Ahndung wichtiger Handlungen und merkwürdiger Begebenheiten« (III, 1). Die letzten

Sätze erinnern auch im einzelnen an die auf der dritten Schweizerreise geplante Tell-Dichtung; die Gegenden um den Vierwaldstättersee erfüllte Goethe damals mit den Gestalten der Tell-Überlieferung: zu Eckermann, 6. Mai 1827 »Ich besuchte im Jahre 1797 noch einmal die kleinen Kantone und den Vierwaldstättersee, und diese reizende, herrliche und großartige Natur machte auf mich abermals einen solchen Eindruck, daß es mich anlockte, die Abwechslung und Fülle einer so unvergleichlichen Landschaft in einem Gedichte darzustellen. Um aber in meine Darstellung mehr Reiz, Interesse und Leben zu bringen, hielt ich es für gut, den höchst bedeutenden Grund und Boden mit ebenso bedeutenden menschlichen Figuren zu staffieren, wo denn die Sage vom Tell mir als sehr erwünscht zu statten kam.«

Es ist richtig erkannt worden, daß in »Wilhelm Meisters Wanderjahre« mehrfach der Inhalt unvollendet gebliebener oder nur geplanter Goethe-Dichtungen zu einem Teil übergegangen ist. Die »Geheimnisse« wollen zeigen, wie in allen unter den Bedingungen der Endlichkeit entstandenen Religionen Kerne göttlicher Wahrheit stecken, die zu verbinden sind, um eine größere oder geringere Annäherung an das Ideal reiner Humanität zu gewinnen und die Völker auf diesem Grunde zu gemeinsamer Andacht zu vereinigen. Die »Geheimnisse« blieben unvollendet: »aber am Schluß des 'Wilhelm Meister' taucht in schöner Prosa einiges von ihrem wesentlichen Inhalte wieder auf« schrieb V. Hehn, »Gedanken über Goethe« S. 374. Goethes Tell-Epos sollte im Landvogt einen behaglichen Tyrannen, in Tells Person aber »eine Art von Demos« darstellen. Er bildete ihn deshalb als »einen kolossal kräftigen Lastträger, die rohen Tierfelle und sonstigen Waren durch das Gebirg heran- und hinüberzutragen sein Leben lang beschäftigt und, ohne sich weiter um Herrschaft noch Knechtschaft zu bekümmern, sein Gewerbe treibend und die unmittelbarsten persönlichen Übel abzuwehren fähig und entschlossen. In diesem Sinne war er den reicheren und höheren Landsleuten bekannt, und harmlos übrigens auch unter den fremden Bedrängern« (Tag- und Jahreshefte 1804). Beachten wir den gewählten Ausdruck: eine Art von Demos, das freie Schweizer Volk dargestellt in Tells Person! Die Szenen der »Wanderjahre« III 1.5 spielen irgendwo in den Alpen; nach Bielschowskys richtigem Urteil hat besonders die industriereiche Umgebung des Züricher Sees etwas von ihrem Lokalkolorit hergegeben. Hier tritt St. Christoph auf, Lastträger wie Goethes Tell, auch ebenso riesenstark — er nennt ihn Enakskind — dazu gefällig und heiter und gern gelitten bei hoch und niedrig, denen er zur rechten Zeit die bestellten Sachen in schwer bepacktem Reff zu bringen pflegt. Wirklich ein, wenn auch später, Abkömmling des Goetheischen Tell, eine Kontrastfigur zu den beiden anderen so charakteristischen Gestalten dieses Teils des Romans, dem Garnträger und dem Schirrfasser; der eine mehr untergeordneter Handelsmann, der andere ganz Techniker.

Daß die neugefundene Fassung des »Meister«, die theatralische Sendung, vom I. bis zum IV. Buche schon im Februar 1773 bestanden hat, ist in meinem Buche über »Goethe und die Antike« S. 108 f. aus dem Briefe an Kestner vom 5. Februar d. J. erschlossen. Es scheint sich durch eine Beobachtung andrer Art zu bestätigen. Nicht erst die »Lehrjahre« (II_3), schon die »Sendung« (III_1) enthält jene Gerichtsszene, welche im Roman eine

Entscheidung bringt, insofern durch sie Melinas nachmalige Frau, Tochter eines geachteten Bürgers, Schauspielerin wird, also das damals verachtetste, zuchtlose, landstreicherische Gewerbe ergreift: Melina mit der Geliebten verhaftet, in Ketten dem alten stumpfen Amtmann und seinem gefühllosen, platten Aktuarius vorgeführt, wobei das Paar sich in wechselseitiger Großmut zu entlasten versucht. Amtmann und Aktuarius sind gleichsam die Chorführer, die anwesenden Bürger die nicht minder platte und zudringliche tückische Menge. Während die Gerichtsbeamten das Mädchen nach ihrem offenen Geständnis für eine freche Person erkennen, danken diese Gott, daß dergleichen Vorfälle in ihrer Familie entweder nicht geschehen oder nicht bekanntgeworden waren. Im dritten Bande des von Morris neubearbeiteten »Jungen Goethe« S. 100 wurde vor kurzem unter dem Titel »Gerichtsszene. Ein Gefesselter und ein junges »Mädchen' eine unter den Schätzen des Goethe-Nationalmuseums in Weimar aufbewahrte Handzeichnung Goethes veröffentlicht. Sie stammt, falls die Annahme des Herausgebers richtig sein sollte, aus der Zeit vom September 1772 bis zum Dezember 1773. Die »Sendung« ist hier bis in Kleinigkeiten die erschöpfende Erläuterung der Zeichnung. Der Gefesselte händeringend zur Rechten des Gerichtstisches, das Mädchen lebhaft gestikulierend zur Linken, der Richter, ein alter, großer, dürrer Mann, der Schreiber, klein und dick, die rechte Hand wie im Roman fest auf dem Papier haltend; dazu drei Zuhörer im Hintergrunde. Es ist wie mit dem »Faust«: auch aus ihm hat Goethe einige Szenen gezeichnet, außer der in meiner Schrift »Goethes Medea«, Marburg 1913, auf Tafel C veröffentlichten und S. 32 besprochenen Hexenszene eine ebenfalls in Weimar befindliche Sirenenszene, die »Klassische Walpurgisnacht« erläuternd.

II

Auf seiner dritten Schweizer Reise wanderte Goethe, begleitet von dem Maler Meyer auf der Gotthardstraße den Paß aufwärts wieder bis zur italienischen Grenze. Es heißt in seinem darüber geführten Tagebuch unter dem 2. Oktober: »Wasen. Früh 6 Uhr war es klar in der Nähe, Nebel lagen an den Höhen, bald Anzeichen des blauen Himmels und der durchdringenden Sonne. Um 7 Uhr von Wasen ab; die Nebel zerteilten sich; Schatten der Berggipfel in den Wolken. Karge Vegetation, horizontale Wolkensoffitten; unter Wasen, grüne Matten mit Granitblöcken und geringen Fichtengruppen. Schöner, mannigfaltiger Wasserfall, erst kleine Absätze, dann ein großer, dann teilt sich das Wasser in die Breite, sammelt sich wieder in der Mitte und trennt sich wieder, bis es endlich zusammen in die Reuß stürzt. Brücke; Wasserfall über Felsen, die noch ganz scharfkantig sind; schöne Austeilung des Wassers darüber. Man ist eigentlich in der Region der Wasserfälle. Betrachtung, daß der Vierwaldstätter See auch darum einen sehr ruhigen Eindruck macht, weil kein Wasser in denselben hineinstürzt.« Nach mehreren neuen Wasserfällen: »Vorwärts steiles Amphitheater der Schneeberge im Sonnenlichte ... Sturz der Reuß in großen Partien. Brücke.« Dann auf dem Rückwege am 4. Oktober: »Als wir wieder gegen die Teufelsbrücke kamen, stiegen feuchte Nebel uns entgegen, vermischten sich mit dem Wasserstaub, so daß man nicht wußte, woher sie kamen und wohin sie gingen.« Diese Schilderung des Reisetagebuches hat vor

kurzem Burdach zur Grundlage einer neuen Ansicht über die Entstehung des Sonnenaufgangsmonologs im zweiten »Faust« gemacht. Er schreibt in den »Sitzungsberichten der Berliner Akademie« 1912 S. 788: »Die Beschreibung dieses Morgens, auf dem Wege von Wasen nach Göschenen, birgt meiner Ansicht nach die Eindrücke, welche in den Terzinen wiederklingen.« Burdach meint nicht, was andere meinen, daß die Verse damals schon niedergeschrieben worden seien; er meint das erste Entstehen der Szene im Hochgebirge. Erstes Ergreifen in erhöhter Stimmung und erstes Niederschreiben sind bei Goethe nicht gleichbedeutende Handlungen; darüber wird er nicht müde, selber zu belehren. Und dann ist auch die erste Niederschrift nicht ohne sehr zwingende Gründe in der oder in einer der uns gerade erhaltenen Formen zu erkennen. Das Gelegenheitsgedicht erfährt bei Goethe so oft noch nach dem ersten Erguß weitere Metamorphosen, durch die ihm der Erdenrest genommen wird, »so daß rein zu uns spricht, was der ganzen Menschheit zugeteilt ist«. Die umgebildete Form stellt immer eine höhere Stufe dar, die wievielte, ist sehr die Frage. Wir sollen das innerlich Notwendige des in die reine Kunstgestalt Erhobenen begreifen: so hoch auch entstehungsgeschichtlich als Abdrücke der Seele die ältesten Formen des Gedichts zu schätzen sind. Wenn also Stilgründe auf eine viel spätere Abfassungszeit als 1797 weisen sollten (wie E. Schmidt bemerkt), so kann dieser Ansicht — auch wenn sie berechtigt ist, und nicht etwa aus der Erhabenheit der Stimmung das Feierliche der Sprache sich erklären sollte — nach allem, was über Goethes Arbeitsweise jetzt ermittelt ist, das Recht des Einspruchs nicht zuerkannt werden. Die Entstehung des Sonnenaufgangsmonologs (oder des Planes dazu) an jenem Oktobermorgen 1797 im Reußtal ist auch der Szenerie wegen so unwahrscheinlich wie möglich. Ich bin die Paßstraße gewandert und habe dort zwar brausende Wasserfälle gesehen, aber nicht die von Goethe für seinen Wasserfall vorausgesetzte landschaftliche Szenerie, vielmehr das Gegenteil. Das Gegenteil auch nach Goethes Auffassung. Er hat ja die schauervolle Schlucht, ein wahres Gebeinhaus der Natur, ungeheure Reihen von öden Steingebirgen und in den tiefen Tälern gehäufte Felsmassen, im Mignonliede geschildert. Die Worte »Öde wie im Tal des Todes — mit Gebeinen besät, Nebelsee« hat er in dieser Region der Wasserfälle und der Saumrosse auf sein Notizblatt hingeworfen. Das war im Jahre 1775. Auch sonst klingt die Alpenfahrt von 1775 bei ihm vernehmlich nach:

Ha! bin ich nicht der Flüchtling, Unbehauste,
Der Unmensch ohne Rast und Ruh,
Der wie ein Wassersturz von Fels zu Felsen brauste,
Begierig wütend nach dem Abgrund zu?
Und seitwärts sie mit kindlich dumpfen Sinnen
Im Hüttchen auf dem Alpenfeld. . . .

Diese Stelle im »Urfaust«, niedergeschrieben noch in den letzten Frankfurter Monaten aus den Erinnerungen der ersten Reise, geht auf Eindrücke des Furchtbaren in jener Welt der Wasserfälle an der Gotthardstraße zurück.*)

Im Dämmerschein liegt schon die Welt erschlossen,
Der Wald ertönt von tausendstimmigem Leben,
Tal aus, Tal ein ist Nebelstreif ergossen,
Doch senkt sich Himmelsklarheit in die Tiefen,
Und Zweig und Äste, frisch erquickt, entsprossen

*) Koetschau und Morris »Goethes Schweizer Reise« 1775 (Schriften der Goethe-Gesellschaft XXII) 1907 S. 39 ff.

Dem duft'gen Abgrund, wo versenkt sie schliefen;
Auch Farb' an Farbe klärt sich los vom Grunde,
Wo Blum' und Blatt von Zitterperle triefen —
Ein Paradies wird um mich her die Runde.

Das Reußtal, dieser schaurig düstere, enge Schluchtenweg — ein Paradies? Eins mit Wäldern, weithin in der Runde zu übersehn? Wer das sagen kann, ist Goethe nicht nachgewandert. Trotz der vielen Gießbäche: seine Eindrücke an der Gotthardstraße hat Goethe in den Terzinen nicht geschildert.

III.

Schon im Jahre 1775 wurden Rheinfall, Zürcher- und Vierwaldstättersee und auch die Gotthardstraße besucht. Wenn der in »Dichtung und Wahrheit« stehende Bericht hier karg ist, wenn er über den Rheinfall nichts und über den Vierwaldstättersee wenig sagt, so folgt daraus nicht etwa die Schwäche der Wirkung. Die »Dritte Wallfahrt nach Erwins Grabe«, im Juli 1775 in Straßburg auf der Rückreise niedergeschrieben, hat diese Sätze: »Du bist eins und lebendig, gezeugt und entfaltet, nicht zusammengetragen und geflickt. Vor dir, wie vor dem schaumstürmenden Sturze des gewaltigen Rheins, wie vor der glänzenden Krone der ewigen Schneegebirge, wie vor dem Anblick des heiter ausgebreiteten Sees, und deiner Wolkenfelsen und wüsten Täler, grauer Gotthard! Wie vor jedem großen Gedanken der Schöpfung, wird in der Seele reg, was auch Schöpfungskraft in ihr ist. In Dichtung stammelt sie über, in kritzelnden Strichen wühlt sie auf dem Papier Anbetung dem Schaffenden, ewiges Leben, umfassendes, unauslöschliches Gefühl des, das da ist und da war und da sein wird«. Über den Eindruck des Sturzes des gewaltigen Rheins auch auf jener ersten Reise klärt dieser Dithyrambus so auf, daß nichts zurückbleibt. Und über den Vierwaldstättersee schreibt er, im Begriff ihn wieder aufzusuchen, an Schiller von Stäfa, 25. September 1797: »Nun soll es in einigen Tagen nach dem Vierwaldstätter See gehen. Die großen Naturszenen, die ihn umgeben, muß ich mir, da wir so nahe sind, wieder zum Anschauen bringen; denn die Rubrik dieser ungeheuren Felsen darf mir unter meinen Reisekapiteln nicht fehlen.« Der Eindruck war also auch hier schon im Jahre 1775 ein sehr starker gewesen. Auch die dadurch erzeugte Stimmung: 20. September 1775 »Ich hielts nicht aus, wenn alles auf einmal stürmte, und wenn Natur nicht in ihrer täglichen Einrichtung uns einige Körner Vergessenheit schlucken ließ«.

Das klingt noch später nach. Die anmutige Erzählung des Abendidylls auf dem Zürchersee in den »Wanderjahren« III 15, ein Gegenstück zu dem Lili-Liede aus dem Jahre 1775, hat diesen Zusatz: »Gerade war es eine frohe herzliche Betrachtung holder und erhabener Naturszenen, was mich und meinen Bräutigam in ruhigen und geschäftlosen Stunden am schönsten unterhielt. Treffliche vaterländische Dichter hatten das Gefühl in uns erregt und genährt, Hallers Alpen, Geßners Idyllen, Kleists Frühling wurden oft von uns wiederholt, und wir betrachten die uns umgebende herrliche Welt bald von ihrer anmutigen, bald von ihrer erhabenen Seite. Noch gern erinnere ich mich, wie wir beide, scharf und weitsichtig, uns um die Wette und oft hastig auf die bedeutenden Erscheinungen der Erde und des Himmels aufmerksam zu machen suchten, einander vorzueilen und zu überbieten trachteten. Dies war die schönste Erholung« u. s. f. Wilhelm schreibt der

Erzählerin (es ist die Schöne=Gute, Nachodine) und ihrem Verlobten: »Fahrt fort in unmittelbarer Betrachtung der Pflicht des Tages und prüft dabei die Reinheit Eures Herzens und die Sicherheit Eures Geistes. Wenn Ihr sodann in freier Stunde aufatmet und Euch zu erheben Raum findet, so gewinnt Ihr auch gewiß eine richtige Stellung gegen das Erhabene, dem wir uns auf jede Weise verehrend hinzugeben, jedes Ereignis mit Ehrfurcht zu betrachten und eine höhere Leitung darin zu erkennen haben.« Endlich noch ein Brief aus früheren Zeiten: »Ich gehe nach Schaffhausen, den Rheinfall zu sehen, mich in die große Idee einzuwickeln. Denn noch fühl' ich, ist der Hauptzweck meiner Reise verfehlt, und komme ich wieder, ist's dem Bären schlimmer als vorher« an die Fahlmer, Straßburg, 22. Mai 1775. Zwei Tage später noch von dort: »Das Vergangene (Friederike) und die Zukunft (Lili) — Gut denn! .. Alles ist besser, als ich dachte. Vielleicht weil ich liebe, find' ich alles lieb' und gut (in Straßburg). So viel diesmal vom durchgebrochenen Bären, von der entlaufenen Katze«.

Von der zweiten, in ruhiger Stimmung i. J. 1779 des Herzogs wegen unternommenen Reise in die Schweiz schreibt er unter anderem am 30. Oktober: »Das Erhabene gibt der Seele die schöne Ruhe, sie wird ganz dadurch ausgefüllt, fühlt sich so groß, als sie sein kann, und gibt ein reines Gefühl, wenn es bis gegen den Rand steigt, ohne überzulaufen« u. s. f. Die Idee des Erhabenen, in Natur und Menschenleben zunächst aufgesucht, lernte dieser für Gott und die ewige Vollkommenheit begeisterte Sänger zugleich immer auch jenseits des Erdendaseins zu finden. Es sind schöne Proben solcher Religiosität in den Briefen aus der Schweiz enthalten. Er lebte, wie die ältesten Dichterpropheten, am Urquell der Eindrücke, poetische Keime bewußtlos auswerfend. Das Ganze muß man lesend aufnehmen wie ein Poem. Am 14. Oktober: »Ostwärts stieg die ganze Reihe aller Schnee= und Eisgebirge ohne Unterschied der Namen der Völker und Fürsten, die sie zu besitzen glauben, nur einem großen Herrn und dem Blick der Sonne unterworfen, der sie schön rötete ... Man gibt da gern jede Prätension an das Unendliche auf, da man nicht einmal mit dem Endlichen in Anschauen und Gedanken fertig werden kann« am 28. Oktober in der Gegend des Montblanc. »Wir — Goethe und Lavater — haben einen starken Dialog übers Erhabene geführt, den ich auch aufzuschreiben schuldig bleiben werde.« Schaffhausen, 7. Dezember 1779. »Gegen das Übergroße ist und bleibt man zu klein.« Die ganze Schilderung jener Briefe aus der Schweiz an Frau von Stein — was ist sie anders als eine grandiose Schrift über das Erhabene der Natur? In Schaffhausen unter dem überwältigenden Eindruck des Naturphänomens erfolgte das Gespräch über das Erhabene. Das bestätigt Goethes Reisebegleiter in dem Briefe an Knebel aus Weimar am 7. Juli 1780 (Knebels literarischer Nachlaß, herausgegeben von Varnhagen und Mundt 1840, S. 117): »Mich freut's sehr, daß das gütige Schicksal Dich an des Vaters Rhein große Epopöe geführt hat. Im Fischhause hielt Goethe mit Lavater ein *traité du sublime*, das nicht gering war'. So hieß bei den Franzosen die bekannte schöne Schrift des sogenannten Longinus *Περὶ ὕψους*; der Titel der Boileauschen Übersetzung (1696, 1701, 1766 u. ö.) ist *Traité du sublime ou du merveilleux. Traduit du grec du Longin*. Gerade auch der Rhein wird als Beispiel für das Naturerhabene in dieser Schrift Kap. 35

herangezogen. Die Schrift des Griechen wurde in Weimar geleſen; außer den auf S. 520 meines Buches mitgeteilten Zeugniſſen sei auf den Brief an Frau von Stein vom 28. März 1781 verwieſen: ‘Schicke mir den Longin’. Das wird die Boileauſche oder auch die vor kurzem erſchienene Schlossersche Überſetzung geweſen sein. Der Ausdruck Epopöe begegnet zu ungefähr derſelben Zeit auch in Goethes Tagebuch, 17. Januar 1780: »Die Reiſe iſt ein Meiſterſtück. Eine Epopöe! Das Glück gibt die Titel; die Dinge sind immer dieſelben«. »Wer recht poetiſch iſt, dem iſt die ganze Welt ein fortlaufendes Drama«, sagt einmal Novalis.

IV.

Unmittelbar vor dem Eintritt in die Schweizer Gebirgswelt hat Goethe dann im Jahre 1797 zum dritten Male Schaffhausen besucht. Wie an dem denkwürdigen 18. September von früh bis ſpät der Rheinfall Gefühl und Phantaſie des Dichters aufgeregt, zeigen in seinem Tagebuch die Abſchnitte ‘Erregte Ideen’ und ‘Beobachtungen und Betrachtungen’. Er iſt ihm ein Ungeheuer, mit dem man keinen Kampf beſtehen kann. Wollte jemand die Quellen des Ozeans dichten, er müßte sie ſich ſo vorſtellen, notiert er ſich. Ein großer Sinn faßt große Bilder auf, ein andrer andre. Dabei beobachtet er neben der unbändigſten auch die nutzbringenden Wirkungen des Rheinfalls unmittelbar nach dem Sturz an Mühlen, Gärten, Weinbergen. Es iſt der Nachhall dieses aufregenden Erlebniſſes, wenn er noch nach vielen Jahren ſeinen Pater profundus ſymboliſch dieſe Verſe ſprechen läßt:

Wie tauſend Bäche ſtrahlend fließen
Zum grauſen Sturz des Schaums der Flut..
So iſt es die allmächt’ge Liebe,
Die alles bildet, alles hegt.
Iſt um mich her ein wildes Brauſen,
Als wogte Wald und Felſengrund,
Und doch ſtürzt, liebevoll im Sauſen,
Die Wasserfülle ſich zum Schlund,
Berufen, gleich das Tal zu wäſſern.

Und dann hält ſeinen Blick Farbenpracht und Farbenwechsel des auf dem Falle ſtehenden Regenbogens inmitten dieses Gartens. »Vor Schaffhauſen wird alles zum Garten«, ſchreibt er in jenen Tagen in ſeinem Briefbericht, im Begriff, in die tieferen Gebirge vorzudringen. Um 10 Uhr Vormittags »wieder auf die Bühne an den Sturz und ich fühlte, daß der vorige Eindruck ſchon verwiſcht war; es ſchien gewaltſamer als vorher zu ſtürmen. Wie ſchnell ſich doch die Nerve wieder in ihren alten Zuſtand herſtellt. Der Regenbogen erſchien in ſeiner größten Schönheit; er ſtand mit ſeinem ruhigen Fuß in dem ungeheuren Giſcht und Schaum, der, indem er ihn gewaltſam zu zerſtören droht, ihn jeden Augenblick neu hervorbringen muß. Am Abend war dann der Sturz zu ſeinem Vorteil und Nachteil von der Abendſonne grade beleuchtet; das Grün der tieferen Strömungen war lebhaft, wie heute früh, der Purpur aber des Schaumes und Staubes viel lebhafter. Wir fuhren näher an ihn hinan; es ist ein herrlicher Anblick, aber man fühlt wohl, daß man keinen Kampf mit dieſem Ungeheuer beſtehen kann. Wir beſtiegen wieder das kleine Gerüſte, und es war eben wieder, als wenn man das Schauſpiel zum erſten Mal ſähe. In dem ungeheuren Gewühle war das Farbenſpiel herrlich. Von dem großen überſtrömten Felſen ſchien ſich der Regenbogen immerfort herabzuwälzen, indem er in dem Dunſt des herunterſtürzenden Schaumes entſtand. Die untergehende Sonne färbt einen Teil der beweglichen Maſſen gelb, in tiefen Strömungen erſchienen ſie grün, und aller Schaum und

Dunst war licht purpur gefärbt; auf allen Tiefen und Höhen erwartete man die Entwicklung eines neuen Regenbogens. Herrlicher war das Farbenspiel in dem Augenblick der sinkenden Sonne, aber auch alle Bewegung schien schneller, wilder und sprühender zu werden. Leichte Windstöße kräuselten lebhafter die Säume des stürzenden Schaums, Dunst schien mit Dunst gewaltsamer zu kämpfen, und indem die ungeheure Erscheinung immer sich selbst gleich blieb, fürchtete der Zuschauer dem Übermaß zu unterliegen und erwartete als Mensch jeden Augenblick eine Katastrophe«. Und nun wollen wir die Verse aus dem Sonnenaufgangs-Monolog wieder lesen:

So bleibe denn die Sonne mir im Rücken!
Der Wassersturz, das Felsenriff durchbrausend,
Ihn schau' ich an mit wachsendem Entzücken.
Von Sturz zu Sturzen wälzt er jetzt in tausend,
Dann abertausend Strömen sich ergießend,
Hoch in die Lüfte Schaum an Schäume sausend.
Allein wie herrlich, diesem Sturm ersprießend,
Wölbt sich des bunten Bogens Wechseldauer,
Bald rein gezeichnet, bald in Luft zerfließend,
Umher verbreitend duftig kühle Schauer.
Der spiegelt ab das menschliche Bestreben.
Ihm sinne nach, und du begreifst genauer,
Am farbigen Abglanz haben wir das Leben.

Eine Analogie. Goethe schreibt in den »Tag- und Jahresheften« 1805 vom Bodetale: »Von hier ging ich nun zum dritten Male in meinem Leben das von Granitfelsen eingeschlossene rauschende Wasser hinan; und hier fiel mir wiederum auf, daß wir durch nichts so sehr veranlaßt werden, über uns selbst zu denken, als wenn wir höchst bedeutende Gegenstände, besonders entschiedene, charakteristische Naturszenen, nach langen Zwischenräumen endlich wiedersehen, und den zurückgebliebenen Eindruck mit der gegenwärtigen Einwirkung vergleichen. Da werden wir dann im Ganzen bemerken, daß das Objekt immer mehr hervortritt, daß, wenn wir uns früher an den Gegenständen empfanden, Freud und Leid, Heiterkeit und Verwirrung auf sie übertrugen, wir nunmehr bei gebändigter Selbstigkeit ihnen das gebührende Recht widerfahren lassen, ihre Eigenheiten zu erkennen und ihre Eigenschaften, sofern wir sie durchdringen, in einem höheren Grade zu schätzen wissen. Jene Art des Anschauens gewährt der künstlerische Blick, diese eignet sich dem Naturforscher, und ich mußte mich, zwar anfangs nicht ohne Schmerzen, zuletzt doch glücklich preisen, daß, indem jener Sinn mich nach und nach zu verlassen drohte, dieser sich in Aug' und Geist desto kräftiger entwickelte.« Dasselbe Bekenntnis zu Eckermann am 22. Februar 1824 über die Schweiz: »Wen nicht große Zwecke in die Fremde treiben, der bleibt weit glücklicher zu Hause. Die Schweiz machte anfänglich auf mich so großen Eindruck, daß ich dadurch verwirrt und beunruhigt wurde; erst bei wiederholtem Aufenthalt, erst in späteren Jahren, wo ich die Gebirge bloß in mineralogischer Hinsicht berachtete, konnte ich mich ruhig mit ihnen befassen.« Es kann doch wohl nicht gezweifelt werden, daß Goethes dreimaliges Erlebnis am Rheinfall in den Terzinen nachhallt. Der auf dem mächtigen Fall stehende Regenbogen war ihm ein sehr persönliches Erlebnis gewesen, nicht an der Reuß, soweit wir wissen können, sondern am Rhein.

V.

Kurz vor der Abreise in die Schweiz im Jahre 1797 hatte er sich wieder mit dem zweiten Teil des »Faust« beschäftigt. An Knebel hatte er am 11. August geschrieben: »Nach Italien habe ich keine Lust, ich mag die Raupen und

Chrysaliden der Freiheit nicht beobachten, weit lieber möchte ich die ausgekrochenen französischen Schmetterlinge sehen.« Bild und Worte haben ironischen Klang; auf die Ergebnisse der französischen Revolution gab Goethe damals nichts; einen Monat später, wieder auf dieser Reise, schreibt er von Tübingen aus an den Herzog in sehr ernstem Tone von dem französischen Schiffbruch (11. September); und ähnlich öfter dasselbe Analogon. Die sinnfälligste Metamorphose im Tierreich kehrt bei Goethe mehrfach wieder, aber nicht in der Anwendung auf Völkermassen, sondern auf Individuen. Auf die Völkerfreiheit angewandt hat der Vergleich etwas Gesuchtes, wenig Natürliches. Die seligen Knaben am Ende des »Faust« reden von dem Puppenstand, der noch niederen Vervollkommnungsstufe des ringenden Menschen, aus welcher er in einen höheren Zustand gelange. Dasselbe Bild in der Verbindung mit einem andern nicht weniger anmutigen in »Dichtung und Wahrheit« II 8, wo von der Frage gehandelt wird, wieviel Anteil die Vernunft, wieviel die Empfindung an den religiösen Überzeugungen haben könne und dürfe: Die lebhaftesten und geistreichsten Männer erwiesen sich in diesem Falle als Schmetterlinge, welche, ganz uneingedenk ihres Raupenstandes, die Puppenhülle wegwerfen, in der sie zu ihrer organischen Vollkommenheit gediehen sind. Andere, treuer und bescheidener gesinnt, konnte man den Blumen vergleichen, die, ob sie sich gleich zur schönsten Blüte entfalten, sich doch von der Wurzel, von dem Mutterstamme nicht losreißen, ja vielmehr durch diesen Familienzusammenhang die gewünschte Frucht erst zur Reife bringen. Lange vorher erscheint das Bild, bezogen auf die persönliche Entwicklung des Herzogs, in einer bekannten Strophe des Gedichtes »Ilmenau«. Endlich, mit gleicher Wortwahl wie in dem angeführten Briefe des Jahres 1779, in der Bakkalaureusscene des »Faust« (II. Akt). Hier, und hier allein, auch die französische Wortform Chrysalide für Puppe:

Mich freut, daß ich Euch hergeläutet,
Ich schätzt' Euch damals nicht gering;
Die Raupe schon, die Chrysalide deutet
Den künftigen bunten Schmetterling.
Am Lockenkopf und Spitzenkragen
Empfandet Ihr ein kindliches Behagen u. s. f.[2])

Im Briefe hat der Vergleich der Völkerfreiheit mit Raupen, Puppen, Schmetterlingen etwas Gezwungenes; beim Bakkalaureus, dem früheren Schüler, ist er vorbereitet und von Mephisto flott durch die Szene geführt.

Über den zweiten Teil hat er in jenen Wochen auch mit Schiller verhandelt. »Meinen Faust habe ich, in Absicht auf Schema und Übersicht, in der Geschwindigkeit recht vorgeschoben; doch hat die deutliche Baukunst die Luftphantome bald wieder verscheucht. Es käme jetzt nur auf einen ruhigen Monat an, so sollte das Werk zu männiglicher Verwunderung und Entsetzen wie eine große Schwammfamilie aus der Erde wachsen. Sollte aus meiner Reise nichts werden, so habe ich auf diese Possen mein einziges Vertrauen gesetzt. Ich lasse jetzt das Gedruckte wieder abschreiben, und zwar in seine Teile getrennt, da denn das Neue desto besser mit dem Alten zusammen wachsen kann.« 1. Juli 1797. Und gleich nach der Reise, 6. Dezember 1797: »Halten Sie sich zu Ihrem Wallenstein, ich werde wohl an meinen Faust gehn, teils um diesen Tragelaphen loszuwerden, teils

---

[2]) Auch in den Sprüchen in Prosa steht dies Bild unter der Rubrik »Verschiedenes über Kunst«.

um mich zu einer höhern und reinern Stimmung, vielleicht zum Tell, vorzubereiten«. Im April des nächsten Jahres wird die Arbeit am »Faust« energisch betrieben, wie das Tagebuch mitteilt. Das Chrysalidenbild, angewandt auf die italienische Völkerfreiheit, ist durch die Erinnerung an die Bakkalaureusszene beeinflußt. Er wird immer wieder überrascht von der typischen Treue seiner Prägungen, auch der ihm liebgewordenen Schöpfungen seiner Freunde. Daß die Verse »Und es wallet und siedet, Und brauset und zischt« — sich gleichsam wie ein Faden durch jenes Labyrinth durchschlingen, schreibt er an Schiller nach dem Besuche des Rheinfalles. Die Bakkalaureusszene mag damals entworfen oder zum Teil niedergeschrieben worden sein. So hielt er es ja damals gegen früher mit seinen Eingebungen. »Da mein Gedächtnis dem Siebe der Danaiden gleicht, so verliere ich gar zu viel, wenn ich nicht gleich schreibe oder diktiere«, an den Herzog während derselben Reise am 24. August.

VI.

Am 6. Oktober 1797 fährt Goethe bei Sonnenschein wieder über den Vierwaldstätter See: »Die Heiterkeit der Nebel Vorbote der Sonne .... Sonnenblicke streiften über die Gegend. Man fühlt die gestaltlose Großheit der Natur .... Die Felsen sind bis auf ihre höchsten Gipfel bewachsen« (Gegend der Tellkapelle). Den tiefen Eindruck, den diese Landschaft auf ihn machte, hat er durch das Ergreifen des Tell-Epos zu erkennen gegeben. Er sah den See zu allen Zeiten des Tages, früh und spät, bei jeder Beleuchtung; er sah ihn »im Glanze der lieblichsten Morgensonne, ein Jauchzen und Leben in Wald und Wesen« wieder zu Eckermann 1827. »Der Wald ertönt von tausendstimmigem Leben, Ein Paradies wird um uns her die Runde.« Das ist die Hochgebirgsgegend, auf welche die Szenerie des Sonnenaufgangsmonologs paßt — bis auf die Wasserfälle. Ihr Fehlen an jenem See hat Goethe bemerkt, wie aus dem Tagebuch schon mitgeteilt wurde. Aber die fehlenden Wasserälle im Monolog — was wollen sie bedeuten, wo ja feststeht, daß der geschilderte mächtige Sturz bis in die Einzelheiten des Phänomens eben der Rheinfall war? Also: Goethe hat seine Monologszenerie aus überwältigenden Naturerlebnissen während der drei Reisen, 1775, 1779 und 1797, geschaffen: aus den Eindrücken am Rheinfall und den Verhältnissen am Vierwaldstättersee. Jedem letzten Zweifel wird (für das Jahr 1797) ein Selbstzeugnis ein Ende machen. Eckermann berichtet a. a. O. über das dort geplante Tell-Epos (das Goethe später bekanntlich Schillern überließ) und fährt fort: »Auf die Frage, ob nicht die in Terzinen geschriebene prächtige Beschreibung des Sonnenaufgangs im Monolog des zweiten Teiles des 'Faust' aus der Erinnerung jener Natureindrücke des Vierwaldstättersees entstanden sein möchte, erwiderte Goethe: 'Ich will es nicht leugnen, daß diese Anschauungen dort herrühren; ja ich hätte ohne die frischen Eindrücke jener wundervollen Natur den Inhalt der Terzinen gar nicht denken können. Das ist aber auch alles, was ich aus dem Golde meiner Tell-Lokalitäten mir gemünzt habe. Das Übrige ließ ich Schiller'« u. s. f. Danach wäre der Plan des Monologs spätestens in das Jahr 1797 zu setzen.

Kurz vor seinem Tode sprach Goethe von den letzten Dingen ein letztes Wort (11. März). Das namenlose Unendliche offenbare sich in hochgesinnten Menschen (Mozart, Raffael, Shakespeare

führt er an) wie in der erhabenen Natur. »Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, die Sonne zu verehren, so sage ich, durchaus! Denn sie ist eine Offenbarung des Höchsten, und zwar die mächtigste, die uns Erdenkindern wahrzunehmen vergönnt ist. Ich anbete in ihr das Licht und die zeugende Kraft Gottes, wodurch allein wir leben, weben und sind, und alle Pflanzen und Tiere mit uns.« In Gott, der Himmel und Erde gemacht hat, leben, weben und sind wir, steht in der Areopagrede des Apostels; Goethe weiß sich hier mit Paulus einig. Die Sonne gilt ihm als die mächtigste Offenbarung, als der Apostel aller Apostel des Höchsten. »Sein Erstaunen über den ersten feurigen Blick, über die wachsende Gewalt des Lichts ließen den Vater (Wilhelm) einen Blick in das Herz des Knaben tun, vor welchem die Sonne wie über einen stillen reinen See emporsteigt und schwebt« (Lehrjahre VIII 2). Der Brockenstein ist ihm ein Altar von Ewigkeit. Hier opfert er seinen Dank ergriffen und stumm, ohne zu wissen warum; die Gebirge sind stumme Meister und machen stumme Schüler. Sie machen andächtig. »Meine Seele wird über sich selbst und über alles erhaben und sehnt sich nach dem Himmel« wieder auf dem Brocken. Nun aber erst in der Schweiz! »Ich kann nichts erzählen, nichts beschreiben. Für lauter Wonne sah ich gar nichts.« Täler, Felsen, Bäume sind ihm heilig. »Die liebe heilige Schweiz deutscher Nation habe ich durchwallfahrtet und finde mich um ein guts besser.« Frankfurt, 1. August 1775.

Dem Sonnenaufgangsmonolog liegen die übermächtigen Erfahrungen in den Hochbergen der Schweiz voraus. Und dazu die Nachtszene in Euripides' »Orest«, wo Elektra zur heiligen Nacht für ihn um Gesundung betet und sorgt, während der Chor der Mädchen dem Unglücklichen (er liegt auf der Bühne) zur Beruhigung leise singt:

> Hehre, heilige Nacht, dem vielgeplagten Menschen schlafspendend, steig' aus der Erdtiefe auf, komme, komme, breite schützend die Fittige über Agamemnons Haus. Unter Herzeleid vergehn wir und Schmerz.

Diese Szene des Euripides wirkt auch in Goethes Iphigenie III 2 nach, wo Iphigenie aber bei Tage an Artemis, während Orestes zusammengesunken im Schlafe ruht, das gleiche Gebet richtet. Ich habe das in meinem Buche »Goethe und die Antike« S. 339 behandelt. Auf das Erwachen Fausts im Hochgebirge hat auch die ergreifende Szene des Euripideischen Orest bestimmend eingewirkt: Elektra und ihr Chor sind zu freundlichen Nachtgeistern, zu Ariel und den Elfen geworden. Eine unbestimmte, jedenfalls längere Dauer des Heilungsvorgangs faßt die Elfenszene des »Faust« in die Kürze einer Geisternacht zusammen, wie Euripides' »Orest«. Die Heilerin durch diese Geister ist Mutter Erde, »Du, Erde, warst auch diese Nacht beständig und atmest neu erquickt zu meinen Füßen«. Beständig, d. i. getreu, so spricht schon der junge Dichter im »Meister« II 8 von der Erde im Gegensatz zum falschen Wasser. Von Erklärern wird gesagt, die Elfenszene und Fausts anschließender Monolog, die Wirkung der vorangehenden Elfenszene, vertrügen sich miteinander nicht, da die letzte Strophe der Elfen das allmähliche Nahen der Sonne, den Inhalt also des Monologs, vorwegnehme. Dabei bleiben aber unbeachtet die Worte Ariels ,Tönend wird für Geisterohren, Schon der neue Tag geboren'. Die Sinne der Menschen hören und sehen noch nichts von der Sonne, wenn die feineren Ohren der Geister schon An-

ſtalten machen, dem heraufdämmernden Lichte auszuweichen. Am 21. Februar 1798 fragt Goethe wegen des Maßes der Terzinen. Schiller antwortet, die Terzinen seien von feierlicher Stimmung unzertrennlich. Damals hatte Goethe die Terzinenform für den Monolog schon ins Auge gefaßt; ob aber schon ausgeführt, bleibt ungewiß.[3]) Lange ruhte manchmal die Arbeit an einem ergriffenen Stoff im Dichter, brauchte wie das Bäumchen Zeit, um Wurzeln zu fassen und Früchte zu tragen. Andere freilich haben sich die Sache anders gedacht, aber wohl nicht überlegt, daß Goethe gerade auch von dieser dritten Schweizer Reise und allen solchen Reisen die Sätze sprach (an Körner, 20. Juli 1797): »Was mir diese Reise nehmen und geben wird, muß ich nun abwarten; ich kenne mich hierüber und weiß, daß alles, was von außen an mich gelangt, sehr späte Früchte bringt.« Zusammenziehen, an Stelle einer Mehrzahl von Begebenheiten eine eindrucksvolle setzen, war von jeher Art und Recht der Poesie. Goethe erkannte darin ein Naturgesetz: »Jedes Lebendige« — und lebendige Wesen, seine Kinder sind ihm seine Gedichte — »jedes Lebendige iſt kein Einzelnes, sondern eine Mehrheit; ſelbſt insofern es uns als ein Individuum erscheint, bleibt es doch eine Versammlung von lebendigen ſelbſtändigen Wesen, die der Idee, der Anlage nach gleich sind, in der Erscheinung aber gleich oder ähnlich, ungleich oder unähnlich werden können« (Zur Morphologie 6, S. 10). Jene drei Reisen in die Schweiz sind im Sonnenaufgangsmonolog wirklich in eine Erfahrung, die getrennten Naturgegenſtände in eine Idealnatur zusammengeflossen. Hören wir ihn ſelbſt: »Der Genuß der schönen Stunden, die mich durch die Bergſtraße führten, ward durch die sehr ausgefahrenen Wege einigermaßen unterbrochen. Heidelberg und seine Gegend betrachtete ich in zwei völlig heiteren Tagen mit Verwunderung, und ich darf wohl sagen, mit Erſtaunen. Die Ansichten nähern sich, von mehreren Seiten, dem Ideal, das der Landschaftsmaler aus mehreren Naturlagen sich in seiner schaffenden Phantasie zusammenbildet« an den Herzog, 11. September 1797 und zugleich ins Tagebuch »Die Stadt in ihrer Lage und mit ihrer ganzen Umgebung hat, man darf sagen, etwas Ideales, das man sich erſt recht deutlich machen kann, wenn man mit der Landschaftsmalerei bekannt iſt, und wenn man weiß, was denkende Künſtler aus der Natur genommen und in die Natur hineingelegt haben. Der Zauber Heidelbergs beruht auf der Verbindung der Neckarberge und des Schlosses«. Die durch den Kunſtbau erhöhte Natur mochte Goethe besonders an die Ideallandschaften seiner Lieblinge, Claude Lorrain und Poussin, erinnern. Auf die Verbindung mehrerer Elemente kommt es an, wie immer bei den Idealbildungen, so bei der zu idealer Enge zusammengefaßten Natur. »Wenn man einen rechten Park sehen will, so muß man nur vier Wochen in der Schweiz umherziehen, und wenn man Gebäude liebt, so muß man nach Rom gehen. Was wir in Deutschland, ja aller Orten, der Natur aufdringen und der Kunſt abgewinnen wollen, sind alles vergebliche Bemühungen« aus Zürich, 25. Oktober 1797. Es sind künſtlerische Epitomes, die durch Verbindung mehrerer Örtlichkeiten entſtehen. Biblische Szenen, in fremde Gegenden versetzt, das iſt das charakteriſtische in den Landschaften der großen Maler seit der Renaissance, die also auch ihrerseits aus mehreren

[3]) Henkel an der Anm. 4 zitierten Stelle S. 165 und Burdach a. a. O. Anders E. Schmidt in der Jubiläumsausgabe z. d. St.

Ortselementen zusammengebildet sind. Im »Sammler und die Seinen« wird von solchen Gelehrten gesprochen, denen das Unrichtige dieser Art und alle übrigen Anachronismen widrige Eindrücke machen. Die Masse solcher oder ähnlicher Nörgler, heißt es, bildet die Masse des schauenden Publikums, das, da dergleichen Fehler in einer Gemäldesammlung zu oft vorkommen, sich mit Behaglichkeit nicht umsehen könne. Es ist eben falsch, das Neuland im »Faust« in einem geographisch bestimmten Fleck zu sehen. Überall, wo Ebbe und Flut, und nirgends ist es, weder in England noch an Oder und Weichsel, noch in Latium.

Goethe schreibt in dem Bericht über die erste Bergreise da, wo er die Stimmung während der Rückkehr vom Gotthard schildert: »Ich aber war auf meinen stummen Pfaden um desto anhaltender beschäftigt, das Ungeheure, das sich in unserm Geiste mit der Zeit zusammenzuziehen pflegt, wenigstens in seinen faßlichen, charakteristischen Einzelheiten festzuhalten. Nicht ohne manche neue, wie erneute Empfindungen und Gedanken gelangten wir durch die bedeutenden Höhen des Vierwaldstätter Sees nach Küßnacht« u. s. f. (Dichtung und Wahrheit IV 19.)

Henkel schreibt:[4]) »Der Monolog steht in der Eröffnungsszene des neuen Teils an so bedeutsamer Stelle, daß man erwarten sollte, er werde eine Perspektive auf die neuen Entwicklungsbahnen, denen Faust entgegengeht, eröffnen. Aber eine solche vermag ich wenigstens darin nicht zu entdecken. Er ist eben, wie mir scheint, ursprünglich als ein selbständiges Gedicht konzipiert und in das Drama eingefügt, ohne einen tieferen organischen Zusammenhang mit demselben zu haben.« Und Koch[5]): »Daß der Terzinenmonolog von Anfang an als eine Rede Fausts zur Welt gekommen ist, halte ich keineswegs für zweifellos. So wie er jetzt dasteht, könnte er ganz gut Goethes Gedichten eingereiht sein, ohne daß irgend jemand eine Beziehung auf Faust herausfinden würde. Nicht ein Vers, nicht eine Wendung macht ihn zum besonderen Eigentum Fausts. Gerade dieser Mangel an individuellen Beziehungen, an jedem Hinweise auf Fausts Erlebnisse hat ja die Verwunderung und den Unwillen mancher Kritiker hervorgerufen.[6]) Darin ist irrig die Meinung, daß der Monolog, für die ihm vorausliegende Heilung Fausts von erlebtem Graus, für seine Weiterentwicklung also bedeutungslos sei. Sie ist gar nicht zu entbehren. Ohne die Heilung — und den die Heilung mitteilenden Monolog — würde der Fortgang nicht denkbar sein. Versuche doch einer, sie wegzulassen. Ein schlimmer Riß würde zwischen der Gretchen-Katastrophe und dem neuen Auftreten Fausts am Kaiserhofe künstlich erst geschaffen werden. Der Monolog steht im Organismus der Gesamtdichtung an seinem Platze. Zusammengebrochen finden wir Faust in der Hochgebirgsnatur wieder, um ihn während der Elfennacht zu neuem Leben erstarken zu sehen: wie Goethe selbst auch seinem Abbilde, dem jungen Meister, Beruhigung für sein wundes Gemüt nur unter freiem Himmel, in Tälern, auf Höhen, in Gefilden, auf Wäldern zu teil werden läßt (Dichtung und Wahrheit III 12). Faust erscheint zu Anfang des zweiten Teils, auf blumigem

[4]) Archiv für Literaturgeschichte VIII, 1879, S. 166.

[5]) Zeitschrift für vergl. Literaturgeschichte VIII, S. 130.

[6]) Nach Zarnckes Vorgange E. Schmidt und Witkowski z. d. St.

Rasen gebettet, in anmutiger Gegend. Der Elfenchor beruhigt und schläfert den Ermatteten ein. Ariel hat den Elfen geboten »Sein Inneres reinigt vom erlebten Graus; badet ihn im Tau aus Lethes Flut. Vollbringt der Elfen schönste Pflicht, gebt ihn zurück dem heiligen Licht«.

Die erste Reise, die ihn ja auch an den Rheinfall, auch an den Vierwaldstättersee führte, war ein ganz persönlich aufregendes Ereignis für Goethe gewesen, so aufregend, daß er, unfrei wie er sich fühlte, außer den Liedern an Lili wenig mehr als abgerissene Worte in sein Tagebuch jener Tage schrieb. Das sind die seltsam inspirierten Stunden, wo eine Natur wie Goethe dem Elemente, das sie trägt, sich willig überläßt, und darauf verzichtet, dem in ihm Strömenden, Aufbrechenden im Augenblick die Form zu bestimmen und es festzuhalten. »Lebhaft wünsche ich, Sie könnten... an der herrlichen Gegend und allem, was sie enthält, teilnehmen; Sie würden es lebhafter als ich, der ich durch die Erinnerung der alten Zustände und die Vergleichung der so sehr veränderten neuen Erscheinungen, wenigstens in diesen ersten Augenblicken, oft irre gemacht werde« an Voigt, 10. August 1797. Die dritte Reise war ja in ruhiger und freier Stimmung von ihm unternommen worden; damals fühlte er sich wie ein Vogel auf dem Zweig. »Für einen Reisenden geziemt sich ein skeptischer Realismus. Was noch idealistisch an mir ist, wird in einem Schatullchen wohlverschlossen mitgeführt, wie jenes undenische Pygmäenweibchen; Sie werden also von dieser Seite Geduld mit mir haben« an Schiller, Frankfurt, 12. August 1797 mit Bezug auf seine »Neue Melusine«. »Zur Empfänglichkeit habe ich es schon wieder gebracht, lesen kann ich und teilnehmen. Aber das Zusammenfassen und Reproduzieren ist freilich eine höhere Forderung« schreibt er am 25. Februar 1805 an F. A. Wolff nach einer Krankheit.

Immer wieder muß in Goethes Sinne gesagt werden: *συνορᾶν τὰ διεσπαρμένα*, die fremdesten Elemente in eine Einheit nötigen ist erst ideales Schaffen (Goethe an Erichsen, 28. April 1797). »Mehrere Momente in einen zu vereinigen sei eine Operation, durch welche ein Kunstwerk sich vor den Augen des Zuschauers immer in einer Art von Bewegung erhält,« schrieb er an Unger, 28. März 1797. Und ähnlich öfters. Der Künstler modelt die Natur. Nicht das für ihn Nebensächliche: nur was groß und dauerhaft ist, hat Anrecht auf Existenz. Er gibt ja einen Auszug aus der großen Natur, wie sie, über die reale Wirklichkeit der Erscheinung hinausgehend seinem inneren Auge vorschwebt, nachdem er sie erlebt, auch wiederholt erlebt. Dies die aus den klaren Tatsachen ermittelte Bedeutung auch des Sonnenaufgangmonologs! Abgesehen ist von jedem Gang ins Mystische; das Seltsamere, das an die Stelle des auch nur anscheinend Seltsamen tritt, verwirrt. »So wahr ist, daß das aus einer schönen Seele hervordringende Leben nur um desto freier wirkt, je weniger es durch Kritik ins Kunstfach herübergezogen erscheint«, sprach Goethe selber von seinen dichterischen Schöpfungen in seiner Lebensbeschreibung III, 12.

Der Sonnenaufgangsmonolog und was ihm vorausliegt und folgt, der heilende Schlaf, Faust am Kaiserhofe, die klassische Walpurgisnacht und die Helena sind eine Vorgangsreihe, welche in ihren Elementen wie in ihrer Aufeinanderfolge vor allem aus Goethes persönlichen Lebensverhältnissen begriffen wird.

Wunderbar erhebt sich über den wirklichen Erlebnissen der Schweizer

Reise als Phantasiebau die Idealgestalt der Dinge, wie sie im Sonnenaufgangsmonolog erscheint. »Ich danke den Göttern, daß sie mir die Gabe gegeben haben, in nachklingende Lieder das eng zu fassen, was in meiner Seele immer vorgeht« 28. April 1781. Und nicht immer bloß in Liedern, wie wir sehn; neben dem Liede Vom Erhabenen der Dialog Vom Erhabenen. Neben der Shakespeare-Rede der »Götz«, neben dem Gedicht von der »Metamorphose der Pflanzen« die Abhandlung, wie neben Schillers »Geschichte des dreißigjährigen Krieges« der Wallenstein; wie wenn die durch irdische Instrumente angeschlagenen Einzeltöne nach oben leise weiterziehen und dort ausklingen. In jenen Weimarer Jahren, als ihn seine Amtsgeschäfte dem Studium der Natur gleichsam in die Arme geführt, äußerte er wohl, seine Schriftstellerei ordne sich dem Leben unter. Wir dürfen den Satz auch umkehren und mit M. Bernays (Goethe und Gottsched S. 77 f.) sagen: Sein Leben wurde zu einer immer breiter und tiefer strömenden Quelle seiner Poesie gerade auch in jenem Jahrzehnt, da ihn die Nation fast aus den Augen verlor. So gilt auch von Goethes Sonnenaufgangsmonolog was sich immer wieder aufdrängt; auch dies Gedicht ist eine helle Lebensspur. Er dichtet auch hier was er gelebt. »Andere errichten sich ihr poetisches Reich in beträchtlicher Entfernung von dem Umkreis ihres gewohnten Lebens. Goethe weiß nichts von einem solchen abgesonderten Bezirk der Dichtung. Wohin er seinen Fuß setzt, ist poetischer Boden. In dem beseelten Laut des Liedes verlieh er auch diesmal dem Gefühl Stimme und herzgewinnende Sprache.« Vom Faust wie von ihm selbst geht eine Kraft aus, welche das Innerste der Welt bewegt. Der Faust, das ist er selbst.

George Sands Soziale Romane.

Von

Max Cornicelius.

Es ist in der literarhistorischen Betrachtung üblich geworden, die Romane George Sands in vier Gruppen zu sondern. Zunächst die intimen, persönlichen oder, wie man sie nennen mag, romantisch lyrischen der ersten fünf Jahre etwa, unter denen Indiana, Valentine, Lelia, Jacques die bekanntesten sind. Dann, seit 1837 ungefähr, unter Lamennais' und Leroux' Einfluß die soziale Gruppe, die durch metaphysisch-mystische Lyrik in Prosa, wie in den Sept Cordes de la Lyre und in Spiridion eingeleitet und mit rein sozialistischen Romanen: Le Compagnon du Tour de France (1840), Le Meunier d'Angibault (1845), Le Péché de M. Antoine (1847) fortgesetzt wird. Inzwischen spielt Leroux' Mystik — die Unsterblichkeit der Seele in wiederholter Bekörperung, wenn man so sagen darf, hier auf Erden — noch in den historischen Roman Consuelo (1842 bis 1843) stark hinein, und 1846, also schon ein Jahr vor Le Péché de M. Antoine, beginnt mit einer der anmutigsten ihrer Dorfgeschichten, La Mare au Diable, eine neue dritte Gruppe. Die vierte dann bilden die nach 1852 verfaßten Romane.

Man hat diese Einteilung als gesucht bemängelt. Pellissier, im siebenten Bande der von Petit de Juleville herausgegebenen Literaturgeschichte Frankreichs, hat nur, und so weit mit Recht, darauf hingewiesen, daß eine solche Scheidung nicht unbedingt gilt, denn auch in Valentine und dann wieder in den sozialen Romanen wird zum Teil das heimatliche Berry und dessen ländliche Bevölkerung geschildert. Wenn aber Karénine (Band 1, S. 373 f.) und Marius-Ary Leblond, in einem Artikel: George Sand et la Démocratie (Revue de Paris, 1. Juli 1904), auch die Trennung zwischen den leidenschaftlich persönlichen Apologien der ersten Jahre und den späteren sozial humanitären Romanen verwischen wollen, so muß man widersprechen. Auf Leblonds Einwand, daß auch jene ersten Romane schon für soziale Freiheit und Selbständigkeit der Frau überhaupt einträten, ist einfach zu entgegnen, daß die Verfasserin, auch wenn sie vor allem an sich und ihr Erlebnis dachte, doch vor der Öffentlichkeit unmöglich für sich allein das Öffnen der Schranken fordern konnte. Diese Romane hat ihr ganz anders als jene späteren ihr eignes Schicksal, ihr eigenes Bedürfnis eingegeben.

Die sozialen Romane George Sands stehen in Frankreich nicht in gutem ästhetischen Ruf. Graf d'Haussonville urteilt: ils forment assurément la partie la plus faible et la plus pénible à relire aujourd'hui de l'œuvre volumineuse de George Sand, und Faguet sagt kurzweg: c'est ce qu'elle a fait de pire. Auch der weniger epigrammatische Brunetière — in dem Abschnitt seiner Poésie lyrique, der von George Sands Einfluß auf die französische Lyrik des neunzehnten Jahrhunderts handelt, — gibt zu: on ne lit plus ces romans, und die unsichere Art, wie in literarhistorischen Darstellungen von ihnen zuweilen die Rede ist, scheint das zu bestätigen.

Aber auch der einst wenigstens im Auslande viel bewunderte Consuelo-Roman wird jetzt ja nicht mehr gelesen; vielleicht ist doch eine nähere Betrachtung dieser sozialistischen Romantik George Sands noch heute nicht ganz unlohnend. Am eingehendsten belehrt Le Péché de Monsieur Antoine über die sozialen Ideale seiner Verfasserin. Der Schauplatz des Erzählten ist das Grenzgebiet zwischen Berry und Marche, George Sands Heimat also, deren so gern wiederholte Schilderung zu den unvergänglichen Teilen ihrer Romane gehört. An einem Nebenflusse der Creuse, Gargilesse, in dem Dorfe gleichen Namens, das hier in der tief eingerissenen Talschlucht des kleinen, aber zur Hochwasserzeit gefährlich unbändigen Flusses liegt, hat sich zu Anfang der 1840er Jahre — etwa ein Jahr, bevor die dargestellten Ereignisse ihren Anfang nehmen — ein reicher industrieller Unternehmer niedergelassen und den Bau gewaltiger Fabrikanlagen begonnen, die bisher schon 200000 fr. gekostet haben. Es ist der aus Wirklichkeit und Roman, in England und Frankreich früher als bei uns, wohlbekannte Typus. Nicht gerade gemütlich anziehend in seinem menschlichen Behaben, aber als Charakter oft Achtung, bisweilen Bewunderung erzwingend; so auch Herr Cardonnet hier bei George Sand, die doch mit ihrem Roman eben Leute solchen Schlages, die festesten Stützen der Bourgeoisie-Regierung Louis Philipps, abstoßend schildern wollte. Es zeugt für ihre hier ehrlich der Natur nachzeichnende Kunst, daß der ihr widerwärtige praktische Materialist lebendiger, verständlicher geraten ist

als die ihm gegenübergestellten Idealisten verschiedener Schattierung. Denn in diese zwei Gruppen scheiden sich die Personen, die der Roman in Handlung setzt: auf der einen Seite sehen wir in Herrn Cardonnet und seinem zu stark karikierten Sekretär die Vertreter einer durchaus praktisch materiellen Lebensauffassung, für die allein auf dem Gebiet industrieller Technik die rechte Arbeit und in unaufhörlich gemehrtem Reichtum der rechte Ertrag des menschlichen Lebens zu suchen ist. Ihnen gegenüber steht zunächst Cardonnets einziger Sohn Emil, in dem der Vater erst durch technische, dann durch juristische Studien einen Fortsetzer seiner Lebensarbeit sich zu erziehen bemüht ist. Doch bisher nur mit geringem Erfolge. Denn statt sich zum Techniker auszubilden, ist der Sohn in die Naturwissenschaften, in die Astronomie geraten, »in die Träume«, wie der Vater sagt, »von Welten, die uns verschlossen sind«. Darauf an die Jurisprudenz gebracht, um wenigstens nach dieser Seite hin für seinen späteren Geschäftsverkehr brauchbare Kenntnisse zu erwerben, ist er offenbar in die Schlingen der Fourieristen gegangen oder — wieder mit dem Vater zu reden — in jene schöne philosophisch-metaphysisch-politisch-ökonomische Wissenschaft, die hohl, falsch, chimärisch, lächerlich und vor allem gefährlich für junge Geister ist wie nichts anderes.

Diese schroff und spöttisch abweisenden Worte des Vaters fallen in einer langen Aussprache (Kap. 12 und 13) mit dem aus Poitiers zum erstenmal nach Gargilesse zum Ferienaufenthalt gekommenen Sohne. Und der weitere Verlauf der Unterredung zeigt deutlich, daß der Vater über den Abstand ihrer Denkweisen sich nicht getäuscht hat. Für ihn bleibt »toute cette chaleur de cerveau« nur eine »effervescence de jeunesse«; er ist überzeugt, daß Emil in reiferen Jahren, nachdem ihm Erfahrung und Gewohnheit der Pflicht etwas zu eigen geworden, gar nicht mehr begreifen wird, daß man, »um ein ordentlicher Mensch zu werden, ein aufgeregtes Wesen annehmen und so prahlerisch seine Überzeugungen der Welt verkünden müsse«. Von eben diesen Überzeugungen nun hat der Sohn die Empfindung, daß sie ihm unentbehrlich seien wie das tägliche Brot: »Wenn dies alles, was ich erstrebe, und was mich erfüllt, eines ernsten Geistes unwürdige Hirngespinste sind, wenn es keine ewige Wahrheit gibt, keine göttliche Vernunft in den Dingen, kein Ideal, das man in seinem Innern hegen darf, um sich in der Not und dem Unrecht heute rings um uns her halten und führen zu lassen, dann höre ich auf zu sein, dann glaube ich an gar nichts mehr.« Während der Vater findet, daß zurzeit im wirtschaftlichen und sozialen Leben alles in Ordnung ist, daß »Moralität, Treu und Glauben in Arbeitsverträgen, die Gefühle der Menschlichkeit, Mitleid mit Unglücklichen, hingebende Vaterlandsliebe, Achtung fremden Rechts, reines Familienleben, Nächstenliebe — daß alles dies durchaus nicht spärlich zu findende soziale Tugenden im Frankreich Louis Philipps seien, will der Sohn hiervon nichts bemerken können. An seinem Vater sieht und ehrt er allerdings nicht nur Kraft, Fleiß und Scharfsinn, sondern auch seine Rechtlichkeit in Arbeit und Geschäft, aber die durchaus gemütlose Art seines Wesens kältet ihn an. Der Vater ist sich bewußt, einer ganzen Provinz die Wohltaten der Großindustrie zu bringen: »Ist die Arbeit nicht schon Quell und Nahrung neuer Arbeit? Versorgen wir nicht hier schon an einem einzigen Tage mehr Menschen mit Arbeit als die

Landwirtschaft und die kleinen barbarischen Industrien, die ich zu verdrängen suche, in einem ganzen Monat beschäftigen? Sind ihre Löhne nicht höher? Können sie nicht hier Ordnungssinn, Voraussicht, Nüchternheit, kurz alle Tugenden, die ihnen fehlen, sich aneignen? Wo liegen denn diese Tugenden, das einzige Glück des Armen, verborgen? Doch in der den Menschen völlig in Anspruch nehmenden Arbeit, in gesunder Ermüdung und in angemessener Löhnung. Der gute Arbeiter liebt seine Familie, hat Achtung vor fremdem Eigentum, gesetzlichen Sinn; er ist wirtschaftlich und gewöhnt, die Schätze der Sparsamkeit zu sammeln. Nur der Müßiggang mit all den verkehrten Gedanken, die er im Gefolge hat, bringt ihn ins Verderben. Beschäftige ihn, überhäufe ihn mit Arbeit; er ist kräftig, und so wird er noch kräftiger werden, aber er wird nicht mehr vom Umsturz der Gesellschaft träumen. Er wird ein regelmäßiges Leben führen, Reinlichkeit, Wohlstand, Sicherheit seinem Hauswesen verschaffen. Und wenn er dann alt ist und schwach, und du ihn gern unterstützen möchtest, wird er deine Hilfe gar nicht mehr nötig haben.«

So des Vaters hoffnungsvolle Schilderung der zu erwartenden wirtschaftlich und politisch heilsamen Wirkungen der Großindustrie für den Arbeiter. Der Arbeitgeber ist ihm hierbei der chef-ouvrier im Großen, der master-worker, wie ihn Carlyle genannt hat. Des Sohnes Frage auf die eben gehörte Schilderung: »Sieht denn das Volk in alle Zukunft nichts vor sich als unaufhörliche Arbeit zum Nutzen einer Klasse, die nie arbeiten soll?«, diese entrüstete Frage weist er mit der Versicherung ab, daß er die Müßiggänger hasse, gerade daher gefielen ihm die Poeten und die Metaphysiker so wenig. Die Forderung der Saint-Simonisten: »Jedem nach seiner Fähigkeit« erklärt er für ein auch ihm erwünschtes »Ideal«; da du dieses Wort so liebst, setzt er ironisch hinzu. »Aber für jetzt hat sich die Industrie so hoch noch nicht entwickelt, daß man an ein moralisches Verteilungssystem schon denken könnte. Man muß sehen, was wirklich ist, und nur das Mögliche sich vor Augen stellen. Die ganze Bewegung unseres Jahrhunderts wendet sich der Industrie zu, also soll die Industrie auch herrschen und triumphieren. Alle Menschen sollen arbeiten, der eine mit den Armen, der andere mit dem Kopf; und wessen Kopf stärker ist als seine Arme, dem gebührt, die andern zu leiten, und es ist sein Recht und seine Pflicht, wohlhabend zu werden.« Diesem rationellen Optimismus des Vaters stellt der Sohn (hiermit gewiß George Sands eigne Wünsche aussprechend) seinen noch ganz anders optimistischen sozialen Idealismus gegenüber, der für seine Poeten und Metaphysiker keinen Platz in seines Vaters Arbeitshaus vorgesehen findet und darum unbefangen und arglos in die gefährliche Forderung ausmündet: »Jedem nach seinen Bedürfnissen«. »Die Eroberungen des Geistes im Reiche der Ideen«, so entgegnet er dem Vater, »die feineren Genüsse des Herzens, die für dich im Leben des arbeitenden Menschen nur ein wohlreguliertes Zubehör sind, werden vielmehr für jeden gesund Veranlagten das edelste und süßeste aller Bedürfnisse sein. Siehst du denn nicht, daß du mit ihnen dem Menschen einen großen Teil der ihm von Gott bestimmten Wohltaten nimmst? Daß du der Arbeitssklaverei nicht die Zeit gönnst, aufzuatmen, zu sich selber zu kommen? Daß die allein auf Erwerb und Gewinn gerichtete Erziehung nur stumpfsinnige Maschinen, nicht wirkliche Menschen

zuſtande bringen kann? Du sagſt, daß du ein erſt in der Folge der Jahrhunderte erfüllbares Ideal dir vorſtellſt, daß eine Zeit noch kommen mag, wo ein jeder nach seiner Fähigkeit seinen Lohn empfangen wird. Aber diese Formel iſt eben falsch, weil sie mangelhaft iſt, und wenn man sie nicht durch die andere: »Jedem nach seinen Bedürfnissen« ergänzt, so bezeichnet sie die Ungerechtigkeit, das Recht des an Intelligenz und Willenskraft Stärkeren, kurz, Ariſtokratie und Privilegium in neuer Geſtalt«. Und in begeiſterter Erregung schildert der Sohn weiter, wie nach seiner sozialen Auffassung der Vater sein ganzes induſtrielles Eigentum der Gemeinschaft der Arbeitenden abtreten und selber nur der Geschäftsführer und Verwalter des gemeinsam Erworbenen bleiben solle (soyons seulement les dépositaires et les gérants de la conquête commune). Die Arbeitsluſt jedes einzelnen und somit der Ertrag der Gesamtarbeit werde so sich derartig ſteigern, daß reichliche Mittel vorhanden sein werden, den Arbeitern moralische, geiſtige, physische Genüsse zu verschaffen, welche neue, ganze, mit einem Wort wahre Menschen aus ihnen machen werden.«*)

Herr Cardonnet kann zu solchen Hoffnungen seines Sohnes nur die Achseln zucken wie früher zu den Plänen landwirtschaftlicher kommuniſtischer Unternehmungen, die diesen erfüllten, als er den Vater vergeblich bat, ihn die Landwirtschaft ſtudieren zu lassen. An ähnliche Gründungen läßt George Sand schon ihren Helden im Compagnon du Tour de France, 1840 also, denken, und um sie hier dem jungen Cardonnet in Zukunft doch zu ermöglichen, hat sie eine neue, sehr wunderliche Figur in ihren Roman eingeführt, die sie selber in dem späteren Vorwort »très excentrique et cependant pas tout à fait imaginaire« nennt. Wie Emil der idealiſtisch entartete Sohn des Großinduſtriellen Cardonnet, so iſt der Marquis de Boisguilbaut, welcher in der Nähe von Gargilesse ein reiches Besitztum hat, der zum theoretischen Kommuniſten gewordene letzte Abkömmling eines alten adligen Geschlechts. Wie jener mit dem kommuniſtischen Credo sein tätiges Leben beginnt, verläßt der alte Legitimiſt das seine mit der gleichen Überzeugung, und selber unfähig zu praktischen Versuchen, sieht er in Emil Cardonnet seinen sozialiſtischen Erben, hinterläßt ihm sein Vermögen zur Verwirklichung ihres gemeinsamen theoretischen Ideals. Der Marquis hat sich erſt im Alter, halb aus Langeweile, halb aus wissenschaftlicher Neugier, dem Studium der Saint-Simoniſten und Fourieriſten zugewendet. Er findet ihre Kritik des Beſtehenden unwiderleglich, die Prinzipien ihrer Neuerungen aber konfus und unvollständig. Durch alle Widersprüche der verschiedenſten Heiligen, Propheten, Dichter, Künſtler, Reformatoren früherer Zeiten hindurch hat er schließlich diese eine Wahrheit erkannt: Gleichheit der Rechte aller und hieraus streng logisch folgend die Gleichheit der Genüsse. Seitdem wundert er sich nur noch, daß in einer Zeit wie die heutige, mit so viel Hilfsmitteln und Entdeckungen aller Art, mit so viel Geschäftigkeit, Intelligenz, Meinungsfreiheit die Welt noch immer in so tiefer Unkenntnis über die Logik der Tatsachen und der Ideen verharrt, die ihr eine Umwandlung aufzwingen; daß es so

*) Diese Schilderung ist nicht utopisch. In England z. B. hat in Huddersfield in Lancashire ein großer Tuchfabrikant George Thomson unter Ruskins und Toynbees Einfluß freiwillig sein Geschäft in eine Produktivgenossenschaft und sich selber in deren Geschäftsführer umgewandelt. v. Schultze-Gaevernitz spricht von ihr in seinem Buche »Zum sozialen Frieden« Bd. 1, S. 371 ff.

viele angebliche Gelehrte, vermeintliche Theologen, gibt, vom Staat und von der Kirche beauftragt und angestellt, unter denen kein einziger sein Leben verwandte, die so einfache Arbeit zu übernehmen, die ihn zur Gewißheit geführt hat; daß die heutige Welt, die aber schon der Vergangenheit angehört und der Katastophe ihrer Auflösung entgegenstürzt, sich durch grimmige Gewalt vor dem Schicksal, das sie bedrängt und verschlingt, zu bewahren vermeint, während die in das Gesetz der Zukunft Eingeweihten sich noch nicht genügende Ruhe und Vernunft erworben haben, um der Beschimpfungen zu lachen und erhobenen Hauptes zu erklären, daß sie schlechtweg Kommunisten sind. So spricht hier der Marquis, nicht der vilain. Er glaubt — im Widerspruch, wie er selber zugibt, mit seinem persönlichen Pessimismus — für die Gesamtheit einen optimistischen Fatalismus begründen zu können. Denn die Logik herrscht allerwegen! Sie durchzieht unendlich Gottes Werk im ganzen, aber sie ist freilich unvollständig, unerkennbar in den einzelnen Dingen, weil die einzelnen Dinge begrenzt sind wie selbst der Mensch, der doch auf dieser kleinen Welt das ähnlichste Abbild des Unendlichen ist.

Dieser Mann nun bestimmt testamentarisch sein ausgedehntes Besitztum zur Gründung einer »Commune« und betrachtet den jungen Cardonnet wie von der Vorsehung ihm zur Ausführung seines Planes geschickt. Er vermacht Emil und seiner Braut Gilberte von den $4^1/_2$ Millionen seines Vermögens je zwei als Eigentum ohne Nießbrauch und beiden eine halbe Million zu ganz freiem Eigentum. Damit soll Emil die materiellen Grundlagen — der Stifter sagt: les instruments — für seine Commune erhalten; die eigentlichen Hilfsmittel (moyens) dagegen muß er selber sich erst noch aneignen. Diese Hilfsmittel — so sagt M. de Boisguilbaut in einer Ansprache an das durch ihn vereinte Paar, mit der der Roman schließt — das was vor allem dazu nötig, ist die Sozialwissenschaft; ihre Aneignung aber muß das Resultat einer langen Arbeit sein, der sich Emil widmen soll, gefördert durch die Kräfte, die sein Jahrhundert entwickeln wird. Er vertraut Emils Intelligenz vor allem »parce qu'elle a sa source dans le cœur«; wahrscheinlich nach dem vielberufenen Worte Vauvenargues' von diesem Ursprung der großen Gedanken. Um die Zukunft ist dem kommunistischen Marquis nicht bange. Machtlos doch am Ende, wird das Unwetter die nächsten Generationen vielleicht noch schütteln, aber vergeblich werden Irrtum und Lüge am Werke sein, um die entsetzliche Mißordnung aufrecht zu erhalten, die gewisse Geister heute, aus Hohn offenbar, die soziale Ordnung nennen. Und wenn — nach der Lehre Leroux' — sein Schatten in einigen Jahrhunderten wiederkehren kann, um dieses umfangreiche Erbe zu besuchen und unter den Bäumen, die seine Hand gepflanzt hat, hinzugleiten, dann wird M. de Boisguilbaut dort freie, glückliche, gleiche, einige d. h. gerechte und weise Menschen erblicken. So endet der Roman.

In der Handlung, die hier nur auf die in sie hineinwirkenden sozialistischen Ideen angesehen wurde, ist auf der Seite der romantischen Idealisten noch der Graf Antoine von Châteaubrun zu finden. Er ist durch die gewissenhafte Tilgung einer von seinem Vater ihm hinterlassenen Ehrenschuld fast ganz verarmt und lebt in den wenigen bewohnbaren Trümmern seines übrigens von der bande noire zum großen Teil

abgetragenen Schlosses nahe bei Gargilesse.*) Er hat für seinen und seiner Tochter Gilberte Unterhalt zeitweilig sogar als einfacher Zimmergeselle gearbeitet und heißt seitdem dort in der Gegend allgemein nur Monsieur Antoine. Seine Tochter ist trotz so kümmerlicher Verhältnisse in einer Pariser Pension erzogen — dergleichen macht George Sand nie Schwierigkeiten — und gewinnt sich sofort das Herz des jungen Cardonnet. Ihre Verbindung wird durch den Edelmut des Marquis von Boisguilbaut ermöglicht, ein Edelmut, der um so bewundernswerter erscheint, da er doch weiß (und das ist le péché de M. Antoine), daß Gilbert ein Kind der verstorbenen Marquise und des Grafen ist. Die Art, wie dieser Fehltritt behandelt wird, wie Schmerz und Groll — der Graf war einst der beste Freund des Marquis — mit Sentimentalität geheilt wird, gehört durchaus nicht zu den Vorzügen des Romans. Wenigstens für den nicht, der sentimentale Frivolität noch bedenklicher findet als jede andere.**) Auch die Begreiflichkeit und also Glaubhaftigkeit, die Konsistenz der Charaktere leidet natürlich stark durch solche Zutaten. —

Schneller lassen sich die beiden anderen Romane George Sands betrachten. Auch Le Meunier d'Angibault, 1845 geschrieben, hat die Heimat der Verfasserin zum Schauplatz, und das Bild der nicht weit von Nohant gelegenen Mühle von Angibault, eine Fahrt dahin durch die Vallée-Noire mit ihren smaragdgrünen Wegschluchten, den von George Sand so geliebten traînes, oder dann wieder die Schilderung des Bauerntanzes, der bourrée, geben auch hier der Handlung die sehr notwendige poetisch-künstlerische Grundlage. Die Erzählung selbst aber bietet wieder zu viele psychologische Wundermenschen und Wundertaten, um lange ernsthaft fesseln zu können. Eine vornehme junge Frau, Marcelle de Blanchemont wird von dem gebildeten Sohn eines Handwerkers, Henri Lémor, glühend und rein geliebt, aber trotzdem sie durch den Tod ihres Mannes frei geworden ist und nun mit ihm sich zu verbinden wünscht, von diesem humanitären Gleichheitsidealisten zurückgewiesen, weil sie reich ist. Denn die Reichen insgesamt sind ihm »des ennemis tantôt féroces, tantôt involontaires et aveugles de l'humanité«. Es gelingt ihm, sie völlig zu seiner Anschauung zu bekehren, und wie sie nun glücklicherweise rasch ihr ganzes Vermögen verliert — »Henri, quel bonheur! quelle joie! je suis ruinée«, beginnt sie einen Brief an den Geliebten — da steht also ihrer Verbindung nichts mehr im Wege. Soviel Vermögen, um ein kleines Häuschen am Ufer des Vauvre-Flüßchens zu bauen, ist, wieder zum Glück, noch da; und hier wollen sie leben, und Henri, der sonst nichts Geldeinbringendes gelernt hat, wird Geselle des gemeinsamen Freundes, des Müllers von Angibault werden.

Die kommunistischen Ideen, die George Sand zwei Jahre später in Le Péché de M. Antoine breiter vorträgt, künden sich im Meunieur d'Angibault schon an. Immer wieder ist man

*) Diese »schwarze Bande« beschäftigte sich mit dem Erwerb adliger Schlösser und Güter, die sie dann abtrug und zerstückelte. Paul-Louis Courier, der den Ankauf des Schlosses Chambord durch Nationalsubskription so heftig bekämpfte, liebte sie natürlich besonders; er spricht von ihr im sechsten seiner Briefe an den rédacteur du Censeur.

**) Bezeichnend für eine andere Art von Frivolität ist es, daß dieser Roman George Sands zuerst im Feuilleton einer großen konservativen Zeitung, der Epoque, gedruckt wurde.

verwundert, in diesen Roman-Melodramen eine Weisheit gänzlich unerkannt zu finden, die Goethe so oft und besonders am Ende seines Lebens gepredigt hat: daß es für den Menschen vor allem darauf ankomme, den Kreis der nächsten Pflichten auszufüllen, in den er geſtellt iſt oder sich selber geſtellt hat, und dann erſt einen etwaigen Überschuß an Kräften unmittelbar dem Heil der Menschheit zuzuwenden. —

Zu dem erſten ihrer sozialen Romane: Le Compagnon du Tour de France (1840) iſt George Sand durch ein Buch des Tischlers und sozialiſtischen Schriftſtellers Agricol Perdiguier angeregt worden, den auch Frédéric Le Play als »wahren Weisen« bewunderte: le Livre du Compagnonnage.

Sie war nicht nur überrascht, wie sie in der Vorrede des Romans sagt, von der Poesie der Einweihungsgebräuche dieser Gesellenbünde, der devoirs, die sich vereinzelt, so bei den Pariser Zimmerleuten, bis in die neueſte Zeit neben den Gewerkvereinen erhalten haben. Vor allem der moralische Gehalt (l'importance morale) des Gegenſtandes fesselte sie. »Dabei«, so sagt sie weiter, »war es mir natürlich unmöglich, wenn ich einen zeitgemäß vorgeschrittenen Arbeitertypus darſtellen wollte, ihn nicht mit Betrachtungen über die gegenwärtige und Wünschen für die zukünftige Gesellschaft auszuſtatten.« So iſt denn der Held auch dieses Buches, der Kunſttischler Pierre Huguenin, wieder mit moralischen und intellektuellen Tugenden allzu ſtark belaſtet worden. »Er fühlte«, so charakterisiert sie ihn einmal, »einen natürlichen Adel in sich, reiner und einziger als alle nach den Gesetzen der großen Welt erworbenen und geheiligten Vorzüge. Immerfort mußte er die Aufwallungen einer faſt fürſtlichen Natur in der Hülle eines Handarbeiters unterdrücken.« Derartig ausgeſtattet, erwirbt sich Pierre erſt die hohe Achtung, dann die Liebe der Tochter des Grafen von Villepreux, in dessen Schloß er mit seinem Vater und einem Mitgesellen und Freund längere Zeit arbeitet; sie will ihm ihre Hand reichen. Aber »ihm graute davor, reich zu werden, weil er fürchtete, den Reichtum an sich liebzugewinnen und nicht nutzbar machen zu können«. Das Problem der sozialen und wirtschaftlichen Ungleichheit in der bis jetzt beſtehenden Gesellschaft, die Frage, ob der Reichtum ein Recht, die Armut eine Pflicht sei, wird auch in diesem Romane, besonders in dem Kopf des Helden, vergeblich hin und her gewendet. Pierre Huguenin verzichtet auf den wenigſtens ihm vom Schicksal hier dargebotenen Ausgleich, obwohl ihm doch wieder manche gemeinnützige Verwendung des ihm so Zugewendeten ganz in dem Sinne wie später Emil Cardonnet vorschwebt; er erklärt dem Grafen — »je m'abstiens et reste pauvre«. Dann debattiert er über seine Entscheidung noch zwei Stunden lang mit der jungen Gräfin, die er nicht weniger verehrt und liebt als sie ihn, und die ebenfalls unerschütterlich iſt: sie wird warten und ihm treu bleiben.

Die Hauptszenen des Romans spielen in der Sologne, an ihrer südlichen Grenze, wohin Schloß und Dorf Villepreux versetzt sind. Die Erzählung enthält manche gute Nebenfigur, und die Schilderung der devoirs und ihrer verschiedenen Bräuche, auch der gegenseitigen Kämpfe sind kulturgeschichtlich von Wert. Zum Titel iſt zu bemerken, daß er das Mitglied eines Gesellenbundes, das seine Wanderschaft durch Frankreich gemacht hat, bezeichnet. Näheres über diese mehrjährige Wanderschaft des Helden erfährt der Leser aber nicht. —

Georges Sand hat sich bekanntlich nicht nur mit Romanen an der politischen und sozialen Bewegung der 1840er Jahre beteiligt. Auch mit den Waffen rein politischer Journalistik kämpfte sie für ihre Ideale, wurde Mitbegründerin radikaler Zeitschriften und Zeitungen, 1841 der Revue indépendante (mit Leroux und Louis Viardot), 1843 des Eclaireur de l'Indre, den Leroux in Boussac herausgab. Und im Frühjahr 1848 beteiligte sie sich wirksam an den von den Sekretären Ledru-Rollins, Ministers des Innern, veröffentlichten »Bulletins de la République«, um der provisorischen Regierung durch aufklärende Artikel die dauernde Gunst des Volkes, besonders des Landvolks zu verschaffen. Höhnisch nannte sie der ultramontan-demokratische Louis Veuillot »die Egeria der Exekutivkommission.«*) Ihre Arbeit hier war vergeblich, und die Junitage 1848, an denen Republikaner von Republikanern in wütenden Straßenkämpfen niedergeworfen wurden, trennte sie von der Partei als Partei. Cavaignac und seine Helfer waren fortan in ihren Augen nichts anderes als egoistische Bourgeois. Sie stellte sich darum im Dezember 1848 freundlich zu Louis Napoleon, mißbilligte auch den Staatsstreich 1851 nicht durchaus, da ihn ja das Volk gutgeheißen hatte, und weil sie von Napoleon eine Förderung ihrer sozialistischen Ideen erwartete; schon 1844, als er in Ham gefangen saß, hatte ihr der Prinz seine Schrift über die »Extinction du paupérisme« geschickt. Und da sie Anhängerin der persönlichen Selbständigkeit blieb trotz Demokratie und Kollektivismus, so fand sie eine napoleonische Diktatur wenigstens nicht verwerflicher als eine jakobinische.

Aus der kämpfenden Opposition also schied sie aus, ihren sozialen und politischen Idealen aber blieb sie treu und auch ihren radikalen Freunden. Sie benutzte ihre guten Beziehungen zu dem Kaiser, um das Schicksal politisch Verfolgter so viel sie konnte zu mildern.

Der neueste Stand der Röntgen-Kinematographie.

Von

Adolf Schnée.

Das Wort Kinematograph ist uns ebenso wie alles, was überhaupt mit der Kinematographie in Zusammenhang steht, bereits vollkommen in Fleisch und Blut übergegangen. Weniger geläufig dagegen werden uns diese Ausdrücke, wenn wir ihnen das Wort »Röntgen« voraussetzen, wenn es sich also um »Röntgenkinematographie« handelt. Dies hat seinen guten Grund darin, daß es sich dabei einmal um kinematographische Aufnahmen oder Reproduktionen handelt, die in erster Linie rein medizinisches Interesse beanspruchen und noch nicht in weiteren Kreisen gebührende Aufmerksamkeit erregten, dann aber auch darin, daß sich der Kinematographie, auf das Röntgengebiet übertragen, bedeutende technische Schwierigkeiten entgegenstellten. Immerhin haben wir aber heute unsere Aufnahmetechnik schon derart

*) Damals begegnete ihr Tocqueville zum ersten und gewiß auch letzten Male; in den Souvenirs, S. 205 f gibt er eine lebendige kleine Skizze dieses Zusammentreffens.

vervollkommnet, daß es sich verlohnt, auch dieses Gebiet der physikalischen Diagnoſtik der Allgemeinheit zugänglich zu machen.

Die technischen Schwierigkeiten der Röntgen-Kinematographie kommen uns erſt so recht zu Bewußtsein, wenn wir sie mit der Kinematographie bei Tageslicht vergleichen. Hier erfolgt die Aufnahme unter den denkbar günſtigſten Bedingungen, indem ein durch Linsen entsprechend verkleinertes Negativ auf einem rasch vorbeibewegten Filmſtreifen entſteht.

Röntgenſtrahlen dagegen lassen sich nicht durch Linsen sammeln, so daß sich ſtets Bilder in natürlicher Größe ergeben. Die Erfahrung hat gelehrt, daß Films für Röntgen-Aufnahmen ungeeignet sind, vielmehr nur Platten dafür in Betracht kommen können. Diese aber müssen nach dem eben Gesagten die Größe des aufzunehmenden Objektes besitzen.

Weiterhin ſteht uns bei derartigen Aufnahmen nicht das Licht der Sonne oder einer anderen ſtarken künſtlichen Lichtquelle zur Verfügung, sondern die unsichtbaren Strahlen der Röntgenröhre, deren Energiegehalt unendlich viel geringer iſt.

Letzteres war auch der Grund, weshalb wir bis vor nicht allzu langer Zeit für Röntgenaufnahmen, sollten dieselben entsprechend scharf gezeichnet sein, zumal bei schwierigen Objekten, bis zu mehreren Minuten brauchten.

Voraussetzung jeder Kinematographie aber iſt die Momentaufnahme. Dementsprechend war also zunächſt das Problem zu lösen, das Röntgenlicht derart zu verſtärken, daß man mit ihm ebenso Momentaufnahmen machen konnte, wie mit Tageslicht.

Als Erſter ſtellte seinerzeit ein holländischer Forscher P. H. Eijkman, als er sich mit der Röntgenaufnahme der einzelnen Phasen des Schluckaktes befaßte und die Unzulänglichkeit der dabei verwendeten Röntgenapparate zum Überdruß kennen lernte, die Forderung auf, Röntgenaufnahmen mit einem einzigen Schlage machen zu können. Dessauer trat dann tatsächlich an diese Aufgabe heran und hat sie, wie im folgenden mit wenigen Worten angedeutet werden soll, mittels seines Blitzverfahrens gelöſt. Der Strom, der durch eine Röntgenröhre geht, iſt ein Induktorſtrom. Er entſteht in dem Augenblick, in welchem ein magnetisches Feld in der Primärwicklung des Induktors durch Unterbrechung des erregenden Stromes zusammenſtürzt in den sehr zahlreichen Windungen einer sekundären Spule. Um hierbei aber genügend Energie zu erhalten, mußten besondere Induktorien konſtruiert werden. Während der Eisenkern eines gewöhnlichen Rhumkorff einige Kilogramm wiegt, wiegt der Eisenkern eines Induktoriums für Momentaufnahmen mehr als drei Zentner. Dies iſt notwendig, um ein so ſtarkes Magnetfeld zu erzeugen, daß dessen einmaliges Verschwinden einen Induktionsſtoß von genügender Energie hervorruft. Ein solcher Eisenkern braucht aber zu seiner Magnetisierung sehr viel Strom, etwa 250—300 Ampère. Diesen Strom unter gewöhnlichen Verhältnissen einer Leitung zu entnehmen, iſt unzulässig. In den Kliniken und Privatlaboratorien ſteht Strom in der Regel nur bis zu einer Stärke von 20—40 Ampère zur Verfügung, und wir müßten darauf verzichten, mit einem einzigen Schlag Aufnahmen zu machen, wenn es nicht einen Ausweg gäbe. Dieser Ausweg beruht auf folgendem Gedankengang. Wenn wir einen ſtarken Strom aus der Leitung auf sehr kurze Zeit entnehmen, so wird die Leitung nicht mehr belaſtet, als

wenn wir einen schwächeren Strom auf längere Zeit entnehmen. Nun hat sich herausgestellt, daß bei der getroffenen Anordnung der Eisenkern $^4/_{100}$ Sekunden zu seiner Magnetisierung braucht. Wenn die Leitung während einer Sekunde die Belastung von 10 Ampère verträgt, so wird sie auch nicht höher belastet, wenn wir aus ihr während einer hundertstel Sekunde einige 100 Ampère entnehmen. Sind wir also ganz sicher, daß der Strom bei seiner Einschaltung nicht länger als 0,04 Sekunden im Induktorium fließt und dann wieder unterbrochen wird, so können wir bei jeder beliebigen Leitung die absolute Höhe des Stromes ohne Störung beträchtlich über den Dauerwert erhöhen. Man kann dies auch so ausdrücken: die Belastung eines Stromnetzes setzt sich aus zwei Faktoren zusammen, der Stromstärke und der Zeit. Je kleiner der eine Faktor, die Zeit, gewählt wird, desto größer kann der andere Faktor, das absolute Maß der Stromstärke, gemacht werden.

Entsprechend diesem Gedankengang wurde eine Vorrichtung gebaut, die 0,04 Sekunden nach der Einschaltung des Stromes ihn von selbst wieder unterbrach. Dies war ein wichtiges Moment bei der Lösung der Aufgabe. Ein anderer ebenso wichtiger Punkt ist die Geschwindigkeit der Unterbrechung selbst. Nicola Tesla hat vor einigen Jahren eine Arbeit veröffentlicht, in der er die Behauptung aufstellt, daß die sekundäre Induktionswirkung mit dem Quadrat der Unterbrechungsgeschwindigkeit zunehme. Daß die Angabe in dieser Form richtig ist, darf bezweifelt werden, sicher aber ist das, daß der sekundäre Effekt von der Unterbrechungsgeschwindigkeit sehr stark abhängt, und es galt daher eine Methode zu ersinnen, die den starken Strom von 250 oder mehr Ampère in überaus kurzer Zeit unterbricht.

Ursprünglich ging nun Dessauer so vor, daß er mit Hilfe einer Maschine einen Stift mit großer Geschwindigkeit aus Quecksilber herausreißen ließ, wobei eine äußerst plötzliche Unterbrechung zustande kam. Das ging auch, aber wie alle Unterbrechungen zwischen einer Flüssigkeit — Quecksilber — und einem festen Metall, so war auch diese nicht ganz zuverlässig, und er dachte darüber nach, einen anderen Vorgang in den Dienst der Sache zu stellen, der auch schnell, aber zuverlässiger sei. Der schnellste mechanische Vorgang, den wir kennen, ist die Explosion. Dessauer versuchte nun, den Strom mit Hilfe einer kleinen Explosion zu unterbrechen. In den Leiterkreis wurde ein feiner Draht eingeschlossen, der mit Pulver umgeben war, welches sich durch die Erwärmung entzündete und den Draht zerriß. Prinzipiell arbeitete die Methode jedoch nicht sehr gut, da die entstehenden Pulvergase den Strom leiteten. Bald kam er jedoch auf die Idee, die Explosion auf rein elektrischem Wege herbeizuführen und zwar auf Grund folgender Tatsache. Wenn ein sehr dünner Metalldraht mit einem überaus starken Strom beschickt wird, dann schmilzt er nicht, sondern vergast mit großer Heftigkeit. Dessauer baute daher eine elektrische Patrone, bestehend aus einem feinen Metalldraht von 0,3 mm Stärke, der in ein Glasrohr eingeschlossen und dicht mit Gips oder anderem Material umgeben war. Legen wir diese in den Stromkreis und schließen den Strom, sodaß er durch die Patrone hindurch in das Induktorium fließt, so können wir die Stärke des schmelzenden Drahtes so abstimmen, daß er genau in dem Moment, wo die notwendige Stromstärke für die Magnetisierung des Eisens (ca. 250 Ampère) erreicht ist, zerstört wird. Diese Stromunterbrechung geht

hierbei überaus rasch vor sich, da die Gase des schmelzenden Drahtes nicht entweichen können und an der Unterbrechungsstelle eine Zone hohen Drucks bilden, welche ein Verlängern des Unterbrechungsfunkens verhindert.

Professor Dr. Déguisne untersuchte diese Vorgänge, welche sich beim Blitzverfahren — so nennt Dessauer seine Methode — im Induktorium abspielten, mit dem Oszillographen und erhielt dabei Stromverlauf-Diagramme, aus welchen man ersehen kann, daß der Strom tatsächlich in etwa vier Hundertstel Sekunden auf den Wert von ca. 250 Ampère anwächst und gleichzeitig mit ihm das magnetische Kraftfeld sein Maximum erreicht. Nach dieser Zeit explodiert die Patrone und unterbricht den Strom so rasch, daß er in nicht viel mehr als einer tausendstel Sekunde auf Null herabsinkt. Diese ungeheuer rasche Unterbrechung, das Verschwinden des sehr starken Magnetfeldes, hat einen außergewöhnlich kräftigen Induktionseffekt in der sekundären Spule zur Folge, indem der in ihr fließende Strom bis auf 400 Milliampère ansteigt.

Die Ströme, mit welchen die Röntgenröhren in der Regel betrieben werden, betragen 1, 2 auch 5—10 Milliampèr. Hier haben wir mehr als 400 Milliampère in der Röhre, und so gelingt uns, was wir erreichen wollen: der notwendige Effekt wird durch einen einzigen Induktionsstoß, der einen äußerst kräftigen Röntgenlichtstoß zur Folge hat, hervorgebracht.

Welche Vorteile bietet nun diese Methode? Sie ermöglicht es, alle Bewegungsvorgänge im Körper, bei denen eine Abkürzung der Expositionszeit notwendig ist, aufzunehmen. So ist es z. B. leicht, die einzelnen Phasen des Schluckaktes photographisch festzuhalten, aber es gelingt auch, das Herz in den einzelnen Phasen seiner Tätigkeit darzustellen. Das Herz wirkt ja ähnlich wie eine Pumpe, die den Blutstrom durch den Körper hindurchtreibt. Es zieht sich mit einem Ruck zusammen, treibt das Blut aus und dehnt sich dann langsam wieder aus, sich mit dem zurückströmenden Blute füllend. Die erste Bewegung, die Systole (Zusammenziehung) verläuft sehr rasch in etwa $^1/_{18}$—$^1/_{20}$ Sekunde, während die Wiederausdehnung des Herzens, die Diastole, viel langsamer vor sich geht. Da also das Herz in dem 18. Teil der Sekunde seinen ganzen Weg einmal durchläuft — und das ist unter Umständen ein Weg von 2 cm und mehr — so muß die Expositionszeit ungemein kurz sein, wenn wir die Einzelstellung des Herzens dabei scharf erkennen wollen. Andererseits ist es aber auch ganz unmöglich, eine solche rasche Bewegung mit dem Auge zu verfolgen. Aber nicht genug damit, die Unruhe des Herzens wird vom Blutweg durch den Körper hindurchgetragen, und wir nehmen die rhythmischen Bewegungen allenthalben im Pulse wahr. Alles, was im Körper nicht fest ist, wird dabei in Schwingungen versetzt. Vor allen Dingen die großen Adern, dann die Lungen, der Bronchialbaum und viele andere Weichteile des menschlichen Körpers. Sie alle vollführen eine Bewegung, welche verhindert, daß wir bei der alten Aufnahmemethodik mit vielen einzelnen Lichtschlägen ein scharfes Bild erhalten, denn die aufeinanderfolgenden Lichtschläge treffen dabei nicht mehr dieselbe Lage, sondern verschiedene Lagen der bewegten Objekte.

Aber das ist nicht der einzige Gesichtspunkt, der sich bei der Einführung des Einzelschlages oder Blitzverfahrens geltend machte. Wir wissen, daß in tausenden von Fällen die Röntgenunter-

suchung für die Erkennung der Krankheit ausschlaggebend und darum sehr oft lebensrettend ist. Ein gutwilliger Patient von ruhigem Temperament wird bei der Untersuchung der Lunge imstande sein, die Atmung einige Augenblicke anzuhalten, sodaß auch nach der alten Methode eine brauchbare Aufnahme zustande kommt. Anders aber verhält sich ein krankes, kleines Kind, welches schreit und sich wehrt und darum, wenn die Röntgenuntersuchung nicht entbehrt werden konnte, manchmal sogar narkotisiert werden mußte. Und ferner, wie steht es mit dem Schwerverletzten, der seine verletzten Glieder nur unter großen Schmerzen kaum längere Zeit in einer bestimmten Stellung halten kann? Jeder Röntgenologe weiß, mit welcher Sorgfalt der Untersucher die Ruhestellung des Objektes herbeizuführen sucht; mit Sandsäcken, Binden, Riemen wird es befestigt, und trotzdem wird dem Simulanten, der sich vor dem Ergebnis der Röntgenuntersuchung fürchtet, die Störung gelingen, wird es dem Nervösen nicht immer möglich sein, ganz ruhig zu bleiben, obwohl das Verfahren ja vollkommen schmerzlos ist. Das Einzelschlagverfahren ist also nicht nur von Bedeutung, weil es eine Menge von Untersuchungen ermöglicht, die vorher nicht möglich waren, sondern weil es auch bei den gewöhnlichen Untersuchungen für den Arzt und den Patienten eine außerordentliche Erleichterung bietet und vor allem die Möglichkeit in sich schließt, daß neue Diagnosen, die bis jetzt noch nicht möglich waren, mit ihm gestellt werden können. Da es nunmehr möglich ist, die rhythmischen Bewegungen im menschlichen Körper, also das schlagende Herz, die atmende Lunge, die peristaltischen Wellen (Verdauungsbewegung) von Magen und Darm, den Schluckakt und die anderen Bewegungen in ihren einzelnen Phasen sicher aufzunehmen, werden wir daran denken, die aufeinanderfolgenden Phasen zu einer Bilderserie zu vereinigen und diese uns vor Augen zu bringen. Das wäre Kinematographie.

Da aber tritt die ersterwähnte technische Schwierigkeit in den Vordergrund, indem es sich um die Lösung des Problems handelt, ob man für röntgenkinematographische Zwecke den Film oder Platten verwenden soll. Für die Aufnahme des schlagenden Herzens oder des atmenden Thorax sind Platten von 18 × 24 bezw. 24 × 30 cm erforderlich. Will man in einer Sekunde mehrere Aufnahmen machen, so müssen die großen photographischen Platten in dieser Zeit jeweils an das Objektiv herantreten, nach dem Aufleuchten der Röhre rasch entfernt und durch neue Platten ersetzt werden u. s. f.

Das ist ein recht schwieriges mechanisches Problem. Verschiedene Versuche sind gemacht worden, um solche Maschinen zur raschen Plattenwechslung herzustellen. So liegt es z. B. nahe, ein großes Rad zu bauen, auf dieses Rad vielleicht 10 Platten im Umkreis anzuordnen, das Rad in einzelnen ruckartigen Stößen vorwärts zu bewegen und dabei jedesmal in der Ruhestellung eine Aufnahme zu machen. Aber dieses Verfahren ist praktisch nicht ausführbar, da es mechanisch fast unmöglich ist, in einer Sekunde sagen wir sechsmal, die gewaltige Masse eines solchen Rades mit daran befestigten Platten in sehr schnelle Bewegung zu versetzen und diese Bewegung sechsmal zu arretieren. Dessauer kam daher auf eine andere Lösung, die er gemeinschaftlich mit seinem Mitarbeiter Amrhein zur Durchführung brachte. Die sämtlichen Platten werden auf einer Achse aufgereiht und fallen, wenn eine Arretierung

sie freigibt, einzeln auf Führungen zunächst in einer Art Kreispendelbewegung, bis sie, am Ende der Führung angelangt, einen Augenblick festgehalten werden. Kurz darauf wird die Platte freigegeben und nach unten abgeschleudert, wo sie aufgefangen und zusammen mit den übrigen aufbewahrt wird.

Diese zusammengesetzte Bewegung — Kreispendelbewegung (auf den Führungen) und Fallbewegung — hat folgende Begründung: es handelt sich darum, die Platte sehr rasch in ihre Expositionslage zu bringen, sie dort nur so lange zu lassen, wie es unbedingt notwendig ist, um sie dann wiederum rasch zu entfernen und die nächste heranzubringen. Bei der Kreispendelbewegung erreicht die Platte eine Geschwindigkeit, wie wenn sie im freien Fall die Länge des Pendels durchliefe, da sie aber von einer horizontalen Lage in eine vertikale fällt, so senkt sich ihr Schwerpunkt nur um die Hälfte, und die Stoßwirkung, d. h. die Erschütterung des Apparates ist gering. Es konnten unter Verwendung dieser Methode von einem Bewegungsvorgang des Herzens bis zu 8 und 10 Aufnahmen gewonnen werden.

Jedesmal, wenn die Platte aus der einen Bewegung in die andere übergeht, steht sie eine ungemein kurze Zeit still, und in diesem Augenblick erfolgt das Aufleuchten der Röntgenröhre. Jede Platte schaltet nämlich beim Beginn ihrer Bewegung die Blitzpatrone des Blitzapparates selbst ein und sorgt nach beendeter Belichtung automatisch für die Auslösung der nächstfolgenden Platte. Handelt es sich darum, langsame Vorgänge, wie die Verdauungswellen, die Atmung aufzunehmen, so wird ein Zusatzapparat verwendet, welcher gestattet, den Plattenfall in beliebigen Zeitabständen von $^1/_5$ bis 10 Sekunden herbeizuführen.

Ein zweiter Autor, den man neben Dessauer als den eigentlichen Erfinder der Röntgen-Kinematographie bezeichnen darf, Grödel-Nauheim, hat das Problem in ganz anderer Weise gelöst, und zwar unter Benutzung eines Film. Er läßt diesen in einem dem Tageslicht-Kinematographen nachgebildeten Apparat ruckweise vorwärts bewegen und während der Aufnahme zwischen zwei Verstärkungsschirmen verweilen. Auf diese Weise erzielte er ebenfalls bis zu 8 Aufnahmen und mehr in der Sekunde. Auch von Rosenthal in München sind kinematographische Röntgenbilder hergestellt worden, welche zum Teil ganz vorzüglich gelungen sind, jedoch kann auf die Einzelheiten seiner Anordnung hier nicht näher eingegangen werden.

Im Zusammenhang mit der Grödelschen Methode kann nun noch die Frage aufgeworfen werden, welche Vor- und Nachteile Film und Platte für die Röntgenkinematographie aufweisen.

Man kommt dabei zu folgenden Resultaten: Zunächst ist z. Z. selbst der beste Film gegen Röntgenstrahlen wesentlich unempfindlicher als die photographische Platte, was bei so kurzzeitigen Aufnahmen, wie den Blitz-Röntgenphotographien sehr ins Gewicht fällt. Ferner ist die Herstellung großer Filmbänder von 30—40 cm Breite überaus schwierig und kostspielig, und überdies arbeiten auch die Transportvorrichtungen für das erforderliche sehr schnelle und ruckweise Vorwärtsbewegen der Films, die zwischen zwei Verstärkungsschirmen hindurchgezogen und im Moment der Aufnahme zwischen diesen angehalten werden müssen, nicht ganz zuverlässig, so daß die gewonnenen Bilder häufig mangelhaft ausfallen. Auch reißen die breiten und langen Filmbänder sehr leicht ein. Wie schwierig endlich die Entwicklung von Filmbändern an und

für sich ist, weiß ein jeder, der sich mit Photographie beschäftigt, und diese Schwierigkeiten wachsen naturgemäß mit der Größe der Filmbänder ganz außerordentlich. Alle diese Momente sprechen entschieden gegen die Benutzung von Filmbändern in der Röntgenkinematographie.

Über 400 Kinematographien des Herzens, des Schluckaktes, der Verdauungsbewegungen des Magen- und Darmtraktus usw. usw. wurden bisher mit der Dessauerschen Methode gewonnen und sprechen durch ihre Exaktheit und Schärfe der Bildzeichnung für sich selbst.

Werfen wir nun noch zum Schluß die Frage auf, ob die Röntgenkinematographie einen Wert hat, so müssen wir vor allem darauf hinweisen, daß ja auch der wissenschaftliche Wert des Tageslichtkinematographen, ganz abgesehen von dem allerorts zum Überdruß gebotenen Filmzauber, eminent und auf zahlreichen Gebieten geradezu unentbehrlich geworden ist. Ebenso wohnt auch der Röntgenkinematographie ein großer Wert inne, der mit der Zeit dazu berufen erscheint, weit über das Didaktische hinaus der richtigen Erkenntnis zahlreicher Krankheiten zum Wohl der leidenden Menschheit zu dienen.

Nachrichten und Mitteilungen.

Archäologisches und Kunsthistorisches aus Rom.

Rodolfo Lanciani bringt neuerdings wieder eine Reihe wichtiger archäologischer Mitteilungen in seinen „Notes from Rome", die er nun seit fast zwei Jahrzehnten, manchmal mit großen Unterbrechungen, in dem englischen „Athenaeum" veröffentlicht (s. auch „Internationale Monatsschrift" Mai 1913, Sp. 1032 bis 1036). Wir wiederholen die interessantesten der daselbst gegebenen Nachrichten, die eigentlich kritische und ergänzte Auszüge Lancianis aus Aufsätzen sind, die in den „Notizie degli Scavi di antichità', dem „Nuovo Bullettino di Archeologia Cristiana", dem „Bullettino d'Arte" usw. erschienen waren.

Die Ausgrabung der Basilika Aemilia an der Nordostseite des Forum ist zwar noch nicht zu Ende geführt, aber es sind doch einige Entdeckungen gemacht worden, die uns den Zusammenbruch dieser großen Gebäulichkeiten im Beginn des 5. Jahrhunderts und ihre darauffolgende Zurichtung für christlichen Kultus verstehen helfen. Die Schuttanhäufungen, die den Boden der Basilika bedecken, zeigen drei verschiedene Lagen: die unterste, die aus Asche, verkohltem Holz, Eisenresten und einer bedeutenden Anzahl kleiner Kupfermünzen besteht, läßt auf ein plötzlich ausgebrochenes heftiges Feuer schließen, bei dessen Entstehen die Bankiers und Geldverleiher, die die Reihe von Läden längs der Janusstraße benutzten, den Inhalt ihrer Kassenschränke und Eisenkoffer zu retten versuchten. Darauf liegt dann eine fast einen Meter dicke Schicht aus zerbrochenen und zertrümmerten Marmorornamenten, Friesen, Säulen und Statuen, die darauf schließen läßt, daß die Basilika nach dem Brandunglück niemals neu aufgebaut worden ist, dagegen nach und nach alles Material, das zu neuen Bauzwecken gebraucht werden konnte, verwendet oder hergerichtet wurde. Auf diese zwei Schichten von alten und zerbrochenen Marmorteilen fiel im Beginne des 8. Jahrhunderts die Mauer des südlichen oder rechten Flügels in einer so vorzüglichen Ordnung, daß man imstande gewesen ist, die Einzelheiten ihres Aufbaus zu studieren, als wenn sie noch aufrecht stände. Daraus konnte man den Schluß ziehen, daß die Basilika Aemilia zum Teil christianisiert worden ist oder vielmehr, daß eine oder mehrere der Tabernae argentariae, die doch durch ihre Gewölbe geschützt waren, in christliche Kultstätten verwandelt worden sind, wie es mit dem Senatshaus, dem Tempel der Faustina, der Basilika Julia und anderen benachbarten Bauten auch geschehen ist. Auf einem Abschnitt des Gipsbewurfs der gefallenen Mauer liest man die Buchstaben „Sanktus . ." in Rot auf weißem Grunde aufgemalt über dem Glorienschein des Titularheiligen oder eines der Titularheiligen der Ka-

pelle. Nun gibt der Katalog römischer Kirchen, der im Jahre oder um das Jahr 313 n. Chr. zusammengestellt worden ist, und der unter dem Namen des Catalogo di Torino (Nationalbibliothek A 381) bekannt ist, die folgende Liste der Kirchen, die ein Pilger beim Herniedersteigen der abfallenden Via sacra vom Titusbogen bis zu dem des Septimus Severus passieren mußte: 1. Kirche Santa Maria Nova (Tempel der Roma und der Venus); 2. Kirche der Heiligen Cosmas und Damian (Tempel der Sacra Urbs; s. darüber Whitehead im Nuovo Bullettino di archeologia cristiana 1913, Constantinsheft); 3. Kirche San Lorenzo in Miranda (Tempel des Divus Pius); 4. Kirche von San Giovanni in Campo (wahrscheinlich mit der Basilika Aemilia zu identifizieren) und endlich 5. Kirche San Adriano (das Senatshaus). Der Name „in Campo" muß der jetzt neu entdeckten Kapelle des heiligen Johannes wegen ihrer Nähe zu dem Campo Torrecchiano gegeben worden sein, ein weites Stück Land, das sich über die Area der Basilika Aemilia ausdehnt.

Vasari sagt von Benozzo Gozzoli, daß er viele „ragionevoli figure" in einer Kapelle zur Rechten des Eingangs der Kirche Santa Maria Maggiore gemalt hat. Die Kapelle wurde um das Jahr 1480 von dem Millionär-Kardinal Guillaume d'Estouteville erbaut und dem Erzengel Michael und San Pietro ad vincula geweiht. Im Jahre 1723 wurde die Kapelle verweltlicht und durch eine Zwischendecke in zwei Teile geteilt, von denen der obere in eine Gerümpelkammer verwandelt wurde, während der untere als Durchgang zwischen Battisterio und Cortile diente. Auf diese Weise kam die gewölbte Decke ganz ins Dunkle und konnte nicht mehr betrachtet werden. Aus diesem Grunde haben denn auch Gaetano Milanesi in seinem Vasari-Kommentar und Venturi in seiner Storia dell'Arte von diesen Figuren Benozzos in Santa Maria Maggiore als unrettbar verlorenen Gemälden gesprochen. Nunmehr hat Giovanni Biasiotti, ein ausgezeichneter Archäologe und Kunsthistoriker, der erst jüngst wichtige Untersuchungen über das Schlachtfeld Saxa Rubra (in Etrurien beim Flusse Cremera, wo einst Römer gegen Etrusker und später Antonius Primus gegen die Vitellianer kämpfte) veröffentlicht hat, diese Bilder des Gozzoli in dem oberen, abgeteilten Raum wieder entdeckt, sie bei Blitzlicht photographiert und in Riccis „Bullettino d'Arte" vom 31. März veröffentlicht. Die Decke von d'Estoutevilles lang verlorener Kapelle scheint in Zeichnung und Anlage identisch zu sein mit der, die Fra Angelico in der Kapelle Nikolaus' V. im Vatikan und mit denjenigen Decken, die Benozzo selbst in die Kirche des hl. Franz zu Monte Falco und des hl. Augustin zu San Geminiano gemalt hat. Der Kopf des Evangelisten Lukas, der unter den Malereien der Kapelle von Santa Maria Maggiore am besten erhalten ist, wird zweifellos unter die Meisterwerke italienischer Kunst nunmehr gerechnet werden können.

Eine interessante Grabschrift, die sich in der Stadthalle von Velletri befindet, erwähnt das Grab eines gewissen Jovinus „de Schola Carrucarum". Diese sonderbare Beschreibung hat bis jetzt vom topographischen Standpunkt aus nicht erklärt werden können, obwohl Grabsteine, die die Adresse eines Verstorbenen angeben, nicht ungewöhnlich sind. Sie haben, wie bekannt ist, dazu geholfen, die meisten Straßennamen zusammenzustellen, die in Jordans Katalog der römischen Straßen aufgezählt sind. Diese sonderbare Sitte hat sich auch in christlicher Zeit fortgesetzt, wie solche Formeln als „de Antoninianas", „de Seburra", „de Belabro", die sich auf Loculen der Katakomben lesen lassen, bezeugen. Was mag nun dieser Jovinus für ein Geschäft betrieben haben, und was bedeutet und wo war jene Schola Carrucarum gelegen, zu der er gehörte? Carruca ist ein Name gallischen Ursprungs, wie auch Carrus und Carpentum, und bezeichnete im alten Rom eine Art Luxuswagen, der zuweilen mit Silber und eingelegten Elfenbeinschnitzereien dekoriert war. Martial spricht einmal (III. 62, 5) von einer goldenen Carruca, die schwere Vergoldung getragen haben muß. Neros Reisetrain soll tausend solcher Wagen umfaßt haben, wie Suetonius erzählt; die ihm von Lampridius zugeschriebenen 500 dürften aber auch genügen. Es gab darunter auch solche, die wir als „Schlafwagen" bezeichnen würden (Carrucae dormitoriae). Von letzteren besitzen wir Abbildungen in zwei antiken Reliefs, die Form und Anschirrung erkennen lassen (eines im Musée Calvet zu Avignon, das andere im Trierer Domschatz). Die Schola Carrucarum in Rom muß als das Zentralbureau oder die Hauptremise einer Gesellschaft — es kann auch eine Staatsinstitution gewesen sein — betrachtet werden, in dem solche Wagen gemietet werden konnten von Leuten, denen das Privilegium, in der Post zu reisen, von den betreffenden Behörden zugestanden war. (Außerhalb Roms im Wagen zu reisen, war nie verboten; nur innerhalb Roms war es ein Vorrecht. Friedländer, Sittengeschichte I). Die Remisen nahmen ein gewaltiges Stück Land auf der linken Seite der Appischen Straße ein, ungefähr 400 Meter außerhalb der Porta Capena, da, wo jetzt Kirche und Kloster von San Sisto Vecchio stehen. Auf der anderen Seite derselben Straße, nahe bei den Caracalla-Bädern, stand das Mutatorium Caesaris, wo die kaiserlichen Reisewagen und die kaiserlichen Pferde ihre Ställe hatten. Diese zwei Etablissements nahmen also in Rom dieselbe Stellung ein, welche in Ostia bei dem römischen Tor die Station der Cisarii

oder Droschkenkutscher einnahm. In der Tat war keine Poststation von irgendwelcher Bedeutung längs der großen Heerstraßen des Reiches, an der nicht auch ein Stand für Droschken und Wagen zu finden war, die die Bestimmung hatten, den Postreisenden an seinen speziellen Bestimmungsort von der Hauptroute aus zu bringen.

Spuren von sechs Aquaedukten sind an der unter dem Namen „Spes vetus" (ad Spem veterem) bekannten Straße nahe und innerhalb der gegenwärtigen Porta Maggiore entdeckt worden. Der unterste Kanal, der unter der Straße läuft, gehörte zu dem Anio Vetus, der oberste und höchste zu dem Anio novus. Zwischen diesen beiden laufen auf verschiedenem Niveau die Claudia, die Julia, die Tepula und die Martia. Die drei zuletzt genannten Aquaedukte wurden von einer einzigen Bogenreihe getragen; zu beiden Seiten liefen freie Streifen Land, die mit Grenzsteinen bestimmt waren. Diese trugen die Inschrift: „Der Imperator Caesar Augustus hat diese Grenzcippen nach Beschluß des Senats errichtet, die den Lauf der Julia, Tepula und Martia bezeichnen sollen." Die Cippen tragen Zahlen von dem Einlauf in die Stadt bis zu den betreffenden Quellen in Zwischenräumen von je 240 Fuß. Auf diese Weise kann die Distanz eines jeden längs des Laufes der Wasserleitung liegenden Platzes bis zu dem Beginn der Stadt leicht ausgerechnet werden.

Zum ersten Male ist nunmehr auch vor kurzem das neue Gesetz „betreffend die zufällige Entdeckung von archäologischen und Kunstgegenständen" angewandt worden. Eine in dem Distrikt von Sutrium gefundene Bronzestatuette (78 cm hoch), die ein Bauer gerade für einige hundert Francs an einen Händler verkaufen wollte, wurde konfisziert, und der Fall dem Departement der Altertümer vorgelegt. Der Wert der Figur, die von wunderbarer Erhaltung und ausgezeichneter Arbeit ist (Abb. in den Not. degli Scavi, Vol. IX, fasc. 2), wurde auf 30,000 Francs festgesetzt, und die Hälfte dem glücklichen Finder zugewiesen, der fast mit einigen hundert Francs von dem Händler abgefunden worden wäre. Die nunmehr in das Thermenmuseum übergegangene Statuette stellt einen stehenden Jüngling, wohl einen Athleten von praxitelischen Typus, dar, der den rechten Arm über den Kopf hebt und mit der Linken einen Spiegel seinem Gesicht zu nähern scheint.

Die Regierung hat auf dem Gipfel des Mons Albanus (Monte Cavo) ausgedehnte Ausgrabungen im Terrain der Duchessa Sforza-Cesarini-Colonna gemacht. Die Resultate der letzten Campagne, die auf solchen de Rossis im Jahre 1876 und noch früherer des Kardinals York im Jahre 1780 und denjenigen des Kardinals Antonio Barbarini im 17. Jahrhundert fußte, waren enttäuschend. Einige wenige Ton- oder Bronzeweihegeschenke, ein paar Stücke von Aes Grave signatum, Überreste eines Wassertanks, wenige Pflastersteine der einst so berühmten Via Numinis waren alles, was gefunden wurde. Entweder waren die Favissae (Gruben), in der die Tempelschätze bewahrt wurden, in vergangenen Tagen geplündert worden, oder sie sind jetzt noch derartig in den Tiefen der Erde vergraben, daß sie unsere Hacken und Schaufeln noch nicht haben ans Licht fördern können. M.

*

Zu dem Überblick über die Entstehung der Universitäts-Seminare in Nr. 10 und 11 sei es dem Unterzeichneten gestattet, darauf hinzuweisen, daß in der Gesamtausgabe von Joh. Fr. Herbarts Werken (19 Bände, Langensalza, Beyer & Mann) die Bände 14 und 15 die Entstehung und Entwicklung des Pädagogischen Universitäts-Seminars aktenmäßig zur Darstellung bringen. Ein Schüler Herbarts, Prof. Dr. Brzoska, hat dann 1836 das grundlegende Werk „Über die Notwendigkeit pädagog. Seminare" usw. (2. Aufl. Leipzig 1887) herausgegeben, das als eine Zusammenfassung der Herbartischen Bestrebungen gelten kann. (Vergl. W. Rein, Enzykl. Handbuch d. Päd., Langensalza, Beyer & Mann, 2. Aufl. VI. Bd., Seite 531 ff.)

Jena. W. Rein.

*

Elektrische Vollbahnen in Deutschland und im Auslande.

Nachdem der preußische Landtag die Elektrisierung der Berliner Stadt-, Ring- und Vorortbahnen beschlossen hat, dürfte sie auch für weitere ähnliche Unternehmungen anderer großer deutscher Städte, aber auch für die Vergrößerung des elektrischen Fernverkehrs überhaupt vorbildlich werden.

Bis jetzt gibt es in Deutschland erst etwa 30 Strecken elektrisch betriebener Haupt-, Neben- und nebenbahnähnlicher Kleinbahnen (ausschließlich der Straßenbahnen), von denen aber nur wenige eine über den örtlichen Verkehr hinausgehende Bedeutung haben. Von den Vollbahnen ist nur die Teilstrecke Dessau—Bitterfeld (25.6 km) der Hauptlinie Magdeburg—Leipzig—Halle in elektrischem Betriebe, die sich nach vollem Ausbau der ganzen Hauptlinie auf 157 km stellen wird. Außerdem hat man die 130.3 km Teilstrecke der Hauptlinie Görlitz—Breslau, nämlich Lauban — Dittersbach — Königszelt nebst einigen eingleisigen Nebenlinien (von 133.8 km) zu elektrisieren begonnen. Es handelt sich dabei um insgesamt 269.6 km. Zu diesen beiden größten Bahnstrecken der preußischen Staatsbahnen tritt noch die

24.64 km lange Bahn Blankenese—Hamburg—Ohlsdorf, ferner die 48.4 km lange Wiesentalbahn (Basel—Schopfheim—Säckingen) der Großherzoglich Badischen Staatsbahnen und die Albtalbahn (Karlsruhe—Herrenalb). Von den bayrischen Staatseisenbahnen sind die Bahnen Salzburg—Freilassing—Berchtesgaden (40.5 km) sowie Griesen—Partenkirchen—Scharnitz (36.1 km) elektrisiert. Die bisher erwähnten Strecken sowie die 23.6 km lange Murnau—Oberammergau-Bahn haben den Einphasenwechselstrom von 6000 bis zu 15,000 Volt. Alle übrigen Bahnen haben Gleichstrom von 500 bis 1000 Volt Fahrdrahtspannung. Gleichstrombahnen sind zum Teil älteren Datums, zum Teil aber auch bis in die jüngste Zeit hinein angelegt worden, so die Rheinuferbahn Köln—Bonn (28.3 km), Düsseldorf—Krefeld (22.3 km), die Isartalbahn München—Grünwald (10 km), die Kölner Vorortbahnen Köln-Gladbach (18.3 km), die Überlandbahn Frankfurt a. M.—Heddernheim—Homburg—Oberursel—Hohe Mark (33.7 km), die Kleinbahn Bonn—Siegburg, Bonn—Königswinter (23.5 km). Nimmt man hierzu noch die Berliner Hoch- und Untergrundbahn (17.8 km) nebst den Untergrundbahnen Wilmersdorf (8.8 km), Schöneberg (7.9 km) und Charlottenburg (3.3 km), die elektrische Hochbahn in Hamburg (27.8 km), die Schwebebahn in Barmen-Elberfeld—Vohwinkel (13.3 km), Berlin Potsdamer Bahnhof—Großlichterfelde-Ost (9.24 km), die Bahn Maizières—St. Marie—Moselhütte (14.2 km), Münster—Schlucht (10.8 km), Berchtesgaden—Landesgrenze (12.53 km), Berchtesgaden—Königssee (4.87 km), so hat man ein vollständiges Bild der elektrisch betriebenen Haupt-, Neben- und nebenähnlichen Kleinbahnen in Deutschland. Bemerkt sei noch, daß, abgesehen von diesen Linien, von den preußischen Staatseisenbahnen 2766 km Nebenbahnen mit Akkumulatoren-Doppelwagen betrieben werden. Vergleicht man damit, daß die Länge des vollspurigen deutschen Staats- und Privatbahnnetzes gegenwärtig rund 60,000 km beträgt, zu denen noch etwa 2200 km schmalspurige Staats- und Privatbahnen sowie rund 10,000 km nebenbahnähnlicher Bahnen hinzukommen, so ergibt sich, daß der elektrische Bahnbetrieb bis jetzt noch keinen nennenswerten Umfang in Deutschland angenommen hat.

Die deutsche Elektrizitätsindustrie hat in Deutschland sowohl wie im Auslande, insbesondere in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts, alle nur möglichen Straßenbahnen teils aus dem Pferdebetriebe in den elektrischen Betrieb umgewandelt, teils vielfach mit eigenen Mitteln neu erbaut. Sie ist dabei nicht selten dem augenblicklichen Bedürfnis weit vorausgeeilt, wodurch die schwierigen Verhältnisse in der großen Wirtschaftskrise 1900/01 geschaffen wurden. Der deutschen Elektrizitätsindustrie aber muß heute, wenn sie im Bahnbau überhaupt leistungsfähig bleiben und sich nicht lediglich darauf beschränken soll, ausländische Bahnen, von denen sie schon manche elektrisiert hat, weiter auszubauen, im Inlande hinreichende Beschäftigung dieser Art erhalten werden. Die Beschäftigung darf ihr gerade auf diesem Gebiete schon um deswillen nicht mehr vorenthalten werden, weil die bisher dem elektrischen Eisenbahnbau gegenüber noch vorhandenen strategischen Bedenken — wenigstens zum größten Teil — gefallen sind, andererseits die eröffneten elektrischen Eisenbahnen bedeutende Erfolge in wirtschaftlicher Beziehung bei nicht wesentlicher Steigerung der Kosten erzielt haben. Gerade in Deutschland ist die Elektrizitätsindustrie berufen, bisher ungenutzte oder schwer ausnutzbare Kraftquellen wie die Braunkohle, die Moore, das Wasser für die Gewinnung elektrischer Kraft in steigendem Maße dienstbar zu machen und dadurch gleichzeitig bedeutende Kulturaufgaben zu lösen, während auf der anderen Seite der kostbare Brennstoff der Steinkohle, wie ihn die Dampfeisenbahnen verwenden, in wirtschaftlicher Weise für andere Zwecke vorsorglich aufbewahrt bleibt.

Außer den genannten gibt es zurzeit in Deutschland größere elektrische Eisenbahnen noch nicht. Dagegen ist das Ausland in dieser Beziehung bedeutend fortgeschritten, und zwar wesentlich mit Hilfe der deutschen Elektrizitätsindustrie. Wie für den Straßenbahnbau, so ist auch für die elektrischen Vollbahnen, und zwar zunächst für die Gleichstromvollbauten, Amerika richtunggebend gewesen. Der elektrische Vollbahnbetrieb in den Vereinigten Staaten hat sich aus dem Straßenbahnbetriebe entwickelt, indem man anfangs nur denselben Gleichstrom von 500 Volt Spannung wie bei den Straßenbahnen benutzte und erst allmählich zu immer höheren Leistungen und vornehmlich zur Anwendung des einphasigen Wechselstroms gelangte. Bereits im Jahre 1894 hat die Baltimore and Ohio-Bahn den elektrischen Betrieb eingeführt, und in rascher Folge sind in Amerika zahlreiche elektrische Vollbahnen angelegt worden, zu denen dann weiter noch die Stadtschnellbahnen als nebenbahnähnliche Kleinbahnen hinzutraten. Die verschiedenen Linien wurden von der bekannten Westinghouse-Gesellschaft elektrisiert. Auch die Pennsylvaniabahn besitzt schon seit längerer Zeit größere elektrische Strecken bzw. Bahnnetze, und zwar die Long-Island- und die West-Jersey and Seashore-Bahnen, die Philadelphia mit der Seeküste verbinden. Zu diesem System gehören auch die New Yorker elektrischen Linien der Pennsylvania-Bahn, die erst in den letzten Jahren ausgebaut worden sind. Ihre Erbauerin war gleichfalls die Westinghouse-Gesellschaft. Unter den Städte-

bahnen der Vereinigten Staaten, den sogenannten Interurban railways, deren Netze sich besonders in den Staaten Illinois und Indiana stark entwickelt haben, zeichnet sich die Linie Washington—Baltimore und die Linie Washington—Annapolis durch moderne Ausführung aus. Diesen Bahnen schließen sich dann noch in den Vereinigten Staaten zahlreiche Stadt- und Vorortbahnen an, die alle als Schnellbahnen anzusehen sind. In New York hatte man bereits im Jahre 1875 mit dem Bau von sogenannten Dampfschnellbahnlinien begonnen, die meist um 1902 elektrisiert worden sind. 1900 wurde die Städtische Untergrundbahn, der Subway, entworfen und begonnen, die von vornherein viergleisig angelegt worden war, um, wie bei der Berliner Stadtbahn, den Ortsverkehr von dem Schnellverkehr zu trennen. In Brooklyn besteht gleichfalls ein ausgedehntes Stadtschnellbahnnetz, ebenso in Boston und in Philadelphia. Der Verkehr auf den Stadtschnellbahnen stellte sich in New York schon 1908 auf 1¾ Milliarden Personen, d. h. mehr als doppelt soviel wie in dem gleichen Jahre die Berliner Stadt- und Ringbahn beförderte.

Nächst Amerika kommt besonders England für den Bau von elektrischen Schnellbahnen, meist Stadtschnellbahnen, in Betracht. Hier ist es vor allem das Londoner Untergrundbahnnetz, das seit 20 Jahren in einzelnen großen Bahnanlagen ins Leben getreten ist, die sich jedoch teilweise selbst große Konkurrenz gemacht haben, da die Linien vielfach parallel angelegt worden waren. Neuerdings hat eine Zusammenfassung dieser zahlreichen Konkurrenzlinien in große Concerne stattgefunden. Bis zum Jahre 1907 wurden nur Gleichstrombahnen angelegt, in den letzten Jahren mehr Einphasenwechselstrombahnen.

In Frankreich hat der elektrische Bahnbau (gleichfalls mit Gleichstrom) schon 1900 begonnen. Erwähnt seien die Pariser Stadtbahn (1900), ferner die Pariser Vorortbahn (Paris—Versailles), die Strecke Paris—Juvisy der Paris—Orléans-Bahn, die westlichen Pariser Vorortlinien der Staatsbahnen und eine Anzahl kleinerer Überlandbahnen. Den Einphasenwechselstrom wenden die Stadt- und Überlandbahnen in Lyon an, die 1909 in Betrieb gesetzt wurden, ferner die Überlandbahnen in der Umgebung von Limoges, die 1911 eröffnet worden sind. Weiter werden nach diesem System die Strecken Cannes—Vintimille der Paris—Lyon-Méditerranée und Toulouse-Bayonne der Chemin de Fer du Midi gebaut, von denen Versuchs- und Teilstrecken schon fertiggestellt bzw. im Betriebe sind. Im Jahre 1916 soll der elektrische Betrieb auf zahlreichen Strecken der französischen Staatsbahn im Vorortverkehr im Gange sein.

Die Schweiz hat den Bau elektrischer Eisenbahnen gleichfalls zunächst mit Gleichstrom im Jahre 1901 mit der Eröffnung von zwei Überlandbahnen, nämlich der Wynentalbahn und der Montreux-Überlandbahn aufgenommen. Es folgte 1903 die Bahn Freiburg—Murten—Ins, 1907 die Bahn von Bellinzona—Mesocco, 1908 die Überlandbahn Mothey—Champéry—Morgins und 1908 bis 1910 die Bernina-Bahn (St. Moritz—Pontresina—Tirano), die Verbindung der Albula-Bahn, der Veltlin-Bahn. 1910 wurden die Nebenbahnen Lugano—Tesserete eröffnet u. a. m. Im August 1912 ist der Sonderbericht der schweizerischen Studienkommission für elektrischen Bahnbetrieb über die Elektrisierung der Schweizerischen Bundesbahnen mit besonderer Berücksichtigung der ehemaligen Gotthardbahn den Mitgliedern der eidg. Räte zugestellt worden. Die Elektrisierung bezweckt in der Schweiz namentlich die Verwertung der nationalen Wasserkräfte an Stelle der ausländischen Kohle und, wenn möglich, eine Verbilligung des Betriebes. Die Studienkommission macht folgende zusammenfassende Bemerkungen:

„Der elektrische Vollbahnbetrieb ist technisch zuverlässig und vollkommen befriedigend möglich. Für die Verhältnisse der schweizerischen Bundesbahnen, auch mit besonderer Berücksichtigung der Gotthardbahn, eignet sich am besten das Betriebssystem mit Einphasenstrom von ungefähr 15 Perioden und einer Fahrdrahtspannung von etwa 15,000 Volt, wobei diese Stromart zweckmäßig direkt als solche in Wasserkraftwerken zu erzeugen und auf möglichste Verwendung von Werken mit Akkumulierfähigkeit zu sehen ist. Die für diese Betriebsart durchgerechneten Projekte für den elektrischen Betrieb der Gotthardbahn zeigen, daß dieser für einen Verkehr, wie er bei Einführung der Elektrisierung vorhanden sein wird, schon bei den gegenwärtigen Kohlenpreisen trotz der Annahme wesentlich größerer Geschwindigkeiten erheblich billiger sein wird als der Dampfbetrieb, wozu die Vorteile der Rauchlosigkeit und der Möglichkeit besserer Ausnutzung der Bahnanlage hinzukommen."

In Österreich-Ungarn setzte der elektrische Bahnbau 1896 mit der von Siemens-Halske erbauten kleinen Budapester Untergrundbahn ein. Bis in die neueste Zeit hat man für viele Bahnen an dem Gleichstromsystem festgehalten, während seit 1904 mit dem Bau der Stubai-Talbahn durch die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft zuerst der Wechselstrom angewandt worden ist. Seitdem sind zahlreiche elektrische Bahnen dem Betriebe übergeben oder in Vorbereitung für den elektrischen Betrieb begriffen.

In Italien sind von großen Gleichstrombahnen die schon 1901/02 eröffnete Bahn

Mailand—Varese—Porto—Ceresio zu nennen. Im Jahre 1904 wurden die Linien Castellamare—Sorrent und Varese—Luino (beide von Siemens & Halske) erbaut. In den nächsten Jahren sind zahlreiche neue elektrische Strecken hinzugekommen. Ein sehr bedeutendes Unternehmen bilden die zehn elektrisierten Linien der italienischen Staatseisenbahnen von insgesamt 311 km, unter denen die Linie Neapel—Salerno—Castelmare, Mailand — Monza — Lecco, Domodossola—Iselle herauszuheben sind.

In Holland wurde 1908 durch Siemens-Schuckert die Bahn Rotterdam—Haag—Scheveningen erbaut. Im Bau begriffen ist die Überlandbahn Leiden — Rynsburg — Katwijk und Rynsburg — Nordwijk, die gleichfalls durch Siemens - Schuckert und die Bergmann-Gesellschaft errichtet wurde. In Belgien wurde das Kleinbahnnetz im Borinage (Chemins de Fer vicinaux) eröffnet (20.8 km); das Netz wird aber nach vollem Ausbau 129 km zählen. Die Erbauerin ist die A. E. G. In Spanien wurde 1907 die Gleichstrombahn Barcelona—Sarria und 1909 die Überlandbahn Pamplona—Sanguesa durch die A. E. G. (60 km), und die Teilstrecke der Hauptbahn Linares—Almeria, nämlich die Sante-Fé-Gergal (Brown Boveri & Co.) eröffnet. In Norwegen wurde bereits 1899 die von Schuckert & Co. erbaute, 19 km lange Gleichstrombahn Hafslund—Sandesund eröffnet, der erst 1909 die Bahn Thamshaven—Looken (A. E. G. und Brit. Westinghouse) folgte. Im Bau begriffen ist (durch die A. E. G.) die Rjukanbahn. In Schweden wurden 1905 bis 1908 seitens der Staatsbahn die beiden Strecken Stockholm—Tomteboda—Järva und Tomteboda—Värtan eröffnet, für welche die A. E. G., Siemens-Schuckert und die Westinghouse-Gesellschaft Lokomotiven und Triebwagen lieferten. In Vorbereitung ist die sogenannte Lofotenbahn (Kiruna—Riksgränsen), die von den Siemens-Schuckert-Werken gemeinsam mit einer schwedischen Gesellschaft erbaut wurden.

Aus den vorstehenden Andeutungen ergibt sich immerhin, daß Deutschland im elektrischen Bahnbau hinter dem Auslande weit zurücksteht. Deutschland ist allerdings in der glücklichen Lage, die Erfahrung des Auslandes mit jeglichem System und jeglicher Bahnart sich zunutze machen zu können. Die großen deutschen Elektrizitätsfirmen haben ausreichende erfolgreiche Erfahrungen gesammelt, die sie für den auch in Deutschland dringend erforderlichen Ausbau der elektrischen Voll- und Kleinbahnen verwerten können.

*

Patentstatistik.

Die Tatsache, daß wir im Zeitalter der Technik und der Erfindungen leben, wird aufs deutlichste illustriert durch die Patentstatistik der letzten Jahre.*) Sind doch im vergangenen Jahre 1912 nicht weniger als 45,815 Patente bei dem Kaiserlichen Patentamt angemeldet worden, während ihre Zahl im Jahre 1900 21,925, im Jahre 1890 nur 11,882 und im Jahre 1880 gar nur 7017 betrug.

Die Statistik lehrt aber auch, daß das Erfinden nicht nur eine sehr geschätzte, sondern auch eine recht dornenvolle Tätigkeit ist. Den 45,815 angemeldeten Patenten des J. 1912 stehen nur 13,080 erteilte Patente gegenüber, was einem Prozentsatz von 28.5 entspricht. Besonders bei unserm deutschen Patentamt ist die Prüfung, ob „neue Erfindungen", die eine gewerbliche Verwertung gestatten, im Sinne des Patentgesetzes vorliegen, äußerst streng. Der weitaus größere Teil der Anmeldungen wird bereits in der Vorprüfung abgelehnt. So wurden im letzten Jahr nur 14,981, d. i. knapp der dritte Teil der eingelaufenen Patente, im Reichsanzeiger bekanntgemacht und im Patentamt ausgelegt; von diesen wurde dann, wie erwähnt, 13,080 die Genehmigung erteilt. — Die Prüfung ist mit dem starken Anwachsen der Zahl der Anmeldungen offensichtlich strenger geworden. Im Jahre 1890 wurden von den 11,882 angemeldeten Patenten 5351, also fast die Hälfte, bekanntgemacht und 4680, d. h. 39.4 Prozent, erteilt, und im Jahre 1880 wurden 7017 Patente angemeldet, 4422 (63 Prozent) bekanntgemacht und 3966 (56.5 Prozent) erteilt.

Noch weit ungünstigere Verhältnisse treten uns aber entgegen, wenn wir an Hand der Patentstatistik einen Blick werfen auf die Lebensdauer der Patente. Unser Patentgesetz ist darauf zugeschnitten, nur wirklich leistungsfähigen Erfindungen, die sich auch tatsächlich in der Praxis bewähren, den Patentschutz für die gesamten 15 Jahre zu gewähren. Dies wird erreicht durch starke Steigerung der anfänglich geringen Gebühren — die Gebühr beträgt bekanntlich im zweiten Jahr 50 M., wächst von Jahr zu Jahr um weitere 50 M., beträgt also im letzten Jahre 700 M. Bei Nichtzahlung der Gebühren verfällt das Patent.

Die Absicht des Gesetzgebers wird in vollem Maße erfüllt. Wollen wir die Ergebnisse des Jahres 1912 betrachten, so müssen wir auf das Jahr 1897 zurückgehen. In diesem Jahre wurden 18,347 Patente angemeldet; von den aus diesem Jahre stammenden 6244 erteilten Patenten haben ihr Ende im Jahre 1912, dem 15. Jahre ihres Bestehens, nur 234 erreicht, das sind 3.7 Prozent der erteilten und 1.3 Prozent der angemeldeten Patente. Alle übrigen sind im

*) Vergl. Blatt für Patent-, Muster- und Zeichenwesen. 1913. Nr. 3.

Laufe der Jahre durch Nichtzahlung der Gebühren erloschen, wenn wir von den wenigen, nachträglich angegriffenen und für nichtig erklärten Patenten absehen.

Im ganzen ergibt sich folgender Überblick über das erreichte Alter der im Jahre 1897 erteilten Patente:

Mit Ablauf			verfielen		waren im ganzen verfallen	
des	1.	Jahres	16.2	Proz.	16.2	Proz.
"	2.	"	22.9	"	39.1	"
"	3.	"	15.5	"	54.6	"
"	4.	"	11.0	"	65.6	"
"	5.	"	7.9	"	73.5	"
"	6.	"	5.7	"	79.2	"
"	7.	"	3.6	"	82.8	"
"	8.	"	2.6	"	85.4	"
"	9.	"	2.3	"	87.7	"
"	10.	"	1.8	"	89.5	"
"	11.	"	2.0	"	91.5	"
"	12.	"	1.3	"	92.8	"
"	13.	"	1.2	"	94.0	"
"	14.	"	2.3	"	96.3	"
"	15.	"	3.7	"	100.0	"

Mit Ablauf des 4. Jahres waren also fast zwei Drittel der erteilten Patente bereits erloschen.

Insgesamt sind seit der Errichtung des Patentamtes im Jahre 1877 bis Ende 1898 101,760 Patente erteilt worden. Davon haben 3091 = 3.0 Prozent die gesetzliche Höchstdauer erreicht.

Die nüchternen Zahlen der Statistik reden eine beredte Sprache. Sie zeigen in der Tat, daß die Tätigkeit des Erfinders dornenvoll und reich an Enttäuschungen ist. Der jüngsthin veröffentlichte Regierungsentwurf zu einer Patentgesetznovelle will hier durch verschiedene Maßnahmen Besserung schaffen. So ist z. B. auch eine Herabsetzung der Gebühren, besonders für die ersten Jahre, vorgesehen. F. K.

*

Bereits in einem früheren Heft dieser Zeitschrift ist auf ein Werk hingewiesen worden, „Die Technik des XX. Jahrhunderts", erschienen im Verlage von George Westermann, das besonders geeignet ist, auch Nichtfachleute über die Entwicklung und den derzeitigen Stand der verschiedenen technischen Industrien zu belehren. Von diesem Werk ist kürzlich der letzte (4.) Band erschienen, der einige besonders interessante Kapitel enthält. So wird in dem ersten Abschnitt die Entwicklung der Dampf- und Elektrobahnen behandelt, wobei in eingehender Weise diejenigen Gesichtspunkte erläutert werden, die in bestimmten Fällen für eine Elektrifizierung von Dampflinien maßgebend sind. Ebenso interessant und aktuell ist der zweite Abschnitt über Schiffe und Schiffsmaschinen. Hier werden alle die gerade in neuerer Zeit den gesamten Schiffbau heftig bewegenden Fragen über die Wirtschaftlichkeit der Turbinen, über die Methoden zur Erzielung einer guten Umsteuerbarkeit derselben, über die Einführung von Rohölmotoren an Stelle der Kolben-Dampfmaschinen und endlich auch die für große Schiffsbetriebe nicht minder wichtige Frage der Herabminderung des Heizerpersonals durch die neuen Schiffsmaschinen eingehend besprochen. Auch das Kapitel über Luftfahrt von Parseval wird vielen Lesern manche neue Anregung bieten. Ganz besonders gut gelungen ist der von Kuhlmann bearbeitete Abschnitt über Post, Telegraphie und Fernsprechwesen. Hier werden alle Einrichtungen zur Abfertigung und Beförderung von Briefen, Drucksachen, Paketen usw. besprochen, unter anderem auch die neuerdings vielfach eingeführten Briefmarkenautomaten, Stempelmaschinen und ähnliches. Auch die verschiedenen Systeme der Telegraphie und Telephonie, die von der Reichspost verwendet werden, finden eingehende Erläuterung. Gerade dem Laien dürfte dieses Kapitel viel Neues und Interessantes bieten. In der Besprechung der Antennen, welche in den Stationen für drahtlose Telegraphie verwendet werden, hat sich allerdings leider ein Fehler eingeschlichen in der durchaus unzutreffenden Angabe, daß die Form des Luftleiters einer Station gegenüber der Höhe der Türme und Masten nur eine unwesentliche Rolle spiele. Die übrigen Abschnitte des Buches, Graphik von A. Miethe, Technische Fabrikationsmethoden und die Organisation der Großbetriebe von E. Huhn sowie eine Schlußbetrachtung über die wirtschaftlichen Verhältnisse der Großbetriebe von Mollwo, dürften ebenfalls für den Leser nach vieler Richtung von Wert sein. Gl.


Princeton University Library
32101 064062126

